

*image
not
available*

J. J. Hermans
1848. Gent

Conversations-Lexicon.

Vierte Auflage.

Dritter Band.

D bis F.

A n z e i g e.

Der Pränumerationspreis auf dieses Werk, welcher bis auf nähere Anzeige beibehalten werden soll, beträgt gegen gleich baare Bezahlung für sämtliche zehn Bände, aus denen es bestehen wird, auf Druckpapier 12 Thlr. 12 Gr. oder 22 Fl. 30 Kr., und auf Schreibpapier 18 Thlr. 18 Gr. oder 33 Fl. 45 Kr. — Privatpersonen, welche sich unmittelbar an die Verlagshandlung wenden, erhalten auf sechs Exemplare das siebente frei, wenn sie zugleich den Betrag in Wechsel oder baar einsenden, oder dafür genügende Zusicherung und Anweisung geben. Eine kleine Anzahl Exemplare ist auf Velinpapier in großem Format abgedruckt worden, und kostet ein solches Exemplar 40 Thlr. — Den Buchhandlungen werden übrigens solche Vortheile gewährt, daß sie, in sofern sie von Leipzig nicht zu entfernt sind, ohne den Pränumerationspreis zu erhöhen, gegen baare Zahlung Exemplare liefern können; jedoch wird man an sie keine Ansprüche auf Freieremplare oder auf Rabatt machen.

Der 8te, 9te und 10te Band ist in der vierten mit der vorhergegangenen Auflage, welche auf dem Titel zweite Aufl. und in der Norm neue Auflage heißt, ganz gleich, da der Satz bloß wiederholt ist.

Conversations-Lexicon

o d e r

encyclopädisches Handwörterbuch

für

gebildete Stände.

In zehn Bänden.

D r i t t e r B a n d.

D bis F.



Vierte Original-Auflage.

Mit Königl. Württembergischen Privilegien.

Altenburg und Leipzig:

F. A. B r o d h a u s.

1 8 1 7.

1913-1914

D.

Da Capo

Dach

D. Mit diesem Buchstaben bezeichnet man in der modernen Musik die zweite diatonische Klangstufe des Systems. Indem das Tonzeichen auf derselben Stufe des Linienystems stehen bleibt, wird durch Vorsetzung eines \sharp oder eines b der Ton im ersten Falle um einen halben Ton erhöht, und die, im zweiten Fall um einen halben Ton erniedrigt und des genannt. Beide werden wegen der Schwierigkeiten der Applicatur selten als besondere Tonarten gebraucht. Das kleine d , oder auch $d. m.$ (*dextra manu*) bezeichnet beim Clavierspiel die rechte Hand. Unter den römischen Zahlen bedeutet es 500, und soll aus IO entstanden seyn. Bei römischen Inschriften bezeichnet es mannichfaltige Vor- und Beinamen, z. B. Decius, Divus u. a. m.; bei Dedicationen bedeutet ein dreimaliges D die Formel *Dat, Donat, Dicat* oder *Dat, Dicat, Dedicat*. Auch ist das D eine gewöhnliche Abkürzung der Juristen, durch welche sie die römischen Pandecten (oder Digesta) citiren. Auf französischen Münzen bedeutet es das *lignon*, auf preussischen ausricher Gepräge.

Da Capo, oder abgekürzt *da Cap.* oder *d. C.*, von vorn, vom Anfange, verlangt, am Ende der Tonstücke gesetzt, daß der Anfang bis zu einem gewissen Absage, der durch *Finis* oder $\overline{||}$ bezeichnet wird, unverändert wiederholt werden soll. Auch ist es ein Ruf für den Sänger oder Instrumentalisten, das vorgetragene Tonstück zu wiederholen.

Dach der obere Theil eines Hauses, welcher dasselbe bedeckt. Das Dach hat die Bestimmung, die unmittelbare Einwirkung der Witterung von dem innern Raume des Hauses abzuhalten, so wie das auffallende Wasser zu empfangen und abzuleiten. Sie sind breit und platt bei den Morgenländern. In den nördlichen Ländern mühten diese Dächer nicht gut wider den Regen, und die Last des Schnees wäre ihnen gefährlich; daher sah man sich hier genöthigt, die Dächer lehrend, oder schrägliegend und oben spitz zu bauen. Ein gewöhnliches Dach besteht wesentlich aus Balken oder Dachschwellen, welche auf den Mauerlatten liegen, aus den Sparren oder Stühsparren und aus den Kahlbalken oder Zwergsparren. Die Dächer sind übrigens nach den Materialien verschieden, z. B. Bohlenhäuser, deren Sparrwerk aus Bohlen d. i. kleinen Brettern von $1\frac{1}{2}$ Fuß Breite und 1 Zoll Dicke, besteht, und welche eine rund zugewölbte oder flache Form haben (durch Philibert de l'Orme im 16ten Jahrhundert erfunden). Eben so sind die Dächer nach ihrer verschiedenen Lage und Form verschieden: daher z. B. deutsche, französische — alt- und neufranzösische — (letzteres Mansardenbach oder gebrochenes Dach s. Mansarde) — Zeltdach — Pultdach — Kuppel (s. Kuppel) u. s. w. Vergl. Busch Handbuch der Erfindungen 3. Thl. 2te Abtheilung unter diesem Artikel.

Conv. Ser. 4te Aufl. II.

Dach (Simon). Ein deutscher Dichter des 17ten Jahrhunderts, geboren zu Memel 1609, studirte zu Wittenberg, wurde nachher Professor der Dichtkunst zu Königsberg, starb 1659. Er hat besonders viele kräftige und fromme Kirchenlieder gedichtet, welche sich in den ältern Gesangbüchern befinden und noch heute mit Andacht gesungen werden. Aber auch seine weltlichen Gedichte sind für die damalige Zeit ausgezeichnet.

Dachstuhl heißt in der Baukunst dasjenige Zimmerwerk, welches unter das Sparwerk eines Daches gesetzt wird, um es tragen zu helfen.

Dacien begriff ehemals, wie es der Geograph Ptolomäus angibt, das heutige Banat, einen Theil von Nieder-Ungarn gegen Abend zu bis an die karpatischen Gebirge, Siebenbürgen, die Moldau, Walachei und Bessarabien; einige wollen auch noch Bulgarien und Serbien mit Bosnien, oder das ehemalige Ober- und Unter-Moslen dazu rechnen. Die Bewohner dieses Landes, Daci, auch Davi, hatten sich, als eine sehr kriegerische Nation, lange Zeit den Römern fürchtbar gemacht, und diese hatten sie zur Zeit der ersten Kaiser nicht bezwingen können. — Daß Kriegsgefangene dieser Nation als Sklaven zu häuslichen Verrichtungen bei den Römern gebraucht wurden, ist aus den Lustspielen des Terenz bekannt. — Als der tapfre und glückliche Trajan im Anfange des zweiten christlichen Jahrhunderts Dacien erobert hatte, theilte er es in drei Theile; Dacia riparia oder ripensis — das heutige Banat und einen Theil Ungerns — weil es von der Theis gegen Abend und von der Donau gegen Morgen umgränzt wurde; Dacia mediterranea — Siebenbürgen — weil es in der Mitte der beiden andern lag, und Dacia transalpina — die Walachei, Moldau und Bessarabien — oder das jenseits der Karpaten, von Siebenbürgen aus gerechnet, gelegne Dacien. Trajan ließ jede dieser drei Provinzen durch einen besondern Präfect regieren, legte in denselben verschiedne Pflanzstädte an, und schickte aus andern Ländern des römischen Reichs Colonisten dahin, um den Städten Einwohner, und dem Ackerbau arbeitende Hände zu verschaffen. Constantin der Große theilte bekanntlich das römische Reich in vier Hauptstatthalterschaften (Praefecturae), deren jede in mehrere Gebiete (Dioceses) getheilt war, welche wieder ihre Unterabtheilungen erhielten. Dacien wurde bei dieser Eintheilung eine Diocese der illyrischen Praefectur, und in fünf Provinzen oder Districte abgetheilt. Als das abendländische Kaiserthum in Verfall gekommen war, wurde Dacien nach und nach von den Gothen, Hunnen, Gepiden und Avarn erobert; gegen Ende des achten Jahrhunderts kam es unter die Herrschaft der Karolinger, unter welcher es fast hundert Jahre blieb. Von dieser Zeit an gehören die fernern Schicksale Daciens, dessen Namen auch aufhörte, in die specielle Geschichte der oben erwähnten Provinzen, aus welchen es ehemals bestand.

Dacier (André), geboren zu Castres in Oberlanguedoc im J. 1651, studirte anfänglich in seiner Vaterstadt, dann zu Saumur unter dem berühmten Tanneguy Le Fevre (Tanaquil Faber), dessen Tochter ebenfalls mit Eifer und Geschmack die alten Sprachen trieb. Nach dessen Tode 1672 ging er, um sein Glück zu machen, nach Paris. Der Herzog von Montausier, dem seine Gelehrsamkeit bekannt wurde, ertheilte ihm hier den Auftrag, den Pompejus Festus zum Gebrauch des Dauphins (in usum Delphini) zu erläutern. Gleiche Neigung zu den Wissenschaften knüpfte zwischen ihm und Anne le Ferre

im Jahr 1693 das Band der Ehe, und zwei Jahre darauf gingen beide zur katholischen Religion über. Sie setzten darauf ihre gelehrten Arbeiten in Paris rühmlich fort und erhielten durch ihre hohen Gönner, den genannten Herzog und den Bischof von Meaux, vom König ansehnliche Pensionen, welche späterhin vermehrt wurden. Die Akademie der Inschriften nahm ihn hierauf im Jahr 1695 und die französische Akademie am Ende desselben Jahres zum Mitgliede auf. Letztere erwählte ihn in der Folge zu ihrem beständigen Secretär. Auch ward ihm die Aufsicht über das Cabinet im Louvre anvertraut. Er starb den 18ten September 1722. Dacier hat viele Uebersetzungen griechischer und lateinischer Autoren geliefert, welche jedoch nicht eben geeignet waren, dem Alterthume Freunde zu gewinnen. Am bekanntesten ist seine Uebersetzung des Horaz; allein die schönsten Blüthen des römischen Dichters verwelken in der Hand des französischen Uebersetzers, und in dem beigefügten Commentar trifft man auf verschiedene so bizarre Entscheidungen und sonderbare Auslegungen, das Boileau sie spöttisch Daciers Offenbarungen nannte. Die Vorliebe, welche Dacier für die Alten hatte, ließ ihn eine große Uebereinstimmung zwischen der Weisheit derselben und der Moral des Evangeliums, zwischen der Lehre des Plato und der ersten Kirchenväter finden, allein um diese zu beweisen, trägt er kein Bedenken, sich manche Umänderung zu erlauben. Außer der genannten Ausgabe des Pompejus Festus und Verrius Flaccus und der Oeuvres d'Horace en latin et en Français nebst den nouveaux éclaircissements sur les oeuvres d'Horace und der nouvelle Traduction d'Horace mit kritischen Anmerkungen, sind bekannt: seine Uebersetzung des Marc Antonin, des Epictet, der Poetik des Aristoteles mit Anmerkungen, der Lebensbeschreibungen des Plutarch, des sophokleischen Oedipus und der Elektra, der Werke des Hippokrates, und mehrerer Dialogen des Platon, — größtentheils mit saden Anmerkungen, ziemlich oberflächlich und prosaisch, doch für die französische Sprache möglichst treu übersetzt.

Dacier (Anne Le Fevre), die Gattin des vorhergehenden, war im Jahr 1651 zu Saumur geboren. Ihr gelehrter Vater unterrichtete sie und bildete ihr Talent. Sie begab sich nach ihres Vaters Tode nach Paris, wo ihre Gelehrsamkeit besonders durch eine Ausgabe des Callimachus (1675), welche sie dem Puctius, damaligem Unterhofmeister des Dauphins, dedicirte, bald bekannt, und ihr vom Herzog von Montansier die Bearbeitung mehrerer Ausgaben der alten Autoren zum Gebrauch des Dauphins aufgetragen wurde. Zuerst bearbeitete sie den Florus, dessen Ausgabe sie, mit einem lateinischen Schreiben begleitet, der Königin Christina von Schweden zuschickte, in welchem sie sich für die ihr durch den Grafen von Königsmark angebotene Gnade, an ihren Hof zu kommen, bedankte. Die Königin antwortete ihr mit eigener Hand, und veranlaßte sie nach ihrem eignen Beispiel den katholischen Glauben anzunehmen. Auch als Gattin des vorigen hat sie mehrere Commentare über römische Autoren zum Gebrauch des Dauphins gearbeitet, und sich namentlich durch Uebersetzungen der Alten zu ihrer Zeit sehr berühmt gemacht. Unter letztern machte ihre Uebersetzung des Homer besonders Aufsehen. Diese Uebersetzung, welche die Schönheiten des Originals nur sehr schwach wiedergibt, wurde Veranlassung zu einem Streite zwischen ihr und la Motte, in welchem es sich zeigte, daß Madame Dacier noch weit weniger Bogis verstand, als la Motte die griechische Sprache. In

ihren *Considerations sur les causes de la corruption du goût* vertheilte sie den Homer mit dem Scharfsinn eines gründlichen Commentators, la Motte aber antwortete ihr mit den Waffen des Wises und der Sanftmuth; weshalb man damals sagte: la Motte habe wie eine geistreiche Frau, Madame Dacier hingegen wie ein gelehrter Mann geschrieben. Eben so wenig schonte sie in ihrem *Homère défendu* den Vater Hardouin, der eine ironische Apologie dieses Dichters geschrieben hatte, und man sagte daher, sie habe gegen den Verächter Homers mehr Beleidigungen ausgestoßen, als dieser selbst allen seinen Helden in den Mund gelegt. Ferner ihre Uebersetzung des Terenz, zu welcher sich die französische Sprache schon mehr eignet, und dreier Stücke des Plautus. Als Moliere seinen *Amphictryon* hatte aufführen lassen, schrieb sie einen Commentar, in welchem sie zu beweisen sucht, daß das Original des Plautus weit über die Nachahmung des Moliere erhaben sey. Sie unterdrückte jedoch diesen Commentar, als man ihr meldete, daß Moliere auf dem Puncte stehe, seine *Femmes savantes* aufführen zu lassen. Vor der erwähnten Uebersetzung steht eine nicht uninteressante Vorrede, in welcher sie von dem Ursprunge, der Ausbildung und den verschiedenen Veränderungen der dramatischen Poesie redet, und des Plautus Werth in Hinsicht auf komische Kraft und Fruchtbarkeit der Erfindung weit über den des Terenz erhebt. Als die erste Uebersetzung des komischen Dichters der Griechen verdient ihre *Traduction du Plutus et des Nuées d'Aristophane* eine billige Nachsicht. Auch ihre *Traduction d'Anacréon et de Sappho*, mit welcher eine Apologie der letztern verbunden ist, machte zu ihrer Zeit Glück. Sie schrieb auch Anmerkungen über die heilige Schrift, welche sie aber aus Grundsätzen nicht herausgab. Ihr Leben war ganz den Wissenschaften und ihrem häuslichen Wirkungskreise gewidmet, und endete den 17ten August 1720. Gleich achtungswerth durch ihren Charakter und durch ihre Talente, gewann sie eben so viel Bewunderer durch ihre Tugend, ihre Standhaftigkeit und ihren Gleichmuth, als durch ihre Schriften. Sie wurde Mitglied mehrerer Akademien.

Dactyliographik, die Steinschneidekunst. (S. d. Art.)

Dactyliothek. Mit diesem griechischen Worte bezeichnet man eine Sammlung von geschnittenen Steinen, modernen und antiken, vorzüglich der letztern; denn ihr Kunstwerth macht sie vor allem der Aufbewahrung würdig. Nirgends war die Steinschneidekunst zu höherer Vollkommenheit gediehen, als in Griechenland, wo man geschnittene Steine nicht bloß in Ringen trug (daher der Name Dactyliothek, von *δακτύλιος*, der Ring), sondern auch zum Siegeln brauchte, und Pokale und andere Prachtgefäße damit verzierte (s. Gemmen, Steinschneidekunst); griechische Künstler hatten daher vielfache Veranlassung, auch diese Steine mit ihrem Schönheitsinne und Kunstgenie zu bezeichnen. Weit hinter den griechischen Künstlern bleiben hierin die römischen zurück; reiche Römer aber waren die ersten, welche von solchen Steinen Sammlungen anlegten. Seaurus, des Sylla Stieffohn, machte den Anfang (Plin. H. N. 37, 5.); der große Pompejus brachte des Mithridates Sammlung nach Rom und stellte sie im Capitol auf; eine ungleich größere Cäsar im Tempel der Venus Genetrix, und unter August nachher M. Marcellus im Tempel des palatinischen Apollo. In neuern Zeiten wetteiferten die edeln Fürstenthäuser Italiens, auch diese Kunstschätze um sich zu versammeln. Das Haus Gonzaga legte die erste Dactyliothek an, ihm folgte das Haus Este zu Modena, das Haus Farnese, und in Florenz aus dem

Hause Medici Lorenzo der Prachtige. Die Steine, die er besaß, jetzt in mehrere Cabinette zerstreut, sind noch kennbar, indem Lorenzo die Gewohnheit hatte, sie mit Lor., oder Lor. de M., oder auch bloß M. bezeichnen zu lassen. Seine Sammlung wurde zerstört, von den Medicis aber eine neue angelegt, der Grund zur jetzigen florentinischen, der beträchtlichsten von allen, denn sie enthält gegen 4000 Steine. In Rom entstanden erst unter Papst Julius II. und Leo X., und nur unbedeutende Sammlungen. Maria Piccolomini, ein römischer Prälat, hatte hier die beste, und Lucio Obescahi, nachher Duca di Bragiani, die der Königin Christina von Schweden. Späterhin hatte Rom die Sammlungen in der vaticanischen Bibliothek (mehr durch Zufall als Plan zusammengebracht), im Palast Barberini und Strozzi (Meisterwerke enthaltend; jetzt in St. Petersburg), und noch jetzt zeichnen sich die dem Prinzen Piombino gehörige ludovisische Sammlung und die des Cardinals Borgia zu Belletti, berühmt durch ihre ägyptischen Steine und Scarabäen, aus. Neapel hat schöne geschnittene Steine im Cabinet zu Portici und zu Capo di Monte. Zu Catania in Sicilien brachte der Prinz Viscari eine große Sammlung von lauter einzeln in Sicilien gefundenen Steinen zusammen. Die übrigen Länder Europas vernachlässigten ebenfalls dergleichen Sammlungen nicht. In Frankreich wurde die erste bereits unter Franz I. angelegt, in den bürgerlichen Kriegen aber wieder zerstreut. Den Fonds zu der jetzigen sehr merkwürdigen des Antikencabinetts der kaiserlichen Bibliothek legte Louis unter Ludwig XIV. Eine gute Sammlung war die des Herzogs von Orleans, die ihm als Erbschaft aus der Pfalz zufließt. Außerdem mehrere Sammlungen von Particuliers. Mehrere berühmte Sammlungen hat England, die der Herzoge von Bebborough, Devonshire, Carlisle, Bedford und Marlborough. Auch in Deutschland fehlt es nicht daran. In Sanssouci sind mehrere Sammlungen vereinigt, unter diesen die durch Winkelmanns Beschreibung so berühmte von Muzel Stosch. Wien hat ein eigenes Gemmenecabinet; die dresdner Sammlung ist nicht unbedeutend; einige gute Steine besitzt die Rathsbibliothek zu Leipzig. Die Sammlung zu Cassel ist zahlreich, aber unbedeutend; schöne Stücke besitzt München. Uebrigens giebt es hier ebenfalls manche Privatsammlung. In Holland war das Cabinet des Prinzen von Oranien bedeutend. Im königlichen Schlosse zu Copenhagen steht man einige Gefäße mit eingelegten geschnittenen Steinen, und St. Petersburg hat außer der von Zeit zu Zeit ansehnlich vermehrten kaiserlichen, deren Catalog der gelehrte Archäolog Hofrath Köhler verfertigt hat, an der des Grafen Poniatowski eine der reichsten. Zu der kaiserlichen ist die des berühmten Steinschneiders Ratter die Grundlage. Um entfernte Kunstfreunde an den gütlichen und sinnreichen, oder auch bloß merkwürdigen Bildwerken solcher Steine Theil nehmen zu lassen, hat man zwei Mittel gewählt, Kupferstich und Abdruck (oder Abguß s. d. Art.). Außer denen, welche nur einzelne solcher Bildwerke durch Kupferstich bekannt machten, hatten die meisten die Absicht, entweder alle Bildwerke von Einer Art zusammenzustellen, oder die eines ganzen Cabinets zu liefern. Bildwerke einer gewissen Art stellten zusammen Bellori, Bildnisse von Philosophen u. a., Ghislet Abraxas, Gori Steine mit Sternen, Ficoroni Steine mit Inschriften, Stosch Steine mit den Namen der Künstler. Abbildungen ganzer Sammlungen lieferten Gori in dem Museum Florentinum, Wicar und Mongez in der Gallerie von Florenz, Mariette von der

ehemaligen königlich französischen, Leblond und Lachaux von der des Herzogs von Orleans, Gähel von der wiener. Außerdem gehören hieher das Museum d'Odescalchi, die Cabinets von Gravelle, Stosch, Bossi, des Herzogs von Marlborough. Wie schön aber auch mehrere dieser Abbildungen sind, so gebührt doch den Abdrücken der Vorzug. Man hat ebenfalls mehrere Sammlungen solcher Abdrücke, die man auch mit dem Namen der Dactyliotheken zu bezeichnen pflegt, z. B. die Lippertsche Dactyliothek. Sie, so wie die dazu verfertigten Cataloge und Beschreibungen, sind ein wichtiges Hülfsmittel für das Studium dieses Zweigs der Antike. (S. hierüber Paste.)

dd.

Dactylologie oder Dactylonomie ist die Kunst, an den Fingern zu rechnen, und im weitern Sinn die Fingersprache, oder die Kunst, durch die Finger seine Gedanken auszudrücken.

Dactylus, dactylisch. Dactylos heißt im Griechischen ein Finger, und man hat diesen Namen einem metrischen Fuß (s. Fuß) gegeben, weil er, wie der Finger, aus einem langen und zwei kürzern Gliedern besteht. Ein dreisylbiges Wort, dessen erste Sylbe lang, die beiden folgenden kurz sind, gibt einen Dactylus, z. B. Lieblicher, schallende. Die Bewegung ist hier eine rasch fort-eilende, hinabrollende. Daher erhalten auch Verse, in welchen der Dactylus herrschend ist (dactylische Verse), den eigenthümlichen Charakter dieser Bewegung, modificirt nicht nur durch den Charakter der Füße, mit welchen er vermischt wird, und verschieden darnach, wie oft der Dactylus in einem Rhythmus vorkommt, sondern auch sehr verschieden, je nachdem das verschiedene Gewicht der Syllbenlängen und Kürzen denselben entweder nach Spondeen oder Zweivierteltract (♩ ♪ ♪) oder trochäisch nach Dreiachteltact (♩ ♪ ♪) zu messen gebietet. Ersteres könnte man den schweren, majestätisch rollenden, letzteres den leichten, leicht hinrollenden oder hüpfenden Dactylus und dactylischen Vers nennen, und hiernach giebt es auch einen leichten und schweren Hexameter (s. d. Art.). Der erstere wird der leichten Elegie, u. s. w., der letztere (daher auch der heroische Hexameter) dem großen epischen Gedichte angemessener seyn. (Vergl. Rhythmus.)

Däbalien, Däbalos, (Daibalien, Daibalos). Man nennt ganz gegliederte Figuren oder Bilder, die mit den Füßen in fortschreitender Bewegung sind, däbalische Figuren, Däbalien, Däbali. Woher sie diese Benennung haben, darüber ist man nicht einig. Winkelmann, dem Paläphatus und Diodor folgend, sagt: „Däbalus fing an, die unterste Hälfte der Hermen in Gestalt der Beine völlig von einander zu sondern, und von ihm sollen die ersten Statuen den Namen Däbali bekommen haben.“ Auch ist die gewöhnliche Meinung, daß Däbalus zuerst an den Statuen die Schenkelbeine fortschreitend und abgesondert gestellt habe (woraus sich die Sage erklärt, seine Statuen hätten sich bewegt), da alle frühern Bildhauer die Bildsäulen mit niederhängenden, von den Seiten und in der Mitte nicht abgetheilten Armen und Füßen gebildet hatten, wie die mumienartigen Statuen der Aegyptier. Nach Pausanias hingegen erhielt Däbalus seinen Namen von jenen Statuen (der Name dieser läme dann von daiballein, d. h. künstlich ausarbeiten). Diese Aussage des Pausanias dürfte ein besonderes Gewicht durch Böttigers sinnreiche Hypothese erhalten, daß Däbalus nicht ein Eigen-

name, sondern ein Gemeinname aller ersten Architekten, Metallurgen und Bildschnitzer in der griechischen Vorwelt sey, also überhaupt einen Kunstmenschen bezeichne (Andeutungen zu 24 Vorlesungen über die Archäol., Dresden, 1806. S. 48.). Jede Kunst pflanzt sich im Anfang nur im Familienkreise fort, und die Schüler werden auch Söhne genannt. So kennen auch die Alten eine Künstlerfamilie des Dädalus: Talos, Perdix, Dipodros, Skyllis u. A. Nach der gewöhnlichen Meinung lebte er ferner drei Menschenalter vor dem trojanischen Kriege, und war ein Künstler von ausgezeichneten Talenten in Architektur, Bildhauerei, Steinschneidekunst, auch Erfinder mehrerer dazu nöthigen Werkzeuge. Als Bildhauer arbeitete er in Holz (denn aus Stein zu hauen, verstand man damals noch nicht), und war der Erste, der seinen Bildern geöffnete Augen gab. Dies that er in Athen, welches er, weil er einen seiner Schüler eifersüchtig getödtet hatte, verlassen mußte; in Greta erbaute er das berühmte Labyrinth, verfertigte für Ariadne, des Minos Tochter, eine Gruppe Tänzer und Tänzerinnen aus weißem Stein, aber auch für Pasiphaë, des Minos Gemahlin, die berühmte hölzerne Kuh, wodurch sie ihr unnatürliches Gelüst zu einem Stier befriedigte, und den Gemahl mit dem stierhauptigen Minotaurus beschenkte. Mit seinem Sohne Ikaros eingekerkert, sann er auf Mittel zur Flucht. Die Flügel aus Leinwand mit Wachs befestigt, die dem allzuhoch strebenden Ikaros den Tod brachten, wodurch das ikarische Meer den Namen soll erhalten haben, sind bekannt. Dädalos selbst gelangte glücklich nach Sicilien, an dessen südlicher Küste auch ein Ort von ihm Daedalium benannt wurde. Auch wurde zu Boeotien, besonders aber zu Plataea ein bekanntes Fest (Daedala oder Daedalea) — Bilderfest gefeiert. Man darf mit ihm einen spätern Bildhauer Dädalos aus Sicion nicht verwechseln. Daß hier aus mehreren Sagen ein Ganzes zusammengelassen sey, wozu die Dädali, Kunstmenschen, Veranlassung gaben, ist nur allzuglaublich. Nimmt man Böttigers Hypothese und die Verbreitung einer Kunstschule an, so dürfte sich hieraus manche Spur der frühesten Kunstbestrebungen entwickeln lassen. dd.

Dädalisch, Kunstreich, geschickt, besonders in Beziehung auf bildende Kunst. (S. d. vorigen Art.)

Daendels, ein in der neuern Geschichte der vereinigten Niederlande berühmt gewordener holländischer General, flüchtete sich bei der Revolution 1788 nach Frankreich. Dumouriez stellte ihn als Oberlieutenant in seiner Expedition gegen Holland 1793 und 1794 an. Damals diente er als Brigadegeneral in der Division, welche Moreau commandirte, und zeichnete sich sehr aus. Den 20ten Juni 1795 trat er wieder als Generallieutenant in die Dienste seines Vaterlandes. Zu Ende 1797 begünstigte er die Veränderungen, welche die Errichtung des batavischen Directoriums herbeiführte. Als den 22ten Januar 1798 die republikanische Partei, nach neu erhaltenem Zuwachs, die constituirenden Autoritäten erneuerte und ihre Parteigänger dazu beförderte, hatte sich Daendels diesen Maßregeln abgeneigt gezeigt, wurde als Anhänger der Aristokraten bezeichnet, und sollte auf Befehl des Directoriums arrestirt werden. Er ging daher nach Paris, beschwerte sich bei dem französischen Directorium, wußte es für sich zu gewinnen, und wurde bevollmächtigt, eine neue Revolution ins Werk zu richten. Mit dieser Vollmacht begab er sich in Geheim nach Haag, befehlete, an der Spitze einiger Compagnien batavischer Grenadiere,

Den 12ten Juni am hellen Tage das Directorium, ließ seine Mitglieder in Verwahrung nehmen, setzte die Staatsbeamten ab und neue dafür ein, und erhielt den Beifall der französischen Regierung. 1799 commandirte er die batavische Armee, als die Engländer und Russen eine Landung in Holland bewerkstelligten, und zeigte Einsicht und Uner-schrockenheit. 1802 berief ihn die batavische Regierung zu sich, um sich über eine Schrift zu erklären, die man ihm zuschrieb, und die der Vorläufer eines neuen 12ten Juni zu seyn schien. Er beruhigte seine Obern und betheuerte seine Anhänglichkeit an ihr Interesse; doch konnte er den Verdacht nicht vollkommen von sich ablehnen, und blieb lange ohne Anstellung. Bei der Thronbesteigung Ludwigs Bonaparte wurde er von diesem sehr ausgezeichnet, mit Würden überhäuft und zum Generalgouverneur von Batavia ernannt. Nach der Einverleibung Hollands mit Frankreich rief ihn Napoleon von diesem wichtigen Posten zurück und übertrug ihn dem General Jansen. Im Sommer (1812) traf Daendels wieder in Europa ein. Er benutzte seine Ruhe, um ein Compt rendu über seine Verwaltung in Java in 4 Foliohänden herauszugeben, wodurch zugleich über die Statistik und den ganzen Zustand dieses wichtigen Landes viel Licht ist verbreitet worden. Späterhin wurde er vom König der Niederlande zur Besignahme und Organisation der wieder erworbenen Besitzungen auf der Küste von Afrika ernannt.

Dagg, ein fest gebrechtes kurzes Bau, womit Verbrecher auf den Schiffen gezüchtigt werden. Daggeläufen wird wie Spießruthenlaufen gebraucht, indem der Strafbare von einem Verdeck des Schiffs bis zum andern durch die Reihen des Schiffsvolks gepeitscht wird.

Dagobert I., wegen seiner Kriegsthaten der Große genannt, König der Franzosen, folgte im Jahr 628 seinem Vater Clotar II., welcher das vorher getheilte fränkische Reich wieder vereinigt hatte, in der Regierung. Er kriegte glücklich gegen die Slavonier, Sachsen, Gasconier und Bretagner, aber er besleckte den Glanz seiner Siege durch Grausamkeit, rohe Willkühr und ungezügelter Wollust. So wird von ihm erzählt, daß er nach Besiegung der Sachsen alle diejenigen habe hinrichten lassen, deren Wuchs die Länge seines Degens überstiegen habe. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich dadurch, daß er den Franken bessere und vollständigere Gesetze geben ließ. Er starb im Jahr 638 zu Epinay in einem Alter von 36 Jahren und ward zu St. Denis beerdigt, welches er sechs Jahre vorher gegründet hatte.

D'Aguesseau (Henry François), ein um die frühere französische Gesetzgebung und Beredsamkeit höchst verdienster Mann, war zu Limoges den 27sten November 1668 geboren, und zeigte frühzeitig die glücklichsten Anlagen. Sein Vater, Intendant von Languedoc, war sein erster Lehrer. Der Umgang mit Gelehrten, besonders mit Racine und Boileau, war sein größtes Vergnügen, und dieser bildete sein Talent zur Dichtkunst, die er bis an die letzten Tage seines Lebens liebte. Er wurde 1691 in Paris Generaladvocat und in einem Alter von 32 Jahren Generalprocurator des Parlements. In diesem Posten traf er viele Verbesserungen der Gesetze und Rechtspflege und nahm sich besonders der Verwaltung der Hospitäler an. Als man ihm einst rieth, sich mehr Ruhe zu erlauben, antwortete der edle Mann: „Kann man ruhen, so lange es noch so viele Menschen gibt, welche leiden?“ Bei einer Hungersnoth im Winter

1709, deren Furchtbarkeit stets im Andenken von Frankreich bleiben wird, wandte er alle seine Macht an, um den Kornwucher zu unterdrücken und das Elend zu mildern. Muthig vertheidigte er die Rechte der Nation und der gallicanischen Kirche, und standhaft verworf er die Beschlüsse Ludwigs XIV. und des Kanzlers Boissin zu Gunsten der päpstlichen Bulle Unigenitus. Diesen Widerstand unterstützte seine Gemahlin, die ihm zurief, als er nach Versailles ging, wohn ihn der Königin berufen hatte, um diese Angelegenheiten zu verhandeln: *Allez, oubliez, devant le roi, femme et enfans. Perdez tout, hors l'honneur!* (Geh', vergiß vor dem Könige Frau und Kinder; verliere alles, außer die Ehre!) Nach dem Tode Ludwigs XIV. wurde er unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans Kanzler (1717), fiel aber, weil er sich Law's unheilbringendem Finanz-Systeme standhaft widersetzte, 1718 in Ungnade, und mußte sich auf sein Landgut zu Fresnes zurückziehen. Hier genoß er, wie er selbst späterhin sagte, die schönsten Tage seines Lebens und beschäftigte sich mit dem Lesen der Bibel, mit dem Plane einer Gesetzgebung, und dem Unterrichte seiner Kinder. Mathematik, Ackerbau, Künste und Wissenschaften füllten die Zeit seiner Muße aus. Als ihn hier der päpstliche Nuntius Quirini besuchte, und ihm sagte: Hier werden die Waffen gegen den römischen Hof geschmiedet (*C'est ici, que se forgent les armes contre la cour de Rome*), setzte ihm d'Aguesseau die Worte entgegen: Sagen Sie lieber, die Schilder, die seine Waffen abwehren (*Dites seulement, les boucliers qui repoussent ses armes*). Als im Jahre 1720 eben dieser Law das Mißvergnügen von ganz Frankreich erregt hatte, glaubte er eines Mannes, wie d'Aguesseau, der die allgemeine Liebe des Volks besaß, nöthig zu haben, um das Murren der Nation zu stillen: d'Aguesseau ward also zurückberufen und in seine vorige Würde wieder eingesetzt. Dieser Zeitraum in dem Leben d'Aguesseau's wird als der am wenigsten glänzendste für seinen Ruhm betrachtet: denn nicht nur nahm er aus Law's Hand seine Stelle wieder an, sondern er mußte auch seine Einwilligung zu gewissen unthätigen und verderblichen Projecten geben, die das Parlament jedoch verworf, und duldete am Ende sogar mit Gleichmuth, daß eben dieses Parlament nach Pontoise verwiesen wurde. Daher heftete man an die Thür seines Hauses ein Papier mit den Worten: *Et homo factus est*. Nichts destoweniger verlor er im Jahre 1722 zum zweiten Male seine Stelle, weil er sich dem Cardinal Dubois mit mehrerem Muth, als jenem Law, widersetzt hatte, ward jedoch 1727 dem Cardinal Fleury abermals zurückberufen, erhielt aber sein Amt erst 1737 wieder. Uebrigens wird dieser sonst so rechtschaffene Mann einer zu weit getriebenen Vorliebe und Fürsorge für die Rechtsgelahrten und ihr Einkommen beschuldigt, und zum Beweise davon angeführt, daß, als man einst in seiner Gegenwart von der langen Dauer und Kostspieligkeit der Prozesse sprach, er die Antwort gab: Ich habe längst selbst an diese Mißbräuche gedacht und sogar auch schon Schritte dagegen thun wollen, bin aber durch die Betrachtung abgehalten worden, daß ich dadurch eine Menge Advocaten, Procuratoren und Huissiers zu Grunde richten würde. Er hatte die Absicht, Einheit in die Vollziehung der alten Gesetze zu bringen, ohne ihre Basis zu erschüttern, und das Mangelnde hinzuzusetzen. Allein diese Arbeit überstieg die Kraft eines einzelnen Menschen. Ob er gleich die ersten Staatsämter bekleidete, so dachte er doch bloß darauf,

zu nützen, ohne sich zu bereichern, und hinterließ fast nichts als seine Bibliothek, zu der er überdies jährlich nur eine gewisse Summe bestimmte. D'Aguesseau verstand außer seiner Muttersprache, die lateinische, griechische, hebräische, arabische, italienische, spanische, englische und portugiesische. Seine Mäßigkeit und Seelenruhe erhielten sein Leben 81 Jahre, bei einer dauerhaften Gesundheit. Seine Würde als Kanzler legte er 1750 nieder und starb am 9ten Februar 1751. Seine durch mehrere Ausgaben verbreiteten Schriften, sagt Boutherweck, sind Muster der wahren Beredsamkeit in ihrer Art; geistreich, verständig, prunklos, elegant und energisch, immer dem Gegenstande angemessen und voll vortrefflicher Lehren, besonders für diejenigen, die sich zu liberalen Staats- und Justizmännern bilden wollen. Vortrefflich in dieser Hinsicht sind besonders die Vorträge, mit welchen er die Sitzungen des Parlaments eröffnete. In ihnen herrscht Präcision, Stärke, Klarheit, Ordnung und Wohlklang.

Dairi oder Dairo (Dayro), so hießen in Japan die Hohenzpriester und unumschränkten Regenten des Landes. Die Statthalter machten sich aber nach und nach von ihnen unabhängig. Dadurch trennte sich die Würde des weltlichen Oberhauptes oder Kaisers in Japan (des Kubo, Kuba) von der Würde des geistlichen Oberhauptes, welcher aus dem Geschlechte der Dairi erwählt wird, den Namen Dairo führt, und seinen Wohnsitz in der Hauptstadt Jedo (Jebbo oder Edo) hat. S. über ihn Montani Beschreibung der holländischen Gesandtschaft an den Kaiser von Japan.

Dalai-Lama, d. h. unermeßliche Seelenmutter, ist der Name des Oberhauptes der geistlichen und weltlichen Macht in Tibet, welches Kaiserthum als ein Kirchenstaat (Theokratie), so wie sein Oberhaupt als ein Papst betrachtet werden kann, nur mit dem Unterschiede, daß er nicht bloß einen sichtbaren Stellvertreter der Gottheit auf Erden vorstellt, sondern als eine unter den Menschen wohnende wirkliche Gottheit, obschon nicht als die höchste Gottheit selbst, welche Fohi heißt, gedacht wird. Der Glaube an sein ewiges Fortleben knüpft sich an die dort herrschende Idee der Seelenwanderung an. Man glaubt, daß die Gottheit, so wie sie den Körper des Dalai-Lama, den sie bisher bewohnte, verläßt, sogleich wieder auf eine übernatürliche Weise Besitz von einem andern Körper nehme, so daß also nur das Äußere, nicht das Wesen selbst wechselt. Und in der That kann man auf eine gewisse Weise dies annehmen, denn bei dem so durchaus regelmäßigen hierarchischen Systeme ist es fast gleichgültig, wer an der Spitze steht. Sein gewöhnlicher Wohnsitz sind zwei in der Nähe der Hauptstadt Chassa gelegene Klöster, in denen er abwechselnd sich aufhält. Ueberall ist er von einer Menge Geistlicher umgeben; kein Frauenzimmer aber darf da, wo er sich aufhält, übernachten. Unstreitig geschieht dies um der ihm beigelagten Reinheit willen; er ist der Unbefleckte. Die Anbetung nicht nur der Eingebornen, sondern auch einer erstaunlichen Menge von Fremden (denn auch alle mongolischen Völkerschaften in Rußland erkennen ihn an), welche lange und beschwerliche Reisen unternehmen, um ihm zu hulbigen und seinen Segen zu erhalten, empfängt er auf einer Art von Altar, auf einem großen prächtigen Stissen mit übereinander geschlagenen Weinen sitzend. Nach den Tibetanern bezeigen ihm die Tataren die größte Ehrerbietung. Aus den entferntesten Gegenden begeben sie sich zu ihm, und die Fürsten unterwerfen sich denselben Ceremonien wie das Volk; er aber beweiset ihnen nicht

mehr Achtung als Andern. Er grüßt niemand, entblößt sein Haupt nicht, steht vor niemand auf, und begnügt sich, seine Hand auf das Haupt seiner Anbeter zu legen, welche dadurch Vergebung ihrer Sünden zu erlangen glauben. Sie sind überzeugt, daß Kōhi in ihm lebt, daß er Alles weiß und sieht, im Innersten der Herzen liest, und über nichts Erkundigung einzuziehen braucht. Thut er es doch, so geschieht es nur, um den Ungläubigen und Uebelgesinnten keine Veranlassung zu Klagen zu geben. Bisweilen theilt er Kügelchen von geweihtem Mehlteig aus, mit denen die Tataren viel Aberglauben treiben; falsch aber ist es, daß von seinem Unrathe Kügelchen gemacht, ausgetheilt, in goldenen Büchsen verwahrt und selbst mit den Speisen vermischt würden. Seine Macht war sonst, wo er Chans ein- und absetzte, unbegrenzter als jetzt, wo er vom Kaiser von China, obschon ihm dieser in religiöser Hinsicht unterworfen ist, mehr abhängt. In seiner Hauptstadt residiren jetzt zwei chinesische Mandarinen mit einer Garnison von 1000 Chinesen, und im Palast zu Peking unterhält der chinesische Kaiser einen Unterlama, der aber als Nuntius von Tibet abgesandt wird. Ist ein Dalai-Lama gestorben, so kommt es nun darauf an, zu entdecken, wo es ihm gefallen hat, aufs neue wieder geboren zu werden. Hierin muß man sich stets auf einige Lama's verlassen, welche allein von den Zeichen unterrichtet sind, an welchen er erkannt werden kann, oder vielmehr, welche wissen, welches Kind der Verstorbene zu seinem Nachfolger ernannt hat.

dd.

Dalayrac (D'alayrac) Nicolaus, geboren zu Muret in Languedoc, stammte aus einer adeligen Familie und kam sehr jung nach Paris, wo er bei der Garde Dienste nahm. Er hatte eine bestimmte Neigung für Musik und dramatische Kunst und besuchte deswegen sehr häufig die Vorstellungen der Opern von Gretry, die in ihm die Lust, seine Kräfte in ähnlichen Arbeiten zu versuchen, erregten. Unter Langlé's Leitung erlernte er die Grundsätze der Composition. In seinen Werken findet man weniger Originalität, als in denen von Monsigny (einige Male war er unglücklicher Nachahmer Cherubini's, wie in dem schwarzen Schloß [le château de Montenero] und in Leheman oder der Thurm von Neustadt) und weniger komische Einfälle, als in denen von Gretry; aber durch Naivetät, Anmuth und Zartheit der Empfindung zeichnet er sich vor beiden aus. Einzig ist er in den anmuthigen Melodien seiner Canzonetten, Couplets, Vaudevilles. Im Jahr 1782 debütierte er auf dem Theater der komischen Oper mit der Eclipsa totale. Die Anzahl seiner Werke seit dieser Zeit ist sehr bedeutend. Den meisten Beifall erhielten unter ihnen auch auf deutschen Theatern folgende: Adolph et Clara, oder die beiden Gefangenen, Azemia oder die Wilden, Raoul de Créqui (Rudolph von Creki), die beiden kleinen Savoyarden, Maison à vendre (der Hausverkauf), Gulistan, Nina u. a. In der Composition der letztern Oper wurde er jedoch von Paesello, in der Composition des Sargines und der Camilla von Paer übertroffen. Durch die Vernachlässigung eines Catarrhs zog sich Dalayrac am 27sten November 1809 den Tod zu. Die Schauspieler der komischen Oper beschloßen, ihm eine Büste in ihrem Foyer aufzustellen. Seine Compositionen waren zum Theil für die drei Lieblingsschauspieler der komischen Oper, des sonstigen Théâtre Feydeau, berechnet, für Clévieu, Martin und Mad. St. Aubin. Von diesen mußte man seine Operetten sehen und hören.

Dalberg (Geschlecht der Freiherren von), auch Dalburg. „Ist kein Dalberg da?“ so mußte ehebem bei jeder deutschen Kaiserkrönung der kaiserliche Herold fragend rufen, und der anwesende Dalberg beugte sein Knie vor der neu gekrönten Majestät und empfing von ihr den Ritterschlag als erster Reichsritter. So groß waren die Verdienste der Urahnen der jetzigen Dalberge, der alten Kämmerer von Worms, und ihr Ansehen gewesen. Mit dem Verlöschen der deutschen Kaisermürde (1806) schien auch dieses Prädigat nur noch als ein schönes Andenken an die Ehrwürdigkeit vergangener Zeiten in der Chronik fortzuleben; aber Napoleon erinnerte an dieses Herkommen, an des zertrümmerten Thrones Ursprung, indem er festsetzte: daß der Ritterschlag der Dalberge künftig ein Attribut der französischen Kaisermürde seyn und vor ihrem Throne gestagt werden sollte: „Ist kein Dalberg da?“ Auch finden wir in dieser Familie berühmte Mäcenaten der deutschen Literatur und Kunst, unter welchen hervorragt ein Johann von Dalberg (Dalburg), seit 1432 Bischof und Kämmerer von Worms, geb. 1445, gest. 1503 (s. G. W. Zapf über J. v. D. Leben und Verdienste, Augsburg, 1789. 8. umgearb. Aufl. 1796. 8. nebst Nachtrag, Zürich, 1798. 8.), der auch auf Veranlassung des Conrad Celtes die Societas literaria Rhenana s. sodalitas Celtica, welche zu Heidelberg ihren Hauptsitz hatte, stiftete, und ihr Vorsteher war; Adolph Freiherr von Dalberg, gefürsteter Abt zu Fulda, welcher 1734 die katholische Universität zu Fulda gründete, welche 1804 aufgehoben worden ist; ferner die vor Kurzem verstorbenen Brüder des Großherzogs, nämlich: 1) Wolfgang Heribert, Reichsfreiherr von Dalberg, ehemals kurpfälzbaierischer Ober-Appellations-Gerichtspräsident, zuletzt badenscher Staats-Minister (vom Kaiser Leopold bei der Krönung zu Frankfurt zum ersten Reichsritter geschlagen, gest. zu Mannheim 27ten Dec. 1806 in seinem 57ten Jahre) ein warmer Freund und Beschützer der Wissenschaften und Künste. So lange die deutsche Gesellschaft in Mannheim noch blühte, war er ihr erster Präsident, und das Theater dieser Stadt, die Pflanzschule der ersten Schauspieler Deutschlands, eines Pffland, Beck, Beil und vieler anderer, dessen Intendant er bis zum Jahre 1803 war, verdankt ihm seine Stiftung und Erhaltung. Er ist als Schriftsteller und Dichter nicht minder vortheilhaft bekannt. Wir erinnern nur an seine Cora, ein Drama mit Gesängen, und an den Mönch von Carmel. 2) Der 1813 gestorbene Johann Friedr. Hugo, Freiherr von Dalberg (geboren den 17ten Mai 1760; Domkapitular zu Trier, Worms und Speier, lebte zu Aschaffenburg), ein höchst genialer Mensch, und von größerer Tiefe des Geistes und der Gelehrsamkeit, als sein so sehr gepriesener fürstlicher Bruder. Auf den noch unbebautesten Felbern der deutschen Literatur, namentlich in der Aesthetik und Archäologie der Musik (man vergl. seine Schriften über die Musik der Indier; über den Ursprung der Harmonie; die Aeolsharfe ein Traum) — er war auch selbst ein geistvoller Tonseher und fertiger Clavierspieler — so wie überhaupt in seinen Forschungen über das Alterthum (man vergl. das Buch über den Meteorcultus der Alten) erntete er viele Vorbeern ein. Die Familie der Kämmerer von Worms, Freiherren von Dalberg, theilt sich in die Fernheimer- und Dalberg-Dalbergische Linie. Der Senior der erstern ist Carl (Theodor Anton Maria), über welchen sich im 2ten Bande unsers Lexicons ein besonderer Artikel befindet. Seine noch lebende Schwester ist: Antoinette, Freifrau von Dalberg,

geb. den 11ten Jan. 1757, Stiftsdame zu St. Marin im Capitel zu Ebn; wohnt zu Aschaffenburg. Von des Großherzogs verstorbenem Bruder Wolfgang Heribert, leben drei Kinder, nämlich 1. Emeric Joseph, geborner Freiherr, jetzt Herzog von Dalberg, geb. den 30ten Mai 1773, vormaliger großherzogl. badenscher Gesandter beim Kaiser Napoleon, wurde von diesem zum Herzog erhoben (1810). Er war Mitglied der provisorischen Regierung, welche der französische Senat am 1sten April 1814 nach dem Einrücken der Allirten in Paris ernannte. Bei dem Wiener Congreß erschien er als zweiter franz. Gesandter. 1816 wurde er zum franz. Ambassador in Turin ernannt. Gemahlin: Pelina, Marq. de Brignole aus Genua; 2. Franzisca, geb. den 7ten Juni 1777, Gemahlin des Freiherrn von Lerchenfeld, königlich bayerischen Finanzministers; 3. Marie Anne, geb. den 27sten Sept. 1778, Gemahlin des Freiherrn von Benningen, großherzogl. badenschen Oberkammerer. Mit diesen schließt sich für jetzt die Hertsheimer Linie. Die Dalberg-Dalbergische Linie zählt nur zwei Familien mit acht Gliedern, nämlich 1. Friedrich Franz Carl, Kammerer von Worms, Freiherr von und zu Dalberg, geb. den 21sten März 1751, ehemaliger großherzogl. Frankf. u. fürstl. Primat. geheimer Rath; zeitheriger Geschlechts-Senior; wurde vom Kaiser Franz II. bei der Krönung zu Frankfurt 1792 zum ersten Reichsritter geschlagen. Gemahlin: Marie Anne, Freifrau von Greifenklau zu Bollraths; wohnen zu Aschaffenburg. Von dieser Ehe sind zwei Söhne und zwei Töchter vorhanden. 2. Carl Alexander, Freiherr von und zu Dalberg, geb. den 4ten Febr. 1775, ehemaliger großherzogl. Frankf. u. fürstl. Primat. Kammerherr, Gemahlin Johanna, Freiin von Sturmfelder, vermählt 1806; wohnen zu Aschaffenburg.

Dalecarlien, schwedisch: Dalarne, Thal-Land, von den vielen Thälern, eine der nördlichsten Provinzen Schwedens, welche gegen Westen an das norwegische Gebirg, gegen Norden an Hälsingland, Gestricland, Norwegen und Härjedalen, und gegen Süden an Westmanland und Wermeland gränzt. Diese Landschaft ist 40 schwedische Meilen lang, und 26 Meilen breit, ganz mit Bergen, Thälern, Seen und Strömen durchschnitten, und daher nicht zum Ackerbau, desto mehr aber zur Viehzucht geeignet. Sie enthält verschiedne Bergwerke, in denen Silber, Kupfer und Eisen gewonnen wird, und viele Kupferwerke und Eishämmer. Das Kupferwerk bei Falun, der bedeutendsten Stadt der Provinz von 1650 Häuser und 5200 Einwohnern, liefert jährlich 1000 Schiffspfund Kupfer, ehemals aber, und besonders ehe es 1687 einstürzte, noch weit mehr. Die Einwohner, Dalekarlar genannt, sind ein starker kräftiger Menschengeschlag, von edler körperlicher Bildung, tapfere Soldaten, und wegen ihrer treuen Anhänglichkeit an ihre Könige seit Gustav Wasa (s. d. Art.) und Carl XII. berühmt. Auch Gustav III. wandte sich an sie, und sie sammelten sich schützend um diesen König, und verhinderten durch ihre Hülfe die drohende Revolution. Wegen dieser und vieler anderer der Regierung oft geleisteten Dienste, und wegen ihres großen Patriotismus genießen sie das Vorrecht, den König, wo sie ihn finden, bei der Hand fassen zu dürfen. Ihre Tracht ist grau oder schwarz. Ihre Häuser sind einfach, wie ihre Sitten. Sie haben statt der Fenster nur ein Loch im Dache, welches nach Mittag zu geht, und zugleich die Stelle der Uhr vertritt: denn sie bestimmen ihr Mittagsmahl nach der Zeit, wo die Sonnenstrahlen auf eine Kiste unter diesem Loch

ober auf den gegenüberstehenden Ofen fallen. Ihre Anzahl beträgt 110,000 Seelen. In dem obern Theile des Landes haben sie ihre eigene, von der schwedischen unterschiedene Sprache, welche mit der alten gothischen und isländischen Aehnlichkeit hat. Sie behalten ihre alten Sitten und Kleidertracht, und bedienen sich des Runstabs statt des Calenders.

Dalin, Olof von (Olaus), der Vater der neuen schwedischen Literatur im 18ten Jahrhunderte. Er wirkte auf das größere Publikum durch seine reichhaltige Zeitschrift der schwedische Argus (1733 — 34), aber noch mehr durch seine geistvollen Poesien, namentlich Satyren (1729), durch ein herrliches Gedicht auf die schwedische Freiheit (1742), viele Lieder, Epigramme, Fabeln. (Die beste Ausgabe seiner poetischen Werke — poetiska Arbeten, ist Stockholm 1782. 83. 8. in 2 Bänden erschienen). Ein gleiches Verdienst erwarb er sich um die kritische Behandlung der Landesgeschichte (Suea Rikes historia. Stockh. 1777. 3 Voll. 4.), wesswegen er auch zum Historiographen des Reichs ernannt wurde (1755), so wie er auch an der Stiftung der Akademie der schönen Wissenschaften durch Ulrika Eleonora (1753) Antheil hatte. Dieser Mann war geb. auf der Probstei Winberga in Halland 1708, und starb als schwed. Postkanzler 1763. — S. seine Gedächtnißrede von Ol. Celsius, Stockh. 1764.

Dalmatica, ein langes, weißes Oberkleid mit weiten Ärmeln, dergleichen sonst die Dalmatier trugen; dann das Oberkleid, welches die Diaconen in der römischen Kirche seit Papst Silvester I. über der Alba und Stola tragen. Desgleichen auch ein Stück der kaiserlichen Krönungskleidung, die in Nürnberg verwahrt, und in Frankfurt angelegt warb.

Dalmatien, ein Küstenland, das sich an dem adriatischen Meere hinzieht, an Croatien, Bosnien und Albanien gränzt, und zu welchem verschiedene Inseln gehören. Seit dem Jahre 1814 ist es, mit Ausnahme des türkischen Antheils, ganz dem Kaiser von Oesterreich, unter dem Namen des Königreichs Dalmatien, unterworfen. Dalmatien war ehemals ein sehr ansehnliches Reich, und ob es gleich viel Veränderungen erfahren hat, ist es doch jetzt noch immer bedeutend. Die republikanischen Römer suchten auch Dalmatien zu erobern; nach vielen vergeblichen Versuchen wurde es erst unter Augustus dem römischen Reiche unterworfen. Nach dem Verfall des abendländischen Kaiserthums stand es erst unter der Herrschaft der Gothen, dann der morgenländischen Kaiser. In der Hälfte des 7ten Jahrhunderts eroberten es die Slaven, und errichteten da ein eignes Königreich, welches bis 1030 dauerte, da es zum Theil mit Ungern unter König Ladislaus dem Heiligen, vereinigt wurde; ein andrer Theil desselben begab sich unter den Schutz der damals mächtigen Republik Venedig, um gegen die Anfälle der Türken gesichert zu seyn, doch entrißen die letztern in der Folge den Venetianern einen Theil Dalmatiens. Durch den Frieden zu Campo Formio (den 17ten Octob. 1797) kam der venetianische Antheil von Dalmatien, so wie Venedig selbst, unter österreichische Herrschaft. Aber im Presburger Frieden 1805 trat es Oesterreich an den französischen Kaiser ab, der es zwar zum Königreiche Italien zog, jedoch das Land selbst provisorisch durch einen General-Pröveditore regieren ließ. Der Marshall Soult erhielt zwar den Titel eines Herzogs von Dalmatien, aber keinen Anspruch auf das Land selbst, sondern bekam dafür 25,000 Rthlr. — jährlich aus dem öffentlichen Schatze des Königreichs Italien. Nach

den großen Ereignissen im Jahr 1814 nahm Oesterreich wieder Besitz von Dalmatien. Nach den neuesten statistischen Angaben des Herrn von Plattenstern hat dieses ganze Land, so weit es unter österreichischer Herrschaft steht, mit Ragusa und Cattaro, 304 Quadratmeilen und 315,000 Einwohner. Die Ursachen, welche eine stärkere, dem Umfange des Landes angemessnere Bevölkerung hindern, sind der übermäßige Gebrauch hitziger Getränke, schädliche Ausdünstungen der Sümpfe in verschiedenen Districten, häufige Auswanderungen, und die bis in das 3te und 4te Glied fortgepflanzte Blutrache. Der Boden ist ergiebig, wenn er nur gehörig gebaut würde; aber es gibt noch viele unbebaute Ländereien, undurchbringliche Waldungen und mit Sümpfen bedeckte Gegenden. Die Dalmatier oder Dalmatiner sind ein schöner Menschenschlag, kühne Seeleute und gute Soldaten, wenn sie gehörig angeführt werden. Venedig's ehemalige militärische Kraft beruhte ganz auf dieser Provinz. Man gibt den Dalmatiern überhaupt, und wohl nicht mit Unrecht, einen hinterlistigen Charakter und Raubbegierde Schuld; Abneigung gegen alle Gesetze und Streben nach Unabhängigkeit ist fast allgemein; ein eigenthümlicher Zug ihres Charakters ist, daß viele von ihnen den Helden Tod (wie sie ihn nennen) am Spieße einem natürlichen und ruhigen im Schooße ihrer Familien vorziehen. Die Morlacken (Morlachen) welche in dem Innern des Landes und in den Gebirgsgegenden wohnen, machen nur einen Theil der Nation aus. Sie sind, unter guter Anführung, vortreffliche Soldaten, haben aber ebenfalls einen entsetzlichen Hang zu Räubereien und zum Trunk, doch sind sie dabei gütig, wohlthätig und gewissenhaft in Erfüllung ihrer Versprechen. Bei ihrer Abneigung gegen jede Unterwürfigkeit leben sie in einer Art von Natur-Zustande. Aber sie sind auch deswegen stets eine gute Schutzwehr gegen die Angriffe der Türken von dieser Seite gewesen. Von den Sitten und Gebräuchen dieser Bergbewohner hat die Gräfin Rosenberg in einem eigenen, auch ins Deutsche übersehten Werke: die Morlacken, ein interessantes, aber durch Dichtkunst verschöneretes Gemälde, aufgestellt. Bei allen ihren noch so großen Fehlern haben die Dalmatier doch viel gute Anlagen, die aber nur erst mit der Zeit werden entwickelt und benutzt werden können. — Die Bewohner der Insel treiben vorzüglich Fischerei, und gehen häufig als Rache auf dem festen Lande, oder als Matrosen auf Rauffarthenschiffen, in Dienste. Die Inseln sind nicht sehr fruchtbar, auf einigen derselben wird nicht einmal das zum Bedarf der Einwohner nöthige Getraide erbaut; verschiedene dieser Inseln haben gute Häfen, und bringen viel Schiffbauholz hervor, daher auch viele Schiffe da gebaut werden. Die Bewohner des festen Landes treiben Ackerbau, Viehzucht und einigen Handel, vorzüglich aber widmen sie sich dem Gelehen. Sie könnten weit mehr Handel treiben, aber es fehlt bisher ganz an Industrie und an Aufmunterung dazu. Die Ausfuhrartikel beschränken sich auf Unschlitt, Hasenfelle (welche letztere erst aus Bosnien bezogen werden), etwas Del, Feigen, Wein, Brantwein, Wachs und eingesalzne Fische. Die Dalmatier verschuhren diese Artikel in verschiedene Häfen, und nehmen dagegen Wein, Zücher, Kaffee und Zucker, aber nur in geringen Quantitäten, so daß der Vortheil des Handels immer auf ihrer Seite ist. Es gibt verschiedene Gold-, Eisen- und Steinkohlen-Gruben im Lande, aber sie bleiben ganz unbenutzt. Die vorzüglichsten Städte sind Zara mit 3000, Spalatro mit 14,000 Einwohnern. Zu Dalmatien

wird noch der ebenfalls unter öſterreichiſcher Herrſchaft ſtehende, aber eigentlich zu Albanien gehörende Diſtrict von Cattaro, der in bogenförmiger Geſtalt um den Meerbuſen gleichen Namens liegt, gerechnet. Der berühmten Buchten (*bocche di Cattaro*) ſind dreizehn, welche den ſicherſten Hafen im adriatiſchen Meere ausmachen, und mahleriſche Anſichten gewähren. Die Bevölkerung des ganzen Diſtricts wird auf 39,000 Seelen geſchätzt. Die Einwohner ſind vorzügliche Seeleute, aber ebenfalls zur Räuberei, beſonders auf dem Meere, geneigt; zu Lande ſind ſie durch ihre Entſchloſſenheit und Fleckheit die gefährlichſten Feinde der Türken in dieſer Gegend. Das ſteile, graue und ganz unfruchtbare Felsengebirge von Montenegro umſchließt bogenförmig einen Theil dieſer Provinz. — Der türkiſche Antheil von Dalmatien, welcher ſich von Bosnien bis Albanien erſtreckt, enthält die Landſchaft Herzegowina mit der Stadt dieſes Namens, und die Städte Scardona und Trevigno.

Dal segno, d. h. vom Zeichen an. Es wird in der Muſik dadurch angezeigt, daß man wieder von da an ſpielen ſoll, wo das nämliche Zeichen ſteht.

Dalton, John, ein berühmter Phyſiker und Chemiker zu Mancheſter, welcher viele wichtige Verſuche z. B. über die Expansivkraft der Dämpfe angeſtellt, und mehrere wichtige Schriften herausgegeben hat, z. B. kürzlich ein System der chemiſchen Philoſophie, auch ins Deutſche überſetzt.

Damaſcenus Joannes (Joh. von Damaſcus, auch Johannes Chryſorroas), Urheber des erſten Systems der chriſtlichen Theologie in der morgenländiſchen Kirche, oder Stifter der wiſſenſchaftlichen Dogmatik. Er verſuchte nämlich zuerſt die in der griechiſchen Kirche bisher bloß auf Veranlaſſung kirchlicher Streitigkeiten im Einzelnen bearbeitete Dogmatik als ein Ganzes, gegründet auf Vernunft und Bibel, ſyſtematiſch darzuſtellen. Seine Auseinanderſetzung des orthodoxen Glaubens in 4 Büchern hat in der griechiſchen Kirche ein cläſſiſches Anſehn genossen. Auch ſchrieb er eine Dialectik nach aristoſtelischen Grundſätzen, eine Sammlung philoſophiſcher Stellen aus ältern Schriften in alphabetiſcher Ordnung u. a. Die beſte Ausgabe ſeiner griechiſchen Werke iſt vom P. Mich. Lequien. Paris 1712. 2 Voll. fol. Vergl. Roſlers Bibliothek der Kirchenväter 8 Thl. S. 246. — Er ſtand zuerſt in Dienſten bei einem Califen, wurde aber dann Mönch im Kloſter Saba bei Jeruſalem, und ſtarb um 760. Er iſt mit Nicolaus von Damaſcus nicht zu verwechſeln.

Damaſciren, Damaſcirung (Damaſquinura). Damaſciren heißt theils dem Stahl oder Eiſen eine flammige Geſtalt geben (damaſcirte Flintenläufe, Degenklingen), theils mit Gold und Silber auslegen. Unter Damaſcirung oder damaſcirter Arbeit verſteht man platte oder halberhobene Zierrathen von Laubwerk, auf Stahl oder Eiſen mit Gold- und Silberdraht gemacht. Schon die Aegyptier verfertigten, wenigſtens unter den griechiſchen und römischen Beherrſchern, ſolche Arbeiten mit glücklichem Erfolg; man ſieht dergleichen auf der berühmten Iſtafel. Auch die Griechen kannten ſie (bei Herodot heißt ſie Kolletis), und eigneten die Erfindung dem Glaukos von Chios zu; der größte damaſcirte Becher, den Halnattes in dem delphiſchen Tempel ſandte, war ſein Werk. Bei den Lateinern heißt dieſe Kunſt *ferrumination*. In der neueren Zeit zeichnete ſich vornehmlich die Levante in Arbeiten dieſer Art aus, und man nannte ſie damaſcirte, weil ſie im Mittelalter von Damaſcus vorzüglich

ut geliefert wurde. In Frankreich gelangte sie unter Heinrich IV. zu ihrer Vollkommenheit, und Gursinet (gestorben zu Paris 1660) zeichnete sich besonders darin aus. In Carlsbad verfertigt man vorzügliche Arbeit dieser Art, welche unter dem Namen carlsbader Arbeit bekannt ist. In Deutschland soll im siebzehnten Jahrhundert Peter Simmelpuß in Solingen die ersten Damascener-Klingen verfertigt haben, und noch jetzt werden daselbst solche Klingen auf das vollkommenste nachgeahmt. Man versteht unter Damascener-Klingen mithin stählerne Degen- oder Säbelklingen, welche besonders gehärtet, gewässert oder flammig gearbeitet und mit goldenen oder silbernen Figuren ausgelegt sind. Ihre Härte ist so groß, daß man mit ihnen Nägel durchhauen kann.

Damasz (Damasch), das südlichste Paschalik in Syrien), enthält einen Theil von Syrien, Phönicien und Palästina. Im Westen ist der Libanon und Antilibanon; im Osten sind große Wüsten. Hauptfluß Barady (Chrysorrhoea), er mit seinen Nebenflüssen einen großen See bildet. Die Hauptstadt heißt Namens, 33 Grad 42 Min. 30 Sec. nördl. Breite, in einer hohen Ebene am Barady; 200,000 Einwohner, weitläufige Vorstädte, gegen 200 Moscheen, zwei katholische Klöster, Hospital für Pilger jeder Nation, große Kaffeehäuser, Bazars und Mahans. Sitz des Pascha (unter dessen Anführung die große Caravane mit Mahomed's Fahne nach Mekka geht) und des griechischen Patriarchen von Antiochien; berühmt ist sein Seiden-, Baumwollen-, Degenklingen- (Damascener-Klingen s. den vorigen Artikel) und Seifen-Fabrik-Handel. Damascener-Pflaume, eine große und vortreffliche Pflaumenart, die aus Damasz herkommt. Damascener-Rose, eine Art Rosen, deren Stock acht bis zehn Fuß hoch wird, und die sehr angenehm riechen (Rosa Damascena), auch Ruscaterose. Damascener-Traube, die Benennung solcher Trauben, die man am Stocke trocknen läßt, indem man den Stiel einschneidet, und welche die besten großen Rosinen geben.

Damasz nennt man einen künstlich gewebten Zeug, dessen Grund ein glänzender Boden ist, in welchen man Ranken, Blumen und Figuren einwebt. Anfangs gab es bloß seidene Damaste, nachher machte man sie aber auch aus Leinen und Wolle, daher z. B. damastenes Leinzeug. Nach Einigen soll diese Art zu weben von den Babyloniern, nach Andern aber später von den Einwohnern zu Damascus gefunden worden seyn: letztere Stadt hat ihr zum wenigsten den Namen gegeben. Die eigentlichen Damaste sind nur von einer einzigen Farbe: werden sie bunt gewebt, so verändern sie Namen und Einrichtung, und werden französisch ras de Cécile (Cäcilien-Rasch) genannt. Zu dem seidenen Damaste gehört auch der Damast von Florentiner Gaze, den man bereits seit verschiedenen Jahren verfertigt hat. In den neuern Zeiten haben zuerst die Italiäner und Holländer diesen Zeug gearbeitet und noch im siebzehnten Jahrhunderte erhielt man ihn nur aus Italien, besonders aus Genua. Die Franzosen folgten aber bald nach, und machen jetzt bessere, als die Italiäner. Auch aus Indien und China bekommen wir Damast, den die Engländer besonders zu nachmachen. Jetzt wird dergleichen auch in Deutschland in großer Menge verfertigt. Nach den drei verschiedenen Arten, wie er in Deutschland gewebt wird, theilt man ihn in holländischen, französischen und italienischen Damast ein.

Dame, Damenspiel und Damenbrett. Das Damenspiel ist Cond. Lex. 4te Aufl. III.

ein Spiel auf einem viereckigen Brette mit 64 abwechselnd dunkeln und hellen Feldern (das Damenbrett genannt, obwohl man auch viele andere Spiele, z. B. Schach, darauf spielt), auf welchem zwei Personen, jede 12 Spielsteine von verschiedener Farbe gegen einander setzen und nach gewissen Regeln so lange ziehen, bis es einer von beiden gelungen ist, einen oder mehrere Steine in die letzten Felder der andern hineinzubringen, welche dann mit einem Stein des Gegners belegt werden müssen, Damen heißen, und im Ziehen viele Vortheile und Freiheiten haben. Durch sie wird das Ziel des Spieles leichter erreicht, welches darin besteht, die Steine seines Gegners alle aus dem Felde zu schlagen. Ueber den Ursprung dieses Spieles ist nichts Gewisses bekannt. Etwas Ähnliches scheinen die Römer gekannt zu haben. Die Alten hatten z. B. ein Brettspiel, wobei sie fünf Spielsteine gebrauchten, deren Stellungen aber durch Würfel bestimmt wurden.

Damiat, **Damiate**, **Damiette**, 31 Grad 25 Min. nördl. Breite, Handelsstadt in Nieder-Aegypten am Nil, in einer sehr fruchtbaren Gegend; sie hat 80,000 Einwohner, zwölf Moscheen, und ist der Sitz eines coptischen Bischofs; ihr Leinwandhandel und ihre Halbseidenzeug-Fabriken, der Handel mit Caviar, Leinsamen, Baumwolle, syrischer Seide, Reis (von welchem europäische Kaufleute jährlich auf 500 Fahrzeugen 600,000 Säcke, dem Werthe nach für 1½ Million Thaler ausführen), Kaffee, Leinwand, Salmiak und Getreide sind sehr beträchtlich. Bei Damiate mußte Ludwig IX. König von Frankreich in dem von ihm begonnenen unglücklichen Kreuzzuge, im J. 1250 sich mit seinem ganzen Heere den Saracenen gefangen geben; für seine Person mußte er das damals für einen wichtigen Platz gehaltene Damiate zurückgeben, und für die übrigen 100,000 Mark Silber, als Lösegeld, versprechen.

Damien (Robert Franz), berüchtigt durch sein meuchelmörderisches Unternehmen gegen Ludwig XV., war 1715, in einem kleinen Dorfe Namens Tieulon, im ehemaligen Artois, geboren, wo sein Vater ein armer Pächter war. Schon in seiner Jugend übte er so boshafte Streiche aus, daß er den Namen Robert-le-Diable erhielt. Er ließ sich zweimal als Soldat anwerben, und war auch bei der Belagerung von Philippsburg. Nach seiner Rückkehr wurde er Bedienter im Jesuitencollegio zu Paris, verließ aber 1738 diesen Dienst, um sich zu verheirathen. Dann diente er in verschiedenen Häusern der Hauptstadt, vergiftete einen seiner Herren mit einem Lavement, stahl 240 Louisd'or, und nahm die Flucht. Darauf lebte er fünf Monate lang unstät in St. Omer, Dünkirchen und Brüssel, und äußerte sich allenthalben auf eine ausschweifende Weise über die Streitigkeiten, welche König und Parlament entzweiten. Zu Poperingue, einer kleinen Stadt bei Ypres, hörte man ihn einst sagen: „Wenn ich nach Frankreich komme, werde ich sterben, aber der Vornehmste des Landes wird auch sterben, und ihr werdet von mir sprechen hören.“ Im December des Jahrs 1750 war er zu Falesque, unweit Arras, bei einem seiner Verwandten, wo er sich wie ein Verzweifelter äußerte; er sagte, das Königreich, sein Weib und seine Tochter seyen verloren. Er war in einer Art von Geistesverwirrung, als er nach Paris zurückkehrte, wo er zu Ende des J. 1756 ankam. Er erschien in den ersten Tagen des folgenden Jahres in Versailles, nahm zwei oder drei Tage lang Opium, und bereitete sich zu der That vor, die er den 5. Januar vollzog. Als Ludwig XV. in den Wagen steigen wollte, um von Versailles nach Trianon zu fahren, versetzte er mit einem Messer dem Könige

den Stich in die rechte Seite, ob dieser gleich von den Großen des Hofes umgeben war. Der Mordmörder wurde sogleich ergriffen und, nach einigen Verhören in Versailles, nach Paris gebracht, wo er in dem Thurm Montgomeri, über dem Zimmer, das Ravailac eingenommen hatte, in Verwahrung gebracht wurde. Man machte man ihm den Prozeß. Mit den grausamsten Martern, die er geduldig ertrug, war es nicht möglich, ihm das geringste Geständniß zu entreißen, welches hätte vermuthen lassen, daß er Mitschuldige gehabt. Er betheuerte, daß er das Verbrechen nicht begangen haben würde, wenn man ihm reichlich, wie er es verlangt, zur Uder gelassen hätte, und daß er geglaubt habe, ein verdienstliches Werk zu thun. Nachdem man alle Grade der Folter vergeblich angewandt hatte, wurde er zu eben dem grausamen Tode verdammt, wie der Mörder Heinrichs IV. Den 28. März desselben Jahres wurde das Urtheil auf dem Greveplaz vollzogen. Mitten unter den furchtbarsten Martern, welche fast 1½ Stunde dauerten, behielt er sein Bewußtseyn, und erhob mehrere Male den Kopf, um seine verstümmelten Glieder zu sehn.

Dämmerung nennt man das schwache Licht, welches die Sonne einige Zeit vor ihrem Aufgange und noch einige Zeit nach ihrem Untergange in dem Luftkreise verbreitet. Der Luftkreis fängt die Sonnenstrahlen auf, und bricht und wirft sie vermittelst der in ihm schwelenden Dünste und Wolken auf noch unbeleuchtete Theile der Erde. Die Morgendämmerung fängt an und die Abenddämmerung hört auf, wenn die Sonne eine senkrechte Tiefe von etwa achtzehn Graden unter dem Horizonte erreicht hat. Diese achtzehn Grade machen nämlich den Sehungsbogen der kleinsten Sterne aus, d. h. wenn die Sonne diese Tiefe hat, so werden die kleinsten Sterne einem gewöhnlichen guten Auge sichtbar, oder es ist völlig dunkel. Die Dauer der Dämmerung ist sehr verschieden. In den Ländern unter dem Aequator währt sie an den Tagen der Nachtgleiche 1 Stunde 12 Minuten, und wird desto länger, je mehr sich die Sonne vom Aequator entfernt. Unter den Polen der Erde, wo 6 Monate lang Tag und 6 Monate lang Nacht ist, dauert die Abenddämmerung fast 2 Monate nach dem Verschwinden der Sonne, und die Morgendämmerung fängt fast 2 Monate vor ihrem Wiedererscheinen an, so daß dadurch ein großer Theil dieser halbjährigen Polarnacht durch Hülfe des Luftkreises erleuchtet wird. Sie ist doppelt wohlthätig, indem sie die Nacht abkürzt, und zugleich die schädliche Wirkung der schnellen Abwechselung des Lichtes und der Finsterniß auf unsere Augen verhindert.

Dämmerungskreis heißt in der Naturlehre der Kreis, welcher die Gränze der Dämmerung bezeichnet und gewöhnlich in einer Tiefe von 13 Graden unter dem Gesichtskreise mit diesem gleichlaufend beschrieben wird.

Dämmerungsvögel sind Schmetterlinge oder eine Art Nachtfalter, welche bloß in der Dämmerung fliegen. Sie unterscheiden sich von den Tag- und Nachtvögeln an den Fühlhörnern, welche federartig sind.

Dämon, Dämonisch, Dämonologie, griechische und orientalische. Einer der wichtigsten Gegenstände für den philosophischen Forscher der Geschichte der Menschheit ist unstreitig der Glaube an Dämonen, höhere Wesen von mächtigem Einfluß auf die Schicksale der Menschen; denn wie viel Heilsames und Schädliches, wie viel Weisheit und Thorheit, wie viel Religiosität und Aberglaube hat sich nicht an diesen Glauben geknüpft! Es wird daher zweck-

mäßig seyn, wenn wir hier, in flüchtigen Umrissen, die Geschichte desselben entwerfen. Der Name Dämonen (*δαίμονα, δαίμονες, genii*), unter welchem wir jene Geister öfters genannt finden, weist uns, da er griechischen Ursprungs ist, zunächst auf Griechenland, und es schadet nichts, wenn wir von diesem Punkt ausgehen. Schon bei dem ältesten griechischen Dichter, der auf unsere Zeiten gekommen ist, bei Homer, finden wir Dämonen. Nur von Göttern aber wird bei ihm als von Dämonen geredet; die Götter selbst reden sich mit dieser Benennung an, und dämonisch ist so durchaus gleichbedeutend mit göttlich, daß die Ableitung des Wortes Dämon von *Daëmon*, d. i. höchst einsichtig, weise, allwissend, allerdings eine Bestätigung dadurch zu erhalten scheint. Wie ganz anders schon bei Hesiodus, der uns berichtet:

Drei Myriaden ja sind der Unsterblichen rings um den Erbkreis,
Heilige Diener des Zeus, der sterblichen Menschen Behüter,
Welche die Obhut tragen des Rechts und der schönen Vergehung,
Dicht in Nebel gehüllt, ringsum durchwandelnd das Erbreich.

Daß unter diesen Unsterblichen Dämonen zu verstehen seyn, geht aus Plutarch hervor, welcher sagt, Hesiodus habe bestimmt vier Classen vernünftiger Wesen angenommen: Götter, eine Menge Dämonen, Heroen und Menschen. Hesiodus selbst aber sagt in der Stelle von den Zeitaltern (*Op. et Dies* 121 — 126.) von den Menschen des goldenen Alters: nach ihrem Tode

Werden sie fromme Dämonen der oberen Erbe genennet,
Gute, des Wehs Abwehrer, der sterblichen Menschen Behüter,
Welche die Obhut tragen des Rechts und der schönen Vergehung,
Dicht in Nebel gehüllt, ringsum durchwandelnd das Erbreich,
Geber des Wohls: dies ward ihr königlich glänzendes Ehamt.

Hier zeigen sich also unzweideutige Spuren einer schon ausgebildeten Dämonologie oder Dämonenlehre. Eigentliche Classification derselben findet sich aber erst später, nachdem der Volksglaube durch die Schulen der Philosophen gegangen war. Aristoteles unterscheidet die Unsterblichen in Götter und Dämonen, die Sterblichen in Heroen und gewöhnliche Menschen. In den Regionen der griechischen Philosophie spielten diese Dämonen schon frühzeitig eine bedeutende Rolle. Thales und Pythagoras, Sokrates und Xenophon, Empedokles und die ernster Stoiker dichteten viel von ihnen, jeder auf seine Weise; alle jedoch überfliegt der dichterische Platon. Im Gastmahl (*vgl. Epinom. ed. Bip. p. 260.*) erklärt sich Diotima über die Dämonen also: „Alles Dämonische ist zwischen Gott und dem Sterblichen, und seine Verrichtung ist zu verdolmetschen und zu überbringen den Göttern, was von den Menschen, und den Menschen, was von den Göttern kommt; der Einen Gebete und Opfer und der Andern Befehle. In der Mitte zwischen Gott und Mensch ist das Dämonische, also die Ergänzung, damit nun das Ganze in sich selbst verbunden sey. Und durch dies Dämonische geht auch alle Weissagung, und die Kunst der Priester in Bezug auf Opfer, Weihungen, Besprechungen und allerlei Wahrsagung und Bezauberung. Denn Gott verkehrt nicht mit Menschen, sondern aller Umgang und Gespräch der Götter mit den Menschen geschieht durch die Dämonen sowohl im Wachen als im Schlafe. Solcher Dämonen oder Geister gibt es viele und vielerlei.“ An andern Stellen berichtet er uns von ihnen, sie seyen in Luft gekleidet, wandeln über dem Himmel, schweben über den Sternen und verweilen auf der Erde; sie schauen unverhüllt in die Geheimnisse der Zukunft und

erhalten sie nach Gefallen; jeder Sterbliche erhalte mit jedem neuen Leben einen eigenthümlichen Dämon, der ihn bis ans Ende begleite, und seine Seele zu dem Orte der Reinigung und Strafe führe. Im Allgemeinen dachte sich das Volk unter ihnen die Gottheit, sofern sie die menschlichen Schicksale lenket, und man theilte sie in Beziehung auf die Wirkungen, die ihnen zugeschrieben wurden, in *ayaðodaiµores* (Schutzgeister, Genien im engern Sinne, gute Geister) und *κακοδαίµορες* (böse Geister — in dem neuern Sprachgebrauche vorzugsweise Dämonen genannt). Die Römer bildeten die griechische Dämonologie zu ihrem eignen weniger poetischen Charakter, und vermischte mit römischen Vorstellungen weiter aus. Ihnen bedeutete der Genius den Geist des individuellen Lebens. In diesem allen erkennt man leicht die ursprüngliche Idee: Wo eine unerklärliche Macht wirkt in Natur oder Freiheit, da ist etwas Dämonisches; diese Idee aber ward ausgebildet durch Philosophie, welche den Volksglauben berichtigen und die Vernunft mit diesem Glauben versöhnen wollte. Um die Idee der Gottheit in ihrer Reinheit darzustellen, mußte man die mythologischen Ansichten allmählig zurückdrängen, und dies konnte nicht unvermerkt als durch Hinzuziehung der Dämonen geschehen. Ob aber gleich griechische Philosophen es für Griechenland thaten, so darf man darum doch nicht glauben, daß auch diese Ideen, wie das Wort Dämon, griechischen Ursprungs seien; vielmehr ist es glaublich, daß die ganze Dämonenlehre nach Griechenland nur verpflanzt sey. Ihr eigentlicher Ursprung ist in den Religionen des Orients zu suchen, wo wir sie überall wiederfinden. Die Hindu zählen außer dem höchsten Wesen, Para, Brahma, 33,000 Götter und eine unaussprechliche Zahl von Götterdienern. Den höchsten Rang unter jenen Göttern behauptet die Dreieinigkeith, Brahma, Vishnu und Shubbren, die in ewigem Wechsel schaffen, erhalten und zerstören. Wenn des Zerstörers Anbeter sterben, so sendet er seine Diener, daß sie dieselben zu ihm bringen, damit er ihnen seine Seligkeit zu genießen gebe. Die Dämonen sind hier die Dweta's. Ungleich schematischer ausgebildet finden wir aber diese Lehre in der Religion Zoroaster's oder dem chaldäisch-persischen Magismus, der auch unstreitig als eine Hauptquelle der Dämonologie anzusehen ist. Um die Entstehung des Uebels zu erklären, nahm Zoroaster neben einem guten und ein böses Princip an, als Quellen alles Guten und alles Uebels, und bildete diese Idee also aus: Es gibt ein Reich des Lichts und ein Reich der Finsterniß; in jenem herrscht Ormuzd, der Urheber und Verbreiter alles Guten, in diesem Ahriman, der Quell alles Uebels, des moralischen wie des physischen. Um den Thron Ormuzd's stehen die sieben Amshaspands (Erzengel), die Fürsten des Lichts, unter denen er selbst den erste ist. Ihnen sind untergeordnet die Izeds, die Samen von allem, was gut ist, von welcher Art es auch sey; die Feuers. Auf gleiche Weise ist das Reich der Finsterniß unter Ahriman organisiert. Sein Thron wird umgeben von den obersten sieben Dims, den Fürsten des Bösen, und eine zahllose Menge anderer Dims stehen unter ihnen wie die Izeds unter den Amshaspands. In unaufhörlichem Streite unter einander sind Ormuzd's und Ahriman's Reiche; aber einst wird Ahriman besiegt; das Reich der Finsterniß hört gänzlich auf. Heeren hat darzuthun gesucht, daß diese Ideale nach den Verfassungen copirt seyen, die den asiatischen Monarchien eigen sind, aber alles sichtbar modificirt nach dem Local, nach den Zeitumständen, unter welchen der Gesetzgeber und Reli-

gionsstifter auftrat. Allein letzterer blieb nicht bloß bei diesen allgemeinen Begriffen stehen, sondern übertrug sie auch auf einzelne Gattungen von Wesen. Alle vernünftige und unvernünftige, lebende und leblose Wesen gehörten zu einem jener Reiche; die reinen Menschen, Thiere und Gewächse zu Ormuzds; die unreinen (giftigen, schädlichen) zu Ahrimans Reich. Auf diese Weise war die Dämonologie im Parsismus zu einer Ausdehnung gediehen und in einen systematischen Zusammenhang gebracht, wie man sie anderwärts nicht kannte. Ob Horn (biblische Gnosis) Recht habe, daß die Aegyptier von den Parsern entlehnt haben, kann hier nicht untersucht werden, verdient aber eine nähere Prüfung. Zwar finden wir bei den Aegyptern den Kreis des Mondes, Wasser, Erde und Luft mit Dämonen angefüllt, den Elementen und Körpern vorstehend, Steine, Metalle und Pflanzen unter ihrem Einfluß und die Menschenseelen in ihrer Macht, allerdings also ein weit verbreitetes Reich der Dämonen; aber nicht jenen auffallenden Dualismus (der jedoch in Osyris und Typhon hervortritt) und Parallelismus des zoroasterischen Systems. Wären nun aber auch ägyptische und persisch-chaldäische Dämonologie nicht aus einer Quelle geflossen, so berührten sie sie doch späterhin in einem Punkte, um gemeinschaftlich eine neue zu gestalten. Obschon nämlich die Dämonenlehre auf verschiedenen Wegen über Vorder-Asien nach Griechenland kam, so war doch Aegypten die Hauptquelle für die höhere Dämonologie der Griechen, unter denen sie durch die Orphiker und die Mysterien verbreitet, und von den Philosophen bis nach Christi Geburt herab ausgebildet wurde. Während sie aber auf solchem Wege zu den Griechen kam, erhielten sie die Hebräer auf zwei verschiedenen andern Wegen. Zur Zeit des babylonischen Exils schöpften sie unmittelbar aus der Quelle des chaldäisch-persischen Magismus, und wenn sie auch früher Elohim und Engel gekannt haben sollten (merkwürdig ist immer, daß die letztern zuerst in der Geschichte des Chaldäers Abraham vorkommen, und daß ihrer in den früheren Propheten gar nicht gedacht wird, bei Daniel hingegen desto mehr), so wurde doch die Theorie von ihnen in und nach der babylonischen Gefangenschaft erst ausgebildet. Derselbe Dualismus, den wir in Zoroasters System bemerken, thut sich nun auch hier hervor, es gibt gute und böse Dämonen; sie werden classificirt und bekommen eigene Namen. Es sind sieben gute Dämonen, welche den Staatsrath Jehovahs ausmachen und immer vor seinem Throne stehen (Job. 12, 15). Von der andern Seite kam diese Nation unter den Seleuciden und Ptolemäern auch mit Aegypten und den Griechen, besonders in Alexandria, in lebhafteren und häufigern Verkehr, und zu den aus dem Magismus oder Parsismus adoptirten Vorstellungsarten gesellten sich ägyptisch-griechische, welchen Zusammenfluß man hauptsächlich im Neuen Testamente wahrnimmt. Unmöglich war es, das Eindringen griechischer Philosopheme abzuwehren. Unter Esra und Nehemia verhallte bereits die Stimme der Propheten; an die Stelle der Lehrer traten Gelehrte; Studium und Speculation begannen, Volksglaube und Philosophie trennten sich, und die Philosophen selbst theilten sich in mehrere Secten. Den orthodoxen Pharisäern standen gegenüber die heterodoxen Sadducäer und Essäer, und kein Hoherpriester und kein Sanhedrin vermochten zu verhindern, daß nicht auch das Volk (dem schon die Samaritaner gegenüber standen) in diese Parteien sich getheilt hätte. So stand es, als Christus auftrat. Pythagoräische und platonische Philosophie, mit Orientalismen verschmolzen, hatten be-

mit dem Krim entwickelt, der in der hellenistischen Philosophie der Juden sich ausbildete, und ein Gabbalismus stand, von den weisen Köpfen der Nation gehegt, neben der Rabbinen-Philosophie. In Hinsicht auf die Geisterlehre bemerkt man, daß der Ausdruck Dämon und dämonisch im Sinn eines bösen plagenden Geistes bestimmter hervortritt. Hieraus entsprangen nun jene Begriffe von Dämonen als Geister böser Menschen, die in den Leib derselben fahren und sie plagen, und von den Mitteln dagegen, z. B. von Wunderkräutern, wodurch man diese Dämonen austreiben könne. So erscheinen die Dämonen als Untergeister eines (persischen) Satana, eines leidenschaftlichen, feindseligen, böshaften, menschenförmigen und marternden Plagegeistes. Anderer Seite war ein Ausspruch Christi (Matth. 28, 10) Veranlassung zur Annahme des Satzes, daß ein Engel jedem Menschen als Schutzgeist beigegeben sey. Die christlichen Schriftsteller machten jene böse Bedeutung von Dämonen zur herrschenden, so daß die Dämonen als böse Geister den Engeln als guten Geistern entgegengesetzt wurden. In dieser Entgegensetzung bildete sich nun die Geisterlehre aus zur Angelologie, d. i. zur Lehre von guten Engeln, und Dämonologie, Lehre von bösen Engeln. Bei dieser weiteren Ausbildung aber verschmolz in dem Christianismus jüdische und griechisch-philosophische Vorstellungsart oft wundersam in einander. Wie Platons Mythos eine unerschöpfliche Quelle für die Neu-Platoniker, so wurde er es auch für die Kirchenväter; und die christliche Dogmatik, die man hier mit Recht vom Christenthume unterscheidet, wurde der Punkt, in welchem alle Zweige der Dämonologie des Orients und Occidents sich vereinigten. Siehe übrigens die Artikel Engel, Teufel und Gabbalis. dd.

Damon und Pythias, zwei edle Syracusaner, welche als seltene Muster unerschütterlicher Freundschaft berühmt geworden sind. Pythias war unschuldig von Dionysius, dem Tyrannen, zum Tode verurtheilt worden, hatte aber auf die Bürgschaft seines Freundes Damon die Erlaubniß erhalten, seine Angelegenheiten in einem benachbarten Orte persönlich in Ordnung bringen zu dürfen. Dagegen war dieser ins Gefängniß gegangen und hatte versprochen, für Pythias den Tod zu leiden, wenn er zur bestimmten Zeit nicht zurückgekehrt seyn würde. Unerwartete Hindernisse verzögerten seine Rückkunft; schon wandelt Damon getrost und fest überzeugt von der Treue seines Freundes dem Richtplage zu; schon beginnt das Volk zu murren und den leichtgläubigen Damon zu beklagen: als plötzlich Pythias durch die Haufen des Volks seinem Freund in die Arme stürzt. Bei dem edelsten Wettkampfe unter beiden, da Jeder für den Andern sterben will, zerfließen alle Anwesende in Thränen, und Dionysius selbst tritt hinzu, begnadigt sie und bittet, ihn als den Dritten in diesen schönen Freundschaftsbund aufzunehmen. Wer kennt nicht Schillers treffliche Ballade, die Bürgschaft, zu welcher diese Geschichte den Stoff hergab?

Dampf, Dämpfe. Wenn man Körper, vorzüglich flüssige, einem starken Grade von Hitze aussetzt, so dehnen sich ihre sämmtlichen Theile in einen weitem Raum aus und erhalten dadurch einen höhern Grad von specifischer Elasticität. Ein Theil ihrer Bestandtheile scheint sich so zu sagen mit dem Feuer- oder Wärmestoff zu verbinden, und gleichsam in Feuer aufgelöst zu werden, und sie

werden in diesem Zustande **Dämpfe** genannt. Die elastischen **Materien**, welche aus den Körpern bei ihrer Bearbeitung hervorgehen, sind überhaupt von zweierlei Art. Einige bleiben nämlich, wenn sie auch wieder erkalten, elastisch, heißen daher **permanent-elastische** oder **luftförmige Flüssigkeiten**, **Luft-** oder **Gasarten**; diejenigen aber, welche durch die bloße Wirkung der Kälte ihre elastische Form wieder verlieren, werden insbesondere **Dämpfe** oder **elastische Dünste** genannt. Die Erzeugung derselben kann man schon bei einem gewöhnlichen Theekessel wahrnehmen; besser aber noch bei der **Wind-** oder **Dampfkugel** (*Neolopile*), d. i. einer metallenen, mit einer offenen Röhre versehenen Kugel, in welcher Wasser zum Sieden gebracht wird. Bei einem gewissen Grade der Wärme fängt das Wasser, oder welche Flüssigkeit man sonst nimmt, zu kochen an, und verwandelt sich in eine höchst elastische und flüssige Substanz, in **Dämpfe**, die aus der Röhre oder Windkugel wie ein heftiger Wind ausströmen, und in ein Gefäß von gleicher oder noch stärkerer Hitze aufgenommen, die Durchsichtigkeit, Elasticität und alle übrigen mechanischen Eigenschaften der Luft haben und beibehalten. Treffen aber diese Dämpfe außer dem Gefäße die atmosphärische kältere Luft an, so erscheinen sie darin als ein Nebel, vermischen sich mit derselben, und verschwinden endlich unvermerkt. Stoßen sie an die Oberfläche eines kalten Körpers, z. B. eines Glases, Steines 2c., so verdichten sie sich wiederum in Tropfen, die ein Theil der im Gefäße enthaltenen Flüssigkeit sind. Die Elasticität der Dämpfe ist außerordentlich; nach den Versuchen der geschicktesten Physiker nehmen die Dämpfe einen 1470 mal größern Raum ein, als die Quantität Wasser, woraus sie entstanden, so daß aus 1 Kubitzoll Wasser 1470 Kubitzoll Dämpfe entstehen. Diese Dämpfe nun, wenn sie in einem engen Raume eingeschlossen werden, der ihrer Ausdehnung Widerstand entgegen setzt, bringen unglaubliche Wirkungen hervor, wie wir bei Vulkanen und Erdbeben sehen. Auch ist diese Eigenschaft der Dämpfe zu mehreren wichtigen Erfindungen, z. B. des Dampfapparats beim Kochen, der Dampfmaschine, des Dampfboots und des papinianischen Topfs sehr häufig und mit großem Vortheil benutzt worden. Ueber die Größe der absoluten Elasticität der Dämpfe siehe **Busch Handbuch der Erfindungen** unter diesem Artikel. Man bedient sich auch der Dämpfe in der Heilkunst, z. B. bei **Dampfklystieren**, **Dampfbädern**.

Dampfbad oder **Dunstab**, in der Heilkunst, die Erwärmung kranker Glieder durch den Dampf oder Dunst heißer Arzneimittel, welchen man an dieselben steigen läßt, um sie in Schweiß zu bringen. Dann auch so viel als **Schwigbad**: die Erwärmung des ganzen Körpers in einer sehr stark geheizten Stube. **S. Bäder**. In der Scheidekunst heißt **Dampfbad** der Dampf des kochenden Wassers, um einen Körper darin aufzulösen, und die dazu nöthige Vorrichtung.

Dampfboot, (engl. *Steam-boat*) ein Fahrzeug, welches statt der Segel oder Ruder ein Rad mit Schaufeln, oder eigentlich zwei, an den beiden Enden einer Welle angebrachte Schaufeln hat, die in das Wasser reichen, und die Stelle der Ruder vertreten. Durch die in der Mitte des Schiffs oder Bootes angebrachte Dampfmaschine wird dieses Schaufelrad in Bewegung gesetzt und erhalten. Die Kraft dieser Schaufeln macht, daß das Schiff sich weit schneller fortbewegt, als ein gewöhnliches Packetboot. Selbst gegen Wind und

Fluth kann ein solches Fahrzeug 4 englische Meilen in einer Stunde zurücklegen; bei günstigem Winde geht es noch viermal schneller. Es kommt aber freilich bei der Einrichtung eines Dampfboots sehr viel auf die richtige Stellung der Schaufeln, auf das gehörige Einsenken derselben ins Wasser, und auf die Leitung des Fahrzeugs überhaupt an. Der Erfinder des Dampfboots ist ein Landmann des unsterblichen Franklin's, Robert Fulton (s. d. Art.). Das erste Dampfboot wurde, nach seiner Angabe, zu New-York erbaut, und lief daselbst am 3. October 1807 vom Stapel. Seitdem ist diese Art Fahrzeuge, die in einem von so vielen schiffbaren Flüssen durchschnittenen Lande, wie Nordamerika ist, von dem größten Nutzen sind, außerordentlich vervielfältigt worden, und sie sind auf dem Hudson- und Lorenzo-Flusse, dem Delaware, Ohio, Mississippi und andern Flüssen, allgemein im Gebrauche. Selbst auf den Fahren, mit welchen man in Amerika über die Flüsse segelt, hat man die Dampfmaschinen angebracht. Schon früher, im J. 1791, zeigte Clarke zu Leith in Schottland ein Boot, welches durch Dämpfe fortgetrieben wurde. Einige Zeit nachher wurde ein ähnliches Boot zu Glasgow in Schottland gezeigt. Erst im J. 1812 machte man einen Versuch im Großen mit einem Dampfboote auf dem Flusse Clyde in Schottland. Seitdem gehen 16 bis 17 Dampfboote regelmäßig zwischen Glasgow und Greenock auf der Clyde hin und her. Ein solches Boot, das früh von Glasgow abgeht, kommt Abends wieder dahin zurück, obgleich die Entfernung beider Städte von einander 5 deutsche Meilen beträgt. In England waren im J. 1815 nur 2 Dampfboote auf der Themse, und 1 zu Hull in Yorkshire; alle drei waren von Glasgow dahin gebracht worden. Zwei davon machten die Ueberfahrt aus Schottland längs der Ostküste Englands, nachdem man die Räder der Dampfmaschine ausgehoben hatte, während schöner Witterung, mit Segeln; das dritte hingegen lief, durch die Kraft der Dampfmaschine bewegt, aus der Mündung der Clyde aus, umfuhr die ganze West- und Südküste Englands, und war so das erste Dampfschiff, das sich auf das hohe Meer gewagt. — Die gewöhnliche Einrichtung eines solchen Dampfboots ist folgende. Im Vorder- und Hintertheile des Fahrzeugs befinden sich Kajüten für Passagiere, wenn es als Packetboot gebraucht wird, oder leerer Raum für die Waaren. Im mittlsten Theile des Fahrzeugs ist die Dampfmaschine. Der Dampfkessel steht rechts, wenn man von dem hintern Theile des Boots nach vorn hin sieht, auf der Stribordseite; der Cylinder und das Schwungrad am Backbord. Durch das Herauf- und Heruntergehen des Kolben wird an jeder Seite des Boots, durch einen mit einer Kurbel versehenen Arm, ein senkrechtcs Rad mit Schaufeln umhergedreht, welches den unterschlächtigen Wasserrädern der Mühlen gleicht, denen jedes ohngefähr 11 Fuß im Durchmesser und $3\frac{1}{2}$ Fuß Breite hat, und aus dickem Eisenblech verfertigt ist. Von diesen Rädern ist der vierte Theil des Halbmessers unter dem Wasser eingetaucht; dieser untere Theil, und jede Schaufel, die in die unterste Stelle kommt, dient statt des Raders. Um alles lärmende Getöse zu verhüten, welches durch das Eintreten der Schaufeln in das Wasser verursacht werden könnte, gibt man den Schaufeln eine solche Stellung, daß eine jede gegen die Axe schief steht. Alle schneiden bei ihrem Eintauchen in das Wasser unter einem schiefen Winkel ein, statt gegen dasselbe zu schlagen. Dieses macht, daß die Schaufeln sanft und gleichförmig auf das Wasser wirken. Durch das außerordentlich schnelle Umhertreiben der

Schaufelräder wird der geschwinde Gang des Schiffes oder Bootes bewirkt. Gewöhnlich legt ein solches Fahrzeug 6 bis 7 Seemeilen in einer Stunde zurück; bei gutem Winde und einem nicht zu sehr bewegten Meere kann es wohl 11 bis 12 Seemeilen in einer Stunde machen. Unter dem Kessel der Dampfmaschine muß ununterbrochen ein lebhaftes Feuer unterhalten werden; man rechnet, daß dazu in 24 Stunden 5 Tonnen Steinkohlen erforderlich sind. Der Rauch wird durch eine weite, aus sehr dickem Schmiedeeisen gefertigten cylindrischen Röhre abgeführt, und diesen Schornstein benutzt man zugleich als Mastbaum; man fest eine Segelstange mit einem Segel darauf. Der Ofen unter dem Kessel wird von Backsteinen gebaut, die durch eiserne Bänder fest zusammengehalten werden; die hölzernen Schiffswände umher werden mit Eisenblech beschlagen. Um den Ofen ist die Hitze fast unerträglich für jeden, der es nicht gewohnt ist, der Schürer aber muß immer zugegen seyn, weil unter dem Roste fleißig geschürt werden muß, um zu verhüten, daß die Steinkohlen nicht in eine Masse zusammenbacken. Der oben erwähnte starke Verbrauch an Brennmaterialien macht, daß die Dampfboote zu sehr weiten Reisen, und besonders zu Waarentransporten, nicht wohl gebraucht werden können; desto wichtigere Dienste können sie als Aviso- und Corrierschiffe in Kriegszeiten leisten, und überhaupt zur Beschleunigung des Postenlaufs, besonders in den Sommermonaten, wo öfters Winde stillen auf dem Meere eintreten, für Reisende und Depeschen mit großem Vortheile auf der See gebraucht werden. Durch die Reise, welche das oben erwähnte Dampfboot von der Elbe aus bis in die Themse auf offener See gemacht hat, ist es außer Zweifel gesetzt worden, daß die rudernden, durch eine Dampfmaschine in Bewegung gesetzte Schaufelräder, auch auf stürmischem Meere ihren Dienst nicht versagen, und daß sie das Dampfboot durch die Wellen zwar langsamere als in ruhiger See, aber doch immer noch mit einer Geschwindigkeit forttreiben, welche die gewöhnliche eines Schiffes übertrifft. Der Vortheil, den die Dampfboote an Seeküsten und auf Flüssen gewähren, scheint jetzt hinlänglich bewährt zu seyn. In Deutschland erschien das erste Dampfboot auf dem Rheine bei Köln am 12ten Juni 1816. Es kam von Rotterdam und war nach Frankfurt am Main bestimmt; seine Einrichtung war ganz die oben beschriebene. Die Wache, welche durch die Dämpfe in Bewegung gesetzt wurde, hatte an jedem ihrer beiden Enden ein Rad mit acht Schaufeln, durch deren Kräfte das Fahrzeug dergestalt fortbewegt wurde, daß es bei der damaligen hohen Wasserhöhe gegen die heftigste Strömung schneller fortging, als es von Pferden hätte gezogen werden können. Es hatte die Fahrt von Rotterdam bis Köln in etwas mehr als 5 Tagen gemacht. Am 15ten Juni kam es schon wieder nach Köln zurück, ohne bis Frankfurt gekommen zu seyn. Man schien sich überzeugt zu haben, daß dieses Fahrzeug zur Schifffahrt auf dem Rheine nicht ganz geeignet sey. Zu gleicher Zeit kam auch ein Dampfboot in Hamburg an; es hat von Cuxhaven bis Hamburg, wider den Strom, 10 Stunden zurück gebracht. Es war 63 Fuß lang, 22½ Fuß breit, und die in demselben angebrachte Maschine arbeitete mit der Kraft von 34 Pferden. Es wurde als Postschiff zwischen Hamburg und Cuxhaven gebraucht, und ging dreimal die Woche hin und her; der Beifall, den diese Einrichtung anfangs fand, schien in der Folge sich zu vermindern. Die beiden Boote, so wie das vor einiger Zeit aus England nach Par-

auf die Seine gebracht, und das des Engländers Baird zu Petersburg, welches täglich regelmäßige Fahrten zwischen Petersburg und Cronstadt macht, und dazu 3 Stunden braucht, waren alle in England gebaut worden. Aber in Deutschland selbst hat Humphreys das erste Dampfboot zu Michelsdorf an der Spree erbaut, das bis jetzt die Fahrt zwischen Berlin und Charlottenburg regelmäßig macht. Ein Vorfall, der sich am 5ten Juni 1816 in dem Gebiete der vereinigten Nordamerikanischen Staaten ereignete, machte einen sehr großen und für die Sache selbst nachtheiligen Eindruck. Ein großes Dampfboot lag zu Mariette auf dem Mississippi vor Anker, um eine Ladung Eisen einzunehmen. In dem Augenblicke, als man die Anker aufziehen wollte, wurde die Entwicklung der Dämpfe zu stark, und der Dampfkessel sprang. Die Explosion war furchterlich. Alle auf dem Boot befindlichen Leute wurden über Bord geworfen und schrecklich verbrannt. Es wurde bei dieser Gelegenheit bekannt, daß David Heath in Neu-Jersey eine ganz neue Bauart des Dampfkessels erfunden habe, wodurch ähnlichen Vorfällen vorgebeugt würde. Um auch in Deutschland die Gemüther wegen jenes Vorfalls zu beruhigen, suchte Humphreys in Berlin aus den dabei stattgehabten Umständen es wahrscheinlich zu machen, daß man mit dem Sicherheitsventil nachlässig umgegangen seyn möchte, daß beim schleunigen Einladen des Eisens wahrscheinlich einiges davon auf das Ventil geworfen worden, und daß der Dampfkessel dieses Boots, um die Kosten zu sparen, von gesegtem Eisen gewesen seyn möchte, wodurch eben die Explosion so gefährlich geworden wäre. Zugleich machte er bekannt, daß, um alle solche Vorfälle bei seiner Dampfmaschine unmöglich zu machen, er sich nur der Kessel von geschlagenem Eisen bediene, und daß er das Sicherheitsventil durch einen eisernen Behälter für jeden Unkundigen ganz unzugänglich gemacht habe. Zu noch mehrerer Sicherheit hat er eine gebogene Röhre, die aus dem Dampfkessel geht, angebracht, welche mit einem berechneten Gewicht von Quecksilber gefüllt ist. Wenn nun auch durch irgend einen Zufall der eiserne Behälter, welcher das Sicherheitsventil umgibt, zerbrochen, und das Ventil dadurch auf einen Augenblick aus seiner Function gesetzt werden sollte; so könnte doch selbst da kein solcher Unfall entstehen, indem sodann die Dämpfe das Quecksilber herauswerfen, und sämmtlich ausströmen müßten. Der Mechanikus Owen in Stockholm hat eine bedeutende Verbesserung in den Dampfbooten gemacht. Da die bisher an denselben gewöhnlichen Seitenräder mehr oder weniger in das Wasser tauchen, je nachdem das Fahrzeug befrachtet ist, wodurch ihre Wirkung ungleich gemacht wird, auch, wenn zugleich das Segel gebraucht wird, ein Rad oft kaum den Wasserspiegel berührt, während das andere ganz unter Wasser ist: so hat Owen es für zweckmäßig gefunden, ein Rad an dem Hintertheil des Fahrzeugs anzubringen, wodurch das Schiff, ohne Hülfe der Segel, in weniger als 3 Minuten 120 Meilen weit fortgetrieben wird; eine Wirkung, welche fast der Wirkung der Seitenräder bei den günstigsten Umständen gleich kommt, ohne daß diese Einrichtung die Mängel der letztern hat. Nach dieser Idee hat Owen bereits 2 Fahrzeuge gebaut, die im Gange sind. Für ein Land wie Schweden ist diese Art Fahrzeuge sehr nützlich. In Dänemark sind bisher auch verschiedene Versuche mit Dampfschiffen angestellt, aber bis jetzt der Plan, sie zur Ueberfahrt über den Belt zu gebrauchen, noch nicht ausgeführt worden.

Dampf-Buchdrucker-Maschine. In England hat man seit zwei Jahren die Dampfmaschine auch für die Buchdruckerpressen angewendet. Das Verdienst dieser Erfindung gehört einem Deutschen, Königl. aus Gisleben, der in Verbindung mit einem Landsmann, Bauer aus dem Württembergischen, diese Art zu drucken in der Druckerei der bekannten Zeitung the Times in London mit Erfolg betreibt. Die Presse ist einer Kupferdruckerpresse ähnlich, und wird durch Cylinder bewegt, die von der Dampfmaschine ihren Schwung erhalten. Mitten über dem Gestelle ist ein Gefäß mit Druckerfarbe angebracht, die beim Ausfließen nach und nach auf sechs verschiedene Cylinder sich verbreitet, deren unterster mit einer Haut überzogen ist, und die Stelle der gewöhnlichen Buchdruckerballen vertritt. Unter diesen Farben-Cylindern sind zwei große hölzerne Cylinder angebracht, deren jeder gerade so viel Umfang hat, daß er mit drei Bogen Druckpapier völlig und auf allen Seiten bedeckt werden kann. Ein bei der Maschine stehender Arbeiter hat neben sich einen Haufen angefeuchteter Blätter; diese breitet er über die Cylinder nach dem Verhältnisse, wie diese sich um ihre Ase drehen, und einen leeren Platz darbieten. Ist die Maschine in voller, ungehemmter Thätigkeit, und der Arbeiter selbst eben so thätig, so können durch jeden diesen beiden Cylinder 550 Blätter in einer Stunde abgedruckt werden; in der Regel werden 450 Blätter auf eine Stunde gerechnet. Die in eisernen Rahmen, wie gewöhnlich, gesetzten Lettern werden auf ein metallenes, mit vier Rädern versehenes Gestell gelegt, das in Fugen von einem Ende der Maschine zum andern schnell hin und her läuft, und indem es unter den Farben-Cylindern, von welchen die Lettern die Farben erhalten, und zwischen den beiden mit weißem Papier umwundenen Cylindern durchgeht, werden die weißen Bogen gehörig bedruckt. Die Bewegung aller dieser Cylinder ist mit der äußersten Genauigkeit berechnet. Der bedruckte Bogen bleibt nun nicht mehr am Cylinder kleben, sondern hängt von demselben herab. Ein Knabe von 10 bis 12 Jahren, der am Ende des Gerüstes sitzt, nimmt die herabhängenden Bogen vollends herunter, und legt sie, wie gewöhnlich, auf einen Haufen. Der Knabe ist angewiesen, jedesmal zu untersuchen, ob der Druck vollkommen, oder etwas fehlerhaftes dabei vorgefallen ist. Da jedoch die Maschine jedesmal, ehe sie ihre Arbeit beginnt, gehörig zugerichtet wird, so fällt äußerst selten ein fehlerhafter Abdruck vor. Der Druck ist weit reiner, als er bei der gewöhnlichen Verfahrungsart, wenn das Geschäft rasch betrieben wird, auszufallen pflegt. Aber der größte Vorzug der Maschine besteht in der Schnelligkeit der Arbeit, und sie wird dadurch besonders für das Drucken der Neuigkeitsblätter, oder solcher Schriften, von denen zahlreiche Abdrücke erforderlich sind, sehr schätzbar. Hierzu kommt noch die Ersparung der Menschenhände, denn außer dem erwähnten Arbeiter und dem Knaben ist nur noch ein Mann zu Besorgung der Feuerung, und ein anderer zu Besorgung des Mechanismus der Presse angestellt. Was die Geger liefern, kann die Maschine immer schnell genug drucken, und sind keine neuen Formen da, so läßt man die Druckmaschine ruhen, welches keine Kosten verursacht. Es gibt eigentlich drei Arten solcher Maschinen, die der Combination und dem Effecte nach verschieden sind: 1) die einfache Maschine; diese druckt die Bogen nur auf einer Seite, so geschwind sie angelegt werden, in einer Stunde 900 bis selbst 1000 Bogen. Der Arbeiter legt die Bogen an, der Knabe nimmt sie ab;

die Maschine thut alles übrige. 2) Die doppelte Maschine; diese druckt die Bogen gleichfalls nur auf einer Seite, aber 1500 bis 1600 Bogen in einer Stunde. Zum Anlegen und Abnehmen der Bogen werden zwei Männer und zwei Knaben gebraucht. 3) Die vollständige Maschine (completing machine); diese druckt das Papier auf beiden Seiten, 900 bis 1000 Bogen oder 1800 bis 2000 Seiten in einer Stunde. Es wird dabei nur ein Mann und ein Knabe zum Anlegen und Abnehmen der Bogen gebraucht; beide leisten bei dieser Maschine, da man das größte Format auf derselben drucken kann, ohngefähr soviel als 12 Drucker mit 6 Pressen, angenommen daß 300 in einer Stunde auf der Presse gedruckt werden. Die einfache Maschine ist die wohlfeilste; die zweite eignet sich am besten für eine Zeitung von bedeutender Auflage; die completing machine ist für den Bücherdruck und für den, der sicher ist, genug Arbeit zu haben. Die bedeutenden Kosten, welche erfordert werden, um eine solche Maschine herzustellen, vielleicht auch einige Besorgniß wegen der ausdauernden Wirksamkeit des Mechanismus, mögen die weitere Ausbreitung dieses Verfahrens bis jetzt noch aufgehalten haben. Die aus der Druckerei der Times gelieferten Arbeiten geben jedoch den sichersten Beweis von der Vollkommenheit dieser Maschinen, die seit den ersten damit gemachten Versuchen sehr verbessert worden sind. — Der Buchhändler Cotta in Stuttgart hat einen der Erfinder, König, zu sich eingeladen, um für ihn eine Maschine zu bauen (1817). Auch hat schon der Buchdrucker Strauß in Wien, wie es heißt, eine dergleichen angelegt.

Dampfkegel, s. Dampf.

Dämpfer oder Sordine, (franz. Sourdine, ital. Sordina), eine Vorrichtung an den rauschenden musikalischen Instrumenten, besonders an den Saiteninstrumenten (sonst aber nur an den Hörnern, Pauken und Trompeten), um ihnen das Schreiende des Tons zu benehmen, und den Ton sanfter und schwächer zu machen, (zu dämpfen). Bei den Geigeninstrumenten kommt diese Vorrichtung am häufigsten vor, und besteht am zweckmäßigsten aus einem hölzernen (vorzüglich burbaumenen, auch wohl elfenbeinernen oder metallenen) Kamme, von dessen Backen der Steg fest umklammert wird. Man bedient sich der Dämpfer vorzüglich beim Ausdruck schwermüthiger Empfindungen, oder feierlicher Trauer, und tiefer, gedäuselter Ruhe, besonders bei einem starken Contraste, und bezeichnet das Aufsetzen der Dämpfer gewöhnlich durch die Worte *con sordini*, das Wegnehmen derselben durch die Worte *senza i sordini*, *si levano i sordini*, oft nur durch die Buchstaben S. S.

Dampfmaschine, Feuermaschine. Eine Maschine, welche durch Dämpfe des siedenden Wassers in Bewegung gesetzt wird. Die bewegende Kraft ist eigentlich der Druck der Luft gegen den luftleeren Raum, welcher durch plötzliche Abkühlung der heißen Dämpfe entsteht. Man braucht sie gewöhnlich zur Hebung großer Massen Wasser, an Orten, wo die dazu nöthige Feuerung leichter und wohlfeiler zu haben ist, als die Veranstellungen, welche andere bewegende Kräfte erfordern. Die Dampfmaschine verdient unsere Bewunderung, theils wegen der Größe, Menge und Mannichfaltigkeit ihrer Theile, theils wegen ihrer großen Wirkungen, theils auch wegen des sinnreichen, in einem Jahrhunderte ausgedachten und auf das höchste vervollkommeneten Mechanismus, vermittelt dessen sie alle zu ihrer Bestimmung nothwendigen Vorrichtungen selbst vornimmt, sogar ihren Gang, nach Erfoderniß beschleunigt oder aufhält, ohne hiezu irgend

eine Einwirkung von außen, außer einem Menschen, der das Feuer unterhält, nöthig zu haben. Der Mechanismus dieser Maschine beruht überhaupt auf einem Hebel oder Balken, der an dem einen Ende mit Saugpumpen, die das Wasser heben sollen, an dem andern mit einem Kolben verbunden ist, welcher in einem Cylinder auf- und niedergeht. Der Cylinder oder Stiefel steht mit einem kupfernen Kessel (Helme) über einem Ofen in Verbindung, dessen Feuer das fließende Wasser in Dämpfe verwandelt, welche die Maschine treiben. Ueber die verschiedenen Arten und Einrichtungen dieser merkwürdigen Erfindung neuerer Zeit s. Busch Handbuch der Erfindungen 3. Theil 2. Abtheilung. Die ursprüngliche und rohe Idee einer Dampfmaschine wird dem Marquis von Worcester zugeeignet. Ungefähr 40 Jahre darauf brachte Capitain Savary selbige in Anwendung, um das Wasser aus den Zinnbergwerken von Cornwall zu schöpfen. Er beschrieb sie in einem Buche, das den Titel the miners Friend führt. Sie war aber noch sehr unvollkommen. Newcomen, ein Eisenkrämer, und Cawley, ein Glaser, setzten mit Savary die Versuche fort, und erhielten 1705 ein Patent für die besondere Maschine, welche, ihrer wichtigen Verbesserungen wegen, unter dem Namen von Newcomens Engine bekannt wurde. Sie war aber noch immer sehr unbequem und hatte mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, bis 1717 Beighton, ein geschickter Künstler, das Ganze der untergeordneten Bewegungen vereinfachte und in diejenige Form brachte, worin sie, ohne wesentliche Abänderung, bis auf den heutigen Tag fort-dauert. Viele davon wurden in Bergwerken gebraucht. Allein es blieb immer das größte Hinderniß, daß eine ungeheure Menge Steinkohlen dabei verbraucht wurde, deren Verminderung zu unzähligen fruchtlosen Versuchen Anlaß gab. Doktor Black, ein berühmter Professor der Chemie, zeigte den Weg, die zwischen der aufgewandten Hitze und der Quantität des producirten Dampfes bestehende Verwandtschaft zu berechnen. Dies war im Jahr 1763, und gegen diese Zeit wurde James Watt zu ihm berufen, um das Modell seiner Dampfmaschine zu repariren. Hier hatte Watt, der sich schon längst mit Verbesserungen der Dampfmaschine beschäftigt hatte, Gelegenheit, seine bisherigen Versuche zu vervollkommen. Hauptsächlich waren seine Bemühungen dahin gerichtet, den Dampf mehr zu verdichten und die Kraft desselben zu vermehren. Dies gelang ihm. Er verband sich im J. 1773 mit Boulton zu Birmingham, und beide liefern seitdem die vollkommensten Maschinen der Art, deren man sich nicht allein beim Bergbau, sondern auch bei den Spinnmaschinen, in den großen Brauhäusern zu London und in andern Fabriken, wo große Bewegungskräfte gebraucht werden, mit außerordentlichem Nutzen bedient. Man nennt daher die Dampfmaschine auch jetzt gewöhnlich Watts Dampfmaschine, oder die englische Dampfmaschine, weil sie besonders von Engländern vervollkommenet worden. — Der Salinen-Rath und Ritter von Reichenbach in München hat zuerst in Deutschland die Dampfmaschinen verbessert, und sie zu einem höhern Grade von Vollkommenheit und Anwendbarkeit gebracht. Sein Zweck dabei ist vorzüglich der, sie von geringerem Umfange, und in Rücksicht der Anlage- und Unterhaltungskosten wohlfeiler einzurichten, um sie für die verschiednen technischen und ökonomischen Gewerbe anwendbar zu machen. Der Mechanicus Albert in Frankfurt am Main verfertigt Dampfmaschinen von beliebiger Größe. In dem Bergwerke zu Rotenburg an der Saale ist die Dampfmaschine schon seit gerau-

mer Zeit im Gebrauche. Es ist bereits der Wunsch in Deutschland geäußert worden, auch unsere Mahl- und Schneide-Mühlen durch Dämpfe in Bewegung zu bringen. Es würden dadurch nicht nur große Summen erspart werden können, die für den Wasserbau verwendet werden müssen, sondern es würden auch die Entschuldigungen der Müller wegfallen, daß sie wegen Mangel an Wasser oft nicht hinlänglich Mehl liefern können.

Dampfmesser, so werden verschiedene Vorrichtungen genannt, durch welche man die Größe der Expansivkraft des Wassers zu messen sucht; s. Busch am angef. Orte.

Dampfwagen. Der erste in Deutschland nach dem englischen Model nachgemachte Dampfwagen ist seit dem Jahre 1816 in der Königl. Eisengießerei zu Berlin vor dem Oranienburger Thore im Gebrauch. Er bewegt sich im eisernen Geleise, ohne Pferde und mit eigener Kraft dergestalt fort, daß er eine angehängte Last von 50 Centnern fortzuziehen im Stande ist.

Dampier (Wilhelm), ein berühmter englischer Seefahrer, geb. im J. 1652, stammte aus einer angesehenen Familie in der Grafschaft Somerset, und machte drei Reisen um die Welt; die erste endigte er im J. 1691, die zweite wurde am 14ten Januar 1699 angefangen. Er kam 1701 nach England zurück, unternahm aber 1704 neue Streifzüge, die er 1711 beendigte. Bei seinen verschiedenen Expeditionen verheerte er die spanischen Besitzungen und bereicherte sich außerordentlich. Dampier gab 1699 zu London eine Sammlung seiner Reisen von 1673 bis 1691 heraus. Sie ist vielfach übersezt und aufgelegt worden, und verdient diese Ehre wegen der darin befindlichen großen Menge nützlicher Beobachtungen für die Schifffahrt und Bereicherungen der Erdbeschreibung. Er untersuchte die Westküste von Neu-Holland, beschrieb Neu-Guinea, und entdeckte die nach ihm benannte Straße zwischen Neu-Guinea und Neu-Britannien, und gab der letztgenannten großen Insel, die diese Meerenge westlich bildet, den Namen Neu-Britannien.

Danae, die Tochter des Königs Acrisius von Argos, wurde von ihrem Vater in einen ehernen Thurm verschlossen, weil ein Orakelspruch ihm geweissagt hatte, daß ein von seiner Tochter gebornes Kind ihn ums Leben bringen werde. Allein seine Vorsicht war umsonst, denn Jupiter, von Liebe entbrannt für die reizende Jungfrau, hing, in einen goldenen Regen verwandelt, durch die Oeffnung des Dachs in ihren Schooß. Als Acrisius erfuhr, daß seine Tochter Mutter geworden, gab er sie im Borne sammt ihrem Kinde in einem Kasten den Wellen preis. Aber die Meergöttinnen, besorgt für die Erhaltung des Göttersohns, geboten den Wogen, das Fahrzeug unverfehrt an die Insel Seriphos, eine der cykladischen Inseln, zu tragen, wo Mutter und Kind wohlbehalten ans Land stiegen. Der Beherrscher der Insel, Polydectes, oder vielmehr dessen Bruder Dictus, nahm sie auf, und erzog das Kind, welches den Namen Perseus bekam. Polydectes verliebte sich später in die Danae und begehrte sie zur Gemahlin; sie aber verschmähte seine Liebe, flüchtete zu einem Altar und der Sohn verwandelte den Polydectes in einen Stein. Danae kehrte hierauf mit dem Perseus in die väterliche Heimath zurück. Acrisius wurde aber von dem Discus des Perseus bei den Leichenspielen, die dem König von Larissa in Thessalien, nach dem Sagen aber dem Polydectes von Perseus gefeiert wurden, gestoßen und fand seinen Tod.

Danaiden, die funfzig Töchter des Danaos. Dieser war ein Sohn des Belus und bewohnte anfangs mit seinem Bruder Aegyptus, der funfzig Söhne hatte, Aegypten. Beide entzweiten sich aber, und Danaos floh mit seinen Töchtern nach Argos. Die funfzig Söhne des Aegyptus folgten ihm dahin, boten Versöhnung an und verlangten von Danaos seine Töchter zur Ehe. Dieser willigte aus Zwang ein; da er aber den Söhnen seines Bruders nicht traute und überdies durch ein Orakel belehrt worden war, daß einer seiner Eibande ihn tödten werde, verband er seine Töchter durch feierlichen Schwur ihre Männer in der Brautnacht umzubringen. Alle thaten dies, ausgenommen Hypermnestra, welche ihren Gemahl, Lynkeus, am Leben ließ. Zur Strafe für ihr Verbrechen waren sie in der Unterwelt verurtheilt, in ein durchlöcheretes Gefäß unaufhörlich Wasser zu schöpfen. Schon die Alten gaben dieser Sage die historische Erklärung: die Danaiden hätten in dem wasserleeren Argolis Brunnen entdeckt und Cisternen angelegt.

D'An court, Carton, ein berühmter franz. Schauspieler und Schauspieldichter, wurde den 1sten Nov. 1661 zu Fontainebleau geboren. Sein Lehrer, Pater La Rue, ein Jesuit, setzte viel Hoffnung auf ihn, denn d'An court zeigte schon als Knabe viel Scharfsinn und außerordentliche Lebhaftigkeit. Aber die Absicht, ihn für den Orden zu gewinnen, ward durch d'An courts Neigung zum Theater vereitelt, wo er sich als Schauspieler und Schriftsteller auszeichnete. Vorzüglich gelang ihm das Niedrigkomische. Er hatte ein besonderes Talent, Bauern sprechen zu lassen, so daß auch fast alle seine eigenen Stücke ländliche Gemälde bilben. Auch für sich wählte er höchst selten andere Charaktere. Doch muß man seinen Chevalier à la mode davon ausnehmen. Dieses Stück wurde 1687 gespielt und ist als sein Hauptstück anzusehen. Allein seine Feinde behaupteten, daß er einem großen Theil desselben den St. Von verdanke. Indessen ist in allen seinen Stücken der Dialog ungezwungen, lebhaft, hinreißend und voller Wit und Laune; nur Reime wollen ihm nicht gelingen. Besonders besaß er eine große Geschicklichkeit, Lächerlichkeiten, die zu seiner Zeit begangen wurden, aufs Theater zu bringen. Ludwig XIV. liebte ihn, und d'An court mußte ihm oft seine Stücke, ehe sie gespielt wurden, vorlesen. Er verließ das Theater im J. 1718, und starb den 16ten Dec. 1726 in einem Alter von 65 Jahren.

Dandolo (Andr.), Doge von Venedig, welcher im 14ten Jahrhundert eine unparteiische und sehr genaue Chronik schrieb, welche bis 1280 ausführlich ist, bis 1342 im Auszuge existirt, abgedruckt im Muratori Script. rer. ital. T. XII. Früher noch machte sich Heinrich Dandolo, ebenfalls Doge, welcher großen Antheil an der Eroberung Constantinopels (1203) hatte, als Staatsmann und Krieger berühmt.

Danebrog-Orden, s. Orden.

Dänemark, (das Land der Dänen — denn diese Bedeutung hat das nordische Wort Mark). Unter der Benennung Dänemark begreift man die Inseln Seeland, Fühnen, Langeland, Laaland, Falster, Bornholm, Moen, nebst vielen andern kleinen Inseln, die Halbinsel Jütland und das Herzogthum Schleswig. Zu dem Königreiche Dänemark gehören noch: die Faröer Inseln, Island, Grönland; in Deutschland das Herzogthum Holstein, und seit 1816 auch der größte Theil des Herzogthums Lauenburg. Der König von Dänemark besaß ehemals Norwegen und die Insel Helgoland, mußte

aber im Frieden zu Kiel (den roten Januar 1814) jenes an Schweden, dieses an die Engländer, welche diese Insel schon seit dem September 1807 besetzt hatten, abtreten. Dänemarks Nebenländer oder Besitzungen in den übrigen Welttheilen sind: in Asien die Stadt Trankebar auf der Küste Coromandel; in Afrika eine Niederlassung auf der Küste von Guinea, und in Westindien die Inseln St. Croix, St. Thomas, St. Jean. Das eigentliche Dänemark gränzt gegen Süden an Deutschland, und wird von diesem durch die Eider — dem alten deutschen Grenzfluß im Norden — und die Levensau getrennt; gegen Osten an die Ostsee, gegen Westen an die Nordsee — oder, wie sie die Dänen nennen, Westsee; gegen Norden wird es von Norwegen und Schweden durch das Kattegat oder den bodanischen Meerbusen, und durch den Sund oder Deresund getrennt. Dänemark hat den Schlüssel zur Ostsee; denn da die drei Meerengen, welche die Nord- und Ostsee verbinden, der Sund, nur an der dänischen Küste für größere Schiffe fahrbar ist, der große und kleine Belt aber ganz im dänischen Gebiete sind: so müssen die Kauffahrer aller Nationen, welche diesen Weg passiren, sich dem von Dänemark seit den ältesten Zeiten behaupteten Rechte unterwerfen, den Sundzoll zu entrichten. Der wirkliche Flächeninhalt des ganzen Königreichs läßt sich, da dessen Theile nicht zusammenhängen, ganz genau nicht bestimmen. Gewöhnlich nimmt man für das eigentliche Dänemark 850 Quadratmeilen an, für das Herzogthum Holstein 175, für Island und die Färöer Inseln 2965, das Herzogthum Lauenburg zu 40 Quadratmeilen. Die Volksmenge des ganzen Königreichs überhaupt beträgt 1,530,000 Seelen, — eine für die Ausdehnung des Landes geringe Bevölkerung. Das Klima ist nicht überall gleich; auf einigen Inseln, selbst im Winter, gemäßig und gesund, in andern Gegenden aber wegen der häufigen Nebel und Ausdünstungen weniger gut. Berge gibt es, Jütland ausgenommen, im eigentlichen Dänemark nicht. Island ist sehr gebirgig; der Hekla, von 5600 Fuß Höhe, ist der berühmteste Berg dieser Insel. Große Flüsse gibt es in Dänemark auch nicht, weil sie nicht weit laufen und bald die See erreichen; die bekanntesten sind die Eider, Levensau und Trave. Der Schleswig-Holsteinische Canal, der vermittelst der Eider die Ostsee mit der Nordsee verbindet, fängt bei Kiel an, und geht durch den Fleimbuder See bis in die Eider bei Rendsburg; er ist 5 Meilen lang, auf dem Grunde 54 und auf der Wasserfläche 100 Fuß breit. Dänemark ist, im Ganzen genommen, sehr fruchtbar, und bringt fast alles hervor, was zum Bedürfniß und zur Bequemlichkeit erfordert wird. Jütland ist wegen seiner Fruchtbarkeit berühmt; in den Marschländern Schleswigs und Holsteins ist die Viehzucht vorzüglich, und die Güte der Pferde dieser Provinzen und des eigentlichen Dänemarks ist bekannt. Es wird jährlich eine große Quantität Getraide ausgeführt. Der Mangel an Holz in einigen Theilen des Reichs wird durch Torf ersetzt, der sich häufig findet. An Metallen bringt Dänemark nichts hervor, als etwas Eisen, welches aus den Mooren gegraben wird. Die Manufacturen und Fabriken in Dänemark sind erst seit der Hälfte des vorigen Jahrhunderts recht empor gekommen, und es hat daher die Einfuhr vieler ausländischen Waaren verboten werden können. Tücher, wollene und seidne Zeuche werden zum Bedarf hinreichend verfertigt; das dänische Leder ist bekannt; es gibt Gewehr- und Porcelanfabriken, und die inländischen Zuckerröbereien haben den fremden Zucker verdrängt. Die Mehrzahl der Einwohner beschäftigt sich mit

der Landwirthschaft, der sehr bedeutenden und einträglichen Fischerei, oder mit dem Handel zur See. Die dänischen Schiffe besuchen die meisten Häfen Europa's, auch verschiedene Häfen der Levante und der afrikanischen Küste, und die dänische Regierung hat deswegen mit den afrikanischen Raubstaaten Verträge geschlossen. In Asien schiffen sie nach Trankebar, Bengalen und China, und mit ihren westindischen Besitzungen wird ein starker Verkehr unterhalten. So viel Waaren aber auch Dänemark jährlich ausführt, so ist doch bisher die Einfuhr fremder Waaren noch stärker, und daher der Nachtheil beim auswärtigen Handel auf der Seite der Dänen gewesen. Der Hauptsitz der dänischen Handlung, so wie der Manufacturen und Fabriken, ist Copenhagen, und in etwas geringerem Grade Altona. Dänemark enthält, ohne das Herzogthum Lauenburg, 83 Städte und Flecken, 7005 Dörfer, 2726 einzelne Höfe, 933 adliche Güter; Lauenburg 4 Städte und Flecken und 27 adliche Güter. Das eigentliche Dänemark ist in 7 Statthalterschaften eingetheilt, welche Stiftsämter genannt werden. Sie waren nämlich ehemals Bisthümer, als aber K. Christian III. im J. 1536 die katholischen Bischöfe absetzte, so wurde in jedem Bisthume ein königlicher Beamter angestellt, um die weltliche Gerichtsbarkeit der ehemaligen Bischöfe auszuüben und ihre Einkünfte zu erheben; dieser wurde nachher der Stiftsamtman, und der ihm untergebene District Stiftsamt genannt. Die Inseln sind in 3, Jütland in 4 solcher Stiftsämter getheilt; Schleswig und Holstein werden, unter dem Namen der Herzogthümer, von einem eignen Statthalter regiert; das neuacquirirte Lauenburg regiert ein Landdrost mit dem Titel eines Gouverneurs; Island und die Inseln Färder stehen zusammen unter einem Stiftsamtmanne. Die Regierungsform in Dänemark ist rein monarchisch. In den ältern Zeiten kamen die Könige eine Zeitlang nur durch die Wahl des Volks auf den Thron, und ihre Gewalt war durch gewisse Verträge (Handfaestning) sehr beschränkt. Als aber unter Friedrich III. auf dem Reichstage im J. 1660 Streitigkeiten zwischen dem Adel auf der einen, der Geistlichkeit und dem Bürgerstande auf der andern Seite entstanden, so beschloßen die beiden letztern, dem Könige die erbliche Souverainität zu übertragen, wozu der Adel nachher auch einwilligen mußte. Der bisherige Vertrag wurde aufgehoben, von den Ständen eine neue Regierungsurkunde dem Könige übergeben, und von diesem das sogenannte Königsgesetz erlassen, welches dem Könige in allen Stücken unumschränkte Macht beilegt; nur muß er stets dem lutherischen Glaubensbekenntnisse zugethan seyn. In dem Herzogthume Holstein, das Dänemark als ein deutsches Reichslehn besaß, war die eingeführte skandinavische Verfassung immer beibehalten worden. Seit dem September 1806 wurde es aber mit Dänemark vereinigt, und von der Verbindung mit Deutschland ganz losgerissen. Nach den neuern Ereignissen aber, und nachdem der König im Juni 1815 dem deutschen Bunde beigetreten (s. weiter unten), wird es nach seiner ehemaligen Verfassung wieder zu Deutschland gerechnet, und der König erhielt deswegen eine Stimme bei dem Bundestage, mit welcher ganz neuerlich die Stimme für das Herzogthum Lauenburg vereinigt worden ist. — Die königlich dänische Familie stammt aus dem Hause Oldenburg, einem der ältesten deutschen Häuser, ab, dessen ursprünglicher Stammsitz, die vormalige Grafschaft Oldenburg, in Westphalen liegt. Dietrich, Graf von Oldenburg, mit dem Beinamen der Glückliche, ehelichathete mit 2 Gemahlinnen, reichen Erbinnen ihres Geschlechts, die

Grafschaften Delmenhorst, Holstein und das Herzogthum Schleswig. Von diesem Dietrich, der 1440 starb, stammen die auf dem russischen, dänischen und schwedischen Throne noch regierenden Linien des Hauses Holstein ab. Sein ältester Sohn Christian I. wurde 1448 zum Könige von Dänemark erwählt; seine Nachkommenschaft hat den dänischen Thron in männlicher Linie über 360 Jahre bis jetzt besessen, und ist mit der russisch-kaiserlichen und königlich-schwedischen Familie nahe verwandt. Der jetzige König ist Friedrich VI. geb. den 28. Januar 1768. Er wurde im April 1784 zum Mitregenten seines Vaters erklärt, führte eigentlich von dieser Zeit an die Regierung allein, und bestieg nach des Vaters Tode am 13ten März 1808 den Thron. Erst am 31sten Juli 1815 ließ er sich mit seiner Gemahlin, Maria, Tochter des Landgrafen zu Hessen, Carl, (einem Bruder des jetzigen Kurfürsten von Hessen-Cassel) zu Friedrichsburg feierlich krönen. Aus seiner Ehe sind nur noch 2 Prinzessinnen übrig. Nach dem oben erwähnten Königsgesetz geht die Erbfolge auch auf die weibliche Linie über. Reichsländer gibt es in Dänemark nicht; die ehemaligen sind seit 1676 abgeschafft. Die beiden angesehensten Ritterorden sind der Elephanten- und der Danebrogorden; der Mitglieder des letztern gibt es zwei Hauptklassen, Ritter und Danebrogsmänner. Die herrschende Religion in Dänemark ist die lutherische; die andern christlichen Religionsparteien und die Juden werden geduldet. Die sechs vornehmsten Geistlichen, unter denen die übrigen stehen, haben den Titel Bischöfe. Seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts hat man es sich in Dänemark sehr angelegen seyn lassen, die christliche Religion in Grönland und in Ostindien auszubreiten, und es ist deswegen ein eignes Missionscollegium zu Copenhagen errichtet worden. Für die wissenschaftliche Bildung sind die Universitäten zu Copenhagen und Kiel; zu Soroe ist eine Ritterakademie, und zu Odensee ein akademisches Gymnasium. Es haben sich verschiedne gelehrte Gesellschaften gebildet, und König Friedrich V. stiftete 1754 zu Copenhagen eine Maler-, Bildhauer- und Bauakademie. Der dänische Kriegesstaat ist, gegen sonst, sehr vermindert worden. Im Anfange des Jahres 1816 bestand die Landmacht, die Leibgarben ausgenommen, aus 9 Cavallerieregimentern, jedes zu 600 Mann, und 13 Infanterieregimentern, zu 1200 Mann jedes. Die Stärke der ganzen Armee, mit Inbegriff der Artillerie und einiger besondern Corps, wurde auf 40,000 Mann geschätzt. Ein Theil dieser Truppen steht als Hülfescontingent in Frankreich. Die Marine, welche von dem Admiraltätscollegio, unter dem Vorseye des Königs, besorgt wird, und zu welcher das See-Cadettencorps gehört, hat eine große Veränderung erlitten, da durch die am 7ten September 1807 zu Copenhagen geschlossene Capitulation die ausgerüstete und in segelfertigen Stand gesetzte Flotte (man rechnete damals in allem 98 Kriegsfahrzeuge) den Engländern übergeben werden mußte. Es blieben Dänemark nur einige bewaffnete Fahrzeuge übrig. Vermöge des Friedens in Kiel (den 14ten Jan. 1814) wurden zwar die dänischen gefangenen Matrosen, nicht aber die Schiffe freigegeben. Im Anfange des Jahres 1816 hatte Dänemark wieder 3 Linienschiffe von 74 Kanonen und 4 Fregatten, außer einigen Briggs und andern kleinen bewaffneten Kriegsfahrzeugen. — Die Einkünfte Dänemarks betragen, nachdem Norwegen abgetreten worden, gegen 6 Millionen Thaler. Hierunter sind jedoch nicht begriffen: die Einkünfte des neuacquirirten Herzogthums Lauenburg, dessen Elbzoll bei der

Stadt Lauenburg jährlich 40 bis 50,000 Thaler einbringt; der Sundzoll, welcher gewöhnlich zu 700,000 Thaler jährlich angegeben wird, und in die königliche Privatschatulle fließt; ferner die außerordentlichen Einnahmen an Subsidiengeldern, an 2 Millionen Thaler preussisch Courant, welche Preußen im Wiener Tractat vom 4ten Juni 1815 zur Entschädigung weaen Pommern in vier Terminen, so wie 600,000 Thaler für Rechnung Schwedens zu bezahlen anheischig gemacht hat, und endlich die Summen, welche Schweden für die in Norwegen zurückgebliebenen dänischen Briggs zu zahlen versprochen. Die jährliche gewöhnliche Ausgabe übersteigt die Summe von 5 Millionen Thalern. Die dänische Staatsschuld ist bedeutend, und sie hat eine große Anzahl verschiedenartiger Staatspapiere, welche im Lande selbst circuliren, veranlaßt. Man hat ohnlängst behauptet, daß die Totalsumme der für die innere Staatsschuld jährlich zu bezahlenden Zinsen gegen 3 Millionen Thaler betrage. Der jetzige König hat nach wiederhergestelltem Frieden kräftige Maaßregeln zur Verbesserung der Finanzen und Herstellung des Credits ergriffen; der schon vorhin bestandne Schulden-Tilgungsfond ist vermehrt, und die zur Bezahlung der jährlichen Zinsen erforderliche Summe aus den Staatseinkünften angewiesen worden. — Die älteste Geschichte Dänemarks und des ganzen Nordens ist dunkel und auf unsichere Sagen gegründet. Die ersten, uns bekannt gewordenen Bewohner eines Theils dieser Länder (Holstein, Schleswig, Jütland) sind die Cimbern; nach ihnen nannten es die Römer die cimbrische Halbinsel (*Chersonesus cimbrica*). Die verwüstenden Einfälle der Cimbern in die römischen Provinzen und ihre Niederlage unter Marius sind aus der römischen Geschichte bekannt. Noch vor dem Anfange der christlichen Zeitrechnung brach Odin aus dem asiatischen Scythien in den Norden ein, unterwarf sich ihm, und drang seine schwärmerische Religion, wie Mahomed, den Ueberwundenen mit dem Schwerdte auf. Mit seinem Sohne Stiold begann die Reihe der Beherrscher Dänemarks, der Stioldunger. Erst im Anfange des neunten Jahrhunderts wird die Geschichte dieses Landes etwas bekannter. Hemminga, der Beherrscher Jütlands, endigte den von seinem Vorgänger begonnenen Krieg mit Karl dem Großen, und in dem mit diesem geschlossenen Frieden (811) wurde die Eider als die Gränze zwischen Dänemark und Deutschland festgesetzt. Von dieser Zeit an bis gegen das Ende des zoten Jahrhunderts sind die innern Angelegenheiten Dänemarks wenig bekannt und für Andre von keiner Bedeutung. Desto mehr aber machten sich, während diesem Zeitraume, die Dänen als Normänner im Auslande bekannt und furchtbar. Unter dem allgemeinen Namen der Normänner, der nichts anders als Männer aus dem Norden, und nicht, wie jetzt, allein die Norweger bedeutete, waren die Bewohner der jetzigen drei nordischen Königreiche begriffen. In Frankreich, Deutschland und den Niederlanden nannte man sie gemeinlich Normänner, in England Dänen. Sie waren Abenteurer, die auf Beute ausgingen, und auf der See sowohl, als auf dem Lande Mäubereien verübten. Da ihre ersten Versuche glücklich waren, so nahm die Zahl dieser Freibeuter zu; viele Tausende von ihnen gingen in mehreren hundert Schiffen zur See, landeten auf den Küsten, plünderten, zerstörten und führten, mit dem Raube, auch gefangene Menschen mit sich weg. Die Niederlande, England und Frankreich litten am meisten von ihren Einfällen. Sie erschienen aber auch auf den spanischen Küsten, in dem mittelländischen Meere, und selbst in Italien. Durch ihre Religionsgrundsätze noch mehr angefeuert, trugten sie mit außerordentli-

er Kühnheit und Unerschrockenheit jedem Ungemach und jeder Gefahr. Ihre Einfälle und Gewaltthatigkeiten hörten nicht eher auf, als bis sie mit dem Christenthume nach und nach mildere Sitten annehmen. Die Veranlassung dieser wichtigen Veränderung waren die Kriege der Dänen mit den Deutschen. König Gorm vereinigte (um das Jahr 920) Jütland mit Dänemark, und brachte einen Theil der Sachsen und Wenden unter seine Herrschaft. Heinrich I. bekriegte ihn deswegen, trieb ihn aus einem Theile seiner Eroberungen, erweiterte die Gränzen Deutschlands und errichtete die Markgrafschaft Schleswig. Harald II., Gorm's Sohn, griff die Deutschen in Schleswig an. Kaiser Otto I. drang hierauf in Jütland ein, stellte die Markgrafschaft Schleswig wieder her, und nöthigte Harald, mit den Deutschen das Christenthum anzunehmen (948). Suen I., des vorigen Sohn, eroberte England, in welchem sein Sohn Knut (Canut) der Große sich behauptete, der auch Norwegen eroberte, und das Christenthum in seinen Staaten völlig einfuhrte und befestigte (von 1015 — 1036). Unter seinen Nachfolgern ging (1042) England wieder verloren, und Dänemark wurde mit Norwegen, unter dem Könige Magnus, vereinigt, aber 1047 wieder davon getrennt. Die darauf folgende Geschichte Dänemarks stellt, in einem Zeitraume von mehr als dreihundert Jahren, fast nichts als innerliche Unruhen, und mehr oder weniger nachtheilige Kriege mit den Nachbarstaaten auf. Erst unter Waldemar I. (starb 1182) erhielt das tiefgesunkne Reich wieder einigen Glanz auf kurze Zeit. Margaretha, eine der berühmtesten Frauen der Geschichte, Tochter und Erbin des Königs Waldemar II. von Dänemark und Gemahlin des Königs Hakon VIII. von Norwegen, die staatskluge Regentin beider Reiche, unterwarf sich durch die Gewalt der Waffen (1388) das Königreich Schweden, und errichtete 1397 zu Calmar die bekannte Union oder Vereinigung der drei nordischen Reiche, die aber bald zu großen Uneinigkeiten Anlaß gab. Schweden wurde wieder bald, und nach einer abermaligen, nur 5 Jahre dauernden Vereinigung, im J. 1448 auf immer von Dänemark getrennt. Nach dem gänzlichen Absterben der bisherigen Regenten aus der Familie der Skjoldunger, wählten die Dänen den Grafen von Brandenburg, Christian I., zum Könige (1448). Christian ist der Stammvater der seitdem in ununterbrochener Erbfolge regierenden königlichen Familie, aus welcher auch Rußland und Schweden in neuern Zeiten Regenten erhalten haben, und vereinigte Norwegen, Schleswig und Holstein mit der dänischen Krone. Einer seiner Nachfolger, Christian III., theilte Schleswig und Holstein mit seinen Brüdern Johann und Adolf, welcher letztere der Stifter des Hauses Holstein-Gottorp wurde, legte aber dadurch den Grund zu langwierigen Familienstreitigkeiten. Die Kriege, welche Dänemark nachher mit Schweden führte, waren für das erstere immer nachtheilig, so wie der dreißigjährige Krieg, an welchem Christian IV. Antheil nahm. Die Könige, welche bisher von der Nation gewählt worden, waren durch Wahlverträge (Handfaestning) in ihren Handlungen sehr eingeschränkt. Friedrich III., der 1648 auf den Thron kam, mußte sich durch härtere Bedingungen gefallen lassen. Aber durch Unterstützung der Geistlichkeit und des Bürgerstandes, welche auf dem Reichstage sich dem Adel widersetzen, erhielt er eine ganz uneingeschränkte Regierung und das Erbrecht in der Thronfolge, welches beides noch jetzt unverändert besteht. Der mit Schweden am 3ten Juli 1720 zu Friedrichsburg geschlossene Frieden, durch welchen der nordische

Krieg auf dieser Seite beendet wurde, war vortheilhaft für Dänemark, welches von dieser Zeit an länger als 60 Jahre hindurch einer ununterbrochenen Ruhe genoß. In dieser Periode, unstreitig der glücklichsten für Dänemark, wurden Handlung, Schifffahrt, Manufacturen und alle nützlichen Künste und Wissenschaften ungemein vermehrt und befördert. Unter Christian VII. — geb. 1749. gest. 1808. — wurden 1773 die bisherigen Streitigkeiten mit dem herzoglichen Hause Holstein-Gottorp völlig beseitigt; Dänemark trat die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, welche es 1667 erworben hatte, an Holstein-Gottorp ab, und erhielt dagegen den alleinigen Besitz von Schleswig und Holstein. Der jetzige König, Friedrich VI., wurde im einem Alter von 16 Jahren für majoränn erklärt, und am 14ten April 1784 seinem gemüthskranken Vater zum Mitregenten gegeben, succedirte aber erst nach dessen Tode im J. 1808 als König. In Folge einer mit Rußland geschlossenen Defensiv-Allianz drang ein dänisches Armeecorps im September 1788 in Schweden ohne Widerstand ein, aber auf die Vorstellungen Englands und Preußens wurde 2 Wochen nach dem Anfange der Feindseligkeiten ein Waffenstillstand geschlossen, welcher bald nachher diesen fruchtlosen Feldzug endigte, der dem dänischen Staate 7 Millionen Thaler gekostet hatte. Dänemark verbesserte seitdem seine Finanzen, und wurde dadurch in den Stand gesetzt, im J. 1792 seine Neutralität zu behaupten, und den Zumuthungen der wider Frankreich verbundenen Mächte, an dem Kriege gegen dasselbe Theil zu nehmen, sich standhaft zu widersetzen. Der Anfang des neuen Jahrhunderts wurde für Dänemark verhängnißvoll. Der Beitritt zur nordischen Convention (im December 1800) verwickelte es in einen Krieg mit England, in welchem die dänische Flotte bei Copenhagen (den 2ten April 1801) eine Niederlage erlitt. Weit unglücklicher waren die Ereignisse im J. 1807. Am 2ten August ging die englische Flotte unter Nelson durch den Sund, die Feindseligkeiten gingen gleich mit der Kriegserklärung an, und am 17ten August wurde bei Copenhagen ein für die Dänen nachtheiliges Seetreffen geliefert. Da die dänische Regierung sich weigerte, in die Forderung Englands zu willigen und seine Flotte bis zum allgemeinen Frieden auszuliefern, wurde Copenhagen vier Tage lang furchtlich bombardirt (den 2 — 5ten September), 400 Häuser verbrannt und 2000 Einwohner getödtet. Am 7ten September ergab sich Copenhagen durch Capitulation, und die ganze ausgerüstete, segelfertige Flotte mußte den Engländern überliefert werden, die sie mit den kriegsgefangenen Seeleuten nach England führten. Obgleich die Dänen der Uebermacht weichen mußten, so lieferten sie doch genug Beispiele von Heroismus und Aufopferung; ihre Kanonenböte leisteten mehr, als man erwarten konnte, und der kleine Seekrieg wurde mit Ruhm und Erfolg geführt. Auch Helgoland und die dänischen Besitzungen in Westindien wurden von den Engländern in Besitz genommen. Der im J. 1808 im Februar gegen Schweden erklärte und in Norwegen geführte Krieg war von kurzer Dauer. Dänemark schloß sich in der Folge immer mehr an Frankreich an, und man hat ihm diese fortwauernde Anhänglichkeit, die doch auch in der mißlichen Lage des Landes ihren Grund hatte, nicht ohne Bitterkeit vorgeworfen (s. Betrachtungen über die Politik der dänischen Regierung 1813). Die dänische Regierung suchte in der Folge ihr Benehmen durch eine Proclamation vom 16ten Februar 1814 zu rechtfertigen. Die von Dänemark im October 1813 gegen die wider Frankreich verbündeten nor-

bischen Mächte gemachte Kriegserklärung hatte, da die erwartete Unterstützung von Seiten der Franzosen nicht geleistet wurde, zur Folge, daß Holstein und Schleswig von einem Armeecorps der Allirten unter dem Kronprinzen von Schweden besetzt, Glückstadt und andere Festungen schnell erobert, und die dänischen Truppen ganz von dem festen Lande verdrängt wurden. Ein im November zu Rendsburg geschlossener und nachher verlängerter Waffenstillstand wurde durch neue Feindseligkeiten in den ersten Tagen des Januars 1814 unterbrochen. Doch bald trug Dänemark auf einen Frieden an, der mit England und Schweden am 14ten Januar zu Kiel geschlossen wurde. Dänemark machte sich darin verbindlich, der Allianz wider Frankreich beizutreten, und ein Truppencorps von 10,000 Mann, für welches England Subsidien bewilligte, zur allirten Armee zu stellen; an England trat es die Insel Helgoland ab, erhielt aber dagegen seine westindischen Besitzungen wieder; an Schweden überließ es Norwegen, und sollte dafür durch Schwedisch-Pommern und Rügen entschädigt werden. Mit Rußland wurde der Friede im Februar 1814 geschlossen. Durch den mit Preußen am 4ten Juni 1815 zu Wien geschlossenen Session-tractat entsagte Dänemark dem Rechte, welches es durch den Kieler Frieden auf Schwedisch-Pommern und Rügen erlangt hatte, und trat es an Preußen ab, welches ihm dagegen das von Hannover cedirte Herzogthum Lauenburg, mit Ausnahme des Amtes Neuhaus von 32 Dörfern, überließ, und zur Schadloshaltung zwei Millionen Thaler in vier Terminen, und 600,000 Thaler für Rechnung der Krone Schweden, zu zahlen sich anheischig machte. Die wirkliche Uebergabe des Herzogthums Lauenburg (mit einer Volksmenge von 92,000 Einwohnern) an Dänemark erfolgte erst am 27ten Juli 1816. Schon früher (am 8ten Juni 1815) war der König von Dänemark dem deutschen Bunde, wegen des Herzogthums Holstein, beigetreten. Holstein war seit dem J. 1806 ganz von Deutschland getrennt, mit Dänemark vereinigt und seine ständische Verfassung aufgehoben worden. Durch den Beitritt des Königs zum deutschen Bunde wurde Holstein wieder zu Deutschland gezogen, erhielt, nebst Lauenburg, eine Stimme auf dem Bundestage, und seine ehemalige ständische Verfassung sollte wieder eingeführt werden. Die Verhandlungen wegen dieser Verfassung dauerten im November 1816 noch fort. Dänemark hat die bisherige Ruhe benutzt, um seine Finanzen zu verbessern, und der Handel zur See, besonders nach China und Ostindien, hat neues Leben erhalten.

Dänen, diese alte nordische Völkerschaft hat ihren Namen weder vom Tanais, noch von einem keltischen Dan, wovon man ihn sonst abgeleitet hat, sondern wahrscheinlich von der Ebene, welche sie bewohnten, oder der Dina, Gid.:. Der Urstamm der Einwohner in Dänemark bestand aus Deutschen, die, wie einige sagen, bei ihren Streifzügen, welche sie nach England unternahmen, Dänen genannt wurden; da man sie in andern Ländern unter dem Namen der Normänner kannte. Sie waren früher und vor Annahme der christlichen Religion nur räuberische Seefahrer, beunruhigten die Gewässer, und besiegten die englischen Küsten. Ihre erste förmliche Landung in England fällt ins J. 832. Von da an breiteten sie sich immer mehr in England aus.

Daniel, der Prophet, Zeitgenosse des Eschiel, von sehr vornehmen hebräischen Geschlecht, wurde in seiner Jugend (600 vor Chr.) von Palästina gefangen mit nach Babel geführt, an dem babyloni-

ischen Hofe und nebst 3 andern Knaben für den Dienst des Königs Nebucadnezar erzogen. Nach drei Jahren trat er diesen Dienst an, den er ohne Verletzung seines Gewissens und mit Ruhm verwaltete. Ein Edict des Königs, dem er nach seinen Religionsgrundsätzen keine Genüge leisten konnte, brachte ihn in die Löwengrube. Durch die Vorsehung aber wunderbar erhalten, lebte er hernach glücklich und angesehen, indem er sich zur Stelle eines Statthalters und ersten Ministers am Hofe des persischen Königs Darius aufschwang. Endlich gewährte Cyrus ihm und seinen Landsleuten die Erlaubniß, nach Palästina zurückzukehren. Daniel war ein Mann von hoher Einsicht und Rechtschaffenheit; in der Kunst Träume auszulegen, worauf man in den damaligen Zeiten viel hielt, übertraf er alle Weisen des Reichs. Dabei war er ein Mann, der mit der Verfassung und Lage der großen Reiche der damaligen Welt bekannt, und von der Gottlichkeit begeistert, die glücklichsten Blicke in die Zukunft thun konnte, und eben deswegen den Namen eines Nabi (Sehers) verdient, ob ihn gleich die meisten Juden von der Zahl der Propheten ausschließen. Was sein auf die Nachwelt gekommenes und in den hebr. Canon aufgenommenes Werk betrifft, so ist es höchst wahrscheinlich, daß nur der zweite Theil desselben von ihm selbst herrührt. Es ist durchaus symbolisch, voll von Träumen und Gesichten. (Siehe Eichhorn's Einleitung ins Alte Testament. 3. Thl. 340 u. f. f.)

Daniel I) (Gabriel), einer der ersten Geschichtschreiber Frankreichs, geb. zu Rouen 1649, begab sich in seinem 18ten Jahre in das Collegium der Jesuiten, lehrte an mehreren Orten mit vielem Ruhme, und starb 1728. Er suchte, wie Bouterweck von ihm sagt, in seiner neuen Bearbeitung der vollständigen Geschichte seines Vaterlands, welche ihn vorzüglich berühmt gemacht hat (*histoire de France* in mehrern Ausgaben seit 1713, besonders Paris 1755—57 in 17 Voll. 4. auch im Auszuge mehrmals und in einer deutschen Uebersetzung, Nürnberg. 1756—65. 16 Voll. in 4.) den Hof, die Großen und die Geistlichkeit mit der Kunst und den Pflichten der Geschichtschreiber auszuführen, indem er mit der Miene der reinsten Unparteilichkeit die Geschichte seines Vaterlandes nur so erzählte, wie es dem Interesse des Hofes und der Geistlichkeit gemäß war. Seine Darstellung ist angenehm, aber man vermist oft Quellenstudium und historische Treue, und die höhere Kunst historischer Darstellung ist ihm fremd. Seine Gedanken über die Art, wie historische Werke geschrieben werden müssen, hat er in einer etwas langweiligen Abhandlung vorgetragen, die seinem weitläufigen Werke zur Einleitung dient. Nicht minder bekannt ist seine *histoire de la milice Française*. Weniger ist es jetzt noch sein *recueil de divers ouvrages philosophiques, theologiques, historiques etc.* 1724. 4.; worunter sich seine *voyage du monde de Descartes* (früher besonders herausgegeben und ins Engl. und Ital. übersetzt), eine scharfsinnige, satyrische Schrift gegen die Meinungen dieses Philosophen, befindet. II) Ein anderer Sam. Daniel, war ein früherer englischer Geschichtschreiber und Dichter, Zeitgenosse Shakespeares, geb. 1562, erhielt eine Bedienung an den Höfen der Königin Anna (der Gemahlin Jacobs I.), und Elisabeth, lebte aber gewöhnlich auf dem Lande mit literarischen Studien beschäftigt. Er wird als einer der vorzüglichsten englischen Dichter genannt. Vorzüglich zeigte er sich als historischer Dichter, und Lucan scheint sein Muster gewesen zu seyn. Mit vielem Talente suchte er merkwürdige Begebenheiten aus der Geschichte seines Vaterlandes episch zu behan-

beln. Den meisten Fleiß scheint er auf das historische Gedicht verwandt zu haben, welches in 8 Büchern die Geschichte des Bürgerkrieges der Häuser York und Lancaster enthält (history of the civil wars between the house of York and Lancaster, wieder abgedruckt mit den übrigen poetischen Werken des Verfassers, und einigen Nachrichten von seinem Leben in Anderson's british poets Vol. IV.). Der poetische Werth besteht, wie bei Lucan, in einer schönen Diction und interessanten Ausschmückung wirklicher Begebenheiten. Zur Bildung der poetischen Sprache in England hat er auch rühmlich mitgewirkt; seine Stangen, die mit vielem Fleiße den italienischen Ottaven nachgebildet sind, haben mehr Würde und Wohlklang, als die meisten Verse dieser Art in der englischen Literatur aus der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts. Auch fehlt es nicht an rhetorischer Schönheit und Kraft. Aber weder Plan noch Ausführung ist poetisch. Er hinterließ auch poetische Episteln, 57 Sonette und einige Schauspiele. Die ersten scheinen vorzüglich bei dem englischen Publikum Aufmerksamkeit erweckt zu haben. Was seine historischen Werke anlangt, so schrieb er unter der Regierung der Königin Elisabeth einen Abriß der Geschichte von England bis auf Eduard III., ein Werk ohne Annäherung und Prunk, lehrreich und klar, nicht ohne pragmatische Blicke, und wahrscheinlich in der englischen Literatur das erste historische Werk, das eine einfache Erzählung wichtiger Thatfachen mit einer bemerkenswerthen Präcision und Würde des Stils verbindet; aber etwas kurz. Es wird von den Engländern sehr geachtet. Daniel starb 1619.

Dänische Sprache, Cultur und Literatur. Die dänische Sprache ist eine Tochter der niederdeutschen und der im 10ten Jahrhundert nach Island verdrängten normannischen Originalsprache. Die ersten Bildner dieser Sprache waren wohl auch hier, wie in Schweden und Norwegen, die Skalden, welche in rein germanischen Dialecten dichteten, und den Fürsten und Führern überall folgend, die Tüthaten ihrer Nation in reimlosen Versen sangen. Nach der Einführung des Christenthums (um 1000) dauerten nur noch die historischen Gesänge fort (bis 1265). Zur Einführung desselben in Dänemark, womit zugleich die Schreibekunst bekannt wurde, legte der deutsche Missionair Anshar den Grund. Knut (Kanut) der Große (1015—1036) vorzüglich durch seine Gemahlin Emma zu großem Eifer für das Christenthum und zur Freigebigkeit gegen die Geistlichen bewogen, schickte zur Verbreitung der Cultur angelsächsische Lehrer nach Dänemark, stiftete die drei Bisthümer von Schonen, Seeland und Fühnen, und breitete auch im übrigen Norden das Christenthum aus. Er suchte Handel und Gewerbe zu befördern, ließ neue Münzen prägen, und gab mehrere und bestimmtere Gesetze. Gleich nach dem Christenthum kam, besonders durch französische Ritterzüge auch das Ritterthum nach Scandinavien; und verbreitete sich bei seinen Bewohnern, aufgelegt zu kühnen Unternehmungen und Abenteuern, leicht. Am dänischen Hofe waren Ritterspiele etwas so gewöhnliches, daß jeder Fremdling, welcher ihn besuchte, mit den Hofleuten eine Lanze brechen mußte. Die Dänen nahmen schon an der ersten Kreuzfahrt Antheil. Dieser neue Geist der Ritterschaft mußte auch auf die dänische Poesie Einfluß haben. (S. nordische u. skandinavische Poesie.) Das Aelteste was uns aus der dänischen Poesie noch übrig ist, sind die von Wedel und Sny herausgegebenen Kämpferweisen und Liebesromanzen (Kämpewiser und Elskovsviser),

welche der um die nordische Poesie so verbiente W. E. Grimm (unter dem Titel: Altdänische Heldenlieder, Balladen und Märchen. Heidelberg bei Mohr) kürzlich verdeutschte hat. (Auch haben die verdienten dänischen Gelehrten Nyerup und Rahbeck eine auserlesene Sammlung ungebrachter dänischer Gedichte des Mittelalters dem Publikum versprochen.) Zwar ist ihr poetischer Werth sehr ungleich; aber die meisten enthalten wahre Naturpoesie und drücken eine originelle Nationalität aus. Die neuern dänischen Dramatiker haben sich aus dieser Fundgrube manchen Stoff geholt, und es ist zu wünschen, daß mehrere ihnen nachfolgen. Unter den Heldenliedern sind mehrere, die auf den Gyllus unsern alten Helkenbuches (s. d. Art.) hindeuten. Die ersten dänischen Historiker sind Sueno (Sweni) Kageson (um 1188), und der berühmte Saxo Grammaticus, eigentlich Lang, aus Schonen (st. 1204.), welche beide auf Veranlassung des Erzbischofs von Lund, Absalon, ersterer eine kurze Geschichte der dänischen Könige von 300 — 1186 (Suenonis Aggonis opuscula ed. Stephan. Sora, 1642. 8.), letzterer eine ausführliche Geschichte Dänemarks (historiae Libb. XVI. ed. Stophanius Sora 1644, Klotzius 1771. 4.) bis zum J. 1186 in 16 Bänden in einer sorgfältigen latein. Sprache schrieben. Die Reformation, welche (1527) vom Hofe ausging, mehr aber noch die fortschreitende Verbesserung des Handels, hatten großen Einfluß auf die dänische Cultur. Durch die Reformation wurde der germanische Charakter der Literatur in Dänemark begründet. Deutsche gewannen entschiedenen Einfluß auf Kirche und Literatur; Dänen studirten in Deutschland; Deutsch war die Sprache des Hofes; Lateinisch die Sprache der Gelehrten. Die schriftstellerischen Versuche in der Landessprache waren noch unbedeutend. Merkwürdig ist eine der lutherischen nachgebildete Uebersetzung des N. T. (1524. 8.). Erst im 16ten, mehr aber noch im 17ten Jahrhunderte, bildete sich die dänische Sprache zur Büchersprache aus, und zeichnete sich durch melodische Sanftheit und Wohlklang, eben so wie durch kräftige und entsprechende Bezeichnung des Abstracten aus. Doch scheint auch gegenwärtig die poetische Sprache die Prosa noch weit hinter sich zu lassen. Die erste dänische Sprachlehre wurde von Erich. Pontoppidan (Copenhagen 1668. 8.) abgefaßt; ihr folgten mehrere brauchbare von Jak. Baden u. a., auch gab es schon im 16ten Jahrhunderte einige dänisch-lateinische Wörterbücher (vergl. Ol. Wormii (eines Dänen) literatura antiquissima, Copenhagen 1651. u. a.) Was die dänische Prosa anlangt, so bereicherte zwar Holberg (s. d. Art.), welchen man in gewisser Hinsicht den Vater der neuern dänischen Literatur nennen kann, die dänische Sprache dadurch sehr, daß er sie in mehreren Zweigen der Literatur, und besonders auf der Bühne anwendete; allein er schrieb sie doch noch unrein und unbeholfen. Wohlthätig wirkten auf Bildung des Publikums J. Wielandt (st. 1730.), J. Sch. Sneedorf (st. 1764.) durch Journale, und J. Baden (st. 1804.), welcher für Reinheit der Sprache arbeitete und das Amt eines Kritikers mit glücklichem Erfolge verwaltete. Auch wurden durch Friedrich V. und Christian VII. unter Einwirkung eines Moltke und Bernstorff gelehrte Institute und Unternehmungen jeder Art gestiftet und unterstützt, welche die vaterländische Literatur beförderten. L. Rothe, P. F. Suhm (dänischer Historiker st. 1799), der noch jetzt lebende treffliche Prosais, Knud Enne Rahbeck (Prof. und Ritter des Danebrogordens, schrieb prosaische Versuche, [1785, 93. 3 Theile.] aus dramatischen Arbeiten und Erzählungen be-

stehend, überseht von Løbtesen, und wirkte auf den dänischen Nationalgeschmack, als Herausgeber der nordischen Minerva und des dänischen Zuschauers ein), J. Th. Bastholm, Birchner, Rasmus Nyerup, Anders Gamborg, Friedrich Münter und Baggesen haben den gerechtesten Anspruch auf den Ruhm lichtvoller, kräftiger und gefälliger Darstellung. In dem Gebiete der praktischen Wissenschaften und in der Naturkunde, für welche Friedrich V. selbst viel Sinn hatte, haben sich die Dänen am meisten ausgezeichnet. Hier ist zu nennen der berühmte Astronom Tycho de Brahe (geb. zu Rundsørp in Schonen 1546, st. zu Prag 1601), welcher ein neues dem copernicanischen entgegengesetztes, aber durchaus unhaltbares System aufstellte (s. Tycho de Brahe); und in der Mineralogie Olof Worm (st. 1654.). In der neuern Zeit ist besonders durch Stiftung von Erziehungsanstalten (auch für die Gynastik bestanden hier nachahmungswerthe Institute, z. B. für Schwimmsport), Schulen, Universitäten und gelehrte Gesellschaften, sehr viel für die literarische Cultur in Dänemark geschehen. In der Kanzelbereitschaft zeigen sich bedeutende Fortschritte. Hier sind Balle, Treschow, Hjort, Holm, Plum, H. G. Clausen und Cl. Paveis zu nennen. Noch mehr wird in den Staatswissenschaften, Kriegswissenschaften, in der Schiffahrtskunde und in der Heilkunde gethan, und die Forschung des vaterländischen Alterthums verdankt den noch lebenden Gelehrten Wiborg, R. F. P. Grundtvig, Sandvig, Thorkelin und Nyerup viel. (Man vergl. die von Zeit zu Zeit in den Leipziger Literaturzeitungen erschienenen Nachrichten aus Dänemark.) Die bildende Kunst kann aus der neuesten Zeit, wo sie überall gesunken ist, doch einige sehr bedeutende dänische Künstler nennen z. B. einen Wiedeweld, Thorwaldsen, den Historienmaler Hoier u. a. Noch glänzender ist die Poesie von den Dänen ausgestattet worden. Die neue dänische Poesie, welche von Volksliedern, deren die Dänen sehr viele haben, und geistlichen Gesängen ausging (Pet. Fogland bearbeitete dänische Sprichwörter rhythmisch; und Jac. Thomaus veranstaltete die vollständige Sammlung geistlicher Lieder), fängt mit Andr. Chr. Arreboe (st. 1637) an. Sein Heracleron ist äußerst schwermüthig. Andr. Bording (st. 1677) hatte sich nach Dips gebildet. Er und seine Nachfolger Jens Steno Sehestedt (st. 1698), Paul Pettersen, der patriotische Volksdichter Wilh. Felt (um 1703), Nic. Ringo, der die Thaten der dänischen Könige in einem heroischen Gedichte besang, und Georg Portenap (st. 1722) ermangelten jedoch der poetischen Selbstständigkeit. Erst gegen die Mitte des 18ten Jahrhunderts, brach eine bessere Zeit mit dem für sein Vaterland enthusiastischen Ludw. Holberg (s. d. Art.), eigentlich einem Norweger, an. Besonders verdient er hier als origineller komischer und satyrischer Dichter der Erwähnung. Seine Originalsatyre Peter Paars und Niels Klim (Nicolai Klimmi iter subterraneum), und seine Lustspiele, in welchen er oft deutsche und französische Stoffe mit einem großen Reichthum von Witz und Laune geistvoll bearbeitete, zeichneten die dänische Literatur sehr aus und begründeten eine komische Bühne der Dänen. Holberg's Lustspiele werden, ob sie gleich schon über hundert Jahre alt sind, noch immer häufig in Dänemark gelesen, und jedesmal mit Beifall auf der Bühne in Copenhagen aufgeführt. Die 1758 gestiftete Gesellschaft zur Beförderung der schönen Wissenschaften und des Geschmacks brachte die Arbeiten talentvoller Männer, unter denen sich der originelle und gefühlvolle Ch. B. Lullin (st. 1765)

am vortheilhaftesten ausgezeichnet, in Umlauf. Nun begann in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts ein reges literarisches Streben, und viele achtungswerthe Dichter versuchten sich glücklich in den verschiedensten Fächern, worunter viele Norweger. Doch findet man bis auf die neuesten Zeiten unter ihnen überall Spuren der Nachahmung ausländischer Muster. Unter den neuern Dichtern zeichnen sich aus der Tragiker und Lyriker Johann Ewald (s. d. Art.), H. Meyer (st. 1788, ein talentvoller Dichter der zu großen Erwartungen berechtigte, vergl. s. poet. Forsög. Kopenhagen 1789, 8.), der Lyriker und Dramaturg Rahbeck, die Satiriker und Lustspiel-dichter Guldberg, P. A. Heiberg, Gn. de Falsen (st. 1808), die Lyriker und Dramatiker Brunn, Th. Thaarup, J. C. Lode, Ch. Robinus, Sander, Pram, der glückliche Volksdichter Grimann, Rein. Storm (die letztern sind Norweger); Fr. Brunn, geb. Münster, geistvolle dänische Dichterin in deutscher Sprache; vor allen aber der tief sinnige Johann Ewald, der originelle Jens Baggesen, (s. d. Art.) ein lyrischer Dichter voll Begeisterung und Kraft, oft jedoch etwas schwerfällig, welcher auch Wielands Oberon unter dem Titel Hölger Dancker zu einem Singspiel bearbeitete, endlich der geniale Dohlenschläger, voll dichter, nordischer Kraft, gemildert durch südliche Anmuth, gebildet durch die verwandte deutsche Literatur und seine Reisen nach dem Süden, aber originell und national; vielleicht unter den neuesten, selbst deutschen Tragikern der originellste, wie auch Göthe von ihm gesagt. Dohlenschlägers vorzüglichste Stücke sind: Hakon Jarl, Palnatke, Axel und Walburg, Corraggio, Aladdin. Wir freuen uns die letztgenannten Dichter auch unter die Deutschen rechnen zu dürfen, da sie vorzüglich in deutscher Sprache geschrieben, und stimmen in das Urtheil Fr. Schlegels (D. Museum, Februarheft 1812.): „In der letzten Zeit des 18ten Jahrhunderts, da bei andern Völkern die Poesie zu ersterben schien, hat keine Nation neben der deutschen so ausgezeichnete Dichter hervorgebracht als die dänische.“ — Unter den dänischen Künstlern hat sich der Bildhauer Thorwaldsen, der in Rom lebt, rühmlich ausgezeichnet.

Danischmend, ein türkischer Geistlicher niedern Ranges, der in einer Dschami den Dienst verrichtet, — auch Talisman.

Dank, so hieß die Belohnung, welche in dem romantischen Mittelalter die in den Turnieren siegenden Ritter und Sänger gewöhnlich aus den Händen der Damen empfingen. Die den erstern nach dem Ausspruche der Kampfrichter ertheilten Belohnungen bestanden gewöhnlich in einer goldenen Kette, einem Wehrgehenn, einer Schärpe, oder einem Schwert zc.; die Dichter und Sänger, welche sich durch Erfindung neuer Gesänge, oft im öffentlichen Wettstreit auszeichneten, empfingen als Dank ein Kleid, eine goldene Blume zc.

Dankelmann (Eberh. Christoph Baltas. Freiherr von), ein berühmter preussischer Minister, aus einem alten adeligen Geschlechte, das aus dem Münsterischen stammt, geboren 1643 zu Eingen, studirte zu Utrecht, ging auf Reisen, und wurde 1663 zum Erzieher Friedrichs, nachmals ersten Königs von Preußen, nach Berlin gerufen. Er mußte sich die volle Gunst des Prinzen, dem er einst das Leben rettete, zu erwerben, und dieser stellte ihn, als er 1688 zur Regierung kam, an die Spitze der Geschäfte. Er erhielt die Würde eines Oberpräsidenten, und in dieser die Stelle und Gewalt eines Principal-Ministers, die er bald zu einer ganz eigentlichen Regierung im

Namen des Churfürsten ausdehnte. Dieser überließ ihm nicht nur die Staatsverwaltung beinahe ausschließlich, sondern unternahm auch in seinen Privatangelegenheiten nichts ohne den Rath desselben. Allein der Reid mußte ihm allmählig die Gnade seines Herrn zu entziehen, und bewog ihn 1697 seine Dimission zu fordern, die er in den gnädigsten Ausdrücken erhielt. Er ging hierauf nach Neustadt an der Oße, wo er sich kaum einige Tage aufgehalten hatte, als er in der Nacht arretirt, des Morgens aber nach Spandau und von da nach der Festung Peiz geführt wurde. Bei der Geburt des Prinzen von Branien erhielt er 1707, nebst einer jährlichen Pension von 2000 Thalern, die Erlaubniß, sich von Peiz nach Gotha begeben zu dürfen, bei dem Antritte der Regierung des Königs Friedrich Wilhelm aber seine völlige Freiheit wieder, worauf er sich nach Berlin begab, wo er den 31sten März 1722 starb. Er war ein Mann von kräftig impetirendem Geiste, und der Stolz, welchen das Gefühl eigener Kraft und überlegener Talente einflößt, beseelte ihn. Die Verschönerung Berlins, die Akademie der Künste und Wissenschaften, die Errichtung der Universität Halle, der Bibliotheken und Kunstkammern sind größtentheils sein Werk, und werden seiner Verwaltung ein ehrenvolles Andenken erhalten.

Danneker, in Stuttgart, der erste jetzt lebende deutsche Bildhauer und mit Canova und Thorwaldson um den Preis des ersten Lorbeers in Europa ringend. Er ist 1758 in Stuttgart geboren, und erhielt seinen ersten Unterricht in der berühmten Militär-Akademie Herzog Karls, in der mit ihm so viele Talente herrlich ausgebildet worden sind. Er ging 1782 nach Paris, wo er in Pajons Künstler-Stätte sich weiter ausbildete. Von 1784—90 war er in Rom. Dann ging er zur Heimath zurück, wo er von dem kunstliebenden Fürsten Württembergs stete Beschäftigung erhielt, jedoch auch einige Meisterwerke verfertigte, die ins Ausland gingen. Wir nennen hier von seinen Werken: Ceres und Bacchus, Hector, Bephele's Grabmal, Schillers, Zumbsteegs, Lavater's u. Büsten, und von seinen neuesten: Ariadne, auf einem Leoparden reitend, von Herzog Bethman für 20,000 Gulden erkauft; Amor, nachsinnend, im königl. Schlosse zu Stuttgart, wo für dieses herrliche Bild nach der Angabe König Friedrichs ein eigener Tempel zur Aufstellung angeordnet worden; und die Büste dieses vereinigten Monarchen. Von seinem Nachfolger wurde Danneker zum General-Director der neu zu organisirenden Akademie der schönen Künste ernannt.

Dante (eigentlich Durante), i. Alighieri, dieser älteste und größte unter den Dichtern der neueren italienischen Poesie, dessen fühner Geist die Mittagshöhe erreichte, während kaum die Morgenröthe der Wissenschaften in Europa angebrochen war, wurde 1265 zu Florenz geboren. Von seiner Bildungsgeschichte wissen wir wenig mehr, als daß er, wie er selbst (Hölle XV. S. 11.) sagt, ein Schüler des Brunetto Latini, eines als Dichter, Gelehrter und Staatsmann berühmten Florentiners, war. Früh weckte die Liebe zu Beatrice Portinari (st. 1290) seinen Geist, und nährte ihn durch sein ganzes Leben. Er studirte zu Florenz, Bologna und Padua Philosophie, später zu Paris die Theologie und war zugleich in der lateinischen Literatur bewandert. Aber während er sich mit Kenntnissen zu bereichern bemüht war, entzog er sich dem Dienste seines Vaterlandes nicht; er widmete sich ihm als Krieger und Staatsmann. Im J. 1259 focht er bei Campaldino gegen die Aretiner, und im J. 1290

bei Caprona gegen die Pisaner. Außerdem ging er als Gesandter seiner Republik nach Rom und an die Höfe verschiedener anderer Monarchen. Er verheirathete sich mit der Tochter des Manetto Donati, und wurde im J. 1300 zu dem ehrenvollen Amte eines der Prioren oder obersten Magistratspersonen seiner Vaterstadt erhoben; jedoch zu seinem Unglück. Florenz ward damals durch die Factionen der Bianchi und Neri (der Weißen und Schwarzen) entzweit. Die erstere, als die schwächere, suchte Hülfe bei dem Papst Bonifaz VIII. Dieser beschloß, den sich damals in Rom aufhaltenden Bruder Philipps IV. von Frankreich, Carl von Valois, nach Florenz zu schicken, um die dortigen Unruhen heizulegen. Dante widersezte sich als Prior diesem Vorhaben, weil er davon gefährliche Folgen für die Freiheit des Staats fürchtete, und ward dafür im J. 1302 sammt den Häuptern der Partei der Bianchi verwiesen und seiner Güter beraubt, da er die ihm auferlegte Geldstrafe von 8000 Lire nicht bezahlen konnte. Sein darauf folgendes Leben war eine fast ununterbrochene Kette von Widerwärtigkeiten. Er und alle seine Unglücksgefährten traten, wie einige behaupten, auf die Seite der Gibellinen oder Anhänger des Kaisers, durch dessen Hülfe allein sie hoffen konnten, einst in ihr Vaterland zurückzukehren. Beweise davon sind zahlreiche Stellen in seinem Gedichte, welche die bittersten Angriffe auf das Oberhaupt der Kirche enthalten. Dante lebte zunächst einige Zeit in Arezzo; erst als im J. 1304 der Versuch der Bianchi, ihre Rückkehr nach Florenz zu erzwingen, fehlgeschlagen war, verließ er Toscana und nahm seine Zuflucht zu Alboin della Scala in Verona, der sich durch die ausgezeichnete Unterstützung, welche Talent und Verdienst bei ihm fanden, unter seinen Zeitgenossen den Namen des Großen erworben hatte. Aber Dante's Gemüth, in steter Unruhe und Erwartung seiner Zurückberufung, konnte, wie Petrarca erzählt, seinen Unmuth und seine Bitterkeit selbst vor seinem Wohlthäter nicht verbergen; und darin scheint der Grund zu liegen, daß er nirgends für lange Zeit eine bleibende Stätte fand. Daher scheinen, zwar nicht über seine Geburt, doch über die Ehre, daß die Divina Commedia in ihren Mauern entstanden sey, mehrere Städte Italiens streiten zu können. Außer verschiedenen italienischen Orten besuchte er auch Sachsen und Paris. Er versuchte endlich, durch Heinrich VII. wieder nach Florenz zu gelangen, weshalb er ein Werk über die Monarchie (*de monarchia*, Basil. 1559. 8. und im 4ten Band d. Venet. Ausg. f. Werke) schrieb: auch diese Hoffnung schlug fehl. Seine letzten Jahre verlebte er zu Ravenna bei Guido Novello da Palenta, Herrn dieser Stadt, der als ein Freund der Musen ihm gern ein Asyl gewährte. Hier starb er am 14ten September 1321, und ward in der Kirche der Minoriten begraben, wo ihm der venetianische Patricier, Bernharbo Bembo, Vater des bekannten Cardinals, im J. 1483 ein prächtiges Denkmal errichten ließ. Die Florentiner, die ihren großen Mitbürger, so lange er lebte, ausgestoßen, geschmäht und verfolgt hatten, beeiferten sich jetzt, ihr begangenes Unrecht zu sühnen, indem sie seinem Andenken die Verehrung erwiesen, die sie ihm selbst versagt hatten. Sie stellten sein von Giotto gemahltes Bild öffentlich auf, reclamirten, wiewohl vergeblich, seine Asche von den Ravennaten, und besoldeten einen Gelehrten, um öffentliche Vorlesungen über sein Gedicht zu halten. Boccaccio schildert ihn, in seiner *vita di Danto* (Rom 1544) als einen Mann von ernstem, aber sanftem und leutseligem Charakter; ganz anders dagegen

Giovanni Villani. Von sechs Kindern, die Dante hinterließ, haben seine beiden ältesten Söhne, Pietro und Jacopo, sich als Gelehrte bekannt gemacht, und unter andern einen Commentar über das Gedicht ihres Vaters geschrieben, der jedoch nicht ans Licht getreten ist. Dieses große Gedicht, welches seit 1472 gegen 60 Ausgaben und eine unzählige Menge von Commentaren erlebt hat, umfaßt gewissermaßen das All der Welt, und ist, wie dieses, unendlich und unergründlich. Dante's erstes Gemüth, genährt von dem Geiste der Alten, von Aristoteles in die Tiefen der Scholastik eingeweiht, durchdrungen von dem reinsten Feuer der Liebe, die es schon früher in seiner *Vita nuova* (der in Prosa abgefaßten Geschichte seiner ersten Jugendliebe) und in seinem *Amorosa convivio* ausgeströmt hatte, sang in frommer Begeisterung, wie das Irdische, geläutert durch den Christianismus, in den ewigen Urquell alles Geschaffenen zurückkehrt. In drei Theilen ruht das ganze Gedicht, der Hölle, dem Fegfeuer und dem Paradies, von denen man richtig den ersten plastisch, den zweiten pittoresk und den dritten musikalisch genannt hat. Denn wie in der Hölle alle Gestalten mit unerschöpflicher, selbst das Aeußerste nicht überbinder Kühnheit ausgebildet und gerundet sind, so daß nur des Dichters ordnende Seele durch das Dunkel hinzieht; so schließt sich im Fegfeuer das Reich der Farben auf, bis im Paradiese alles in reinem Lichte strahlt. An das Irdische hingegeben, ja angebannt, der Gedächtnisse sich nicht entwindend, liegt die menschliche Natur in dem ersten; ihr freier Trieb und ihre Schöpferkraft erschüttert eine Welt im zweiten, und im dritten Theile genießt sie der ruhigen Vollendung, wie die homerischen Götter im Olymp. — Meinhardt (Versuche über den Charakter der italienischen Dichter 1. Bd.), Schlegel (in den *Horen* von Schiller) und Bouterwek (Geschichte der schönen Wissenschaften 1. Bd. S. 61. u. ff. welcher letztere mit einer gewissen eigenwilligen Parteilichkeit gegen das Gedicht eingenommen ist, indem er sich auf höchst prosaische Weise durch seine Seltsamkeit imponiren läßt) haben unter den Deutschen fortschreitende Inhaltsanzeigen des Ganzen geliefert; auf sie verweisend, begnügen wir uns mit diesen wenigen Bemerkungen. Die Benennung „*Commedia*“ gründet sich auf eine Vorstellung Dante's von den Formen der Wohlredenheit, welche ihm, wie er in seinem, zuerst wahrscheinlich latein. geschriebenen Werke: *De vulgari eloquentia*, angibt, tragisch, komisch und elegisch war, so daß, was er Tragödie nannte, anfangs wunderbar und ruhig, zuletzt aber grausend und schrecklich wird; was ihm Comödie hieß, von einem rauhen Beginn zu einem glücklichen Ausgang fortschreitet. Diesem angemessen sollte auch der Stil seyn, und seine Umbildung der Sprache mochte mithin, wie die Führung des Stoffs, diese Benennung veranlassen, welche nun nicht mehr befremden wird, wenn man sie gegen eine Stelle im Paradiese hält, wo er das Gedicht ein heiliges nennt, an welches Himmel und Erde Hand gelegt haben. Das Beiwort *divina* aber wurde erst später von Andern hinzugefügt; in den ältesten Ausgaben wird der Dichter selbst mit dem Beiworte *il divino* oder *il teologo* belegt. Unwürdig scheint es uns übrigens, in Dante's äußerer Lage die erste Veranlassung zu diesem Gedichte aufzusuchen. Eben so lassen wir, als eine philologisch-antiquarische Frage, Costanzi's Behauptung auf sich beruhen, daß Dante bei seinem Werke Alberico's, eines Mönchs im 12ten Jahrhunderte, Vision benutzt habe; wiewohl es nicht uninteressant, ja zum Verständniß mancher Vorstellungen gewiß dienlich wäre, eine Vergleich-

hung anzustellen. Wohl kein Dichter trägt das Gepräge seiner Zeit so sichtbar an sich, und steht zugleich so hoch über ihr, als Dante. Mit Recht betrachten ihn die Italiener als den Schöpfer ihrer poetischen Sprache und Vater ihrer Poesie; denn, von seinem bildenden Geiste behandelt, gewann jene zuerst eine reinere und würdigere Gestalt. Die Terzine erscheint zuerst bei ihm in ihrer Vollkommenheit, weshalb man ihn wohl irriger Weise sogar für den Erfinder derselben angesehen hat. Die beste Ausgabe des Dante ist von Lombard (Rom 1791 in 3 Bänden, 4.) mit Commentar, welche der in Deutschland erschienenen Ausgabe, von Fernow (Gena bei Krommann 1801 in 3 Bänden, gr. 12. nebst einer vita di Dante), größtentheils zum Grunde gelegt ist. E. Kannegieser hat eine Uebersetzung der göttlichen Comödie angefangen, von der gegenwärtig der zweite Band erschienen ist. Früher hatte A. W. Schlegel an dem angeführten Orte Proben einer metrischen Uebersetzung geliefert, und lange vor ihm Bachenschwanz eine vollständige Uebersetzung in Prosa. Ganz in sein Leben verflochten, sind seine herrlichen lyrischen Gedichte — Sonette und Canzonen — (im 5ten Bde. der Venet. Ausg.) und des Dichters nicht minder würdig, als sein großes weltumfassendes Gedicht. Zu nennen ist noch sein in einer männlichen Prosa geschriebenes Gastmahl (il convito), ein Werk, von welchem selbst Bouterweck sagt, es sey werth, den bessern Werken des Alterthums an die Seite gestellt zu werden. Es enthält eine Chrestomathie seiner gesammten Kenntnisse und Ansichten und erläutert dadurch seine Poesien und sein übriges Leben. — II) Erhielt diesen Namen Pietro Vincenzio aus dem Geschlechte der Mainaldi, weil er in der Poesie Dante nachzuahmen strebte. Er und seine Familie sind in der Mathematik sehr berühmt geworden. Wahrscheinlich gehört in dieselbe Familie III) Joh. Baptista Dante von Perugia, auch unter dem Namen Dabalus, wegen seiner großen mechanischen Geschicklichkeit, bekannt. Er mochte schon im 15ten Jahrhundert den Versuch zu fliegen, und flog einige Mal über den See von Perugia. M.

Danton (George Jacques), Rathsadvoocat geboren den 26sten October 1759, enthauptet den 5ten April 1794. Dieser Mann spielte in den ersten Jahren der französischen Revolution, die er eifrig beförderte, eine sehr bedeutende Rolle. Schon sein Aeußeres war höchst ungewöhnlich und auffallend. Sein Wuchs war colossal, seine Umrisse athletisch, seine Züge hart, stark und widrig, seine Stimme erschütterte das Gewölbe des Saals, seine Beredsamkeit war heftig, seine Bilder riesenhaft, und seine Einbildungskraft eben so gigantisch, wie seine äußere Gestalt, vor welcher Jedermann zurückschröckte, und, wie St. Just sich ausdrückte, selbst die Freiheit zitterte. Diese Eigenschaften halfen ihm zu Anfang der Revolution Einfluß gewinnen, und man sah ihn, wie Robespierre, der Dictatur mit Stetigkeit entgegenringen. Nach Ludwigs Arretirung zu Varennes präsidirte er in der Versammlung des Marsfeldes, wo die Enthronung des Königs verlangt wurde. Im November ward er zum Gehülfen des Procurators der Pariser Gemeinde ernannt. Sein Ansehn in der Hauptstadt wuchs im Jahre 1792; er half die Ereignisse des 20sten Juni anstiften und leitete die vom 10ten August ein. Nach Ludwigs XVI. Sturze, am 10ten August, ward Danton Mitglied des einstweiligen Vollziehungsraths, erhielt das Justiz-Departement und riß die Ernennung der Agenten bei den Armeen und in den Departementen an sich, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, sich viele Creaturen zu erwerben.

ten. Das Geld floß von allen Seiten in die Hände des Ministers, und aus diesen wieder verschwenderisch als Gold für Verbrechen und Bestechung für Parteigänger zurück. Man beschuldigte ihn gewiß nicht mit Unrecht, aus Fanatismus die September-Blutscenen vorbereitet zu haben. Er bediente sich der Proscription, um durch Schrecken jede Idee des Widerstandes von Seiten der Royalisten niederzuschlagen. Den 3ten September verbreitete der Einmarsch der Preußen in die Champagne allgemeine Bestürzung in der Hauptstadt und Bersorgniß unter den Gouvernementsmitgliedern. Alle Minister, die ausgezeichnetsten Deputirten, und Robespierre selbst, der damals Brissot fürchtete, versammelten sich bei Danton, der allein Muth behielt, das ganze Ruder der Gewalt an sich riß, die Vertheidigungsmaßregeln, welche alle waffenfähige Franzosen an die Gränze gegen die Feinde trieb, anordnete, und die Verlegung der Versammlung jenseits der Loire verhinderte. Danton zeigte hier einen erhabenen Muth. „Betrachtet mich,“ rief er aus, „die Natur hat mir das sündliche und berbe Antlig der Freiheit gegeben. Ich habe in meinem Gehirn Hülfsmittel, die den Erdbreis zittern machen können. Das Vaterland ist in Gefahr; um es zu retten, gilt es Kühnheit, immer Kühnheit, und nichts als Kühnheit.“ Von diesem Zeitpunkte schreibt sich der eingewurzelte Haß her, den Robespierre gegen ihn nährte; er konnte ihm nie die Ueberlegenheit verzeihen, die er damals über ihn an den Tag gelegt hatte. Genöthigt, Rechenschaft von den geheimen Ausgaben seines Ministeriums abzulegen, behauptete er, daß sich in den Revolutionszeiten die Ausgaben nur in Masse berechnen ließen. Er stimmte für die Todesstrafe gegen die zurückgekehrten Ausgewanderten, und übernahm die Vertheidigung des Gottesdienstes. Der Kampf zwischen der Gironde und der Bergpartei nahm mit jedem Tage einen ernstern Charakter an. Danton schien die Folgen dieser Spaltung zu fürchten. Den 26sten November 1793, bei Gelegenheit der Vernunftfeste, bei denen die Hebertisten präsidirten, erklärte er sich von neuem gegen die unzeitigen Angriffe auf die Diener des Gottesdienstes, und schloß sich später an Robespierre an, um Hebert und dessen Anhänger auf das Blutgericht zu bringen. Ihre Vereinigung war aber nicht von langer Dauer; die verborgene Feindschaft, welche zwischen ihnen herrschte, fiel gleich in die Augen. Danton wollte den Despotismus, welchen Robespierre in den Ausschüssen ausübte, zu Boden treten, und Robespierre, gewandt, dachte ihn zu stürzen, um sich so einen gefährlichen Nebenbuhler von der Seite zu schaffen. St. Just stattete gegen ihn einen Bericht in dem Wohlfahrtsausschusse ab, und Danton wurde in der Nacht vom 31sten März 1794 mit denen, die man seine Mitschuldigen nannte, arretirt. Im Palais Luxembourg in Verwahrung gebracht, zeigte er eine gezwungene Heiterkeit und gestand Lacroix, daß er von seiner Verhaftnehmung im Voraus unterrichtet gewesen sey, aber nicht daran habe glauben können. Als er in die Conciergerie gebracht wurde, versünsterte sich seine Miene, und er schien sich zu schämen, der Betrogene Robespierre's gewesen zu seyn. Alle seine Reden waren ein großes Gemisch von Neue und Stolz. Bei seinem Verhöre antwortete er mit voller Ruhe: „Ich bin Danton, bekannt genug in der Revolution; meine Wohnung wird bald das Nichts seyn, und mein Name wird leben im Pantheon der Geschichte.“ Den 5ten April verdamnte ihn das Revolutionsgericht zum Tode, als Mitschuldiger einer Ver-

schwörung zur Wiederherstellung der Monarchie! Er stieg mit Muth und ohne Widerstreben auf den Unglücksfarren; sein Kopf war gehoben und sein Blick voll Stolz. Er schien der Menge auf Füße seines Blutgerüsts zu gebieten. Noch mit Empfindung erinnerte er sich seiner Familie, und war einen Augenblick gerührt. „O mein Frau, meine Zärtlichgeliebte,“ rief er aus, „so soll ich dich dann nicht mehr sehen!“ Darauf unterbrach er sich schnell, „Danton, keine Schwachheit!“ und bestieg das Blutgerüst. Arm und verschuldet vor der Revolution, hinterließ er nach seinem Tode ein ansehnliches Vermögen, das besonders seine Sendung nach Belgien hatte vermehren helfen. Uebrigens bleibt Danton einer der merkwürdigsten Charactere, die sich in der französischen Revolution entwickelt haben: ein höchst eigenthümliches Gemisch von Größe, Kraft und Muth mit Grausamkeit, Eigennuz und Schwäche.

Danz (Franz), ein berühmter deutscher Componist, geb. zu Mannheim 1763, wo sein Vater, ein geschickter Violoncellist, in der kurfürstlichen Capelle angestellt war. Schon als ein Knabe von neun Jahren componirte er ohne Kenntniß der Regeln. Im J. 1776 unterrichtete ihn der Abt Bogler, der damals diese Capelle dirigirte. Danz zeigte viel Sinn für Poesie und Schauspielkunst, und übte sich in beiden. Im J. 1779 gab man auf dem Münchener Theater sein erste Oper, *Azalia*, und 1796 wurde er daselbst als Capellmeister angestellt. Seit dieser Zeit hat er viele Kirchenstücke, Opern, Concerte für blasende Instrumente und sehr melodische Singstücke, Sonaten &c., componirt. Später ward er in Stuttgart Capellmeister des Königs und zugleich Director der Hofconcerte und Opern auf dem königlichen Theater, und nahm im J. 1812 seine Entlassung.

Danzig, eine wichtige Handelsstadt und Festung am westlichen Ufer des Ausflusses der Weichsel in die Ostsee mit einer höchst anmuthigen Lage in einer überaus schönen Gegend, ist an sich nur eine mittelmäßig große Stadt. Die Vorstädte abgerechnet, hat sie etwas über eine halbe Meile im Umfang; auch ist sie weder regulär noch schön gebaut, und enthält 5 bis 6000 Häuser mit 48.000 Einwohnern. Ihr schöner Hafen aber, und ihre vortheilhafte Lage verschaffen ihr von jeher einen großen Einfluß auf den Land- und Seehandel, so daß sie auch ein bedeutendes Mitglied der alten Hanse war. Ihr Name kommt schon im zehnten Jahrhundert, *Gedance*, (*Gedansk*) geschrieben, vor. Natürlich reden viele Bücher noch von ältern Zeiten lange wechselte sie mit dem Lande, in welchem sie liegt, die Besizer Dänen und Schweden, Pommern und die deutschen Ritter stritten um dieselbe. Die Thätigkeit der Einwohner machte die im oft wiederholten Kampf erhaltenen Wunden schnell wieder gut, und ihr Wohlstand führte sie wohl zu dem Kraftgefühl, mit dem sich Danzig im Jahr 1454 von der polnischen Krone unabhängig erklärte, und von dieser bald für selbstständig anerkannt wurde. Die Stadt hatte ihr eigenes Gesetzbuch, welches, sonderbar genug, die Danziger Willkür hieß und erwob sich ein bedeutendes Gebiet. Die Gewalt des Königs von Polen repräsentirte ein Glied des Stadtraths, das wechselte und der Burggraf genannt wurde. Die Stadt schlug ihre eigene Münze mit des Königs von Polen Bildnisse, hielt in Warschau ihren Secretar, und gab bei Reichstagen und Königswahlen ihre Stimme durch Deputirte. Im Jahre 1557 hatte sich Danzig für Maximilian II. erklärt. Eine Belagerung, die nicht von besondern Folgen war, strafe sie dafür. Diese war die erste, welche man kennt. Danzig

hieß die Kornkammer des Nordens und hatte große schwerfällige Befestigungen, mit hohen Wällen und nach der Abend- und Mitternachtsseite von Hügeln umgeben, die höher sind als die Stadthürme, unter welchen sich der Bischofsberg und Hagelberg vorzüglich auszeichnen, — (daher auch an diesen Seiten die ansehnlichsten Festungswerke angelegt wurden); — nach der Weichsel zu ist sie durch Wälder und Moräste beinahe unzugänglich und die Niederung kann leicht unter Wasser gesetzt werden. — Beide Umstände gaben ihr einen politischen und militärischen Werth. Jenen verlor sie mit der Annäherung von Preussens Grenzen; dieser gewann nicht dadurch, und wurde ihr nur um so gefährlicher. Seit 1722 war die Stadt gleichsam vom preussischen Gebiet umschlossen, die starken Zölle drückten sie furchterlich. Handel, Kunstleiß und Bevölkerung sanken, und der Wunsch, ganz unter Preussens Herrschaft zu kommen, wurde der vernünftigste. Hatte Danzig gleich über zwanzig Bollwerke, hohe Wälle und zwanzig Fuß breite Gräben, so wußte man doch, daß das Ausschließen der hohen Höhen des Siganienberg, des Stolzen- und des Judenbergs aus den Befestigungswerken, und das unterlassene Abgraben derselben in einer Belagerung der Gefahr aussetzten, in den Grund geschossen zu werden. Zudem befanden sich die Weichsel und das Fahrwasser in preussischer Gewalt und der letzte König von Polen erklärte offen, daß er Danzig seinem Schicksale überlassen müsse. Als daher Preußen dessen Unterwerfung verlangte, mußte der vernünftigere Theil der Einwohner, dem dieser Schatten von Unabhängigkeit lästiger war, als ihr gänzlicher Verlust, leicht über die wenigen Familien Meister werden, die bis jetzt regiert hatten. Conventionsmäßig besetzten die Preußen am 28. Mai 1793 die Außenwerke. Das Volk griff zu den Waffen; ein kurzer Kampf erhob sich, der nach wenig Tagen mit der völligen Unterwerfung der Stadt endigte. Der König hatte den Einwohnern die Zusage gegeben, daß er alles für ihren Wohlstand thun werde, und wirklich blühte Danzig unter Preussens Herrschaft wieder auf. Es genoß Ruhe und vielfältiges Glück bis zum Ausbruche des preussisch-französischen Krieges. Am 7ten März 1807 ward es von dem Corps des Marschall Bessière umringt und die Einschließung der Landseite durch die Wegnahme der Mehrung am 20sten d. M. vollendet. Obwohl die Besatzung bei den Ausfällen vom 21sten und 22sten großen Muth bewies, so konnten diese Anstrengungen doch nicht verhindern, daß sich der Belagerer am 1sten April auf dem Siganiensberge festsetzte und die Bousmardschanze oder vielmehr ihre Trümmer am 13ten eroberte. In der Nacht vom 23sten zum 24sten begann das Bombardement und dauerte mit Zwischenräumen bis zum 21sten May fort; während dem versuchte der General Kamenski sich mit 5000 Mann Verstärkung in die Stadt zu werfen, er mußte sich aber in Fahrwasser wieder einschiffen, da durch den unbegreiflichen Verlust des Holms die Verbindung mit der Stadt verloren war. Eine englische Corvette, welche die so nöthige Munition, Geld etc. zuführen sollte, und mit vollen Segeln die Weichsel herauf flog, gerieth auf den Grund und ward so von den Franzosen genommen. Es begann jetzt an Pulver zur weitem Vertheidigung zu mangeln, die Belagerer hatten sich im bedeckten Wege des fast ganz zerstörten Hagelberges festgesetzt und beabsichtigten einen Hauptsturm darauf, dessen Resultate bei ihrer Ueberlegenheit (50,000 Mann, die Garnison 7000 Mann) nicht zweifelhaft war; da gab endlich der Gouverneur, Graf v. Kalckreuth, den wiederholten Aufforderungen Gehör, und schloß am

24sten May eine Capitulation auf dieselben Bedingungen, die er dem General Lesèvre früher bei der Uebergabe von Mainz (1793) bewilligt hatte. Dieser gemäß wurden die äußern Thore am 26ten von den Belagerern besetzt, die Garnison verließ die Festung am folgenden Tage mit Kriegsehren und der Verpflichtung 1 Jahr lang nicht gegen Frankreich zu dienen. Der Marschall Lesèvre ward zur Belohnung zum Herzog von Danzig ernannt, unter ihm hatte General Lariboisière als Chef der Artillerie, Chasseloup und Kirchener als Directoren des Geniewesens die Belagerung geleitet, während welcher in der Stadt 600 Häuser mehr oder weniger zerstört, einige 60 Bürger getödtet und verwundet worden waren. Eine Contribution von 20 Millionen Franken ward der Stadt mit Bewilligung successiver Abzahlung aufgelegt, was jedoch viele andere Erpressungen mannichfacher Art nicht verhinderte. Durch den 19ten Art. des Tilsiter Friedens war Danzig als freie Stadt mit einem Territorium von 2 Lieues — die durch willkürliche Erklärung Napoleons auf 2 deutsche Meilen ausgedehnt wurden — unter Frankreichs, Preußens und Sachsens Schutz anerkannt; es konnte aber als französischer Waffenplatz dieses Heils niemals froh werden, da fortwährend ein französischer Gouverneur, General Rapp, in Garnison daselbst blieb, da im Jahr 1808 der Code Napoleon eingeführt und durch das Continentsystem der Hauptnahrungszweig, der Handel mit England, verkümmert ward. Unter so drückenden, allen Wohlstand vernichtenden Verhältnissen nähte das Jahr 1812 und mit ihm wegen des russischen Krieges neue schwere Lasten; das Jahr schloß damit, daß die Festung am 31sten December in Belagerungszustand erklärt wurde. Es gelang den französischen und polnischen Truppen des 10ten Armee-corps durch geschickte Manövers sich beim Rückzuge in die Stadt zu werfen, eben so langten noch Verstärkungen aus Spandau und Magdeburg an, so daß die Garnison 30,000 Mann betrug, als gegen Ende Januars 1813 das russische Blockadecorps aus — 6000 Cosaken bestehend erschien, welches jedoch bald durch ein Corps von 7000 Mann Infanterie, 2500 Mann Cavallerie mit 60 Feldgeschützen unter General-Lieutenant von Poewis abgelöst ward. Es würde zu weitläufig seyn, die verschiedenen Ausfälle und Angriffe vom 4ten Februar, 5ten März, 27sten April, 9ten Juni rc. einzeln zu erzählen; wir erwähnen daher nur, daß das Blockadecorps am 1sten Juni durch 8000 Mann preussische Landwehren unter Oberst Graf Dohna verstärkt ward, und daß auch hier am 10ten Juni der Waffenstillstand eintrat, am 24sten August wieder aufhörte. Den Oberbefehl hatte indeß der Herzog von Württemberg übernommen, und lieferte den Belagerten entweder bei Ausfällen oder durch Angriffe auf Außenposten die sehr hitzigen Gefechte vom 28 und 29sten August, 1sten, 7 und 17ten September und 1sten November; eine englische Flotille nähete sich von der Seeseite und beschuß gemeinschaftlich mit den Landbatterien die Stadt vom 1sten September an — unter andern auch mit Congrevischen Raketen — lebhaft, die zweite Parallele war eröffnet, als endlich am 17ten November eine Capitulation zu Stande kam, nach welcher die Garnison den 1sten Januar 1814 die Waffen strecken und mit Verpflichtung, binnen einem Jahre nicht gegen die Allirten zu dienen, in 4 Colonnen nach Frankreich geschickt werden sollte; diese Bedingungen erhielten jedoch die Genehmigung des Kaisers Alexander nicht, und der Gouverneur, General Rapp (der wahrscheinlich viele Effecten und Munition heimlich hatte vernichten lassen und deshalb zu keiner längeren Vertheidigung keine hinreichenden Mittel besaß) mußte sich bequemen, die Festung

so zu übergeben, daß am 1sten Januar alle Polen und Deutsche in ihr Vaterland entlassen wurden, am 2ten aber alle Nationalfranzosen extricirt, um als Kriegsgefangene in das Innere des russischen Reichs transportirt zu werden. Die belagerteswerthe Stadt hatte, während dieser 11monatlichen Blokade und Belagerung, durch Mangel, Krankheiten u. unendlich gelitten, 309 Häuser und Speicher waren durch das Bombardement niedergebrannt, 1115 Gebäude beschädigt, 90 Menschen notorisch verhungert. Es ist bekannt, daß sie jetzt, unter Preussens Regierung zurückgekehrt, einer bessern Zukunft entgegen sieht, und daß ihr im Jahr 1816 das Auffliegen eines Pulverturmes abermals ein großer Schade anwuchs. — Die Stadt hat nicht unbedeutende Manufacturen und Fabriken in goldenen und silbernen Borden, Tuch, wollenen Zeuchen und Corduan, Färbereien, Zuckerfabriken, Branntwein- und Liqueur-Brennereien, Bitriolfabriken, Pottasche- und Salpetersiedereien, Waid- und Waidaschenfabriken u. s. w. Der Haupthandelszweig für Danzig ist aber ein unermesslicher Verkehr mit Getraide, welches ihr aus Polen auf der Weichsel zugeführt wird (daher die Speicher oder die großen Korn- und Baarenmagazin-Gebäude auf einer Insel in der Mottlau, welche durch einige Brücken mit der Stadt vereinigt ist), und welches von Danzig nach England, Holland und den Hanseestädten weiter gesandt wird. Die andern Ausfuhrgegenstände sind insbesondere Holz, Leder, Woll, Pelzwerk, Butter, Talg, Wachs, Honig, Pottasche, Hanf und Flachs.

Daphne, eine Tochter des Flußgottes Peneus, wurde vom Apollo, durch dessen List ihr Geliebter, Leucippus, umgekommen war, mit Liebe unaufhörlich verfolgt. Die für sein Bitten unempfindliche Nymphe flehte endlich die Erde (nach Andern ihren Vater Peneus) an, sie in ihren Schooß aufzunehmen. Ihre Bitte wurde erhört; in dem Augenblick, als sie Apollo mit ausgestreckten Armen umfassen wollte, ward plötzlich ihre Flucht gehemmt, die Füße wurzelten in die Erde, die Arme wurden zu Zweigen, und Apollo umarmte statt ihrer den ihm fortan geheiligten Lorbeerbaum.

Daphnis, die sicilische Hirtenfage preist ihn, des Hermes und einer Nymphe Sohn, und von den Nymphen erzogen, als Erfinder des bucolischen Gedichts und wegen seines Spiels auf der Hirtenflöte. Er weidete seine Kühe am Aetna. Eine Nymphe, Echenais, die der schöne Jüngling liebte, drohte ihn mit Blindheit, wenn er je eine andere liebe. Von einer sicilischen Fürstentochter in Wein berauscht, vergaß er sich, und zog sich die gedrohte Strafe zu. Einige lassen ihn vor Gram sterben, Andere ihn durch die Nymphe in Stein verwandelt werden. Alle Nymphen beweinten seinen Tod, und Hermes hob ihn in den Himmel. An der Stelle, wo er gestorben, floß ein Quell, an dem die Sicilier nachmals jährlich opferten.

D'Arblay (Mrs. Francisca), die Verfasserin der berühmten, fast in alle europäischen Sprachen übersehten englischen Romane *Coeline* (1777), *Cecilie* (1782) und *Camilla* (1796), ist die Tochter des Geschichtschreibers der Musik, Dr. Charles Burney. Als Miß Burney gab sie auch ihre ersten Schriften heraus. 1793 heirathete sie D'Arblay, einen französischen Emigranten. Sie wird in England als die erste Dichterin in der von ihr gewählten Gattung betrachtet, und für ihr letztes Werk die *Camilla* erhielt sie 3000 Guineen Honorar. Auch ernannte sie die Königin zu ihrer Kammerfrau.

Dardanos (Dardanus), der Stammvater der trojanischen Könige, Sohn des Zeus und, wie einige Fabeln sagen, der Electra, wanderte aus Samothrake, nach andern aus Arkadien, Creta u. s. w. in Phrygien ein, und ließ sich in der Gegend, die nachher Troas hieß, nieder. Hier erbaute er eine Stadt, nach ihm **Dardanium** oder **Dardanus** benannt. Er zeugte mit Batea, des Teufros Tochter, der schon früher aus Attika hier eingewandert, den Erichthonius. Seine Nachkommen heißen bei den Dichtern **Dardaner**. Nach neuer Ansicht ist dieses der Name eines arkadischen Stammes, dessen Geschichte man in der Fabel von einem Dardanos erzählt.

Dardanarius heißt ein Kornjude, Kornwucherer, der Getreide aufkauft und bis zur höchsten Theuerung liegen läßt, oder auch ein solcher, der die Käufer durch falsches Maß und Gewicht betrügt. Daher heißt **Dardanariat** eine Verheimlichung und Zurbehaltung des Getreides wider das ausdrückliche Staatsverbot, auch der Gebrauch falschen Maßes und Gewichts.

Dardanellen sind die vier festen Schlösser, welche an dem Hellespont (der Meerenge, welche das Meer von Marmora mit dem Archipelagus verbindet) auf der europäischen und asiatischen Küste einander gegenüber erbaut sind, und jene Meerenge, welche von ihnen der **Dardanellencanal** heißt, beherrschen, so daß sie als der Schlüssel von Constantinopel angesehen werden. Der erste Eingang des Dardanellencanals wird durch zwei, auf den einander gegenüberliegenden Küsten erbaute Schlösser vertheidigt, welche die neuen Schlösser heißen, weil sie erst in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts unter Muhamed IV. angelegt wurden, um den türkischen Flotten gegen die Venetianer Schutz zu gewähren. Die Entfernung des einen Schlosses von dem andern beträgt beinahe 2000 Toisen oder Klaftern. Auf diese folgen die alten Schlösser, die Muhamed II. gleich nach der Eroberung Constantinopels erbauen ließ, und die nicht über 750 Toisen aus einander liegen. Noch mehr vorwärts wird der Canal noch schmaler, und anderthalb Stunden von den alten Schlössern nähern sich zwei hervorspringende Erdsprünge auf 375 Toisen, und bilden jene durch Leanders nächtliche Uebersfahrten zur Hero (s. d. Art.), durch Xerxes Brücke, und durch Solimans Uebersfahrt auf einem bloßen Flosse berühmt gewordene Meerenge, welche, mit keiner Befestigung versehen, in ein weites offenes Meer führt, wo 60 Meilen weiter die Hauptstadt des osmanischen Reichs an einem andern Canale liegt, der das schwarze Meer mit dem Meere von Marmora verbindet. Die sorglosen Türken hatten, im Vertrauen auf den Ruf der Dardanellenschlösser, dieselben so wenig im Vertheidigungsstande erhalten, daß sie schon im J. 1770 gänzlich versallen waren, und auf der asiatischen Seite nur eine einzige Batterie existirte, die zur Hälfte verschüttet war. Als daher am 26ten Juli des genannten Jahres gegen 5 Uhr Abends die aus drei Linien Schiffen und vier Fregatten bestehende Escadre des russischen Admirals Elphinstone in der Verfolgung zweier türkischen Linien Schiffe vor den ersten Schlössern erschien, feuerten zwar die türkischen Batterien, aber aus Mangel an Munition nur einmal mit jedem Stüke, und Elphinstone konnte, begünstigt von einem heftigen Südwind, vorbeisegeln, ohne auch nur von einem Schusse getroffen zu werden. Da er indeß zu seinem Verdrusse sah, daß die übrigen Schiffe ihm nicht folgten, begnügte er sich, ruhig in der Meerenge weiter zu segeln, würdigte die türkischen Batterien keines Schusses, ging in dem Ca-

nal vor Anker, und kehrte, nachdem er mit Pauken, und Trompetenschall mehr die Furcht seiner eigenen Escadre verborgen, als die Ohnmacht der Osmanen verspottet hatte, ungeachtet des widrigen Windes zu den Seinigen zurück. Durch dieses unerwartete Ereigniß gerührt, nahm die Pforte die Anerbietung des Baron Tott an, welcher die Schlösser wieder herzustellen versprach, und dies Versprechen so vollkommen erfüllte, daß sie nach wenigen Wochen sich in einem unbegreiflichen Zustande befanden. Allein die Leihargie der Türken hatte sie nicht darin erhalten und schon im J. 1798 urtheilte Cron, der als englischer Resident lange in der Türkei gewesen war, in seiner Schilderung dieses Reichs, daß eine Flotte leicht die für so fürchter gehaltenen Dardanellen passiren könne. Auf jedem Ufer, so erzählte er, stehen vierzehn große Kanonen, die man mit Haubißgranat laden; die Stücke von Metall, mit Läufen gleich Mörsern, 22 englische Fuß lang, und der Durchmesser des Calibers 28 Zoll; sie liegen fast mit der Oberfläche des Wassers gleich, in gewölbten Schießlöchern oder Schießscharten mit eisernen Thüren, welche man öffnet, wenn man sie abfeuern will; die Kugeln reichen von der einen Seite bis zur andern (von Asien nach Europa), da sie etwas hoch stehen. Diese ungeheuern Stücke liegen nicht auf Pavetten, sondern auf dem Erdboden, mit dem Hintertheile gegen eine Mauer; sie können nicht gerichtet werden, sondern der Kanonier muß warten, bis das Schiff, das er beschießen will, der Mündung gegenüber kommt; man braucht eine halbe Stunde, um eins von diesen ungeheuern Artilleriestücken zu laden. — Daß diese Schilderung richtig war, bewies die am 19ten Febr. 1807 Morgens um 8 Uhr von dem englischen Admiral Duckworth mit acht Linien Schiffen und vier Fregatten nebst mehreren Brandern und Bombardierbooten ausgeführte Durchfahrt durch die Dardanellen, die er ohne Verlust bewerkstelligte, und in deren Folge am 20ten zum ersten Male eine feindliche Flotte im Angesicht von Constantinopel erschien. Sie sollte durch ihre Gegenwart die angeknüpften Unterhandlungen unterstützen, richtete aber nichts aus, vielmehr waren die Türken während der Unterhandlungen unter der Leitung des französischen Gesandten Sebastiani so eifrig beschäftigt, Constantinopel gegen einen Angriff zu sichern, und die Dardanellenschlösser in Vertheidigungsstand zu setzen, daß Duckworth am 2ten März nicht ohne Verlust zurückfahren konnte, was ihm, seinem eignen Geständniß zufolge, acht Tage später überhaupt nicht mehr möglich gewesen wäre.

Dares, ein Phrygier, des Hephästos Priester, Hector's Erzieher, soll die Belagerung Trojas auf Palmblätter geschrieben haben (die phrygische Ilias). Das Werk, welches unter seinem Namen existirt, ist von Neuern untergeschoben. Ein anderer Trojaner kommt bei Virgil vor.

Darjes (Joh. Georg), ein in der Mitte des 18ten Jahrhunderts sehr geschätzter philosophischer Lehrer und Schriftsteller. Er war geb. zu Güstrow 1714, studirte zu Rostock und Jena, in welchem letztern Orte er auch von 1738 an durch seine philosophischen und juristischen Vorlesungen (er hatte wegen seiner Anfechtungen von den Theologen noch zuletzt Jurisprudenz studirt) solchen Beifall fand, daß Friedrich II. ihn 1703 als geh. Rath und Prof. der Philosophie nach Frankfurt rief. Hier stiftete er auch die königliche Akademie der Wissenschaften und beförberte durch Lehren und Wirken bis an seinen Tod (1791) das Ansehn dieser Universität aufs eifrigste. In sei-

nen philosophischen Ansichten wich er sehr von dem herrschenden Stoicismus ab, näherte sich dagegen seinem Zeitgenossen Crusius mehr. Sein Verdienst bestand in einem deutlichen und lebhaften Vortrage seiner Gedanken, und in einer seinem Zeitalter angemessenen Bearbeitung der philosophischen Wissenschaften durch Compendien, vorzüglich des Naturrechts und der Logik. Auch nahm er die Cameralwissenschaft unter die Gegenstände des akademischen Unterrichts auf.

Darius, der Name mehrerer persischer Könige; nach Andern der Königstitel selbst. Vorzüglich sind unter diesem Namen merkwürdig: I. Darius, vierter König von Persien, war der Sohn des Hystaspes, Statthalter von Persis, und trat der Verschwörung gegen den Pseudosmerdis bei, der sich des persischen Throns bemächtigt hatte. Nachdem es der Verschwörung gelungen war, den Usurpator aus dem Wege zu räumen, setzten sie unter einander fest, daß sie alle am nächsten Morgen zu Pferde vor Sonnenaufgang zusammenkommen wollten, und daß derjenige von ihnen König seyn solle, dessen Pferd die aufgehende Sonne zuerst wiehernd begrüßen würde. Da nun der Stallmeister des Darius von dieser Verabredung hörte, führte er in der Nacht das Pferd seines Herrn an dem bestimmten Orte mit einer Stute zusammen, und durch diese List geschah es, daß, als am folgenden Morgen sämtliche Verschworne dort zusammenkamen, des Darius Pferd zuerst wieherte. Darius wurde sogleich als König begrüßt, und das Volk billigte die Wahl. Seine Regierung wurde durch mehrere große Ereignisse merkwürdig. Im fünften Jahre derselben empörte sich die Stadt Babylon, theils weil die Einwohner zu schwere Steuern bezahlen mußten, theils weil die königliche Residenz noch unter Cyrus von Babylon nach Sula verlegt worden war, wodurch die Stadt überaus verloren hatte. Darius belagerte sie mit einem mächtigen Heere; schon waren beinahe zwei Jahre fruchtlos verfloßen und Darius im Begriff, wieder abzu ziehen, als Zopyrus, einer seiner Generale, ihn durch eine heldenmüthige Selbstaufopferung in den Besitz der Stadt setzte. Dieser verstümmelte seinen Körper selbst auf das grausamste, ging zu den Babyloniern über und gab vor, daß er diese Mißhandlung von Darius erfahren habe, und daß er die schrecklichste Rache dafür an dem Tyrannen zu nehmen wünsche. Die Babylonier gaben ihm ohne Bedenken eine Befehlshaberstelle, und da er durch mehrere glückliche Ausfälle ihr Vertrauen noch mehr gewann, vertrauten sie ihm endlich die ganze Stadt an, die er jetzt ohne Verzug dem Darius überlieferte. Nach der Unterwerfung Babylons versammelte Darius ein Heer von 700,000 Mann und machte damit einen Zug gegen die Scythen an der Donau (von 513 v. Chr.), die ihn durch verstellte Flucht so tief in ihr unwirthbares Land hineinlockten, daß er nur mit Mühe sich und seine Krieger rettete. Nur einen Theil seiner Kriegsmacht ließ er unter der Anführung des Megabyzus in Thracien zurück, um das Land nebst Macedonien zu erobern; er selbst ging mit dem andern Theile nach Asien zurück, und brachte ein Jahr in Cardis zu, sein Heer wieder zu ergänzen. Als dies geschehen war, kehrte er seine Waffen gegen Indien, das er zum Theil sich unterwarf (508 v. Chr.). Bald darauf ereignete sich eine Begebenheit, welche den berühmten Krieg der Perser mit Griechenland zur Folge hatte. Unruhen auf Rhos, in welche sich die Perser gemischt hatten, verursachten nämlich einen Aufstand der ionischen Städte (501), welchen Athen zu befördern suchte, Darius aber endlich durch die

Wiedereroberung und Bestrafung von Milet (496 v. Chr.) dämpfen ließ. Um sich dann an den Atheniensern zu rächen, versammelte er ein zahlreiches Heer. Während Mardonius mit demselben durch Thracien und Macedonien gegen Griechenland zog, sollte eine Flotte ein Angriff auf die Küsten machen. Allein beide Unternehmungen scheiterten, denn ein fürchterlicher Sturm zerstörte und zerstreute die Flotte, als sie das Vorgebirge Athos umsegelte, die Landarmee aber wurde plötzlich von den Thraciern überfallen und größtentheils niedergeworfen. Jetzt verdoppelte Darius seine Anstrengungen. Er versammelte ein Heer von 500,000 Mann und rüstete eine Flotte von 600 Schiffen aus. Naros wurde erobert und Eretria auf Eubda geplündert. Von da ging das Heer unter Datis und Artaphernes nach Attika über und wurde von Hippias in die Ebenen von Marathon geführt. Vergebens hatten die Athenienser bei ihren Nachbarn Hülfe gesucht; ihr eigener Muth nur konnte sie retten. 10,000 Mann stark, rückten sie unter Miltiades dem großen persischen Heere entgegen, und trugen, begeistert von dem Gedanken, für Freiheit und Vaterland zu sechten, einen vollständigen Sieg davon (489 v. Chr.). Jetzt beschloß Darius, sich selbst an die Spitze eines neuen Heeres zu stellen; doch innere Unruhen und bald darauf der Tod, der ihn im Jahr 485 v. Chr. ereilte, hinderten ihn an der Ausführung dieses Entschlusses. Uebrigens hatte dieser Fürst die größten Verdienste um die innere Organisation des weiten Reichs. Auch ließ er seinen Admiral Scylax (aus Caryanda in Klein-Asien) eine Seereise (gegen 506) durch das Mittelmeer machen, und den Indusstrom mit seinen Ufern untersuchen, so wie er überhaupt Künste und Gewerbe durch zweckmäßige Gesetze und Anstalten sehr beförderte. Sein Nachfolger war Xerxes (s. d. Art.). II. Darius der III. oder Codomannus, ein Sohn des Artanes und der Syngambis. Er war der Urenkel Darius des II. oder Däus (regierte 424 bis 404) (Xothus) und der zwölfte und letzte König Persiens. Der Eunuch Bagoas hatte ihn auf den Thron gehoben, um sich selbst der höchsten Gewalt zu bemächtigen, und beschloß, da er sich in dieser Hoffnung getäuscht sah, den König zu ermorden. Allein Darius, von der ihm drohenden Gefahr unterrichtet, ließ Bagoas den Giftbecher trinken, den dieser für ihn bestimmt hatte. Er kam zur Regierung (336 v. Chr.) als das Reich und die königliche Regierung durch Weichlichkeit, Schwelgerei und Satrapenherrschaft unter seinen Vorgängern schon entkräftet, dem mächtigen Andrang eines kühnen Eroberers nicht mehr widerstehen konnte. Dieser war Alexander, der bald mit seinem Heere in Asien erschien und Persien bedrohte. Das von Darius ihm entgegengesandte Heer wurde am Granikus geschlagen. Dieser beschloß darauf, ein neues Heer selbst gegen Alexander zu führen. Vier bis sechsmal hunderttausend Mann versammelte er bei Babylon, und rückte mit denselben in die Ebenen Mesopotamiens vor. Hier drangen die griechischen Mithyävölker in ihn, den Feind zu erwarten, um in der Ebene seine Macht mit Vortheil ausbreiten zu können; allein Darius verwarf diesen Vorschlag und eilte nach dem bergigen Cilicien dem Alexander entgegen. Die Pracht dieses Zuges beschreibt Curtius ausführlich. Hier ward Darius zum zweiten Male (333) und zwar bei Issus geschlagen. Er selbst rettete sich nur mit Mühe aus dem Gedränge, bestieg ein Pferd und entkam unter dem Schutze der Nacht in die Gebirge. Seine Mutter, seine Gemahlin und drei seiner Kinder, nebst dem größten Theile der mitgenommenen Schätze fielen dem Sieger in die Hände, der

sie auf das edelmüthigste behandelte. Mit der Beute aber, die Alexander hierauf in Damascus machte, belastete er 7000 Kameele. Darius war durch diese Niederlage so wenig gedemüthigt, daß er an Alexander einen sehr stolzen Brief schrieb, worin er ihm ein Lösegeld für die Gefangenen und eine neue Schlacht anbot, wenn er es nicht vorziehen möchte, nach Macedonien zurückzukehren. Alexander belagerte indeß Tyrus. Jetzt schrieb ihm Darius einen zweiten Brief, worin er ihm nicht nur den früher versagten Königstitel gab, sondern ihm auch 10,000 Talente Lösegeld, alle Länder Asiens bis an den Euphrat und seine Tochter Statira zur Gemahlin anbot. Aber auch diese Vorschläge fanden keinen Eingang, und Darius sah sich gezwungen, zur Fortsetzung des Krieges nochmals ein Heer zu versammeln, welches die meisten Schriftsteller auf eine Million angeben. Mit diesem ging er von Babylon nach Ninive, während Alexander den Tigris passirte. Zwischen Arbela und Gaugamela trafen beide Heere zusammen, und nach einem blutigen Gefechte (331 v. Chr.) sah sich Darius abermals zur Flucht gezwungen. Er rettete sich nach Medien, um ein neues Heer zu sammeln, Alexander aber bemächtigte sich der Hauptstadt Susa, eroberte Persopolis und hernach ganz Persien. Darius war in Ecbatana in Medien eingetroffen und hatte noch ein Heer von 30,000 Mann bei sich, worunter 4000 Griechen waren, die ihm bis ans Ende treu blieben. Außerdem hatte er noch 4000 Schleuderer und 3000 Reiter, welche Beßus, der Statthalter von Bactrien, anführte. Mit diesen wollte er sich dem Sieger entgegenstellen, als eine Verschwörung des Nabarzanis und Beßus seine Pläne vereitelte. Der edelmüthige Fürst wollte der ihm davon gekommenen Nachricht nicht glauben, und erklärte, daß er nicht früh genug sterben könne, wenn seine Unterthanen ihn des Lebens für unwürdig hielten. Bald darauf bemächtigten sich die Verräther seiner Person und führten ihn gefesselt nach Bactrien. Als sich Darius weigerte ihnen zu folgen, durchbohrten sie ihn mit ihren Pfeilen und überließen ihn seinem Schicksale. Ein Macedonier, Namens Polystratus, erblickte den Wagen des Darius, und horte, indem er zu einer nahen Quelle ging, um seinen Durst zu löschen, das Geufzen eines Sterbenden. Er eilte herbei, und fand den König mit dem Tode ringend. Dieser bat ihn um einen Labetrunk, den Polystratus ihm reichte, worauf er ihm anempfahl, dem Alexander für die Großmuth zu danken, mit der er den gefangenen Fürsten begegnet sey. Kaum hatte Darius nach diesen Worten den Geist ausgehaucht, als Alexander selbst herbeieilte. Bei dem Anblick des Leichnams vergoß er Thränen, ließ ihn nachher einbalsamiren und schickte ihn der Syngambis, um ihn neben den andern persischen Monarchen beizusetzen. So starb Darius (330 v. Chr.) im 50sten Jahre seines Alters mit dem Ruhme eines milden, friedliebenden und gerechten Fürsten, der aber nicht für eine solche Zeit geboren war.

Darlehn — Darlehnvertrag (mutuum), der Vertrag, wodurch jemand einem Andern eine fangible (verzehrbare, verbrauchbare) Sache, z. B., und am gewöhnlichsten, eine Summe Geldes, unter der Bedingung überläßt, daß er ihm dieselbe in gleicher Art und Menge nach Verlauf einer bestimmten Zeit wieder zurück gebe. Eigentlich aber heißt nur die auf solche Weise übergebene Sache Darlehn. Beschränkt ist die Gültigkeit jenes Vertrags in Hinsicht auf Personen, welche unter fremder Gewalt stehen, und in Beziehung auf wuchernde Gläubiger, welche daher die Gesetze oft durch

ein verschleiertes Darlehn, d. h. durch Verbergung eines gesetzwidrigen Darlehns unter eine rechtsgültige Form, zu umgehen suchen.

Darm. **Darmkanal.** **Gedärme.** So nennt man den langen Schlauch, in welchen sich der Magen an seinem linken Ende durch den Pfortner (einen innern wulstigen Muskelring) öffnet, und der in vielen Windungen den größten Theil des Unterleibes einnimmt. Er ist aus drei durch Zellgewebe unter einander verbundene Häute (der Muskularhaut, der nervösen oder Zellstoffhaut und der Zottenhaut), welche verschiedene Bestimmungen haben, gebildet. Seine Theile, die man **Därme** nennt, haben verschiedene Benennungen. Der obere und engere Theil des Darmkanals, welcher an den Krümmungen des Beckens befestigt ist, wird der dünne Darm genannt (*intestina tenuia*); diesen theilt man wieder in den Zwölffingerdarm (*duodenum*), den leeren Darm (*jejunum*), und den Krummdarm (*ileum*). Den untern, weiteren Theil des Darmkanals nennt man den dicken Darm, und diesen theilt man in den Blinddarm (*coecum*), nebst dem wurmförmigen Anhang, den Grimmdarm (*colon*) und den Mastdarm (*intestinum rectum*), das Ende desselben. Die **Gedärme** (so nennt man also den ganzen Darmkanal mit allem dem, was zu ihm gehört) sind wie der Magen und die Speiseröhre mit vielen kleinen Schleimdrüsen versehen, welche gegen den Mastdarm zu immer größer und gedrängter werden, und durch zahlreiche Aeste Blut erhalten.

Darmstadt (Hessen). Die Landgrafen von Hessen, deren ältere Geschichte mit Gewißheit bis in das 9te Jahrhundert zurückgeht, hatten sich seit dem 14ten Jahrhundert in verschiedene Linien getheilt, deren sämtliche Besitzungen Landgraf Philipp der Großmüthige, aus der Geschichte der Reformation hinlänglich bekannt (starb 1567) wieder vereinigte, und der Stifter der noch jetzt blühenden Linien dieses Hauses wurde. Philipp's vier Söhne, Wilhelm, Georg I., Ludwig und Philipp theilten sich in Hessen, und stifteten die vier Linien zu Cassel, Darmstadt, Marburg und Rheinfels. Die beiden letztern starben mit ihren Stiftern wieder aus, und es blieben nur die beiden Hauptlinien, Cassel und Darmstadt. Der jüngste Sohn Georgs I. zu Darmstadt, Friedrich, wurde der Stifter der noch blühenden Linie von Hessen-Homburg. — Der jetzige Großherzog von Darmstadt ist Ludwig X., geb. den 14ten Juni 1753., succedirte als Landgraf den 4ten April 1790. vermählt mit Luise, Landgräfin von Hessen, am 19ten Februar 1777. Der Erbprinz (Erbgroßherzog) Ludwig, geb. d. 26sten Dec. 1777, vermählt mit Wilhelmine, Prinzessin von Baden, am 19ten Juni 1804. — Durch den Reichsdeputations-Recess vom 25ten Februar 1803 erhielt der damalige Landgraf von Hessen-Darmstadt, zur Entschädigung für die an Frankreich und Baden abgetretenen Länder, das zum ehemaligen Erzstift Köln gehörende Herzogthum Westphalen. Im Juli 1806 trat er dem rheinischen Bunde bei, nahm den Titel eines souverainen Großherzogs von Hessen an, erhielt die Burggrafschaft Friedberg, und die Souverainetät über die Grafschaften Erbach, Königstein, Witgenstein-Berleburg, über Hessen-Homburg und verschiedene andere Herrschaften. Der Großherzog hob die ständische Verfassung und die Steuerfreiheit in seinen Landen auf, führte das napoleonische Gesetzbuch unter gewissen Modificationen ein, und stiftete am 25ten Aug. 1807 den Hessendarmstädtischen Verdienstorden. Er entsagte im Novemör 1813 dem Rheinbunde, und trat den gegen Frankreich alliirten Mächten bei. In Folge verschiedener, im Juni 1816 mit Oesterreich, Preußen, Baiern und Churhessen geschlossenen

Verträge; trat Darmstadt an Preußen das Herzogthum Westphalen und die Oberhoheit über die Grafschaften Witgenstein ab, an Batern und Churhessen aber verschiedene Aemter, Ortschaften und Hoheitsrechte, und erhielt dagegen: die Stadt Maynz mit ihrem Gebiete, und die Cantons Alzey, Worms und Pfeddersheim, nebst der Oberhoheit über die fürstl. und gräfl. Isenburgischen Besizungen, entsagte aber dabei allen Hoheitsrechten über das landgräfliche Haus Hessen-Homburg, und nahm zugleich den Titel Großherzog von Darmstadt und bei Rhein an. Das Großherzogthum besteht dormalen aus den Fürstenthümern Starkenburg, Oberhessen, Burggrafschaft Friedberg, den neu acquirirten Districten, und den Oberhoheitsrechten über verschiedene Graf- und Herrschaften; es enthält ohngefähr 180 Q. Meilen mit 500,000 Einwohnern. Die herrschende Religion ist die lutherische. Die Residenz ist Darmstadt, in der obern Grafschaft Ragnernbogen, am Anfange der berühmten Bergstraße gelegen, zwischen dem Main und Neckar, mit 700 Häusern und 11,400 Einwohnern. In Gießen, einer Stadt an der Lahn, mit 700 Häusern und 5500 Einwohnern, ist eine Universität, gestiftet von Ludwig V. im J. 1607.

Darre. **Darren.** **Darrofen.** Darre nennt man 1) eine Krankheit der Bäume, des Viehes, auch der Menschen (Darrsucht ist so viel als Schwindsucht), vermöge deren ihre Säfte allmählig vertrocknen und ihre Glieder welk und dürr werden; 2) die Operation, welche zur Absicht hat, die fernere Vegetation zu hindern, und die wässrigen und sauren Theile auszutreiben (das Darren, Dörren). Dies geschieht vorzüglich durch Ofen, daher auch 3) der Ofen, auf welchem Garten- und Feldfrüchte auf diese Art gedörret werden; z. B. Flachsdarre, Malzdarre, Obstdarre. In Bergwerken ist der Darrofen eine Maschine, auf welcher die Dörner, welche von den Kienstöcken übrig bleiben, gedörret und das übrige Blei und Silber von ihnen abgesondert wird.

Darstellung überhaupt ist die Handlung, durch welche man etwas Inneres (Gedachtes) mittheilt und zu einem Gegenstand der äußern Anschauung macht, — oder für andere zur Erscheinung bringt. Wenn aber von ästhetischer Darstellung die Rede ist, so hat man darunter zu verstehen, diejenige Behandlung eines ästhetischen Stoffes, wodurch er eine durch sich selbst gefallende Form für die Anschauung erhält. Der ästhetische Stoff des Künstlers ist jederzeit eine ästhetische Idee, die in ihm entsteht, er weiß selbst nicht wie. Aber seine ganze Seele wird dadurch aufgeregt, alle seine geistigen Kräfte werden dadurch in jenes lebendige Spiel versetzt, vermittelt dessen sie mit außerordentlicher Leichtigkeit und ohne Bewußtseyn von Absicht und Regeln eine unendliche Menge analoger Vorstellungen hervorrufen und an einander reihen; kurz, er ist im Zustande der Begeisterung (s. d. Art.), in welcher ihm allein der Gegenstand seiner Begeisterung höchst gegenwärtig erscheint, so, daß alle Gedanken von ihm ausgehen und zu ihm zurücklaufen müssen. Hier unterscheiden wir schon zwei Momente: 1. des Empfangs oder Auffassens des Gegenstandes, durch dessen Vorstellung die Kräfte des Künstlers zu außerordentlicher Thätigkeit anafeuert werden, und 2. die Ausbildung der Vorstellung des Gegenstandes durch Erhöhung, Erweiterung, bildlicher Bergegenwärtigung und Anknüpfung analoger Vorstellungen. In diesen zwei Momenten aber zeigt sich vorzüglich das ästhetische Genie. Was Wunder aber, wenn ihn jetzt eine unaussprechliche Liebe für den Gegenstand seiner Begeisterung ergreift, der noch nicht

wirklich, sondern erst als ein Embryo in ihm vorhanden ist. Hier ist der Punkt, wo der Mensch von bloßem Schönheitsgefühl und der Künstler sich ganz scheiden. Während jener mit seiner Liebe sich rückwärts wendet, wo sie zu Sehnsucht wird nach etwas Unerreichbarem, wendet des Künstlers Liebe sich vorwärts, sie wird Trieb, das, was in ihm lebt, auch außer sich zu verwirklichen. Erfüllt von diesem Gedanken, bringt er nun die regellose Welterschöpfung seiner Imagination vor das kältere Forum der Urtheilskraft, das Gefeglose erhält Geſeg, die Imagination knüpft einen Bund mit Verstand und Vernunft. Dies ist der dritte Moment des richtigen Denkens, Ordnen, Durchschauens, der förmlichen Entfernung des Plans, welchen dann nun ein vierter begleitet, der Moment der Darstellung, wo die ästhetische Idee in die Wirklichkeit tritt, das Gedachte zur Anschauung wird. Alle Darstellung ist demnach Veräußerung des Inneren, sie bringt etwas Inneres zur äußern Anschauung. Der Darstellungstrieb des Künstlers äußert sich aber nicht unbestimmt und wirkt nicht blind. Es ist dem Künstler nicht bloß darum zu thun, daß er darstelle, sondern er will etwas Bestimmtes darstellen, den Gegenstand seiner Begeisterung, welcher ihn in den Zustand eines lebhaft ergreifenden Gefühls versetzt. Von diesem Gegenstande aber will und erwartet er, daß er, wenn er nun in die Wirklichkeit getreten, und ein Gegenstand der Anschauung für Andere geworden ist, den Beschauer in einen gleichen Zustand versetze, was ihm nur unter der Bedingung gelungen ist, wenn das der äußern Anschauung gegebene Nachbild dem Urbild in seiner Seele gleicht. Dies wird ihm aber nur in dem Maße gelingen, als er Talent und Geschick hat in Anwendung der Mittel, durch welche seine Kunst sich ausdrückt; und nur dann schreibt man ihm ein Darstellungsvermögen zu (welches aus mehreren innern Fähigkeiten und äußern Fertigkeiten besteht, vorzüglich aber auf der Phantasie und Urtheilskraft beruht). Alle schöne Kunst ist ein Reden des Geistes zum Geiste durch Mittheilung mittelst des Sinnes; wer sich durch den Sinn nicht mittheilen versteht, kann den Geist nicht aussprechen. Wie wichtig ist deshalb die Darstellung! Durch sie erreicht oder verliert der Künstler seinen Zweck. Man hüte sich aber, sie mit der bloßen mechanischen Behandlung, mit der Ausarbeitung zu verwechseln; die nur das Mittel zur Darstellung ist, in welcher der Geist in allen Punkten das Werk der Technik der Töne des Geistes unterwirft. Ein Sinnlich-Anschaubares soll eine bestimmte Idee des Geistes ausdrücken, und einen dieser Idee gemäßen Gefühlszustand hervorbringen. Dies ist die Forderung. Erwägt man nun diese genau, so findet man, daß Anschaulichkeit und Objectivität, Idealität und Totalität die Bedingungen sind, unter denen dieses allein bewirkt werden kann, und daß die Täuschung in gewissen Künsten die unmittelbare Folge davon ist. Indem Objectivität (Gegenständlichkeit) zur ersten Bedingung aller Darstellung gemacht wird, springt in die Augen, daß es eigentlich nur die bildenden Künste sind, und unter diesen wieder vornehmlich die Plastik, welche darstellen können, d. h. etwas als wirklichen Raum erfüllenden Gegenstand den dafür empfänglichen äußern Sinnen hinstellen, denn diese Künste bringen Gestalten hervor, und Gestalt ist ja von Stellen abgeleitet. Diese sinnlichste Vergegenwärtigung vermag keine von den übrigen Künsten zu erreichen. Gleichwohl sollen und dürfen auch sie der sinnlichen Vergegenwärtigung nicht entbehren, ja neuere Kunsttheo-

riften muthen ihren sogar auch plastische (rein objective) Darstellung zu. Wie wird dies anders möglich seyn, als durch Täuschung? Freilich nicht eine solche Täuschung, daß wir etwas Falsches für wahr oder etwas Wahres für falsch hielten, sondern durch eine solche, wodurch unsere Vorstellungen uns wirkliche Dinge zu seyn scheinen, wodurch wir etwas in uns als etwas außer uns Befindliches betrachten, und Bilder, die wir selbst schaffen, durch die Sinne wahrzunehmen glauben. „Es gibt,“ sagt Klopstock, wirkliche Dinge und Vorstellungen, die wir uns davon machen. Die Vorstellungen von gewissen Dingen können so lebhaft werden, daß diese uns gegenwärtig und beinahe die Dinge selbst zu seyn scheinen. Diese Vorstellungen nenne ich fast wirkliche Dinge. Wer sehr glücklich oder sehr unglücklich, und lebhaft dabei ist, der wird wissen, daß ihm seine Vorstellungen oft zu fast wirklichen Dingen geworden sind. Wie dieser die Gegenstände sich selbst darstellt, so stellt sie der Dichter Andern dar. Der Zweck der Darstellung (besser: die Wirkung) ist Täuschung. Die Darstellung des Dichters ist täuschender, als des zeichnenden Künstlers seine. Der Sinn entscheidet bei der letzten, und diese untersucht das Gesehene, weil er länger daran haftet, genauer, als der Geist das Gedachte, und daher leichter entdecken kann, daß er getäuscht wird.“ Nach der beherzigenswerthen Bemerkung, daß nicht alle Gegenstände darstellbar seyen, spricht Klopstock dann von den Mitteln der Darstellung in der Poesie. Er zählt folgende auf, von denen, der Beschaffenheit oder dem Inhalte gemäß, mehr oder weniger beisammen seyn können. 1. Beigung des Lebens, welches der Gegenstand hat; 2. genau wahrer Ausdruck der Leidenschaft; 3. Einfachheit und Stärke; 4. Zusammenbrängung des Mannichfaltigen; 5. die Wahl kleiner und doch vielbestimmender Umstände; 6. die Stellung der Gedanken, daß jeder da, wo er steht, den tiefsten Eindruck macht; 7. Innerlichkeit oder Heraushebung der eigentlichen innersten Beschaffenheit der Sache; 8. Ernst. Der Dichter hat eine solche Ueberzeugung von der Wahrheit und Wichtigkeit seiner Gegenstände, daß man sieht, er rede vielmehr um ihretwillen, als aus Neigung zu gefallen, und er nimmt herzlichen Antheil an dem, was er sagt. Die weitere Ausführung, — goldene Worte! — lese man bei ihm selbst. (Ueber Sprache und Dichtkunst. Hamb. 1779. S. 243 fgg.) Zum Schluß theilt er noch zwei Bemerkungen mit, die wir, um der Forderungen der Totalität und Idealität willen, noch mittheilen. 1. Auch die beste Darstellung in diesem und jenem Theile eines Gedichts verliert etwas, manchmal nicht wenig, von ihrem Eindrucke, wenn das Ganze nicht durch Wahrscheinlichkeit, Ebenmaß, Absteckendes, gehaltenen Hauptton und Zweck, ein schönes Ganzes ist. Ein solches Ganzes stimmt die Seele für die Wirkungen des dargestellten Einzelnen, und erhält sie in dieser Stimmung. 2. Wenn der Dichter, die Waagschale in der Hand, und mit dem reinen Gefühle des Eindrucks, den er hervorbringen will, von dem Angeführten immer so viel, und dies in so genauen Abstufungen vereint, als der jedesmaligen Beschaffenheit der Gegenstände gemäß ist, so erhebt er seine Darstellung bis zum Vollendeten.“ Wer diese Auseinandersetzung des großen Künstlers und Kenners gehörig erwägt, dem wird es leicht seyn, den Grund zu finden, warum man in der Poesie gewisse Arten vorzugsweise die darstellenden nenne. Unter den darstellbaren Gegenständen behaupten die den ersten Rang, welche viel Handlung in sich begreifen; aber Handlungen lassen sich auch ganz eigentlich darstel-

len. Daher die Dichtungsarten, welche Handlungen oder Ereignisse zum Gegenstand haben, darstellende heißen. (S. Poesie.) Die noch speciellere Anwendung auf die Kunst des Schauspielers ergibt sich nun von selbst; der Schauspieler hat darstellende Poesie, und zwar die Hälfte, wiewfern er Mimiker ist, in der Form der bildenden Kunst zu verstandlichen. Die handelnde Person, die er aus dem Drama des Dichters repräsentirt, soll er nicht bloß vorstellen, d. h. er soll nicht bloß einen Schein haben, als ob er jene Person sey, sondern soll sie darstellen, d. h. er soll jenen Schein bis zur Täuschung erheben, als sehe man wirklich jene Person. Die meisten Schauspieler sagen daher sehr richtig, daß sie Vorstellungen, und nicht, daß sie Darstellungen geben. S. Menschen-darstellung. dd.

Daru (Pierre Graf), als Schriftsteller und Dichter durch eine schätzbare freie franz. Uebersetzung des Horaz bekannt, betrat früh die militärische Laufbahn, ward zum Kriegscommissär ernannt, wohnte in dieser Eigenschaft mehreren Feldzügen bei, und wurde in dem Feldzuge in der Schweiz 1799 Oberkriegscommissär. Nach dem 18ten Brumaire ernannte ihn der erste Consul zum Divisionschef, hierauf zum Generalsecretär des Kriegsministers und zum Mitgliede des Tribunats. 1805 ward er Generalcommissär der großen Armee, und während die Franzosen Wien besetzt hielten, General-Intendant von Ober- und Nieder-Oesterreich. Im Feldzuge gegen die Preußen erhielt er wieder die Stelle eines General-Intendanten; so wie auch 1809 bei dem neuen Kriege mit Oesterreich. Er zeichnete sich in diesem wichtigen Posten durch die eifernste Consequenz aus. Sein „Wort,“ „man glaubt gar nicht, was ein Land alles aushalten kann“ wird und muß in Preußen in ewigem Andenken bleiben. 1811, nachdem Maret-Bassano an die Stelle von Champagny-Sadore als Minister der auswärtigen Angelegenheiten getreten war, wurde Daru zum Minister-Staatssecretär ernannt. Als solcher begleitete er Napoleon seit 1812 auch nach Rußland, wo ihn tausende von Bermüthungen über die elende Verpflegung trafen, die man ihm zuschrieb. Nach Napoleons erstem Sturz ging er zu den Bourbons über, die er auch nach Bonaparte's Zurückkehr von Elba nicht verließ.

Darwin (Erasmus), ein berühmter englischer Arzt, Naturforscher und didactischer Dichter, war 1732 zu Elston bei Newark in der Grafschaft Nottingham geboren, und lebte zuletzt in Derby, wo er den 10ten April 1802 plötzlich starb. Er ist der Verfasser folgender Werke: 1. Zoonomie, oder Geseze des organischen Lebens, welche Brandis (1795—99) ins Deutsche übersezt hat. 2. Phytologia, or the philosophy of agriculture and gardening, with the theory of draining morasses and with an improved construction of the drillplough. Dieses Werk kann als Seitenstück zu seiner Zoonomie angesehen werden; es ist von Hebenstreit zu Leipzig ins Deutsche übersezt worden. Ferner hat Darwin Linnés Systema vegetabilium ins Englische übersezt. Auch schreibt man ihm ein Buch über die Erziehung der Töchter zu, unter dem Titel: A plan for female education in boardingschools. London 1797 in 4. In diesem Werke findet man wahrhaft philosophische Ideen über die Erziehung des weiblichen Geschlechts, die in England zum Theil sehr vernachlässigt wird. 3. Der botanische Garten oder die Liebe der Pflanzen. (The botanic garden etc. Lond. 1738.) Dieses Gedicht ist voll philosophi-

scher Ideen und zeigt eine glühende Einbildungskraft. Das Einea'sche Sexuallsystem dient zur Basis seiner Gemählde. Ovid verwandelte die Menschen in Pflanzen, Darwin hingegen die Pflanzen in schöne Frauen und Männer. Er gibt ihnen unsere Empfindungen, unsere Leidenschaften, unsere Verirrungen; er leiht ihnen selbst menschliche Gestalten und personificirt die Stoffe, welche zu ihrer Ernährung thätig sind. Professor Crome hat kürzlich Abhandlungen und Bemerkungen über verschiedene naturwissenschaftliche Gegenstände aus Darwin's botanic garden herausgegeben (Hannover b. Hahn 1810. 1 B.) Hieran schließt sich, seit 1789, 4. the temple of nature, or the origin of Society (der Tempel der Natur), noch kürzlich 1808 von Kraus herausgegeben; beides sehr originelle Lehrgebilde, welche der wahren Naturpoesie zustreben.

Dasymeter (dasymetrum), ein Werkzeug, wodurch man die Dichtigkeit der Luftschichten abmessen kann, von Otto v. Guericke erfunden (daher auch manometrum Guericckianum), von Fouchy und Gerstner verbessert.

Dataria heißt die päpstliche Kanzlei in Rom, in welcher alle Bullen (s. d. Art.) ausgefertigt werden. Sie hat diesen Namen von der gewöhnlichen Unterschrift: datum apud S. Petrum, d. h. im Vatican, erhalten.

Datum, bedeutet den Tag oder überhaupt die Zeit, da eine Sache ausgefertigt und abgesendet worden. Unter den römischen Kaisern bemerkten die, welche die kaiserlichen Befehle in die Provinzen zu überbringen hatten, mit diesem Worte den Tag, da ihnen solche übergeben worden, oder sie dieselben überbracht hatten. Unter den ersten fränkischen Königen, den Merovingern, kam erst der Gebrauch auf, dieses Wort unter die Urkunden zu setzen.

Daubenton, oder D'Aubenton (Jean-Louis-Marie), ein berühmter Naturforscher und Arzt, war den 29sten Mai 1716 zu Montbar geboren, und widmete sich der Medicin. Er ist berühmt wegen seines Antheils an seines Jugendfreundes und Landsmanns Buffons Naturgeschichte der Quadrupeden, welche ihm den mit bewundernswürdiger Genauigkeit, Klarheit und Scharfsinn ausgearbeiteten anatomischen Theil verdankt. Leider versagte er seine Theilnahme in der Folge, da er es für eine Beleidigung ansah, daß Buffon eine Ausgabe seiner Naturgeschichte mit Hingeweglassung des anatomischen Theils veranstaltet hatte. Das Cabinet der Naturgeschichte in Paris, dessen Director er wurde (1745), wurde durch seine und Buffons vereinte Bemühungen zu einer der merkwürdigsten Anstalten der Hauptstadt erhoben. Als Mitglied der Akademie der Wissenschaften, in welche er 1744 trat, bereicherte er die Memoiren dieser Gesellschaft durch eine Menge anatomischer Entdeckungen und durch Untersuchungen über die Thiergattungen und ihre Unterschiede, über die Vererbung der Wollse und die Behandlung der Thierkrankheiten. Die Mineralogie, die Pflanzenkunde und die Oekonomie verdanken ihm vieles Licht. Er machte eine Methode bekannt, die Mineralien zu classificiren. In der Encyclopädie hatte er den naturhistorischen Theil bearbeitet. Außerdem ist er Verfasser einer großen Menge gemeinnütziger Schriften, z. B. Instruction pour les bergers, 3. édit. 1795. 8. (deutsch von A. Wichmann); Mémoire sur les indigestions, n. éd. 1798. 8. u. a. Frei von Buffons fantastischen Hypothesen war er der treueste Beobachter der Natur. Zur Zeit des Terrorismus hatte er ein Certificat seines Bürgersinns nöthig, und wurde seiner Section

als ein Schafhirte vorgestellt, der sich damit beschäftigte, die spanischen Schafe in Frankreich einzuführen. Auch setzte er ruhig seine Studien fort. Mit einer von Natur schwachen Körperconstitution erreichte er durch Mäßigkeit und Heiterkeit ein Alter von 84 Jahren. Er wohnte am 31sten Dec. 1799 zum ersten Male der Sitzung des Senats bei, als ihn ein Schlagfluß traf und er bewußtlos in die Arme seiner Freunde sank.

D'Aubigné (Theodor Agrippa), ein edler, freimüthiger Mann am Hofe Heinrich des IV. und kurze Zeit sein Günstling, geb. 1550 zu St. Maury bei Pond. Er war ein Mann von großer Einsicht. Heinrich IV. erhob ihn daher auch zum Viceadmiral in Poitou und Saintonge. Nach des Königs Tode gab er seine *histoire universelle depuis 1550 jusqu'en 1601* heraus (in einer neuen Ausgabe von la Raiter 1616—1620), welche wegen ihrer Freimüthigkeit und Vertheidigung der Sache der Reformirten 1620 zu Paris durch den Henker verbrannt wurde. Daher ging er nach Genf, wo er mit vielen Ehrenbezeugungen aufgenommen wurde. Er starb 1630. Auch hat man von ihm mehrere Satyren und ein Gedicht (*tragiques*) in 7 Büchern. Genf 1616. 4., worin er den traurigen Zustand der Reformirten in Frankreich schildert. Er hat selbst die Schicksale seines Lebens erzählt in seinem *Mém. de la vie etc.* Amst. 1731.

Daun (Leopold Joseph Maria, Reichsgraf von), einer der verdienstvollsten österreichischen Feldherren, lebte von 1705 bis 1766. Schon sein Großvater und Oheim hatten dem kaiserlichen Hofe als Generalfeldmarschälle gedient; gleichen Ruhm erwarb sich sein Vater, Ulrich Philipp Lorenz Graf von Daun, dessen glänzendste Periode in den spanischen Erbfolgekrieg fällt. Allein Leopold Joseph verbunkelte den Glanz aller seiner Vorfahren. Er errang die ersten Lorbeeren in dem Türkenkriege von 1737 bis 1739 als Generalmajor und trug im österreichischen Erbfolgekriege zur Belagerung Prags, zur Eroberung Baierns und zur Vertreibung der Franzosen bis über den Rhein auf das ausgezeichnetste bei. Sein fluges Benehmen bei einem Zuge über den Rhein und seine Verheirathung mit der Gräfin von Fur, einer Favoritin Marie Theresens, verschafften ihm die Stelle eines Generalfeldzeugmeisters und endlich 1757 den Posten eines Generalfeldmarschalls. In dieser Eigenschaft commandirte er die österreichischen Heere im siebenjährigen Kriege. Er zog dem König von Preußen, welcher Prag belagerte, bis Collin entgegen, und lieferte hier die unvergeßliche Schlacht (1757) den 18ten Juni, wodurch er den König zwang, die Belagerung aufzuheben, und sowohl Böhmen als die österreichischen Staaten überhaupt zu räumen. Das Glück begünstigte ihn jedoch nicht immer: denn ungeachtet er allenthalben mit höchster Klugheit und Vorsicht handelte, so konnte er es doch nicht verhindern, daß er bei Leuthen, Torgau und mehreren Orten empfindliche Niederlagen erlitt. Außer der Schlacht bei Collin ist sein größtes Unternehmen der Ueberfall Friedrichs II. bei Hochkirchen in der Nacht vom 31sten Oct. 1758. Hier würde er das ganze preussische Heer vernichtet haben, wenn nicht der Prinz von Darlach mit seiner Colonne zu spät angekommen wäre. Auch bei Torgau (den 3ten Nov. 1760) würde er den Sieg ersochten haben, wenn nicht durch seine Verwundung und Zietzens Entschlossenheit sich das Glück auf preussische Seite gewendet hätte. Nicht geringere Verdienste erwarb er sich 1759 den 21sten Nov. durch die Gefangenennahme von 11,000 Preußen, die unter Fink's Commando bei Maxen

Cond. Ser. 4te Aufl. III.

gelagert waren. Mit Unrecht hat man Dauns stets zögernde, nur selten eine große Entscheidung wagende Art, Krieg zu führen, getadelt: denn sie hatte weder Unkunde, noch Unentschlossenheit oder gar Feigheit zum Grunde, sondern entsprang aus der richtigsten Beurtheilung seines großen Gegners. Einem Feldherrn wie Friedrich, der ohne einem Höhern zur Rechenschaft verpflichtet zu seyn, die kühnsten Unternehmungen, bei denen sein genialer Geist nur die Möglichkeit eines glücklichen Erfolges erkannte, wagen durfte und mußte; denn diese Kühnheit gewissermaßen abgeköthigt wurde durch die Menge seiner Feinde, denen er nur dadurch widerstehen konnte, daß er sie, ohne bei jedem Einzelnen viel Zeit zu verlieren, schnell nach einander besiegte, konnte der in seinem Wirkungskreise abhängige Daun nicht besser widerstehen, als wenn er sich gleich einem zweiten Fabius Cunctator gegen ihn benahm. Friedrich selbst erkannte sehr wohl, welchen gefährlichen Gegner er an Daun habe. Begründeter ist vielleicht der Tadel, daß Daun nicht immer die erfochtenen Vortheile in ihrem ganzen Umfange zu benutzen und den Feind nach gewonnener Schlacht durch Verfolgung zu vernichten verstand. Die Verbesserung der österreichischen Infanterie wird ihm zugeschrieben. Er verdiente Marien Theresiens Gnade nicht nur durch seinen Kriegsrühm, sondern auch durch seinen rechtschaffnen Charakter.

Dauphin der Titel, welchen der jedesmalige Kronprinz von Frankreich führt. Diese Benennung kommt von der Provinz Dauphiné her, welche der kinderlose Humbert II., Dauphin von Viennois, im Jahr 1349 dem König Philipp von Valois unter der Bedingung abtrat, daß die ältesten Söhne der Könige von Frankreich künftig Dauphins genannt werden sollten. Der Dauphin hatte bloß den Titel, ohne ein Recht auf das Land selbst. Starb der Dauphin, so erbte der älteste seiner Söhne, wenn er aber keinen Sohn hatte, der älteste seiner Brüder, diesen Titel. Hat der König keine Söhne, so ruht der Titel Dauphin, — welches dermalen der Fall ist; denn dem nächsten Prinzen vom Geblüte und vermuthlichen Kronerben, wenn er auch des Königs Bruder wäre, wird er niemals beigelegt. Die Gemahlin des Dauphins hieß Dauphine.

Davenaut (Sir William), ein fruchtbarer englischer Dramatiker, geb. zu Oxford 1605, erhielt nach Ben Jonsons Tode die Stelle eines Hospodanten, gerieth aber durch die politische Revolution in England in höchst wunderbare Schicksale und Lagen. Er gerieth zweimal in die Gefangenschaft der Rebellen. Milton rettete ihm durch seine Vermittlung das Leben. Darauf trat er als Director musikalischer Unterhaltungen und als Schauspieldirector auf. Er versuchte die dramatische Declamation mit Musik zu verbinden, wodurch eine Art von Darstellung, welche sich der Oper annäherte, hervorging, verbesserte die Einrichtung der Bühne und ließ die weiblichen Rollen nicht mehr von Knaben, sondern durch Frauenzimmer darstellen. Seine dramatischen Producte zeichneten sich vor den übrigen seiner Zeit durch Lebhaftigkeit und Correctheit aus. Und ob er gleich selbst nach seinem Tode (1668) durch ein Begräbniß in der Westminsterabtei sehr geehrt wurde, so hat sich doch keines seiner 30 Schauspiele auf dem Theater erhalten. Noch größern Ruhm hoffte er durch sein episches Gedicht Guldibert zu erwerben, (s. über dieses Bouterweck Gesch. der Poes. und Beredsamkeit. 1. Bd. S. 358. vgl. 348 u. ff.) wie man aus einem Briefe an seinen Freund Hobbes erfährt. Dieses

und einige andere Gedichte findet man in Andersens *british poets* Vol. IV. Seine Werke erschienen London 1673. fol.

David, König in Israel, der jüngste Sohn Isai, eines angesehenen Mannes zu Bethlehem vom Stamm Juda, geboren im Jahre der Welt 2899. Er that sich durch seine Klugheit, Weisheit, Muth und Entschlossenheit, so wie durch seine tapfern Thaten, z. B. die Ueberwindung Goliaths, des riesenhaften Philisters u. a. m. hervor, daß Samuel, der Hohepriester, ihn noch bei Lebzeiten Sauls durch die Salbung zum künftigen Könige weihte. Zu Hause besorgte er die Herden seines Vaters, dabei war er in den Wissenschaften damaliger Zeit und selbst in der Tonkunst wohl unterrichtet. Saul, der ihn als seinen Gegner betrachtete, verfolgte ihn, woraus ein bürgerlicher Krieg entstand, der bis zu Sauls Tod (2929), dauerte. Jetzt bestieg David den Thron von Juda; die übrigen Stämme hatten Sauls Sohn, Isboseth, zu ihrem Könige erwählt, nach dessen Ermordung David erst zum Besitze des ganzen Reichs gelangte (in der Mitte des 11ten Jahrhunderts v. Chr.). Seine erste Unternehmung darauf war ein Krieg gegen die Jebusiter, mitten in Palästina. Er eroberte die Burg Zion, machte Jerusalem zur Residenz und die Burg zum ewigen Wohnort des Allerheiligsten. Hierauf erweiterte er sein Reich nach allen Gegenden, unterjochte die Philister, Amalekiter, Edomiter, Moabiter, Ammoniter und besonders die Syrer. Dadurch ward Juda blühender, volkreicher, begüterter. David beförderte aber auch Schiffahrt und Handlung und suchte sein Volk durch Künste, namentlich Baukunst, zu verfeinern. Er erbaute sich zu Jerusalem einen prächtigen Palast und machte den Gottesdienst feierlicher, besonders durch die Anstellung der heiligen Dichter und Sänger. Der prächtige Tempel, zu dessen Baue er Vorkehrungen traf, kam erst unter seinem Nachfolger zu Stande. Er selbst erhob die lyrische Dichtkunst in seinen Psalmen (s. d. Art.) zu dem höchsten Grade der Vortrefflichkeit, den sie unter den Israeliten erreicht hat. Auch verbesserte er das Kriegs-, Justiz- und Finanzwesen ansehnlich. Indes verleiteten ihn seine Ausschweifungen in der Liebe zu manchen Grausamkeiten, die durch seine Reue nicht hinlänglich entschuldigt werden, und die Eifersucht unter den Söhnen der verschiedenen Mütter gab endlich zu Empörungen in seiner eigenen Familie Veranlassung. Sein Sohn Absalon suchte ihn vom Throne zu stürzen und kam in dem darüber entstandenen Kriege um. Durch die Zählung der streitbaren Männer, die David in der Trunkenheit seines Kriegesglücks befahl, konnte die Ruhe eben nicht allgemein hergestellt werden; sie ließ Eroberungspläne fürchten. Auch ließen die Philister den König bald fühlen, wie er dadurch vom Geseß abwich. David übergab noch bei seinem Leben das Israelitische Reich in der Blüthe seiner Cultur und seines Wohlstandes seinem Sohne Salomo, und starb im Jahre der Welt 2969. Ueber ihn vergleiche Handlers krit. Lebensgeschichte Davids, übers. mit Anmerk. von Dibrichs. Bremen 1777 und 80. 2 B. 8. Niemeyers Charakteristik der Bibel IV. B. Heße Biognomie Davids. Jena 1784. 8.

David (Jac. Louis), ein berühmter französischer Maler, geboren zu Paris 1756. Er ging frühzeitig (1774) nach Rom, hielt sich mehrere Jahre daselbst auf und widmete sich vorzüglich dem Heroischen in der Hist.

rienmahlerei. Seine Talente für diese Gattung der Kunst entwickelten sich bald, und die Italiener sahen sich gezwungen, ihm die Achtung zu zollen, die sie sonst dem Ausländer gern versagen. Noch höher aber stieg ihre Bewunderung, als David im Jahr 1784 abermals nach Rom zurückkam, und sein Meisterstück, den Schwur der Horatier, welches ihm Ludwig XVI. nach einer Scene aus den Horatiern des Corneille zu entwerfen aufgetragen hatte, unter ihren Augen vollendete. Kenner und Liebhaber behaupteten im ersten Enthusiasmus, daß dieses Stück unübertrefflich sey, und den Geist eines Rafael athme. Sein Ruhm stieg dadurch in Paris ungemein, und David, der jetzt auch als Portraitmaler Aufsehen zu machen anfang, würde sehr glänzend haben leben können, wenn er nicht unglücklicher Weise bei der Revolution eine Rolle übernommen hätte. Vom Feureifer für dieselbe hingerissen, unternahm er gleich zu Anfang der Revolution (im Jahr 1789) ein sehr großes Gemälde: Brutus, der seine Söhne zum Tode verdammt, welches Viele noch seinen Horatiern und Curiatiern vorzogen. Auch gab er die meisten Ideen zu den zahlreichen Monumenten und republikanischen Festen jener Zeit an. Er wurde 1792 Wähler von Paris, darauf Deputirter beim Nationalconvent und Mitglied des Sicherheitsausschusses; während der Schreckensregierung war er einer der wüthendsten Jacobiner und ganz Robespierre ergeben. Er schlug vor, aus den Trümmern der Königsstatuen auf dem Pontneuf ein Monument zu errichten, welches das Volk als Riesen vorstellte. Im Proceß Ludwig XVI. stimmte er für dessen Tod. Im Januar 1794 präsidirte er selbst im Convent. Nach Robespierre's Sturz war er in großer Gefahr, und nur sein großer Ruf, als erster Maler der französischen Schule, rettete ihn vom Blutgerüst. Zu den Revolutionscenen, welche David durch seinen Pinsel zu verewigen suchte, gehören: die Ermordung von Marat und Pelletier, vorzüglich aber der Schwur im Ballhause und Ludwigs Eintritt in die Nationalversammlung vom 4ten Febr., welches Gemälde er 1790 dem gesetzgebenden Corps verehrte. Im Jahr 1799, nachdem sein Pinsel eine Zeit lang geruhet hatte, stellte er seine Sabiner aus, ließ sie mehrere Jahre gegen einen gewissen Preis sehen und soll sich damit eine ansehnliche Summe erworben haben. Im Jahr 1804 ernannte ihn der Kaiser zu seinem ersten Maler und gab ihm den Auftrag zu vier Gemälden, worunter besonders dasjenige, welches die Ceremonie der Kaiserkrönung Napoleons darstellt, sich auszeichnet. Auch gehören zu seinen neuesten und berühmtesten Werken mehrere Abbildungen des Kaisers, besonders wie er als Consul auf dem Bernhardsberge zu Pferde den Truppen die Bahn zum Ruhme vorzeichnete. Die Urtheile über diesen unter der vorigen französischen Regierung zum Ritter, Mitgliede der Ehrenlegion und des Nationalinstituts, so wie vieler auswärtigen Kunstakademien erhobenen Künstler sind sehr verschieden. Siehe Fernow's Sitten- und Culturgemälde von Rom, Göthe's Winkelmann und sein Jahrhundert, und Reichharts vertraute Briefe. Nur dies sey hier noch bemerkt, daß er in Moreau einen trefflichen Künstler gefunden, der die besten seiner Werke ganz in seinem Sinne durch den Grabstichel verewigte. Nach Ludwigs XVIII. zweiter Restauration in das Decret welches alle Regiciden (Königsmörder) aus Frankreich verbannt, hat er sich in Brüssel niedergelassen, auch ist

er bei der neuen Organisation des Instituts im April 1816 davon ausgeschlossen worden.

Davila (Arrigo Caterino), ein berühmter italienischer Staatsmann und Geschichtschreiber der Italiener, der Sohn eines Egypters von angesehener Familie, geb. 1576, kam durch seinen Vater, der nach Eroberung der Insel durch die Türken 1571, nach Venedig flüchtete, in seiner Kindheit in Verbindung mit dem französischen Hofe, wurde hier Page, trat dann in französische Militärdienste und zeichnete sich rühmlich aus, kehrte aber auf Verlangen seines Vaters 1599 nach Italien zurück, nahm venezianische Dienste, stieg von einer Stufe zur andern und bekleidete endlich die Stelle eines Gouverneurs in Dalmatien, Friaul und auf der Insel Candia, und galt in Venedig für den ersten Mann nach dem Dogen. Er wurde auf einer Reise auf Veranlassung eines unbedeutenden Streites meuchelmörderisch erschossen (1631). Am meisten ist er berühmt durch seine merkwürdige Geschichte der bürgerlichen Kriege in Frankreich, von 1559—1598 (*Storia della guerre civili di Francia*. Ven. 1600 und mehrmals auch in mehrere Sprachen übersetzt), welche durch Vergleichung auch für die neuesten Zeiten Interesse hat, und neben Guicciardini's und Machiavelli's Werken einen Platz behauptet.

Davis (John), **Davisstraße**. Den erstern Namen führt 1) ein berühmter englischer Seefahrer, welcher auf seinen Reisen in dem nördlichen Amerika 1585 die nach ihm benannte Meerenge (Davisstraße) zwischen Grönland und dem nördlichen Amerika entdeckte; 2) führt diesen Namen ein geschickter englischer Kritiker und Philolog, durch mehrere Ausgaben der Alten z. B. des Cicero bekannt; st. nach 1745.

Davoust, sonst Herzog von Auerstädt und Fürst von Schmühl genannt, franz. Marschall, geboren den 10ten März 1770 zu Annou im ehemaligen Burgund, aus einer angesehnen Familie, studirte zu gleicher Zeit mit Bonaparte auf der Militärschule zu Brienne. Im Jahr 1785 war er Unter-Lieutenant im Cavallerieregimente Royal Champagne, 1790 wurde er zum Chef des dritten Volontair-Bataillons der Yonne ernannt. Er zeichnete sich unter Dumouriez in den Schlachten von Gemappe und Neerwinden durch kühne Tapferkeit aus. Als Dumouriez nach der Schlacht von Neerwinden mit Coburg unterhandelte, entwarf Davoust das kühne Unternehmen, sich Dumouriez, in der Mitte seiner Armee, zu bemächtigen, und es fehlte wenig, daß er es ausführte. Dieser Zug machte damals Aufsehen und erwarb ihm die Gunst der damaligen Machthaber. Im Juni 1793 wurde er zum General ernannt, aber durch das Decret, das alle ehemaligen Adelligen außer Thätigkeit setzte, genöthigt, seine Entlassung zu nehmen. Der neunte Thermidor rief ihn wieder zu den Fahnen und er wurde zuerst wieder in der Moselarmee bei der Belagerung von Luxemburg gebraucht. Er diente dann unter Pichegru bei der Rheinarmee, wurde in Mannheim gefangen, aber bald wieder ausgewechselt, und befand sich bei dem berühmten Rheinübergange im Jahr 1797, bei welchem er sich durch kluge Anführung ebenso wohl, als durch persönliche Tapferkeit auszeichnete. Bei der Eröffnung der italienischen Feldzüge unter Bonaparte fesselte ihn sein Enthusiasmus bald an diesen mit unauflöslchen Banden, und er war einer seiner treuesten Waffengefährten. Er begleitete ihn nach Egypten, zeichnete sich auch hier durch Muth und Kühnheit aus (er war es, der nach der Affaire von Abukir das Dorf selbst angriff und

eroberte), und schiffte sich nach der Convention von El-Briss mit Desaix in Alexandrien ein, um nach Frankreich zurückzukehren. Sie erblickten schon die hiesigen Inseln, als sie von einer englischen Fregatte aufgebracht und nach Livorno zum Admiral Keith geführt wurden. Dieser, der wegen jener Convention noch ohne Instruction von seinem Hofe war, behandelte sie als Kriegsgefangene, und erst nach einem Monate erhielten sie ihre Freiheit und Erlaubniß zur Reise nach Toulon. Bonaparte erfuhr seine Ankunft mit großer Theilnahme, ernannte ihn zum Divisions-General, und übertrug ihm das Commando der Cavallerie der italienischen Armee. Zur Belohnung der Dienste, die er namentlich in der Schlacht von Marengo leistete, ernannte ihn Napoleon zum Chef der Grenadiere der consularischen Garden, die sich in dieser Schlacht mit Ruhm bedeckt und den Namen der Granit-Säulen erworben hatten. Alle diese Auszeichnungen verloren sich jedoch für das größere Publikum unter der Menge ihres Gleichen während des Revolutionskrieges, und als er nach der Thronbesteigung Napoleons (1804 zum Reichsmarschall und Großkreuz der Ehrenlegion, auch Oberstgeneral der kaisertl. Grenadiergarde ernannt ward, gehörte er, so wie einige Andere, als Mortier, Bessieres, Soult, zu denen, die diese Würde nicht sowohl ihrem vorherigen Range in der Armee, als der Gunst des Kaisers und ihrer unverbrüchlichen Anhänglichkeit an seine Person zu verdanken hatten. Das Glück gab ihm Gelegenheit, sich in dem Feldzuge von 1805, namentlich bei der Schlacht von Austerlitz, wo er den rechten französischen Flügel commandirte, auszuzeichnen. Nach dem preussischen Frieden blieb er mit seinem Corps in Deutschland stehen. Der im October 1806 ausgebrochene Krieg versetzte dasselbe schnell nach Sachsen und auf das in der Geschichte unvergeßliche Schlachtfeld bei Auerstädt, auf welchem er ebenfalls mit dem rechten Flügel der französischen Armee eine isolirte Stellung behauptete, wodurch er so viel zur Entscheidung dieses Tages beitrug. Da er die fast ganz getrennte Schlacht von Auerstädt durch seine geschickten Dispositionen allein gewann, und sich in dem Fortgange des Krieges in dem ungetrübten Beifalle des Kaisers Napoleon erhielt, ernannte ihn dieser nach dem Frieden von Tilsit zum Herzog von Auerstädt. Er blieb in Warschau, ging dann nach Breslau und ward, da die große Armee aufgelöst wurde, zum Oberbefehlshaber der sogenannten Rheinarmee erhoben. Bei dem Wiederausbruche des Krieges mit Oesterreich 1809 schloß er sich mit seinem Corps an Napoleon an. Sein March durch die Oberpfalz an die Donau und die Tage von Regensburg waren eine sehr gefährliche Aufgabe. Er hatte wesentlichen Antheil an dem Siege bei Eckmühl. An der Schlacht von Aspern konnte nur eine seiner 4 Divisionen Antheil nehmen, deren General, St. Hilaire, mit dem größten Theile seiner Truppen an dem linken Donauufer umkam. In der Schlacht von Wagram commandirte er wieder den rechten Flügel, dessen Bewegungen hauptsächlich den Rückzug der Oesterreicher bewirkten. Nach dem Frieden erhob ihn Napoleon zum Fürsten von Eckmühl und nach Vereinigung der Hansestädte mit Frankreich, zum General-Gouverneur der drei hanseatischen Departements. Weniger ausgezeichnet war die Rolle, die er im Feldzuge 1812 und 1813 spielte. Aber in Schwedisch-Pommern, welches er am Anfange des Feldzugs besetzte, in Sachsen, wo er die Sprengung der schönen Elbbrücke veranstaltete, in Hamburg, wohin er nachher mit einem großen Corps vordrang, und

so er sich eine lange Zeit von allen Seiten eingeschlossen befand, nachdem er vorher mehrere fruchtlose Bewegungen nach allen Seiten gemacht: ja in ganz Deutschland wird sein Name unvergessen sein. Er ist nach der endlichen Uebergabe Hamburgs trotz der Mémoires, durch welche er sein Verfahren zu vertheidigen gesucht hat, von dem Könige Ludwig XVIII. nicht wieder angestellt worden und zurückgezogen auf seinem Landgute. Nach der Rückkehr Napoleon's nach Paris (im März 1815) wurde er von diesem zum Kriegsminister ernannt. Als die Allirten nach dem Siege bei Waterloo gegen Paris vorrückten, schloß Davoust, als Commandant en Chef der französischen Armee, am 3ten Juli eine Militär-Convention ab, nach welcher er die französische Armee hinter die Loire führte. Er unterwarf sich bald dem Könige Ludwig XVIII., forderte durch eine Proclamation auch die Armee dazu auf, und überließ alsdann das Commando dieser Armee, die noch aus 45,000 Mann bestand, dem Marschall MacDonald. Nach einigem Aufenthalte in Paris, aus welchem er zuletzt, mit dem Verluste seines Gehalts, verwiesen wurde, zog Davoust sich auf sein Landgut Sevigny zurück, verkaufte aber nachher alle seine Besitzungen, und ließ sich mit seiner Familie in Louviers, in der Normandie, nieder.

Davy (Sir Humphry), einer der berühmtesten jetzt lebenden Chemiker, Professor der Chemie an der „Royal Institution“ in London bis zum Jahr 1813, von wo an er für sich allein seiner Wissenschaft lebte, ist 1775 in Poughkeepsie geboren. Er wurde bei einem Landchirurgen, der zugleich eine Apotheke hatte, als Lehrling angestellt, und hier von dem bekannten D. Beddoes bemerkt. Er kam nun nach Bristol. Seine eminenten Talente entwickelten sich hier schnell, und er hielt in Bristol einen Coursus von Vorlesungen über Chemie, die außerordentliche Aufmerksamkeit und auch die der Directoren jener Royal Institution in London erregten, wohin er jetzt gezogen wurde. Hier konnte er nun chemische Versuche höherer Art und Bedeutung vornehmen, durch die er denn auch der ganzen gelehrten Welt als einer der größten und scharfsinnigsten Chemiker bekannt wurde. Auch seine Vorlesungen hatten den größten Zulauf. Das Einzelne seiner chemischen Entdeckungen und Bereicherungen der Wissenschaft gehört nicht hieher. Die mehresten seiner Schriften sind ins Deutsche übersetzt. 1813 ging er nach Paris, wo er einige Jahre zu verweilen gedachte.

Dazincourt (Joseph Jean Baptiste), geb. den 11ten Dec. 1747 zu Marseille, einer der ausgezeichnetsten französischen Schauspieler neuerer Zeit. Er wurde anfangs zum Handelsgeschäft bestimmt, verließ es aber bald, um einen Posten bei dem Marschall Richelieu anzunehmen, der ihn mit Arbeiten in seinem Cabinet, seiner Bibliothek und der Ausarbeitung der Memoiren seines Lebens beschäftigte. Hier entwickelte er auf einem Liebhabertheater seine Liebe und sein Talent für Schauspielkunst, und trat bald zu einer Schauspielergesellschaft, wo er besonders komische Liebhaberrollen mit außerordentlichem Beifall spielte. Sein eigentlicher Name war Albouis; aber in dieser Epoche seines Lebens nannte er sich Dazincourt. Er ging nun nach Brüssel, wo er engagirt wurde. Durch den Fürsten von Saxe, dessen vorzüglichste Gunst er genoß, kam er von hier nach Paris, und erwarb sich ausgezeichneten Beifall. 1785 wurde Dazincourt von Marie Antoinette nach Trianon berufen, um ein Gesellschaftstheater zu organisiren, wobei sie selbst die Soubrettenrollen übernahm.

Er gab der Königin Unterricht und erhielt reiche Geschenke. Eben sollte er vom Könige eine Pension erhalten, als die Revolution sein Glück zertrümmerte, und ihn selbst elf Monate lang nebst allen Gliedern des französischen Theaters der Freiheit beraubte. Der neunte Thermidor rettete sie vom Schaffot. Auch gelang es seinem unermüdeten Streben, daß 1799 die Gesellschaft des französischen Theaters neu organisirt wurde. Im J. 1807 wurde er zum Professor der Declamation am Conservatorium und dann vom Kaiser zum Director der Hofschauspiele ernannt. Als solcher war er auch bei dem berühmten Kaiser-Congresse in Erfurt. Doch bekleidete er diesen Posten nicht lange, denn am 18ten März 1809 entriß ihn der Tod dem Theater und seinen Freunden in einem Alter von 62 Jahren. Dazincourt spielte alle Rollen gut; seine Sprache war rein, sein Vortrag natürlich, sein Spiel fein und ungezwungen. Beaumarchais übertrug ihm bei der Darstellung des Figaro diese Rolle, welche vorzüglich seinen Ruhm gründete; ihm und der Contat, welche die Suzanne ebenso meisterhaft spielte, war der außerordentliche Beifall zum Theil zuzuschreiben, den dieses in seiner Art vortreffliche Intriguenstück bei seiner Erscheinung erhielt.

Débandade (à la), heißt in der Kriegssprache, in zerstreuten Haufen, einzeln, nicht in geschlossenen Reihen fechten, in zerstreuter Ordnung den Feind angreifen. Angriffe en débandade sind daher alle diejenigen, welche durch Tirailleurs, Jäger, Schützen u. s. w. bienenschwarmartig, aber doch mit Einheit und Ordnung, gegen den Feind vorgenommen werden. Eine Flucht en débandade aber bedeutet einen verwirrten Rückzug, bei welchem alles unordentlich durch einander geht.

Debatte, Debatten (Wortwechsel oder Streit, besonders über einen politischen Gegenstand), werden im englischen Parlamente die Reden genannt, welche für und wider einen Antrag gehalten werden.

Debûre (Guillaume François), ein berühmter pariser Buchhändler durch seine ausgebreitete Kenntniß der Literatur, und namentlich älterer und seltener Werke, die er in mehreren bibliographischen Werken, besonders in seiner Bibliographie instructive, ou Traité de la connoissance des livres rares et singuliers (Paris 1763 — 82, 10 Vol. gr. 8.) an den Tag legte, ausgezeichnet; geb. 1731; gest. 1782. — Seine Söhne, welche in der Buchhändlerwelt als Debûre Frères rühmlichst bekannt sind, sind ebenfalls große Bibliographen, wie sie noch (1817) durch die Herausgabe des Catalogs über die reiche und treffliche Bibliothek des Grafen Mac-Carthy-Neagh dargezhan haben.

Deca — de. — di. — disches System. — gramm. — litre. — metre. — re. Von dem griechischen Worte Deka, Dekas ist gebildet das Wort Decade, und bezeichnet die Zahl Zehn, den Zehner, auch was zehn Theile hat. So wurde daher auch der dritte Theil des Monats (der aus 30 Tagen bestand) in dem neuen republ. Calendar der Franzosen genannt. Eine solche Decade — oder 10 Tage — bildete eine Woche; denn der Sonntag war abgeschafft, statt dessen trat der Decadi, der Zehnte, als ein Ruhetag ein. — Daher Decadentage. C. Calendar. — Daher auch das decadische System oder das bei uns gebräuchliche Zahlensystem, welches sich der zehn einfachen Zeichen bedient, und höhere Zahlengrößen durch die Stelle bezeichnet (s. d. Art. Zahlensystem). In dem franzö-

ſchen Maßſystem (ſ. franzöſiſches Decimalsystem) bedient man ſich des griechiſchen Worts *Deka* zu vergrößern den Beſtimmungen z. B. *Decagramm*, ein Gewicht von 10 Grammen (2½ Quent.) — *Decalitre* ein Maß von 10 Litre, *Decametre*, ein Maß von 10 Metres, 30 pariſer Fuß, 9 Zoll 6½ Linien haltend, eine ehemalige Ruthe. — *Decare*, ein Maß von zehn Aren, ungefähr 20 Quadratruthen.

Decagon (*decagonum*). Eine Figur von 10 Ecken und Winkeln (Zehneck) in der Geometrie.

Decan (*decanus*), **Dechant**, **Dehent**, ein Titel, welchen ſonſt mehrere Beamten geführt haben, welchen in ihrem Wirkungskreiſe etliche Perſonen — (vorzüglich 10, der Etymologie nach) untergeben ſind, — ſo in dem longobardiſchen Rechte eine Unterobrigkeit, deren Diſtrict eine *Decanie* genannt wurde. In den geiſtlichen Collegien und auf den Univerſitäten iſt der Titel des Decans noch üblich. Namentlich bezeichnet das Decanat die Würde eines Obern im Collegio der Cardinäle, in dem Collegio der Chorherren und Geiſtlichen in den Stiftern und Collegiatkirchen, (wo der Dechant entweder der erſte oder dem Probiſt untergeordnet iſt) — daher *Domsdechant*. Auf den Univerſitäten ſind *Decane* die Directoren der vier Facultäten, deren Würde und Amt größtentheils unter den Mitgliedern oder Beſitzern derſelben abwechſelt. — Daher auch die *Decanei* (*Decanei*), — d. i. die Güter und Gebäude zum Unterhalte eines (geiſtlichen) Dechanten, auch ſein Kirchſprengel, oft nur ſeine Wohnung.

Dechiffirkunst, inbeſondere die Kunſt, den Inhalt einer geheimen, mit willkürlich verabredeten Zeichen (oft Ziffern, wovon ſich der Name *Dechiffirkunst* herſchreibt) geſchriebene Schrift zu entziffern. Da dieſe Kunſt nicht bloß Stoff der Converſation iſt, ſondern auch im geſellſchaftlichen Leben Anwendung finden kann, ſo wollen wir unſere Leſer mit den Grundſätzen derſelben bekannt machen. Bei allen Dingen muß man die Vocale oder Selbſtlauter auffuchen. Dieſes geſchieht auf folgende Art: 1. Man zieht alle zweibuchſtabige Worte aus der geheimen Schrift heraus und ſchreibt ſie vor ſich hin. Hernach ſucht man auch die Worte, welche am Ende der Zeile und am Anfange der andern Zeile alſo getheilt ſind, daß am Ende der Zeile nur die zwei erſten Buchſtaben des Wortes ſtehen; denn einer davon muß nothwendig ein Vocal ſeyn. Hierauf nimmt man die fünf Buchſtaben heraus, welche am meiſten vorkommen. 2. Man prüfe dieſe fünf Vocale, und verſuche, ob auch in jedem Worte der geheimen Schrift einer oder der andere vorkomme. Findet ſich ein Wort, in welchem keiner davon anzutreffen iſt, ſo hat man die rechten Vocale noch nicht gefunden. Man muß zuſehen, welcher von den Buchſtaben deſſelbigen Wortes (in welchem man keinen der anfangs für Vocale gehaltenen Buchſtaben gefunden) unter den angemerkten einſylbigen Wörtern am meiſten vorkommt. Dieſen ſchreibt man zu den vermuthlichen Vocalen, und nimmt an deſſen Statt einen davon weg, der unter gedachten zweibuchſtabigen Wörtern am ſeltenſten vorkommt. Dieſe Unterſuchung muß man durch die ganze Schrift durchführen; und hat man endlich die Vocale gefunden, ſo muß man 3. dieſelben unterſcheiden. (Weil der Vocal *E* im Deutiſchen der gemeinſte iſt, ſo ſieht man zu, welcher Buchſtabe ſich in der geheimen Schrift am meiſten ſehen läßt, wenn man vermuthen kann, daß dieſelbe deutiſch iſt; dieſer iſt gewiß *E*. 4. Die Buchſtaben *A, C, P, S, M, W, M, L, T* werden im

Deutschen durch die kurzen Wörter an, auch, das, wie, ihm, will, auf, die Buchstaben I, N, U, O, durch die Wörter ein, um, und ausgeforscht. Im übrigen müssen in der deutschen Sprache noch folgende Eigenschaften der Buchstaben in Acht genommen werden: A allein wird im Anfange eines Wortes doppelt gefunden. B steht nie im Anfange eines zweibuchstabigen Wortes, und kommt mitten im Worte nicht doppelt vor. C kommt in keinem Worte von zwei Buchstaben vor, steht in keinem deutschen Worte drei Mal, folgt niemals auf einen doppelten Buchstaben, ausgenommen in dem Worte Isaac, und steht nicht zu Ende eines Wortes, außer in einigen Kennwörtern. D kommt nie drei Mal in einem Worte vor, geht nicht vor einem Doppelbuchstaben her, und steht in keinem Worte von zwei Buchstaben hinten an, außer in dem Worte öd. E steht nie zu Ende eines Wortes von zwei Buchstaben, als in dem Worte je, wird niemals im Anfange, auch nicht zwischen einerlei Buchstaben, doppelt gefunden. F geht vor keinem doppelten her. G ist in keinem Worte von zwei Buchstaben. H ist ebenfalls in keinem Worte von zwei Buchstaben anzutreffen, außer in dem Ausrufe Ha. I steht in keinem Worte doppelt, in keinem Worte am Ende. K wird in keinem Worte verdoppelt, ist niemals der zweite Buchstabe eines Wortes, und in keinem Worte von zwei Buchstaben zu finden; endlich zwischen zwei K steht nur immer ein Buchstabe. L findet sich in keinem zweibuchstabigen Worte; zwischen zwei L steht ferner kein doppelter Buchstabe. M fängt kein Wort mit zwei Buchstaben an, steht in keinem dreibuchstabigen Worte in der Mitte, außer in dem antiken umb, kommt in keinem einfachen Worte zweif Mal vor, es stehe denn doppelt beisammen (außer in dem Worte Amsterdam), kann nicht zu Ende eines Wortes stehen, in welchem der andere und dritte Buchstabe vom Ende einerlei ist; zwischen zwei M kann kein doppelter Buchstabe vorkommen. N kann in keinem Worte, in welchem der andere oder dritte Buchstabe einerlei sind, der Anfangsbuchstabe seyn; geht vor keinem doppelten Buchstaben, außer vor dem F vorher, ausgenommen in dem Worte Schnee; zwischen zwei N läßt sich kein doppelter Buchstabe sehen, außer in dem Worte Canaan. Wenn ein Buchstabe allein steht, so kann es kein anderer als O seyn; er steht in keinem zweibuchstabigen Worte voran, außer in ob, und befindet sich in keinem Worte doppelt, außer in Moos und Schoos. P steht in keinem Worte von drei Buchstaben, außer in dem Worte Par, geht vor keinem doppelten Buchstaben vorher, außer vor dem ff. Q kommt in keinem deutschen Worte drei Mal vor, steht zwischen einerlei Buchstaben, außer in Leopold und Papagei, und ist nicht am Ende zu finden, außer in Knapp, Philipp und Ysop. R nach demselben folgt allemal U, es kommt niemals doppelt vor, steht nie zwischen einerlei Buchstaben, geht vor keinem doppelten Buchstaben her, und folgt auf keinen, außer in Brunnquell, ist endlich in keinem Worte der andere vom Anfange, auch nicht der letzte oder der andere und dritte vom Ende. S fängt kein Wort von zwei Buchstaben an, steht nicht im Anfange, wenn der andere und dritte Buchstabe einerlei ist, ausgenommen in Raab; geht ferner vor keinem doppelten Buchstaben, außer vor dem F vorher, es sey denn in den Wörtern Raab, Burggraf, Berggrün. T steht in keinem Worte von zwei Buchstaben voran, außer in so. U fängt kein Wort von zwei oder drei Buchstaben an, außer Tag, Ton und

Dob, geht vor keinem doppelten Buchstaben vorher, und ist in keinem zweibuchstabigen Worte der letzte Buchstabe. **U** steht nie im Anfange, wenn der andere und dritte Buchstabe einerlei sind, außer in dem Worte *unnützig*, und wird in keinem Worte verdoppelt, außer in *zu* vor, *Zuversicht*, *Genugthuung*. **W** kommt in keinem zweibuchstabigen Worte vor, außer in *wo*, steht in keinem Worte von drei Buchstaben in der Mitte, außer in *zwo*, und geht vor keinem doppelten Buchstaben her, außer in *Waage* und *zween*. **X** steht in keinem Worte von zwei Buchstaben, und kommt außer in einigen Kennwörtern, nie zu Anfange eines Wortes vor. **Y** fängt fast kein Wort an, steht auch in keinem zwei- oder dreisylbigen Worte voran. **Z** kommt in keinem zweibuchstabigen Worte vor, als in *zu*, ist in keinem Worte der andere Buchstabe, außer in *Gezart*, und kommt in keinem Worte drei Mal vor. *dd.*

Deci—are. — **gramme.** — **litre.** — **metre.** Die Franzosen bedienen sich des lateinischen Zahlworts in Zusammensetzungen zur Bezeichnung der Theile eines großen Maßes, z. B. *Deciare* der zehnte Theil eines Are; — *Decigramme* der zehnte Theil eines Gramme (beinahe zwei Gran schwer); — *Decilitre*, der zehnte Theil eines Litre (etwa $\frac{1}{10}$ Schoppen); — *Decimetre*, der zehnte Theil eines Metre (etwa $44\frac{1}{2}$ Linien, ein halber Fuß) — s. *franz. Decimalrechnung*.

Decimalrechnung ist eine Rechnungsart, in der man keine andere Brüche braucht, als zehntheilige, hunderttheilige, tausendtheilige u. s. w., die man daher *Decimalbrüche* nennt. *Johannes Regiomontanus* bediente sich ihrer zuerst in seinen Sinustabellen. Sie gewährt unendliche Vortheile und Erleichterungen. Da vermöge unserer Art, die Zahlen zu schreiben, die Stelle den Werth der Ziffern bestimmt, so daß jedesmal die Ziffer zur Linken zehn Mal mehr gilt, als die nächste zur Rechten und umgekehrt; so gibt bei den *Decimalbrüchen*, die eine Fortsetzung des *Decimalsystems* sind, ebenfalls die bloße Stelle des Zählers den Werth oder den Nenner des Bruchs an, so daß man denselben nicht hinzuzusetzen braucht; man bezeichnet nur den Anfang der Brüche mit einem Comma, z. B. 536 heißt 5 Ganze 3 Zehntel 6 Hundertel oder 36 Hundertel, 5,009 heißt 5 Ganze und 9 Tausendtel u. s. w.

Decime. **Decimole.** *Decime* ist 1. eine franz. Münze, ein Zehnthel eines Franken, 2 *Sous* nach alter Münze; 2. in der *Musik* der zehnte Ton (eigentlich der neunte — aber der Ton, von welchem man ausgeht, pflegt in der *Musik* mitgezählt zu werden) von einem beliebigen Grundton ausgerechnet, oder das Intervall, welches neun auf einander folgende Stufen und folgende zehn Töne umfaßt, wenn man die beiden äußersten Töne, welche das Intervall anfangen und schließen, mitrechnet. *Within* ist die *Decime*, die *Terz* der *Octave* — oder die *Octave* der *Terz* eines gewissen Grundtons — und kann auch so verschieden gebraucht werden. — *Decimole* ist in der *Musik* eine Figur von 10 Noten, welche 8 von gleichem Werth gilt.

Decimiren. **Decimation.** *Decimiren* heißt 1. den Zehnten (den *Decem*) d. i. eine Abgabe in Geld und Naturalien erheben. Diese Erhebung oder Entrichtung *Decimation*. Aber im Kriegswesen bedeutet die *Decimation* die Aushebung des zehnten Mannes eines Corps (oder gewöhnlicher Regiments) durchs Loos, um ihn hingerichten zu lassen. Dieses geschieht zur Bestrafung einer Mannschaft,

welche ein Verbrechen gegen den Staat begangen, z. B. revoltirt hat. Schon früh kommt diese Strafe bei den Römern vor.

Decision. **Decisiv.** **Decisum.** **Decision** (von *decidire*, entscheiden, bestimmen, entschließen — daher *decidirt* bestimmt, entschlossen, und *decidirend* bestimmend, auch absprechend und **Decisiv:** Stimme [*Votum decisivum*] d. i. die bei einer Berathschlagung den Ausschlag gibt), eine Entscheidung, besonders eine Entscheidung zweifelhafter und streitiger Rechtsfälle durch die Gesetze (so heißen daher z. B. in Sachsen gewisse Gesetze dieser Art — die **Decisionen** von 1661 und die neuen **Decisionen**; da hingegen **Decisum** eine Entscheidung durch den Richter, vor welchem eine Rechtsache anhängig ist (richterlicher Bescheid).

Decius I. Mns (*Publius*), ein edler Römer, der sich als Consul mit *Manlius Torquatus* im Jahr 340 v. Chr. Geb. in einer Schlacht gegen die Lateiner freiwillig dem Tode weihte; welchem Beispiele später auch sein Sohn und sein Enkel folgten. Dergleichen Weihungen (*devotiones*) waren zu jener Zeit, wo Vaterlandsliebe und Frömmigkeit die Herzen begeisterten, nicht ungewöhnlich und geschahen mit großer Feierlichkeit, indem der sich selbst Opfernbe nach Vollendung gewisser religiöser Gebräuche im schönsten Waffenschmuck sich unter die Feinde stürzte, um den Seinigen zu zeigen, wie ein Tapferer für sein Vaterland sterben müsse. **Decius II.** (*Messius*) hieß auch ein röm. Kaiser (reg. nach Chr. 250 bis 252), welcher in einer blutigen Schlacht in Mößen gegen die Gothen mit seinem ganzen Heere umkam.

Decke, Deckengemälde, Deckenstück, Plafond. **Decke** nennt man den Theil eines Zimmers oder Saales, der sie von oben schließt. Gemeiniglich ist sie wagerecht, in Sälen, Kirchen u. s. w. aber öfters auch gewölbt; entweder von Holz oder Stein. Der hölzernen Decken hat man drei Arten, *Wellerdecken, Bretterdecken, Obeldecken*, von deren Bereitung und Beschaffenheit zu reden, hier der Ort nicht ist. Nur was das Aesthetische dieser Decken betrifft, ziehen wir hier in Betrachtung, und das ist die Verzierung derselben. Die gewöhnlichste Verzierung ist, daß von den Enden und dem Sims der Seitenwände bis hinan zur Decke eine Hohlkehle gemacht, und wo diese sich endigt, die Decke mit einigen Gliedern eingefast wird. Der innere Raum der Decke bleibt gemeiniglich glatt. Soll aber dieser Raum ebenfalls verziert werden, so wird er öfters in Felder abgetheilt, *Felderdecken*, oder er wird mit Laubwerk, Blumenzügen und *Krausdecken* verziert, entweder aus *Stucco* (*Stuccatur-Arbeit*), oder bloß gemahlt. Öfters aber ist es auch ein wirkliches Bild, womit die Decke verziert ist, *Deckenstück, Deckengemälde*. Wie vielleicht in der ganzen Malerei nichts schwieriger ist, als Stücke dieser Art, so ist auch die Theorie kaum über etwas so in Verlegenheit, als über sie. Sie stößt zuvörderst auf die Bedenklichkeit, ob Gemälde dieser Art nur überhaupt zulässig seyen. Daß sie einen beschwerlichen Standpunkt für den Beobachter haben, und uns zumuthen wollen, in einem verschlossenen Plaze über uns das Freie zu sehen, werfen ihnen ihre Gegner vor. Sind nun gleich diese Vorwürfe nicht unwiderleglich, so sind sie doch von der Art, daß sie den Künstler aufmerksam machen müssen, er dürfe sein Locale wohl auf eine andere Art zu benutzen haben, als der Maler sonst, wenn nicht das Auge, statt angenehm angezogen, beleidigt, und alle Wahrscheinlichkeit grob verletzt werden soll. Zweierlei ist es, was er dabei stets zu berücksichtigen hat: Gegenstände

und Behandlung, beide angemessen seinem Locale. Der Abt Langier wurde gewiß von einem sehr richtigen Gefühle geleitet, als er weder Terrassen noch Berge, weder Gebäude noch Flüsse, weder Wälder noch irgend etwas von demjenigen bildeten wollte, was nie über uns seyn kann. Wir haben die Deckenstücke von Peter von Cortona und Le Brun mit der Flotte des Aeneas und den Thaten des Hercules zwar nicht gesehen, und geben zum Voraus zu, daß sie schöne Gemälde seyn mögen, können uns aber nicht denken, daß sie am rechten Orte seyn sollten. Dem gesunden Menschenverstande leuchtet es ein, daß sich für Deckenstücke nur Sujets aus dem Luftreich schicken, und wenn wir zu diesen die mythischen Wesen aller Religionen rechnen, so geschieht es, weil wir dies aus einer von Kindheit an gewohnten Convenienz natürlich finden. Die allegorischen Wesen hingegen, welche Sulzer noch gestattet, dürften schon manche Einschränkung erleiden. Hat nun aber der Künstler seinen Gegenstand glücklich gewählt, so hat er noch viel zu erwägen über dessen Behandlung. Da uns die Decke durch die Malerei gleichsam weggehoben und der Blick ins Gebiet des Himmels geöffnet ist, so versteht sich von selbst, daß das Gemälde in einem lustigen Colorit ausgeführt seyn müsse. Die Figuren aber müssen so gezeichnet seyn, daß sie aus dem Standpunkte des Betrachters, von unten hinauf, wirklich die Ansicht über uns schwebender Figuren darbieten, oder sie müssen, um den hierbei üblichen Kunstausdruck zu gebrauchen, *plafonniren*. Dies erfordert eine tiefe Kenntniß der Perspective, welche eine andere Anordnung bei flachen, eine andere bei gewölbten Decken nöthig macht. Innigst zusammenhängen mit dieser Perspective die Verkürzungen, ohne welche das *Plafonniren* nie gelingen wird. Deshalb war auch Correggio Meister darin, wie seine Kuppeln der Domkirche und St. Johanniskirche von Parma beweisen; da hingegen Rafael, der die Verkürzungen so gern vermied, hinter ihm zurücksteht. Wenn Mengs, der die Deckenstücke bloß für an der Decke aufgehängene Gemälde will angesehen wissen, jenen Deckenstücken Correggio's das Studium der Werke Michael Angelo's ansehen will; so heißt dies wohl nichts anders, als: auch Correggio war groß in Verkürzungen wie dieser. Uebrigens sey es beläufig gesagt, daß die Kuppeln Correggio's die beiden ersten im Ganzen gemahlten sind, da man sie vorher immer theilweise oder mit Fäden zu mahlen pflegte. Was kaum einer Erinnerung bedürfen sollte, ist, daß die dargestellten Sujets jederzeit in Uebereinstimmung stehen müssen mit dem Zwecke des Gebäudes selbst, wo sie dann zur genaueren Charakterisirung dienen. Nur Decken aber von einiger Höhe eignen sich zur Verzierung durch Deckenstücke, und die gewölbten vielleicht am meisten. Uebrigens haben die berühmtesten Architekten die Talente der Maler aufgeboten, ihre Werke dadurch zu verschönern. *Id.*

Declamation ist die Kunst des vollkommenen Vortrags eines in Worte gefaßten Gedanken-Ganzen durch Nebetöne, und declamiren heißt folglich ein Nebeganzes vollenbet schön vortragen. Der wohlthätige Einfluß, den die schönen Künste überhaupt, namentlich die Kunst des vollkommen mündlichen Vortrags auf Veredlung und Bildung des Geistes haben, ist zu allgemein anerkannt, als daß es dem Freunde höherer Bildung nicht eine sehr erfreuliche Bemerkung gewähren sollte, daß die Reigung für diese Kunst seit einiger Zeit so hoch gestiegen ist, und die Ausübung derselben gegenwärtig zu dem Ton des Tages gehört. Daher so viele öffentliche Ausstellungen dieser Kunst oder *Declamatoria* (Declamatorien). Gleichwohl sind ihre Forderungen so

viel und mannichfaltig, daß eine wahre Declamation noch ziemlich selten ist; denn nicht allein, daß hierzu besondere körperliche Vorzüge namentlich guter heugsammer Sprachorgane und eines edlen Anstandes erfordert werden, so heischt diese Kunst auch noch die besondern Vorzüge eines gebildeten Verstandes, eines feinen, geläuterten Tactgefühls und anderweitige wissenschaftliche Kenntnisse, deren Mangel sich bei dem, was so mancher als Declamation aufstellt, der oft nur richtig ausspricht, oder recitirt, sehr leicht verräth. In den Zeiten des alten Roms und Griechenlands stand die Redekunst in so hohem Ansehn, daß in den griechischen Freistaaten Niemand leicht zu hohem Rang und Ehrenstellen emporsieigen konnte, der nicht ein guter Redner war; denn die Rednerbühne war damals der Ort, wo sich der Republikaner noch mehr als auf dem Schlachtfelde bewährte. Daher wurde sie auch zu den Hauptstücken der Erziehung gerechnet. Von der Musik, welche im Sinne der Alten vorzüglich dasjenige umfaßte, was überhaupt den hohen Sinn für das Schöne wecken, üben und schärfen lehrte, war ein besonders wichtiger Theil die Declamation, mit welcher die Mimik verbunden war. Das Ganze wurde unter dem Namen Hypokritik begriffen, welches man am süglichsten durch Darstellungskunst bezeichnen kann, und woson Mimik und Declamation nur einzelne Theile sind. Für die Lehre dieser Wissenschaft hatten die Alten eigene Klanggeschlechter und eigene Zeichen zur Betonung der Sylben, eine Art unter oder über den Text geschriebener Noten, oder vielmehr eine Art von Tabulatur, indem durch die verschiedenen Richtungen und Wendungen der Buchstaben diese Klanggeschlechter und Töne angegeben wurden. So wenig zuverlässiges nun aber auch über den eigentlichen Umfang und das Verhältniß dieser Töne bis auf unsere Zeiten gekommen ist, so bleibt doch wohl so viel ausgemacht, daß selbst auch bei wirklich vorhandenen bestimmteren Nachrichten eine allzustrenge Nachahmung der Musik durchaus fehlerhaft, und die Declamatorik, so wie sie die griechische Sprache und das damalige Zeitalter forderten und das griechische Ohr liebte, sehr wenig zu unserer Sprache, zu unserem Zeitalter, und zu unserem Ohre passen mochte. Der Vortrag der Redner des Alterthums näherte sich mehr dem Gesange oder unserm heutigen Recitativ. Während des Vortrags ließ der Redner gewöhnlich einen Andern hinter sich treten, der ihm auf einem musikalischen Instrumente von Zeit zu Zeit den Grundton und die vorzüglichsten Abweichungen der Töne angab. Auf diese Art begleitete der Aulos die Declamation auf der Bühne (vergl. d. Art. Chor); in den Nachrichten von den römischen Lustspielen finden wir, daß sie mit Tibiis dextris und sinistris begleitet waren, wobei auch zugleich derjenige mit genannt wurde, welcher die modos, die Composition und Melodie machte. Bei der Declamation beruht alles auf den verschiedenen Tonarten oder Grundtönen, den mancherlei Biegungen und Bewegungen der Stimme und den Accenten. Der Charakter des zu declamirenden Stücks bestimmt die Wahl des Grundtons, und für diese verschiedenen Grundtöne nehmen Einige seit Schocher (ein bekannter deutscher Declamator, der vor Kurzem in Raumburg gestorben ist) eine besondere oratorische Scala an, welche die verschiedenen Haupt- oder Grundtöne mit ihren Semitonien und der übrigen Tonfolge genau bestimmen soll, und durch die Vokale a, e, i, o, u, oder in ihrer Folge: u, o, a, e, i bezeichnet wird. Auch hier wird nämlich, so wie in der Musik, die Stimme in die Mittel-, hohe und tiefe Stimme ein-

getheilt, um hiernach die verschiedenen Tonarten und Grundtöne zu bestimmen, welche für den jedesmaligen Ausdruck der Affecten und Leidenschaften nöthig sind. Jeder Affect ferner, und jede stärkere oder schwächere Gemüthsbewegung hat ihren, ihr ganz besonders eigenthümlichen Ausdruck im Tone und in dem ganzen Gange der Stimme. Ganz anders spricht der frohe, als der traurige, in tiefe Wehmuth versunkene Mensch; ganz anders ist der Ton des Bornigen, als der Ton des Zufriedenen und Ruhigen u. s. w., und hierauf gründet sich die Lehre von den Grundtönen in der Declamation und in den verschiedenen Tonarten. Denn so wie bei einer musikalischen Composition immer ein gewisser Hauptton zum Grunde gelegt wird, innerhalb dessen Gränzen die Composition sich fortbewegt; so ist es auch in der Declamation; indem allemal der Charakter eines zu declamirenden Satzes, Gedichtes oder Redens. einen demselben genau entsprechenden Grundton heischt, nach welchem die übrigen Töne und Modificationen der Stimme während des Vortrags sich genau richten müssen. Es gehören aber freilich mehr als alltägliche Kenntnisse dazu, um den Anforderungen der wahren Declamation wirklich Gnüge zu leisten; indem der Declamator nicht allein Virtuos ist, sondern das Vorzutragende auch richtig denken und fühlen, und also auch besonders bei der Declamation im eigentlichen und vollendeten Sinn, d. i. in dem Vortrag der Poesie, poetischen Sinn und Kenntniß der Poesie besitzen muß. Nach der Verschiedenheit der Poesie ist die Declamation wieder verschieden, nämlich epische oder erzählende, dramatische oder vorstellende, und lyrische (die eig. Declamation). — An die poetische gränzt die oratorische, die jedoch von ihr durch den Zweck des prosaischen Vortrags übrigens sehr verschieden ist. Nach der jedesmaligen Tonart muß sich nun auch stets das eben so sorgfältig zu wählende Tempo auf das strengste richten, indem auf der richtigen Bestimmung desselben und der Tactveränderung außerordentlich vieles in der Declamation beruht. Hiermit steht in Verbindung die Kenntniß der poetischen Rhythmen (oder der Metrik). Eine Hauptsache aber in der Lehre von der Declamation ist die in verhältnißmäßiger Auf- und Abkufung erforderliche Intension der Stimme, wodurch die toten Wörter erst zu lebendigen Worten erhoben, vermittelt welcher die im Innern verborgenen Empfindungen und Ideen anschaulich gemacht werden und lebhaftes Interesse erwecken. Dieses nennt man den Accent, der so sehr verschiedenartig und mannichfaltig ist, daß die Lehre von den Accenten und die Bestimmung ihres richtigen Gebrauchs der schwierigste und bedeutendste Abschnitt in der Declamation ist, und sowohl in der Theorie, als in der Ausübung besondere wissenschaftliche Ausbildung erfordert. Die vorzüglichsten Accente sind der etymologische, der logische und der emphatische Accent, die nun aber wieder sehr mannichfaltige Unterabtheilungen haben, und auch insgesamt absolut und relativ in ihrer Anwendung sind. Zu diesen kommt der rhythmische Accent bei der Poesie hinzu. Außer diesen Accenten kommen auch noch vielfältige andere Biegungen der Stimme bei einem vollkommen richtigen mündlichen Vortrage in Betracht, namentlich Tonfälle, und damit genau verbundenen Pausen, deren Lehre wiederum einen eigenen sehr bedeutenden Abschnitt in der Declamation ausmacht, dessen Ausübung sehr schwierig ist. Der zu häufige willkürliche und überflüssige Gebrauch der Mittel, welche dem Declamator zu Gebote stehen, namentlich der Accente, wird daher, weil er seine Zwecke vereitelt, oft im tadelnden Sinne declamiren ge-

nannt, oder man redet von einem „zu viel declamiren.“ Und sonach wird denn nun eben die Kunst, vermittelt des richtigen Gebrauchs der Accente und der übrigen Modificationen der Redestimme, das Mannichfaltige der rhytmisch neben einander nach bestimmten Gesetzen in der Zeit fortschreitenden Producte der Sprache, bei der Darstellung zu einem regelmäßigen und schönen Ganzen zu vereinfagen, unter der Lehre der Declamation (Declamatorik), welche auf besondern wissenschaftlichen Principien und Regeln beruht, begriffen. Mit ihr verbindet sich der Unterricht in der mit der Declamation nothwendig verbundenen Gesticulation. Denn es ist dem belebten Menschen unmöglich, gänzlich ohne Bewegung des Körpers zu sprechen, obgleich je reiner und unverfälschter die Wirkung der Declamation seyn soll und je mehr sie sich in ihrer eigenen Größe zeigen will, desto mehr sie der Mimik zu entbehren sucht. dd.

Declination. **Declinator.** **Declinatorium.** Declination heißt jede Neigung, Abweichung, Veränderung z. B. der Endsyblen eines Kennworts in der Grammatik, in der Naturlehre die Abweichung der Magnetaedel (s. d. Art.) von der Mittagelinie bald gegen Osten, bald gegen Westen; denn die Richtung derselben nach Norden ist nicht an allen Orten und zu allen Zeiten gleich. In vorigen Zeiten z. B. war die Abweichung der Magnetaedel in unsern Gegenden mehr östlich, jetzt aber ist sie etwas über 15° westlich. Eben so ändert sich ihre Richtung in verschiedenen Weltgegenden. Je weiter man nach Osten kömmt, desto mehr nimmt die Abweichung nach Westen ab, und verschwindet endlich in Sibirien ganz. Weiterhin wird sie östlich und auf der westlichen Seite von Amerika wieder östlich. Das Instrument, auf welchem man die Abweichung der Magnetaedel bemerken kann (Abweichungscompaß), heißt Declinatorium. In der Astronomie heißt Declination der Abstand der Gestirne vom Aequator, welcher durch ein besonderes astronomisches Instrument, Declinator genannt, gemessen werden kann.

Decoration. **Decorateur.** Decoration nennt man zwar überhaupt jede Ausschmückung, Anordnung und Verzierung irgend eines Gegenstandes, z. B. Zimmers, welche den Zweck hat, ihm eine gefälligere Form zu geben (daher man auch von einer Decorationskunst oder Verzierungskunst überhaupt, deren Prinzip: Zweckmäßigkeit oder geschmackvolle und sinnreiche Uebereinstimmung der Verzierung mit Bestimmung und Charakter des zu verzierenden Gegenstandes ist, und von einem Decorateur, d. h. einem solchen Künstler, welcher Ideen zu Verzierungen, z. B. Verzierungen eines Saals oder Gebäudes bei festlichen Gelegenheiten, erfindet und ausführt, in einem allgemeinen Sinne spricht); indeß bedient man sich dieser Benennung doch in engerer und vorzüglicher Bedeutung von der Theatermahlerei und Bühnenkunst, und versteht unter Decoration alle diejenigen Malereien, welche dazu dienen, den Ort, an welchem gewisse Scenen vorkommen, angemessen zu vergegenwärtigen. Hierzu gehören vorzüglich die Coulissen, der Grund (oder die Gardine), welcher am Ende der Bühne die Aussicht schließt, Vor- und Ansätze und die Suffiten, welche die Decke bilden. Der Decorationsmaler, welcher in größeren Stoffen arbeiten muß, muß vorzüglich die linearsche und Luftperspective verstehen, um die örtliche Täuschung hervorbringen zu können, dabei muß er den Effect des Lichtes, namentlich des Lampenlichtes und die Länge der auftretenden Figuren richtig zu

berechnen verstehen. Daher auch die vortrefflichsten Decorationen beim Tageslichte kaum anzusehen sind. Im Allgemeinen aber möchten die Decorationen die zweckmäßigsten seyn, welche mehr andeutend als ausgeführt sind, und alle Aufmerksamkeit des Zuschauers, dem etwas Phantasie wohl zuzumuthen ist, nicht von der Hauptsache, d. i. den handelnden Personen, ableiten.

Decresc. (*Decrescendo*), ein italienischer Kunstausdruck in der Musik, das immer Schwächerwerden der Töne andeutend.

Decretalen sind von Päpsten den Bischöfen gegebene Entscheidungen zweifelhafter Rechtsfälle, welche nach den Grundsätzen des canonischen Rechts gesetzliche Kraft haben. Die merkwürdigsten Decretalen sind die des Pseudoisidorus, d. h. die Sammlung größtentheils erdichteter päpstlicher Gesetze und Verordnungen, welche in den letzten Zeiten des achten Jahrhunderts unter dem Namen des Isidorus von einem unbekannten Betrüger in der Absicht verfertigt und verbreitet ward, um die Ansprüche der Hierarchie durch die Berufung auf die Praxis früherer Jahrhunderte zu unterstützen. (*S. Pseudoisidorus*). Die Sammlung der Decretalen macht den zweiten Theil des *Corporis juris canonici* oder des römischen Kirchenrechts aus. — **Decretisten** sind daher auf catholischen Universitäten öffentliche Lehrer des päpstlichen oder kirchlichen Rechts. — **Annus decretorius** oder **normalis**, das Entscheidungs-Jahr, ist das im westphälischen Frieden zwischen den Catholiken und Protestanten in Deutschland, wie auch zwischen den Reformirten und Lutheranern in der Pfalz zur Entscheidung festgesetzte Jahr, so daß Alle, welche den 1sten Jan. 1624 im Besiz ihrer Güter oder der Religionsübung gewesen waren, auch künftig dabei bleiben sollten.

Decrete nennt man 1. im Privatrecht richterliche Aussprüche zwischen streitenden Parteien, Bescheide oder obrigkeitliche Verordnungen; 2. im ehemaligen deutschen Staatsrechte, die Beschlüsse des Kaisers auf ein Reichsgutachten, oder dessen Anträge an die versammelten Stände während eines Reichstags. Gesah die Verhandlung des Kaisers mit den Ständen schriftlich, so waren es *Hofdecrete*; geschah sie durch Commissarien, *Commissionsdecrete*. Jene wurden im Namen des Kaisers, diese im Namen des kaiserlichen Principal-Commissarius abgefaßt. 3. Im französischen Staatsrechte unter Napoleon, kaiserliche Beschlüsse überhaupt. Unter diesen waren, wegen der Folgen für fast ganz Europa, besonders berühmt geworden, die *Decrete von Berlin und Mailand*, Repressalien gegen die Geheimerathsbefehle Großbritanniens, die völkerrechtlichen Verhältnisse der Schifffahrt, des Handels zur See und des Seekriegs, besonders die neutrale Schifffahrt und das Blockadesystem betreffend. Das Decret von Berlin (gegeben den 21sten Nov. 1806 aus dem kaiserlichen Lager zu Berlin) erklärte die brittischen Inseln in Blockadezustand, verbot allen Handel und alle Verbindung mit England, und befahl, alle englische Waaren zu confisciren, und alle englische Unterthanen in den besetzten Provinzen Kriegsgefangen zu machen. Durch dieses Decret wurde der Blockade, welche England in seiner Declaration vom 16ten Mai 1806 gegen alle Küsten Frankreichs verhängt hatte, die Blockade aller brittischen Inseln entgegengesetzt. Dagegen erfolgte in einem neuen brittischen Geheimerathsbefehl vom 11ten Nov. 1807 ein geschärftes Blockade-Reglement. Zwar wurde den Neutralen die Erlaubniß wieder ertheilt, auf der See zu fahren; allein sie durften nur für den Dienst des englischen Handels und zu dessen Mitinteresse.

Conv. Lex. 4te Aufl. III.

und Mitnugen davon Gebrauch machen. „Alle Schiffe sollen in einen brittischen Hafen einlaufen und Zoll erlegen, und die sich dieser Verfügung nicht unterwerfen, als gute Preisen betrachtet werden. Alle Häfen in allen Welttheilen werden deshalb, so lange der Krieg mit Frankreich dauert, für blockirt erklärt.“ Hiegegen wurde das Decret von Mailand (wo sich Napoleon 1807 vom 24ten Nov. an befand) gerichtet (vom 17ten Dec. 1807): 1. Jedes Schiff, welches sich den englischen Befehlen unterworfen hat, hat die Garantie seiner Flagge verloren, ist entnationalisirt und englisches Eigenthum geworden. 2. Laufen solche Schiffe in französische oder mit Frankreich alliirte Häfen ein, oder gerathen sie in französische oder alliirter Taper Gewalt, so sind sie gute Preisen. 3. Sämmtliche brittische Inseln werden zu Wasser und zu Lande in Blockade-Zustand erklärt. Jedes Schiff, das dahin geht, ist, sobald es aufgebracht wird, gute Preise. 4. Diese Maassregeln sollen aufhören, sobald die englische Regierung die ihrigen zurücknimmt. Diese Decrete von Berlin und Mailand waren die Basis des Continental-Systems. (S. dieses.) dd.

Deduction (von deducere, deduciren, herleiten, darthun): 1. eigentlich jeder Beweis, Beweisführung, vorzüglich eine ausführliche Darstellung der Gründe einer Sache, dann 2. eine besondere Art des Beweises in der Logik und Philosophie; doch weichen die Philosophen in dem Gebrauche dieses Ausdrucks sehr von einander ab. Einige verstehen darunter einen systematischen Beweis, der etwas von den höchsten Grundsätzen und Voraussetzungen der Vernunft überhaupt, oder wenigstens einer besondern Wissenschaft ableitet und aus ihnen darthut; andere dagegen einen weniger strengen Beweis, oder einen solchen, der einen geringern Grad von Beweisraft hat, als die eigentliche Demonstration; noch andere eine Anführung mehrerer Gründe oder Beweise; Fries endlich setzt sie dem Beweise im eigentlichen Sinne (dem logischen Beweise) mit der Demonstration, welche er Begründung eines Urtheils aus der Anschauung nennt, entgegen und versteht unter Deduction Begründung eines Urtheils aus der Theorie der erkennenden Vernunft, oder Nachweisung in dem Bewußtseyn. 3. Ein juristischer Beweis, oder Beweisführung, namentlich eine ausführliche, und daher auch die Schrift, in welcher eine streitige Rechtsache (Civilsache) ausführlich dargestellt, behauptet oder widerlegt wird. Von der Abfassung derselben handelt Pütter in der Anleitung zur juristischen Praxis. Sie bestehen aus folgenden Hauptpunkten: 1. Dem Eingang, welcher die Veranlassung darlegt; 2. dem Factum und der Anführung der Gerechtsame; 3. den Gründen, worauf die Rechte und Ansoderungen beruhen; 4. Widerlegung des Gegners, und 5. Schluß, eine nachdrückliche Wiederholung der Hauptgründe für und wider. Nicht aber bloß im privatrechtlichen, sondern auch in staats- oder völkerrechtlichen Verhältnissen kommen Deductionen vor, und gehören dann zu den Staatschriften. Man kann diese in bloß rechtliche und in politische eintheilen. In den rechtlichen bemüht sich ein Hof, seine Ansprüche aus Gründen des Rechts und der Billigkeit zu vertheidigen, und die Einwendungen des Gegentheils zu widerlegen. In politischen Deductionen, welche man nur in wichtigen Staatsangelegenheiten ausarbeitet, werden die vortheilhaftesten Ansichten eines Plans, die Methode, ihn auszuführen, der Nutzen, den ein Staat durch die glückliche Ausführung zu erwarten, der Schaden, den er bei Nichtausführung zu befürchten hat, beleuchtet. In Schuldachen ist Deduction der Abzug.

Defension. Die Vertheidigung, besonders in Criminalsachen, die Vertheidigung einer Person, die eines Verbrechens angeklagt ist — daher auch **Defensionschrift**, **Schusschrift**, welche von einem Advocaten (der in dieser Hinsicht **Defensor** heist) für einen Angeklagten vor Einholung des rechtlichen Erkenntnisses eingereicht wird — sie ist dasselbe, was die **Deduction** in Civilsachen. In der Fortification heist **Defension** die Hülfe, welche eine Linie oder ein Werk dem andern beschossenen leistet, worauf bei Anlegung der Festung hauptsächlich gesehen werden muß. Daher **Defensionslinie** oder **Defenslinie**, eine gerade Linie bei Verschanzungen oder Festungen, nach welcher das Geschütz bei der Vertheidigung gerichtet werden muß.

Defensiv = Alliance, eine Verbindung zweier oder mehrerer Staaten, welche den Zweck hat, auf den Fall eines Angriffs von andern, sich gegenseitig beizustehen; und **Defensivkrieg**, ein Krieg, welcher vertheidigungsweise, oder um sich vor einem wirklich bevorstehenden oder schon ereigneten Angriffe zu schützen, geführt wird. Defensiv Bewegungen können daher das Wesen eines Defensivkriegs nicht ändern, sie sind vielmehr in der Regel einer bloß passiven Vertheidigung vorzuziehen (der 7jährige Krieg war von Preußens Seite an seiner Defensivkrieg, aber voll offensiver Operationen).

Defilé, jeder Weg, der durch Terrainhindernisse so beengt ist, daß er von Truppen nur in geringer Breite passirt werden kann (die gewöhnliche Ansicht des Laien beschränkt diesen Begriff fälschlich auf Gebirgspässe, so ist aber z. B. die Kunststraße von Leipzig bis Linz ein Defilé). Da sie den Marsch der Truppen sehr auf- und wieder dadurch länger im feindlichen Feuer halten, so vermeidet man sie möglichst, besonders mit Geschütz und Wagen-Colonnen. Die Vertheidigung eines Defilés kann auf verschiedene Art geschehen; wird es durch Anhöhen gebildet (besonders bewachsene) und stellt sich in Masse dahinter — der sogenannte Kuhgrund in der Schlacht bey Kunersdorf — ist dies nicht der Fall, so bleibt es immer das Beste, den Weg möglichst unbrauchbar zu machen und sich hinter dem Ausgange des Defilés so aufzustellen, daß die in einzelnen Abtheilungen daraus hervorstreichenden Feinde durch ein wirksames Feuer und entschlossenen Angriff sogleich wieder zurückgeworfen werden und gar nicht zum Entweichen kommen; die Aufstellung vor dem Defilé zu dessen Vertheidigung ist nur denkbar, wenn dadurch der Durchmarsch einer andern Abtheilung gedeckt werden soll. (Das Gesagte-leidet bei Brückenvertheidigungen natürlich mehr oder weniger Ausnahmen.) Beim Passiren eines Defilés gegen den Feind geht — nach den gewöhnlichen Vorsichtsmaassregeln Patrouillen u. s. w. — zuerst die Avantgarde rasch dadurch und formirt sich vor dem Ausgange so, daß sie das Deploiren der nachfolgenden Massen deckt, dessen Verhinderung das Ziel der feindlichen Anstrengungen seyn wird — Defiliren heist daher einen Engweg passiren, mit schmaler Front, und nach dem Sprachgebrauch auch vor Jemand vorbeimarschiren.

Definiren heist im weitern Sinn erklären, den Inhalt eines Begriffs klar machen, angeben; dann insbesondere die Gränzen eines Begriffs bestimmen, oder, was einerlei ist, die wesentlichen Merkmale einer Sache deutlich und vollständig darstellen. Der Gegenstand, welcher dadurch erklärt oder deutlicher gemacht werden soll, heist das **Definitum**. Die Eigenschaften desselben können theils solche seyn, die er mit andern gemein hat, theils eigenthümliche. Eine **Definition**

muß beide angeben und ist also eine solche Bestimmung oder Erklärung eines Begriffs, welche das gemeinschaftliche Geschlechtsmerkmal (*nota generalis* s. *genus*) und das eigenthümliche (oder Art) Merkmal, welches den Begriff von der Gattung unterscheidet (*nota specialis* s. *differentia specifica*) genau und deutlich angibt, — vollständige Angabe der wesentlichen Merkmale eines Begriffs. Sie ist analytisch, wenn ein Begriff durch die Definition nur in seine Merkmale aufgelöst und vollständig dargestellt wird, oder synthetisch, wenn durch Verbindung gewisser Merkmale ein deutlicher Begriff erst erzeugt wird. Die bloße Beschreibung einer Sache unterscheidet sich dadurch von der Definition, daß in ihr nur einige Merkmale angegeben werden, die aber noch nicht hinreichend sind, die Sache von allen andern Dingen zu unterscheiden.

Degen, ein bekanntes Seitengewehr. In den ältesten Zeiten waren Schwert und Degen eins, wenigstens wurden sie durch ein Wort ausgedrückt. Einige geben den assyr. König Belus, andere die Lacedämonier, noch andere die Cureten in Creta für Erfinder des Degens aus. Anfangs waren die großen Schlachtschwerter üblich, die mit beiden Händen getragen und geführt werden mußten; dann folgten die Schwerter, die man an der Seite trug; sie hatten lange Handhaben, wovon der große Knopf immer unter dem kurzen Mantel hervorragte; dann kamen die langen spanischen Stoßdegen, dann leichtere und schmalere Haudegen, und endlich die kleinen Stückerdegen auf. Die Sitte, daß Studenten Degen trugen, ist neuer. Anfangs trugen nur adelige und reiche Studirende einen Degen, wenn sie in die Fechtschule gingen; nachdem trugen sie ihn beständig. Die ersten Spuren findet man im sechzehnten Jahrhundert. Vorzüglich wurde jene Sitte im dreißigjährigen Kriege herrschend, wo der militärische Geist sich auch der Studirenden bemächtigte, welche die Mäntel ablegten und Degen trugen, selbst da sie in Ämter befördert wurden.

Degerando (J. M.), einer der geschäftigsten der noch lebenden französischen Philosophen, hat 1804 eine *histoire comparée des systèmes de philosophie relativement aux principes des connoissances humaines* (in 3 Bdn.) erscheinen lassen; das beste Werk der Franzosen in der Geschichte der Philosophie, welches der in demselben Fache rühmlichst bekannte Professor Tennemann in Marburg in 2 Bänden (1806) übersetzt hat. Vor mehreren Jahren legte er dem Nationalinstitut, dessen Mitglied er ist, einen nachher gekrönten Aufsatz über die kantische Philosophie: und darauf noch eine ausführliche Nachschrift über dieselbe vor. In dem angeführten Werke sucht er auch seine *Erfahrungsphilosophie*, als einen Mittelweg zwischen den verschiedenen Extremen, darzulegen und zu begründen.

Degradation (nach dem Kriegesrechte) eine Strafe der Soldaten, kraft welcher ein Verbrecher von einem höheren zum niederen Grade herabgesetzt wird. Sie fand sonst auch bei Officieren (mit verschiedenen Ceremonien nach Maaßgabe des verübten Verbrechens) und findet in der russischen Armee noch jetzt bey ihnen Statt; bei den deutschen Armeen ist sie als eine mit der Würde des Officierstandes unvereinbare Strafart abgeschafft, und wer ein Verbrechen begeht, das ihn dieser Würde unfähig macht, wird cassirt. Es können daher nur Unterofficiere zu Gemeinen und nur nach dem Ausspruche eines Kriegs- oder Standrechts degradirt werden; in der preussischen Armee besteht aber seit der Einführung der neuen Kriegsartikel (1808) die nachahmungswürdige Einrichtung, daß gemeine Soldaten, wel-

die sich eines entehrenden Verbrechens schuldig gemacht, in die zweite Classe des Soldatenstandes degradirt werden; die zu dieser Classe gehörenden Individuen sind des Nationalzeichens verlustig (auch der Kriegsgedenkmünze, wenn sie solche besaßen), und es kann bei neuen Vergehungen auf Bestrafung durch Stockschläge — welche sonst ganz obgesehafft sind — über sie erkannt werden. In die erste Classe können sie nur unter Genehmigung des Königs wieder aufgenommen werden, und es ist dazu wenigstens einjährige tadellose Aufführung abthig.

Dehnbarkeit ist die Eigenschaft der Körper, vermöge welcher man ihren Theilen verschiedene Lagen gegen einander geben kann, ohne ihren Zusammenhang zu zerstören. Das Gegentheil von Dehnbarkeit ist Sprödigkeit. Unter allen Körpern ist diese Eigenschaft besonders den Metallen eigen; doch besitzen sie dieselbe in sehr verschiedenen Graden. Das Gold übertrifft alle andern. Ein Gran Gold läßt sich in eine Länge von 500 Fuß ausdehnen. Außer den Metallen sind auch viele weiche und flüssige Körper, z. B. manche Oele, die Materie, aus welcher die Spinnen und Nachtfalter, insbesondere die Seidenraupen, ihre Fäden spinnen u. a. m., ausdehnbar. Viele Körper erhalten diese Eigenschaft in einem hohen Grade, wenn sie erhitzt und flüssig gemacht werden, z. B. Siegellack und überhaupt Harz und Gummi; auch insbesondere geschmolzenes und sehr erhitztes Glas. Aus diesem letztern kann man die feinsten Fäden spinnen, welche selbst nach dem Erhärten und Erkalten die Sprödigkeit des Glases nicht haben, und sich daher biegen und wickeln lassen. In dem Kunstkabinet des holländischen Waisenhauses sieht man eine Perücke, dessen Locken aus dergleichen Glasfäden bestehen. S. Elasticität.

Dei gratia, von Gottes Gnaden; eine Formel, welche regierende Herren ihrem Titel beifügen, um dadurch ihre Landeshoheit anzuzeigen. Der Ausdruck ist aus einem Briefe des Apostels Paulus hergenommen, und wurde zuerst von den Geistlichen zu den Zeiten Constantins d. Gr. gebraucht. Zu den Zeiten der Carolinger nahmen ihn auch die weltlichen Fürsten an. Die hohen Geistlichen in der katholischen Kirche fügten noch einen Zusatz bei: Von Gottes und des Apostolischen Stuhles Gnaden.

Deich — band, — bandsgenossen, — bau, — buch, geschworne, — graf, — laß, — recht, — schau, — wesen. Deiche sind Dämme oder Wälle von Stein und Erde, welche den Zweck haben, Ueberschwemmungen (bes. See- und Flußwassers) vorzubeugen. Mit ihnen sind immer Siehlen oder Schleusen verbunden, durch welche das Wasser, das sich an den Deichen stämmt, abgeführt wird. Der Bau der Deiche (Deichbau) hat seine besondern Rücksichten und Grundsätze. Da in Beziehung der Deiche viele wichtige Rechte und Verbindlichkeiten vorkommen können, so gibt es auch ein besonderes Capitel des speciellen Rechts, welches das Deichrecht genannt wird oder die Lehre von den rechtlichen Verhältnissen, welche in Hinsicht der Deiche eintreten. Die Hauptquellen desselben sind die Deichordnungen oder Deichgesetze der Länder, wo große Deiche angelegt sind. Auch findet man kein Land, in welchem das Deichwesen bedeutend ist, wo nicht Deichordnungen vorhanden wären. Ueber dieses Deichrecht gibt es viele Schriften, z. B. von Hunrichs Entwurf des jetzigen Deichrechts, Wellmanns Einleitung u. s. w. und Petiscus allgemeine Grundsätze u. s. w. — Vergl. Penzler

Lexicon über die Ausdrücke, die beim Deichwesen vorkommen. Die Hauptgrundsätze desselben sind: Jeder ist zur Erhaltung eines Deichs verbunden, dessen Grundstück durch die Ueberschwemmung eines austretenden Wassers leiden würde, mithin auch nothwendiges Mitglied eines Deichbandes (d. i. der Verbindung, welche unter Gemeinden und Personen besteht, die zur Erhaltung der Deiche und Siehlen verpflichtet sind), sobald eine Gesellschaft der Art existirt; und der Landesherr kann befehlen, daß sich eine solche Gesellschaft bilde. Die Deichlast (die Verbindlichkeit, den Deich zu erhalten), welche den Deichgenossen oder Deichbandsgenossen obliegt, ist eine Reallast, welche an dem Eigenthümer eines Guts haftet, die also der Eigenthümer, nicht der Inhaber, trägt, und von welcher keine Exemption Statt findet. Grobe Nachlässigkeit in der Abtragung der Deichlast begründet das Spadenrecht, nach welchem ein Grundstück, auf welchem die Deichlast haftet, nach einem gewissen Termin auch sub hasta verkauft werden kann. Bei außerordentlichen Fällen tritt die außerordentliche Deichlast oder Nothhülfe ein, welche darin besteht, daß alle fähige Bewohner eines Districts zur Hülfe aufgefodert werden können, damit das Wasser nicht durchbricht. Wenn durch eine außerordentliche Noth dem Eigenthümer des Grundstücks Schaden zugefügt wird, so liegt allen Mitgliedern eines Deichbands die Entschädigung ob. Die Vertheilung der Deichlast aber, welche große Schwierigkeiten hat, indem gewöhnlich nach dem Verhältnisse der Größe der Grundstücke der Schaden reparirt wird, geschieht entweder so, daß jedem Bundesgenossen ein bestimmter Deichantheil zur Erhaltung angewiesen, oder der Deichbau als gemeinschaftliche Sache betrieben wird; Letzteres nennt man den Communfuß, nach welchem überhaupt größere Unternehmungen betrieben werden. Auf den Fall, daß der Deich wegen Gewalt des Wassers weiter landeinwärts angelegt wird, sind die Eigenthümer derjenigen Ländereien, die dadurch dem Wasser bloß gestellt werden, nicht berechtigt, Schadenersatz zu fordern, wohl aber diejenigen, auf deren Ländereien nun der Deich angelegt wird. Alle Anleihen, die zur Erhaltung des Deichbaus gemacht werden, sind besonders privilegiert, und werden immer in die erste Classe gesetzt. Streitigkeiten, die über diese bestehen, pflegen von einem privilegierten Gerichtsstand, dem Deichgrafen (oberstem Aufseher und Richter in Sachen des Deichbaus), und seinen Geschwornen (Deichgeschwornen), die ihm als Schöppen beigeordnet sind, entschieden zu werden. Von diesen Personen wird auch von Zeit zu Zeit eine Untersuchung des Deichwesens (die Deichschau) angestellt. Ihre Schlüsse heißen die Deichwache, und die Beschreibung des ganzen Deichs und seiner Theile das Deichbuch.

Deidameia (Deidamia), des Eklomedes Tochter, mit welcher Achilles während seines Aufenthalts auf Skyros den Pyrrhos und Onites zeugte.

Deiphobe, von Virgil Tochter des Glaucus genannt, Priesterin der Trietia und des Apollon in der Höhle bei Cumä, wo sie wahr sagte. Daher sie Heyne mit der cumäischen Sibylle für eine und dieselbe Person hält.

Deismus oder Theismus ist das System, nach welchem Gott als der oberste und letzte Grund aller Dinge angenommen wird. Das Gegentheil des Theismus ist der Atheismus oder die Gottesläugnung. Zuweilen indeß setzt man doch dem Deismus den Dissen-

barungsglauben entgegen, und versteht dann unter einem Deisten denjenigen, welcher zwar an das Daseyn und an die Weltregierung Gottes glaubt, aber die Offenbarung verwirft und seinen Glauben an Gott und die göttlichen Dinge bloß auf Gründe der Vernunft, nicht auf das Zeugniß der Offenbarung baut. In diesem Sinne reitet man z. B. von englischen Deisten, welche die Offenbarung bestritten. Kant unterschied zwischen Deismus und Theismus so, daß der erstere zwar eine höchste und letzte Ursache aller Dinge, die er Gott nenne, nicht aber ein freies und vernünftiges Wesen als den Urgrund aller Dinge annehme, der letztere aber das Daseyn eines lebendigen Gottes, einer Intelligenz, eines mit Verstand und Freiheit begabten Wesens, welches der Schöpfer und Regierer der Welt sey, behaupte. Es ist indeß diese Unterscheidung ganz willkürlich, und daher auch nur von Wenigen angenommen worden. Man kann mit gleichem Rechte Deismus und Theismus schreiben. Das erste Wort ist aus dem Lateinischen, das zweite aus dem Griechischen entlehnt. N.

Dejanira (Dejaneira), die Tochter des Deneus, Königs von Salpdonien in Aetolien, nach Andern des Dionyses und der Althäa, die nebst ihrer Schwester Gorgo allein ihre Gestalt behielt, als ihre übrigen Schwestern bei der Trauer um ihren Bruder verwandelt wurden. Sie war dem Flußgott Achelous (Acheloos) verlobt. Darüber gerieth er in Kampf mit Herkules. Achelous aber unterlag, und die Jungfrau war der Preis des Siegers, der sie in sein Vaterland führen wollte, als er durch den Fluß Euenus, dessen Fluthen angeschwollen waren, aufgehalten wurde. Als er noch bei sich rathschlugte, ob er umkehren solle, kam der Centaur Nessus, und erbot sich, die Dejanira auf seinem Rücken über den Fluß zu tragen. Herkules, der es zufrieden war, ging zuerst über den Fluß; da er aber am andern Ufer angelangt war, sah er, daß der Centaur, weit entfernt, sie über den Fluß zu tragen, vielmehr alles anwandte, sie zur Untreue gegen ihn zu zwingen. Da schoss er alsbald im Zorn über diese Frechheit einen Pfeil auf ihn ab, der mit dem Blute der irdischen Schlange vergiftet war, und ihn durchbohrte. Nessus, der seinen herannahenden Tod fühlte, gab der Dejanira sein blutiges Gewand, mit der Bedeutung, „daß, wenn sie ihren Gemahl überreden könne, es zu tragen, dieses das sicherste Mittel sey, ihn stets an sie zu fesseln.“ Dieser Gegenstand ist oft durch die bildende Kunst dargestellt worden. Leichtgläubig nahm Dejanira das Geschenk mit dem Vorsatz an, es zu brauchen. Nach einiger Zeit, da sie erfahren hatte, daß Herkules in Eubda durch die Reize der Ione, Tochter des Eurites, gefesselt werde, sandte sie ihm das Gewand des Nessus durch einen jungen Slaven, Namens Lychas, dem sie auftrag, ihrem Gatten die zärtlichsten und rührendsten Grüße zu sagen. Herkules, der die Absicht seiner Gattin nicht ahnete, nahm freudig das unselige Gewand; doch kaum hatte er es angezogen, als er von solchem Schmerz gepeinigt wurde, daß er in Wuth gerieth, den Lychas ergriff und ins Meer schleuberte, wo er in einen Felsen verwandelt wurde. In dieser Wuth hieb er auch Bäume auf dem Berge Ceta um, errichtete von ihnen einen Scheiterhaufen, legte sich darauf, und bat seinen Freund Philoktet, ihn anzuzünden. Als Dejanira den Tod des Herkules erfuhr, wurde sie von Reue und Schmerz gequält, daß sie sich selbst tödtete. Die Dicht-

ter sagen, daß aus ihrem Blute eine Pflanze entstanden sey, mit Namen Nymphaea oder Herakleon.

Déjeuné, Frühstück, Déjeuné à la fourchette, ein Frühstück mit Fleischgerichten, wobei man also die Gabel brauchen muß; daher diese Benennung. Es wird gewöhnlich gegen die Mittagszeit gehalten, und vertritt häufig die Stelle des Mittagessens. Warme und kalte Speisen werden entweder in gleicher Zahl, oder mehr von den letztern, nach Gewohnheit oder Willkühr, aufgesetzt. Wenn das Frühstück später am Tage, und mit einer größern Anzahl Schüsseln gehalten wird, so wird es Déjeuné dinatoire genannt. Ist die Gesellschaft gemischt, und verbindet man damit die Freude des Tances (was oft zu den Badevergnügungen gehört), so ist es Déjeuné dansant. A.

Dejoces, der erste König von Medien, nachdem sich dieses von Assyrien unter Sanherib losgerissen hatte (um 700 v. Chr.). Nach Herodot erbaute er die große Stadt Ecbatana, oder legte sie zu seiner Residenz an, befestigte und verschönerte sie. Er that viel für die Cultur seines Volks, besonders durch gute Geseze, und breitete sein Reich bis an den Fluß Halyn aus, und starb um 656 v. Chr.

Dejotarus, Tetrarch (oder Vierfürst) von Galatien, erhielt von dem römischen Senat den Königstitel über diese Provinz und Klein-Armenien, weil er den Römern in den asiatischen Kriegen wichtige Dienste leistete. Im bürgerlichen Kriege nahm er die Partei des Pompejus. Cäsar nahm ihm Klein-Armenien, nöthigte ihn mit gegen Pharnaces zu ziehen, und ließ ihm nichts als den Königstitel. Man beschuldigte ihn eines Angriffs auf das Leben des Cäsars, weshalb ihn Cicero in einer noch vorhandenen Rede vertheidigte. Nach Cäsars Ermordung kehrte er in seine Staaten zurück und verband sich mit Brutus, dann mit Augustus. Er starb in einem hohen Alter 50 J. v. Chr.

Delaware, einer der größern Flüsse in Nordamerika, der seinen Namen von Lord Delaware erhalten hat, welcher sich unter Jacob I. als Gouverneur von Virginien große Verdienste um diese Colonie erworben hatte. Der Delaware hat viele Wasserfälle, und bildet bei seinem Ausflusse die Delaware-Bay, die drei Meilen lang und bei ihrem Ausgange drei Meilen breit ist. Von dem Flusse hat eine der alten vereinigten nordamerikanischen Provinzen, welche sich 1776 von England losriß, den Namen erhalten. Der jetzige Staat Delaware war vor dieser Revolution ein Theil von Pennsylvanien, und ist der kleinste unter den 19 vereinigten Staaten; er enthält auf 95 Quadratmeilen 71,000 Einwohner. Der Hauptort ist Newcastle, von 250 Häusern und 1200 Einwohnern. Wilmington, von 620 Häusern und 5000 Einw., hat eine Akademie, verschiedene Manufacturen, und treibt starken Handel.

Delegatus, Delegat, ein Abgeordneter, Abgesandter. Delegt, abgeordnet. Delegation, die Abordnung, Beauftragung. In der Rechtssprache ist Delegation die Uebnahme der Schuldigkeit des Andern auf sich selbst, oder die Anweisung, die ein Schuldner seinem Gläubiger auf einen Dritten gibt. Derjenige, der seine Schuldigkeit dem Andern überträgt, heißt Delegant, und der, auf welchen die Anweisung geschieht, Delegat; der so angewiesene Berechtigte aber Delegator.

Delft, 1. eine Provinz und Stadt in Südholland. Letztere liegt an der Schie, nicht weit vom Haag, und hat ungefähr 5000 Einwohner. Sie soll schon 1075 durch Herzog Gottfried von Loth-

ringen erbaut worden seyn; und ist die Geburtsstadt des berühmten Hugo Groot (Grotius); s. d. Art. Auch wird hier seit langer Zeit eine Art von Fayence gearbeitet, welche unter dem Namen delfter bekannt ist. 2. Der Name einiger berühmten holländischen Maler, besonders Jacob (geb. 1619, gest. 1661) und Wilhelm Delft (um das Ende des 16ten Jahrhunderts), beide aus Delft gebürtig, beide Portraitmaler und Verwandte des berühmten Mirevelts.

Delia, s. Delos.

Delille (Jacques, auch Delisle, de Lille), geb. im Jahre 1732, zu Aigue-Perse, einer kleinen Stadt der Limagne, unter einem glücklichen Himmelsstriche, der alle seine Lieblichkeit und Milde in des Knaben Seele hauchte, und ihn zum gefühlvollsten, leidenschaftlichen Bewunderer der Natur bildete, der berühmteste unter den französischen Lehrdichtern neuerer Zeit. Sein Name seit der Revolution ist Montanier-Delille. Nicht bloß als Lieblingsdichter seiner Nation und Schriftsteller vom ersten Range, sondern auch wegen seiner mit dem Grafen Choiseul-Gouffier gemachten Reise nach Constantinopel und Griechenland, auf welcher er jene geistreichen Briefe schrieb, wovon einige zu seiner Zeit auch in öffentlichen Blättern, z. B. im Journal von Paris, mit großem Beifall gelesen wurden, und überhaupt wegen der Lebenswürdigkeit seines Charakters, denn er war ein vortrefflicher Mensch und von kindlicher Gutmüthigkeit, und wegen der Annehmlichkeit seines Umgangs, als Erzähler und Gesellschafter, der jeden Cirkel belebte, ist Delille in und außer Frankreich berühmt. Er glich eben sowohl an Häßlichkeit als in der seltenen Verköstung Popen, den er sich auch in seinen Gedichten, besonders in seinem noch ungedruckten Versuche über den Menschen zum Muster genommen hatte. Er kam sehr jung nach Paris, um hier zu studiren, und zeichnete sich in dem Collegium von Lisseux durch seine früh entwickelten Talente, besonders seine Neigung zur Dichtkunst aus. Hierauf kam er in das Collegium von Amiens. Denn eben waren die Jesuiten aus Frankreich verbannt worden und mehrere Städte, welche nun keine Professoren hatten, wandten sich an die Universität, um ihren Verlust zu ersetzen. In Folge dieses literarischen Concorbats wurde Delille nach Amiens gesandt. Gresset hatte hier schon die Liebe zur Poesie geweckt, und hier war es auch, wo Delille seine metrische Uebersetzung der Georgika des Virgils anfang; ein kühnes Unternehmen: denn er mußte in der französischen Sprache nach Mitteln spähen, die man noch nicht entdeckt hatte. Man betrachtete sie im Allgemeinen als äußerst stolz und spröde, und ganz unfähig, sich zu den Einzelheiten des gemeinen ländlichen Lebens herabzulassen. Voltaire selbst glaubte, die französische Poesie könne nie auf eine edle Art die Geschäfte des Ackerbaus und der mechanischen Künste ausdrücken. Der noch sehr junge Delille dachte anders, und fand in seinem Talent noch ungeahnete Hülfquellen. Seine Uebersetzung, welche Delille schon in seinem 23sten Jahre vollendete, ob er gleich noch viele Jahre daran feilte, machte großes Aufsehen in der gelehrten Welt. Sie erschien zuerst 1770. Ausgaben sind in allen Formen und Gestalten erschienen. Die glänzende Quartausgabe von Didot hat diesem Künstler zuerst einen Namen gemacht. In derselben finden sich der discours préliminaire und die zahlreichen Anmerkungen, durch welche sich der Verfasser auch unter den französischen Prosaiskern eine ehrenvolle Stelle erworben hat. Männer von Verdiensten sahen mit Freuden einen jungen Dichter eine neue

Bahn sich öffnen. Eifersüchtige feindeten ihn an, z. B. Clement, und schrieben gegen seinen Versuch. Aber das Verdienst siegte. Delille wurde nach Paris berufen, und anfangs zum Professor am Collègeum de la Marche, später am Collège de la France ernannt. Die Franzosen erkannten dieser Uebersetzung einen Platz unter ihren classischen Werken zu. Ueberhaupt war Virgil sein bewundertes Muster, den er noch über den Homer setzte und dessen Schönheiten er in seinen Vorträgen mit außerordentlicher Amuth und Feinheit zu entwickeln wußte. Auch übersehte er später dessen Aeneide (1803). In seinem 37sten Jahre (1774) wurde er in die Akademie aufgenommen, und es verdient bemerkt zu werden, daß selbst Voltaire, der ihn nicht persönlich kannte, dringend seine Aufnahme foderte. Als Delille in seiner poetischen Laufbahn auftrat, war er von der lebhaftesten Bewunderung gegen Boileau durchdrungen. Allein nach und nach verminderte sich diese Bewunderung. Delille liebte zu sehr die poetische Pracht und Fülle, und was sich auf äußern Glanz bezog, als daß er sich lange nach Boileaus finsterner Strenge hätte bequemen sollen. Sein Streben war, viel Sinn in wenig Worten einzuschließen, zwei Gedanken in einen Vers zu bringen, und um diesen Gedanken größeres Interesse zu verleihen, bediente er sich gern des Contrasts, woraus oft ein Antithesenspiel entstand, woran sein Ohr sich sehr gewöhnte und Vergnügen fand. Er setzte Racine über Corneille, weil er das Verdienst der Ausführung vorzog. Auf die Uebersetzung der Georgika folgte nach einem langen Zwischenraum sein eigenes Lehrgedicht: *les Jardins, ou l'art d'embellir les paysages*, (Paris 1782) in 4 Gesängen, wovon die beiden ersten den Boden und die zur Verschönerung dienenden Gehölze, der dritte die Anlegung der Rasenplätze, die Cultur der Blumen und die Benutzung der Gewässer, und der vierte die bildenden Künste betrifft, die zur Verschönerung eines Gartens wirken können. Hier zeigte sich zwar ein gleiches Talent, allein der Dichter hatte keinen Führer mehr. Man war mit den Gärten weniger zufrieden, als mit jener Uebersetzung des virgilischen Gedichts; dessenungeachtet übesezte man dasselbe in alle Sprachen (deutsch von Voigt). Doch glauben die meisten Kunstrichter, daß die Franzosen im Fache des Lehrgedichts kein zweites Werk von gleichem dichterischen Werthe besäßen. Delille war nicht eigentlicher Geistlicher, sondern nahm nur die untern Weihen an, um eine reiche Pfründe genießen zu können. Von dieser, von seinen Besoldungen als Professor im Collège de France und als Mitglied der französischen Akademie, so wie von den Interessen seines eigenen Vermögens, hatte er vor der Revolution ein jährliches Einkommen von 30,000 Livres, von welchen ihm später nur noch 600 übrig blieben. Die Ehre, die ihm das Nationalinstitut durch seine Wahl zum Mitgliede der dritten Classe erwies, verbat er anfangs als ein Anhänger der alten Ordnung der Dinge. Das Institut aber erklärte, es werde die ihm bestimmte Stelle stets für ihn offen lassen, und erst nach seinem Tode wieder besetzen. Späterhin, bei einer mehr befestigten Regierungsform, wurde er zum Mitgliede der zweiten Classe erwählt, und nahm die Stelle an. Er war nicht um seines Verlustes willen, sondern aus der vollen Ueberzeugung, daß eine Republik für den Zustand von Ueberfeinerung und selbstsüchtigen Leidenschaften, in welchen sich seine Nation befindet, ein Unding sey, kein Freund der Revolution, aber er fröhnte nie irgend einer Faction. Es ist merkwürdig, daß ihn Robespierre bei jeder Gelegenheit schonte. Dieser Demagog wünschte die Hymnen, die bei der berühmten Feier der öffentlichen

Anerkennung der Gottheit abgesungen werden sollten, von Delille, der damals im Collège de France lebte, verfertigt zu sehen. Der Dichter, der diese Aufforderung nicht ablehnen konnte, schrieb in 24 Stunden den Dithyrambe sur l'immortalité de l'ame, der selbst den Wohlfahrtsausschuß erschütterte und ungesungen blieb. Seitdem (von 1794) entfernte er sich aus Paris, und hielt sich viele Monate lang in den Voghesen auf, wo er seine Phantasie mit den ihn umgebenden großen Naturscenen beschäftigte, und bald über die Bestimmung des Menschen, bald über die Gesetze der Dichtkunst nachdachte. In der mahlerischen Umgebungen der Schweiz dichtete er seinen l'homme des champs, ein Lehrgedicht in vier Gesängen, über die Reize des Landlebens, mit dem Beinamen Georgiques françaises als Pendant der Georgika des Virgil, von welcher es gleichsam der zweite moralische Theil ist. Delille hat 20 Jahr an diesem Gedichte gearbeitet, größtentheils aber im Jahr 1794, während der Schreckensperiode, und im Jahr 1795 in den Thälern des Basgauts. Er vollendete es in Basel, wo es bei Decker prachtvoll erschien. Mehrere geben diesem Gedichte noch den Vorzug vor den jardins. Die traurigen Begebenheiten von 1794 haben viel Einfluß auf dasselbe gehabt, und an mehreren Stellen herrscht eine tiefe Melancholie und eine Empfindsamkeit, welche in den jardins nicht zum Vorschein kommt. Der Anblick der Leiden seines Vaterlandes erzeugte das Gedicht: le malheur et la pitié en 4 chants, (London 1803) durch eine Reihe anziehender und rührender Gemählde, und eine Fülle wohlklingender Sentenzen anziehend. Von Basel begab er sich nach London, wo er indessen nicht zu den Emigranten gezählt wurde, und wo er sich (1802) mit Demoiselle Baudchamp, die lange Zeit seine Reisegesellschafterin gewesen war, und die er oft seine Antigone nannte, verheirathete. Hier beschloß er, seine vaterländische Sprache durch Miltons Meisterwerk zu bereichern, den er unter den Engländern am meisten bewunderte. Man sieht es seiner Uebersetzung des verlorenen Paradieses an, daß er sie mit Lust arbeitete. Vielleicht hat sich Delille unter allen seinen Arbeiten in dieser am meisten als Dichter gezeigt. In jeder Schönheit erreicht er sein Original, in allem Mittelmäßigen übertrifft er es, und in allem Geschmacklosen weiß er es zu verschönern. Diese Arbeit wurde in 15 Monaten vollendet, und kostete ihm eigentlich das Leben; denn die Anstrengung, mit welcher er sie zu beendigen bemüht war, gab Veranlassung zu dem ersten Anfalle von Schlagfluß, den er später erlitt. Als die politischen Stürme gebändigt waren, kehrte er in sein Vaterland zurück, und erwarb sich durch neue Erzeugnisse seines thätigen Geistes Bewunderung und Ehrendigung. So schrieb er sein Gedicht über die drei Reiche der Natur, und (1812) das in Frankreich mit so rauschendem Beifall aufgenommene Gedicht: la conversation. Hier hatte er einen Stoff gewählt, den er als Meister zu behandeln wußte. Denn seit er von jener Reise, die er mit Hrn. von Choiseul unternommen, und auf welcher er seine Einbildungskraft in den Gefilden des klassischen Alterthums, dessen große Muster schon früher seinen Geist genährt hatten, und durch den Anblick der schönsten und berühmtesten Gegenden Europa's bereichert hatte, nach Frankreich zurückkam, sah er sich in die glänzendsten Cirkel von Paris aufgenommen, wo er sein großes Talent der Unterhaltung bis zur Meisterschaft ausbildete. In der Wunsch, der Unterhaltung Leben und Bewegung zu geben, brachte ihn oft so weit, daß er sich selbst widersprach, und Parado-

rien aufstellte, die er mißbilligte; doch mußte er, sobald die gewünschte Wirkung erfolgt war, dieselben mit der Leichtigkeit und Anmuth eines Kindes wiederaufzugeben, das mit Seifenblasen spielt. Auch war nie ein Mensch weniger empfindlich als er. Die Kritik kränkte ihn wohl bisweilen, aber erbitterte ihn nicht. Selten kam ein unangenehmes Wort über seine Lippen, nur Anmuth und Güte waren hier einheimisch. Von dieser Seite konnte also niemand diesem Stoffe gewachsener seyn. Was aber die Poesie anlangt, so gilt von diesem Werke im Ganzen wohl, was von seinen übrigen gilt. Lebhaftes Gefühl, Mannichfaltigkeit der Anschauung, und daher lebendige Schilderungen, Reinheit und höchste Eleganz des Ausdrucks, harmonischer Wohlklang und Fluß der Verse sind ihre höchsten Vorzüge, weshalb ihm auch einige deutsche Kritiker den Namen eines eleganten Verskünstlers vorzugsweise beigelegt haben, und Bouterwek nicht mit Unrecht sagt: „ein didaktisches Werk, wie der höchst elegante Landmann des Abbé Delille, kann sehr viel Reize des Ausdrucks und der Diction haben, ohne darum ein Gedicht zu seyn.“ Delille arbeitete alles im Gedächtniß aus, und in ihm bewahrte er, was er vollendet hatte, fester und sicherer auf, als in seiner Schreibtafel. So trug er sogar die 30,000 Verse seiner Uebersetzung der Aeneide in seinem Kopfe herum, wie ehemals Tasso. Indes aber seine Geisteskraft zuzunehmen schien, nahm seine Aderkraft mit jedem Tage mehr ab; auch verlor er den Sinn des Gesichts. Er starb am 1. Mai 1813, an einem Tage, der sonst jedes Jahr durch die Wünsche seiner Familie und Freunde geweiht war. Er hat ein Gedicht mit sich genommen, welches er aus Zartgefühl dem Papier nicht anvertrauen wollte. Er besang darin das Alter und sein nahes Ende, weissagend pries er in wohlkautenden Versen die Täuschungen der Gegenwart und die Wohlthaten der Zukunft. Er wollte seine Gattin nicht bitten, diese Verse aufzuschreiben, um sie nicht zu betrüben, und wartete auf eine Gelegenheit, wo er einen seiner Freunde darum bitten konnte; welche sich aber nicht gefunden hat. Sein Tod ward allgemein betrauert und das ihm zu Ehren veranstaltete feierliche Beichenbegängniß war ein sprechender Beweis, in welcher hohen Achtung dieser Sänger, der seit langer Zeit die Zierde der französischen Literatur gewesen war, unter seinen Landsleuten gestanden hatte.

Delios (Delius), delisch, s. Delos.

Dellamaria (Domenico), ein berühmter französischer Componist, stammte aus einer italienischen Familie und zwar zu Marseille geboren. Von seiner zartesten Jugend auf überließ er sich seiner Neigung zur Musik, und schon in seinem achtzehnten Jahre componirte er eine große Oper, die in Marseille mit Beifall gegeben wurde. Erfreut über das Gelingen seines ersten Versuchs, ging er nach Italien, um sich dort zu vervollkommen. Hier blieb er zehn Jahre, und genoß den Unterricht mehrerer großen Meister, besonders des Paisiello. Er componirte sechs komische Opern, unter denen besonders *Il Maestro di Capella*, der er selbst den meisten Werth beilegt, mit vielem Beifall aufgenommen wurde. Im Jahre 1796 kam er nach Frankreich zurück, und begann auf dem Theater der komischen Oper mit einem Stücke, *le Prisonnier*, das seinen Ruf erweiterte, und auch in Deutschland unter dem Titel: *der Gefangene*, mit dem allgemeinsten Beifall auf die Bühne gebracht wurde. In allen seinen Werken findet man einen leichten und gefälligen Gesang, einen

reinen und schönen Styl mit einer natürlichen und neuen Begleitung, die mit Wahrheit im Ausdruck verbunden ist. Um so mehr zu bedauern ist, daß dieser Künstler zu früh sein Leben endigte; er starb 1800 in einem Alter von 36 Jahren. Er besaß außerordentliche Fertigkeit auf dem Pianoforte, und das Violoncell spielte er mit eben so viel Leichtigkeit als Anmuth. Außer jener genannten Oper: *le Prisonnier*, erregte eine andere, unter dem Titel: *l'opéra comique* (das Singspiel), ebenfalls den größten Enthusiasmus, und fast alle Arien, Duo's und Ensembles derselben wurden Volksgefänge.

Delos, die mittelfte der cykladischen Inseln im ägeischen Meere, durch die Sage berühmt als das Vaterland des Apollo und der Diana. Delos, erzählen die Dichter, war ehemals nur ein nackter unfruchtbarer Fels, der im Meere umherschwamm und zufällig von den Wellen in die Mitte der cykladischen Inseln getrieben ward. Die Erde hatte der Herc (Juno) geschworen, der flüchtigen Latona (s. d. Art.) keine Ruhestätte für ihre Entbindung zu gewähren. Unstätt irrte daher die Unglückliche umher, ohne einen Ort zu finden, wo ihr Fuß weilen konnte. Da erblickte sie das schwimmende Eiland; dies, kein fester Ort, konnte unter dem Schwur der Erde nicht mit begriffen seyn. Latona schöpfte Hoffnung, und Delos bot ihr willig eine Freistätte an den wilden Ufern des Inopus an. Sie gelobte dafür mit einem Schwur, daß ein Tempel auf seinem felsichten Boden erbaut werden solle, zu dem alle Völker Geschenke und Hecatomben bringen würden. Betrost blieb sie jetzt auf dem mühen Felsen und gebar, von einem schattigen Baume geschirmt, die Götterkinder, Apollon (der daher Delios, Delius) und Diana (welche daher Delia genannt wird), welche auch hier vorzüglich verehrt wurden. Delos aber war fortan nicht mehr das Spiel der Winde; aus den Grundfesten der Erde stiegen Säulen empor, die es stützten, und der Ruhm der Insel verbreitete sich über den Erdkreis. Also die Sage. — Anfangs hatte die Insel eigene Könige, die zugleich das priesterliche Amt ausübten; in der Folge kam sie unter die Herrschaft Athens. Nichts wurde auf derselben gebulbet, was das Bild der Zerstörung oder des Kriegs mit sich führte. Die Todten wurden auf der nahen Insel Rhenea begraben; eben dahin brachte man die schwangeren Frauen. Nach der Zerstörung Corinths flüchteten die reichsten Corinthier hieher und machten Delos zu einem blühenden Handelsort. Die größte Merkwürdigkeit der Insel war der Tempel und das Orakel Apollo's. Der Tempel, von Cecrops Sohn, Erichthon, gegründet und von verschiedenen Staaten Griechenlands immer mehr verschönert, war aus parischem Marmor erbaut und erhielt außer der schönen Bildsäule des Gottes einen Altar, der zu den Wunderwerken der Welt gerechnet wurde. Von demselben hat auch das sogenannte delische Problem (delische Aufgabe) seinen Namen. Als einmal, wird erzählt, auf Delos die Pest wüthete, und die Einwohner das Orakel um ein Mittel gegen dieselbe befragten, erhielten sie die Antwort: sie sollten den Altar des Apollo, der aus einem Würfel bestand, noch einmal so groß machen. Dieses nachher in der Geometrie berühmte Problem von der Verdoppelung des Würfels versuchten mehrere alte Philosophen und Mathematiker auf verschiedene Weise zu lösen. (S. Würfel.) Auch stand darin der Baum, an den sich, wie die Sage berichtete, Latona in den Wehen der Geburt stützte. Die Orakel, welche Apollo hier erteilte, hielt man für die deutlichsten und zuverlässigsten von allen. Sie wurden aber

im Sommer gegeben; im Winter ertheilte Apoll seine Orakelsprüche in Patara in Lycien. — Jetzt führt Delos den Namen Sedilli, ist unbewohnt, und gewährt nur Seeräubern einen Aufenthalt. Aber prächtige Ruinen sind von der ehemaligen Herrlichkeit noch vorhanden.

Delphi, der Sitz des berühmtesten Orakels des alten Griechenlands, lag in Phocis an der südlichen Spitze des Parnassus, der sich hier in zwei Bergenden schloß. Den Ursprung der Stadt erzählt die Mythe also: Nachdem Apollo den Drachen Pytho (Andere nennen ihn Delphyne) getödtet und hier sein Heiligthum zu gründen beschlossen hatte, erblickte er ein segelndes Handelsschiff aus Greta. Sogleich sprang er in Gestalt eines ungeheuern Delphins ins Meer (daher auch der delphinische), stürzte sich in das Schiff der Gretenser und zwang es, vor Pylos, wohin es bestimmt war, vorbei und in den Hafen von Crissa einzulaufen. Als die Gretenser ans Land getreten waren, erschien er ihnen plötzlich in herrlicher Jünglingsgestalt und verkündigte ihnen, daß sie nie wieder in ihr Vaterland zurückkehren, sondern als Priester ihm in seinem Tempel dienen sollten. Begeistert und mit Lobgesängen folgten die Gretenser dem Gotte zu seinem Heiligthume am Felsenabhange des Parnassus. Aber sie erschrakten sehr, als sie die Unfruchtbarkeit der Gegend wahrnahmen und flehten den Apoll um Hülfe gegen Armuth und Mangel an. Der Gott aber lächelte und erklärte ihnen ihre künftige Bestimmung als seine Priester, und welche Vortheile sie dadurch erlangen würden. Da erbauten sie Delphi; anfangs aber hieß die Stadt Pytho, von dem Drachen, den Apollo hier getödtet hatte. Der Ort, wo die Orakelsprüche ertheilt wurden, war eine Höhle und hieß Pythium. Ihre Entdeckung schreibt die Sage einem Hirten zu, der am Fuße des Parnass weidete, und von dem berausenden Dunst, der ihm aus derselben entgegenkam, in prophetische Ekstase versetzt wurde — seitdem stellte man über diese Höhle, welche man im Tempel einschloß, den heiligen Tripod (Dreifuß), auf welchem die Priesterin, durch deren Mund Apollo reden sollte, Pythia genannt, die begeisterten Dünste, die aus der Tiefe aufstiegen, und mit ihnen die Eingebung des delphischen Gottes empfing und verkündete; (daher das Sprichwort *ex tripode*, vom Dreifuße herab sprechen, von Dünsten, aber für unfehlbar ausgegebenen Wahauptungen und Aussprüchen.) Wenn sie, nachdem sie zuvor den Leib und besonders das Haar in dem nahen castalischen Quell gebadet hatte, sich mit Lorbeer bekränzt auf den mit Lorbeeren geschmückten Dreifuß niedergelassen, den dabei stehenden Lorbeerbaum geschüttelt, auch wohl einige Blätter davon gegessen hatte, gerieth sie in den Zustand der Entzückung. Ihr Gesicht wechselte die Farbe, ein Schauer durchlief ihre Glieder und aus ihrem Munde tönten Klagegeschrei und langes Stöhnen. Dieser Zustand stieg bald bis zur Wuth. Die Augen funkelten, der Mund schäumte, die Haare sträubten sich, und von dem aufsteigenden Dunste fast erstickt, mußten die Priester die Ringende auf dem Sitze gewaltsam zurückhalten, worauf sie dann unter fürchterlichem Geheul anfang, einzelne Worte abzustößen, welche die Priester mit Sorgfalt auffingen, ordneten, und schriftlich dem Fragenden überlieferten. Anfangs waren die Sprüche in Verse gebracht, aber als in spätern Zeiten das Ansehen der Orakel sank, begnügte man sich, sie in Prosa zu ertheilen. Immer war das Orakel dunkel und zweideutig, doch war es früherhin ein nütliches Institut in den Händen der Priester,

die politischen, bürgerlichen und religiösen Verhältnisse Griechenlands zu leiten, zu stützen und zu erhalten, und stand lange in dem Rufe der Unfehlbarkeit. Denn die Dorer, die ersten Bewohner des Orts, die sich bald in alle Theile Griechenlands verbreiteten, verbreiteten auch in ihren neuen Wohnsitzen überall die unbegrenzte Ehrfurcht für dieses Orakel, so daß es in kurzem das allgemeine Orakel für alle Hellenen ward. Anfangs war für das Orakelsprechen nur ein Monat im Jahre, dann in jedem Monat ein Tag bestimmt. Keiner aber, wer den Gott um Rath fragte, durfte ohne Geschenke erscheinen. Daher besaß der Tempel ungeheure Schätze und die Stadt war mit zahlreichen Statuen und andern Kunstwerken, welche aus Dankbarkeit geweiht worden, ausgeschmückt. Die Alten hielten Delphi für den Mittelpunkt der Erde. Die Dichter erzählten, Jupiter habe, um die Mitte der Erde zu messen, zwei Adler, den einen von Abend, den andern von Morgen her, abgeschickt, welche hiezu angekommen wären. Auch war in Delphi das Grab des Neoptolemus (oder Pyrrhus), des Sohns Achilles, der hier von Orestes getödtet worden. Nicht weit von dem Grabe war die berühmte, von Polygnot mit der Geschichte des trojanischen Krieges ausgemalte Fesche. In der Ebene zwischen Delphi und Cirrha wurden anfangs alle neun Jahre, späterhin alle fünf Jahre im Monat Targelion die pythischen Spiele gefeiert; durch diese Nationalspiele und die Beschützung der Amphicthyonen erhielt Delphi einen dauernden Glanz. Jetzt hat Delphi den Namen Castri und ist den Türken unterworfen.

Delphin (*Delphinus delphis*), der Name eines ganzen, aus vier verschiedenen Gattungen bestehenden Geschlechts von säugenden Seethieren, aber insbesondere einer Gattung aus diesem Geschlechte. Dieses Thier, welches schon die Alten kannten, nannten die Schiffer Zummler. Der Körper ist walzenförmig und der Kopf läuft spitzig zu. Aus der Luftröhre bläst der Delphin Wasser in einem Strahle. Seine Länge beträgt neun bis zehn Fuß. Die Haut ist glatt, oben schwarz und unten weiß. Ueber der Schnauze läuft eine breite Binde. Der Delphin hält sich mehr in mildern Meeren auf. Im mittelländischen und schwarzen ist er nicht selten. Daß er auch die deutschen Küsten bisweilen besucht, ist gewiß, denn man zeigt noch jetzt einen auf dem Rathhause zu Danzig, der im Anfange des sechsten Jahrhunderts an der danziger Mehrung gefangen wurde. Seine Nahrung besteht in Fischen und andern Seethieren. Das Fleisch dieses Thiers ist schwarz und grobfaserig, aber dennoch genießbar, und kommt den Seefahrern gut zu Statten. Die griechischen und römischen Dichter erwähnen des Delphins oft; auch findet man ihn häufig von den Alten abgebildet, jedoch in fabelhafter Gestalt. Auch seine Naturgeschichte wurde mit Märchen reichlich ausgestattet. Man schrieb ihm ein mitleidiges Herz und eine besondere Neigung zur Musik zu, wie die Geschichte des Arion beweiset. In der Astronomie führt den Namen des Delphin ein Sternbild (wahrscheinlich von der Ähnlichkeit mit jener Gestalt) von zehn Sternen, nicht weit vom Adler. Die Fabel erzählt, es sey derjenige Delphin, welcher die Amphitrite, die sich vor den Anträgen des Neptun verborgen hatte, austundschaftete und sie dem Neptun geneigt machte; zum Danke dafür habe ihn Neptun unter die Sterne versetzt. Ueberhaupt werden die Delphine als Diener und Boten des Neptuns betrachtet. Delphine heißen auch die Zapfen oder Handhaben an

den Artilleriestücken, woran sie gefaßt und gehoben werden, weil ihnen sonst gewöhnlich diese Figur gegeben wurde.

Delta, ist ein griechischer Buchstabe, unserm D entsprechend. Sein Zeichen Δ , daher deltaförmig. Wegen seiner etwas ähnlichen Gestalt, welche durch den Nil gebildet wird, hieß auch der untere Theil von Aegypten bei den Griechen das Delta. Hier lag Saïs, Pelusium, Alexandria. Doch unterschied man das große und das kleine Delta.

Deluc (J. R.) der berühmte Geologe, lebt in London und ist im Jahr 1726 in Genf geboren. Er hat sein ganzes Leben mit geologischen Untersuchungen und Reisen, die vorzüglich bloß seinem Studium gewidmet waren, zugebracht, und diese Wissenschaft mit den wichtigsten Entdeckungen bereichert. Indessen haben seine Theorien und Hypothesen, die er zum Theil mit den heiligen Schriften der Bibel in Uebereinstimmung zu bringen gesucht hat, auch große und bedeutende Gegner gefunden. Man hat von ihm zahlreiche, auch zum Theil ins Deutsche übersetzte Schriften.

Demagog (griechisch, bed. Volksleiter) heißt in Demokratien oder gemischten Staatsverfassungen ein Anführer des Volks, welcher die Gunst desselben benutzt, um dasselbe in seinen Beschlüssen und Unternehmungen zu leiten. Ein solcher war z. B. Perikles bei den Griechen. Viele Talente, vorzüglich das einer einschmeichelnden Beredsamkeit, Staatsklugheit und Tapferkeit, erwarben bei den Alten dieses Ansehen, und die schwankende Stelle eines Volksgünstlings. Man verbindet mit diesem Worte gewöhnlich nicht die beste Bedeutung, weil beinahe alle Demagogen der ältern und neuern Zeit das Interesse des Volks mehr verriethen, als beförderten, und am meisten nur auf ihren Nutzen bedacht waren. Die eifrigen Volksfreunde in Frankreich, die ausschließlich für wahre Patrioten gelten wollten, ein Marat, Robespierre, Herzog von Orleans und Andere, haben dem Credit des Wortes Demagog durch ihr schändliches Betragen den letzten Stoß gegeben.

Demarcationslinie (Begränzungslinie). Eigentlich jede Linie, die zur Festsetzung einer Gränze, welche von fremden oder mit einander streitenden Mächten nicht überschritten werden soll, gezogen wird. Zufolge einer zwischen der französischen Republik und dem Könige von Preußen zu Basel vom 17. Mai 1795 geschlossenen Convention wurde unter diesem Namen eine Neutralitätslinie festgesetzt, wodurch der Kriegsschauplatz vom nördlichen Deutschlande entfernt wurde. Eine Demarcationslinie war ferner während des pleischwiger Waffenstillstandes (1813) zwischen den französischen und den alliirten russisch-preussischen Truppen festgesetzt.

Demerary, eine holländische Colonie am schiffbaren Flusse gleiches Namens in Guiana im südlichen Amerika. Die Fruchtbarkeit der Gegend lockte 1740 mehrere Holländer von Essequebo, und in der Folge viele Engländer, die vortheilhafte Lage zu benutzen. 1769 zählte man schon 130 Plantagen, und diese haben sich in der Folge noch vermehrt, so daß 1778 die Ausfuhr an Caffee, Zucker und Baumwolle funfzehn Schiffsladungen betrug; es wurden nämlich 2000 Orbst Zucker, 4 Millionen Pfund Caffee und 230,000 Pfund Baumwolle ausgeführt, außerdem noch Cacao, Rum, Sirup u. s. w. Die Regierung besteht aus einem Director und einem aus den Bürgern der Colonie gewählten Rath, ist abhängig von Essequebo, und dieses von Surinam. 1797 begab sich diese Colonie unter den Schutz

von Großbritannien, wurde durch den Frieden von Amiens zurückgegeben. Im J. 1803 aber aufs neue ohne Widerstand weggenommen. Durch den Vertrag vom 19ten August 1814 ist Demerary, sammt Essequibo für immer an Großbritannien abgetreten worden.

Demeter, s. Ceres.

Demetrius (Demetrios), vorzüglich der Name mehrerer Könige von Macedonien und Syrien, unter welchen besonders wichtig ist: 1. Demetrius I., mit dem Beinamen Poliorcetes (der Städteeroberer), König von Macedonien, Sohn des Antigonus. Er führte viele Kriege, besonders mit dem Ptolemäus Lagus, mit ungleichem Erfolg. Er erschien vor Athen mit einer großen Flotte, verjagte den Demagogen Demetrius Phalereus und gab dem Volke die alte Regierung wieder. Gegen den Seleucus, Cassander und Eysimachus verlor er die berühmte Schlacht bei Ipsus 299 vor Chr. Geb. Hierauf flüchtete er sich nach Ephesus, von da nach Athen. Hier wurde er nicht eingelassen. Er geht daher nach Corinth, überzieht von hier aus das thrasische Gebiet des Eysimachus, überbringt seine Tochter Stratonice als Gattin dem Seleucus nach Asien, nimmt unterwegs Cilicien ein, worüber er mit Seleucus zerfällt. Er eroberte zwar Macedonien 298 vor Chr. Geb. und regierte 7 Jahre; aber durch seinen Despotismus verlor er den Thron wieder. Verlassen von seinen Soldaten und herumirrend ergibt er sich endlich seinem Schwiegersohn, dieser hielt ihn in weitem Arrest zu Arameo (auch Pella genannt) in Syrien, wo er auch 284 vor Chr. Geb., 54 Jahre alt, starb. 2. Demetrius II., König von Macedonien, Sohn und Nachfolger des Antigonus Gonatas und Enkel des Vorigen. Als sein Vater durch die Treulosigkeit der Macedonier nach Griechenland fliehen mußte, brachte er einen Haufen Soldaten zusammen und setzte denselben wieder auf den Thron. Nach dessen Tode regierte er 10 Jahre in stetem Kampfe mit den Gränzvölkern. 3. Demetrius I., König von Syrien, mit dem Beinamen Soter (der Erretter), Sohn des Seleucus IV. Philopator, der ihn als Geisel nach Rom sandte. Er verlor durch Schwelgerei und Weichlichkeit einen großen Theil seines Reichs, und blieb gegen Alexander Balas, im J. 150 vor Chr. Geb., welcher den Thron an sich riß. 4. Demetrius II., Nicator (der Sieger), des Vorigen Sohn, stürzt den letztern, erobert die verlornen Länder von den Parthern wieder, aber geräth in ihre Gefangenschaft. Nach seiner Befreiung regierte er noch 4 Jahre; aber sein Stolz veranlaßte Empörung und er wurde zu Tyrus von einem Statthalter ermordet, 126 J. vor Chr. Geb. Noch wichtiger als Vesterer ist 5. der oben genannte Demetrius Phalereus (aus Phalerus), ein berühmter griechischer Redner, Schüler des Theophrast, wurde macedonischer Statthalter von Griechenland und Archont (309 vor Chr. Geb.). Er verschönerte Athen durch prächtige Gebäude; die Dankbarkeit der Athenienser, welche er beherrschte, ließ ihm so viel Statuen, als Tage im Jahre errichten. Aber der erweckte Neid verdamnte ihn zum Tode und stürzte sie wieder um. Er flüchtete sich nach Aegypten an den Hof der Ptolemäer. Durch seine Fürsorge wurde die Bibliothek zu Alexandria angelegt, auch, wie Einige sagen, die griechische Uebersetzung der Bibel veranstaltet. Die Schrift über die Elocution trägt wahrscheinlich nur seinen Namen. Er soll in die Ungnade des Ptolemäus gefallen und in den District Busiris verwiesen worden seyn, Cond. Lex. 4te Aufl. III.

wo er sein Leben (247 vor Chr. Geb.) durch einen Schlangenbiß endigte. 6. Demetrius (Dimitrie), s. Pseudometrier.

Demiurg, 1. soviel als Demagog (s. d. Art.); 2) Werkmeister, Künstler. So wird vorzüglich von den Alten der Weltischöpfer genannt.

Demokratie ist diejenige Regierungsform, bei welcher das Volk selbst (d. h. sämtliche Bürger zusammengekommen) die höchste Gewalt ausüben. Es könnte dieses geschehen unmittelbar von sämtlichen Staatsbürgern, und zwar durch Einhelligkeit oder Mehrheit der Stimmen (dieses ist die reine oder absolute Demokratie, welche in der Möglichkeit ein Unding ist und in ihrem Entstehen zur Anarchie führen muß, weil hier der Unterschied der Befehlenden und Gehorchenden ganz zusammenfällt), oder mittelbar, d. i. durch Repräsentanten (repräsentative Demokratie). Die Demokratie finden wir als herrschende Form der alten Zeit, und vorzüglich kleinern Staaten angemessen. Ihre Vorzüge bestehen in der großen und aufopfernden Vaterlandsliebe, welche dadurch erweckt wird, daß sie jedem Bürger ein Gefühl der Würde und Unabhängigkeit durch die möglichste Gleichheit derselben, durch die mögliche Theilnahme an der öffentlichen Verwaltung und durch die Publicität der letzten mittheilt. Mit Aufhebung der auf Bürgertugend gegründeten und durch Gesetze geregelten Gleichheit, z. B. durch Luxus und Habsucht, geht diese Form zu Grunde. Ihre Nachtheile sind denn zunächst Factionsgeist im Innern und Verwirrung bei zu weit getriebener Gleichheit, Herrschaft der blinden, veränderlichen Volksgunst und des Meides über das Verdienst und leidenschaftliche Zügellosigkeit in der Beherrschung, Mangel an Einheit und Schnelligkeit in Ausführung nothwendiger Beschlüsse, daher Schwäche nach außen; so geht die Demokratie unaufhaltsam in Aristokratie oder Despotie unter, indem die Repräsentanten allmählig Aristokraten werden, oder ein einziger Ausgezeichneter das Ruder ergreift. In der neuern Zeit gebiehn die Demokratien nicht.

Demokrit, berühmter Philosoph der atomistischen oder neuern eleatischen Schule, aus der im Alterthum berühmtesten Stadt Abdera gebürtig, lebte um die 72ste Olympiade (geb. gegen 494 vor Chr. Geb.). Xerxes, bei dem Demokrits Vater in Gunst stand, ließ, als er wieder nach Asien zurückging, einige Magier und Chaldäer bei ihm, welche den Jüngling in ihre Geheimnisse einweiheten und dadurch die erste Reigung der Philosophie in ihm erweckten. Nach seines Vaters Tode reiste er nach Aegypten, wo er die Geometrie studirte, und besuchte vielleicht einige andere Länder, um seine Kenntnisse von der Natur zu erweitern. Unter den griechischen Philosophen genoss er den Unterricht des Leucipp. Hierauf kehrte er in seine Vaterstadt zurück, wo er an die Spitze der öffentlichen Angelegenheiten gestellt wurde. Aber aus Unwillen über die Thorheit der Abderiten entsagte er diesem Amte und zog sich in die Einsamkeit zurück, sich allein den philosophischen Studien zu widmen. Wir übergehen die vielen Märchen, welche man von Demokrit erfunden hat, wohin auch gehört, daß er beständig über die Thorheiten der Menschen gelacht habe, weshalb man ihn als Gegenstück des Heraklit angesehen hat, und wenden uns zu einer kurzen Darstellung seiner philosophischen Meinungen. In seinem Systeme hat er die mechanische Erklärungsart der Natur seines Lehrers Leucipp weiter ausgebildet. Die Entstehung der Welt erklärte er durch die

ewige Bewegung einer unendlichen Menge untheilbarer Körperchen (Atomen), die sich durch Figur, Lage und Ordnung von einander unterscheiden, und durch ihre Bewegung in dem unendlichen Raume bald getrennt, bald wieder zusammengesetzt wurden. So entstand das Universum durch Zufall, ohne Beihülfe einer ersten Ursache. Die Ewigkeit der Atomen (einer Materie überhaupt) bewies er daraus, daß man die Zeit sich nicht anders als ewig und ohne Anfang vorstellen könne; ihre Einfachheit aber auf folgende Weise. Wenn Körper auch unendlich theilbar sind, so muß man doch zugeben, daß die Theilung müsse wahrgenommen werden können. Nach geschעהr Theilung bliebe nun entweder noch etwas Ausgedehntes, oder Punkte ohne alle Ausdehnung, oder nichts übrig. Im erstern Falle wäre die Theilung noch nicht vollendet, im zweiten könnte die Zusammensetzung von Punkten ohne Ausdehnung nie etwas Ausgedehntes geben; und wäre nichts übrig, so müsse die Körperwelt auch nichts seyn; also müssen einfache Körper (Atomen) existiren. Aus seiner Behauptung von dem ewigen Wechsel des Scheidens, und der Verbindung der Atomen folgte auch die, daß es zahllose Welten gebe, welche bald entstanden, bald wieder untergingen. An den Atomen unterschied er Figur, Größe, Schwere und Undurchdringlichkeit. Alle Dinge haben einerlei Bestandtheile, und ihre Verschiedenheit rührt bloß her von der Verschiedenheit der Figur, Ordnung und Lage der Atomen, woraus jedes Ding besteht. Diese Verschiedenheit bei den Atomen ist unendlich, so wie ihre Anzahl, daher auch die Verschiedenheit der Dinge selbst unendlich groß ist. Alles Wirken und Leiden ist Bewegung durch Berührung, weil nur ähnliche Dinge auf einander wirken. Das Feuer besteht nach ihm aus thätigen leichten Kugeln, und dehnt sich wie eine helle Einfassung um die Erde. Die Luft wird durch das beständige Aufsteigen der Körperchen aus den untern Gegenden in Bewegung gesetzt, und zu einem reißenden Strome, der die in seinem Schooße gebildeten Gestirne mit sich fortführt. Unter seinen psychologischen Lehren verdienen folgende Erwähnung. Die Seele besteht, in so fern sie bewegende Kraft ist, aus Feueratomen; aber da sie auch die übrigen Elemente erkennt, und doch nur durch das ihm gleiche Etwas erkannt werden kann, so muß sie auch aus den übrigen Elementen zusammengesetzt seyn. Das Gefühl ist der Grundsinne und unter allen der untrüglichsie. Es nimmt die Dinge am meisten nach ihrer objectiven Beschaffenheit wahr; denn nur das kann objectiv wahr an den Dingen seyn, was den Atomen selbst zukommt, und dies erfahren wir am sichersten durch das Gefühl. Die übrigen Sinne zeigen mehr das Zufällige der Dinge, und sind also weniger zuverlässig. Die Aeußerungen der fünf Sinne werden theils durch die verschiedene Zusammensetzung der Atomen in den Sinnsorganen, theils durch die verschiedene Art der Einwirkung der äußern Körper bewirkt. Das Auge ist, seiner Natur nach, aus Wasser geformt. Wenn wir sehen, so sondern sich von den äußern Körpern Bilder ab, die auf das Auge eindringen. Die Bewegung eines Körpers, z. B. das Sprechen des Mundes, theilt die Luft von einander und verursacht ein Störmen in ihr nach der Richtung des bewegenden Körpers. Die strömenden Lufttheile gelangen zum Ohre und verursachen das Gehör. Auf ähnliche Weise entstehen die Empfindungen des Geschmacks und Geruchs. Die vom Auge empfangenen Bilder der Gegenstände gelangen durch dasselbe zur Seele, und erwecken die Vorstellungen in uns. Können daher durch das Auge

keine Vorstellungen zur Seele gelangen, so hört die Thätigkeit derselben auf, wie im Schlafe. Träume erklärt er so: dem Wesen des Wassers und der Luft, und den elementarischen Bestandtheilen des Auges und Gehörs gemäß, dauern die Bewegungen dieser beiden Sinnorgane nach verschwundenem Eindrucke noch fort, und werden wegen der größern Ruhe und Stille der Nacht lebhafter wahrgenommen. Die Sinnenkenntniß ist dunkel, trüglisch und stellt bloß Bewegungen der äußern Körper dar; die subjectiven Affectationen sind Schein und nicht in den Objecten gegründet. Vernunftkenntniß hat einen höhern Grad von Zuverlässigkeit und Evidenz, ob sie gleich auch nicht ohne Zweifel ist. Die Fortdauer der Seele nach dem Tode läugnete Demokrit, da er sie auch aus Atomen zusammensetzte. Er unterschied sie in zwei Theile: in den vernünftigen, der seinen Sitz in der Brust hat, und in den unvernünftigen, der im ganzen Körper vertheilt ist. Beide aber machen nur Ein Wesen aus. Sein practisches Princip ist Wohlfeyn durch Gleichmuth. Von seinen physischen und astronomischen Ideen sind folgende zu merken. Sonne und Mond ließ er aus glatten Atomen bestehn, die in einem Wirbel herumgetrieben werden. Der Mond war ihm eine feurige Scheibe, übrigens der Erde ähnlich, mit Bergen und Thälern versehen und bewohnt. Die Milchstraße erklärte er für eine Menge kleiner Sterne. Die Ordnung der Sterne nach ihrer Höhe war folgende. Erst kamen die Fixsterne, dann die Planeten, dann die Sonne, dann der Morgenstern, dann der Mond. Alle Sterne bewegen sich von Abend gegen Morgen. Die Cometen sind nichts anders, als zwei Planeten, welche nahe bei einander stehn und daher ein einziger Stern zu seyn scheinen. Nach ihrer Trennung glänzen sie am Himmel noch fort und zeigen sich uns als bisher noch unbekannte Gestirne. Die Erde hatte wegen ihrer Kleinheit und Leichtigkeit anfänglich eine schwankende Bewegung, bis sie mehr Dichtigkeit und Festigkeit bekam und nach und nach stille stand. Sie ist eine breite, in der Mitte hohle Scheibe und wird von der unter ihr eingeschlossenen Luft getragen. Weil aber diese gegen Mittag zu dünner ist, so hängt auch die Scheibe nach dieser Seite zu. Das Meer nimmt beständig ab und wird einmal ganz austrocknen. Der Mensch ist aus Wasser und Schlamm entstanden. Auch die Lehre von den Göttern verflocht er, vielleicht nur aus Anhänglichkeit an den Volksglauben, in sein System. Auch sie waren aus Atomen entstanden und vergänglich wie alles Uebrige. Demokrit soll sehr viel geschrieben haben, wovon jedoch nichts auf uns gekommen ist. Er verdient unstreitig den ersten Platz unter den Naturforschern, welche die Wirkungen auf die Ursachen angewandt haben. Er starb vor Chr. Geb. in hohem Alter. Seine Nachfolger wurden von Epikur verdrängt.

Demonstration bedeutet in der Kriegssprache eine Bewegung gegen einen Ort, ein kunstvolles Manöver, welches man macht, um den Feind irre zu leiten und seinen wahren Plan zu verbergen; in der Philosophie nennt man so einen strengen oder eigentlich logischen Beweis, d. h. ein solcher, aus welchem die Unmöglichkeit des Gegentheils erhellt. Andere, wie Kant, nennen nur den mathematischen Beweis also, d. i. die Bezeugung eines Urtheils aus der Anschauung, und nennen **demonstriren**, das Object einer Erkenntniß in der Anschauung nachweisen.

Demontiren kommt in mancherlei Sinnverwandtschaften vor. So heißt es, die Wälle und Brustwehren einer Verschanzung oder Fe-

lung zerschießen; das Geschütz durch Zerschießen der Kasetten und Räder unbrauchbar machen; auch, wenn man nach beendeten Kriege, die Kanonen, Bombenpöller auf den Wällen von den Kasetten und Schleifen abnimmt, heißt dies, das Geschütz demontiren. Im weitern Sinne heißt es auch die Montur abnehmen, einem Reiter sein Pferd abnehmen, ihn absitzen lassen. Demontir-Batterien sind solche, deren eigentliche Bestimmung ist, die Brustwehren der Festungs-werke herabzuwerfen und das feindliche Geschütz zu Grunde zu richten. Sie theilen sich ihrer Bestimmung nach in Ricochet-Batterien und in Demontir-Batterien mit voller Ladung. Letztere setzt man entweder schräg gegen die zu beschießende Face-em-
scharpe, oder ihr gerade gegenüber; muß aber hier allezeit die Brust-
wehr abstämmen, herabwerfen, um das Geschütz zu demontiren. Dies
gibt zwar die Wirkung der Demontir-Batterien um etwas hinaus-
zuschieben; wenn man jedoch bedenkt, daß zu dem Ricochetiren eines
Ballganges eine über allen Vergleich größere Genauigkeit der Schüsse
erfordert wird, so wird man gewiß in den meisten Fällen die geraden
Schüsse den Ricochetischen vorziehen. Die Wirkung der Demontir-
Batterien hängt vorzüglich von ihrer gehörigen Entfernung und von
dem richtigen Gebrauch des Geschützes ab. Man wird nie auf ein
sicheres Treffen rechnen können, wenn man sich über 6 bis 800 Schritte
von dem zu beschießenden Gegenstande entfernt befindet; auch werden
die Schüsse durch eine größere Entfernung einen Theil der Kraft ver-
lieren, die ihnen unentbehrlich ist, um tief in die Erdbrustwehr ein-
zudringen und diese um so eher herabzuwerfen. Man beschießt sie zu
dem Ende Fuß für Fuß, indem man alles Geschütz auf Einen Punkt
richtet; denn nur durch die vereinigte Wirkung mehrerer Geschütze läßt
sich etwas Entscheidendes ausrichten.

Demosthenes, der berühmteste Redner des Alterthums,
stammte aus einer angesehenen Familie zu Athen. Er war im Jahr
375 vor Chr. zu Paanium, einem Flecken in Attica, geboren. Sein
Vater, den er früh verlor, hinterließ ihm ein bedeutendes Vermö-
gen, um das ihn seine Vormünder bringen wollten. Er aber führte,
ob er gleich erst siebzehn Jahr alt war, selbst den Prozeß gegen sie,
und gewann ihn glücklich. Die Beredsamkeit und Philosophie zu stu-
diren, besuchte er die Schule des Kallistratus, des Isäus, Sokrates
und Plato. Aber die Natur hatte ihm große Hindernisse in den Weg
gelegt. Er hatte nicht nur eine sehr schwache Brust, sondern konnte
auch das R gar nicht aussprechen, welche Naturmängel er durch die
höchsten Anstrengungen zu besiegen strebte. Dies gelang ihm dadurch,
daß er auf den Rath des Schauspielers Satyrus kleine Kiesel in den
Mund nahm und so mehrere Verse hinter einander, selbst auf den
schwerlichsten und steilsten Wegen, laut declamirte. Um seine Stim-
me zu verstärken, ging er an den Meeresstrand zur Zeit, wo die
Wogen in Aufruhr waren, und übte sich daselbst im starken Spre-
chen. Dann verschloß er sich ganze Monate in einem unterirdischen
Gemach, und ließ sich den Kopf scheeren, um durchaus nicht ausge-
hen zu können. Hier, bei dem Scheine einer Lampe, schrieb er seine
meisterhaften Reden, von denen seine Reider sagten, daß sie nach Del-
phien, welchen aber die Nachwelt den ersten Platz unter den Werken
der Beredsamkeit angewiesen hat; Reden, in denen er den thörichten
Wünschen der Menge laut widersprach und die Athenienser wegen
ihrer Fehler offen tadelte, und sie zu Muth, Ehrgefühl und Patriotismus
entflammte. Er donnerte wider Philipp von Macebonien, und

hauchte seinen Mitbürgern den Haß ein, von dem er selbst beseelt war. Die erste dieser, unter dem Namen der philippischen, berühmten Reden verfaßte er, als Philipp sich des Passes bei Thermopyla bemächtigt hatte. Er drang darauf, sogleich eine Flotte und eine Armee auszurüsten, den Krieg baselbst anzufangen, den Schauplatz desselben nach Macedonien zu verlegen, und ihn nicht eher als durch einen vortheilhaften Vergleich oder entscheidenden Sieg zu enden. Die Athenienser gaben ihm zwar Beifall und billigten seine Plane, allein sie führten sie nicht aus. Der berühmte Phocion, der die Schwäche Athens wohl kannte, rieth unablässig zum Frieden. Demosthenes ging inzwischen zweimal als Gesandter an den Hof Philipps, ohne in seinen Unterhandlungen glücklich zu seyn. Jedesmal rieth er bei seiner Rückkehr zum Kriege und suchte nicht nur Athen sondern ganz Griechenland unter die Waffen zu bringen. Endlich als Philipp mit einem Heere durch den Paß von Thermopyla in Phocis eingedrungen und sich zum Schrecken Athens der Stadt Elateira bemächtigt hatte, bewirkte er einen Volksschluß, sogleich eine Flotte von 200 Schiffen auszurüsten, die Landarmee nach Eleusis zu führen und Gesandte an alle Städte Griechenlands zu schicken, um ein allgemeines Bündniß gegen Philipp zu Stande zu bringen. Er war selbst unter den Gesandten und bewog die Thebaner, eine athenienfische Armee in ihren Mauern aufzunehmen. Gleiche Thätigkeit wie in Theben zeigte er in Bdotien. Sein Eifer brachte ein zahlreiche Heer gegen Philipp zusammen; bei Chæronea kam es zur Schlacht, die Griechen wurden besiegt. Demosthenes, der selber mitfocht, war unter den ersten, welche die Flucht ergriffen. Dennoch wollte er die Spichenrede auf die in der Schlacht gebliebenen Krieger halten. Aeschines, sein Nebenbuhler, ermangelte nicht, ihn deswegen anzugreifen. Dieser Streit zwischen beiden Rednern war der Gegenstand der Rede pro corona, welche Demosthenes Triumph war, und seinem Gegner die Verbannung zuzog. Als Philipp bald nachher ermordet wurde, glaubte Demosthenes, daß Athen jetzt leichter seine Freiheit werde behaupten können. Aber Alexanders schreckliche Rache an Theben setzte die Athenienser so in Schrecken, daß sie bald um Gnade flehten. Nur mit Mühe war Alexander zu bewegen, von seinem Verlangen, daß ihm Demosthenes und einige andere Redner ausgeliefert würden, abzustehen; denn ihn fürchteten die Macedonier mehr als die athenienfischen Heere. Für seine Bestechlichkeit, die er in der Sache des Harpalus gezeigt hatte, wurde er zu einer Strafe von 50 Talenten verurtheilt, und da er sie nicht gleich bezahlte, ins Gefängniß geworfen, aus dem er jedoch entkam und nach Megina floh, wo er bis nach Alexanders Tode blieb. Jetzt nahm der Krieg mit Antipater seinen Anfang. Demosthenes zeigte sich wieder öffentlich und suchte die kleinen griechischen Staaten zu einem Bunde gegen Macedonien zu bereden. Die Athenienser riefen ihn ehrenvoll wieder zurück. Als aber der Krieg sich unglücklich wandte und Antipater auf seiner Auslieferung bestand, entfloh er aufs neue und nahm seine Zuflucht in den Tempel des Neptun, auf der Insel Calauraea. Aber auch hier sah er sich nicht sicher und nahm Gift, das er immer bei sich trug. Er starb (31 vor Chr. Geb.) 62 Jahre alt. Sein Charakter ist durch Ehrgeiz und Habsucht besetzt. Cicero erklärt ihn für den vollkommensten aller Redner. Immer, sprach er, wie es die Umstände, die Zeiten und die Zuhören erforderten; bald war er sanft, bald heftig, bald erhaben. Seine Action war seinen Worten angemessen und riß unwiderstehlich

bin. Die griechische Sprache wurde durch ihn zu einer Vollkommenheit ausgebildet, die keiner vor ihm erreicht hat. An Nachdruck und Ueberzeugungskraft, Scharfsinn und Feinheit in Auffindung und Aufstellung der Gründe, Harmonie aller Theile zum Ganzen, Schönheit und Stärke des Ausdrucks, Kraft und Wohlklang der Sprache übertraf er alle seine Vorgänger. Alles ist in seinen Reden natürlich, kräftig, gedrängt, nichts müßig; überall herrscht das schönste Ebenmaß, daher ist auch der große Einfluß dieses Mannes auf seine Zeitgenossen zu erklären. Wir besitzen unter seinem Namen noch 61 Reden, 65 Eingänge und sechs Briefe, einige sind unächt. Seine Reden hat Reiske herausgegeben. Eine treffliche Uebersetzung der drei alynthischen ins Deutsche führt den Titel: Demosthenes Staatsreden, übersetzt und mit vielen Anmerkungen von Fr. Jakobs. Lpz. 1805.

Demoustier (Charles-Albert), ein auch in Deutschland sehr bekannt gewordener franz. Dichter, war zu Willers-Goterets den 1ten März 1760 geboren. Frühzeitig zeichnete er sich durch große Fortschritte in den Wissenschaften aus, und übte anfangs mit Erfolg das Geschäft eines Advocaten, das er aber bald wieder aufgab, um sich ganz den Wissenschaften zu ergeben. Er schrieb nun Schauspiele, Opern und Gedichte. Sie sind voller Witz, der freilich oft gesucht ist. Seine Briefe an Emilie über die Mythologie (auch ins Deutsche übersetzt von Mostig-Jänkenborf), für den oberflächlichen Dilettantismus berechnet, haben ihn in ganz Europa bekannt gemacht. Man kann ihnen zwar mit Recht Affectation und das vorwerfen, was man im Französischen Style de madrigal nennt; allein sie sind mit so viel Geist, Feinheit und Leichtigkeit geschrieben, daß sie doch eine höchst anziehende Lectüre gewähren. Von seinen Schauspielen sind *le Conciliateur*, *les Femmes* und *le Tolerant* diejenigen, welche sich auf dem Theater erhalten haben. Er starb den 2ten März 1801.

Denär (Denarius), bei den Römern eine Silbermünze, welche anfangs zehn As (daher der Name), d. i. ungefähr zwei Rthlr. betrug; nach unserm Gelde wird sie gewöhnlich auf 3 bis 5 sächs. Groschen gesetzt. Denaro ist eine italienische Kupfermünze (französisch Denier), welche ungefähr einen Heller beträgt.

Dendriten sind baumartige Zeichnungen von verschiedener Gestalt, die man häufig auf Kalksteinen, größern und kleinern Mergelschichten zc. findet, oder vielmehr diese mergelartigen Steine selbst. Für Abdrücke von wirklichen Gewächsen darf man diese Zeichnungen nicht halten; eher können es Naturspiele seyn; man glaubt aber auch, daß sie vom Verwittern herrühren, weil der Stein, auf dem sich die Zeichnungen befinden, wie zerfressen ist. Die meisten metallischen Niederschläge nehmen eine solche Bildung an. Bisweilen findet man Dendriten, an welchen die Zeichnungen von Bäumen oder Gebüsch wie von Bleiglanz eingelegt scheinen. Manche, z. B. die florentinischen, nehmen durch das Schleifen eine gute Politur an, und man kann daraus allerlei Kunstwerke, z. B. Dosen zc. verfertigen.

Dendrométer, Baummesser. Der vornehmste Gebrauch dieses Werkzeugs besteht im Messen der Länge und Dicke eines Baums; er stehe senkrecht oder schief, auf einer horizontalen Fläche oder in irgend einer sonstigen Lage, seine Gestalt mag regelmäßig oder unregelmäßig seyn. Verschiedene Arten desselben beschreibt Busch in seinem Handbuche der Erfindungen 3. Thl. II. Abtheil.

Denham (John), der erste irländische Dichter, dessen Name, nach Bouterweck, in der englischen Poesie vorkommt, und vorzüglich

in der beschreibenden Poesie ausgezeichnet. Er war geb. zu Dublin 1615, studirte auf der Universität Orford die Rechte, schrieb zuerst eine Abhandlung über das Spiel (*essay upon gaming*), dem er doch selbst leidenschaftlich anhing, übersezte dann das zweite Buch der Aeneide, und machte sich durch eine Schrift: der Sophi (*the Sophy*), bekannt. Am berühmtesten machte er sich aber durch sein (1643 herausgegebenes) Gedicht *Cooper's hill* (die Coopershügel), wodurch die Vorliebe der Engländer für diese poetische Landschafts- und Naturmalerei vorzüglich begründet wurde. Es empfiehlt sich durch geistreiche Eleganz und Lebhaftigkeit der Schilderungen, zeigt aber übrigens alle Mängel der beschreibenden Poesie. Er wurde auch von dem königlichen Hofe zu mehreren Geschäften gebraucht, und seine Anhänglichkeit an das Haus Stuart nach der Restauration durch Würden und Aemter belohnt. Seine unglückliche zweite Heirath brachte ihn auf einige Zeit zum Wahnsinn. Nach seiner Genesung sang er die unter seinen übrigen poetischen Producten am meisten ausgezeichnete Elegie auf Cowley's Tod, welche von Einigen für sein schönstes Gedicht gehalten wird. Seine Werke erschienen zu London 1684. 8. und 1704 auch in den Sammlungen von Johnson und Anderson. Er starb 1668 und wurde in der Westminsterabtei neben Chaucer, Spencer und Cowley begraben.

Denina (Giacome Carlo), berühmter Literator und Geschichtsschreiber, geb. 1731 zu Revel in Piemont, studirte zu Turin die schönen Wissenschaften und erhielt die Professur der Humaniora an der königl. Schule zu Pignerol. Nach Erledigung des Lehrstuhls der Rhetorik am obern Collegium zu Turin ward Denina zum Professor derselben sowohl an dem Collegium als an der Universität ernannt. Er ließ hierauf nach und nach die drei ersten Bände seiner Geschichte der italienischen Revolutionen (Turin 1769, 3 Vol. 4. eine Universalgeschichte Italiens enthaltend) erscheinen, worüber er einige Unannehmlichkeiten von Seiten der Vertheidiger der geistlichen Freiheiten zu erfahren hatte. 1777 begab er sich seiner Gesundheitsumstände wegen nach Rom, verweilte zu Florenz, erhielt später den dringenden Ruf nach Preußen, reisete im September 1782 nach Berlin ab, wurde dem Könige durch den Marquis Lucchesini vorgestellt und mit einem Plaze in der bairischen Akademie nebst 1200 Thalern Jahrgehalt beehrt. Der große Friedrich, über dessen Leben und Regierung er auch nachher schrieb, so wie er auch *la Prusse littéraire sous Frédéric II.* (3 Vol.) schrieb, sprach mehrere Mal mit ihm über seine Werke. Im Jahr 1791 machte er eine Reise nach Piemont, und ließ bei seiner Rückkunft nach Berlin seine Reisebeschreibung unter dem Titel: *Guide littéraire*, drucken. Schon früher (Turin 1760) erschien sein für die Literaturgeschichte wichtiges Werk *Discorso sopra le vicende della letteratura*. 8. Deutsch von Volkmann, 3 Theile. Leipzig; auch ins Franz. übersezt. Ueberhaupt hat er bei seinem Aufenthalte in Berlin seine meisten Werke geschrieben, so z. B. auch seine Geschichte Piemonts, und der übrigen sardinischen Staaten (deutsch von Straß. 2 Theile. Berlin 1800 u. f. f.), seine Staats- und Gelehrten Geschichte Griechenlands (a. d. Ital. von Dau. 2 Theile.), und seine brandenburgischen Briefe (a. d. Ital. von Rode. 2 Hefte Berlin 1787 u. f. f.) u. a. Nach der Schlacht von Marengo ernannte ihn der Verwaltungsrath von Piemont zum Bibliothecar der Universität Turin. Ehe er dieses Amt antrat, erschien sein Werk *Chef des langues ou observations etc.*, das er dem ersten Consul Bona-

parie zuignete; er erhielt von diesem einen schmeichelhaften Brief und eine goldene Dose, welche ihm durch den Marschall Duroc in Berlin zugestellt wurden. Dieser Gunstbezeigung folgte aber bald der Antrag der Stelle des kaiserlichen Bibliothecars, worauf Denina sich nach Paris begab. Zu Ende 1805 erschien sein historisch-statistisches Gemählde von Oberitalien. Die gelehrte Welt verlor ihn am 6ten December 1813.

Denis, oder Denys (Abtei von St.), eine durch vielfache Erinnerungen merkwürdige Kirche; der Heilige, dem sie geweiht ist und dessen Namen sie führt (Dionysius), ausgesandt von Rom, in Gallien das Evangelium zu predigen, starb durch Henkers Hand am Ende des 3ten Jahrhunderts. Catulla, eine Heidin, gerührt durch die grausame Verfolgung und die Standhaftigkeit des Märtyrers, wußte sich seinen Leichnam, der eben in die Seine geworfen werden sollte, zu verschaffen, begrub ihn in ihren Garten, ward Christin, und errichtete auf seinem Grabe eine kleine Capelle, die in der Folge erweitert und von der heiligen Genoveva nach einem größern Plane aufgeführt, im 6ten Jahrhundert zu einer der blühendsten Abteien erwuchs. Noch steht der große, Ehrfurcht gebietende Bau der ältesten christlichen Kirche Frankreichs in des Alterthums grauer Würde. Links war der Haupteingang, eine größere Thür mit zwei Pforten an den Seiten, geziert mit den in Stein gehauenen Bildnissen der ältesten Heiligen und der fränkischen Könige, das Innere der Kirche war groß und reich durch Geschenke der Frömmigkeit und durch Werke der Kunst; und in den weiten Gewölben unter dem Chor ruhten die Leichname von mehreren Königen des ersten und zweiten und alle Regenten des dritten Geschlechts von Hugo Capet bis auf Ludwig XV. Jetzt sind allen Heiligen und Königen am Eingange mit kunstvoller Wuth die Köpfe abgehämmert und abgemeißelt; das Innere zeigt aller Orten Spuren von Zerstörung und die Gewölbe sind öde und leer; alle Leichname wurden durch Revolutionswuth herausgerissen. Gerade in dem Augenblick, den 16ten Oct. 1793, während in Paris die Königin enthauptet ward, brachte man in St. Denis den Sarg Ludwigs XV. aus dem Gewölbe heraus, und nach einer tobenden Berathschlagung ward beschlossen, alle Leichname der Könige in eine Grube zu werfen, auch Heinrich IV. und Ludwig XIV., die sich noch sehr gut erhalten hatten und vollkommen kenntlich waren, und ihre bleiernen Särge auf der Stelle einzuschmelzen, wie denn auch, was sonst noch von Blei an der Kirche war (das ganze Dach z. B.), abgerissen und zu Kugeln eingeschmolzen ward. Seit Napoleons Decret vom 20sten Februar 1806 ist St. Denis wieder zum Begräbnisorte der französischen Regentenfamilie bestimmt, und auf mannichfaltige Art neu geordnet und ausgeschmückt worden, doch so, daß die Insignien der neuen Regentendynastie und das große, goldumstrahlte N auf dem marmornen Altargestelle nicht fehlten. Ein Gewölbe, zu welchem eine Doppelpforte, in schwarzem Marmor hängend, führt, hatte Napoleon zu seiner und seiner Gemahlin Ruhestätte bestimmt. Viele neuere französische Dichter haben diesen interessanten Ort besungen, z. B. Michaud in seinem sehr gelesenen le printemps d'an prosript, Delille an mehreren Orten seiner l'imagination; auch widmete der gefühlvolle Chateaubriand dieser unglücklichen Abtei in seinem Génie du Christianisme ein eigenes Capitel.

Denis (Michael), geboren am 27sten Sept. 1729 zu Schärding am Inn in Bayern, gest. am 29sten Sept. 1800 zu Wien, ein zu seiner Zeit geschätzter Dichter und berühmter Literator. Er war erster Custos der kaiserl. Bibliothek mit dem Titel eines wirklichen kaiserl. königl. Hofraths, und Ordensglied der ehemaligen Gesellschaft Jesu. Die Bücherliebhaberei seines Vaters, der ein Rechtsgelehrter war, war auch auf ihn bald übergegangen, und er widmete sich, mit einer lebhaften Einbildungskraft und hoher Reizbarkeit ausgestattet, den Wissenschaften in dem Jesuiten-Gymnasium zu Passau (1747). Schon in seinem 18ten Jahre trat er in den Orden und arbeitete für denselben durch Unterricht und Predigten. Noch vor der Aufhebung desselben (1773) ward er als Lehrer am Collegium Theresianum in Wien für die schönen Wissenschaften, Literaturgeschichte und Bücherkunde angestellt; sodann erhielt er auch die Aufsicht über die dem Theresianum angehörige, nachher nach Lemberg geschaffte, garellische Bibliothek, deren Merkwürdigkeiten er beschrieb (Wien 1780. 4.). Seine Wirksamkeit nahm durch die Aufhebung dieser Akademie eine andere Richtung, indem ihn, der jetzt schon kaiserl. königl. Rath war, Joseph II. zum zweiten Custos der Hofbibliothek ernannte. Erster Bibliothekar ward er 1791. In dieser Laufbahn hat Denis unendlich viel zur Vereblung des Geschmacks und der Muttersprache in Oesterreich und dem catholischen Deutschland gewirkt. Muthvoll wagte er manchen Schritt, um, trotz aller Schwierigkeiten, welche Hierarchie und Bigotterie ihm entgegensetzten, das Bessere aus dem damaligen feyerischen Boden Deutschlands in den noch verdüsterten Himmelsstrich seines Vaterlandes zu verpflanzen. Auch wählte er zur eigenen Bearbeitung Gegenstände, bei denen der Geist mit mehr Freiheit, als man ihm wohl hätte gestatten mögen, sich bewegen konnte. Als Dichter hat er indeß nur einen geringen Werth; das beweisen seine poetischen Bilder der meisten kriegerischen Vorgänge in Europa seit 1756, die er in der Folge von 1760 an fortsetzte, und noch mehr sein keineswegs glücklicher Versuch, den Ossian in sogenannten Hexametern zu übersetzen, so wie seine eigenen, im Geschmacke des Ossian gedichteten Lieder. Verdienstlicher ist, was er für Bibliographie, Literaturgeschichte und Bücherkunde that. Hieher gehört seine Einleitung in die Bücherkunde, sein Grundriß der Bibliographie und der Literaturgeschichte.

Denken, 1. in seiner weitesten Bedeutung wird a) dem Vorstellen gleichbedeutend gebraucht, und heißt dann eines Dinges als Gegenstand sich bewußt seyn, oder b) Vorstellungen verbinden, besonders mit deutlichem Bewußtseyn; dann unterscheidet man aber das Denken 2. im engeren Sinne von dem sinnlichen Vorstellen, d. i. von dem Anschauen der Sinne, und dem Einbilden und Dichten der Phantasie, und versteht unter dem Denken das selbstthätige, nicht unmittelbar von außen angeregte Vorstellen des Geistes, dessen Zweck die Wahrheit ist, und unter Denkvermögen (Intelligenz, Vernunft im gemeinen Leben, oder Verstand im Gegensatz der Sinnlichkeit), das Vermögen der selbstthätigen nicht sinnlichen Erkenntniß, oft auch ihrer Anwendung und Aeußerung im Urtheilen und Handeln. Endlich unterscheidet man 3. im noch engeren Sinne das Denken — (auch das formale logische Denken genannt) — von dem Erkennen im eigentlichen Sinne (oder dem transcendentalen Denken) und das Denkvermögen in diesem Sinne, oder den Verstand von dem höhern Erkenntnißvermögen, der Vernunft, und versteht unter Denken

das Bewußtseyn oder Vorstellen des Allgemeinen, oder das Vorstellen durch Begriffe, unter Verstand das Vermögen, durch Begriffe vorzustellen und Begriffe zu verbinden. Daher gehört zu dem Denken das Begreifen und Bilden der Begriffe (Denken, und Verstand im engsten Sinne), das Urtheilen (und sein Vermögen die Urtheilskraft) und das Schließen (Schlußvermögen, Vernunft im logischen Sinne). Das Denken, oder das Verbinden der Vorstellung in Begriffe, erfolgt nach gewissen, in der Vernunft enthaltenen Gesetzen, die wir *Denkgesetze* (logische Gesetze) nennen, von denen die höchsten (oder Grundsätze) in dem Grundsatz der Identität (s. d. Art.) oder des Widerspruchs — der Entgegensetzung oder des ausschließenden Dritten (*exclusi medii s. tertii inter duo contradictoria*) und in dem Princip des (zureichenden) Grundes oder der Dependenz bestehen, und die Vorzüge des Denkens sind hiernach Einheit, Bestimmtheit und Zusammenhang. Die Verstandserkenntniß (logische Erkenntniß) wird, weil sie und ihre Ueberzeugung erst mittelbar, d. i. durch Vergleichung und Zusammenhalten der Vorstellungen (Reflexion), welche verbunden werden, entspringt, auch die mittelbare oder discursive (im Gegensatz der unmittelbaren Erkenntniß, welche wir durch Einbildungskraft und Vernunft erhalten) genannt. Auch wird daher das Denken oft Reflexion (und der Verstand Reflexionsvermögen) genannt, weil das Reflectiren neben dem Abstrahiren eine Hauptthätigkeit beim Denken ausmacht. Das Denken ist so verschieden, als die geistige Bildung der Menschen überhaupt. Im Allgemeinen gibt es folgende Hauptarten des Denkens, nämlich das Denken in abstracto, oder das eigentliche reine, unvermischte, gemeine und das methodische (logische Denken), d. h. das nach den logischen Gesetzen geordnete, planmäßige Denken, zu welchem die Logik Anleitung gibt; ferner das Denken in abstracto, d. h. das Denken, welches von den einzelnen Gegenständen, welche unter den Begriff gehören, abstrahirt, und das Allgemeine und Nothwendige derselben in Begriffe faßt — dieses nennt man daher auch den wissenschaftlichen Verstandesgebrauch, weil es die Wissenschaft an sich mit dem Nothwendigen und Allgemeinen zu thun hat — und das Denken in concreto, d. h. der nur in einzelnen Fällen gemachte Gebrauch der Begriffe — der populäre oder gemeine Verstandesgebrauch, weil man absichtlich, um zu erläutern und zu belehren (indem man durch Beispiele den Begriff zum Bewußtseyn bringt) oder unwillkürlich bei unausgebildetem Verstande also denkt.

T.

Denkfreiheit ist das Recht, in Ansehung des Urtheils über wahr und falsch seinen eigenen Ueberzeugungen zu folgen. Sie ist theils innerlich, theils äußerlich. Die innere Denkfreiheit ist durchaus unbeschränkt, nach dem Grundsatz: Gedanken sind zollfrei. Aber die äußere Denkfreiheit, oder das Recht, seine Gedanken laut werden zu lassen, ist nothwendig gewissen Schranken unterworfen. Denn man mag seine Gedanken mündlich (durch Sprechen — worauf die Sprechfreiheit sich bezieht) oder schriftlich (durch Schreiben — worauf die Schreibfreiheit sich bezieht) äußern, so ist es möglich, daß dadurch die Rechte eines Andern gekränkt werden (z. B. durch Verbreitung von Verleumdungen, die den guten Namen und den davon abhängenden Credit des Andern schmälern), oder daß dadurch der Staat selbst gefährdet werde (z. B. durch Reden und Schriften, welche öffentliche Sittenlosigkeit, Aufruhr und dergl. unter dem Volke verbreiten könnten). Es ist also wohl keinem

Zweifel unterworfen, daß nicht alles, was man denkt, auch gesagt und geschrieben werden darf. Aber die Gränzlinien zu ziehen, innerhalb derer die Sprech- und Schreibfreiheit, als äußere Denkfreiheit, sich bewegen soll, ist eine schwierige (vielleicht noch von keinem Staate gehörig aufgelösete) Aufgabe für die Gesetzgebungs-politik. Denn da der menschliche Geist bei seinem Denken an den Gebrauch der Worte, als Gedankenzeichen, gebunden ist, so ist das Sprechen und Schreiben ein nothwendiges Entwicklungsmittel des Denkvermögens, und folglich auch ein unentbehrliches Bildungsmittel für den menschlichen Geist. Es ist also leicht möglich, selbst die innere Denkfreiheit, als das heiligste Kleinod des menschlichen Geistes, zu hemmen, indem man ihm durch ängstliche Beschränkung des freien Gebrauchs der Gedankenreihen einen Theil des nöthigen Stoffs zur Übung des Denkvermögens entzieht. Es ist daher immer besser, die Gränzen der äußern Denkfreiheit etwas zu weit als zu eng zu ziehen. Denn der Schade, der etwa durch Mißbrauch der äußern Denkfreiheit entstehen könnte, wird in den meisten Fällen durch eben diese Denkfreiheit wieder gut gemacht, indem die Natur auch hier mit dem Gifte zugleich das Gegengift gegeben hat. Die Denkfreiheit des Einzelnen wird nämlich durch die des Andern um so leichter gezügelt, je mehr der Andere das Recht auf seiner Seite hat und als Vertheidiger der guten Sache auftritt, und richtig sagte ein Weiser: ein Volk, dem nicht verstattet ist zu sagen, was es denkt, wird sich bald gewöhnen, nur das zu denken, was es sagen darf. So wird die Kraft gelähmt und die Lüge zur Natur. D.

Denkmale (Monumente), werden bald im weitern, bald im engeren Sinne genommen. Im weitern versteht man darunter alles das (vorzüglich Gegenstände menschlicher Kunst), was als Zeichen der Vergangenheit oder Vorwelt gewisse Erinnerungen aus der Zeit oder an die Zeit, wo sie gefertigt wurden, erwecken will oder kann. Wenn dann von Denkmalen des Alterthums geredet wird, so können es schriftliche, artistische oder mechanische seyn, denn Homers Gedichte sind für uns eben sowohl ein Denkmal ihrer Zeit, als das Pantheon und ein zu Pompeji ausgegrabener Hausrath. Bedeutend sind diese Denkmale alle, in so fern jeder gebildete Mensch an dem Alterthume überhaupt ein bedeutendes Interesse nimmt. Der Grad von Sittlichkeit, Cultur und Aufklärung, dessen die Gegenwart sich erfreut, ist das Resultat der Sittlichkeit, Cultur und Aufklärung der Geschlechter, die vor uns diesen Planeten bewohnten. Alles Werden ist an das Vergangene geknüpft, ein heiliges Band hält die Mitwelt mit der Vorwelt zusammen, und darum sind die Denkmale des Alterthums dem Gebildeten so ehrwürdig und heilig. Sie führen uns in die Vorwelt wieder ein, wir sehen ihre Sitten, Gebräuche, Verfassungen und ganzes Leben gegenwärtiger. Im engeren Sinne befaßt man unter Denkmalen bloß die artistischen (Kunstdenkmale), unter denen sich aber ein merkwürdiger Unterschied findet. Einige haben bloß in sofern Werth, als sie Denkmale im eigentlichen Sinne sind, d. h. insofern sie dienen, das Andenken an gewisse Personen oder Begebenheiten zu erhalten; andere hingegen haben außer diesem noch einen eigentlichen innern Werth, indem sie ohne jede andere Hinsicht als Werke der schönen Kunst gefallen. Wer die Denkmale des Alterthums in der ersten Hinsicht studirt, heißt Antiquar, Alterthumsforscher; wer sie in der letzten Hinsicht studirt, Archäolog, Forscher der schönen Kunst des Alterthums. Die Kunstdenkmale

des Alterthums nennt man wohl auch Antiken, zählt aber dann den Apollo von Belvedere und die Gruppe von Laocoon eben sowohl unter die Kunstdenkmale, als des Titus Triumphbogen. In dem eigentlichen oder engsten Begriffe bezeichnet Denkmal oder Monument die Werke der Bau- oder Bildhauerkunst, deren Bestimmung es ist, das Andenken merkwürdiger Personen oder Begebenheiten der Nachwelt zu überliefern, wobei man also das Vergangene denken soll. Von ihnen ist hier allein die Rede. Bald verzieren sie öffentliche Plätze, Gärten u. s. w., und diese sind meist Denkmale der Begebenheiten, Ehrendenkmale; bald sind sie Denkmale der Personen; sie stehen einsamer und anspruchloser an der stillen Stätte, wo wir die theuren Ueberreste geliebter Personen der Erde wiedergaben, Trauermomente, Grabmäler. Aus allen Zeiten und bei allen Nationen finden wir deren, vom ersten rohen Versuche der Kunst bis zur reinsten Vollendung. Die ältesten, die wir kennen, sind die Obeliskten und Pyramiden Aegyptens, und mit diesem vielleicht gleich die persischen Königsgräber, die wir noch in den Trümmern von Persepolis bestaunen. Ehrfurcht gebieten diese Denkmale durch ihre ungeheure Größe und ihre erhabene Einfachheit. Beide wurden vielleicht selbst von den Griechen nicht erreicht, denen aber auch hier der Preis der Schönheit gebührt. Schwerlich war in irgend einem Lande die Anzahl der Ehrendenkmale größer, als in Griechenland, wo man den Siegern in Schlachten und feierlichen Spielen und andern verdienstvollen Männern welche errichtete, oft aber auch an unwürdige schmeichelnd verschwendete. Die Sieger in den Schlachten erhielten Statuen und Trophäen, die in den feierlichen Spielen Statuen und Denksäulen. Auf dem Isthmus zu Corinth standen bei dem Tempel Neptuns die Statuen der Sieger in den istsmischen, in dem heiligen Haine Altis in Olympia die der Sieger in den olympischen Spielen. Der Trophäen gab es eine große Menge. Dester errichtete man aber auch Gebäude als Ehrendenkmale, die in Hinsicht auf Form, Schmuck und Pracht sehr verschieden waren. Unter ihnen zeichnen sich die choragischen Monumente in Athen aus, welche denen zu Ehren errichtet wurden, die als Choragen in den theatralischen und musikalischen Spielen, welche in den Theatern und Odeon gehalten wurden, den Preis erhalten hatten. Bei diesen Spielen war es in Athen gebräuchlich, daß jede von den zehn Zünften der Stadt einen Choragus erwählte, der auf seine Unkosten die Aufsicht und Anordnung dieser Spiele übernahm. Jeder suchte den Anders hierin zu übertreffen; der Sieger über alle erhielt einen Dreifuß von Erz, gemeinlich von der Hand großer Künstler, als Preis, welcher für sein ganzes Geschlecht ehrenvoll war. Dieser Preis wurde öffentlich aufgestellt, wozu entweder kleine Gebäude oder nur einzelne Säulen errichtet wurden, die den Dreifuß trugen und in Aufschriften den Choragus und die Zeit der gehaltenen Spiele nannten. Begreiflich, daß es solcher Monumente viele gab, und es war ihnen zu Athen eine eigene Straße gewidmet, die Dreifußstraße (Tripodes). Einige derselben haben sich bis auf unsere Zeit erhalten. Das prächtigste von allen und mit dem meisten Schmuck versehene ist das choragische Monument des Lykistrates, gewöhnlich die Laterne des Demosthenes genannt; nächst diesem das Monument des Thrasyllus und Thrasykles und einige Säulen. Die Römer, als sie mit den Griechen in der Kunst zu wetteifern suchten, blieben auch in Errichtung von Ehrendenkmälern nicht zurück. Eine Gattung derselben ist ihnen

gang eigen, die Triumphbogen, von denen in einem eigenen Artikel gehandelt werden wird. Früher als die Ehrendenkmale hatte man ohne Zweifel in Griechenland und Rom Grabmale gehabt, die aber natürlich erst späterhin als schöne Kunstwerke sich auszeichnen konnten. Man hatte ihrer von zweierlei Art: entweder an der Stelle selbst, wo die Asche des Verstorbenen war, eigentliche Grabmale, oder nur errichtete Monumente, ohne daß die Asche des Verstorbenen darin aufbewahrt wurde, Kenotaphien (Genotaphien). Von beiden Arten sah man welche in den Städten, in der Nähe derselben und an den Landstraßen hin, welche dadurch einezierde erhielten, die zugleich belehrend und unterhaltend war. Der rohe Stein verwandelte sich in die edle Säule; nachher errichtete man auf einem steinernen Grunde zwei kleine Säulen, bedeckte sie mit einem Giebel, verzierte den Raum dazwischen mit den Bildnissen des Verstorbenen, Inschriften, Basreliefs. So wurde die Verzierung immer größer; man sah bald kleine Gebäude, die das Ansehen eines Tempels hatten, und stieg auch endlich hier zur höchsten Pracht. Das neue Europa hat von beiden Arten ebenfalls Denkmale aufzuweisen, der Trauermomumente aber unverhältnißmäßig mehr, als der Ehrendenkmale, wie es auch die Natur der Sache mit sich bringt, da jene durch Privat-, diese durch öffentliches Interesse errichtet werden. Die Ehrendenkmale findet man hauptsächlich in den Hauptstädten, und viele derselben sind beschrieben und ausgebildet in Sturms architektonischen Reiseanmerkungen. Eine ziemlich gute Compilation gab der Abbé de Luberac in seinem Discours sur les monumens publics de tous les âges et de tous les peuples (Par. 1776. Fol.). Mehrere dieser Momumente Frankreichs hat Millin in seinen Antiquités nationales abbilden lassen. Frankreich ist jetzt wohl überhaupt das Land, wo die Künstler am meisten in dieser Art beschäftigt werden. Der Künstler hat dabei die Wahl unter den mannichfaltigsten Formen; nur wähle er dem Zweck gemäß. Das Einfache ziemt der Privattugend; Größe, Würde, Pracht dem, was die Großthaten einer ganzen Nation oder ihrer Führer und Helden verewigen soll. Im Verhältniß mit der gewählten Form, die vom einfachen Denkstein bis zum Triumphbogen, von der Säule bis zum Porticus und zum Tempel selbst vielen Spielraum hat, stehe dann die Verzierung. Hier fehlen die Künstler meist durch Uebermaß; sie überladen, und bedenken nicht, daß zu viel den Eindruck schwächt, den sie doch verstärken wollten.

Denkmünzen, die Gewohnheit Münzen zur Erinnerung an gewisse Begebenheiten und Ereignisse zu gebrauchen, ist eben so alt, als natürlich. Als Erinnerungszeichen an die Befreiungskriege unserer Zeit sind mehrere bei den verbündeten Heeren gestiftet worden. Zuerst verordnete Alexander, daß alle russische Krieger, welche an dem Feldzuge von 1812 Theil genommen, eine silberne (oder zinnerne) Medaille an hellblauem Bande tragen sollten; der König von Preußen bestimmte unterm 24ten Dec. 1813 ebenfalls eine Denkmünze für diejenigen, welche während dieses Kriegs wirklich gegen den Feind gefochten und tadellos gedient hätten; sie ist aus dem Metall erobelter Geschütze gegossen (wie solches die Handschrift besagt), hat auf der Vorderseite unter des Königs Namenszuge die Inschrift: Preußens tapfern Kriegern, und die Umschrift: Gott war mit uns, ihm sey die Ehre; die Rückseite enthält ein Kreuz, in welchem von Lorbeern und Eichenblättern umgeben die Jahreszahl 1813, 1814, 1815 oder 1815 nach

Maassgabe der Theilnahme an einem dieser Feldzüge steht. Sie wird an einem orangen Bande mit schwarz und weisser Einfassung getragen. Oesterreich bestimmte für seine Krieger ein ebenfalls aus dem Metall erobelter Geschütze gegossenes Denkzeichen in Kreuzform; diesem Beispiele folgten bald die Herzöge von Sachsen, mehrere andere deutsche Fürsten und die Hanseestädte. Neuerlich ist noch in Preussen eine Denkmünze aus Gussisen in ovaler Form für die dem Heere gefolgtten Nicht-Combattanten bestimmt worden, welche, vom Staats-Sanzler an, jeder erhält, welcher die Armee vermöge seines Berufs, aber nicht als fechtender Soldat ins Feld begleitete. — Doch werden Münzen nur im weitern Sinn unter die Denkmale (s. d. Art.) gerechnet. Eine besondere Art derselben sind Ehrenmedaillen. S. Ehrenmedaillen und Münzen.

Denkschriften (*Mémoires, pro memoria*), sind 1. eine Art von Staatschriften, und 2. eine Art historischer Schriften, oder wissenschaftlicher Berichte. Von ihnen siehe den Artikel *Mémoire*.

Denkwürdigkeiten, Gegenstände der Geschichte, welche der Erinnerung und Aufbewahrung zu allgemeiner Betrachtung der Nachwelt vorzüglich werth sind. Zu ihnen gehören auch die Denkmale, (s. d. Art.) und interessante Begebenheiten und Züge aus dem Leben der Völker und ausgezeichneten Menschen, deren erzählende Darstellung (s. *Mémoires*) auch oft mit dem Namen Denkwürdigkeiten bezeichnet werden. Zu den letztern gehören schon aus der classischen Literatur Xenophons Denkwürdigkeiten des Sokrates und Cäsars Commentarien. Nichts verdient aber wirklich diesen Namen, was nicht mit dem äussern Leben und den Schicksalen der Menschheit und der Völker, oder mit dem innern eigenthümlichen Geiste oder einer bestimmten Zeit in einem so unmittelbaren Zusammenhange steht, daß es dasselbe auf vorzügliche Weise zu bestimmen oder zu charakterisiren vermag.

Denner, K. (Balthasar), ein berühmter Mahler, 1685 zu Hamburg geboren, gestorben zu Rostock 1749, war ein unübertroffener Meister in der Portraitmalerei. Alle Fürsten des Nordens riefen ihn an ihre Höfe, um sich von ihm mahlen zu lassen. Kaiser Carl VI. kaufte den Kopf einer alten Frau von diesem Künstler für 5875 fl., und hing ihn in ein Zimmer, zu dem er allein den Schlüssel hatte. Denner malte noch ein Seitenstück von diesem Gemählde für denselben Fürsten, den Kopf eines alten Mannes, der ein zweites Hauptwerk dieses Künstlers ist. 2. (Joh. Christ.), Erfinder der Clarinette. Er war zu Leipzig 1655 geb.; kam in seinem achten Jahr mit seinen Aeltern nach Nürnberg, wo er auch blieb und sich mit Verfertigung von blasenden Instrumenten, besonders Flöten, beschäftigte. Die Clarinette erfand er durch Verbesserung der Schalmeie. Er starb 1707.

Dennewitz, Schlacht bei, den 6ten Sept. 1813. Was dem Marschall Oudinot bei Groß-Beerem (s. d. Art.) nicht gelungen war, sollte Ney vollziehen und Berlin erobern. Der Kronprinz von Schweden schien nämlich die Absicht zu haben, den 4ten Sept. vom Habenstein aus mit dem russisch-schwedischen Heere nach Rosslau zu marschiren, um hier über die Elbe zu gehn. Ney zog daher das französische Heer in den Verschanzungen bei Leuchel und Tragan, vorwärts Wittenberg, zusammen. Entweder wollte er den Kronprinzen im Augenblick des Uebergangs über die Elbe angreifen, oder — was er aber zu verbergen suchte — selbst über Berlin herfallen. In die-

ser Absicht rückte am 4ten Nachmittags ein Theil seines Heeres gegen Zahna vor. Hier stand der preussische Gen. Maj. von Dobschütz. Dieser schlug mit Kosaken und Landwehr den wiederholten Angriff des Feindes zurück. Allein am folgenden Tage griff der Feind mit fünfmal stärkerer Macht Zahna und Senba an. Nach hartnäckiger Gegenwehr mußten, dort Dobschütz, hier das Corps des Generals von Tauenzien, vor der Uebermacht nach Jüterbogk sich zurückziehen. Das feindliche Heer nahm jetzt seine Richtung gegen Jüterbogk; doch suchte Ney den Kronprinzen zu täuschen; und mehrere Berichte meldeten dem letzteren, daß der Feind sich nach Torgau zöge. Der Kronprinz ließ sich aber nicht irre führen, sondern brach den 6ten früh um 3 Uhr von Rabenstein auf, und ließ das Heer, nach einem Marsche von 2 Meilen, die Anhöhen von Tobiesen besetzen, wo ihm General von Bülow, der das 3te preussische Armee-Corps befehligte, melden ließ, er werde überflügelt, indem das ganze feindliche Heer in Masse auf Jüterbogk marschiere. So fort befahl ihm der Kronprinz, dem Feinde in die Flanke und in den Rücken zu fallen, und die schwedische Armee marschirte auf das 3 Meilen weiter liegende Jüterbogk. Ihr folgten die Russen, deren Vorhut jedoch, unter Eschernitschew und Woronzow, vor Wittenberg stehen blieb. Unterdessen hatte die Schlacht bereits ihren Anfang genommen. Das vierte preussische Armee-corps, unter Tauenzien, griff an. Vergebens strengte der Feind sich an, um dasselbe aus seiner gutgewählten Stellung zu vertreiben. Hierauf, als jenes Corps seine Munition schon verschossen, kam Bülow heran. Seine Reiterei schlug das feindliche Fußvolk zurück; aber bei Gölzdorf wankte der Sieg, bis Borstell die Franzosen aus dem Dorfe herauswarf. So widerstanden heldenmüthig im ungleichen Kampfe 40,000 Preußen 80,000 Franzosen, Baiern, Württembergern, Sachsen und Polen, die von Ney geführt, unter Dudinot, Bertrand, Regnier und Arrighi, mit 200 Kanonen auf die Stellung der Preußen wiederholt losstürmten. Jetzt rückte auch das russisch-schwedische Heer in Eilmärschen heran. Siebenzig russische und schwedische Bataillone bildeten, von 10,000 Mann Reiterei und 150 Kanonen unterstützt, mehrere Angriffssäulen. Ihnen voraus eilten im Rennlauf 4000 Reiter unter Pahlen, nebst mehreren Batterien von Adlerkreuz und Gardell geführt, um einige Punkte zu schützen, gegen die der Feind seinen Hauptangriff richtete. Während sie den Feind aufhielten, rückten die Heersäulen unter Stedingk und Winzingerode vor. Dies entschied die Schlacht. Der Feind wich zurück. Die Reiterei hieb ein und brachte seine Züge in Unordnung, worauf er in wilder Flucht über Dahme nach Torgau sich rettete. Alle Wege waren mit Todten und Verwundeten, und mit Waffen aller Art bedeckt. Auf der Wahlstatt fielen gegen 5000 Gefangene, 3 Fahnen, 30 Kanonen und über 200 Pulverwagen in die Hände der Sieger. Als am 9ten September die Verfolgung vor Torgau aufhörte, betrug der Gesamtverlust der Franzosen über 20,000 Mann, wovon die Hälfte Gefangene waren, an Geschütz aber hatten sie 80 Kanonen und 400 Munitionswagen verloren. Die Preußen zählten über 5000 Todte und Verwundete, worunter 34 todt und 180 verwundete Offiziere. Die Ordnung im französischen Heere war völlig aufgelöst. Die Franzosen hatten vorzüglich die Sachsen, Württemberger und Baiern ins Feuer getrieben. Den ersteren schrieb Ney fälschlich den Verlust der Schlacht zu. Zum Heerführer der Württemberger sagte der Chef des französischen Generalstabes: „Ihr müßt voran; denn es

liegt uns daran, daß ihr alle todt geschlagen werdet, sonst werdet ihr ohnehin bald gegen uns fechten." Die bairische Division aber war in der Schlacht so zusammengeschmolzen, daß man aus dem Ueberreste nur eine Brigade bilden konnte. Nach diesem Siege ließ der Kronprinz Wittenberg durch den General Thümen, Torgau durch den General Bobeser, und Magdeburg durch den General Puttlig beobachten. Er selbst ging mit dem Heere bei Rosslau über die Elbe, und vereinigte sich im Anfange des Octobers bei Halle mit Blücher.

Denon (Vivant), ein berühmter französischer Archäolog unserer Zeit und lange Aufseher über alle Kunstsammlungen in Paris. Er ergriff die Gelegenheit, die Denkmale Aegyptens kennen zu lernen, mit Eifer, und begleitete Bonaparte auf seiner Expedition nach Aegypten. Hier wurde er in seinen Untersuchungen und Excursen vorzüglich durch den edeln Kunstfreund, General Desaix, unterstützt, und benutzte jede Gelegenheit, unter dem Schutze der Division, welche in die Gegend von Cairo bestimmt war, seine Untersuchungen anzustellen. Die Resultate derselben, die er in seinem Prachtwerke: *Voyages en Egypte*, Paris 1800 und 1807 gr. Fol., welches er Napoleon bededicirte, niedergelegt hat, gehören zu den wenigen bleibenden und erfreulichen Folgen jener Expedition. Nachher begleitete Denon die franz. Heere auch in die eroberten Städte nach Deutschland, mit dem Auftrage, die Kunstgegenstände zu bestimmen und auszuwählen, welche in die prächtigen, mit Uebermuth angelegten Kunstsammlungen nach Paris wandern mußten, und hat er sich überall dieses Auftrags nicht ohne Geschicklichkeit und mit Kunst und Eifer; aber auch oft mit unedler Schonungslosigkeit unterzogen. Nach der glorreichen zweiten Einnahme von Paris (im Jahr 1815) hatte Denon die tiefe Kränkung, alle diese köstlichen Kunstschätze an ihre rechtmäßigen Besitzer zurückgegeben oder von ihnen zurückgenommen zu sehen. Er legte nun auch sein Amt als Director des Museums nieder, und Quatremere de Quincy erhielt dasselbe an seiner Statt.

Departement. Dieses aus der französischen Sprache in den deutschen Sprachgebrauch übertragene Wort heißt eigentlich, die Vertheilung einer Sache auf Mehrere; so sagt man im Französischen: „le Département de tailles; des quartiers etc.“ d. i. Vertheilung der Steuern, der Quartiere unter das Militär etc. Hiervon ist der zweite Begriff abgeleitet: Geschäftsbezirk, das Fach; die Behörde; hiernächst: der Landkreis, der Amtsbezirk (eine besondere Abtheilung des Landes). In diesem Sinne hat dies Wort einen Hauptrang in der neuern Statistik erhalten, als die Revolution Frankreichs auch eine neue Territorial-Eintheilung zur Folge hatte, wodurch die vorherige in Provinzen abgeschafft und eine neue in *Departements* eingeführt wurde; welche 1. auf die Menschenzahl; 2. auf den Flächeninhalt und 3. nach den directen Contributionen berechnet ward. Der Beschluß hierzu wurde am 4ten November 1789 gefaßt, und der Abbé Sieyès entwarf den Plan dazu, mit der besondern Rücksicht, daß dadurch dem alten eingewurzelten Geiste der Immunitäten etc. entgegengestrebt werden sollte. Anfangs ward das ganze Reich in 83 Departements eingetheilt, welche in der Folge durch die allmäligen Vergrößerungen des Reichs bis auf 130 vermehrt, im Frieden von 1814 aber auf 83 beschränkt wurden. (S. d. Artikel Frankreich.) Jedes Departement wird in Cantone, und jeder Canton in Gemeinden eingetheilt. Uebrigens ist hierbei nicht zu übersehen, daß man diese Art der Territorial-Eintheilung auch bereits

in andern Staaten, wie z. B. in Westphalen, in Bayern, Württemberg und Baden; nachgeahmt hat.

Dephlogistisiren heißt nach der stahlischen Chemie einen Körper seines Brennbaren (Phlogistons) entweder ganz oder zum Theil berauben. Nach den Grundsätzen jener Chemie geschieht dies oft schon dadurch, daß man den Körper der freien Luft aussetzt, wie z. B. bei Eisenaufblüdhungen; welche dabei Eisensalz, d. i. wenig Brennstoff enthaltendes Eisen, fallen lassen. Zuweilen wird die Dephlogistisirung durch bloße Erhitzung, oder durch Gährung beim Zutritt der freien Luft bewirkt, wie z. B. bei manchen Metallen die dadurch in Kalk verwandelt werden. Wenn man gewisse Körper mit solchen erhitzt, oder glüht, die das Brennbare selbst gern an sich ziehen, wie dies z. B. bei der Verpuffung der Metalle mit Quecksilber der Fall ist, so dephlogistisirt man sie ebenfalls. Es geschieht dies ferner durch die bloße Vermischung zweier Flüssigkeiten, wovon die eine das Brennbare der andern nach sich zieht, wie z. B. bei der Bereitung des Königswassers aus Salz und Salpetersäure. Kennzeichen dieses chemischen Processes sind die Entbindungen von brennbarem phlogistisirt, fixem, schwefelsäurem, salpetrigem, hepatischem oder flüchtig alkalischer Luft; zuweilen auch aufsteigende, leuchtende Dünste, Funken und Flammen, und die Einsugung der Lebensluft, deren Umfang abnimmt. Von der neuern französischen oder antiphlogistischen Chemie ist die Dephlogistisirung oder Entbrennbarkeit der Körper ausgeschlossen. — Dephlogistisirte Luft, Luft, welche frei von brennbarem Wesen ist, auch reine Luft, Oxygen, Lebensluft genannt Priestley entdeckte sie 1774. S. d. Art. atmosphärische Luft von welcher sie einen Hauptbestandtheil ausmacht.

Deployiren, entwickeln, ausbreiten, heißt in der Terminologie der Elementartactik die Bewegung, wenn die Züge einer geschlossenen Colonne, welche sich wegen des mangelnden Zwischenraums nicht durch sich selbst herausziehen in Linie formiren können, sich zuvörderst durch den Marsch auf Linien, die mit dem zu erreichenden Alignedement parallel laufen, dem ihnen in der Frontalstellung bestimmten Platz nähern und dann durch rechts- oder linksrum in denselben rücken. In dem wird dieser Begriff nicht überall so streng festgehalten, und man nennt wohl auch — wenn ich nicht irre, in der französischen Armee — Entwicklungen gedöffneter Colonnen, welche durch schräges Herausziehen der Züge erfolgen, Deployementz. — Das Deployiren wird zur Bildung einer längern Feuerlinie und daher oft nach gelungenen Bajonet-Attaken, stets aber im Sturmschritt angewendet; da die schnelle Bildung und Entwicklung der Colonnen ein Haupttheil der Elementartactik ist, so muß auch das Deployiren aus allen Arten von Colonnen flüssig geübt und mit Präcision ausgeführt werden. — Bei der preußischen Armee ward es im Jahr 1748 eingeführt.

Deponens heißt in der lateinischen Sprachlehre ein Verbum oder Zeitwort, das die Form eines leidenden (Passivi), aber die Bedeutung eines wirkenden Zeitworts (Activi) hat, z. B. hortor, precor. — Deponent, der etwas verwahrlich niederlegt; desgleichen Einer, der etwas gerichtlich ausfragt: ein Zeuge. — Deponiren verwahrlich niederlegen, oder in gerichtliche Verwahrung geben, aus vor Gericht ausfragen. — Depositär (depositarium), der Verwahrer, oder derjenige, bei dem etwas zur Verwahrung niedergelegt ist. — Depositor, der etwas zur Verwahrung niederlegt. — Depositengelder sind niedergelegte. — Depositenbuch ist bei g

richtlichen Behörden das Buch, worin die niedergelegten Gelder verzeichnet sind. — **Depositenchein** ist ein von dem Gerichte über niedergelegtes Geld ausgestellter Empfangschein. — **Deposito geld** nennen die Kaufleute dasjenige Geld, welches sie zur größern Ausbreitung ihrer Handelsgeschäfte auf Zinsen aufnehmen. Die Wechsel, welche darüber ausgestellt werden, heißen **Depositowechsel**. **Deposito bank**, eine Leihbank, welche Capitalen zu mäßigen Zinsen annimmt und wieder ausleiht. **Deposito conto**, ist die Rechnung, welche die Leihbank über die angenommenen und ausgeliehenen Capitalien führt. **Depositum**, etwas zur Verwahrung Niedergelegtes, auch der Vertrag der Niederlegung. **Deposition**, die Niederlegung; desgl. die Aussage. **Deposito testium**, die Zeugenaussage.

Deportation war schon bei den Römern eine (zuerst von August eingeführte) Art der Verbannung aus dem Vaterlande, vermöge welcher der Verurtheilte in eine fremde wüste Gegend, gewöhnlich auf eine Insel, geschafft, sein Vermögen confiscirt, und er selbst des römischen Bürgerrechts beraubt wurde. Daß die Wahl des Ortes nicht in seiner Willkür stand, unterschied die Strafe eben von andern Verbannungsarten. Es war also keine neue Erfindung, als bei der Revolution von Frankreich, an die Stelle des sogenannten großen Schermessers, diese Strafe beliebt wurde, so sehr man auch über den eigentlichen Urheber derselben gestritten, und bald dem Boulay, bald dem Bischof von Autun, bald dem Talot dies Verdienst zugeschrieben hat. Man wählte diese Verweisungen in fremde Länder, um, dem Scheine nach, Blut zu schonen, und desto sicherer das Vermögen der Reichen an sich reißen zu können. Anfangs wurden die Verurtheilten nach Cayenne oder Port-Marat (Port Dauphin) auf der Insel Madagascar gebracht; allein in der Folge räumte man sie oft aus dem Wege, ehe sie noch den Ort ihrer Bestimmung erreichten. Es waren in dem untern Schiffsboden Fallthüren angebracht, mittelst welcher die Unglücklichen plötzlich ins Meer gestürzt wurden. Gegen Ende der robespierrischen Regierung waren dergleichen Deportationen am häufigsten. Auch nach Wiederherstellung der königlichen Würde in Frankreich ist die Deportation gewöhnlich, und es sind noch im Jahr 1816 verschiedene Staatsverbrecher dazu verurtheilt worden. Die Deportation ist eine infamirende Strafe, und härter als lebenslängliche Gefangenschaft auf einer Festung, denn sie hat den sogenannten bürgerlichen Tod zur Folge. Der Deportirte verliert den Besitz seines Eigenthums, kann keine bürgerliche Handlung mehr verrichten, und seine Erben treten in den Besitz seines Vermögens und aller seiner Rechte eben so ein, als wenn er wirklich gestorben wäre.

Depot, in der Militärsprache 1. eine Niederlage von Kriegsbedürfnissen (z. B. Waffen-, Munitions- und Proviantdepot); 2. von Mannschaften und Regimentern der in den Standquartieren derselben zurückbleibende zur Ergänzung oder Einübung der Recruten bestimmte Theil.

Derwisch, **Derwisch**, **Dervis** (aus dem Persischen, wörtlich: arm) ist in der Türkei die Benennung gewisser nach Ordensregeln lebender Geistlichen. Sie sind bei den Mohammedanern eben das, was bei den Christen die Mönche, suchen ihren Ruhm in Fasten und in der Beobachtung strenger Gebräuche und gottesdienstlicher Handlungen, und stehen bei dem Volke in dem Rufe großer Heiligkeit. Sie leben zum Theil in Klöstern zusammen, zum Theil einzeln. Aus ihnen, so wie aus den **Imans** und **Emirs**, ebenfalls gottesdienstliche

den Personen, werden die Prediger gewählt, Sie haben allenthalben selbst bei den Tafeln der Vornehmsten in der Türkei, freien Zutritt. Bei den Arabern führen diese Mönche den Namen Fakir.

Desaix (Louis Charles Antoine), geboren den 17ten August 1763 auf dem Schlosse Begou bei Riom aus einer adeligen Familie trat 1784 in das Regiment Bretagne Infanterie als Unter-Lieutenant und fing während des Feldzuges 1793 im Elsaß an, seine militärischen Talente zu entwickeln. Er trug hauptsächlich im December zur Eroberung der hagenauer Linien bei, in die der linke Flügel, bei welcher er stand, zuerst einbrang. Nach einigen andern Vortheilen am Rheine im Jahre 1794 ging er zur Nordarmee unter Pichegru, und diente einige Zeit bei derselben mit fortwährender Auszeichnung. Zur Rheinarmee zurückberufen, ward er 1796 unter Moreau angestellt, dessen Siege er theilte. Moreau vertraute ihm im November das Commando des Brückenkopfs von Kehl an, der gleich lebhaft angegriffen und gleich tapfer vertheidigt wurde. Desaix erhielt bei einem Ausfalle den 22sten eine leichte Wunde und verlor sein Pferd unter dem Leibe. Nach unterzeichnetem Frieden von Campo Formio wurde er zum Unterbefehlshaber der Armee gegen England ernannt und übernahm in der Abwesenheit des Generals Bonaparte einstweilen das Commando en Chef. Als diese Zurüstung gegen Aegypten gerichtet ward, begleitete Desaix Bonaparten (1797), hatte gleich an den ersten Siegen Antheil und wurde hierauf zur Eroberung und zum Gouvernement von Ober-Aegypten befehligt, wo er ohne Unterlaß gegen Murat Ben zu fechten hatte, der trotz seiner Niederlagen nicht nachließ, seinen Sieger unaufhörlich zu beunruhigen. Desaix legte bei dieser neuen Gattung des Kriegs dieselben Talente, wovon er schon so viele Beweise gegeben hatte, und eine unermüdete Thätigkeit und Standhaftigkeit an den Tag. Elphi Ben wurde zurückgeschlagen; Cherif Han verlor sein Leben zu Benout; Murat flüchtete sich jenseit der Cataracten des Nils in die gräßliche Landschaft Bribé. Bonaparte eilte nach Europa zurück, und vermögte des Vortrags von El-Arisch mit den Türken und Engländern, welchen Desaix unterzeichnet hatte, konnte auch er sich einschiffen und zurückkehren. Bei seiner Ankunft in Frankreich erfuhr er, daß Bonaparte als erster Consul zur Wiedereroberung Italien abgegangen sey; er eilte zu ihm und erhielt das Commando von zwei Divisionen. Ein Drittheil der französischen Armee stand außer der Gefechte, als Desaix's Corps zu Marengo ankam (14. Juni 1800). Trotz eines gewaltsamen Marsches von zehn Stunden, trotz des feindlichen Artilleriefeuers, bildete er die Schlachtordnung, wendete sich zur Rechten auf San Stephano zu und schnitt dadurch den linken österreichischen Flügel ab. In diesem entscheidenden und ruhmvollen Augenblick aber fiel er von einer Kanonenkugel tödlich getroffen, und konnte kaum noch die tiefen und schönen Worten sagen: *n'en dire rien*. Sein Leichnam wurde nach Mailand geführt, daselbst einbalsamirt und in das Hospital auf dem St. Bernhard, auf den höchsten bewohnten Gipfel der Welt, gebracht, wo seinem Andenken ein Monument errichtet ist. Unter den Inschriften des Piedestals bemerkt man besonders: „les ennemis l'appeloient le juste; ses soldats, comme ceux de Bayard: sans peur et sans reproche.“ Desaix vereinigte mit seiner Tapferkeit die strengste Rechtchaffenheit und Uneigennützigkeit. Diese Tugend erwarb ihm unter den Einwohnern von Cairo den Namen des gerechten Sultans.

Descartes (René des, lat. Renatus Cartesius), ein in der Geschichte der Philosophie Epoche machender Selbstdenker und Reformator der Philosophie, mit welchem man oft die neuere Philosophie anfängt, zugleich der erste und einzige streng-systematische Philosoph der Franzosen; geb. 1596 zu la Haye in Touraine, gest. zu Stockholm 1650, von einer mehr als mittelmäßigen Größe, aber sehr zart und regelmäßig gebaut. Er hatte eine breite, etwas hervorstehende Stirn, dunkle Augen, und eine schwarzgelbe Farbe. Sein Blick war voll Annehmlichkeit, sein Gesicht heiter, seine Stimme einnehmend und sein Betragen liebenswürdig. Seine Gesundheit war nicht die stärkste. Schon auf der Jesuiterschule zu la Fleche, wo er Philologie, Mathematik und Astronomie studirte, zeigte sich sein Scharfsinn. Seine Geisteskraft sowohl als seine Reigung machten, daß er sich zum Militär begab; er diente als Volontair bei der Belagerung von Rochelle und in Holland unter dem Prinzen Moriz. Während er in Holland die Waffen trug, war einst an den Straßen von Breda ein mathematisches Problem angeschlagen; eine Menge Menschen blieben stehen; unbekannt mit der Sprache, bat er einen Mann, der neben ihm stand, ihm den Anschlag zu erklären. Dieser Mann war der Urheber des Problems, Professor Beeckmann; er lächelte über den jungen Officier, und ward sehr überrascht, als dieser den Morgen darauf das Problem gelöst hatte. Descartes verließ das Militär (1624), und widmete sich ganz den Wissenschaften, vorzüglich der Philosophie und Mathematik. Nachdem er viel gelesen, ohne dessen ungeachtet zu sichern Resultaten zu gelangen, ging er auf Reisen, und seine Kenntnisse und Erfahrungen zu erweitern. Allein auch seine Wanderungen haben ihm wenig reinen Gewinn für feste Grundsätze; und er kehrte zurück mit dem kühnen Vorsatz, alle Systeme zu vergessen, und sich selbst, einzig von seiner Denkkraft geleitet, ein System zu schaffen. Er begab sich daher nach Holland, wo er seine meisten Schriften (von 1629—1649) umarbeitete, viele Schüler an sich zog, und daher in mehrere gelehrte Streitigkeiten, besonders mit den Theologen, verwickelt wurde. Sein System, welches sehr berühmt ward, ist zwar voller Seltsamkeiten, und auf keinen Fall geeignet, ihm eine Stelle unter den Philosophen vom ersten Range zu sichern; allein da doch durchgehends der Geist des Selbstdenkens darin herrscht, so hat es viel beigetragen, diesen Geist auch in Andern zu erwecken. Auch hat es auf Jahrhunderte dem philosophischen Geist eine neue Richtung gegeben, und vorzüglich in Frankreich, in den Niederlanden wenige, in England und Deutschland viele Anhänger gefunden. In diesem streng-systematischen System ging er vom Zweifel zur Gewißheit, die er einzig im Denken fand. Von diesem erst schloß er auf die Existenz des denkenden Wesens, nach dem Hauptsatz seines Systems: „ich denke, also bin ich“ (cogito, ergo sum). Diesen neuen Rationalismus bildete er im Gegensatz des Empirismus der Italiäner, und der aristotelisch-scholastischen Philosophie, welche er inhaft bestritt, mit vielem Scharfsinn aus, und wendete die streng-systematische (mathematische) Methode mit vieler Consequenz auf dieselben an. Durch ihn verbreitete sich auch unter den Neuern das Vorurtheil sehr, als beruhe das Wesen der Philosophie und ihre Gewißheit auf Definitionen, Beweisen, und ihrer schulgerechten Fortsetzung. Das denkende Wesen, oder die Seele, ist den Körpern, deren Wesen in der Ausdehnung besteht, wesentlich entgegengesetzt, durch ihre Einfachheit, Immaterialität, woraus auch

ihre Unsterblichkeit hervorgeht, und Freiheit, welche der Seele zukommt, weil sie sich frei denkt. Die Seele aber denkt nicht alles deutlich, in vielem ist sie dem Zweifel unterworfen, und in fern nur eine unvollkommene, endliche Substanz. Diese eigene Unvollkommenheit führt auf die Annahme eines vollkommensten Wesens, zu deren Vollkommenheit auch die Existenz gehört. (Er bediente sich also hier des sogenannten ontologischen Beweises für das Daseyn Gottes (s. d. Art.), dessen sich, nur auf andere Weise, früher schon Anselm von Canterbury [starb 1109] bedient hatte; — daher auch der cartesianische Beweis.) Die Idee eines absolutvollkommenen Wesens, welche er für eine angeborne Idee hielt, stellte er nun an die Spitze seines Systems, und leitete von ihr alle übrige Erkenntniß der Wahrheit ab. Gott ist der Urheber und Erhalter des unendlichen Urwesens in der Bewegung. Seine Untersuchungen erstreckten sich aber nur auf die theoretische Philosophie, namentlich Logik und Metaphysik, welche nicht genau geschieden wurden. Für die obersten Probleme der letztern hielt er die Substantialität und Causalität. Um die physiologische und psychologische Anthropologie hat er manche Verdienste. Noch größere Verdienste hatte Descartes in der Mathematik und Physik. Er benutzte fremde Entdeckungen und Beobachtungen, bestimmte sie genauer und wies ihnen ihre Stelle im System an. Die höhere Geometrie, auf welche er die Analysis glücklich anwendete, die Optik, Dioptrik und Mechanik sind von ihm außerordentlich erweitert und ihre Methode vereinfacht worden. Er war es, der dadurch die großen Erfindungen, welche nachher Leibniz und Newton in diesen Wissenschaften machten, vorbereitete, so wie er selbst durch seinen rechnenden Scharfsinn manche glückliche Entdeckungen in diesen Fächern machte. So trug er z. B. viel zur Bestimmung und Erläuterung des wahren Gesetzes der Strahlenbrechung bei. In der Cosmophysik war er weniger glücklich. Hier stellte er die sonderbare Hypothese von den himmlischen Wirbeln (cartesianische Wirbel) oder den ungeheuern Strömungen ätherischer, den Raum anfüllender Materie auf, von welchen er die Bewegung der Planeten herleitete. In der Astronomie wirkte er sehr zur Verbreitung des copernicanischen Systems. Seine Werke sind mehrmals einzeln und zusammen herausgekommen. Sein Leben haben Baillet und Lepelous beschrieben (z. B. Amsterdam 1692. 9 Voll.) Vergl. seine Briefe, Buhle's Geschichte der neueren Philosophie B. 3. S. 1 und die Ebschriften von Gailard, Thomas und Mercier, nebst Leibniz in seinen Briefen über ihn. Auch hat Heidenreich über die Entwicklung des Geistes und über die Philosophie von Descartes lehrreiche Betrachtungen geschrieben, im ersten Theile seiner Original-Ideen 2c. Descartes liebte die Unabhängigkeit; dennoch ließ er sich bereden, nach Stockholm zur Königin Christina (1649) zu gehen, die seinen gelehrten Umgang und Unterricht wünschte. Er fand seinen Tod in Stockholm (1650). Sein Körper blieb bis 1666 daselbst, in welchem Jahre er nach Paris gebracht, und in der Kirche der heiligen Génovève - Dumont von neuem begraben wurde. Descartes hatte sich nicht verheirathet; aber die Liebe kannte er. Er hatte eine Tochter Francisca, welche im fünften Jahre in seinen Armen starb. Er war untröstlich über diesen Tod, und gestand, daß er nie einen größern Schmerz empfunden habe.

Deserteur, Desertion. Ersteren Namen führt der Soldat, welcher ohne Urlaub und Ordre heimlich sein Regiment verläßt, und

sein Verbrechen wird Desertion genannt. Dieses Verbrechen, welches immer mit Verlegung des Soldateneides verbunden ist, wird durch Umstände (z. B. wenn der Soldat von seinem Posten desertirt, zum Feinde übergeht), vergrößert oder vermindert, und hiernach auch seine Bestrafung. Auch heißt Desertion die heimliche Entweichung eines Weibes von ihrem Manne oder umgekehrt, welche die Scheidung durch einen angestellten Prozeß (Desertionsprozeß) bewirken kann. Auch heißt Desertion in der Rechtsprache Versäumniß, z. B. Desertion des Beweises.

Deseze, der berühmte Vertheidiger Ludwigs XVI. vor den Schranken des Nationalconvents. Man erinnere sich, daß ihm dies schwere Geschäft erst übertragen wurde, nachdem die beiden andern Vertheidiger des Königs, Malsherbés und Tronchet, die Unmöglichkeit voraussahen, es allein zu beendigen. Für die Verrichtung der eigentlichen Schußschrift blieben ihm nur vier volle Nächte; die Tage verstrichen unter den Untersuchungen der Actenstücke und den nöthigen Unterredungen mit seinen Collegen. Deseze lieferte aber dessen ungeachtet in seiner Vertheidigungsschrift, jedoch nur als Advocat, ein Meisterwerk, da er doch mehr als Staatsmann hätte reden sollen. Daß der Erfolg seinen Bemühungen nicht entsprechen würde, war übrigens vorauszusehen. Er überlebte die Schreckensregierung. Nach der Zurückkehr der Bourbons wurde er mit Ehrenbezeugungen überhäuft und 1816 auch zum Mitgliede des Instituts ernannt.

Deshoulières (Antoinette), geborne Du Ligier de La Garde, lebte zu Paris von 1638 bis 1694. Mit einer einnehmenden Gestalt verband sie ein vorzügliches Talent zu leichten gefälligen Gedichten, das sie unter Leitung des Dichters Hainault ausbildete. Sie verstand lateinisch, italienisch und spanisch, und beschäftigte sich in den spätern Jahren ihres Lebens, wo sie viele anhaltende Krankheiten erdulden mußte, mit der Philosophie. Voltaire urtheilte, daß sie unter allen französischen Dichterinnen die meiste Aufmerksamkeit verdiene. Verschiedene gelehrte Gesellschaften rechneten es zur Ehre, sie zu ihrem Mitgliede aufzunehmen, so wie ihre einnehmenden Sitten und ihr munterer Witz, der nur selten einer süßen Schwermuth wich, sie zur Zierde der besten damaligen Gesellschaften machten. Aus einer uns unbekannten Ursache wurde sie im Februar des Jahres 1657 zu Brüssel von den Spaniern in Verhaft genommen, allein von ihrem Gatten, einem Officier, der Mittel ausfindig gemacht hatte, sich in ihr Gefängniß zu schleichen, glücklich befreit. Ihre Werke sind nebst denen ihrer Tochter, die sich gleichfalls mit der Poesie beschäftigte, am vollständigsten zu Paris im Jahre 1753 in zwei Bänden in 12. und zu Brüssel 1740 in zwei Bänden in 8. unter dem Titel: *Ouvres de Madame et de Mademoiselle Deshoulières* erschienen. Sie enthalten 1. Idyllen, die noch immer zu den bessern der Franzosen gehören. Die schönste derselben, *les moutons*, ist beinahe Wort für Wort aus einem Gedichte des im Jahre 1580 verstorbenen und fast vergessenen Antoine de Coton genommen, und ihr gehört dabei nur das Verdienst, manche alte Wendung und manchen absoleten Ausdruck vermischt zu haben. 2. Oden, sämmtlich höchst mittelmäßig. 3. Ein Trauerspiel, *Benzerich*. Auch zu dieser Dichtungsart hatte unsere Dichterin ein Talent, und man rieth ihr, zu ihren *moutons* zurückzukehren. 4. Einige poetische Briefe. 5. Madrigale, Epigrammen und kleinere Gedichte, von denen einige manche treffliche und

feine Bemerkungen enthalten, die wegen ihrer Wahrheit zu Sprichwörtern geworden sind. 3. B.

On commence par être dupe,
On Finit par être fripon,
und Nul n'est content de sa fortune,
Nul mécontent de son esprit.

Wir können bei dieser Gelegenheit nicht unbemerkt lassen, daß König Friedrich II. eine wenig bekannte Auswahl ihrer Gedichte und die des Abts Chaulieu hat drucken lassen. Sie führt den Titel *Choix des meilleures pièces de Madame Deshoulières et de l'Abbé de Chaulieu*, Berl. b. G. J. Decker, 1777.

Desilles, berühmt durch eine heldenmüthige patriotische Handlung, Edelmann aus der Bretagne, befand sich den 31. August 1790 in Nancy, als Bouillé an der Spitze einiger Truppen gegen die Stadt zog, um unter der aufrührerischen Garnison die Ordnung wieder herzustellen. Da Desilles sah, daß diese auf die Truppen des Generals feuern und mit ihnen handgemein werden wollte, war er sich auf die Kanonen, verhinderte, daß Feuer gegeben wurde, und riß den Kanoniers die Funte aus der Hand; allein endlich wurde er das Opfer seines Dienstefers, die Aufrührer schossen auf ihn und er erhielt mehrere Kugelnwunden, die ihn niederstreckten. Seine edle Aufopferung wurde von ganz Frankreich mit dem größten Enthusiasmus anerkannt, seine Familie mit Ehrenbezeugungen überhäuft und sein Heroismus auf allen Theatern der Gegenstand einer patriotischen Feier.

Desmologie, ein Theil der Anatomie (s. d. Art.).

Desmoulin's (L. Camille), einer der Ersten, welche sich in den noch schönen Tagen der franz. Revolution durch ihren Feuereifer bemerkbar machten, war 1762 geboren. Er ward mit Robespierre und mehreren andern jungen Leuten, die nachher in der Revolution auftraten, erzogen. Sein Aeußeres war unedel, seine Gesichtsfarbe schwartz, und in seinem Blicke lag etwas Unglücksdeutendes. Von Anfange der Revolution verband er sich mit seinem ehemaligen Freunde Robespierre. Die nächtlichen Zusammenkünfte, die er damals zu Mousseaux mit dem Herzog von Orleans hatte, lassen schließen, daß er anfangs nichts als der Agent dieses Prinzen war. Er wählte das Palais Royal zum gewöhnlichen Schauplatz seines Bürgerapostolats. Man sah ihn daselbst unaufhörlich von einer Menge Redner umringt, die mit ihm die Einnahme der Bastille vorbereiteten. Nach diesem ersten Triumphe ließ er sich ferner ansehn, den Volksgeist zu erhitzen, bald durch seine Rede, bald durch seine Schriften, und nahm dem Titel: *Generalprocureur der Laterne* an. In der Folge war er einer der Begründer des Clubs der Cordeliers, verband sich seitdem aufs innigste mit Danton und blieb ihm unveränderlich zugethan. Nach Ludwigs XVI. Flucht nach Varennes war er einer der Anstifter der Versammlung des Maréfeldes. Er nahm bei dem Aufstande vom 20ten Juni 1792 wo der Sturz der Monarchie eingeleitet wurde, seine Stelle wieder und hauptsächlich that er sich den 10ten August hervor. Um diese Zeit ward er Secretär des Justizministers Danton und organisirte mit ihm die Septemberscenen. Als Deputirter von Paris bei dem Nationalconvent vertheidigte er den 16ten December den Herzog von Orleans; den 16ten Januar 1793 votirte er Ludwigs XVI. Tod. Seine Anhänglichkeit an Danton ward die Ursache seines Verderbens.

Robespierre, an der Spitze des Regierungsausschusses, näherte sich mit großen Schritten der Tyrannei; Danton, unterstützt von den Anführern der Cordeliers, wollte sich diesem Ausschusse entgegenstellen, und Camille erhielt den Auftrag, den Angriff in seinem Journale, der alte Cordelier, anzufangen. Er erklärte sich darin gegen das Schreckenssystem und wagte sogar das Wort Milde (*clémence*). Mit diesem Worte war sein Tod unterschrieben. Et. Just, den Camille ebenfalls in seinem Journale persiflirt hatte, bewirkte, daß dieser in der Nacht vom 31sten Mai 1794 nebst denen, welche man seine Mitschuldigen nannte, eingezogen wurde. Den 4ten Juni wurde er vor das Revolutionstribunal gebracht, um gerichtet zu werden; die Geschwornen verdammten ihn zum Tode: „weil er das Revolutionssystem beschimpft habe und die Monarchie wieder herzustellen Willens gewesen sey. Den 5ten wurde er, nicht ohne Mühe, zum Richtolag geführt, er sträubte sich aus allen Kräften, den Karren zu besteigen. Sein Hemd war zerlumpt und seine Achseln entblößt; seine Augen funkelten, sein Mund schäumte, und wie er das Blutgerüst erblickte, schrie er: „Das ist der Lohn, den man dem ersten Apostel der Freiheit aufbehalten hat. . . Die Ungeheuer, welche mich morden, werden mich nicht lange überleben!“ Seine Gattin, die er anbetete und von der er zärtlich geliebt ward, eine schöne, muthige, geistreiche Frau, verlangte sein Schicksal zu theilen. Robespierre ließ sie zehn Tage nach ihm aufs Blutgerüst bringen. Sie zeigte während ihres Prozesses eine bewundernswürdige Ruhe, und starb mit viel mehr Standhaftigkeit als ihr Mann.

Desorganisiren, einen Organismus, eine bestehende Ordnung aufheben, zerstören, die Handlung *Desorganisation*. Ueber den Sinn dieser Worte beim Magnetisiren siehe *Magnetismus*.

Despotismus. Der Charakter des Despotismus besteht in der Regierungsweise, vermöge deren ein Einzelner seinen unmotivirten Willen den Andern als höchstes Gesetz aufstellt, und spricht sich vollkommen in dem lateinischen Verse aus: *Sic volo, sic jubeo, ut pro ratione voluntas*. Man versteht darunter im engeren Sinne jene Art der Alleinherrschaft, welche die von der Natur gesetzten Grenzen der Staatsgewalt überschreitet. Der gerechte Regent gesteht ein, daß er für den Staat, nicht dieser für ihn da ist; der Despot hingegen bedient sich desselben als bloßen Mittels zur Erreichung seiner willkürlichen Zwecke. Ursprünglich brauchte man die Worte Despot und Despotie im guten Sinn von einer unumschränkten Monarchie.

Dessalines, s. Domingo.

Dessau (Anhalt). Die Besitzungen des Fürsten von Anhalt-Dessau, welche einen integrierenden Theil des Fürstenthums Anhalt (s. b. Art.) ausmachen, liegen zwischen der Saale, Mulde und Elbe, haben an Flächengehalt siebenzehn Quadratmeilen, mit einer Bevölkerung von 53,000, und mit Inbegriff mehrerer unter preuß. Hoheit liegenden Besitzungen, 66,000 Einwohnern und 510,000 rhein. Gulden Einkünfte aus seinen unmittelbaren Staaten, so wie von 200,000 Gulden rhein. aus seinen mittelbaren. Sein Beitrag zum Contingent des rheinischen Bundes betrug 350 Mann. 1815 unterhielt Dessau 300 Mann. Der jetzige Herzog heißt Leopold Friedrich Franz, geb. 10ten August 1740, und ist vermählt mit Louise Henriette Wilhelmine, des verstorbenen Markgrafen Heinrich Friedrich zu

Brandenburg-Schwedt Tochter, geb. 24sten Sept. 1750. Der Erbprinz Friedrich, geb. 27sten Dec. 1769, vermählt mit Christiane Amalie, des Landgrafen Friedrich zu Hessen-Homburg Tochter, geb. 29sten Juni 1774, starb 1814; aus ihrer Ehe sind noch vier Prinzen und zwei Prinzessinnen am Leben. Der Herzog feierte sein fünfzigjähriges Regierungsjubiläum am 20sten Octbr. 1808, bei welcher Gelegenheit er die unvorstelltesten Aeußerungen der Ehrfurcht, des Vertrauens und der Liebe empfing, die ihm seine väterliche musterhafte Regierung erworben hat. Dieser ehrwürdige Nestor der deutschen Fürsten hat sowohl um die eigentliche Regierung des Landes, als auch um alle anderen Angelegenheiten des Menschenlebens große Verdienste, worunter auch der Schutz gehört, den er stets den Wissenschaften und Künsten angedeihen ließ. Besonders beschäftigte ihn das Erziehungs- und Schulwesen; Basedow, Campe und Tilly wurden von ihm gebraucht, um sein Ideal der Menschenerziehung zur Wirklichkeit zu bringen. Wir verweisen darüber auf die Artikel, die mit diesen Philanthropen sich beschäftigen. Seine Residenz ist zu Dessau, der Hauptstadt seines Landes, in einer reizenden Ebene an der Mulde gelegen, die nicht weit davon sich in die Elbe ergießt. In 800 Häusern zählt sie 8600 Einwohner, worunter sich gegen 1000 Juden befinden. Das benachbarte herrliche Wörlitz, berühmt durch seinen schönen Park, verschafft der Stadt vielen Besuchern Liebhaber der schönen Natur und Kunst. Außerdem ist sie durch drei Institute, von denen jedes in seiner Art Epoche gemacht hat, wenn sie auch vom Strome der Zeit wieder verschlungen worden sind, merkwürdig geworden; nämlich durch Basedows Philanthropin, eröffnet nach einem neuen Erziehungsplane im Jahre 1774; durch die im Jahre 1781 dort errichtete, 1786 aber wieder aufgelösete Buchhandlung der Gelehrten und die am Anfange 1797 unter dem Vorsitz des Grafen von Waldersee, des Barons Erdmannsdorf und des Legationsrath Bertuch constituirte chalcographische Gesellschaft.

Dessert — so nennt man die zum Schlusse eines Dîners, Dinners oder Soupers gegebenen Confituren, Früchte &c. — ist, wie die Girandole bei einem Feuerwerke, die brillante Partie eines Festins und soll die Gäste überraschen und hintreiben, soll auf den ernen Sinnenfidel Augen- und Seelengenüsse setzen. Die italienische Küche hat darin den Vorrang in ältern Zeiten behauptet; das zeigt das wundersame Dessert auf der Hochzeitstafel zu Canaan in dem bekannten Gemälde von Paul Veronese. Ein nicht weniger berühmtes Dessert zierte die Königl. Hochzeitstafel Ludwigs XV. bei der Vermählung mit der Maria Leszcynsky 1725, und noch jetzt hat man in Paris weiter als irgendwo auf künstliche Desserts raffiniert und die ältern Künstler, Desfriches und Delorme, sind durch den Artisten Datsou völlig verdunkelt. Sein Dessertaufsätze stellen die vollkommensten Modelle der Baukunst und Bildnerei dar, enthalten die gedachtesten mythologischen und historischen Gruppen, und besonders rühmt man die eleganten und niedlichen Tafelfeuerwerke, welche er dabei mit allen pyrotechnischen Kunststücken anzubringen weiß. In einem Nu verwandelt sich der Aufsatz in ein Miniaturfeuerwerk, ambrosische Flammen und Funken in allen Farben bedecken die Tafel, und gleichwohl wird der feinste Stoff durch den ergossenen Feuerregen nicht im mindesten verlegt. Doch auch die Leckerei darf bei diesen Desserts nicht zu kurz kommen; die feinsten Früchte aller Zonen, die

raffinirtesten Bäckereien, Compots und Gelées verschmelzen ihre Reize in Form und Wesen, um dem übertoll gefügten Gaumen noch ein Interesse abzugewinnen; denn jeder gute Esser hat seine Hauptrechnung mit dem Wirth mit den Braten abgemacht, und was er nachher noch genießt, ist bloß ein gefälliges Compliment für den Wirth oder ein Behülfel für die Weinzunge, welche wohlpréparirt zu den Dessertweinen kommen muß. Denn oft, zumal bei deutschen und regelmäßig bei englischen Gastereien, verliert sich das Dessert in die Trinktafel, und wird gewöhnlich erst durch den Caffée auf der Serviette verdrängt.

A.

Destilliren, Destillation ist eine chemische Operation, bei welcher man durch einen gewissen Grad der Wärme Flüssigkeiten in verschlossenen Gefäßen in Dämpfe verwandelt, die aufsteigen, sich vereinigen und in vorgelegten kalten Gefäßen wieder als flüssige Körper zum Vorschein kommen. Man scheidet durch die Destillation nicht nur gewisse Substanzen von einander, sondern vereinigt auch manche dadurch. Die Destillationen werden in nasse und trockene eingetheilt. Jene geschehen bei Körpern, die schon an sich flüssig sind; diese bei trocknen, deren Dämpfe erst durchs Abkühlen eine tropfbare Flüssigkeit geben. Die Geräthschaften, die zu Destillationen erfordert werden (Destillirapparat), wozu auch der Destillirofen gehört (s. Busch Handbuch der Erfindungen), heißen überhaupt Brennzeug. Sie sind von verschiedener Art. Greifen die zu behandelnden Substanzen die Metalle nicht an, und erfordern sie nur die Hitze des siedenden Wassers, so kann man die Gefäße aus Kupfer machen; dahin gehört die gemeine Branntweinblase. Bei Substanzen, welche die Metalle angreifen, muß man sich gläserner Gefäße bedienen, dergleichen die Retorten sind. Diese haben die Form einer Flasche, aber einen langen, so herabgekrümmten Hals, daß derselbe mit der Achse des Bauches ungefähr einen Winkel von 60 Grad macht. Es gibt aber auch Retorten von Eisen, Thon &c. Die Destillation geschieht dadurch, daß sich die flüchtigen Theile durch die Wärme von den feuerbeständigen trennen, und in Dämpfen aufsteigen. Da die Feuerbeständigkeit und Flüchtigkeit der zusammengesetzten Körper sehr verschieden ist, so muß auch das Verfahren bei der Destillation verschieden seyn. Wenn die flüchtigen Bestandtheile der Körper, welche bei der Destillation aufsteigen, sich oben in Flüssigkeiten sammeln, so nennt man diese Operation im engeren Sinne Destillation; können sie dieses aber nicht, d. i. sind sie ihrer Natur nach nur fähig, sich in festen Theilen zu sammeln, in welcher Gestalt man sie Blumen nennt, so heißt dies Sublimation, obgleich beides auf einerlei Grundsätzen beruht. Bei den flüchtigen gasartigen Substanzen bleiben die flüchtigen Theile in ihrem dampfartigen Zustande, ohne sich weder in eine Flüssigkeit, noch in feste Theile zu sammeln. Wenn die flüchtigen Theile rein aufsteigen und also keine feuerbeständigen Theile mit sich fortführen sollen; so muß man die Destillation so regieren, daß die flüchtigen Theile nur den Grad von Wärme erleiden, welcher zu ihrer Absonderung und Trennung von den feuerbeständigen nöthig ist. Diese Vorsicht muß besonders dann angewandt werden, wenn bei dem Grade der Flüchtigkeit der Bestandtheile eines Körpers, der durch die Destillation zerlegt werden soll, kein großer Unterschied Statt findet. Ein sehr deutliches Beispiel hiervon geben alle feste ölige Materien, wenn man die Säure und das Del, woraus sie bestehen, von einander scheiden will. Da diese Bestandtheile fast denselben

selben Grad der Flüssigkeit besitzen, so kann es nicht fehlen, daß si zugleich und ohne sich von einander getrennt zu haben, in die Höhe steigen, so daß mithin der zusammengesetzte Körper, ohne zerlegt zu seyn, übergeht. Bei dem Destilliren hat man außerdem viel Vorsicht nöthig, da gläserne und irdene Gefäße leicht zerspringen, wenn sie zu schnell und zu stark erhitzt werden, und besonders, wenn die Dämpfe zu geschwind und in zu großer Menge aufsteigen, als daß sie von ihrer Verdichtung in den Vorlagen zurückgehalten werden könnten. Um das Zerspringen zu verhüten, bringt man in den Vorlagen eine kleine Oeffnung an, um sie im Nothfall zu öffnen, damit die allzugroße Menge Dampf ausströmen kann.

Destouches (Philippe Mercault), einer der ersten Lustspielbichter der Franzosen, geb. in Tours 1680, wurde in Paris erzogen war anfangs Volontair bei einem Infanterieregimente, verließ aber diesen Dienst und wendete sich an den Marquis von Puiseux, den Gesandten in der Schweiz, dem er gefiel und dessen Liebe er sich erwarb. In der Schweiz entwickelte er sein Talent für das Theater, und schrieb mehrere Schauspiele, die großen Beifall erhielten. Dieser und seine Kenntnisse und Geschicklichkeit in der Diplomatie erwarben ihn die Gunst des Regenten, der einen Mann anzustellen beschloß, der Rechtschaffenheit und Einsichten so sehr empfahlen. Er sandte ihn daher 1717 mit dem Abbé Dubois nach England, um diesen bei seinen Geschäften zu unterstützen, und als Dubois nach Frankreich zurückgekehrt war, blieb Destouches in London, wo er sich verheirathete. Er entledigte sich seiner Geschäfte auf eine so ausgezeichnete Art, daß der Regent ihm Beweise seiner Zufriedenheit zu geben versprach, über die Frankreich erstaunen würde; aber da dieser Fürst starb, verlor er mit seinem Beschützer seine Hoffnungen und seine Belohnung. Er zog sich auf sein Landgut Fort-Niveau bei Melun zurück und suchte durch Landbau, Studium der Philosophie und befreundeten Umgang mit den Musen den Eigensinn des Schicksals zu vergessen. Der Cardinal Fleury wollte ihn als Gesandten nach Petersburg senden, allein er schlug diesen Antrag aus. Er starb am 4ten Julius 1754 und hinterließ einen Sohn, der die Herausgabe seiner Werke auf Befehl Ludwigs XV. besorgte. Nach Moliere und Reynard gilt Destouches für den besten Lustspielbichter der Franzosen, und sein Lustspiel: *Le Glorieux*, wird als eins der Hauptwerke der französischen Bühnen betrachtet. Er ordnete fälschlich den komischen Effect dem moralischen unter, und daher gehören seine Stücke mehr zu der Zwitertergattung der Schauspiele, welche das sogenannte weinerliche Lustspiel vorbereiteten. Sein größtes Talent zeigte sich in der feinsten Charakterzeichnung, einer leichten Erfindung, angenehme Wit, Eleganz, Lebhaftigkeit und Anständigkeit seines Dialogs.

Detachment, eine von dem Hauptcorps abgesendete Truppenabtheilung, die, wenn sie vielleicht einige tausend Mann beträgt, auch detachirtes Corps genannt wird. — **Detachirt** Werke, vorgerückte Werke, so viel als Außenwerke, dehors, sind die Werke einer Festung, welche außerhalb derselben liegen und die Annäherung an die Festung erschweren; diese sind die Ravelins, Contregarden, Lunetten u. s. w. und an den alten Festungen die Horn- und Kronwerke, Tenailen u. dergl., mit einem Worte, alle, die sie jenseit des Hauptgrabens einer Festung befinden.

Detail nennt man die einzelnen Theile eines größern Ganzen, die kleinen und genaueren Umstände einer Sache. Daher: in

Detail gehen, detailliren, auch kleinere Umstände erörtern. Dem Detail wird in der Kaufmannssprache der Handel en gros entgegengesetzt. Daher ein Detailhändler, Detailleur (Kleinhändler, auch Ausschmittthändler). In der Kunst einzelne Partien und Theile eines Ganzen. Ein Künstler bildet z. B. eine Hand. Er kann das, indem er die bloße Form derselben angibt, er kann aber auch nachher die Gelenke, Nägel, Grübchen, Falten, Haare, Poren, Adern, Flecken im Einzelnen bestimmter ausführen. Hier ist's ein wichtiger Punkt, zu untersuchen, wie weit man in dieser Ausführung gehen dürfe, ohne die Darstellung des Ganzen zu beeinträchtigen. Diejenigen, welche von dem Begriff der Kunstwahrheit ausgehen, glauben hierin nicht zu weit gehen zu können, und Denner übertrifft darin vielleicht alle Andern. Von der andern Seite ist es den Undulisten angenehm zu hören, die alten Bildner hätten das Detail vernachlässigt. Bisweilen mag das der Fall gewesen seyn, er ist es aber nicht immer. Man findet öfters das Detail bei ihnen mit mehr Fleiß, aber auch mit mehr Geschmack und Kunst ausgebrückt, als in keinem Werke der neueren Plastik. Im Allgemeinen kann man sagen, der Künstler solle darnach streben, die Wahrheit als schönen Schein darzustellen, und dazu ist ihm nichts behülftlicher, als die Gegenstände so zu bilden, wie sie aus mäßiger Entfernung sich als Ganzes darstellen. Wie in den bildenden Künsten, so in der Poesie. Wer das Detail ganz vernachlässigt, wird leicht in den Fehler der Trockenheit und Kälte verfallen; wer aber allzusehr ins Detail geht, und überall dieses recht geschildert ausmalt, verliert sich leicht ins Breite, und wird schwerlich einen rechten Totaleindruck hervorbringen, weil das Ensemble fehlt, welches man dem Detail entgegensezt. S. deshalb Ensemble. dd.

Determiniren oder bestimmen, begränzen (daher determinirt, bestimmt, ein determinirter, d. i. entschlossener, fester Mensch). Ein Begriff wird bestimmt, begränzt durch Hinzufügung eines oder mehrerer Merkmale, oder Verbindung mit andern Begriffen, in welcher aber kein Widerspruch Statt finden muß. Logisch bestimmt wird ein Begriff schon, indem ihm, nach dem Gesetze der Ausschließung oder Bestimmung, von contradictorisch zwei entgegengesetzten Merkmalen eins beigelegt wird. Diese Bestimmung eines Begriffs nennt man in der Logik **Determination**, und sie steht der Analyse oder Abstraction, bei welcher man von den besondern zu allgemeineren Begriffen fortgeht, und aus zusammengesetzten einfachere Begriffe bildet, entgegen. Es entstehen aber durch das Bestimmen eines allgemeinen Begriffs lauter niedrigere Begriffe dadurch, daß man an dem Endfaden der Kategorien bei denselben die Frage der Quantität, Qualität, Relation und Modalität aufwirft und Acht gibt, wie die Erfahrung darauf antwortet.

Determinismus, in der Metaphysik und Moral, diejenige Ansicht (System), nach welcher alles, was geschieht, mithin auch jede menschliche Handlung, durch die äußere Nothwendigkeit des Causalzusammenhangs aller Dinge vollkommen bestimmt ist. Wer dieser die Freiheit aufhebenden Bestimmungslehre huldigt, heißt **Determinist**.

Detmold (Lippe), eine Linie des fürstl. lippe'schen Hauses, welche in der Stadt Detmold residirt, und deren Länder die Grafschaft Lippe, Sternberg und die Ämter Schwatenberg, Oldenburg und Emselberg, mit einem Umfang von 21 Quadratmeilen und 75,000 Einwohner begreifen. Die Einkünfte des Fürsten von Lippe-Det-

1016 werden auf 466,000 rheinische Gulden angegeben. Der gegenwärtige Fürst ist Alexander Leopold, geb. den 6ten November 1796, kam zur Regierung den 4ten April 1802 unter mütterlicher Vormundschaft, trat den 18ten April 1807 zum rheinischen Bunde, und am 8ten Juni 1815 zum deutschen Bunde. Die Fürsten sind der reformirten Kirche zugethan. Das Militair im Lippe-Deimold'schen besteht aus etwa 300 Mann. S. Lippe.

Deukalion, Stammvater der Hellenen und Vater des Hellen, Sohn des Prometheus und der Pandora, führte eine Colonie nach Griechenland und ließ sich zu Elykorea auf dem Gebirge Parnass nieder; von hier aus machte er in der Folge einen Einfall in Thessalien, woraus er die Pelasger vertrieb. Hier war es, wo er die berühmte Ueberschwemmung (deukalionische Fluth) 1526 v. Chr. erlitt, welche durch den Fluß Peneus entstand und welche die Fabel also erzählt: Als Jupiter das menschliche Geschlecht durch Wasser zu vertilgen beschloß, und alle Regen die fürchterlichsten Ueberschwemmungen verursachten, rettete sich Deukalion mit seiner Gemahlin Pyrrha auf den Gipfel des Parnassus. Nach Abfluß des Wasser fragten sie das Orakel der Themis, wo sie die Erde wieder bevölkern sollten. Dies gab zur Antwort: sie sollten die Gebeine ihrer Mutter hinter sich werfen. Diesen dunkeln Ausspruch deuteten sie also, daß ihre Mutter die Erde, deren Gebeine aber die Steine seyen. Sie hatten demnach, wie das Orakel befohlen, und aus den von Deukalion geworfenen Steinen wurden Männer, aus denen von Pyrrha geworfenen aber Weiber. Uebrigens werden noch mehrere Umstände von den alten Schriftstellern über diese Ueberschwemmung erzählt, die genau mit denjenigen übereintreffen, welchen die heilige Bücher von Noah anführen.

Deutsche Baukunst. Vor Carl dem Großen, sagt ein Kenner, hatten die Deutschen, die in beständige Kriege verwickelt waren, nur geringe Cultur und beiden Hürten, die sie bewohnten, kann man ihnen keine Kenntniß der Baukunst zuschreiben. Carl brachte die Kunst aus Italien nach Deutschland, und dies war die damals übliche neugriechische Bauart. Nachher hatte die arabische Kunst Einfluß auf die Kunst der Abendländer; auch zeigte bereits die deutsche Kunst ihre Eigenthümlichkeit in den Spitzbogen und Strebebeylen u. dergl. Dieses wurde mit der neugriechischen Baukunst vereinigt, der man damals noch im Ganzen treu blieb, und hieraus entstand eine gemischte Bauart, die bis in die Mitte des 13ten Jahrhunderts sich erhielt. Nun erwachte die neugothische oder deutsche Bauart, die wir auch die romantische, weil sie sich durch den romantischen Geist des Mittelalters ausbildete, nennen können, die in Deutschland gebildet, in den Thürmen des Münsters zu Straßburg, in dem Dom zu Eßln (1248 von Bischof Conrad von Hochsteden angefangen und bis 1499 fortgesetzt, aber noch unvollendet. Vergl. Der Dom zu Eßln. Dortmund 1810, mit Kupf.), der Stephanskirche zu Wien, dem Dom zu Erfurt, der St. Sebalduskirche zu Nürnberg, der Elisabethkirche in Marburg ihre Vollendung erhielt, und sich von da nach Frankreich, England, Spanien (hierher gehört z. B. die Kathedraalkirche zu Toledo) und Italien (z. B. der Dom zu Florenz, die Kirchen St. Trinità und St. Maria novella daselbst) verbreitete. So wird schon im 12ten Jahrhundert ein deutscher Baumeister in Italien, Namens Wilhelm, und im 13ten Jacob, mit dem Beinamen Lapo (st. 1262) und sein Sohn oder Schüler Arnolf de Lapo (st. 1300) angeführt, welche die Bau-

kunst verbessert haben sollen. Dieses ist der Gang der Ausbildung der Baukunst in Deutschland. Auch die deutsche Baukunst zeigt einen climatischen und religiösen Charakter, der vorzüglich in den deutschen Kirchen sichtbar wird. Hoch strebten die schlanken Säulenbüschel auf, immer mehrere sich fest an einander schmiegend und ihre Zweige verschlingend, gleich den Stämmen des Hains, in dessen Umschattungen der alte Teuton seinen Altar baute. Der Christianismus führt seine Befenner aus dem Vergänglichem in eine stille Geisterwelt. Im Hellsdunkel des Doms muß das Gemüth sich sammeln aus der Zerstreuung des Irdischen, sich wie der Dom symbolisch zu dem Unendlichen erheben, und durch Gebet und Entsagung die Weihe zum höhern Leben empfangen. Darum sind auch die Verzierungen an den alten christlichen Kirchen nichts weniger als ein zufälliger Schmuck. Es ist eine religiöse Bildersprache und ein Sanctuarium; wo die Monstranz steht, ist sinnbildlich der ganze Tempel im Kleinen wiederholt. An diesen Gebäuden wird jede tiefe Zweckmäßigkeit des Plans, kühne, wohlverstandne Constructions, unermesslichen redlichen Fleiß, imposanten Eindruck der kühnen Massen von außen, hohen Ernst im Innern, der den Eintretenden zu frommen Gefühlen erweckt, bewundern und ehren müssen. Dennoch müssen wir der deutschen Baukunst mehr symbolische, als hieroglyphische Beredsamkeit und Würde, die sich nicht selten ins Bizarre verliert, als selbstständige Schönheit beilegen. Siehe *Costenoble* über altdeutsche Architektur und deren Ursprung, Halle 1812, nebst den Bemerkungen seiner Recensenten; *Rumohr* Fragmente einer Geschichte der Baukunst in Schlegels deutschem Museum 1813, Märzheft u. s. f. Vergl. übrigens die Artikel *Baukunst* und *gothische Baukunst*. Mit der deutschen Baukunst stand der Orden der Freimaurer in Verbindung. Seit dem 18ten Jahrhunderte fingen die deutschen Baumeister an, den sogenannten gothischen oder deutschen Geschmack zu verlassen. In den wenigen größern Werken, welche seit dieser Zeit erbaut worden sind, erblicken wir ein Herabfallen zu der reinbürgerlichen oder gemeinen Baukunst, oder eine Vermischung dieser mit der altdeutschen Baukunst; oder endlich, und zwar in den neuesten Zeiten, reine Nachahmungen des altgriechischen, römischen, italienischen oder auch des altdeutschen Styls; ja selbst die alten Tugenden der Deutschen: Festigkeit und Zweckmäßigkeit, die im sechzehnten und achtzehnten Jahrhunderte noch ein Peter Carol und Johann Trost in Nürnberg, Elias Holl in Augsburg, Nicol. Goldmann in Breslau (starb 1665), der auch über die Baukunst schrieb, König Richter, Leonh. Gasp. Sturm in Braunschweig (st. 1719) u. m. A. übten, weichen gegenwärtig dem augenblicklichen Nothbedarf, der Mangelhaftigkeit und einem charakterlosen Modegeschmack. Für die Theorie der Baukunst haben in den neuesten Zeiten Hirt in Berlin, Stieglitz in Leipzig, Weinbrenner in Baden viel gethan. T.

Deutsche Bundesversammlung, deutscher Bundestag. Nach Art. 9. der B. U. (s. Reich, deutsches) sollte der deutsche Bundestag schon den 1sten Sept. 1815 zu Frankfurt am Main eröffnet werden; allein der Krieg mit Napoleon und die Ausgleichung der verschiedenen Landesansprüche waren Ursache, daß die in Frankfurt a. M. versammelten Bundesgesandten erst im October 1816 die zur Vorbereitung des Bundestages nothwendigen Berathungen beginnen konnten. Den 4ten Nov. wurde die siebente und letzte gehalten in welcher man sich vorläufig über die Bundestagsordnung und über die Grundlagen der Verhältnisse des Bundestages zu der freien

Stadt Frankfurt vereinigte. Hierauf erfolgte den 5ten November d. J., in der Wohnung der kaiserlich österreichischen Präsidialgesandtschaft, in Tarischen Palaste, die feierliche Eröffnung des Bundestages. Die dabei gehaltenen Reden, insbesondere die Eröffnungsrede des den Vorsitz führenden kais. königl. österreichischen Gesandten, Grafen Buol-Schauenstein, so wie die des für Luxemburg stimmenden königl. niederländischen Gesandten, des als geistvoller, historisch-publicistischer Schriftsteller rühmlichst bekannten, Freiherrn von Gagern, entsprachen den Ansichten und den gerechten Erwartungen der deutschen Nation. Unser Volk hat jetzt einen jener großen Augenblicke erlebt, wo, nach Schillers Wort, eine Frage frei steht an das Schicksal. Noch hat bis jetzt (Januar 1817) von der Bundesversammlung des Wichtigen mehr vorbereitet als ausgeführt werden können; wir wollen daher hier nur den Standpunkt des Bundestages in der Geschichte des europäischen und des deutschen Staatenlebens, und die Aufgabe seines Strebens historisch andeuten. Die Deutschen fühlten sich wieder, nach zweihundertjähriger Zerreißung, als eine Nation, und beginnen ein neues politisches Gesamtleben. Der Bundestag muß die Seele dieses Gefühls, der Lichtpunkt der Nationalhoffnungen und das Herz des neuerweckten deutschen Volksgemüths seyn. Seine Aufgabe ist daher unendlich groß. Er soll alle die verschiedenen Staaten und Völker, welche den deutschen Bund bilden, zu Einem lebendigen politischen Ganzen vereinigen, auf daß der deutsche Reichsbund, wie ihn Goethe zu nennen vorgeschlagen hat, in der Mitte von Europa die Würde eines Centralstaats und einer, jedem Eroberer oder nach Uebergewicht strebenden Herrscher stets furchtbaren, Friedensmacht behaupte. Diese äußere Haltung kann nur aus seiner innern Kraft hervorgehn; letztere beruht aber einzig auf der Einheit zwischen Regierung und Volk, sowohl in dem Einzelleben der deutschen Staaten, als in ihrem Gesamtleben auf dem Bundestage. Die Bundesacte hat die Mittel, zu dieser National-Einheit zu gelangen, vorgezeichnet, und der erste Vortrag der Präsidialgesandtschaft hat sie näher entwickelt, indem er die Wirksamkeit des deutschen Staatenbundes nach ihren zwei Hauptrichtungen so bestimmt: die eine sey Gleichheit der im deutschen Bunde verbrüdereten deutschen Fürsten und freien Städte; die andre sey Befestigung eines, sämmtliche souveräne Staaten wohlthätig umfassenden, Nationalbundes. Daß die meisten Bundesgesandten in gleichem Geiste denken, beweisen ihre urkundlichen Erklärungen. So sprach der österreichische am 5ten November ganz im Sinne des deutschen Volks: „ließen sich Nationen so wie Staaten erlöschten, auch dieses wäre der Deutschen Verhängniß gewesen!“ — „Das politische Band unseres Volks konnte gelöst werden; allein die Nationallehre wurde gerettet durch die in der Zeit unserer politischen Erniedrigung so hoch gestiegene, geistige Cultur der Deutschen.“ — Und diese Nationallehre brachte jene vollkommene Eintracht hervor, welche allein den Sieg erkämpfte, der endlich die vieljährige Schmach von uns nahm, und das Nationalband von Neuem knüpfte, welches uns alle frei gemacht und die Schatten so vieler Krieger versöhnt hat, die für die Befreiung Deutschlands und Europa's gefallen waren. So erscheine das Vaterland der Deutschen wieder als „ein Ganzes, als eine politische Einheit; wieder als Macht in der Reihe der Völker!“ — Doch soll diese Einheit nicht jene Mannichfaltigkeit der politischen und bürgerlichen Formen aufhe-

ten, durch welche Deutschland von jeher vor andern Ländern ausgezeichnet, in seiner geistigen Ausbildung so weit fortgeschritten ist; vielmehr macht der den Deutschen eigne Kunstsin und Culturzustand jene Mannichfaltigkeit nothwendig, auf der zuletzt das vielfach kräftige Leben der Nation mit beruht. In diesem Sinne erklärte der Präsidentsgesandte ausdrücklich: „Das Glück der Deutschen soll allein der Mittelpunkt für die gewissenhafte Treue seyn, mit welcher der Kaiser von Oesterreich seinen Verpflichtungen beim deutschen Bundestage nachkommen wird. Er hat nicht im Auge, weder irgend eine Ländervergrößerung auf deutschem Gebiet, noch irgend eine willkürliche Ausdehnung seines Ansehens im deutschen Bundesrathe; denn er sieht sich nur als ein Mitglied desselben an, auf dem Fuße einer vollkommenen Gleichheit mit den übrigen.“ — Das Vertrauen Aller auf gegenseitige Redlichkeit aber bezeugte der Freiherr von Gagern. „Der deutsche Bund, — sagte er in seiner Rede, Montesquieu's Einwürfen gegen solche Staatenbündnisse belegend, — hat kein Macedonien zu fürchten, wie im Alterthum der griechische. Denn zum Unterschiede von Griechenland steht Deutschland unter der Garantie des civilisirten Europa, so wie das civilisirte Europa, und Ordnung und Recht unter unsrigen steht.“ — Wohin aber die innere Ausbildung des deutschen Bundes streben müsse, deutete er mit den gewichtigen Worten an: „Die deutsche Nation ist trotz aller Verschiedenheit sonstiger Ansichten darin einig: Sie erwartet von dem deutschen Nationalbunde: Schutz von oben, Kraft nach Außen und Gerechtigkeit im Innern.“ Zugleich gedachte der edle Wortführer unsrer Nation dankbar des Andreas Hofer, „dessen und der Seinigen Beginnen auf unsern politischen Wiedererwachen, auf die lebendiger werdenden Gefühle für National- Unabhängigkeit so bedeutenden Einfluß gehabt hat.“ — Als nun in solchem Geiste sämtliche Gesandte am Tage der feierlichen Eröffnung des Bundestages einmüthig ihren Entschluß erklärt hatten, dem Gesamtwohle der deutschen Bundesstaaten und dem Wohl und der Größe der deutschen Nation das ernstlichste vereinte Bemühen zu widmen, so erfolgte die Auswechselung der Ratificationsurkunden der Bundesacte und der Vollmachten der Bundesgesandten. — Seitdem wurden, der am 30sten October beschlossenen, einstweiligen Anordnung des Geschäftsganges gemäß, die Sitzungen, gewöhnlich Montags und Donnerstags von 10 bis 1 Uhr, im Taxischen Palaste gehalten. Häufen sich die Geschäfte, so sagt der Präsident außerordentliche Sitzungen an, doch nennt sein Umschreiben nur dann den Gegenstand der Berathschlagungen, wenn ein Beschluß gefaßt werden soll, zu welchem die Bundesacte Einmüthigkeit verlangt. Die Sitzungen selbst sind entweder ordentliche oder vertrauliche. Letztere beabsichtigen vorläufige Erklärungen und gegenseitige Mittheilungen, ohne daß sie urkundlich niedergeschrieben werden, noch amtliche Gültigkeit, oder Einfluß auf das Abstimmen in den ordentlichen Sitzungen haben. Die Beschaffenheit der in Berathung gezogenen Gegenstände entscheidet, ob sie in der Versammlung der 17, oder in der allgemeinen Versammlung gehalten werden sollen. Die drei Hauptpunkte einer jeden Verhandlung: der Antrag, die Erörterung und die endliche Abstimmung werden in drei Sitzungen vertheilt, wozu den Umständen nach eine vierte zur Schlußziehung kommt. Anträge von Außen „An die hohe deutsche Bundesversammlung“ werden innerhalb 3 Wochen nach ihrer Eingabe zur Berathung gebracht. Für die Instructionseinkholung wird in der Regel ein Zeitraum von 6 — 8 Wochen bestimmt.

Die Beschlüsse auf Eingaben von Außen werden von der Präsidialkanzlei ausgefertigt. In der dritten Sitzung am 14ten November wurde auf den Antrag des Freiherrn von Gagern die Publicität der Verhandlungen der Bundesversammlung durch den Druck als Regel angenommen, so daß jedesmal besonders bestimmt werden muß, was sich dazu nicht eianet. Zu einem gültigen Beschlusse in allen Dingen, welche die praktische Wirksamkeit des Bundes für die Rechte des Volks betreffen, ist in der Regel eine Mehrheit von 9 Stimmen in der Versammlung der 17, und in der vollen Versammlung von 69 Stimmen, eine Mehrheit von wenigstens 46 erforderlich. Der Rang der 17 ist Art. 4, der Rang in pleno ist Art. 6. der Bundesacte bestimmt. Einstimmigkeit wird in beiden Versammlungen zu solchen Beschlüssen erfordert, welche die Verfassung des Bundestages, die Rechte der Mitglieder oder Religionsfachen betreffen. Gegenwärtig besteht der Bundestag aus 20 Gesandten, welche die 38 stimmenführenden Repräsentanten der Gesamtangelegenheiten Deutschlands sind. Sene 20 Staatsmänner legen 69 Stimmen in voller und nur 17 in der engern Versammlung ab, weil in letzterer mehrere Fürsten, so wie die 4 Städte, nur Eine Gesamtstimme haben. Sollte indeß Hessen, Homburg auch noch einen Stimmantheil erhalten, so würde der Bundestag 70 Stimmen und 39 Stimmende zählen. Von jenen 69 haben die 5 Könige und der Kaiser zusammen 24 Stimmen; es kann daher, wenn sie einstimmig sind, sich nie ohne sie eine Mehrheit in der Plenarversammlung bilden; ein Umstand, der in der engern wegfällt. In jener können also die Könige stets ein Veto ausüben. — Was nun die Arbeiten des Bundestages selbst betrifft, so sind in dem ersten Vortrage der kaiserl. königl. österreichischen vorsitzenden Gesandtschaft folgende Berathungspunkte enthalten: 1) die Entwerfung einer Bundestagsordnung; 2) die vollkommnere organisirte Gesetzgebung des deutschen Bundes in Hinsicht seiner auswärtigen, militärischen und innern Verhältnisse. In dieser Hinsicht ist der Schluß der Eröffnungsrede des vorsitzenden Gesandten merkwürdig. „Die Zeit, sagte er, die Cultur der Menschheit kennt keinen absoluten Grenzpunkt: so wollen auch wir das Gebäude unseres deutschen Bundes für heilig, aber nie für geschlossen und ganz vollendet halten.“ — Dem zufolge ist bereits Dänemark für das seit dem Abschluß der Bundesacte erworbene Herzogthum Sachsen, Lauenburg dem deutschen Bunde beigetreten. Die Nation darf von dieser Ausbildung der Bundesformen um so mehr erwarten, da Deutschland von fremden Mächten ungehindert an seiner Verfassung und Einrichtung arbeiten kann. Der russische Monarch hat ausdrücklich erklärt, daß er sich in die innern Angelegenheiten nicht mischen werde. Heeren aber (in seiner Schrift: Der deutsche Bund in seinen Verhältnissen zu dem europäischen Staatensystem. Göt. 1816.) zeigt, daß es für die Feststellung der äußern Verhältnisse, welche durch Art. 10. der Bundesacte der Bundesversammlung gleich anfangs vorzugsweise zur Pflicht gemacht wird, so wie für das ganze Staatensystem von Europa, nur Eine feste Basis gebe: „Die Heiligkeit des als rechtmäßig anerkannten Bestandes.“ Uebrigens entwickelt er auch die Gründe, warum es wünschenswerth sey, daß sich die Königreiche Dänemark, Preußen und die Niederlande, so wie die Eidgenossenschaft der Schweiz dem deutschen Bunde anschließen möchten. — Die Ausbildung der innern Verhältnisse kann nicht auf einmal erfolgen; denn sie steht unter dem Einflusse von Zeit und Umständen. Heeren äußert

die Hoffnung, daß sich der deutsche Staatenbund in einen deutschen Reichsbund und wahren Bundesstaat umbilden werde, obgleich die vorliegende Gesandtschaft den deutschen Bund ausdrücklich einen Staatenbund — der also kein Bundesstaat sey — genannt hat. Man vergl., was schon früher über diesen Gegenstand unter dem Art. Föderationssystem (C. 2. III. S. 654—658) bemerkt worden ist. Erhalten die Mediatistren, wie sie hoffen, Curia stimmen bei dem Bundestage, so würden diese mehr zu dem Begriffe eines Bundesstaates, als eines Staatenbundes passen. — S. Fries: Vom deutschen Bunde und deutscher Staatsverfassung. Heidelberg 1816. — Unter den Gegenständen, welche die Ausbildung der inneren Verhältnisse in Hinsicht auf die Befestigung des Nationalbundes betreffen, nennt der erste Präsidialvortrag folgende: a) die Feststellung einer landständischen Verfassung in den Bundesstaaten, wobei zunächst die zweckmäßigsten Grundsätze aufgestellt werden sollen, welche in dieser Hinsicht als gleichförmig anzunehmen seyen, dann aber die individuellen Bestimmungen, welche nach örtlichen und Personalverhältnissen den einzelnen deutschen Bundesstaaten zum wechselseitigen, nicht trennbaren Nutzen der Fürsten und Völker vorbehalten bleiben müssen. Der Großherzog von Sachsen-Weimar hat bereits das für seinen Staat gegebene landständische Grundgesetz dem Bundestage in der Absicht vorgelegt, daß der Bund dessen Gewährleistung übernehme. — b) Die Vollziehung des 12ten Art. der Bundesacte, welcher die Anordnung der, dem Deutschen so heiligen, Justizpflege in den kleinern deutschen Gebieten betrifft. — c) Nach Art. 18. der Bundesacte die Begründung eines wahren deutschen Bürgerrechts für alle Deutsche, nebst der Feststellung der bürgerlichen Rechtsverhältnisse aller christlichen Confessionen und der Bekenner des jüdischen Glaubens. In Ansehung der letztern beschäftigt sich der Bundestag bereits mit Untersuchung der von den Israeliten in Frankfurt a. M. gegen diesen Freistaat erhobenen Ansprüche an verfassungsmäßige Rechte. — d) Gemeinnützige Anordnungen, um nach Art. 19. die Bundesstaaten in Hinsicht des Handels und Verkehrs, so wie der Schifffahrt, unter einander zu entfremden. Zugleich soll aber auch der Bundestag e) nach Art. 14. 15. 17. die aus dem alten Rechtszustande in den neuen durchgegangenen gültigen Ansprüche gerecht beseitigen. Daher sind bereits über die Auszahlung der Pensionen und über die Unterhaltung der Geistlichkeit in den überrheinischen Provinzen Beschlüsse gefaßt worden; auch hat man einen Ausschuss genannt, um nach Art. 117 der Bundesacte die Competenz des Bundestages bei Streitigkeiten der Bundesglieder unter einander, welche durch Ausschüsse vermittelt oder durch eine wohlgeordnete Austrägalinstanz richterlich entschieden werden sollen, näher zu bestimmen. Die weise und standhafte Ausführung dieser hochwichtigen Sache, womit aber auch die Aufstellung einer vollstreckenden Gewalt des deutschen Bundes wesentlich zusammenhängt, verspricht der deutschen Nation einen dauerhaften Rechtszustand. Nur dann, darf man hoffen, wird Deutschland nicht mehr die Wahlstatt europäischer Kriege seyn. Und so gehe der fromme Traum in Erfüllung: daß auf dem deutschen Bundestage das Herz von Europa sich endlich erwärmt habe für die Idee des ewigen Friedens!

K.

Deutsche Industrie und Kunst. Mit Recht nennt der Dichter das deutsche Land „an Kunst und edeln Sitten reich.“ Denn von früherer Zeit an zeigte der Deutsche, so wie er nur an fester Wohn-

fige gewöhnt war, großen Erfindungsgeist, Eifer und Fleiß in der Betreibung der Künste. Natürlich aber entwickelten sich zuerst die Künste des äußeren Bedürfnisses, welche den Wohlstand der Deutschen begründen halfen. Sie gediehen aber besonders in dem Schooße der Städte, in den Händen des sich hier entwickelnden Mittelstandes. (S. Anton Geschichte der deutschen Landwirthschaft und Fischer Geschichte des deutschen Handels.) Handwerker, Künste und Manufacturen wurden ein Zweig der bürgerlichen Nahrung. So wurde seit dem 13ten Jahrhundert die Wollenweberei, Leinweberei und die Tuchmacherkunst in Deutschland eifrig betrieben, besonders in den kunstreichen Städten Augsburg und Nürnberg und nachher Frankfurt a. M. Die Nachkommen des Webers, Hans Fugger, im Graben bei Augsburg (lebte im 14ten Jahrhundert), welche ein Handlungshaus in Antwerpen gründeten und eine Flotte ausrüsteten, wurden vom Kaiser Maximilian in den Grafenstand und zu den bedeutendsten Aemtern erhoben. Ihr Reichthum begünstigte wiederum die Künste und Gewerbe. Ulrich Stromer, Rathsherr in Nürnberg, soll gegen das J. 1390 daselbst die erste Papiermühle angelegt haben. Im nördlichen Deutschland waren in dieser mittlern Zeit Braunschweig, Goslar, Stendal, Stettin und Magdeburg die blühendsten Fabrikstädte. Der Kunstfleiß der Deutschen war nicht nur in der Weberei, sondern auch in Metall-, Holz-, Leder-, Glas- und Steinarbeiten ausgezeichnet. Das zu große Ansehen der Handwerker in mehreren deutschen Städten machte bald, daß öfters ihre Gilden und Zünfte von den deutschen Kaisern und von einzelnen Fürsten aufgehoben wurden. Aber sie wurden immer wieder hergestellt. Der Bergbau fing in Deutschland seit Entdeckung der goslarischen Erzadern an, wodurch Wohlhabenheit, besonders in Niedersachsen, entstand, und die Kunst der Goldarbeiter gewann; s. Gmelin Beiträge zur Geschichte des deutschen Bergbaus. Durch den nördlichen und sächsischen Handel wurden Whisby, Lübeck, Bremen, Hamburg groß und berühmt. Im mittlern Deutschland Erfurt, Leipzig &c. Am Rheine blühten Cöln, Mainz, Speier, Straßburg zuerst auf. Aber Handel und Industrie wurden lange durch Fehden und Kämpfe, Unsicherheit der Straßen und ihre schlechte Beschaffenheit erschwert. Daher die Bündnisse der Städte. Die Blüthe des Handels zeigt die deutsche Hanse (1364 gestiftet). Auch viel mechanische, vorzüglich mathematische und musikalische Instrumente verfertigten und erfanden die Deutschen mit vorzüglichem Glück und Nutzen. Man denke an einen Peter Hele, Otto Guericke, Franklin, v. Kempelen. Mit nicht weniger Glück wurden die schönen Künste von den Deutschen betrieben, und unter diesen vorzüglich Poesie und Musik (s. deutsche Poesie und deutsche Musik). Die bildenden Künste, die Baukunst ausgenommen (s. deutsche Baukunst), wurden wegen Mangels an Oeffentlichkeit und Gelegenheit, sich zu zeigen, weniger begünstigt. Die Plastik wurde mehr als Verzierungskunst betrieben. In Deutschland wurden in ihr Producte höchster Kunstfertigkeit geliefert. Aber die Verzierungen waren mehr symbolisch bedeutsam, als von anmuthiger Form. Auch erzeugte Deutschland viele treffliche Schnigarbeiten, dergleichen einige von Albrecht Dürer (z. B. in der Elisabethkirche zu Marburg) bekannt sind. Dieser vervollkommnete auch die Formschneidekunst oder Holzschnidekunst (s. d. Art.), welche seit Anfang des 14ten Jahrhunderts in Deutschland entstanden war, und die (auch deutsche) Erfindung der Buchdruckerkunst vorbereitete. Auch auf die Er-

findung der Kupferstecherkunst (und zwar der Arbeit mit dem Grabstichel) machen die Deutschen Anspruch, und schreiben sie einem Gold- und Silberschmid in Ober-Deutschland (Mürnberg oder Augsburg), welcher vor 1460 lebte, zu (s. Kupferstecherkunst und Steinschneidekunst), so wie ebenfalls die Aeskunst (die Arbeit mit der Radirnadel) einem deutschen Künstler (Einige sagen Michael Wohlgemuth 1434 bis 1519) angehört. Doch lieferte auch die Bildhauerkunst einige bedeutende Werke und Bildhauer, s. den Art. Bildhauer der Deutschen, zu welchen noch hinzuzufügen sind: ein Johann Kettler (aus Zürich), welcher 1699 zu Paris Ludwigs XIV. Statue zu Pferde und sein Schüler Jacobi, welcher 1700 die berühmte Statue des großen Churfürsten zu Berlin goß. Unter den neuesten deutschen Bildhauern, welche dem reinen Styl der Alten nachstrebten, verdienen genannt zu werden, v. Zeuner (geb. 1746), der die Statue, welche der jetzige Kaiser von Oesterreich seinem Onkel Joseph II. in Wien 1807 errichten ließ, verfertigte; ferner ein Dandeker in Stuttgart, Friedrich Tieck (gegenwärtig in Rom), Schadow in Berlin, Döll in Gotha, Klauer, Weißer, Professor Nathani in Dresden, Kühn, Pettrich (ebendasselbst). Von der deutschen Malerei s. deutsche Schule, von der deutschen Schauspielkunst s. d. Art. deutsches Theater. Die Mimik wurde in den letzten Zeiten auch in ihrer Selbstständigkeit, z. B. von Madame Hendel-Schütz, von Seckendorf u. A. geübt (s. Actitüden). Eben so erhob sich die Declamation der Deutschen, vorzüglich als lyrische Declamation, seit Anfang dieses Jahrhunderts zur Selbstständigkeit (s. Declamation), und wurde mit großem Beifall selbst in der Conversation betrieben.

T.

Deutsche Literatur. A. W. Schlegel äußerte, daß es ihm vorkomme, als hätten die Deutschen gar keine Literatur, sondern wären höchstens auf dem Punkt, eine zu bekommen. Allein er schloß dabei den Begriff der Literatur in die französischen Gränzen ein, und von derselben die gelehrten und wissenschaftlichen Werke aus, welche doch nicht minder zur Literatur eines Volks gehören. Dann aber fährt er fort: „Wenn man unter Literatur einen ungeordneten Wust, ein rohes Durcheinander von Büchern versteht, die kein gemeinschaftlicher Geist beseelt, unter denen nicht einmal der Zusammenhang einer einseitigen Nationalrichtung bemerkbar ist; wo die einzelnen Spuren und Andeutungen des Besseren sich unter dem unübersehbaren Gewühl von leeren und mißverstandenen Strebungen, von Verlehrtheit und Verworrenheit, von übelverkleideter Geistesarmuth und fragenhafter anmaßender Originalitätsucht fast unmerklich verlieren, weit entfernt, daß der Gipfel der Vollkommenheit für eine durch Nationalität und Zeitalter bestimmte Gestaltung der Poesie in einer bedeutenden Anzahl von Werken der verschiedenen Gattungen wirklich erreicht wäre; dann haben wir allerdings eine Literatur, denn man hat mit Recht bemerkt, daß die Deutschen eine von den hauptschreibenden Mächten Europa's sind.“ Da nun in diesen Worten die Einheit oder Verbindung der christlichen Werke der Deutschen zu einem Ganzen durch Nationalität gelängnet wird, so hängt die Beantwortung der Frage, „ob die Deutschen in diesem Sinne eine Literatur haben, d. h. einen Vorrath von Werken, die sich zu einer Art von System unter einander verknüpfen und worin eine Nation die hervorstechenden Anschauungen der Welt, ihres Lebens niedergelegt findet, von der oft aufgeworfenen Frage ab, haben die Deutschen einen Nationalcharakter?“

Denn der Zusatz, daß die Schriften sich der Nation „für jedes geistige Bedürfnis so befriedigend bewähren müssen, daß sie nach Menschenaltern, nach Jahrhunderten mit immer neuer Liebe zu ihnen zurückkehrt,“ wird durch die Culturstufen und Schicksale, die eine Nation durchläuft, gar sehr beschränkt, und man dürfte so nicht einmal von einer französischen Literatur überhaupt, welche Schlegel doch nicht zu läugnen scheint, sondern nur von einer französischen Literatur des *siècle de Louis XIV.* reden. Hier erinnern wir uns aber einer andern trefflichen Stelle Friedrich Schlegels über die Deutschen, in welcher er sie mit den Römern vergleicht. Was sie, sagt er, von den Römern besonders unterscheidet, ist die größere Liebe zur Freiheit; es war bei ihnen nicht bloß ein Wort und eine Regel, sondern angebournes Gefühl. Zu groß gesinnt, ihre Sitten und ihren Charakter allen Nationen ausprägen zu wollen, schlug derselbe doch überall Wurzel, wo der Boden nicht ganz ungünstig war, und der Geist der Ehre und Liebe, der Tapferkeit und Treue wuchs dann mit mächtigem Gedeihen hervor. Wegen dieser ursprünglichen Freiheit des deutschen Lebens, die ein unvergänglicher Charakter der Nation ist, erscheint sie auch in guten Zeiten ursprünglich und dauerhafter romantisch, als selbst die orientalische Märchenwelt. Ihre Begeisterung war fröhlicher, kindlicher, zweckloser, nicht so einseitig und zerstörend, wie der Enthusiasmus jener bewunderungswürdigen Fanatiker, die den Erdbreis noch schneller und allgemeiner entzündeten, als selbst die Römer. Eine gefühlte Rechtlichkeit, die mehr ist, als die Gerechtigkeit des Gesetzes und Ehre, eine kindlich aufrichtige und unerschütterliche Treue und Herzlichkeit (und wir setzen hinzu zu Tiefe) der Gesinnung ist der tiefste und hoffentlich nie ganz zu vermittelnde Zug des deutschen Charakters. Schon diese Züge, welche auch in den schriftlichen Geistesproducten der Deutschen sich zeigen müssen, und welche nachzuweisen sehr leicht seyn würde, mußten die deutsche Literatur zu einem Ganzen verbinden und vor andern bezeichnen, wenn auch schon die Geisteswerke der Deutschen aus den verschiedenen Perioden ihrer Cultur sich so unähnlich scheinen, als oft die Literatur verschiedener Nationen. Denn aus jenem Freiheitsinn, welcher der freien Ausbildung der Individuen und Stände so günstig war, entwickelten sich auch jene Vielseitigkeiten der deutschen Literatur und jene Universalität, mit welcher sie die Schätze und den Ertrag der Literatur fremder Völker aufnahm, zu der andern machte, und sich in der Geschichte, Wissenschaft und Kritik einen universellen Standpunkt erwarb. Wo aber Freiheit ist, da sucht sie sich nach allen Seiten des menschlichen Lebens auszubreiten und in der Tiefe zu begründen. Keine Nation hat daher wie die deutsche, in allen Fächern des menschlichen Wissens mit gleichem Ernste und mit gleicher Gründlichkeit gearbeitet, keine so verschiedenartige Ansichten des Lebens in ausgebildeten Formen (Systeme) aufgestellt als die deutsche, keine überhaupt eine so systematische Geistescultur gezeigt, und die systematischen Anforderungen in jedem Zweige des Wissens so geltend gemacht als diese. Ist dies keine Eigenthümlichkeit der deutschen Literatur? Ja wenn auch dieser Freiheitsinn gar oft in Willkür, Zügellosigkeit und in der Literatur in Schreibsucht, Nachahmungslust, Vermorrenheit, Paradoxie, Formlosigkeit und Berlehrtheit ausgeartet ist; so war dagegen die Literatur anderer Nationen nur durch Einseitigkeit und slavische Auctoritätsfurcht vor den Fehlern unserer Literatur gesichert, und deshalb von nationaler Gepräge; wie überall mit der Bestimmtheit auch Beschränktheit verbunden

ist. Viele Nationen konnten nicht fehlen wie wir. Ja wenn ferner der mehr Speculirende, durch seine Form zu fesselnde Sinn der Deutschen, der das Leben und seine Zustände nicht verlassen kann, ohne sich auch begriffen zu haben, ihre Gründlichkeit in jeder Wissenschaft weit mehr begünstigte, als ihre Poesie und Kunst; so dürfen wir doch auch hier mit Stolz fragen: besitzen nicht die Deutschen poetische Werke von einer Tiefe des Gemüths und Innigkeit, welche in keiner Nation so gefunden ward und den gleichnerischen Schein äußerlich abgerundeter Formen weit übertrifft? Endlich wenn man behauptet, daß bei unverkennbarer Originalität der einzelnen und trefflichsten Producte der Literatur (denn jede Literatur hat eine Fluth des Schlechten, welche sich allmählig verläuft) die deutsche Literatur doch selbst keine Originalität und Selbstständigkeit habe, so denke man nur, mit welcher eigenthümlichen Energie die deutsche Literatur, nach verblühten und zerstörenden Kriegen, die immer im Herzen Europa's wütheten und den Frieden der Cultur oft abbrechen, sich mehrmals verjüngte und immer in anderer Gestalt aufblühte, ja wegen Mangels an Einheit in der Staatsverfassung Deutschlands, von außen weniger begünstigt, als die Literatur irgend eines andern Volks, dennoch zu Ende des 18ten und am Anfange des 19ten Jahrhunderts eine solche Höhe erreichte, daß man mit demselben Journale, welches die entgegengesetzte Behauptung H. W. Schlegels mittheilte (Europa 1. Bd. 1. St.) sagen kann, „die wichtigsten literarischen Erscheinungen, sowohl im Range der Wissenschaft als der Poesie, machen jetzt in Deutschland ein so vielfach in einander greifendes, zusammenstimmendes und zugleich weit umfassendes Ganze aus, daß man nicht nur in den modernen Zeiten, sondern selbst im Alterthume vergänglich sich nach einem Beispiele umsehen würde von einer ähnlichen rastlosen Thätigkeit und universellen Wechselwirkung aller der Künste und Wissenschaften, deren einziges oder vorzügliches Augenmerk es ist, den Menschen seiner göttlichen Natur und Bestimmung näher zu führen oder würdiger zu machen.“ Uebrigens hängt ja jede Literatur auch von den Schicksalen und Thaten eines Volks ab, in ihr spiegelt sich gleichsam das Leben des Volks, ihre Perioden werfen gleichsam ein Bild zurück von der gleichzeitigen Gestalt des Volks, unter dem sie entstanden; und auch in dieser Hinsicht muß die deutsche Literatur ein Ganzes bilden, wie schwer es auch immer seyn mag, die Fäden zu bemerken, an welchen das unübersehbliche Gewebe zusammenhängt. Die Literatur aber theilt sich in die poetische und prosaische; von jener werden wir unter dem Artikel deutsche Poesie noch besonders handeln. Hier geben wir eine Uebersicht des Ganzen der deutschen Literatur. Da die Literatur schon einen hohen Grad von Cultur voraussetzt, so ist es begreiflich, warum wir vor Karls des Großen Zeiten nicht einmal den Anfang der deutschen Literatur suchen dürfen. Erst nach den Stürmen der großen Völkerwanderung wurden die Verhältnisse der deutschen Stämme fester; sie erlangten einen festen Aufenthalt; eingewanderte Völker, welche sich mit ihnen vermischten, theilten ihnen von ihrer Cultur mit, Gesetze wurden abgefaßt, deren Sammlungen zu den ersten Urkunden deutscher Cultur gehören. Das Christenthum verbreitete sich vorzüglich durch Bonifacius immer weiter, die ersten Lehrer und zugleich die Bewahrer der Cultur unter den Deutschen waren Geistliche, sie fingen zuerst an, die noch rohe Sprache zu schreiben, und wählten dazu das ihnen geläufige lateinische Alphabet. So ist des Bischof Alphilas Uebersetzung

der vier Evangelisten in das verwandte Mösogothische (um 360) das älteste schriftliche Denkmal dieser Literatur. Die Franken, welche sich in Gallien niederließen, bildeten sich zuerst aus, und hatten schon im sechsten Jahrhundert Schulen, in welchen sich ihre Geistlichen bildeten und welche nachher auch auf die übrigen deutschen Stämme übergieng. Allein diese Bildung beschränkte sich meistens selbst nur auf Lesen, Schreiben und ein wenig schlechtes Latein. Indessen ist es bemerkenswerth, daß nur die deutsche Sprache den Anfang einer geschriebenen Prosa, und keine der übrigen neuern Sprachen vor Karls des Großen Zeiten, aufweisen kann, und unter allen neuuropäischen Sprachen zuerst zur Schriftsprache ausgebildet worden ist. (Man vergl. Kochs Compendium der deutschen Literaturgeschichte. 1. Bd. 2te Ausg. S. 27 u. ff.) Sie sind aber größtentheils nur Uebersetzungen aus der lateinischen Sprache, welche dadurch, daß sie gleichsam das Organ der Religion wurde, noch viele spätere Jahrhunderte von den Geistlichen, die allein das Bedürfnis eines höhern Grades von Bildung hatten, vorzugsweise geschrieben, die Cultur der Landsprachen hemmte, anderentheils aber den Stamm einer freien Cultur so lange aufbewahrte, bis die deutsche Schriftsprache nach erlangter vielseitigerer Cultur der Deutschen sich aus eigener Kraft entwickelte; denn die alten herrlichen Lieder, aus welchen das Nibelungenlied erwachsen ist, waren vor Carl noch nicht gesammelt, sondern gingen lebendig von Mund zu Munde. Auch bilden jene ältern Sprachdenkmale noch keine Literatur in dem oben gedachten Sinne. I. Die erste Periode der deutschen Literatur aber beginnt mit Carl dem Großen und kann mit der Zeit der schwäbischen Kaiser geschlossen werden. Sie umfaßt also nach Koch den Zeitraum von 768 bis 1137. Carl der Große ließ viele Klosterschulen, Fulda, Corvey etc. entrichten, aus welchen die damals berühmtesten Gelehrten und tüchtigsten Geschäftsmänner hervorgingen; er war für die allgemeinere Verbreitung der Cultur bemüht, und wollte in dieser Absicht besonders, daß auch die Laien Unterricht in den Schulen seines weiten Reichs bekommen sollten. Er stiftete auf Alcuins Rath eine Art gelehrte Gesellschaft an seinem Hofe, an welcher er selbst Antheil nahm. Er ließ auch viele Denkmale der deutschen Sprache, besonders Gelege und Lieder, sammeln, in der deutschen Sprache predigen, und einiges für den Unterricht des Volks aus dem Lateinischen übersetzen. (S. d. Art. deutsche Sprache.) Nur wurden seine Absichten unter seinen Nachfolgern nicht mit seinem Geiste ausgeführt. Doch war die Trennung Deutschlands von dem fränkischen Reiche der selbstständigen Entwicklung der deutschen Sprache und Cultur sehr vortheilhaft. Die größten Fortschritte in der Cultur machten die Deutschen unter den sächsischen Königen (von 919 an), besonders unter den drei Ottonen und unter den fränkischen Kaisern (von 1024). Im 10ten Jahrhundert zeichneten sich mehrere Stifte- und Klosterschulen in Deutschland aus, welche mit Bibliotheken ausgestattet wurden. In diese Periode fallen die Chronikenschriftsteller Einhard, Witichind, Dithmar, Lambert, Bruno, die Historiker und philosophischen Schriftsteller Alcuin und Rhabanus Maurus und vorzüglich die, welche in deutscher Sprache schrieben, Otfried von Weisenburg, Notker, Billeram und Andere, deren Schriften bei Koch 1. Bd. S. 23 bis 33 verzeichnet sind. II. Eine neue Periode beginnt von den schwäbischen Kaisern (1138) bis zur Reformation. (Anfang des 16ten Jahrhunderts.) Deutschland war jetzt nicht mehr jene Wildniß der Germanier im Tacitus; die Moräste waren abge-

gipft, die Wälder gelichtet oder niedergebrannt, Luft und Sonne hatten freien Spielraum; Klima, Lebensart und Einwohner hatten sich gehessert. Der fortgesetzte Umgang mit Italien und andern Reichen von Europa, bei den vielen Römer- und andern Ritterzügen; die fremden Sitten, die man durch die Kreuzzüge hatte kennen lernen; die bessern Muster, die man häufig vor sich sah, und der edle Eifer, ihnen gleich zu werden, hatten eine heilsame Revolution in dem Gemüthe der Deutschen angefangen. Lebensart und Sitten wurden durch das blühende Ritterwesen verfeinert, die Ideenmasse vergrößert, Ton und Denkungsart vergeistigt, und da die Sprache immer mehr der Verbesserung und Verkleinerung der Denkart folgt, so war der edlere Theil von Deutschland allmählig zum Besitze alles dessen gelangt, was zum Anfang einer Nationalliteratur gehört. Ihre Morgenröthe brach nun an, und zwar in Allemannien, d. i. in Schwaben, mit Inbegriff eines großen Theils der Schweiz. Von da verbreiteten sich ihre Strahlen bald über die übrigen Provinzen Deutschlands. Dieses ist die Periode der Minnesänger (schwäbischen Dichter) und der ihnen folgenden Meistersänger, unter welchen die Poesie wiederum sank. Die deutsche romantische Poesie, kräftig und wohlklingend, beginnt die eigentliche Nationalliteratur. Daneben zeigte sich bei den Deutschen eine besondere Liebe für ihre Nationalinstitute und Sitten, dadurch, daß deutsche Urkunden, Land- und Stadtrechte und Gesetze seit der Mitte des 13ten Jahrhunderts niedergeschrieben und gesammelt wurden. Hieher gehört der Sachsenspiegel (s. d. A.) (um 1240) durch Eike von Repkow, und der Schwabenspiegel (um 1282) durch Br. von Grimmstein gesammelt. Vom 11ten Jahrhunderte an wurde auch das römische Recht von Deutschen bearbeitet und leider auch auf deutsche Institute angewendet. Neben der Rechtskunde wurde vorzüglich die Specialgeschichte von den Deutschen mit redlicher Treue und religiösem Sinn bearbeitet. Hieher gehört des Bischofs Otto von Freisingen Weltgeschichte (in 8 Bdn. 1146) und seine Geschichte Friedrichs I. (in 2 Bdn. bis 1157); die Werke von Heinrich von Herford (starb 1370), Göbelinus Persona (1420) u. m. a., doch größtentheils in lateinischer Sprache abgefaßt. Die Philosophie wurde nun eifriger studirt, indem vorher nur philosophische Werke der Alten und der Araber übersetzt und abgeschrieben worden waren, sie wurde mit der Theologie verbunden und zur Vertheidigung der kirchlichen Grundsätze gebraucht, aber auch von diesen beherrscht. Unter den scholastischen Philosophen zeichnen sich mehrere Deutsche seit dem Anfang des 13ten Jahrhunderts auch. Zu ihnen gehört der Dominicaner Albert der Große aus Lauingen an der Donau (starb 1280), welcher in Paris und mehreren deutschen Städten Philosophie trieb und lehrte, wie auch große Forschungen in der Naturwissenschaft anstellte. Als theologischer deutscher Schriftsteller ist der Mystiker Joh. Tauler (starb 1361) wichtig. Auch wurde zu Ende dieses Zeitraums die Mathematik, Astronomie und Mechanik von Deutschland aus fleißig theoretisch und practisch bearbeitet; daher mehrere der wichtigsten Erfindungen. Was aber bisher die deutsche prosaische Literatur sehr niedergedrückt hatte, war vorzüglich Mangel an Büchern und daher Kostbarkeit derselben, beschränkte Schulanstalten, die Befehdungen des Faustrechts und endlich die Abhängigkeit der Wissenschaften von den Mönchen und Geistlichen, in deren Händen sie blieben. Seit dem 14ten Jahrhundert aber wirkten die überall neugegründeten höhern Lehrinstitute, und seit dem 15ten die Erfindung der Buch-

druckerkunst mächtig zu einer neuen Bildung hin. Erst durch letztere konnte eine gelehrte Literatur, wie sie Deutschland vor allen übrigen Völkern sich erworben hat, und welche nur auf möglichst leichten und allseitigen Umtausch der Ansichten und Kenntnisse beruht, möglich werden. Bortheilhaft wirkte zu dieser neuen Bildung der Untergang des griechischen Reichs (1453), dessen Gelehrte nach Italien entflohen, und von hier aus die Keime einer neuen Bildung durch Erhaltung und Fortpflanzung alter Gelehrsamkeit ausstreuten. Der freie Geist aber, welchen das Studium der alten Sprachen vorzüglich auf Universitäten aufregte, bewirkte und begünstigte die großen Bestrebungen der Reformation. Zu den Männern, welche schon früher durch Verbreitung der sogenannten Humaniora die höhere Cultur förderten, gehört vorzüglich ein Rudolph Agricola (1412—1485), Lehrer an der Universität zu Heidelberg, Conrad Celtes (1459—1508), der erste gekrönte deutsche Dichter in Wien, der Polyhistor Johann Trithemius (1462—1516), vorzüglich aber Reuchlin, Professor in Tübingen (1454—1522) und Ulrich v. Hutten (starb 1523), Melancthon, Joach. Camerarius und der berühmte Erasmus von Rotterdam. Endlich war auch die Aufhebung des Faustrechts und die Stiftung eines allgemeinen Landfriedens unter Maximilian I., dem großen Beförderer der Künste und Wissenschaften, so wie die Gründung einer festen Reichsverfassung, und ein hoher Grad von Wohlstand sehr für die aufblühende freiere Cultur. III. Die Periode der neuern Literatur geht von der Reformation bis auf unsere Zeiten. Man kann diesen Zeitraum füglich in folgende Unterabtheilungen eintheilen: 1. Von der Reformation bis zum Anfang des 30jährigen Kriegs (1618). 2. Vom 30jährigen Kriege bis zum Ende des siebenjährigen Krieges (1763). 3. Von da bis auf unsere Zeiten. — Von dem durch Wohlstand blühenden Chursachsen ging die große Revolution aus, welche alle geistigen Kräfte in freie Bewegung setzte. Die Streitigkeiten mit den Gegnern derselben ermunterten zu gelehrter Ausbildung und übten die Geisteskraft ihrer Vertheidiger. Zu Luther, dem echten deutschen Manne, der die Freiheit des Geistes von willkürlichen Satzungen mit kräftiger deutscher Zunge predigte, und die Urkunden des Christenthums so meisterhaft in deutsche Sprache übertrug, daß man ihn von jeher mit Recht den Stifter der deutschen Prosa genannt hat (obgleich auch die deutschen Uebersetzungen der Classiker zur Bildung der Prosa beitrugen) verband sich der milde und gelehrte Schüler Reuchlins, Melancthon, und wie jener öffentlich und mehr nach außen, so wirkte dieser mehr im Stillen durch Verbesserung der Schulen und Verbreitung gelehrter Kenntniß zu einer freieren Bildung, und die protestantischen Fürsten, besonders die Churfürsten und Herzöge von Sachsen, unterstützten ihre Bemühungen durch Anlegung von Lehranstalten, besonders Schulen, welche auf die Universitäten vorbereiteten (seit der Mitte des 16ten Jahrhunderts), und Bibliotheken. Während in dem catholischen Deutschland die gelehrte Cultur durch kirchliche Vorurtheile, besonders mit Hülfe der Jesuiten gehemmt wurde, boten sich Theologie und Philologie in den protestantischen Ländern, namentlich in Sachsen und seinem damaligen gelehrten Mittelpunkt, Wittenberg, freundlich die Hand. Nur als der Lehrbegriff der protestantischen Kirche fester wurde, gerieth das philologische Studium (seit dem 17ten Jahrhundert) wieder in Verfall, und eine scholastische Polemik und polemische Theologie nahm die Oberhand, mit welcher die Theosophie und Mystik in einen wohl-

thätigen Gegensatz trat. Früher hatte Melanchthon durch seine brauchbaren philosophischen Lehrbücher die barbarische Schulphilosophie zu ersetzen gesucht. Jetzt aber kam sie durch das Aufsehen, welches Peter Ramus erregte, wieder in Aufnahme. Die Mystiker aber schlossen sich theils an die Cabala, auf welche der treffliche Reuchlin bei seiner Bearbeitung der hebräischen Literatur geleitet wurde, theils an die Chemie und Astronomie, welche damals fast nur Alchemie und Astrologie waren, an; an ihrer Spitze den berühmten Paracelsus, Val. Weigel, Jac. Böhme u. A. In den Naturwissenschaften thaten sich die Deutschen seit dem 16ten Jahrhundert hervor. Hier sind unter den ersten der große Metallurg Georg Agricola aus Meissen und Conrad Gesner (seit 1542), der Vater der Naturgeschichte, zu nennen. Die Chemie brachte der genannte Theophrastus Paracelsus (seit 1526) in eine bessere Form, und wandte sie glücklich auf Medicin an, ersand mehrere chemische Arzneien, die Mercurialpräparate und Opiate. Auch gewann die Heilkunst einige Fortschritte, so wie auch die Mathematik und Mechanik. Dürer schrieb sogar ein mathematisches Werk (über die Perspective) in deutscher Sprache. In der Astronomie ragten schon Nic. Copernicus und Tycho de Brahe, später Kepler hervor. Die Jurisprudenz wurde nur in der Methode, das römische Recht vorzutragen, verändert, und mit dem protestantischen Kirchenrecht vermehrt. Uebrigens wurde der Anfang eines deutschen Staatsrechts durch Bearbeitung mehrerer Reichsgesetze seit dem 16ten Jahrhundert gemacht. Das Civilrecht fing mit mehreren Gesetzen an, auf welche die peinliche Halsgerichtsordnung Carls V. (Carolina genannt) folgte. Die Geschichte wurde weniger gebildet. Nur Carions deutsch geschriebene Chronik (1532) erregte ein allgemeines Interesse an dieser Wissenschaft, und wurde sogar in verschiedene Sprachen übersetzt. Noch größeres Gleidans in lateinischer Sprache geschriebene Universalhistorie. Mehr wurde die Specialgeschichte cultivirt. In der Mitte des 16ten Jahrhunderts fing man nicht nur an, die Chroniken und Urkunden des Mittelalters zu sammeln, sondern auch die ausländische Geschichte zu cultiviren, und die magdeburgischen Centuriatoren schrieben mit Fleiß und Genauigkeit. Die Literaturgeschichte begann mit Conrad Gesner; und schon im Jahr 1564 erschien ein Bücherverzeichnis von der frankfurter Buchhändlermesse. Auch zwischen den Gelehrten selbst waren genauere Verbindungen eingetreten durch gelehrte Gesellschaften und Correspondenz.

II. Der dreißigjährige Krieg drohte alle Cultur in Deutschland zu vernichten; indeß wurde dieser abwechselnd in verschiedenen Gegenden Deutschlands geführt, und es blieb daher den Gelehrten, obgleich sehr bedrückt, oftmals unterbrochen und ohne alle öffentliche Unterstützung, doch die Möglichkeit, in die tiefste Einsamkeit zurückgezogen in der Literatur ihren Trost zu suchen. In die Bearbeitung der deutschen Sprache und Poesie erreichte sogar während desselben durch die sogenannten schlesischen Dichter, Mart. Opitz (1597—1639), Fleming, Weckherlin und durch die Stiftung mehrerer deutschen Gesellschaften einen neuen Flor. Höchst wohlthätig wirkte auf das erschöpfte Deutschland der westphälische Friede (1648), welcher der deutschen Verfassung eine festere Gestalt gab, und in dieser lag selbst wiederum ein Grund der deutschen Cultur. In den verschiedenen, besonders protestantischen, Territorien wurde durch Fürsten, die in der Sorge für Cultur und literarische Bildung wettelferten, ein freieres Studium und eine Denk- und Pressfreiheit begünstigt, welche wir in

diesem Grade fast bei keiner andern Nation finden; keine Hauptstadt erhob sich zum Tribunal der Nationalbildung. Vorzüglich fand die Geistesfreiheit in dem aufblühenden preussischen Staate Schutz und Begünstigung. Man begann über einzelne Wissenschaften, z. B. Geschichte, Rechtswissenschaft, zu philosophiren, und dieses zeigte bald einen vortheilhaften Einfluß auf die Bearbeitung der Geschichte und ihre Hülfswissenschaften, so wie auf die Bearbeitung des Staats- und Privatrechts. Hermann Conring, Sam. Pufendorf sind große Namen, welche hieher gehören, so wie Otto Guericke an der Spitze der deutschen Physiker glänzt. In der Theologie herrschte der crasseste Dogmatismus, gegen welchen der Pietismus eines Spener und anderer frommen Männer von wohlthätiger Wirkung war. Ein Haupthinderniß der deutschen Literatur blieb immer dieses, daß auch in diesem Zeiträume die deutsche Prosa noch keine Selbstständigkeit erhielt. Zwar empfand man schon das Bedürfniß einer deutschen Sprachlehre und Viele, wozu vorzüglich der gelehrte Joh. Dan. Morhof (starb 1691) gehört, waren es zu heben bemüht, auch wurde die deutsche Sprache seit Chr. Thomasius zu wissenschaftlichen Vorträgen gebraucht. Allein immer blieb die deutsche Sprache mit fremden, vorzüglich lateinischen und französischen Wörtern geschmacklos vermischt. Ja mit dem Wachsthum des politischen Einflusses von Frankreich wuchs auch diese Sprachvermengung und die Nachahmungssucht in der deutschen Literatur. Ja der größte Genius, welcher damals unter den Deutschen auftrat, Leibniz (1646 — 1716) wollte seine originellen Ideen lieber in der französischen als in seiner Muttersprache mittheilen. Von Wichtigkeit waren daher die Bemühungen Christian von Wolffs, welcher dieselben auch in deutscher Sprache faßte und ihr durch diesen philosophischen Gebrauch eine systematische Bestimmtheit mitzutheilen bemüht war. Diese Philosophie wurde von zahllosen Anhängern bearbeitet, von andern, z. B. Crusius, geprüft und so das Denken und Schreiben in deutscher Sprache ungemein gefördert. Von hier aus verbreitete sich Aufklärung (die wissenschaftliche deutsche Literatur) und systematisches Streben in alle Wissenschaften. Die Philologie, Jurisprudenz und Geschichte wurden systematischer behandelt. Die vermittelt Leibniz gestiftete Akademie der Wissenschaften zu Berlin bewirkte große Entdeckungen in den mathematischen und Naturwissenschaften. Ueberall gründeten sich literarische Gesellschaften und Vereine, und die goldene Zeit von Deutschland bis auf den siebenjährigen Krieg begünstigte den Buchhandel und die kritischen Institute bis zur Lesesucht. Die systematische Ausartung wurde aber gar bald durch Liebhaberei für schöne Literatur verdrängt, durch welche die Deutschen, was ihnen noch fehlte, Reinheit und Geschmack in ihrer Muttersprache, nachholen zu wollen schienen. Hierzu wirkte Alex. Baumgarten, der Stifter der Aesthetik; und Gottsched (1700 — 1766) der Sprachreiniger, der aber den süßlichen französischen Modegeschmack, und die genielos zahme Poesie und Prosa einzuführen strebte. Glücklich arbeitete seiner Schule (die leipziger genannt) die zürchische unter Bodmer und Breitinger entgegen, und die Dichter Haller, Hagedorn, Gellert, J. G. Schlegel gaben der Muttersprache Leichtigkeit und Eleganz. Von einer andern Seite wurde die deutsche Kraft auf das classische Alterthum durch Philologen und Archäologen (Joh. Math. Gesner, Joh. Dav. Michaelis, J. A. Ernesti, Christ u. A.) besonders seit der Stiftung der Universität Göttingen hingeleitet. Diese Bestrebungen reiften in dem dritten

Zeitraume dieser Periode durch Lessing, Klopstock, Winkelmann, Heyne, Herder, Wieland, Voß, Schiller und Göthe, Namen, welche jede gebildete Nation verehren muß. Ersterer trat, mit Wiß und Scharfsinn reich ausgerüstet, als Gegner des französischen Modegeschmacks, und Stifter einer geistreichen Kritik und Prosa kräftig auf. Mit Recht sagt Fr. Schlegel (in der angeführten Abhandlung), sein Geist, sein dialectischer Scharfsinn und polemischer Wiß, seine ganze literarische Eigenthümlichkeit und Vielseitigkeit, wird noch so lange ein nachahmungswürdiges Beispiel für uns bleiben, als der gegenwärtige Zustand der Literatur dauert. Winkelmanns Enthusiasmus für das Alterthum und die Kunst, in einem unsterblichen Werke dargestellt, als eine gewaltige Masse erhabener Bildung mitten in die Verderbtheit und Armseligkeit der damaligen literarischen Welt hingestellt, ist die Grundlage des Besten und Edelsten unter uns geworden. Klopstock hat in einer kraftvoll originellen Sprache gedichtet, und der Sprache den höchsten Schwung gegeben. Hierzu wirkte auch der Einfluß der englischen Literatur auf Deutschland, namentlich die Uebersetzung des Riesengeistes Shakespears. Während Untersuchungen über die Sprache durch Adelung, Voß u. A. angestellt wurden, übte sich dieselbe in allen Gattungen der Wissenschaften und Poesie. Kritische Institute bemühten sich, das ungeheure Ganze der überströmenden deutschen Literatur zusammenzuhalten und in Uebersicht zu bringen. Namentlich werden die Verdienste der Deutschen um eine gründliche Theologie und Philosophie (besonders Metaphysik) (s. deutsche Philosophie), zu welcher Kant, Fichte, Schelling u. A. durch originelle Ansichten wirkten, der Philologie, Geschichtsforschung und Kritik, der umfassendsten, welche je ein Volk gehabt, in der Geschichte der Literatur unauslöschlich seyn. Unzählig sind die originellen Geister, welche Deutschland in dieser Periode erzeugt hat; kein Volk kann deren so viele aufzählen, und bei keinem Volke hat die Literatur ein so umfassendes Ganze ausgemacht, als bei den Deutschen. Nur macht man der neuern Literatur nicht ganz mit Unrecht den Vorwurf, daß sie über den Inhalt zu oft die Form vernachlässigt, und auf die verschiedensten Extreme schnell hinneige. Weniger als der Vorwurf der Schwerfälligkeit, Paradoxie, Vielschreiberei und Nachahmungssucht trifft der Vorwurf des Mangels an Phantasie. Nur daß die Gründlichkeit und Tiefe des deutschen Gemüths sich mit jener oberflächlichen und gefälligen Lebhaftigkeit der Franzosen kaum verträgt. Ueberhaupt aber ist das Wissen herrschend über die Darstellungskraft, und hat auch die Art der Aufklärung und Toleranz bewirkt, welche zur Irreligiosität führte. Ueberall endlich ist in Deutschland, selbst unter den niedrigsten Ständen, ein Grad wissenschaftlicher Cultur verbreitet worden, welcher dem Handeln des Volks, dem gegenwärtig die Freiheit wiedergegeben worden ist, einen erhabenen Charakter ausprägen wird, so wie anderntheils zu hoffen ist, daß ein kräftiges Handeln, zu welchem gegenwärtig das deutsche Volk durch die Revolution der Zeit genöthigt worden ist, das Wissen desselben kräftigen, die Speculationen desselben lebendig und anwendbar machen, die Religion wiederum erheben und stärken, und die gegenwärtig erschöpfte Literatur mit frischer Kraft durchdringen werde. Wir verweisen übrigens die Leser dieser Uebersicht auf das interessante Werk der Frau von Staël über Deutschland.

Deutsches Meer, zwischen Großbritannien, den Niederlanden, Deutschland, Dänemark und Norwegen wird auch die Nordsee genannt, weil es den Deutschen und Niederländern gegen Norden liegt. Es hat Ebbe und Fluth, und diese steigt bei England und den Niederlanden am höchsten, weil das Wasser allda durch den Canal aufgehalten wird. Es ist salziger als das Wasser der Ostsee. Der Glanz, den es bei Nacht, wenn es in Bewegung ist, von sich gibt und den die Seeleute Morild nennen, kommt von Polypen oder von einer phosphorischen Materie her, die aus der Fäulniß der Meerpflanzen entsteht.

Deutsche Musik. Von jeher äußerten die Deutschen große Fähigkeit und Neigung zum Gesang. Wie wild und roh auch ihre kriegerischen Gesänge seyn mochten, so fand sie doch Tacitus werth als etwas Eigenthümliches an ihnen angeführt zu werden. Auch bei ihrem Götzendienste scheinen sie sich blasender Instrumente bedient zu haben. Mit der Annahme der christlichen Religion vermehrte sich ihre Neigung zur Tonkunst; der lateinische Gesang wurde bei ihrem Gottesdienste eingeführt, und sie waren bald wegen ihres Gesanges und ihrer Geschicklichkeit im Spiel der Blasinstrumente (besonders der Zinken, Posaunen, Waldhörner und Trompeten) unter den Christen berühmt. Gesang und Unterricht im Gebrauch dieser Instrumente gehörte zu dem Schulunterrichte in dem Mittelalter, und wurde in den Klösten getrieben. Johann, Mönch von Fulda, Schüler des Rabanus, soll den harmonischen Gesang in Deutschland verbessert haben. Die Erfindung der Noten, deren Stelle früher die mangelhafte Tabulatur vertrat, und die Solmisation wurde von Bischöfen eingeführt. Seit dieser Erfindung schritt die Musik rasch vorwärts. Franco von Cöln erfand in der zweiten Hälfte des 11ten Jahrhunderts das musikalische Zeitmaß, und wurde Stifter der Mensuralmusik. Seit dem 12ten Jahrhundert wurde die Musik durch die Minnesänger und späterhin durch die Meistersänger ausgeübt. Im 14 und 15ten Jahrhundert wurde die Harmonie (besonders in Frankreich und England) gründlich ausgebildet, wozu die Erfindung der Orgeln und ihre Einführung beim Gottesdienste viel beitrug. Doch finden wir auch in dem 15ten Jahrhundert fleißige und berühmte Contrapunktisten unter den Deutschen, z. B. Jacob Obrecht, Johann Bonadies etc. An den Domkirchen wurden Cantoreien und mehrere Singschulen errichtet. Die Einführung der Figuralmusik zog auch eine Verbesserung und größere Verbreitung der musikalischen Instrumente nach sich, z. B. der Orgel. Um 1470 erfand Bernhard, ein deutscher Künstler, das Pedalclavier. Die Verbreitung der Tonkünste wurde nun auch durch die Buchdruckerkunst befördert. Luther stellte den einfachen Kirchengesang wieder her, erwarb sich große Verdienste um den einstimmigen Choralgesang, und begünstigte die Musikanstalten in den Städten, besonders auf Schulen (die Stadtzinkenisten und das Thurnblasen kamen auf). Durch einige Volkslieder haben sich sehr gemüthliche Melodien aus dieser und der Zeit der Meistersänger erhalten. Auch scheint die Entstehung des deutschen Tanzes (des Schleifers, welcher den Charakter der deutschen Lustigkeit trägt, in diese, oder vielleicht schon in frühere Zeit zu fallen. Vor dem 30jährigen Krieg wurde die Musik besonders von dem kaiserlichen Hofe zu Wien, von den Churfürsten von Bayern und von den Bischöfen begünstigt. Sie hatten Chöre von Sängern und Instrumentisten zu geistlichem und weltlichem Gebrauch. Der Churfürst von Bayern hatte den berühm-

den **Rolando Passus** (Orlando Lasso) zum Capellmeister. Aber
 der 30jährige Krieg zerstörte viele herrliche Reime dieser Kunst.
 Jetzt wurde vorzüglich der eigentliche deutsche Marsch, welcher den
 gemessenen, aber kräftigen Gang der Deutschen mit erhebender Feier-
 lichkeit bezeichnet, ausgebildet. Schnell lebte die Tonkunst nach dem
 30jährigen Kriege wieder auf, besonders an dem Hofe des Kaisers
 Maximilian und seiner Nachfolger. Hier bildete sich, vorzüglich durch
 Instrumentalmusik, seit dem 18ten Jahrhundert der Kammer- und Con-
 certstyl, obgleich der Kirchenstyl noch die Oberhand behielt. Carl VI.
 hatte das größte bekannte Orchester. Fuchs und Caldara waren
 seine Capellmeister. Die deutsche Musik trat hier zuerst in ihrer Ei-
 genthümlichkeit auf. Gründlichkeit ohne Pedanterie, sagt Schubert
 (in seiner Aesthetik der Tonkunst), immer lachendes Colorit, großes
 Verständniß der Blasinstrumente sind der Charakter der sich hier
 bildenden wiener Schule. Noch höher stieg die Musik unter Maria
 Theresia, deren musikalischer Lehrmeister Wagensel war. Und so
 wurde namentlich in Oesterreich die glänzende Periode der deut-
 schen Tonkunst vorbereitet, welche Mozart und Haydn herbei-
 führten. In Sachsen blühte ebenfalls schon früh der Gesang; die
 Italiener nannten jeden Deutschen *Cassone*. In Dresden bildete
 sich unter den Königen von Polen ein eigener Styl und eine treff-
 liche Capelle. Haffner, Sebastian Bach, Händel, Homilius, Hiller,
 Raumann, Schweizer, Benda, Wolf und Andere machten den sächsi-
 schen Namen in der Tonkunst groß. Die Schule der Tonkünstler in
 Berlin wurde vorzüglich durch Friedrich den Großen gestiftet.
 Graun (ein Sachse) wurde sein Capellmeister. Große Instrumentis-
 ten, wie Quanz, Friedrichs Lehrer auf der Flöte, Franz Benda, ho-
 ben die Concert- und Kamtermusik. Auch gingen aus dieser Schule
 große Theoretiker, wie Marpurger und Kirnberger, hervor. Hier
 lebte auch Schulz, der treffliche Liedercomponist. Ihnen folgten ein
 Reichardt, Righini, Himmel, Weber, Zelter u. A.,
 welche zum Theil noch jetzt Zierden der deutschen Tonkunst sind. Auch
 in Bayern und an den übrigen deutschen Höfen, z. B. Braunschweig,
 und in den blühenden Handelsstädten, wurde überall die Tonkunst ge-
 liebt und beschützt; Tonseger, wie Vogler, Winter, Romberg, gehören
 zu den ersten in Deutschland. Durch den Theaterstyl wurde die Mu-
 sik zu dem höchsten Gipfel erhoben. Seitdem aber der Theaterstyl
 und die Concertmusik sich ausbildete, wurde der Kirchenstyl immer
 galanter, und mit dem Theaterstyl vermischt; man sah sich daher
 neuerdings genöthigt, zu den alten Kirchenstücken zurückzukehren.
 Die deutsche Musik scheint am Ende des 18ten Jahrhunderts ihre
 Blüthe erreicht zu haben. Keine Nation kann dieser Musik etwas
 Gleiches an die Seite stellen. Ihre Tiefe der Harmonie, Reichthum
 der Instrumentation, und Fülle der Melodie setzten Italiener und
 Franzosen in Staunen. Unter den Instrumentisten aber stellten die
 Deutschen ihre größten Meister auf, z. B. Beethoven, Dussek, Wölfl,
 Maria von Weber, Gell, Spohr, Fränzel, Seidel, Möser, Herm-
 skidt, die Romberge und viele Andere. In den letzten Jahren artete
 der Geschmack der Gebildeteren in harmonische Ueberladung,
 welche den Gesang unterdrückt, Bizarrerie und Streben nach Origi-
 nalität vorzüglich seit Beethoven und Cherubini, aus; der Mode-
 geschmack ergöhte sich an einförmiger und unkräftiger Liederlei, welche
 vorzüglich die beliebte Guitarre beförderte.

Deutsche Philosophie. Diese konnte nicht eher auftreten, als bis die deutsche Prosa einen gewissen Grad der Bildung erreicht hatte. So lange die Deutschen ihre philosophischen Werke noch vorzugsweise in lateinischer Sprache schrieben, schlossen sie sich an die herrschende Philosophie, z. B. der Scholastiker, an, oder bestritten dieselbe seit dem 15ten Jahrhundert und verbreiteten, wie Philipp Melancthon, durch ihre humanistische Kenntniß bessere philosophische Ansichten, geschöpft aus den reinen Quellen des classischen Alterthums (s. den Art. deutsche Literatur). Die eigentliche deutsche Philosophie charakterisirt sich durch das rastlose Streben nach Systemen und festen Principien. Sie beginnt mit Leibniz, geb. 1646 (s. d. Art.), dessen Ansichten Chr. Wolf zum größten Theil aufnahm, und in systematischer Methode in Umlauf brachte (seit 1709). Leibnizens Lehre von den angeborenen Ideen, seine Monadologie und Theodicee, sein Bestreben nach einem höchsten Princip gab allen denkenden Köpfen seiner Zeit zu thun. Wolf stellte schon die philosophischen Wissenschaften in einem deutlichen encyclopädischen Zusammenhange auf, allein der Hauptfehler seiner Philosophie lag darin, daß er die Wahrheit nur in Definitionen und Beweisen (in der demonstrativen Methode) beschloß glaubt. Seine unzähligen Schüler bildeten diesen Formalismus bis zum Ekel aus. Er fand an Chr. A. Crusius (seit 1747) und Joh. G. Daries wichtige Gegner, aber mehr im Einzelnen als im Ganzen. Unter den Anhängern aber finden sich mehrere Philosophen, welche einzelne Wissenschaften, besonders Logik, mit Glück ausbildeten, z. B. J. H. Lambert, Ploucquet, Reimarus, Baumgarten (s. d. Art.) u. A. Darauf bildete sich von 1760 — 1780 ein Eklekticismus in der Philosophie. Einige folgten bald dem Descartes, welcher die Trennung des Körpers und Geistes zu einem Grundcharakter der neuen Philosophie erhob, bald den psychologischen Forschungen eines Locke. Durch Hume angeregt, suchte endlich der scharfsinnige Denker Immanuel Kant (seit 1780), mit welchem die neueste Philosophie (die zweite Periode der eigentlich deutschen Philosophie) beginnt, die Grenzen des menschlichen Erkenntnißvermögens gegen die Dogmatiker fest zu bestimmen und zu zeigen, daß die bisherige Metaphysik eine unhaltbare Wissenschaft sey. Dagegen machte er die Vorstellungen von Zeit und Raum, Ursache, Wirkungen u. a. zu bloßen Verstandesobjecten, welche auf die Ideen von Gott keine Anwendung gestatten. Was aber die theoretische Kraft nicht leistete, leistete die practische, was sie aussage, sey das Gewisseste. Obwohl nun der Gegensatz des Denkens und Seyns durch diese Lehre erst recht grell hervorgehoben wurde, so weckte doch diese Kritik den Geist eines freieren Philosophirens unter den Deutschen. Der kühne, kräftige Denker Fichte sah, wie diese Philosophie auf halbem Wege zu dem Idealismus stehen blieb, und stellte mit der strengsten Consequenz ein System des Idealismus auf, in welchem er aus einem Princip, dem Ich, alle Erkenntniß und Wahrheit herzuleiten suchte, die Wissenschaftslehre. Diesem kühnen Unternehmen stellte sich die nicht aufzuhebende Natur und das originelle System Schellings entgegen (von Einigen die Identitätsphilosophie genannt), welches das Absolute an seine Spitze stellte, in welchem das Ideale und Reale eins und von welchem dem Menschen ein Wissen möglich sey. (Daher ist ihm die Philosophie auch Wissenschaft des Absoluten.) Dieses sind die Hauptstämme der neuern Philosophie. Uebrigens zeigten sich nicht nur als

Segner der einzelnen derselben, sondern auch als Anhänger und Ausbilder derselben mehrere mächtige Denker (z. B. Fries und Krug in Beziehung auf den Criticismus Kants, Schulze, Reinhold u. A.); Andere trugen aufgeregt durch den philosophirenden Geist ihrer großen Zeitgenossen, ihre mehr oder weniger eigenthümlichen Ansichten vor, z. B. Bardili, Bouterweck, Hegel, Joh. Jac. Wagner, Salat. Diesen Systemen, wie überhaupt der systematischen Speculation, trat entgegen Fr. Heint. Jakobi, Fr. Köppen, Weiller, Eschenmeyer, welche an die Stelle des unmittelbaren Wissens den Glauben setzten. So scheint nach dem heißen Kampfe der Ansichten die Philosophie sich mit der Religion versöhnen zu wollen, ohne daß beide ihr eigenthümliches Gebiet verlieren. Viele haben den Wechsel der Systeme unter den Deutschen mit oder ohne Wiß getadelt. Gewiß aber ist es, daß über die Wahrheit eine Ansicht nur dann vollkommen geurtheilt, und selbst der Irrthum deutlicher erkannt werden mag, wenn sie sich in Form des consequenten Systems dargelegt hat; und dies war das Bestreben der gründlichen Deutschen. In verschiedenen und mehrere Systeme dann auftreten, desto umfassender wird die Einsicht des Denkers. Welche die Nachtheile weit überwiegende Vortheile mußte also der Deutsche von seinen Systemen erhalten? Dazu kommt, daß nicht nur die einzelnen philosophischen Disciplinen (vorzüglich die Aesthetik), sondern auch die Wissenschaften überhaupt durch diesen philosophischen Geist eine höhere Gestalt gewonnen haben, und daher von keiner Nation alle Wissenschaften so sehr als ein einziges organisches Ganzes nach ihrer innern Verbindung und Verwandtschaft dargestellt worden sind, als von den Deutschen; ja überhaupt kein wichtiger Gegenstand der Menschheit ohne wissenschaftliche Bearbeitung geblieben ist, — wie oft auch die Anwendung der jedesmal herrschenden Systeme auf dieselben zu lächerlichen Paradoxien, Ausschweifungen und geschmackloser Pedanterie verleiten mußte, — endlich um eben desswillen keine neuere Nation einen solchen Einfluß auf die wissenschaftliche Bildung in Europa gehabt hat, als die Deutschen; weshalb wir sie mit Robertson mit Recht die Großhändler in der Gelehrsamkeit nennen mögen. T.

Deutsche Poesie. Auch in ihr offenbart sich der Charakter der Deutschen (s. deutsche Literatur), vorzüglich durch geistvolle Gemüthlichkeit in einer volltönenden, bildsamen und bedeutungsvollen Sprache. Ihre Entstehung fällt in Zeiten, wo die übrigen neueren Sprachen entweder noch gar nicht existirten, oder in Europa noch nicht eingewandert, oder in tiefer Nacht verborgen waren. Sie entstand aber, wie überall, viel früher als die Prosa. Man nimmt zweckmäßig drei Hauptperioden in der Geschichte der uns bekannten deutschen Poesie an; von welcher die erste mit der Einführung des Christenthums in Deutschland beginnt, und die Poesie des Mittelalters begreift; denn von den frühern Gesängen der Warden (s. d. Art.), von welchen Carl der Große eine Sammlung veranstaltet haben soll, ist keine Spur mehr vorhanden. Die Gedichte, welche wir aus dem Mittelalter erhalten haben, zerfallen in zwei Hauptreihen: 1. welche einheimische Sagen und Dichtungen darstellen, 2. die, welche andern Fabelkreisen angehören. Die ersteren sind der Grundlage nach weit älter; wiewohl wir die frühere Behandlung derselben Stoffe nicht mehr haben. Ueberhaupt scheint Deutschland reich an poetischen Sagen gewesen zu seyn, aus denen sich eine Art von nationalem Epos bildete. Unter diesen, wie überhaupt unter allen deut-

schen Gedichten des Mittelalters (die beiden ältesten Gedichte aus dem 8ten Jahrhundert: das Lied von Hildebrand und Lantfride, und das Weissenbrunner Gebet ist kürzlich [Cassel 1812] durch die Gebrüder Grimm herausgegeben worden, die übrigen Gedichte aus dem fränkischen Zeitalter (wo der fränkische Dialect herrschend war) sind wenige ausgenommen, nur ängstliche Uebersetzungen der Geistlichen ragt das Original-epos der Nibelungen (zu Ende des 12ten oder zu Anfange des 13ten Jahrhunderts zum letzten Male bearbeitet) hervor und ist mit Recht dem homerischen Epos an die Seite zu stellen (s. Lied der Nibelungen). Ferner gehört hieher die Sammlung aller Heldenlieder, welche den Namen das Heldenbuch erhalten hat. In beiden national-deutsche Poesie. Zu den fremden Dichtungen gehören die aus der alten Mythologie und Geschichte umgestaltete vom trojanischen Kriege, von Alexander dem Großen, von Carl dem Großen und seinen Paladinen, die vom Artus, der Tafelrunde, der heil. Graal u. a., welche größtentheils aus Frankreich kamen. Der erstern waren allgemein unter dem Volke verbreitet; die wälsche Dichtungen hingegen fanden, wie es scheint, an den Höfen größtenteils Gunst, wo die Vorliebe für das Ausländische schon damals häufig ihren Sitz hatte, obgleich das Ausländische nicht immer von so edel gehalten war. So volksmäßig als die einheimischen Sagen konnte sie niemals werden, weil es darin auf Schilderung der Tugenden und des gehobesten Ritterthums abgesehen war, dann wegen eines gewissen fremden Gepräges, das überall durchschimmert. Diese romantische Poesie, welche die Deutschen von den Provenzalen erhielten, blühte unter den schwäbischen Kaisern, und wurden durch die sogenannten Minnesänger oder schwäbischen Dichter ausgebildet (obgleich sie weder alle Schwaben noch lediglich Sänger der Liebe waren). Alle Umstände vereinigten sich in diesem Zeitalter, die Poesie auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit zu heben. Die Macht, Volksmenge und Industrie hatte Deutschland beträchtlich gewonnen, Fürsten und Adel waren mächtiger, der Glanz der Höfe größer, die Reichsstädte sammelten Schätze, der Handel führte Luxus herbei, die Zeit einen andern Geist. Der Provenzalen romantische Schwärmerei fand leichter Eingang in deutsche Gemüther, deren Grundzüge Tapferkeit, Liebe und Verehrung der Frauen, Treue und innige Freundschaft waren. Die Kreuzzüge waren das Mittel, jene romantischen Geist nach Deutschland zu verpflanzen. Die Poesie, welche jenen Geist ausdrückte, begünstigt von den schwäbischen Kaisern wurde ein Lieblingsstudium der höhern Stände. Die Minnesänger zerstreuten sich durch ganz Deutschland, und dichteten nicht nur lyrische Gesänge, welche sich durch eigenthümliche Lieblichkeit, Tiefe und Zartheit der Empfindung auszeichneten *), sondern auch mehrere große

*) Auch hier springt die Eigenthümlichkeit deutscher Poesie in die Augen. Bei einem Volke, wie die Deutschen waren, sagt Bouterweck (Gesch. der Poesie und Beredsamkeit 9ter B.), konnte die Poesie der Liebe leicht etwas werden, was sie im classischen Alterthume nie gewesen war. Es läßt sich auch nicht wohl bezweifeln, daß diese Art von Poesie, die sich erst mit dem Ritterthum und in den mittleren Jahrhunderten ganz entwickelte, von den Deutschen ausgegangen ist, die ihre angestammte Denk- und Sinnenart als Eroberer in die cultivirten Länder des südlichen Europa's hinübertrugen. Doch hat keine von den neuern Nationen

gere und kleinere romantisch-epische Gedichte. Sie sind größtentheils der provenzalischen Poesie der Troubadours, z. B. die Romane vom Lancelot, Parcival, Tristan etc. frei nachgebildet. Doch gibt es auch in diesem Zeitraume schon mehrere Uebersetzungen der Alten, z. B. der virgilischen Aeneis von Heinrich von Veldeke, des Ovid von Albrecht von Haiberstadt, rhythmische Bibelübersetzungen von Rudolph von Hohenems und Heinrich von München (nach 1250), Uebersetzungen französischer Ritterromane Iwain von Hartmann, von Aue u. A. (S. übrigens Minnesänger, Minnelieder.) In diese Periode gehören die in dem Heldenbuche, in dem Buche der Liebe enthaltenen Dichtungen, und viele einzelne romantische und komische Erzählungen und Legenden, seit kurzem von Müller, v. d. Hagen, Büsching, Gebr. Grimm, Tieck u. A. herausgegeben, — die meisten dieser poetischen Erzählungen des Mittelalters unterscheidet von den späteren Romanen auch der unbequeme Reim — ferner, was die lyrischen Gedichte anlangt, die Minnelieder, von denen die Manneßsche Sammlung (von 140 Minnesängern von Bodmer herausgegeben, Zürich 1759, 4. 2 Bände), und die tieflische Bearbeitung bekannt ist; sowie die vielen von Gräter, Weckherlin, Hagen, Büsching, Docen und Bensecke bekannt gemachten. Auch gibt es didaktische und satirische Gedichte dieser Zeit voll kräftiger Züge und kerngesundem eindringenden Verstand, unter welchen sich Fabeln, S. Boners Edelstein (herausgegeben von Bodmer 1757 und Eschenburg 1810) und Spruchreime (Priameln späterhin genannt s. Weckherlins Beiträge u. s. w.) auszeichnen. Seit Ende des 13ten, mehr aber noch vom Anfange des 14ten Jahrhunderts (die Zeit der Fehden und Kriege in Deutschland) verschwand allmählig die romantische Poesie der Minnesänger in Deutschland von den Höfen und Burgen; die Poesie wandelte sich in Reime, und den Minnesängern folgte zu einer Zeit, wo in Deutschland Alles in Orden und Zünfte zusammentrat, die Zunft der Meistersänger (s. d. Art.), in deren meist nüchternen und langweiligen Reimereien der letzte König unserer romantischen Poesie verhallte. Aber die Poesie verbreitete sich auch durch diese unter das Volk, und ihr ganzes Institut trug viel zur Ausbildung der niedern Stände bei. Das Zeitalter der Meistersänger setzen einige von 1347 bis gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts fest. (Ueber den eigentlichen Unterschied der Minnesänger und Meistersänger s. Docens und Grimms Abhandlungen und ihre Recensionen, vergl. Bouterweck in dem angeführten Werke, S. 212 und 271 u. ff.) und vorzüglich zu Mainz, Straßburg und Nürnberg blühten ihre Eingschulen. Die ausgezeichneten unter ihnen sind: Frauenlob, Muscablüt, Hans Folz, Heinrich von Alkmar (Bearbeiter der epischen Fabel, Reineke der Fuchs) vorzüglich aber Hans Sachs, und Hans Schwypper, genannt Rosenblüt. Auch gehören in diese Zeit der Satiriker Sebastian Brandt (1458 — 1520), über dessen Satire, das Narrenschiff, von Geiler und Keyßersberg in Straßburg öffentlich gepredigt wurde; späterhin Thomas Murner (geb. zu Straßburg 1475), durch mehrere satirische Schriften, die Narrenbefreiung, die Schelmenzunft etc. Johann Fischart (s. d. Art.) aus Mainz, und Georg Rollenhagen (1542 — 1609) durch seinen Froschmäusler bekannt. Ueberhaupt offenbart sich in dem Zeitalter der Meistersänger eine über-

die romantische Poesie der Liebe mit solcher Religiosität behandelt, wie die Deutschen in den neuesten Zeiten.

schwenglich komische und satirische Laune, wie sie kaum zu einer andern Zeit unter den Deutschen zu finden ist, und sie zeigt sich unter der eigenthümlichen Form gutmüthiger Drolligkeit und — Derbheit welche den Deutschen angehörte. In diese Periode gehören die originellen Anfänge der dramatischen Literatur der Deutschen (seit der Mitte des 15ten Jahrhunderts), welche wir der Schule der Meistersänger zu Nürnberg verdanken. Vorher kannte man nur die Mythen, Dramatisirungen biblischer Geschichten, größtentheils in lateinischer Sprache. Hans Holz, ein Barbier, und Rosenblüt, ein Wappenmahler u. A. führten die Fastnachtsspiele ein, welche nicht nur von den Reichsbürgern zu Nürnberg, sondern in ganz Deutschland durch ihren lebendigen und lebendigen Witz vielen Beifall fanden. Es übertrifft der geniale und erfindungsreiche Hans Sachs (1494 – 1576), vielleicht neben dem Spanier Lope de Vega der fruchtbarste Dichter, dem auch ein Wieland und Goethe ein Denkmal zu setzen nicht unter ihrer Würde achteten. Andere Dramen, wie z. B. Faust blieben ungedruckt. Diese dramatischen Versuche scheinen vorbereitet worden zu seyn durch die im 14ten Jahrhundert sich ausbildende deutschen Volkslieder, welche sich durch ihre Mannichfaltigkeit im Stoffe, — indem sie sich auf alle Stände, Stimmungen und Situationen des damaligen Lebens beziehen, — ferner durch ihre sinnlichen, handelnden Charakter und ihre ungezügelte Freiheit, Frische und Munterkeit auszeichnen, und eine in dieser Art neue Erscheinung darbieten. Sie sind jedoch, wie auch andere lyrische Gedichte, z. B. die trefflichen Kriegslieder eines Veit Weber (1476), nicht immer Product der Meistersänger. Im 14ten und 15ten Jahrhunderte war das Singen und Musizieren dem deutschen Volk Bedürfnis geworden, dies erzeugte eine in allen Classen verbreitete Volkspoesie, welche auch den geistlosen handwerksmäßigen Meistergesang gewissermaßen verdrängte. Im 17ten Jahrhunderte schiedete ihnen die wachsende Gelehrsamkeit und der Ruin des Wohlstandes. In diesem Zeitraume (15 und 16tes Jahrhundert) fangen auch die epischen Gedichte an, allegorisch und historisch zu werden, z. B. Melchior Pfinzings Teuerdank, welcher Maximilian I. zum Held hat, und die Form der Prosa anzunehmen, wodurch der jetzt sogenannte Roman vorbereitet wurde; — aus den größern romantischen Gedichten hatten sich früher schon kleinere, als Romane und Balladen, abgesondert. Aus den ersteren entstanden die deutschen Volksbücher: die Melusine, Magalone und viele andere welche bis auf unsere Zeiten das Volk ergötzt haben; unter ihnen sind auch einige Originale, wie der berühmte Till Eulenspiegel. Wie ein Heros steht der kräftige Luther in diesem Zeitraume als religiöser Sänger da, „dessen Worte Schlachten sind.“ Eine neue Zeit begann, als die romantische verschwand, und mit ihr beginnt II) die neuere Poesie, an deren Spitze ein achtungswürdiger Deutsche Martin Opitz von Boberfeld (geb. zu Bunzlau 1597, starb 1639) mit seiner sogenannten schlesischen Dichterschule steht. Die Zeit des Epos war dahin, und selbst das Nationalepos der Deutschen ziemlich vergessen, seit das öffentliche und das bürgerliche Leben sich im entschiedensten Gegensatz entwickelte; die Wissenschaften, befruchtet durch die Literatur des Alterthums, fingen an sich auszubilden: sonach war der Dichter auf lyrische Darstellung fast beschränkt, und die Gelehrten deuteten hin auf die Muster des Alterthums. Die Deutschen fingen nun an, nach classischen Mustern, oder solche

Sie man dafür hielt, zu dichten, bis diese Nachahmung auf die Nachahmung der Nachahmer herabsank, und die Gallomanie die deutsche Poesie in der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts in ihrer tiefsten Erniedrigung zeigt. In diesen Zeitabschnitte finden wir mehrere Deutsche, welche in lateinischer Sprache dichteten, als deutsche Sänger, ja viele verloren wohl ihr poetisches Talent an diese, wie ein Jac. Balde (1603 — 1662). Dazu kam, daß der Geist des Alterthums noch nicht allseitig gefaßt war, daß die wichtigsten politischen und religiösen Angelegenheiten die Aufmerksamkeit von der Poesie oft abwendeten, und wir können uns erklären, warum die deutsche Poesie und Literatur am Ende dieses Zeitabschnitts von ihrem hohen Bestreben zurückgezogen war. Auch Opitz ahmte die Werke der Alten nach (er übersezte auch zuerst des Sophokles Antigone in deutsche Verse, und bediente sich glücklich der metrischen Formen der südlichen Poesie), aber sein poetisches Talent war noch reich genug, um durch das Eigenthümliche die deutsche Poesie zu beleben und zu bereichern. Dagegen können wir ihn nicht von einseitigen moralischen Tendenzen frei sprechen; aber seine religiöse Kraft ist erhebend und stärkend. Seine lyrischen Gedichte sind das Trefflichste. Zu seinen geistreichsten Nachfolgern, worunter viele religiöse Liederdichter bekannt sind, gehören A. Eschering (1611 — 1659), P. Gerhard (1606 — 1676), F. v. Logau (1616 — 1664), A. Gryphius (1616 — 1664), Dietrich v. d. Werder (welcher auch den Ariost und Tasso übersezte), und sein Freund Jul. Bilh. Zinkgraf (1591 — 1635). Nicht zu dieser schlesischen Schule gehören Georg Rudolf Weckherlin (geb. zu Stuttgart 1587), ein Mann von großer poetischer Phantasie; der berühmte Paul Fleming (1606 — 1640), der durch poetische Kraft und Kühnheit Opitz noch hinter sich läßt, und als eine seltene Erscheinung dieses Zeitraums da steht; sein Freund Adam Clearius, der auch aus dem Persischen übersezte, der treffliche Simon Dach, Johann Rist (1607 — 1667), die originelle Georg Phil. Parsdorffer, Stifter des Blumenhirtenordens. Ueberhaupt fallen in diese Zeit eine Menge poetischer Gesellschaften, z. B. die fruchtbringende, welche 1616 vom Fürsten Ludwig von Anhalt gestiftet wurde, die pegnisische Schäfergesellschaft, welche 1644 zu Nürnberg gestiftet wurde, und noch jetzt dem Namen nach existirt u. a., deren Daseyn das gemeinschaftliche Streben nach einem festen Mittelpunkte in der Poesie und Sprache bewährt. Doch arteten viele in Kleinliche Correctheit und Affectation aus. Mit dem Verlust der politischen Bedeutung Deutschlands, welche seit dem 30jährigen Kampfe durch Frankreichs Uebergewicht niedersank, sank auch die deutsche Poesie wieder herab. Man strebte, die deutsche Poesie nun durch affectirte Nachahmung der Ausländer auszubilden, dies geschah vorzüglich durch Ehr. Hoffmann von Hoffmannswaldau (geb. zu Breslau, 1618 — 1679), einen müßigen, aber gemüthlosen Dichter, der den Geschmack des Guarini und Marino in die deutsche Literatur einzuführen suchte. Er ward von seinen Zeitgenossen angekaunt. Aber jetzt war die Dichtung schon zu einem losen Schmucke, zu einer lügenhaften Maske herabgesunken, sie bestand in einem schwülstigen Bilderborgen und Haschen, um die Unwahrheit des Gemüths zu verbergen, und die Stelle der Empfindung sollte eine unerträgliche, süßliche Empfindelei vertreten. In diesen verkehrten Richtungen ging auch das große Dichtertalent eines Dan. Casp. von Hohenstein (1635 — 1683) unter. Doch kann man ihm Feuer und Originalität in Behandlung seiner Muttersprache bei aller Ueber-

ladung, Schwulst, rednerischen Antithesensucht und Sophistik nicht ab sprechen. Hätte er zu seiner Zeit in Deutschland eine Bühne gegeben, so wäre wahrscheinlich auch sein dramatisches Talent auf einen richtigern Wege ausgebildet worden. Sein Roman *Arminius und Thumsohlde*, auf patriotische Ideen aufgebaut, vereinigt die seltenste Kraft und die kräftigsten Ausartungen eines in fremdem Scheit befangenen Zeitalters. Seine Nachahmer versielen in Bombast, Schwulst und klägliche Empfinderei, z. B. Heinrich Anselm von Ziegler (1663 — 1697), Verfasser der asiatischen *Banise*, Bartholomäus Feind u. A. Das vorzüglichste, was in diesem Zeitraum die Poesie hervorbrachte, waren noch die geistlichen Lieder, welche wir mehreren der oben angeführten Dichter verdanken. Diese Gestalt oder Ungestalt der Poesie dauerte bis gegen die Mitte des 18ten Jahrhunderts. Einige, wie Bernike, bekämpften diese Schwulst durch Witze. Statt dieser sehen wir nun eine wässerige und platte Gelegenheitspoesie auftreten, und es ist nur aus der einseitigen Richtung, welche die Verstandescultur der Deutschen in diesem Zeitraum nahm, zu erklären, wie man an einem Freih. von Kanitz (1654 — 1699), Neukirch, Günther, Besser etc. Geschmack finden konnte. Bald jedoch zeigte sich das Unbefriedigende der bisherigen Poesie durch einen mit großer Hefigkeit lange Zeit hindurch geführten Streit zwischen Gottsched, welcher nebst seinem zahlreichen Anhang die durch französische Poesie bewässerten Geschmack und die Tugend der Correctheit empfahl, und den Schweizern Bodmer (der auch späterhin einige unglückliche poetische Versuche machte) und Breitinger, welche Dips und seine Nachfolger lobpriesen. Zwischen dieser und der folgenden Periode aber, und gleichsam als Vorläufer der Bessern verdienen genannt zu werden: Joh. Elias Schlegel (gest. 1718), durch einige dramatische Versuche, Albrecht von Haller (1708 — 1777), durch seine Oden und Lieder, Hagedorn, der treffliche Gleim (1717 — 1803), Kleist (1715 — 1759), Chr. Fürchteg. Gellert durch seine naiven Fabeln und populären Schriften berühmt, und sein Freund Felix Weiße, wegen seiner ersten deutschen Operetten, Lustspiel und Lieder geachtet. Schon wurde die Nachahmung französischer Muster durch die Nachbildung und das Studium der den Deutschen verwandteren classischen Werke der Britten (seit 1750) sehr beschränkt. Lessing (1729 — 1781) hat hier ein noch größeres Verdienst als Kämpfer (1725 — 1793); seine Kritik beförderte einen feineren Geschmack und eine reinere Anerkennung und Würdigung dieser Dichter, so wie der Classiker aller Nationen, und gab der deutschen Poesie einen festeren Standpunkt. Mit der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts beginnt nun die neueste Poesie und Literatur mit Klopstock, der die Sprache zu höherem Fluge gebrauchte und beseelte; hohen Vaterlandssinn, religiösen Schwung und erhabenes Freundschaftsgefühl athmen alle seine Gedichte. Staunend blickten seine Zeitgenossen auf dem kühnen Deutschen hinaus, der nicht nachahmte, aber durch das Anschauen des classischen Alterthums begeistert, in hohen Weisen sein Gefühl verkündete. Seit Klopstock diesen Ton anschlug, erhob sich die deutsche Poesie mit neuer Regsamkeit; keine Gegend derselben blieb unbevölkert und man braucht nur die herrlichen Namen: Bürger, Hölty, Gerstenberg, Stollberg, Voß, Wieland, Herder, Schiller, Tieck und Goethe zu nennen, um die Deutschen mit Stolz an die Blüthe seiner poetischen Literatur zu erinnern, mit deren Vielseitigkeit sich kaum eine andere Nation me

ken darf. In diese Periode der neuesten deutschen Poesie, die wir selbst erlebt haben, wurde vorzüglich das Eyrische, das Drama und der Roman mit dem umfassenden Geist der neuen Bildung aufgefaßt und ausgebildet. Aber der Verfall von Deutschlands Macht und Verfassung, während ein anderes Reich sich im Kampfe erhob, und die lange vorbereiteten politischen Revolutionen erschütterten die Gemüther. In dieser Erschütterung suchte der Deutsche überall nach einem Stütz- und Anhaltspunkte, und die Phantasie, die ihn über die irdische Wirklichkeit erhob, suchte denselben bald in der geistvollern Nachahmung der alten Griechen und Römer, bald in der Welt der fabelhaften Romantik und ihren wohlklingenden Klängen, bald, und vorzüglich seit den letzten Jahren, in der Erinnerung der alten deutschen Vorzeit und ihrer Poesie — denn kann der Edle seines würdigen Ursprungs wohl vergessen? (Wir erinnern an den acht-deutschen de la Motte Fouqué.) Ein Anderer baut sich kühn seine eigne humoristische Welt, in welcher die Fäden jeder ursprünglich deutschen Bestrebung wie in einem kunstvollen Labyrinth zusammenlaufen (J. Paul Richter) — und jetzt fragt ein jeder Gebildeter: was wird nun kommen? Wer aber der deutschen Nation Kraft und Charakter kennt, der glaubt mit Zuversicht, daß das thatenreiche Streben der gegenwärtigen Zeit und der bestandene Kampf der Völker um eine würdige Existenz, in welchem Deutschland eine Hauptrolle gespielt, und welcher glücklich vollendet ward, die Blüthen einer neueren und kräftigern Poesie, welche sich schon im Reime zeigt, reifen und ans Licht der Sonne treiben wird. Nicht ohne einen bleibenden Nachklang mag das Große und Gewaltige vorübergehen. T.

Deutsche Prosa. Zu dem, was wir in dem Artikel deutsche Literatur von dieser gesagt haben, fügen wir noch folgendes hinzu: Die deutsche Prosa wurde durch Herrschaft der fremden, d. i. der lateinischen und der romanischen, Sprachen lange Zeit von derjenigen Ausbildung gehemmt und zurückgehalten, welche jede Sprache erst als Schriftsprache erhält. Die ersten Beiträge zur Bildung derselben finden wir in den Uebersetzungen (vom 11ten Jahrhundert an). Ein freieres Feld eröffnete sich ihr, seitdem man deutsch predigte und polemisirte (denn die Kanzelberedsamkeit ist fast der einzige Zweig der öffentlichen Beredsamkeit bei den Neuern) und später die Wissenschaften in deutscher Sprache bearbeitete und vortrug (mit Thomastus 1694). Darum ist auch der didaktische Vortrag der herrschende in der deutschen Prosa geblieben. Diesen zunächst ist der historische und erzählende am meisten von den Deutschen ausgebildet worden. Es genügt hier nur noch, die wichtigsten und geistvollsten der neuern Prosaiter der Deutschen, deren Werke classisch genannt werden können, anzuführen. Hierher gehören als eigentliche Stifter der neuen deutschen Prosa: Lessing, der große Theolog, For. Mosheim, Vater der neuern deutschen Kanzelberedsamkeit (geb. 1694, st. 1755, wo seine Nachfolger, Jerusalemy, Andr. Cramer, Spalding, Sollikofer, Teller, Sturm, Reinhard, Sack, Hanstein, Ribbeck, Stolz, Edifler, Ammon, Mareßoll, Schatter, Weillodter, Schuderoß; ferner ein Winkelmann (st. 1768), Justus Möller (st. 1794), Helf. Pet. Sturz (st. 1779), Dusch, Casp. Davater (1801), W. Heinse, Georg Forster (s. d. Art.), Eichtenberg, von Zimmermann, Engel (st. 1802), Moriz, Sulzer (st. 1779), Thom. Abbt (st. 1776), Garve (st. 1798),

Moses Mendelssohn (st. 1768), Musäus, Wieland, Herder, vorzüglich aber Göthe, von Thümmel, Klinger, die Gebr. Schlegel, besonders A. W. Schlegel, in der Geschichte Spittler, Heeren, Eichhorn, Henke, Müller, Joh. N. Voigt, Pösselt, Schiller, Woltmann: in dem philosophischen Vortrag Kant, Heidenreich, Fichte (Reden an die deutsche Nation, Muster kräftiger Beredsamkeit), Schelling (z. B. Rede über das Verhältniß der Natur zur bildenden Kunst) Friedr. Heine, Jacobi, der wahrhaft populäre Matth. Claudius Boss u. A.; in der eigentlichen Rede: Gedike, Niemeyer, Jacobs, Schleiermacher, Delbrück, ja selbst in der Bearbeitung specieller wissenschaftlicher Gegenstände, Feuerbach, Zacharia, in der Schilderung der Natur, von Humboldt, und im kleinen, Matthiesson.

Deutsches Recht ist zu unterscheiden von dem in Deutschland geltenden Rechte, wozu auch z. B. das römische gehört. Es beruht auf Gesetzen (z. B. Reichsgesetze, Landesgesetze, Statuten) Verträgen oder Gewohnheiten, und besteht in dem deutschen Privatrechte, und insbesondere dem deutschen Lehnrechte und Kirchenrechte (vorzüglich dem protestantischen); ferner in dem öffentlichen Recht oder dem deutschen Staatsrecht im engeren Sinne (welches in ein Staatsrecht des rheinischen Bundes überging), dem Cameral-, Polizei- und Criminalrechte der Deutschen. Wie sehr sich auch das deutsche Recht auszubilden strebt, sehen wir an den neuern Gesetzgebungen der deutschen Länder, dem preussischen Landrechte, dem österreichischen und bayerischen Gesetzbuche u. a., zu deren Bildung die philosophische Rechtslehre und Politik viel beigetragen haben. Namentlich zeigt sich letzteres im neuern Criminalrechte. Auch ist dieses der glänzendste Theil der deutschen Jurisprudenz; denn im Civilrecht haben die deutschen Juristen sich mehr mit dem historischen Wissen, Erklären und Anordnen des ausländischen Rechts (namentlich des römischen und neuerlich des französischen) begnügt.

Deutsche Ritter, auch deutsche Herren, oder Kreuzherren genannt. Ihr Orden wurde 1190 bei Gelegenheit der Kreuzzüge in dem heiligen Lande gestiftet, und, weil nur Deutsche von gutem Adel darin aufgenommen werden konnten, der Deutsche genannt. Der ursprüngliche Zweck desselben war, die christliche Religion gegen die Ungläubigen zu vertheidigen, und die Kranken im heiligen Lande zu pflegen. Nach und nach machte er mehrere Eroberungen und gelangte zu großen Reichthümern. Den höchsten Gipfel seiner Macht hatte er am Anfange des 15ten Jahrhunderts erreicht, wo er sich von der Ober bis zum finnländischen Meerbusen erstreckte, und sein jährlicher Einkünfte auf 800,000 Mark berechnet wurden. Allein in der Folge brachten ihn Schwelgerei, Verschwendung und Zwiespall allmählig in Verfall. Die Ordenskleidung bestand in einem schwarzen Kleide und weissen Mantel, auf welchem ein schwarzes Kreuz an silbernem Bande getragen wurde. Der Hochmeister (Deutschmeister, Großmeister), d. i. das Oberhaupt dieses Ordens, wohnte anfangs zu Jerusalem, nachher aber, als das heilige Land wieder an die Türken verloren gegangen war, zu Venedig. Um das Jahr 1229 wurden die deutschen Ritter von den Polen gegen die Preussen zu Hülfe gerufen, die auch nach einem 53jährigen Kriege die Oberherrschaft des Ordens anerkennen und die christliche Religion annehmen mußten. Darauf nahm der Hochmeister seinen Sitz zu Marienburg.

burg in Preußen. Aber die Regierung des Ordens war so drückend, daß sich Vorder-Preußen schon im 15ten Jahrhunderte an Polen ergab. Auch für Hinter-Preußen mußte der Orden die polnische Lehensherrschaft anerkennen, und als er sich derselben zu entziehen suchte, gerieth er mit Polen in einen Krieg, welcher sich damit endigte, daß er auch Hinter-Preußen verlor, welcher 1525 dem damaligen Hochmeister, Markgraf Albrecht von Brandenburg, als ein erbliches Herzogthum ertheilt wurde. Hierauf hatte der Hoch- und Deutschmeister seinen Sitz zu Mergentheim, und war ein geistlicher Fürst. Die Besitzungen dieses Ordens, welche Balleien hießen und in Commenthurarien abgetheilt waren, denen ein Landcommenthur vorstand, lagen in verschiedenen Ländern zerstreut. Durch den preßburger Frieden (1805) erhielt der Kaiser von Oesterreich die Würde, Rechte und Einkünfte eines Großmeisters des deutschen Ordens. In Folge des wienner Friedens von 1809 wurde der deutsche Orden und mit ihm das Hoch- und Deutschmeisterthum völlig aufgehoben, und die Güter desselben sind den Fürsten anheim gefallen, in deren Landen sie sich befanden. Mergentheim wurde dem Königreiche Württemberg einverleibt.

Deutsche Schule. So nennt man in der Malerei insbesondere die Reihe deutscher Maler, welche im 15ten und 16ten Jahrhunderte sich durch eine auf deutschen Charakter gegründete Eigenthümlichkeit in ihren Gemälden auszeichneten. Treue, unermüdete Abcontrefeierung der Natur bis zur Härte, hohe, gutmüthliche Einfalt im Ausdruck des Göttlichen und Menschlichen bis zur Steifheit, tiefe, besonders religiöse Bedeutsamkeit und Charakteristik, selbst Vernachlässigung gefälliger Form, Gründlichkeit im Mechanischen sind, mehr oder weniger, die Züge dieser Eigenthümlichkeit, und sie ist den deutschen Meistern jener Zeit gemeinsam, wenn sie auch nicht immer durch das Verhältniß des Meisters und Schülers fortgepflanzt wurden. Der Repräsentant und älteste Meister dieser Schule ist der tiefsinnige und kunstreiche Albrecht Dürer (s. den Art.), selbst von Rafael hochgeschätzt; ferner Lukas Kranach, besonders der Vater (1473 st. 1553), Hans Holbein (1498 bis 1554), Georg Penc (geb. 1500), Christoph Schwarz, Phil. Roos, Rugendas, Riedinger, Altdorfer, Hemmerlin, welche größtentheils auch als Kupferstecher ausgezeichnet sind, und diesen Charakter in ihren Blättern zeigen. Einige unterscheiden überhaupt nur zwei Schulen, die italienische und niederländische, und meinen, die englischen, französischen und deutschen Künstler gehören bald zu dieser, bald zu jener. Andere betrachten die deutsche Schule als einen Zweig der niederländischen, von der sie sich jedoch wie die deutsche und niederländische Physiognomie unterscheidet. Die neuern Maler und Kupferstecher der Deutschen aber ahmten allerdings bald die Franzosen (besonders in der französischen Periode), bald die Niederländer, bald die Italiener nach, oder arbeiteten in ihrem Geiste, und suchten die Vorzüge dieser verschiedenen Schulen zu verbinden. Unter den neuesten Malern zeichnen sich in der Historie aus: Menas, Füger, A. B. Tischbein, Steinkopf (in Stuttgart), Hertsch, Rake, Hartmann, von Kugelgen; im Portrait: Grassi, Graf, Angelika Kaufmann; in der Landschaft: Hackert, Klengel, Friedrich, Wehle, Zingg, Bieth; unter den Kupferstechern: Wilhe, Bause, Heldenwang und Andere. dd.

Deutsche Sprache ist ein Zweig der alten germanischen Sprache, von welcher es drei Hauptarten gibt: die nordische, teutsche oder deutsche, nach Einigen von Deute, Diote, b. i. Volk, Leute, nach Andern von den Teuten oder Teutonen, und die mässische. Zu der nordischen gehören 1. die scandinavische, a) schwedische (die ältere schwedische heist sweo: gothisch), b) die dänische, und 2. die isländische. Zu der deutschen gehört 1. die fränkische, alemannische oder theotische, von welcher a) das Schwäbische des Mittelalters, b) das jetzige Hochdeutsche und c) das sogenannte Cimbrische, stammen; 2. die sassesche, sächsische Sprache, von welcher a) die angelsächsische (davon die englische), b) die niedersächsische Sprache, plattdeutsche und holländische, stammen. Von den mässischen oder mäsogothischen stammt die Sprache der Umlanen in der Grim. Die eigentlich deutsche (teutsche) Sprache zerfällt also schon im grauen Alterthum in zwei Urdialecte, die sich wieder in mehrere Provinzialdialecte auflösen, welche durch mancherlei Modificationen in einander übergehen. So sehr auch im Einzelnen und in Nebenverhältnissen die Wörter und grammatischen Formen dieser Dialecte von einander abweichen; so haben doch im Ganzen alle dieselben Wörter und folgen derselben Grammatik. Gewöhnlich denkt man indeß, wenn man ohne weitem Zusatz von der deutschen Sprache redet, bloß an das Hochdeutsche, die allgemeine Sprache der Literatur und höheren Stände *). Ueber den Ursprung der deutschen Sprache weiß man nichts Zuverlässiges. Einige wollen sie aus der indischen, Andere aus der persischen ableiten, und noch Andere geben ihr einen gemeinschaftlichen Ursprung mit der griechischen, ja Morhof leitet sogar die griechische Sprache aus der ältesten deutschen ab. (Vergl. auch Kanne Verwandtschaft der griechischen

- *) Bei Abelung ist Hochdeutsch die bloße oberländische Mundart; am besten versteht man aber darunter die geläuterte Sprache der Hochdeutschen, wie sie nach Luther und Opitz die vorzüglichsten Schriftsteller aus ihren Grundkräften entwickelten, wodurch sie auch Eingang in die feinen Gesellschaften aller Gegenden fand, wo man deutsch redet. Man setze also dem Niederdeutschen nicht das Hochdeutsche, sondern, wie es bereits 1701 der wackere Bodmer gethan hat, dem Oberdeutschen entgegen. Dieser treffliche Grammatiker sagt §. 76. seiner neuvermehrten Grundsätze der deutschen Sprache: „Ich theile die deutsche Sprache inner Deutschland ab 1. in die niedersächsische, 2. oberländische und 3. hochdeutsche. Zum Niedersächsischen, was die Sprache belangt, gehören die Brandenburger, Anhalter, Harzländer, Braunschweiger, Lüneburger, Westphäler, Nieder-Rheinländer, Jülicher, Clever, Friesen, Oldenburger, Bremer, Nieder-Elber, Holsteiner, Mecklenburger, Pommern, Preußen, Bief-, Curländer, Esthen. Zu den Oberländern werden gerechnet die Obersachsen, Meißner, Lausitzer, Schlesier, Mährer, Oesterreicher, deutsche Ungarn und Siebenbürgen, Tyroler, Steyerer, Kärntner, Bayern, Schwaben, Schweizer, Elsasser, Ober-Rheinländer, Franken, Hessen, Voigtländer, Thüringer, deutsche Böhmen. Die hochdeutsche Sprache ist keine Mundart eines einzigen Volks der Deutschen, sondern aus allen durch den Fleiß der Gelehrten zu solcher Pürbe erwachsen und in ganz Deutschland üblich.“

Sprache mit der deutschen.) „Die Untersuchung der beiden Sprachen,“ sagt Boß, „ergibt gemeinsamen Ursprung, und in der Kindheit der teutonischen sogar sanftere Anlagen. Die älteste Sage lehrt, daß die altgriechischen Horden Aufbau und Sittlichkeit mit dem Dienste des Bacchus und der begeisternden Quellnympfen aus der Nordgegend Thraka empfangen; und die Geschichte zeigt uns in diesem thrakischen, oder, wie man später es nannte, scythischen Nordlande ein deutsches Geschlecht, Gothen am schwarzen Meere, die, obgleich über ein Jahrtausend von den Urvätern entfernt, dennoch in den Sprachformen eine auffallende Ähnlichkeit mit der griechischen behaupteten. Die südliche Schwester gelangte durch Weltverkehr, heiteren Himmel und Freiheit zur höchsten Ausbildung; die nördliche sank zurück. Aber bei allen Stürmen erhielt sie auch in der Verwilderung das Vorrecht einer unvermischten, Kraftvollen, und aus innerm Trieb sich bildenden und veredelnden Stammsprache, die unter den Bastardinnen des bezwungenen Europa allein mit der griechischen wetteifern darf.“ Daß die deutsche Sprache eine unvermischte Stammsprache sey, d. h. eine solche, die nicht aus einer wesentlichen Vermischung mit andern entstanden ist, erhellt aus der Vergleichung mit andern, und nach Abelungs Bemerkung auch aus der, ihr besonders eigenen, Eigenschaft, daß in jedem Worte die Stammsylbe allemal den Hauptton hat, die Nebensylben aber entweder ganz tonlos oder doch schwächer betont sind. Leider ist uns aber aus dieser ältesten Periode unserer Sprache nur wenig übrig, nur einzelne Wörter, und noch dazu meist Eigennamen; jedoch auch dies Wenige schon reicht hin, uns zu überzeugen, daß sie schon damals alle die Wurzelwörter hatte, aus welchen sie noch jetzt besteht, aber auf eine den damaligen Sprachorganen des Deutschen angemessene Art. Daß dies eine sehr rauhe Art müsse gewesen seyn, erhellt aus den Zeugnissen anderer Nationen. Mela sagt, daß ein römischer Mund diese Wörter kaum aussprechen könne, und Nazarius versichert, der Klang derselben erzeuge Schauer. Wahrscheinlich bestanden sie aus gehäuft harten Consonanten, starken Hauchlauten, tiefen Vocalen und Doppellauten. Uebrigens läßt sich schließen, daß sie reich war in Bezeichnung sinnlicher, arm in Bezeichnung nichtsinlicher Gegenstände, in deren Gebiet sich der Sohn des Waldes wohl nicht verstiegen hatte. Wie es dabei um die Warden gestanden habe, die man in diese Periode setzt, das ist eine Frage, auf deren Beantwortung wir um so weniger einzugehen brauchen, je problematischer es ist, ob die Warden den Germanen überhaupt angehören. Gesezt, sie hatten welche, so hatten sie aber doch keine Schrift und Literatur. Bei den, mit den Scandinaviern häufig verwechselten, Gothen, die sich, von den Hunnen vertrieben, zu beiden Seiten der untern Donau ausgebreitet hatten, und namentlich bei denen, die von ihrem Wohnsitz in Möfien, der heutigen Walachei, Möso-Gothen hießen, zeigt sich davon, wahrscheinlich wegen des Verkehrs mit den benachbarten Griechen, die erste Spur um die Mitte des vierten Jahrhunderts. Ulfilas, ein vornehmer Gothe, auf dessen Veranlassung seine Landsleute die christliche Religion annahmen, suchte gegen 360 die Schreibkunst einzuführen, und übersetzte, da er Bischof geworden war, die Bibel. Der größte Theil der vier Evangelisten und ein Stück des Briefs an die Römer sind davon auf uns gekommen (s. Ulfilas), und wir finden in jener Sprache eine Art von Hochdeutsch mit niederdeutschen und fremden, vielleicht thrakischen Wörtern gemischt, in den meisten grammatischen Formen von den deutschen Dialecten überhaupt nicht wesentlich verschieden. Eine der sonderbarsten grammatischen Eigenheiten der Sprache des

Ulfilas ist der dem griechischen ähnliche Dualis. Wie die Sprache sich vom Hochdeutschen zum Niederdeutschen neigt, verrathen schon die Zahlwörter *ains*, *twai*, *thrins* u. s. w. Auch findet man mehrere angelsächsische, noch im Englischen vorhandene Wörter, die Hochdeutsche aber, als die eigentliche Basis, blickt überall hervor. Die Morgenröthe der eigentlichen deutschen Literatur, und somit auch der schönern Sprachbildung, bricht jedoch erst im achten Jahrhundert, mit der Zeit Carl des Großen, an. Was bis auf die Zeit spärlich von Schriftstellerei erschien (s. Kochs Compend. der deutschen Lit. Gesch. I. 18 bis 20), waren meist Uebersetzungen aus dem Kirchenlatein, die sich ihren Originalen so slavisch anschmiegen, daß sie nicht nur die lateinischen Constructionen, sondern sogar die Beugung der Wörter nachformten. Die Mundart, in welche sie übersehten, war die oberdeutsche, aber nach der rohen Aussprache des Volks geschrieben. Doch fallen auch in diese Zeit die Lieder des Volkes, durch welche die Sprache schon eine poetische Bildung erhielt. Mit Carl beginnt die sogenannte fränkische Periode (von 768 bis 1137), in welcher das Gute viel geleistet wurde, da Carl nicht bloß durch Eroberungen und Staatskunst, sondern auch durch das, was er für Cultur that, den Namen des Großen verdiente. Er legte den Moneten und Wunden deutsche Namen bei, ja fing selbst eine deutsche Sprachlehre an, und that alles Mögliche, um Sprach-Poesie und Wissenschaft zu befördern. Indes waren die Fortschritte doch nur langsam, und zeigten sich erst unter seinen Nachfolgern bedeutender. Mit Recht sagt Fulda, daß bei der treuherzigen Bemühung, die Aussprache in ihrer übertollen, rauhen Wahrheit auszudrücken, gleichwohl immer das unveränderliche Wesen der deutschen Sprache hell und klar hervorleuchte. Zur Probe mag einiges hien stehen: *Rescrip*, Beschreib; *Reschrifti*, Schrift; *Scax*, *Scas*, Schaf; *erkipit*, ergibt; *halban*, halten; *undun*, *chida*, Unkeuschheit; *aitan*, eigen; *piscawuoh*, beschauen; *scuunto*, schauend; *fiur*, Feuer. Als Probe einer Declination: *Weg*, *Weges*, *Wege*, *Beg*; Pluralis; *Wega*, Gen. *Wego*, Da *Wegum*, Acc. *Wega*. Eben so variiren die Conjugationen; das Präteritum mit dem Hülfszeitwort haben ist noch gänzlich unbekannt. Nur allmähigen Fortschritt machte die Bildung der Sprache auch unter den sächsischen Königen (912 bis 1024), unter denen die Königin Roswitha (Fräulein Helena von Roslow), Notker Labeo u. s. w. blühten. Da aber unter allen Dichtern und Schriftstellern diese Zeit kein so hervorragendes Genie war, daß es für die übrigen gesetzgebend geworden wäre, so kam es zu keiner Einheit, und man bemerkt an den Schriftstellern dieser Zeit Mangel an Gleichförmigkeit in Ansehung der Beugungen und Endungen der Wörter. Eben so ging es unter den fränkischen Kaisern (1024 bis 1136), in welcher Zeit Willeram oder Walram, und mehr noch das Lobgedicht eines Ungenannten auf den im J. 1075 verstorbenen Erzbischof zu Trier Anno sich auszeichnen. Besonders dieses letzte Gedicht verkündigt Poesie und Sprache die Nähe eines schönern Zeitalters für beides, welches unter den schwäbischen Kaisern aus dem hohenstaufischen Stammbaume aufblühte, und die schwäbische Periode der Minnesänger umfaßt. Merkwürdig ist die Veränderung, die durch dieselbe in der Sprache erfolgte, indem der fränkische Dialect, der bis dahin geherrscht hatte, von dem alemannischen oder schwäbischen verdrängt wurde. Das neue schwäbische Deutsch nahm die

vollkommene Cultur des Fränkischen leicht in sich auf, und vervollkommnete sie nach den neuen Bedürfnissen des aufgeregten poetischen Geistes. Einige übrig gebliebene poetische Denkmäler dieser Zeit machen anschaulich, wie das Fränkische nicht auf einmal, sondern nur unmerklich nach und nach schwäbischer wurde. Die breiten Diphthongen der schwäbischen Mundart wurden vergütet durch eine naive Anmuth, die dieser Mundart vorzüglich eigen scheint. Eine Menge schallender Selbstlauter in ihr verrathen ein für Wohlklang empfängliches Ohr. Zudem hat sie eine Menge kleiner Füllwörter, Partikeln, Vornwörter, Ellipsen, bildet ohne Mühe Ableitungen und Verkleinerungswörter, und setzt mit glücklicher Kühnheit verschiedene Wörter in Eins zusammen. Die Schwierigkeit bei ihrem Lesen entsteht in der Menge Wörter, die untergegangen, oder solcher, die eine andere Bedeutung erhalten haben, und endlich von der veränderten Beugung, Ableitung, Stellung, Zusammensetzung. Mehrere poetische Uebersetzungen trugen zur Vervollkommenung des deutschen Ausdrucks ebenfalls das Ihrige bei. Nach und nach verlor der schwäbische Dialect sein Ansehn in Deutschland, und beinahe alle deutsche Dialecte traten in gleiche Rechte. Die Kunst der Meister Sänger begünstigte die freie Bildung der Sprache nicht weniger. Den Werth von Hans Sachsens gemüthvollen Darstellungen keineswegs verkennend, muß man doch sagen, daß die Sprache auch von ihnen keinen wesentlichen Gewinn zog, denn weder der Reichthum, noch der Nachdruck der Sprache wurden befördert; höchstens gewann durch diese Sängerschule die Sprache an regelmäßiger, gleichförmiger Bildung. Doch auch dies sollte verloren gehen: denn da den Laien verboten ward, die Bibel zu lesen, da man, um zu predigen und Prozesse zu führen, seine Kraft einer fremden Sprache weihete, verwilderte mehr und mehr die so bildsame Muttersprache. Diese Verwilderung hemmte mit Macht Luther, indem er, wie Boß sagt, voll des begeisterten Entschlusses, daß sein Volk das Wort der Wahrheit lauter in göttlicher Einfalt und Würde vernehmen sollte, die neu verdeutschte Bibel in jeder Ausgabe, die Psalmen wohl sieben Mal von 1513 bis 1545, sorgfältig besserte, und aus dem Gemeinern zum Edelern, als zufälliger Anreihung zu geordneten Schwüngen der Beredsamkeit erhob. Allgemein wurde von jetzt an die deutsche Sprache zur Gesetz-, Geschäfts- und später auch zur wissenschaftlichen Sprache erhoben. Ihm, dem Stammvater des neuern Sprachbaues, folgten nach Zwischenräumen der Vernachlässigung die fortbildenden Väter: zuerst der männliche Opitz, der den Rufen des Alterthums und der Fremde reineren Gesang ablernte; dann Hallers Lehrer, der feurige Lohenstein, der in seinem Arminius und Thuznelba einen bewundernswürdigen Reichthum treffender Worte und Wendungen ausbreitete; und endlich der gesellige Hagedorn, der die in Studirstuben etwas ersteifte Sprache für die zarteren Töne der Frohherzigkeit und der Lebensweisheit zu schmeidigen verstand. Seit Ende des 17ten Jahrhunderts wurde durch Einfluß der französischen Sprache und Herrschaft die deutsche verborben. Die Sprachmengerei stieg auf den höchsten Gipfel in der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts, und die französische Sprache wurde herrschend. (Vergl. Rablos: Frankreichs Sprach- und Geistes Tyrannie über Europa seit dem Raftader Frieden, dargestellt von Rablos. München 1814. 8.) Der neue Purismus, den Gottsched und seine wässerige Schule übten (der frühere wurde von mehreren, zum Flor der deutschen Sprache gestifteten, Orden geübt, dem gekrönten Palmenorden, der Gesellschaft der Pegasuschä-

fer, dem Schwanenorden an der Elbe, der fruchtbringenden Gesellschaft u. a.), zeigte mindestens von gutem Willen für eine nicht unnöthige Sache. Hätte man freilich nur Producte der gottschedischen Schule vor sich gehabt, so ließe sich die Verachtung, die ein deutscher König der deutschen Sprache in einer französischen Schrift widerfahren ließ, rechtfertigen; allein jene Schrift erschien zu einer Zeit, der nicht nur Besseres bereits vorhergegangen war, sondern in welcher auch Klopstock, Lessing, Wieland, Engel u. A. durch Verebelung des poetischen und prosaischen Ausdrucks den Deutschen den Rang eines wohlredenden Volkes unbestreitbar erworben hatten. Schon als jene Schrift (*de la littérature allemande*. Berl. 1780.) erschien, zeigte besonders W e g e l mit siegenden Gründen (über Sprache, Wissenschaften und Geschmack der Deutschen. Leipzig 1781), daß wir, weit entfernt, uns schämen zu müssen, vielmehr zu gerechtem Stolge berechtigt seyen. Wie viel aber gewann nicht unsere Sprache seitdem noch unter den bildenden Händen eines Voß, Schlegel u. A.? Lese jeder Deutsche, der seinem Vaterlande noch nicht ganz entartet ist, hierüber das vortreffliche Werk von Kolbe: Ueber den Wortreichthum der deutschen und französischen Sprache und beider Anlagen zur Poesie. 2. Bde. Leipzig 1806. Dreierlei ist es besonders, was den Geist der deutschen Sprache charakterisirt: ihre Bildsamkeit, in der bewohnenden unerschöpflichen Kraft bestehend, durch Hülfe ihrer Biegungs- und Ableitungssylben, so wie durch Wortzusammensetzungen neue Bildungen zu erzeugen; ihr Reichthum, denn die Summe ihrer Wörter übersteigt auch die reichste der noch lebenden Sprachen, und mehrt sich bei der Freiheit unserer Dichter und Prosaisker fast täglich; endlich ihre Universalität, d. h. das Vermögen, den Geist aller gebildeten Sprachen zu umfassen und das Beste jeder sich zuzueignen. Welche Nation vermöchte Homers oder Virgils Gedichte so wie bei uns Voß, Platons Dialogen wie Schleiermachers, Shakespeares, Calderons Schauspiele wie Schlegel, Aristos, Lasso's Gedichte wie Gries, den Cervantes wie Tieck nachzubilden? Mögen immerhin manche Versuche, ausländische Formen zu uns überzutragen, unglücklich genug ausgefallen seyn, für das, wessen unsere Sprache fähig ist, beweisen sie doch. Und wie viel mehr würden sie noch leisten können, wenn wir nicht einseitig uns zu sehr beschränkt hätten? Es ist in der That ein großer Verlust, daß das sogenannte Hochdeutsche allein Schriftsprache geworden ist und das Niederdeutsche so sehr verdrängt hat. Wer weiß aber, wozu die Versuche von Voß in plattdeutschen Idyllen, Hebels alemannische Gedichte, Grubels Gedichte in nürnbergischer Mundart u. a. m. uns noch führen. Gewiß ist, daß Adelung sehr Unrecht hatte, alle, die deutsch lernen wollten, bloß nach Meissen zu schicken. Ein Wörterbuch, das den ganzen Reichthum unserer Sprache umfassen soll, muß alle Mundarten berücksichtigen, und nächst den Idiotiken auch die Glossarien zu Rathe ziehen. Erkennen wir übrigens mit Dank, was in lexikalischer Hinsicht Adelung, Campe, Kulda, Kindingerling, Voigtel, Stosch und Eberhard geleistet haben, es sind treffliche Vorarbeiten. Die vorzüglichsten Sprachlehren sind von Adelung, Heynaß, Moriz, Roth, Pöhlke, Pünerkock, Reinbeck und Heinsius. Durch Werke, wie Klopstocks grammatische Gespräche, die Schriften von Rabello, Voß Zeitmessung und ähnliche kann unsere so bildsame Sprache nur noch gewinnen. dd.

Deutsches Theater. Man kann von diesem nicht sprechen, ohne die dramatische Poesie den Deutschen und ihre Schauspielkunst zugleich zu berücksichtigen, insofern wir nämlich unter Theater das

Ganze dramatische Darstellungen unter den Deutschen begreifen. Wie sich aber Alles aus einem roheren Zustande allmählig entwickelt, so bildete sich auch das deutsche Theater nur allmählig aus und fängt mit marionettenartigen Schaudarstellungen aus dem Stegreife, Puppenspielen, ohne theatralische Vorrichtung, an. Vielleicht gehen diese bis ins 13te Jahrhundert hinauf. Die Carnevalsummummereien gaben von selbst dazu Veranlassung. Biblische Geschichten, dramatisch dargestellt (Mysterien genannt), und sogenannte Moralitäten waren die ersten Schauspiele, welche vorzüglich in den Klöstern aufgeführt wurden. Seit der Mitte des 15ten Jahrhunderts wurden dergleichen, besonders komischen Inhalts, von Hans Rosenplüt, im 16ten von Hans Sachs und Ayser (s. deutsche Literatur) gedichtet, und wahrscheinlich von Liebhabern oder von herumziehenden Fastnachtspielern (etwas Aehnliches waren die sogenannten Spruchsprecher zur Zeit der Meistersänger), vorzüglich in den Reichsstädten dargestellt. Sie waren derb und unausgebildet, aber kräftig, lustig, schlicht und deutsch gebichtet. Ihre Darstellung auf Bühnen, ohne Dach, mochte dem angemessen seyn. Die Uebersetzungen der Alten, z. B. des Terenz, welche in diese Zeiten fallen, wirkten auf das Volk nicht und scheinen auch nicht aufgeführt worden zu seyn. Mimische Belustigungen dauerten neben den Schauspielen fort. Im 17ten Jahrhundert machte das deutsche Theater keine bedeutende Fortschritte. Uebersetzungen bildeten nur die Dichter und gaben den Schauspielen einen etwas regelmäßigen Zusammenhang. Nach Martin Opitz, der auch der italienischen Oper einige Singspiele nachbildete, wurden die sogenannten Singkomödien und singenden Possenspiele häufiger. Im Anfange dieses Jahrhunderts finden wir schon Schauspielergesellschaften unter Anführung von Principalen, welche die Fastnachtspiele und geistlichen Komödien durch Vorstellungen übersetzter Stücke zu verdrängen suchten; denn Originalstücke gab es außer jenen nicht und das fremde Theater war schon ausgebildeter als das deutsche; und diese Schauspielergesellschaften nahmen immer mehr Zunftmäßiges an. Durch Uebersetzungen des Guarini kamen nun die sogenannten Schäferedramen (Schäferien, auch Waldkomödien genannt) in Deutschland auf. Andr. Gryphius, der um die Mitte dieses Jahrhunderts blühte, arbeitete und bearbeitete viele Stücke für das Theater. Sie verlieren sich zwar oft in Schwulst, doch sind sie voll Phantasie und haben in der Charakterzeichnung einiges Verdienst. Lohensteins Dramen waren wegen ihres langweiligen Bombasts eben so wenig für das Theater geeignet; doch fanden sie großen Beifall und ihr Ton, der Ton affectirter Erhabenheit, nahm auf der Bühne zum großen Schaden des deutschen Theaters bald überhand. Dadurch entstanden die marktschreierisch sogenannten Haupt- und Staatsactionen, größtentheils Bearbeitungen französischer und spanischer Trauerspiele, mit schwülstigem Pathos ausstaffirt und eben so, mit vieler Anstrengung der Lungen und Hände, vielem Aufwande von Goldpapier und Glitterstaub, wobei ein Paar schwarzsammte Hosen dem Schauspieler ein unentbehrliches Requisit war, aufgeführt, im Ganzen schlechte Nachahmung der gebildeten französischen Bühne. Zifland schildert die Bühne dieser Zeit sehr launig in seinem Aufsatze über den Vortrag in der höhern Tragödie (Almanach für Theater etc. auf d. J. 1807); von der Declamation der Schauspieler in diesen Staatsactionen sagt er, sie nahmen den Mund so voll, daß kein Wort herauskommen konnte, wie bei andern Menschen; und ihre Blicke

schwebten stets in den Wolken. Je mehr die Gesellschaft dem Schauspiel die bürgerlichen Rechte versagte, desto stolzer trug er sein Haupt, ein Johannes ohne Land. Im gemeinen Leben erschiene sie selten ohne Degen. Als assyrische oder griechische Helden verbanden sie in ihrem Anzug und Wesen die Gegenwart mit der Vergangenheit zc. In diesen Staatsactionen mußte übrigens in der Regel auch eine lustige Person unter dem Namen Courtisen, späterhin Piffelhering, vorkommen, so wenig konnten die Deutschen ihren natürlichen Geschmack bei dieser langweiligen Lustbarkeit verläugnen. Schon im J. 1669 wurde eine Uebersetzung des Polyeuct von Corneille gedruckt und von einer wandernden Gesellschaft unter einem gewissen Magister Beltheim, der auch nebenbei noch Ballets und italienische Burlesken aus dem Stegreife aufführen ließ, aufs Theater gebracht. Uebrigens wurden Molières Lustspiele häufig übersetzt und aufgeführt. Die Schauspieler aber konnten ihre Kunst theils wegen jener herrschenden Verirrungen der Dichter, theils weil sie noch lange Zeit für unehrlich gehalten wurden, und das Theater mit der Geistlichkeit im Kampfe stand, noch nicht mit Freiheit ausbilden. Doch fanden sie auch ihre Gönner und Vertheidiger; die Gesellschaften vermehrten sich zusehends, und es entstanden bestimmtere Rollenfächer! In den ersten 30 Jahren des 18ten Jahrhunderts waren jene Staatsactionen und Opern (wie sie z. B. der fruchtbare Hunold unter dem Namen Menander schrieb), nebst den extempoirten Komödien, die jedoch wegen ihrer Freiheit nicht selten größern Werth als jene haben mochten, auf den deutschen wandernden Theatern herrschend. In Wien wo bisher nur Italiener gespielt hatten, führte zuerst ein gewisser Stranitzky 1708 ein deutsches Schauspiel ein; er bediente sich dabei des drolligen bayerischen und salzburgischen Dialects, und verwandelte den ital. Harlekin in den deutschen Hanswurst, der, wie das Lustspiel überhaupt, hier vorzügliche Aufnahme fand. Berühmt ist in der Geschichte des deutschen Theaters Johanna Neuber, geb. Weissenborn, welche zugleich Principalin einer der besten damaligen Gesellschaften, Schauspielerin und mittelmäßige) Uebersetzerin war. Sie spielte zuerst in Weissenfels und Leipzig, nachher in Hamburg und allen Gegenden Deutschlands. Auf sie hatte zuerst der Professor Gottsched in Leipzig großen Einfluß. Dieser veranlaßte sie vorzüglich seine und seiner Freunde französische Uebersetzungen, so wie sein Nachwerk, den sterbenden Cato, zu spielen, und gab sie überhaupt große Mühe, an die Stelle der bisher herrschenden trampelhaften Schwalbe die platte Correctheit einzuführen. Vor dem Nationalschauspiel konnte bei so gänzlichem Mangel an Originalität nicht die Rede seyn. Auch die Spuren echtkomischer Kraft hatte es mit dem zu Leipzig (1737) feierlich zu Grabe getragenen Hanswurst gern ausgeübt, wenn dieser nicht dem pedantischen Ernst zum Trost in immer neuen Gestalten wieder entstanden wäre, und selbst späterhin (wie an Justus Möser) manchen geistvollen Apologeten gesunde hätte. Zwar traten auch einige geistvollere Dichter auf, wie ein Elias Schlegel, in seinem Herrmann und mehreren Lustspielern Sellert, Cronquist, doch rissen sie sich nie ganz von dem französischen Geschmacke los, so z. B. Sellert in seinen Schauspielen. Nur regelmäßiger wurden die Schauspiele und ihre Darstellungen. Größere Verdienste um die dramatische und theatralische Kunst der Deutschen hatte Lessing sowohl durch seine dramaturgische Kritik, als durch seine eignen dramatischen Werke. Er suchte die sogenannte

vollkommenen Charaktere zu verdrängen, drang auf Charakterhaltung und Charakterstücke; stürzte das Ansehn des französischen Geschmacks und seiner Anbeter; und leitete die Aufmerksamkeit auf die gewichtigeren Werke der Engländer hin. Dagegen führte er auch das bürgerliche Schauspiel, und mit ihm die Forderung der (bürgerlichen) Natürlichkeit ein, und ging so weit, auch die Versification der Dramen abschaffen zu wollen, worin Engel ihm nachtrat. Seine Miß Sara Sampson wurde hierin Vorbild. Bedeutender ist sein Originallustspiel Minna von Barnhelm, und Emilie Galotti führte zum Bessern der Tragödie. Natürlich fand dieser Geist viel Nachahmer und das bürgerliche Familiengemählde, und das rührende Lustspiel war bald an der Tagesordnung. Dennoch bewirkte dieses eine vortheilhafte Veränderung in der Schauspielkunst. „Die Erscheinung bürgerlicher Trauerspiele,“ sagt Tzschand (in dem angeführten Aufsatz), „wie Miß Sara Sampson, der Hausvater von Diderot u. A., setzten den Staatsactionen zurecht zuerst in Verlegenheit mit sich selbst. Hier waren Menschen geschildert und die Schauspieler bemerkten mit Erstaunen, daß diese als Menschen aus dem Leben wiedergegeben werden mußten. Alle Versuche, die Schwulst mit der Menschennatur zu vereinen, scheiterten. Zudem erschienen einige Schauspieler und Schauspielerinnen, welche das wahre lebendige Leben, ein blühendes Gefühl, die Sprache des Herzens und die Sitte des guten geselligen Lebens in diesen neuen Schauspielen auf die Bühne brachten.“ — Man verlangte keine Drathpuppen mehr; viele Heldenspieler wurden zu Briefträgern. In dieser Periode finden wir einen Eckhof (st. 1774), „der erste, welcher der deutschen Schauspielkunst Bedeutung, Werth, Ansehn und Namen erworben hat,“ in Anstandsrollen, Vätern (z. B. Odoardo in Lessings Emilia) und feinkomischen Charakteren ausgezeichnet; Reinecke, Witthöft, Döbbelin, Brandes u. A. Die Schauspielergesellschaften wurden besser, Leseproben wurden eingeführt; mehrere Höfe und Städte hatten ihre Gesellschaften auf längere Zeit, z. B. Weimar, München, Wien, wo das Römische herrschend blieb, Berlin, Hamburg, wo Lessing seit 1767 dramatisirte. Seit die Deutschen anfangen, die englischen Dichter genauer kennen zu lernen, besonders auch durch Wieland, hatten auch diese einen großen Einfluß auf die Bildung des deutschen Theaters. „Schöder, selbst Lustspielsdichter, begann in dem Gebiete idealischer Darstellungen eine neue Periode, indem er Shakespeare, freilich die mangelhaften Bearbeitungen, zuerst auf die Bühne brachte. Noch müssen wir unter den bessern Dichtern, welche damals für das deutsche Theater arbeiteten, Reiskow, Gerstenberg (Ugolino, kaum darstellbar), Hippels (Vers. mehrerer Lustspiele), und Bocksgedenken. Klopstocks Werke blieben unausführbar und hatten keinen Einfluß auf das deutsche Theater. Gotter und Bregner arbeiteten nach franz. und ital. Vorbildern. Eine neue Erscheinung auf der deutschen Bühne (seit 1752) war die komische Operette, aus welcher hernach die neuere deutsche Oper entstanden ist (die ältere sogenannte Oper hörte gegen 1741 auf). Ihr Stifter war Felix Weiße, und sie pflanzte sich durch die Compositionen von Sandjuss, Hiller, Schweizer, Wolf, Benda in kurzem fort. Neben ihnen bestanden noch Intermezzo's, aber die extemporirten Komödien hörten seit 1770 auf. — Das bürgerliche Trauerspiel artete bald in das Wienerliche aus. In dieser Periode der Empfinderei, sagt

Iffland, wurde alles auf dem Theater geweint und gewünselt, das Studium der Charaktere nahm ab, man hing den Kopf, war leidend, schmachtend, sah gen Himmel, rang sich in eine Attitüde und hatte gespielt, wenn man viel geweint hatte. Auch die größern Dichter der neuern Zeit, Göthe (in seinem Clavigo, Stella), Schiller, (in seiner Cabale und Liebe), trugen diesem Geschmack ihren Tribut ab, aber sie hoben sich kräftig aus dieser Verirrung. Namentlich war es Göthe, der, begeistert durch den Riesengeist des großen Britten, in einem echt nationalen Schauspiele, Götz von Berlichingen, die engen Grenzen der bisherigen Bühne durchbrechend (seit 1773), einen neuen Flug nahm, und gegen Geschmack selbst kräftig entgegenwirkte. Aber auch hier fanden sich Nachahmer, durch welche die deutsche Bühne auf einige Zeit in ein neues Extrem versiel. Das deutsche Theater wurde mit neuen Sittenschauspielen überschwemmt, in denen, wie Schlegel bemerkt, nichts historisch ist, als die Namen und andere Aeußerlichkeiten, nichts ritterlich als die Helme, Schilder und Schwerter, nichts altdeutsch als vermeintlich die Rohheit, sonst die Gesinnungen eben so modern als gemein. Sie begünstigten eine andere Art von Natürlichkeit, und brachten dadurch merklich der tragischen Schauspielkunst großen Schaden. Man vergaß, daß der zarte Sinn, das Pflichtgefühl für Religion und Minne, wie es in der wahren Ritterzeit galt, in der Regel alle Rohheit der Darstellung ausschließt. „Aber der Stiefel, das Klirren des Schwerzes u. sollte die Kraft personificiren; die Herren betrugen sich wie die Knappen, und das harte Wort, das der Zorn herausschleudern soll, wurde oft zu gemeinem Schimpfworte. Nachher erweckten jene großen Dichter durch ihre Werke den Geist der echten Tragödie wieder, und hoben dadurch die Schauspielkunst in eine höhere Sphäre. Man denke eines Flecks, einer Wolf u. A., denn hier beginnt die Blüthe des deutschen Theaters. Ihren idealischen Darstellungen strebten viele mit ungleichem Erfolge in Dramen, antiken, historischen und romantischen Stoffe, nach. Indessen darf man nicht läugnen, daß hier auch ein Unterschied zwischen dramatischen und theatralischen Gedichten aufkam, welcher nicht zum Vortheil der deutschen Bühne war. Noch mehr durch unmittelbare und persönliche Einwirkung jener großen Dichter machte die Darstellungslust, namentlich von dem kunstliebenden Weimar aus, bedeutende Fortschritte. Die hier sich bildende Schauspielerschule zeichnet sich im höhern Style durch ihre Kunst, ein poetisches Ganzes zu bilden, aus. Ihr gegenüber steht die berliner Schule, an deren Spitze der deutsche Roscius, Iffland, steht. Das Hauptstreben ist hier auf individuelle, bis ins Einzelne ausgebildete Charakterzeichnung gerichtet, worin der Meister so einzig ist; und diesem Streben ganz angemessen ist die Sphäre der Familiengemälde und sogenannten Charakterstücke, welche Iffland in seinen monotonen Dramen mehr für den Schauspieler als für ein poetisches Publicum gearbeitet hat. Die durch ihn entstandene Schule bildete den Conversationston zur höchsten Feinheit aus. In eigner Größe steht Madame Bethman hier. In der Mitte beider Gattungen stehen die fugebueschen Schauspiele, deren höchster Zweck Neuheit und Ueberraschung, Mannichfaltigkeit und Rührung ist, und daher bei dem großen Haufen der Schauspieler die meisten Freunde fand. Indessen kann man ihnen Kenntniß des Theaters, Wiß und Leichtigkeit des Dialects nicht absprechen; Erfordernisse, welche man an den leblosen und charakterlosen Werken derer, welche

oft mit höherem Geschmack, aber nach ästhetischen Theorien arbeiteten, nicht findet. Die Oper, welche durch die Blüthe der deutschen Musik emporkam, erreichte zwar in poetischer Hinsicht ihre Ausbildung nicht; doch fand sie leichter ihren Boden in dem Gebiete des Romantischen und trug dadurch einige Zeit den Sieg über das Schauspiel davon. Pantomimen und Ballets hoben sich vorzüglich durch Italiener und Franzosen. Die politischen Revolutionen der letzten Jahre erschütterten das deutsche Theater sehr, das gegenwärtig nur auf Wiederholung des Alten sich beschränken muß, und die in der letzten Zeit erschienenen meisterhaften Uebersetzungen der Spanier und Engländer nicht unbeachtet lassen sollte. Ein wahres Nationaltheater der Deutschen und mehrere geistvolle Directoren, die dem Geschmack des Publicums eine bestimmte Richtung gäben, vermissen wir noch. dd.

Deutschland, (Germanien). Zwischen dem Rheine, der Donau, Weichsel, dem nördlichen und westlichen Ocean lag Germanien, ein Land von wildem Charakter, bedeckt mit unermesslichen Wäldern, die kaum ein Sonnenstrahl durchdrang, und mit Sümpfen, deren Ausdünstungen nur die zahllosen Raubthiere und rauhe Nomaden, die es belebten, zu ertragen vermochten. Griechenland und Italien standen als wohlgebildete Staaten bereits im höchsten Flore der Cultur, als zu ihnen die erste dunkle Kunde von Germanien und seinen Bewohnern gelangte. Aus dem Osten Europa's ward der menschenleere Westen bevölkert. Auf der Linie von der Weichsel bis an den Pontus Euxinus (das schwarze Meer) herab, drängten sich die Wohnung suchenden Völkermassen nach der Donau, über den Rhein, die Alpen und die Pyrenäen. So wurden Gallien und Hispanien bevölkert, und in Germaniens dichten Wäldern ließ sich ein Volk nieder, von dessen Existenz nun über Gallien, das schon eine römische Provinz geworden war, bestimmtere Nachricht nach Rom kam, wo man ihm den Namen „Germani“ gab. Diese waren die Deutschen. Die Besiegung des Grund und Bodens, und die Erhaltung desselben veranlaßten Kämpfe unter den wandernden Völkern, in denen besonders die Deutschen sich hervorthaten. Die Kelten in Helvetien mußten ihnen unterliegen, und nun versuchte ihr Feldherr Ariovist (Ehrenfest, Ernst) einen Einfall in Gallien. Hier berührten sie sich zuerst mit den Römern, die als Bundesgenossen der Gallier sie zurücktrieben. Dies geschah unter Cäsar, der bald aus dem Protector der Eroberer Galliens wurde. Doch Deutschland zu unterjochen, gelang ihm und seinen Nachfolgern nicht; zwar drangen römische Legionen bis an die Elbe aufwärts, römische Festungen (Castelle) erhoben sich an dem Rhein, der Weser und Elbe; deutsche Krieger wurden den römischen Heeren einverleibt, ihre Kinder wurden in römischen Sitten erzogen, und es schien einige Zeit lang, als ob der Römer Plan gelingen werde. Da fiel es dem Statthalter (Landvogt) Quintus Varus ein, die Deutschen sehen zu lassen, daß er Herr sey ihres Landes und ihrer Freiheit; was man bisher aus wohlberechneter Vorsicht unangestastet gelassen hatte, ihre innere Verfassung wollte er umformen, während seine Agenten das Volk durch Erpressungen und empörenden Stolz drückten. Doch es schlug die Stunde der Erlösung und der Rache. Arminius (Hermann), ein Jüngling deutscher Abkunft, erzogen in Rom, römischer Ritter sogar und im Dienste des Kaisers Augustus bei Varus Armee, ward der Retter der vaterländischen Freiheit. Wo offene Gewalt

Wahnsinn gewesen wäre, siegte die List. Hermanns Verstand, Muth und natürliche Gewandtheit wiegte den Römer in tiefen Schlaf, während der edle Deutsche die sichersten Maßregeln traf. Varus ging im blinden Vertrauen in die ihm gelegte Falle, seine Legionen wurden vernichtet, aus verzweifeln dem Kleinmuth ward er sein eigener Mörder, und Deutschland war befreit (9 n. Chr.). Die Römer waren hinter den Rhein zurückgeworfen, und fernere Versuche mißlangen ihnen gänzlich. Obgleich sie es wohl verstanden, die einzelnen deutschen Völkerschaften gegen einander zu reizen, und unter sich in Kämpfe zu verwickeln, so war doch eben die Vertheidigung gegen sie und andere mächtige Völker die Veranlassung, daß Völkerbündnisse unter den Deutschen entstanden, welche jeden Anfall von außen her abhielten. Bald sahen dies die Römer ein, und sie zogen einen friedlichen Verkehr mit dem starken Volke dem immerwährenden Kriege vor. Der marcomannische Krieg unter dem römischen Kaiser Mark Aurel unterbrach die Ruhe. Zwar schlug er die Deutschen bis über die Donau zurück, und sein Nachfolger erkaufte den Frieden mit Geld; allein der Weg nach Italien war den Deutschen nun einmal bekannt worden. Im 3ten Jahrhundert betraten ihn die Gothen, ein deutscher Völkerstamm von der nördlichen Weichsel; Constantin schlug sie, doch endigte nur ein Verein mit ihnen den Kampf. Mehrere Tausende von ihnen nahmen Dienste bei den römischen Armeen, denn die Römer sahen sich genöthigt, Deutsche gegen Deutsche zu führen. Aber unerschöpflich schien der Strom deutscher Völker, als mit einem Male aus dem fernen Osten her ein neues Volk auf den Kampfplatz trat, die Hunnen. Sie überfielen die Gothen; diese retteten sich im Einverständnisse mit den Römern über die Donau; doch bald wurden auch sie aufs neue der Römer Feinde. Alarich, der Gothen erster Feldherr, und Rhadagais, an der Spitze von 300,000 Mann andringender Gothen und anderer Völker, setzten Italien in Schrecken. Des Kaisers Honorius Feldherr, Stilicho, schlug sie, doch sein Tod erleichterte Alarichs Vordringen, und bald sah sich der erste deutsche Heerführer als Herrn von Rom. Die große Völkerwanderung hatte nun begonnen, eine Nation drängte die andere vor sich hin, und die Hauptresultate davon waren die Vernichtung des abendländischen Reichs durch den deutschen Odoacer, der sich zum König von Italien aufschwang, die Eroberung Galliens durch die Franken und Errichtung eines Königreichs, von welchem aus auch das eigentliche Deutschland, wo die Sachsen, Friesen, Thüringer und Alemannen zurückgeblieben waren, eine Staatsverfassung und einen obersten Herrscher bekommen sollte. Ludwig I. (Chlodwig), der erste König von Frankreich, bekannte sich zur christlichen Religion, und nannte sich: „den allerchristlichsten und erstgebornen Sohn der Kirche“ (496). Mit ihm begann die Reihe der merovingischen Könige, von denen der letzte (754) ins Kloster geschickt wurde. Die Carolinger bestiegen Frankreichs Thron, und immer heftiger wurden unter ihnen die Kämpfe mit den benachbarten Deutschen, unter denen die Sachsen die gefährlichsten Feinde Frankenlands waren: da unternahm es der König dieses Landes, Carl der Große (768 — 814), diesen beständigen Kämpfen ein Ende zu machen, die rohen Völker zur Annahme des Christenthums zu nöthigen und sie in ein politisches Ganzes unter seinem Scepter zu vereinigen. Zwar fand er einen unerwarteten 30jährigen Widerstand; doch Wittekind der Große, der Sachsen Herzog, unterwarf sich ihm endlich, ließ sich, um das

Blut seiner Sachsen zu schonen, das Carl nicht ohne Grausamkeit in Strömen vergoß, mit seinem Heere taufen, und die große fränkische Monarchie, welche Gallien, Italien und Deutschland bis an die nördliche See umfaßte, ward gegründet. Doch die französische Provinz Deutschland erhob sich zu einem selbstständigen Reiche, als nach Karls, des ersten occidentalischen Kaisers (nach Augustulus Sturz), Tode seine Söhne nach heftigem Kampfe die ungeheure Erbschaft theilten. So ward Ludwig (der Deutsche) durch den Tractat von Verdun der erste König der Deutschen (843 bis 876). Damals hatte Deutschland den Rhein auf einer Seite zur Gränze, und besaß noch Speier, Worms und Mainz mit ihren Gebieten auf dem linken Rheinufer; die übrigen Gränzen waren fast die nämlichen, die es noch jetzt sind; seine innere Verfassung, fränkischen Ursprungs, blieb ihm. Unter Ludwigs Regierung entstanden die Markgrafen und die Burgen, als Sicherheitsanstalten gegen die Einfälle der Normänner und Slaven, besonders der Wenden. Er vergrößerte das Gebiet durch Cöln, Trier, Aachen, Utrecht, Metz, Straßburg, Basel und mehrere Ortschaften und Theile des linken Rheinufers, die ihm aus der Erbschaft seines Neffen, Lothar II., zufielen. Ludwig starb 878, und nun theilten seine drei Söhne, Carlmann, Ludwig der Jüngere und Carl der Dicke, sich in seine Hinterlassenschaft. Deutschland hatte nun bis 887 mit Frankreich wieder einerlei Regenten. Unter dem letzten derselben, Carl dem Dicken, war seines Großvaters mächtiges Reich fast in den ehemaligen Gränzen wieder hergestellt; doch des großen Karls Geist, der allein diese Masse, aus so heterogenen Theilen zusammengesetzt, zusammenzuhalten vermochte, war längst entflohen, und Carl der Dicke in der Achtung seiner Völker so gesunken, daß die Deutschen ihn 887 der Regierung für verlustig erklärten, und seinen Neffen, Arnulph von Kärnten, auf den neu errichteten königlichen Thron erhoben. Nach mehreren harten Kämpfen mit den Slaven in Mähren, gegen die er die Ungarn, die seit 890 am Fuße der Carpathen als nomadisches Volk sich niedergelassen hatten, herbeirief, erwarb er sich die Kaiserkrone 896 durch die Besiegung des Herzogs Berengar von Friaul. Drei Jahre darauf, 899, starb Arnulph, und Ludwig das Kind, sein Sohn, ward im sechsten Jahre seines Alters König von Deutschland. Als seine Regierung eigentlich beginnen sollte, starb er (911), und mit ihm erlosch das Geschlecht der Carolinger in Deutschland. Als Otto der Erlauchte, Herzog von Sachsen, die Königswürde seines hohen Alters wegen ausschlug, ward auf seinen Rath Conrad I., Herzog von Franken, deutscher König. Und so behauptete Deutschland sich als Wahlreich bis zu dem Tage, wo Franz II. die deutsche Kaiserkrone nach der Errichtung des rheinischen Bundes niederlegte, und der deutsche Reichsverband für aufgelöst erklärt wurde. Von Conrad I. an bis jetzt läßt sich die Geschichte Deutschlands (zur leichtern Uebersicht am schicklichsten) in sieben Hauptperioden eintheilen, nämlich: I. Bis zu Rudolph von Habsburg. II. Bis zu Maximilian dem Ersten. III. Bis zum westphälischen Frieden. IV. Bis zum Reichskriege gegen die Republik Frankreich 1792. V. Bis zur Auflösung des deutschen Reichsverbands. VI. Von Errichtung des rheinischen Bundes. VII. Von seiner Auflösung an. Verfolgen wir mit prüfendem Blicke diese Zeiträume, welche 970 Jahre umfassen, so sehen wir Deutschland erst lange noch im Zustande des immerwährenden Schwankens, seine Verfassung in der Gewalt der Willkür, seine Könige mehr und minder, nach dem Maße eigener Intelligenz und

phischer Kraft, in den Händen der sich erhebenden usurpirenden geistlichen und weltlichen Großen des Landes, geistige Cultur in weiter Ferne, allenthalben Kampf über selbst noch nicht begriffene Rechte und Pflichten, Druck des Feudalismus und das Ankämpfen der weltlichen Macht gegen die übermüthig emporstrebende Hierarchie, bis mit Conrad II. (1024) freiem Blick auch ein Lichtstrahl auf den dunkeln Schauplatz fiel. Die Lehnsvorfassung ordnete er genau durch eine neue Constitution, und stellte dem wilden Faustrechte durch die Sanction des Gottesfriedens den ersten Damm entgegen. Durch Burgund vergrößerte er des Reiches Umfang. Hätte sein Nachfolger, Heinrich III., die Hoffart des päpstlichen Stuhles durch Absetzung drei auf einander folgender Päpste gebemüthigt, so gewann dagegen das System der Hierarchie, das so einflußreich auf Deutschland war, unter Heinrich IV. (und Papst Gregor VII.) um so mehr Festigkeit, als dieser Kaiser zu schwach war, der Aufstellung des Dogma, daß alle weltliche Macht der geistlichen Macht und dem römischen Stuhle unterworfen sey, und den für die Rechte des kaiserlichen Thrones so unendlich nachtheiligen Einflüssen desselben zu widerstehen. So sollte also der Thron Deutschlands päpstliches Lehen, der Papst oberster Richter des Kaisers und Vicarius des Reichs seyn. Gregors endliche Absetzung war nur Strafe für seine Person; die von ihm ausgesprochenen Grundsätze hatten schon zu tiefe Wurzel geschlagen, und als eine Folge davon muß man es betrachten, wenn Deutschlands Edle in noch nicht genug befriedigter Kampfbegierde gern den Weg betraten, den ihnen die Kirche zeigte — nach Palästina zum heiligen Grabe. Doch gehörten die Kreuzzüge zum Wesentlichsten im Gange der Culturgeschichte Deutschlands, wie überhaupt Europens. Der Deutsche lernte die wirkliche Welt außer seinen Gränzen kennen, und Vieles ward dadurch für die folgende Zeit, bis auf den heutigen Tag, vorbereitet. So entstanden bei dieser Veranlassung zu Bündnissen auf Blut und Tod die ersten Ritterorden, die Johanniter, die Tempelherren und die deutschen Ritter, deren Wirksamkeit nicht ohne Einfluß in die nächstfolgenden Begebenheiten blieb. Der Antheil, den fromme Schwärmerei an jenen zügen hatte, ward der Stoff, aus dem die Dichtkunst sich entwickelte, und es würden die Minnesänger des Mittelalters uns weniger ergötzen, wenn nicht der zärtliche Kampf der Herzen, beim Scheiden zur Fahrt in das Morgenland, dem wilden Streite mit den Saracenen um des heiligen Grabes Besiz vorangegangen wäre. Eine neue mächtige Bewegung ergriff alle Verhältnisse, und an der Spitze aller äußern Beförderungsmittel zum Keimen und Gedeihen der innern Cultur stand der Handel, der jetzt anfang, die Producte des asiatischen Bodens und Kunstfleißes auch nach Deutschland zu bringen. Doch die mangelhafte Verfassung des Reichs stand dem Allen noch zu sehr im Wege, und da die Kaiser immer, entweder mit mächtigen Vasallen, oder äußern Feinden zu sehr beschäftigt waren, als daß sie mehr für die innern Angelegenheiten hätten thun können, so schloß man Privatvereine zur Selbsthilfe und Sicherstellung wider Freibeuter zu Lande und zur See. So entstand unter Kaiser Friedrich I. (Rothbart) Regierung die Hanse, in deren Constitution man die ersten Grundlinien der künftigen Handelspolitik erkennt, obgleich Friedrich wenigstens etwas durch Errichtung des Landfriedens, der alle Befehdungen auf dreitägige Vorherkundigung beschränkte, hatte thun wollen, den der vierte seiner Nachfolger, Friedrich II. (der zuerst sich auch König von Jer-

rusalem nannte), noch mehr befestigte, indem er zugleich die Landes-
 hoheit der Stände in ihren Besizungen sanctionirte, aber auch zur
 Schlichtung ihrer Streitigkeiten, während er abwesend seyn würde,
 einen Hofrichter ernannte. Die nach und nach sich ausgebildeten reichs-
 ständischen Rathsversammlungen in Reichsangelegenheiten wurden von
 den Ständen nachgeahmt, indem sie die Syndici der Städte, die Vor-
 stehrer der Klöster und die innerhalb ihrer Besizungen befindlichen Guts-
 besizer ebenfalls zuweilen zur gemeinsamen Berathung wichtiger Lan-
 desangelegenheiten beriefen, woraus die Land- und Ausschustage sich
 allmählig gebildet haben. Friedrichs Charaktergröße wirkte wohlthä-
 tig auf ganz Deutschland, nur war er zu sehr in Italien beschäftigt,
 wo der Papst ihm eine starke Opposition entgegenwarf, und vorzüglich
 wurde alles Gute, von seiner Seite für das Ganze berechnet, durch
 die zahllosen und mächtigen Feinde gestört, welche seine Familie, die
 Hohenstaufen, hatte. Hierin lag der Grund zu dem großen Zwi-
 schenreiche, welches nach Friedrichs II. Tode (1250) eintrat. Sein
 Sohn, Conrad IV., schon 1237 zum Könige gewählt, hatte mit den
 vom Papste ihm entgegengesetzten Gegenkönigen, Wilhelm von Bran-
 dant, Alphons von Castilien und Richard von Cornwallis, zu kämp-
 fen, und mit seiner persönlichen Erhaltung so viel zu thun, daß er
 es geschehen lassen mußte, daß in dem anarchischen Zustande des Reichs
 alle Verträge gebrochen, die Gesetze verhöhnt, und die Gräuelt thaten
 wieder einreißenden Faustrechts mit vorheriger Schamlosigkeit selbst
 von dem niedern Adel geübt wurden. Die Ritterschaft in Schwaben,
 Franken und am Rheine usurpirte ihre Unmittelbarkeit, und Schwä-
 ben und Franken hatten keine Herren. Und so ging Alles, was Frie-
 drich II. für Verfassung, für Künste und Wissenschaften, die er durch
 Lehrer aus allen Gegenden cultiviren ließ, gethan hatte, fast gänzlich
 wieder unter. Der letzte Sprößling der Hohenstaufen, Conradin
 von Schwaben, ward durch Carl von Anjou auf dem Schaffot ge-
 opfert, und die Bessern und Gedrückten blickten mit sorgenvollem Her-
 zen umher, nach einem Erretter aus der Gefahr, fürchtend, in der
 Verwirrung die Beute eines Mächtigen zu werden. Da führte das
 Schicksal Rudolph I., Grafen von Habsburg, auf Deutschlands
 Thron, und die kräftige Hand dieses großen Fürsten brachte bald wie-
 der, wenn auch durch harte Maßregeln, Ordnung in das Ganze. Des
 Adels Raubschlösser wurden zerstört, das Faustrecht fast gänzlich abge-
 schafft und das Interesse der gegen die kaiserliche Macht immerfort an-
 strebenden großen Fürsten durch Verheirathungen mit weiser Politik
 unmittelbar an den Thron geknüpft. Oesterreich, Steiermark und
 Krain eroberte er von Ottokar, der Böhmen König, und ward der
 Stifter einer Dynastie, die noch jetzt in weiblichen Stämme auf Oe-
 sterreichs Throne herrscht. Er starb 1291. Albrechts von Oe-
 sterreich, Rudolphs zweiten Nachfolgers, Regierung ward wichtig
 durch die während derselben errungene Freiheit der Schweizer. Un-
 ter Heinrich VII. (von Luxemburg) erhob sich der berühmte Streit
 zwischen den Guelfen und Ghibellinen, als fortgesetzter Kampf der ho-
 henstaufischen Erben gegen den Papst. Heinrich zog nach Italien zur
 Vermittelung, und eine neue Gefahr drohte der innern Ruhe und Ge-
 sehmähigkeit in Deutschland. Als ihn in Italien der Tod ereilte, sah
 das arme verlassene Reich abermals zwei Könige, Friedrich von Oe-
 sterreich und Ludwig von Baiern, an seiner Spitze, die mit wüthender
 Erbitterung sich bekämpften. Ludwig siegte, erhielt auch die Kaiser-
 krone vom Papste, konnte aber neue heftige Irrungen mit dem heili-

gen Vater nicht verhüten, der ganz Deutschland mit dem Interdict belegte. Da schlossen sechs Churfürsten des Reichs (ausgenommen Böhmen) den Churverein von 1338, als Gegengewicht wider die päpstliche Einmischung in die Königswahl; jeder Fürst, der die Stimmenmehrheit künftig für sich haben würde, sollte ohne Widerspruch König seyn. Carl IV., König von Böhmen, Heinrichs VII. Enkel, schon bei Ludwigs Leben zum Gegenkönig gewählt, ward Alleinherr, als auch der sich ihm entgegensetzende Gegenkönig, Günther von Schwarzburg, gestorben war. Er vermehrte die königlichen Einkünfte durch Einführung des Briefadels, und gab dem Reiche ein organisches Gesetz in der goldenen Bulle (1356), welches die Königswahl, das ausschließliche Wahlrecht der sieben Churfürsten, zu Mainz, Trier, Köln, Böhmen, Pfalz, Sachsen und Brandenburg, die Primogenitur in den Churländern, die Untheilbarkeit derselben, das pfälzische und sächsische Vicariat, das den Churfürsten ertheilte *ius de non appellando* und das Ceremoniel der Wahl und Krönung festsetzte, auch die Aufhebung des Faustrechts gebot. Jetzt schlugen neue Funken für Deutschlands wissenschaftliche Cultur und Geistesfreiheit; die Universität Prag ward gestiftet, und Wicleff erhob seine Stimme gegen die päpstliche Hierarchie. Doch die den Deutschen ursprünglich eingepflanzte Begierde, mit Arm und Schwert sich Recht zu schaffen und erfahrene Beleidigung auf der Stelle, ohne der Rechtsgelehrten weise Sprüche, selbst zu rächen, behielt noch lange die Oberhand, und unter Wenzel, der seinem Vater Carl nicht ähnlich war, erhob das Faustrecht aufs neue sein Haupt, und mehr als je. Drei Gegenkönige, Ruprecht von der Pfalz, Sigismund (sein eigner Bruder) und Jobst von Böhmen, wurden Wenzeln gegenübergestellt. Sigismund blieb König nach Wenzels Tode. Der Zeitraum seiner Regierung umfaßt das Concilium zu Costniz, den Proceß und die Hinrichtung des edlen Huss, der in Böhmen in Wicleffs Fußtapfen trat, und den Ausbruch des Hussitenkriegs in Böhmen, Meßen, Franken und Baiern. Mit dem großen Plane schwanger, dem Faustrechte mit einem Schlage ein Ende zu machen, und eine bestimmte Territorial-Eintheilung des Reichs in sechs Kreise einzuführen, starb sein Nachfolger, Albrecht II. von Oesterreich, zu früh für aller Hoffnungen und Wünsche. Noch wichtiger sollte Friedrichs III. Regierung werden; zwar nicht durch ihn, den schwachen, kurzsichtigen Monarchen, aber durch die Aufnahme der Wissenschaften, durch Stiftung mehrerer Universitäten, durch die Entdeckung Amerika's erhielt ganz Europa, und mit ihm Deutschland, frische Kräfte und neue Antriebe zur Thätigkeit. In desto größerem Widerspruche standen damit das noch immer waltende Faustrecht und die Willkür der Großen, die sich unter andern in dem mächtigen Bunde der schwäbischen Städte aussprach, wenn auch der Drang der Umstände ihn rechtfertigen mochte. Mehr als je that es Noth, daß ein Fürst von Muth, Kraft und Einsichten Deutschlands Thron bestieg. Dieser war Friedrichs Sohn, Maximilian I. Den vorherrschenden dringenden Wunsch aller Stände, besonders der arg bedrückten Städte, ewige Vernichtung des Faustrechts, erfüllte er durch die Errichtung des ewigen Landfriedens. Zugleich ward ein Kammergericht organisirt und eine Kammergerichtsordnung publicirt, ein Reichsregiment und Reichshofrath constituirt, und Deutschland erst in sechs Kreise, nämlich: den bairischen, schwäbischen, fränkischen, ober-rheinischen, niederrheinischen, westphälischen und niedersächsischen, ein-

getheilt, wozu in der Folge noch der österreichische und burgundische, der rheinische und ober-sächsischen Kreis kamen, so daß ihre Anzahl auf zehn stieg. Den Glanz der Krone vermehrte Maximilian, indem er zuerst den Titel erwählter römischer Kaiser annahm, ja er hatte sogar den Gedanken, den päpstlichen Stuhl zu besteigen; nur der Cardinale schnelle Wahl nach Julius II. Tode verhinderte ihn daran. Das Justizwesen erhielt festere und bestimmtere Formen und einen neuen Gang durch die organisirten Hofgerichte und Kreistage; eine Polizeiverordnung ward eingeführt und das Postwesen (1516) eingerichtet. Das Kriegswesen erhielt eine neue Organisation, die Truppen wurden in Fähnlein und Regimenter eingetheilt, höhere militärische Würden geordnet und das grobe Geschütz vervollkommenet. Der Anfang der Reformation (1517) auf der kurz vorher (1502) gestifteten Universität Wittenberg beschließt die Reihe der so höchst wichtigen und für Deutschland so unendlich folgereichen Ereignisse unter Maximilians Regierung, der am 12ten Januar 1519 starb. Seinem Nachfolger, Carl V. (Maximilians Enkel und König von Spanien), wurde eine, als künftiges Reichsgrundgesetz entworfene Wahlcapitulation vorgelegt, die er beschwören mußte; doch der ihm angeborne despotische Charakter verletzete sie fast bei jedem Schritte, den er that. D. Martin Luthers Reformationswerk machte reizende Fortschritte; der Bauernkrieg unter Thomas Münzers Anführung verbreitete Unheil; des Landgrafen Philipp von Hessen und des Churfürsten von Sachsen Bündniß zum Besten der Reformation wirkte für das Gelingen derselben; die feierliche Protestation der Anhänger der neuen Lehre erfolgte, der Bund der evangelischen Fürsten, geschlossen zu Schmalkalden (1531), hatte den ersten Religionsfrieden zur Folge; doch brach der schmalkalbische Krieg aus. Die wittenbergische Capitulation entschied über das Schicksal des unglücklichen Churfürsten Johann Friedrich von Sachsen, die ernestinisch-sächsische Linie verlor die Churwürde, das Interim gestattete den Protestanten den Kelch im Abendmahl und die Priesterehe, bis endlich im Vertrage zu Passau (am 31sten Juli 1552) Carl V., durch des Churfürsten Moriz Verein mit Frankreich und den Gliedern des schmalkalbischen Bundes gezwungen, den Protestanten völlige Gewissensfreiheit und bürgerliche Gleichheit mit den Catholiken zusicherte, und auf die Basis dieses Vertrags der gänzliche Religionsfriede zu Augsburg abgeschlossen wurde. In Hinsicht auf Deutschlands innere Verfassung ernannte Carl schon auf seinem ersten Reichstage in Worms das Reichsregiment und erneuerte die Gesetze wegen des Landfriedens und Kammergerichts; auch wurde hier die Reichsmatrikel bekannt gemacht, welche das Contingent zur Reichsarmee bestimmte, das in der Folge oft bis auf das Drei- und Fünffache erhöht wurde. Carl, in dessen weitläufigen Staaten die Sonne nicht unterging, resignirte endlich, der Last des Thrones müde, und starb 1558 in einem spanischen Kloster. Mit Ferdinands I. (Carls Sohn) Thronbesteigung ward die Wahlcapitulation revidirt, der Religionsfriede ihr einverleibt, das tridentinische Concilium (1545 eröffnet) beschlossen, und damit zugleich eine ewige Kluft zwischen den Catholiken und Protestanten befestigt, welche die augsbургische Confession, diese Trophäe des glorreichsten Sieges über Hierarchie und Aberglauben, als Unterpfeiler ihrer Glaubenssicherheit besaßen. Der päpstliche Stuhl bot alles auf, um nur einen festen Punkt in Deutsch-

land sich zu erhalten, und fand die Mittel in den immerwährenden Nunciaturen zu Wien, Brüssel und Cöln, und dann in der Verbreitung des schon 1540 gestifteten Ordens der Jesuiten, welche er gleichsam als geistliche Soldaten gegen den Protestantismus gebrauchte. Ferdinand erließ auch eine Reichshofratsordnung. Seines Nachfolgers, Maximilians II., Regierung ward unfreundlich bezeichnet durch die kirchlichen Streitigkeiten unter den Protestanten, die Widersprüche zwischen Melancthon und Calvin, die Erscheinung der Formula Concordiae, durch welche die Trennung der Reformirten von den Lutheranern vollendet wurde, und endlich durch die grumachischen Händel. Unter seinem Sohne, Rudolph II., ward allmählig der schreckliche dreißigjährige Krieg in der Errichtung der Union und der Ligue vorbereitet; die Utraquisten in Böhmen erhielten in dem sogenannten Majestätsbriefe die freie Religionsübung, die Universität Prag und das Recht, neue Kirchen und Schulen anzulegen, und kurz darauf, unter Matthias, greift man schon zu den Waffen. Ferdinand II., ein fanatischer Catholic, war ganz dazu geschaffen, den glühenden Funken zur verwüstenden Flamme zu bringen. Der dreißigjährige Krieg beginnt mit allen seinen Schrecken, das Blut der Union fließt in Strömen, Tilly und Wallenstein übertreffen sich gegenseitig in wüthenden Schlachten, die Union scheint verloren, das Restitutionsedict, das die protestantischen Unterthanen catholischer Fürsten zum Catholicismus zurückführen soll, wird schon hier und da mit Gewalt vollzogen, Ferdinand glaubte am Ziele zu seyn, als Gustav Adolph von Schweden, nach des Cardinals Richelieu Plan, zur Rache und Rettung erschien. Nach seinem Tode trat Frankreich gegen Oesterreich auf, der große Churfürst, Friedrich Wilhelm von Brandenburg, ergriff die Sache der Protestanten als seine eigene, Banner und Torstenson, Wrangel und Durene erkämpften sich Ruhm, und der westphälische Friede (1648) gab dem erschütterten Continente nach dreißig schrecklichen Jahren die langentbehrte Ruhe wieder. Noch bevor Brandenburg sich einmischte, hatte Ferdinand II. seinem Sohne, Ferdinand III., durch seinen Tod Platz gemacht, und dieser mußte nun, als der von Frankreich und Schweden Besiegte, dem Gesetze dieses Friedens sich unterwerfen, welcher, außerdem daß völlige Gleichheit und Gewissensfreiheit der Catholicen und Protestanten, mit Einschluß der Reformirten, und freie Religionsübung stipulirt wurde, auch die Unabhängigkeit der freien Schweiz und der Niederlande anerkannte. Für das Haus Pfalzbaieru wurde die achte Churwürde errichtet, und jeder interessirte Theil erhielt seine Entschädigungen. Unter die großen Folgen dieses Friedens, welcher Deutschlands Verfassung besonders durch scharfe Abscheidung in den Verhältnissen der allgemeinen Reichsverwaltung consolidirte und mit allem Recht ein Actenstück des europäischen Völkerrechts genannt werden kann, der die politische und militärische Macht verhältnißmäßig vertheilte, gehörte auch die Einschränkung des hanseatischen Bundes, dem nur noch Hamburg, Bremen und Lübeck übrig blieben, die Beibehaltung stehender Heere und ein ausgebildeteres Besteuerungssystem. So gedieh denn die schon mit Luther angebrochene Morgenröthe immer mehr zum lichten Tage, als Leopold I. den deutschen Kaiserthron bestieg, unter welchem der Reichstag von 1663 an permanent wurde. So friedlich Leopold gesinnt war, so sah er sich doch in mehrere Kriege mit der Türkei und Frank-

reich verwickelt; das Ende des spanischen Successionskrieges erlebte er nicht. Für den Herzog von Hannover errichtete er die neunte Churwürde. Unterdeß hatte Preußen sich zum Königreich erhoben, und erhielt ein vermehrtes Gewicht in den Angelegenheiten Deutschlands. Leopolds Bruder, Kaiser Joseph I., setzte den spanischen Krieg fort, und sprach über die Churfürsten von Baiern und Köln die Acht aus, da sie Frankreich angehangen hatten. Doch unerwartet schnell, an den Blattern, starb Joseph im 33sten Jahre seines Lebens, und sein Bruder, Carl VI., folgte ihm in der Kaiserwürde. Der bald erfolgende utrechter und der auf seine Basis abgeschlossene Friede zu Rastadt und Baden (1714) machte Carls fortgenährten Entwürfen auf die Vereinigung der spanischen Krone mit der deutschen ein Ende. Doch gelang ihm die Errichtung der pragmatischen Sanction, dieses berühmten österreichischen Hausgesetzes zur Bestimmung der Erbfolge. Der Friede von Wien beendigte den Krieg wegen der polnischen Königswahl (1735) günstig für Sachsen, und der Friede zu Belgrad (1739) den gegen die Türken, worin Oesterreich sich zu Abtheilungen verstehen mußte. Mit Carls VI. Tode (1740) erlösch der Mannstamm der habsburgischen Dynastie, und seine Tochter, Maria Theresia, übernahm die Regierung der Erbstaaten. Aber Churfürst Carl Albrecht von Baiern trat gegen sie als Prätendent des österreichischen Erbes, und 1742 unter dem Namen Carl VII. als deutscher Kaiser auf. Der daraus entstandene achtjährige österreichische Successionskrieg ward nach Carls VII. Tode (1745) durch den Frieden zu Füssen (1745) glücklich für Maria Theresia geendigt, welche unterdeß auch die beiden schlesischen Kriege mit Friedrich II., dem Großen, geführt. Am 15ten Septbr. 1745 ward ihr Gemahl, Franz I., zum deutschen Kaiser gewählt. Der hubertsburger Friede (1763) beendigte den für Deutschland verheerlichen siebenjährigen Krieg. Franz des I. großer Sohn, Joseph II., folgte seinem Vater in der Kaiserwürde (1765). Seine ersten Arbeiten waren eine Revision des Justizwesens und des Kammergerichts; diesem folgte die Aufhebung des Jesuitenordens (1773) in seinen Staaten, nach dem von andern europäischen Mächten schon früher gegebenen Beispiele. Der bairische Erbfolgekrieg unterbrach die schöne Ruhe, doch nur auf ein Jahr; der Friede zu Teschen endigte ihn. Die Aufhebung der Klöster, das Toleranzedikt vom 13ten October 1781, die erweiterte Pressfreiheit gehören unter die schönsten Diamanten in Josephs Krone. Die Unruhen in Belgien und der erneuerte Türkenkrieg beunruhigten den edlen Kaiser gegen das Ende seiner Regierung noch sehr, und er starb (am 20sten Februar 1790) mit vielen Sorgen im Herzen. Leopold II., welcher nach geschehener Revision und Abänderung der Wahlcapitulation zum Kaiser gewählt wurde, schloß auf Preußens Dazwischenkommen mit der Pforte Friede. Schon im ersten Jahre seiner Regierung scharrte jenseit des Rheins sich das Gewitter auf, das Deutschland den Untergang drohte. Die französische Revolution brach aus. Leopold und Friedrich Wilhelm II. von Preußen vereinigten sich zur Pflanzung am 25ten August 1791 zur Aufrechthaltung der Integrität und der Verfassung des deutschen Reichs, und zur Unterstützung der königlichen Rechte in Frankreich. Da starb plötzlich Leopold (am 1sten März 1792), und sein Sohn, Franz II., trat in seinen Vertrag mit Preußen ein. Nachdem die französische Nationalversammlung Oesterreich den Krieg erklärt hatte, beschloß auch das deutsche Reich

(am 23sten Nov. 1792) den Krieg. Bald aber schlossen Preußen und mehrere deutsche Fürsten Separatfrieden mit der neuen Republik, und zwischen Oesterreich und Frankreich wurde am 17ten October 1797 der Friede zu Campo Formio unterzeichnet. Mit dem deutschen Reiche wurde der Friede zu Rastadt unterhandelt; aber noch vor der Beendigung dieser Verhandlung brach der Krieg aufs neue aus. Der Friede von Luneville (am 9ten Februar 1801) bestimmte den Rhein zur Gränze Frankreichs und Deutschlands, welches dadurch über 1200 Quadratmeilen Land und fast vier Millionen Menschen verlor. Es hatte nun gegen Frankreich die Gränze wieder, die es unter Ludwig dem Deutschen (843) gehabt hatte. Oesterreichs Beherrscher constituirte ein erbliches Kaiserthum Oesterreich, während Frankreichs erster Consul, Bonaparte, als Napoleon I. zum Kaiser der Franzosen erklärt wurde. Bald traten Oesterreich und Rußland vereint wieder gegen den aufstrebenden Nachbar auf, und der Friede von Preßburg (am 26sten December 1805) endigte diesen Krieg, an welchem drei Stände des deutschen Reichs, Baiern, Württemberg und Baden, als Allirte Frankreichs, Theil genommen. Im folgenden Jahre sagten sechszehn deutsche Fürsten sich vom Reichsverbande los, errichteten einen Verein, dessen Constitutionsacte in Paris am 12ten Juli 1806 entworfen, am 19ten Juli zu St. Cloud ratificirt, und durch den französischen Geschäftsträger Bacher zu Regensburg der allgemeinen Reichsversammlung am 1sten August publicirt wurde. Sie unterwarfen sich durch diese Acte dem französischen Kaiser, als ihrem Protector, und nannten ihren Verein „den Rheinbund.“ Dieser entscheidende Schritt foderte unumgänglich einen zweiten. Napoleon hatte erklärt: „daß er diesen Fürstenbund als eine natürliche und nothwendige Folge des preßburger Friedens betrachte; der Reichstag habe längst aufgehört, einen Willen zu haben; durch Hannovers Vereinigung mit Preußen sey ein Churfürstenthum aufgehoben worden, und ein nordischer König (Schweden) habe eine Reichsprovinz seinen übrigen Staaten einverleibt; er erkenne also die Existenz der deutschen Constitution nicht mehr an, dagegen aber die volle unumschränkte Souverainetät eines jeden der Fürsten, deren Staaten das heutige Deutschland ausmachen, und er wolle mit ihnen in die nämlichen Verhältnisse treten, wie mit den übrigen unabhängigen Fürsten Europa's.“ Als Folge dieser Erklärung erschien vom Kaiser Franz am 6ten August die Abdications-Urkunde, worin er auf die deutsche Kaiserkrone verzichtete, die Reichsregierung niederlegte und seine deutschen Erbstaaten von dem deutschen Reichskörper für getrennt erklärte, zugleich aber die Reichsdienerschaft den ehemaligen Ständen des aufgelöseten Reiches empfahl. Und hier ist das Ende der deutschen Reichsgeschichte, und der Beginn der Geschichte des rheinischen Bundes. Noch war das erste Jahr des Bundes nicht verfloßen, als seine Contingente mit Frankreich vereint, an der Saale, der Elbe, Oder und Weichsel schlugen. Als der Friede von Tilsit geschlossen war, sah der Bund durch den Beitritt von elf Fürstenhäusern aus dem nördlichen Deutschland sich erweitern. Alte Fürstenhäuser wurden verdrängt, und ein französischer Thron ward in Deutschland errichtet. Vier Könige, fünf Großherzoge und 25 Herzoge und andere Fürsten waren nun von dem neu gewobenen Bande umschlungen. Der Friede von Wien (am 14ten Oct. 1809) vergrößerte des Bundes Umfang und Macht. Die nordwestlichen Bestandtheile aber, so wie die Hansestädte, Ham-

burg, Bremen und Lübeck wurden mit Frankreich vereinigt. Im Jahre 1812 unternahm Napoleon seinen abentheuerlichen Zug nach Rußland, und auf seinen Ruf schlossen sich die zahlreichen Contingente der Souveraine des Rheinbundes an sein Heer an. Aber nicht mit Lust folgten die Deutschen seinen Fahnen. Denn die Fürsten und die Völker waren damals längst zu der Ueberzeugung gekommen, daß sie nur Organe in der Hand des Welttyrannen seyen, um seinen ehrgeizigen Plänen zu dienen, und daß unter seinem Joche Recht, Freiheit und Wohlstand, die man immer schmerzhafter vermisse, nicht mehr zu hoffen seyen. Inbeß folgte man dem Gebote der Nothwendigkeit, und 100,000 Deutsche fanden ihr Grab in den Schneegefilden von Rußland. Die Russen verfolgten ihre Vortheile bis auf die deutsche Gränze; Preußen verband sich mit ihnen zur Wiederbefreiung von Europa; zugleich schlossen einige Stände des Nordens sich an sie an; Lübeck und Hamburg standen, mit den Waffen in der Hand, gegen ihre Bedrücker auf; in ganz Deutschland waren alle Gemüther bewegt, von dem getrosten Glauben, daß nun die Zeit der Rettung gekommen sey. Noch zuversichtlicher ward dieser Glaube, als auch Oesterreich dem Bunde gegen den mit unbeugsamer Bestand auf seinen Ansprüchen bestehenden Tyrannen beitrug. Bald nahmen die Kriegersereignisse, bei dem einstimmigen Sinne der Verbündeten, und bei dem edeln Enthusiasmus, der ihre Völker belebte, einen für ihre Sache höchst günstigen Charakter an, und nun warf auch Baiern das Joch ab, und verband sich durch den Vertrag vom 8. Oct. 1813, seine Macht mit der der Verbündeten zu vereinigen. Zehn Tage später vernichtete die Schlacht von Leipzig die französische Herrschaft in Deutschland; durch sie fiel das Gebäude des Rheinbundes in Trümmern; es trat am 2. Nov. auch der König von Württemberg und nach ihm die übrigen Souveraine des Südens der großen Coalition bei; durch das Treffen bei Hanau (30. Oct.) war die stehende französische Armee über den Rhein zurückgeworfen worden. Alles nahm von nun an in Deutschland eine neue Gestalt an. Einige Festungen ausgenommen, war allenthalben die französische Macht vernichtet. Es gab kein Königreich Westphalen, kein Großherzogthum Berg mehr. Der König von Sachsen büßte in preussischer Gefangenschaft die Beharrlichkeit, mit der er Napoleon bis auf den Augenblick der Entscheidung ergeben geliebt war. Ueberall kamen die durch französische Gewalt vertriebenen Fürsten in die Länder zurück, mit Jubel und Herzlichkeit empfangen von ihren Unterthanen. In ganz Deutschland wurden unermessliche Rüstungen zur Behauptung der wieder erlangten Freiheit betrieben, und mit Freuden und Muth griff alles zu den Waffen, um für die von jedermannlich als heilig anerkannte Sache zu streiten. Nie war vielleicht seit den Zeiten der Kreuzzüge die gesammte deutsche Nation so mächtig von einer begeisterten Idee ergriffen, als in diesen Tagen; nie sah man eine so reine und rührende Harmonie unter den Fürsten und ihren Völkern. Die Heere der Sieger gingen am ersten Tage des folgenden Jahres über den Rhein. Bald ward alles Land, was die Franzosen seit 1793 von Deutschland abgerissen hatten, wieder erobert, und die großen Resultate, die aus dem Feldzuge in Frankreich sich ergaben, bestätigten den Besiz der Eroberung. Am 30sten Mai ward der Friede zu Paris geschlossen. Vermöge desselben gab Frankreich, mit Ausnahme von Nîmpelegard und einigen kleinern Districten, die sammtlichen deutschen Eroberungen zurück; ein großer Theil derselben

aber wurde dem alten Stamme nicht angefügt, wie denn der ganze burgundische Kreis, sammt dem Hochstifte Eättich, die Bestimmung erhielt, das neue Königreich der Niederlande zu verstärken. In Ansehung der innern Angelegenheiten Deutschlands verfügte der Friede, daß die deutschen Staaten unabhängig und durch ein föderatives Band unter sich verknüpft seyn sollten; welche Verfügung durch den wiener Congress, der am 1sten November 1814 eröffnet wurde, ihre Vollziehung erhielt; indem man auf demselben nicht nur über die neuen veränderten Territorialverhältnisse in Deutschland übereinkam, sondern auch die Grundlagen des Staatsrechts der deutschen Föderation bestimmte. Die letztern sind in der am 9ten Jun. 1815 unterzeichneten Bundesacte ausgesprochen. Vermöge derselben vereinigten sich folgende souveraine Fürsten und freie Stände, nämlich Oesterreich, Preußen (diese beiden für ihre vormals zum deutschen Reiche gehörigen Besitzungen), Sachsen, Baiern, Hannover, Württemberg, Baden, Kurhessen, Großherzog von Hessen, der König von Dänemark für Holstein, der König der Niederlande für Luxemburg, Braunschweig, Mecklenburg-Schwerin, Nassau, Sachsen-Weimar, S. Gotha, S. Coburg, S. Meinungen, S. Hildburghausen, Mecklenburg-Strelitz, Holstein-Oldenburg, Anhalt-Deßau, Anhalt-Bernburg, Anhalt-Köthen, Schwarzburg-Sondershausen und Rudolstadt, Hohenzollern-Hechingen, Lichtenstein, Hohenzollern-Sigmaringen, Waldeck, beide Linien von Neuß, Schaumburg-Lippe, Lippe, Lübeck, Frankfurt, Bremen und Hamburg — zu einem beständigen Bunde, welche der „deutsche Bund“ heißt, und dessen Zweck in der Erhaltung der äußern und innern Sicherheit Deutschlands und der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der einzelnen deutschen Staaten besteht. Alle Bundesglieder haben gleiche Rechte; die Angelegenheiten des Bundes werden durch eine Bundesversammlung besorgt, in der Oesterreich präsidiert, und die ihren Sitz in Frankfurt hat. Die Abfassung der Grundgesetze des Bundes und dessen organische Einrichtung ist in der Acte als das erste Geschäft der Bundesversammlung bestimmt. — Durch diese Verfügungen hörte also Deutschland auf, als ein selbstständiges, einen festen Charakter von Einheit behauptendes Reich zu bestehen, und verwandelte sich in einen Staatenverein, unter dessen Mitgliedern nicht das Verhältniß der Subordination, sondern blos das der Coordination Statt findet, wie letzteres der Fall bereits in dem Systeme des Rheinischen Bundes gewesen war. Diese Ersetzung der alten Reichsverfassung durch einen nur in föderativer Form zusammenhängenden Organismus, die Maximen, welche bei Aufnahme des Bundesglieder befolgt wurden, und die Grundsätze, welche die Bundesacte über die innern Verhältnisse der deutschen Staaten aussprach, tauschten viele zuversichtliche Hoffnungen, und erregten allenthalben nicht geringes Mißfallen. Indessen hinderten unerwartete Ereignisse die Vollziehung dessen, was zu Wien war beschlossen worden. Die Wiederkunft Napoleons entzündete einen neuen Krieg. Seine Erfolge aber waren für die Verbündeten unerwartet schnell und glücklich. Der Vertrag vom 20ten November gab Deutschland die Parzellen wieder, die im vorigen Frieden noch vorenthalten worden waren; es wurde sogar an Landau und ihren Umgebungen eine bedeutende Erweiterung gemacht; nur Dömpelgard verblieb unter französischer Herrschaft.

Den Bestimmungen der Bundesacte gemäß hätte schon im Oct. 1815 die deutsche Bundesversammlung in Frankfurt ihre Sitzungen eröffnen sollen. Die verschiedenen und schwierigen Territorial-Ausgleichungen aber, welche noch ins Reine zu bringen waren, verzögerten indessen die wirkliche Eröffnung bis zum 5ten November 1816. Man sehe das Weitere darüber im Art. Deutsche Bundesversammlung in diesem Bande, und vgl. auch über die neuere Geschichte Deutschlands im achten Bande den Art.: Russisch-deutscher Krieg von 1812 — 1815. I.

Devaluation der Münze nennt man die Herabsetzung zu hoch ausgeprägter Münzen auf ihren wahren und eigentlichen Werth, wodurch sie also einen geringern Zahlwerth erhalten, als das Gepräge besagt, oft auch Herabsetzung überhaupt, oder die Setzung außer Cours. Jedem Staate steht es frei, Schrot und Korn seiner Münze und den äußern Zahlwerth derselben zu bestimmen; er kann also Schrot und Korn in ein Mißverhältniß zu dem Zahlwerth bringen, aber nur innerhalb der Gränzen seines Gebiets kann er den Cours gebieten. Der fremde Staat, welcher durch Einführung von Geld, welches gegen das seinige geringhaltiger wäre, im Handel offenbar verlieren würde, wenn er es nach dem äußern Zahlwerthe nehmen sollte, kann daher entweder solches Geld ganz verbieten, oder nach erfolgter Prüfung des Gehalts den Zahlwerth desselben herabsetzen. In Deutschland ist der Conventionsfuß der Maßstab. **E. Münzfuß.**

Devise. Niemand wird wohl hier zunächst an die vom Zuckerbäcker verfertigten Figuren denken, in denen ein Zettelschen mit einem, so der Himmel will, witzigen Einfall steckt. Die Devisen, welche wir hier meinen, sind Wahlsprüche, meist sinnbildlich ausgedrückt und dargestellt. Aus den Sinnbildern, denen man nachher zur größern Deutlichkeit eine Aufschrift beifügte, sind sie hervorgegangen, und bestehen auch aus zwei Theilen: einer sinnbildlichen Figur, welche man den Körper, und einem beigefügten passenden Wahlspruch, den man die Seele der Devise nennt. Wenn Marmontel sagt, sie sey eine Erfindung der Chevalerie, so hat er schwerlich daran gedacht, daß in des Aeschylus Tragödie: die sieben Helden vor Theben, alle diese Helden mit Devisen auf ihren Schilden erscheinen. Zur Zeit der Chevalerie war es freilich Sitte, daß alle Ritter so austraten, auf allen Wappenschildern waren welche, und auf allen Turnieren erschienen sie, so daß der Graf Thesoro wohl Recht hatte, sie die Philosophie des Edelmanns, die Sprache der Helden zu nennen. Daß nachher auch die Galanterie zu angenehmen Schmeicheleien sich ihrer bediente, lag in dem Ritterthume selbst, und manche Devise auf einem Schild war sogar nichts weiter als eine Galanterie. Bei Festen aller Art sah man sie auf Triumphbogen, Fahnen und Tapeten, in Grotten und auf Schiffen. Nicht selten sprach sich auch das Gefühl in ihnen aus, z. B. in der Devise einer jungen Wittwe, die zum Sinnbild einen der Blüthen, Blätter und Früchte beraubten Drangenbaum, und zur Aufschrift die Worte gewählt hatte: Was können Erd und Himmel mir noch nehmen! Sie wurden auch häufig an Gebäuden, z. B. an Thüren und Decken, angebracht, und waren im 16ten Jahrhundert vorzüglich in Italien im Gebrauche. Von Paulus Jovius sagt man, daß er 1560 die Kunst der Devisen einer Theorie unterworfen. Diese Theorie kann sehr kurz seyn: der Körper der Devise sey einfach, bestimmt, spreche sich selbst aus (dann er soll Sinnbild

seyn), edel, der Phantasie gefällig, die Seele passe zu dem Körper, die Inschrift sey kurz, gedrängt, sinnreich und angemessen. — Noch wird das Wort *Devise* jetzt häufig im Geschäftsstyl der Banquiers und Kaufleute bei Wechselgeschäften gebraucht, um damit eine gewisse Gattung Papiere (Wechsel) anzudeuten; z. B. von allen Coursen ist bloß die *Devise* Augsburg k. Sicht, oder die *Devise* London 2. Mt. dato gesucht.

Devolution (die Abwälzung) heißt in der Rechtssprache die Vererbung auf einen Andern oder der Heimfall. Unter dem *Devolution*srechte versteht man 1. insbesondere ein Recht, vermöge dessen nach dem Tode des einen Ehegatten alles Vermögen an die Kinder fällt, und der überlebende Warte nur den Nießbrauch davon erhält. 2. Das Recht, vermöge dessen das Patronatsrecht, eine erledigte (besonders geistliche) Stelle zu besetzen, wegen Vernachlässigung oder Versäumniß nach einer gewissen Frist für den gegenwärtigen Fall verloren geht, und auf die höhere Behörde (Bischof, Landesfürst oder sein Consistorium) zurückfällt. — *Devolutionsmittel* sind solche Rechtsmittel, durch welche eine vor Gericht anhängige Sache von einem Unterrichter an den Oerrichter gebracht wird. *Devolveren*, abwälzen, auf einen Andern bringen.

Dey heißt in den nordafrikanischen Republiken Algier und Tripolis der oberste Befehlshaber, welcher von der Versammlung der höchsten Kriegsbehörden erwählt wird, und mit fast unumschränkter Macht herrscht. In Tunis führt er den Namen *Bej*.

Diaconus, *Diacon*, eigentlich Diener, besonders Kirchendiener. Gemeinlich heißt der zweite oder dritte Prediger an einer Kirche *Diaconus*. Im ersten Falle heißt der erste Hülfsprediger *Archidiaconus*. Das *Diaconat* ist die Stelle, die er verwaltet. *Diaconisse*, in den catholischen Klöstern, die Kirchendienerin, welche z. B. die Bekleidung des Altars zu besorgen hat. In der alten Kirche waren *Diaconissae* betagte Frauen, deren Amt darin bestand, daß sich andere, die sich taufen lassen wollten, unterrichteten, den Kranken Hülfe leisteten, in den Versammlungen den Frauen ihren Platz anwiesen u. dergl. m. *Diaconicon* heißt in der griechischen Kirche die Collecte, die der *Diaconus* singt, auch das Buch, worin dessen Verrichtungen stehen.

Diadem, eine Stirnbinde, die, nach Einigen, Bacchus erfunden haben soll, um Kopfweh, die Folgen der Trunkenheit, zu lindern (vielmehr wohl hatte er sie, weil er aus dem Orient, Indien, kam), und die nachher ein auszeichnender Schmuck der Könige wurde, weshalb *Diadem* und Krone oft als gleichbedeutend zur Bezeichnung der königlichen Würde gebraucht werden, ungeachtet die Form beider wesentlich verschieden ist. Das bacchische *Diadem*, das man oft an antiken Darstellungen, zumal des indischen Bacchus, sieht, und das auch *Kredemnon* heißt, bestand aus einer, die Stirn und Schläfe umwindenden, breiten, gefalteten Binde, hinten geknüpft, mit herabhängenden Enden. Aus einander gefaltet bildete es einen wirklichen Schleier, und heißt darum bei den Griechen auch öfters *Kalyptra*, d. i. Schleier. Nachher wurde es noch mehreren Gottheiten außer dem Bacchus und den Personen in dessen Gefolge zugegeben, und kam von diesen auf die Könige. In den ältesten Zeiten war es sehr schmal; Alexander der Große nahm das breite *Diadem* der persischen Könige an, dessen Enden auf die Schultern herabsielen, und seine Nachfolger behielten dieses Zeichen der königlichen Würde bei.

Auf den Mützen sieht man auch Königinnen mit dem Diadem, welchem ein Schleier beigelegt ist. Die ersten römischen Kaiser enthielten sich dieses Schmuckes, weil er dem Volke, das die Republik doch noch nicht ganz vergessen hatte, verhaßt war. Constantin der Große war der erste, der sich desselben wieder bediente und es noch mehr ausschmückte. Seit dieser Zeit wurde es mit einer einfachen oder doppelten Reihe von Perlen und Edelsteinen verziert, wodurch es einige Aehnlichkeit mit einem türkischen Bund erhielt, mit dem man es sonst nicht verwechseln darf. Die Mode nennt einen ähnlichen Kopfschmuck der Damen so. dd.

Diagnosiß, Diagnose, in der Heilkunst, ist die Erkenntniß und Bestimmung der Krankheit aus den vorhandenen Anzeigen und Zufällen. **Diagnostik** ist die Kunst, ähnliche Krankheiten von einander zu unterscheiden und jede richtig zu bestimmen. **Diagnostisch**, anzeigend, zur Erkenntniß einer Krankheit dienlich; ein **diagnostischer** Umstand, d. h. ein solcher, aus welchem sich die Natur der Krankheit oder der Sitz des Uebels genau erkennen läßt.

Diagonal-Linie, Diagonale, heißt die gerade Linie, die in einer vierseitigen Figur von der Spitze des einen Winkels bis zu der Spitze des andern entgegengesetzten gezogen wird.

Diagoras aus Melos, mit dem spätern Beinamen der Atheist, Philosoph und berühmter Iyrischer Dichter, Man erzählt, daß er zuerst sehr abergläubisch gewesen, aber von der Zeit an Gottesläugner geworden sey, als ein Freund, dem er eins seiner Gedichte geschenkt, ihm den Empfang desselben vor Gerichte abgeschworen, und es für das Product seines Geistes ausgegeben habe, weil diesen Meineid die Götter nicht sichtbar bestraft hätten. Diese atheistische Gesinnung, welche er überall durch Spott an den Tag legte, zog ihm vom Kreopagus harte Verfolgung und die schimpflichste Verbannung zu. Seine Schriften wurden dem Feuer übergeben. Er lebte 416 vor Chr. Geb. und starb zu Corinth.

Diaustik, die Lehre vom Wiederschalle der Klänge, oder die Kunst, dieselbe anzuwenden.

Dialect oder Mundart, d. h. die Art, wie eine und dieselbe Sprache in verschiedenen Gegenden gesprochen wird. Die Abweichungen der einzelnen Dialecte einer Sprache bestehen theils in der Aussprache, theils in gewissen eigenthümlichen Worten, Wendungen und Ausdrücken. So erkennt man den Brandenburger, den Sachsen, den Schwaben, den Bayer augenblicklich an seiner Aussprache und an einzelnen, jedem von ihnen eigenthümlichen Redensarten.

Dialectik, der ältere Name der Logik oder Denklehre (von *dialegesthai*, sprechen); weil das Denken sich durch die Sprache darstellt, und in diesem Gebrauche zuerst beobachtet und geregelt wird, wie überhaupt der Geist von dem Besonderen und Concreten zum Allgemeinen fortschreitet. Die Logik (s. d. Art.) war also früherhin, diesem Namen zufolge, Sprechkunst, Disputirkunst. Als die Logik eine wissenschaftlichere Form annahm, wurde die Dialectik zu einem Theile der Logik, und als angewandter Theil der Logik, der Analytik entgegengesetzt, insbesondere derjenige Theil der Logik, welcher der Disputirkunst zum Grunde liegt. Jetzt versteht man darunter bloß die Disputirkunst, bei welcher man den Gegner durch alle Arten von Gründen und Schlüssen, auch durch Scheingründe und Scheinschlüsse, zu überwinden sucht. In der Kantischen Philosophie wird die logische, die transcendente und die

natürliche Dialectik unterscheiden. Unter der ersten versteht man die Logik des Scheins, d. i. die Lehre von der Entdeckung und Vermeidung des logischen Scheins, und von den Kriterien der Wahrheit; unter der zweiten diejenige, welche den Schein transcendentaler Urtheile aufdeckt; unter der dritten einen Gang, wider die strengen Gesetze der Pflicht zu vernünfteln und sie unsern Neigungen möglichst angemessen zu machen. Daher Dialectiker, ein Lehrer der Dialectik, oder wer die Kunst des logischen Disputirens besitzt; und dialectisch, was sich auf die Kunst bezieht (z. B. dialectisch; Künste); insbesondere was durch künstliche Schlüsse täuscht.

Diallèle, eine Art verdeckten Trugschlusses, oder ein sogenannter Cirkel im Demonstrieren, in welchem der zu beweisende Satz zugleich als ein Beweisgrund vorausgesetzt wird. Z. B. die Höllenstrafen sind ewig, weil die Verschuldigungen des Sünders ewig sind (indem er einen ewigen Gott dadurch beleidigt); und die Verschuldigungen sind ewig, weil die Höllenstrafen ewig sind. S. Cirkel.

Dialog ist Gespräch, d. i. mündliche Unterredung zwischen mehreren Personen. 2. Die Gesprächsform oder der fingirte Dialog; daher dialogisiren, etwas in die Gesprächsform einkleiden. Die Philosophen der Alten, besonders die Griechen, liebten, vermöge der eigenthümlichen Lebendigkeit ihres Geistes, diese Form, bedienten sich ihrer zur Mittheilung ihrer Untersuchungen über wissenschaftliche Gegenstände, und stellten entgegengesetzte Ansichten gleichsam personificirt und in lebendiger Zusammenwirkung mit hohem Kunstsinne dar. Man erinnere sich der philosophischen Dialogen des Platon, welche gleichsam philosophische Dramen sind. Der sogenannte sokratische Dialog ist ein in Fragen und Antworten bergestalt eingekleideter, daß der Befragte durch die Fragen bestimmt wird, in seiner Seele selbst diejenigen Vorstellungen zu entwickeln, welche der Fragende in ihm hervorbringen will. Dieser Dialog setzt bei dem Fragenden eine tiefere Kenntniß der menschlichen Natur überhaupt, und des Befragten insbesondere voraus. S. catechetische Methode. Uebrigens gilt von dem philosophischen Dialog mehr, oder weniger, was von dem fingirten Dialog überhaupt gilt; nur mit besonderer Hinsicht auf den Zweck des philosophischen Vortrags: Wahrheit in Begriffen zu entwickeln. Erasmus von Rotterdam, späterhin Lessing, Moses Mendelssohn, Engel, Schelling haben ihn unter den Neuern bearbeitet. Im komischen und satirischen Dialog ahmte Wieland den Satiriker Lucian glücklich nach. Unter den Italienern haben sich in dieser Form Petrarca (*de vera sapientia*), Machiavelli, Gelli, Algarotti und Gozzi ausgezeichnet; bei den Franzosen, nach Sarasin und Malebranche, Fenelon; Fontenelle und St. Marc ahmten den Lucian nach. Unter den Engländern ahmten Ge. Berkeley und Rich. Hurd den Plato, Jac. Harris die Manier des Cicero nach. Werden die Worte durch Entschlüsse zur That, so daß das Gespräch durchaus Handlung bewirkt, so entsteht das Dramatische, wobei in dem Gedankengange lebendige Bewegung und Spannung auf den Ausgang herrscht. Man sieht leicht, wie die Kunst dazu kam, manches in der Form des Gesprächs darzustellen. Bei diesen Darstellungen ist sie an die Bedingungen der wirklichen Unterredung gebunden. Daß nicht von Unterredungen des gemeinen Lebens die Rede sey (wofür dies nicht absichtlich nachgeahmt wird), sondern von Unterredungen Gebildeter, und daß also Verständlichkeit, Richtigkeit, Reinheit und Bestimmtheit des Ausdrucks überhaupt



grünen. Die schönsten sind ohne Flecken und einfarbig. Der Bruch ist blättrig. An Härte übertrifft dieser Stein alle bekannten Körper, und der härteste Stahl kann seine Oberfläche nicht rizen. Wegen der großen Dichtigkeit bricht er die Lichtstrahlen sehr stark, und wirft daher einen starken vielfarbigen Glanz von sich, besonders, wenn man ihm durchs Schleifen viele Flächen gegeben hat. Der unübertreffliche Glanz hat vorzüglich seinen Werth bestimmt. Reine Diamanten sind geschliffen so durchsichtig, wie das klarste Wasser und eigentlich farbenlos. Die meisten gefärbten Diamanten spielen ins Gelbliche und Röthliche, und zwar von den schwächsten Nuancen bis zu einem sehr hohen Gelb und Roth. Die ungefärbten werden am höchsten geachtet. Die orientalischen oder asiatischen Diamanten sind die schönsten, und die berühmtesten Diamantgruben finden sich in B i s a p u r, in G o l c o n d a und D e c a n, auch gibt es einige auf B o r n e o. Die amerikanischen Diamanten, welche in Menge in Brasilien gefunden werden, haben die Güte der orientalischen bei weitem nicht. Die europäischen sind von noch geringerem Werthe. Deutschland erzeugt diese Steine in Sachsen, Böhmen und andern Provinzen. Man findet sie sowohl in Felsen als Flüssen, in die sie durch die Gewalt des Bergwassers gekommen sind. Der Werth eines Diamanten beruht nicht bloß auf seiner Farbe, Reinheit und Größe, sondern auch auf seiner Form und der sonstigen Beschaffenheit. Ein sicherer Maßstab allgemeiner Schätzung läßt sich schwerlich angeben, da jeder Juwelier seine eigne Methode hat, nach der er den Werth eines Steins bestimmt. Der Diamant läßt sich nur mit seinem eigenen Staube schleifen und poliren, den man Diamantbrod oder Diamantboord nennt und von den schlechtesten Steinen, also von den grauen, schwärzlichen und überhaupt von den trüben, nimmt, welche härter sind als die übrigen. Dieser Staub wird mit Baumöl angefeuchtet und auf ein sehr glatt polirtes eisernes oder stählernes Rad gestrichen; der Diamant aber wird in einer mit Zinnloth angefüllten Hülse befestigt, welche man in einen Quadranten steckt. Die eine Seite des Diamants wird darauf gegen das Rad gehalten und dieses umgedreht; ist sie gehörig abgeschliffen, so nimmt man eine andere u. s. f., bis der Stein fertig ist. Die vorzüglichsten Diamantschleifer befinden sich in Amsterdam. Die geschliffenen Steine theilt man in vier Sorten, nämlich in Tafelsteine (Dünnsteine), Dicksteine, womit sonst der Brillant geschliffen wurde, Rosensteine (oder Rosetten) und in Brillanten. Tafelsteine sind oben und unten platt, und haben nur an den Seiten eine Reihe Facetten, daher sie auch von geringerem Werthe als die andern sind. Eine Rosette ist unten platt und ohne Facetten, oben aber erhoben mit einigen Reihen Facetten sternförmig geschliffen. Der Brillant ist unten und oben erhoben und mit Facetten geschliffen. Diese sind die kostbarsten nicht nur der Arbeit wegen, sondern weil dazu nur wenige Steine dienen. Halbe Brillanten oder Brillants sind solche, deren unterer Theil aus Crystall oder einem andern Steine besteht, welcher an den Diamanten mit Mastix befestigt ist. Unkundige können damit leicht betrogen werden, weil man die Zusammensetzung nicht bemerkt, wenn sie gefaßt sind. Ehe der Diamant so nach seinen Bestandtheilen untersucht war, wie er es jetzt ist, rechneten ihn die Naturforscher zu den Quarzen, und hielten ihn für den reinsten unter den Kieseln. Wenn auch gleich der Großherzog Cosmus III. von Toscana am Ende des vorigen Jahrhunderts Diamanten durch Brennspiegel, und

nachher Kaiser Franz I. durch bloßes Ofenfeuer verbrennen ließ, so schienen diese Versuche doch nicht wichtig genug, um diesen Edelsteinen eine andere Stelle unter den Mineralien anzuweisen. Erst durch die im Jahr 1768 von d'Arcet bekannt gemachten Versuche, wodurch sich ergeben hat, daß zwei Diamanten, in porzellanen Tiegeln dem Feuer ausgesetzt, wie Wassertropfen verschwanden, ward man aufmerkamer auf die wahre Natur dieses wunderbaren Minerals. Man stellte nun noch mehrere Versuche an, und fand sogar, daß der Diamant beim Glühen unter der Muffel mit einer Flamme umgeben war, und nach und nach verslog. Alle diese Versuche führten dahin, daß der Diamant von den Steinen und Erden verschieden sey, und zu den stannlichen Materialien gehöre, worunter er ein eigenes Geschlecht ausmacht. Uebrigens wird der Diamant weder vom Wasser, noch vom Wingeist, noch von öligen Flüssigkeiten, noch von den ägenden Alkalien oder von den stärksten Säuren angegriffen, selbst die Flußpathsäure nicht ausgenommen. Die Anhänger der neuern französischen Chemie rechnen ihn zu den einfachsten Substanzen, und halten ihn für ganz reinen, auf eine wunderbare Weise verdichteten Kohlenstoff. Außer zu kostbaren Zierrathen, dienen auch die kleinsten Spitzen desselben, um Glas damit zu schneiden. Die größten und prächtigsten Diamanten, welche man jetzt kennt, sind 1. der des Großmoguls, 279 Karat am Gewicht und über 11 Mill. Livres am Werth. 2. Zwei in Frankreich, wovon der eine, der Regent genannt, 5 Mill. werth seyn soll und in der neuesten Zeit auf dem für den Kaiser von Frankreich zu besondern Feierlichkeiten gefertigten Schwerte als Knopf am Griffe angebracht war. 3. Der in Rußland, welchen Catharina II. mit 2,250,000 Livres und 100,000 Livres Leibrenten bezahlte, 179 Karat wiegend, und von der Größe eines Taubeneis. S. Busch Handbuch der Erfindungen über diesen Art. Die Kunst, ihn zu schneiden, soll ein Mailänder, in Diensten Philipps II. von Spanien, im 16ten Jahrhunderte erfunden haben.

Diameter, Durchmesser, heißt die Linie, welche mitten durch einen Körper von runder Gestalt gezogen wird, und nach welcher man seine Größe angibt. Der Durchmesser eines Kreises ist diejenige gerade Linie, die durch den Mittelpunkt desselben von einem Punkt des Umkreises bis zum andern gezogen wird, und somit den Kreis in zwei gleiche Theile theilt. Halbmesser ist die Hälfte dieser Durchschnittslinie, und daher das Stück zwischen dem Mittelpunkt des Kreises und dessen Umfange. **Diametralisch**, **diametral**, gerade durch, geradezu, z. B. **diametral**, entgegengesetzt, wie gelehrt und ungelehrt.

Diana, bei den Griechen Artemis, eine Tochter des Jupiter und der Latona, Zwillingsschwester des Apollo. (S. Delos und Delia.) Als sie noch Kind war, erzählt Callimachus in seinem Hymnus, bat sie ihren Vater, daß er ihr vergönnen möchte, ewig Jungfrau zu bleiben, denn die Schmerzen ihrer Mutter hätten ihr die Liebe verhaßt gemacht. Zugleich bat sie, daß er ihr Bogen und Pfeile, eine Stadt und alle Gebirge, 60 Oceaniden und 20 amnische Nymphen schenken und ihr erlauben möchte, eine Fackel zu tragen und dem Wilde nachzujagen. Jupiter aber gewährte ihr mehr, als sie bat. Er schenkte ihr 30 Städte zu ihrem ausschließlichen Dienste und viele andere, wo sie gemeinschaftlich mit andern Gottheiten verehrt werden sollte. Nun begab sich Artemis auf den waldigen Leukus in Creta und von da zum Ocean, wo sie sich eine zahlreiche Begleitung neun-

jähriger Nymphen auswählte. Dann ging sie zu den Cyclopen auf der Insel Lipara, und verlangte von ihnen einen cydonischen Bogen und Köcher und Pfeile. Diese erfüllten den Befehl der Göttin, und bewaffnet erschien sie jetzt in dem arkadischen Gebiete des Pan, der sie mit schönen Jagdhunden beschenkte. Mit diesen stieg sie am Fuße des Berges Parthasius vier schöne Hirsche mit goldenem Geweih, spannte sie vor ihren Wagen und fuhr damit zuerst auf den thrasischen Hämus. Auf dem Olymp in Mysien spaltete sie eine Fackel von einem Baume und zündete sie an Jupiters Blitzen an. Wenn sie mit der Beute der Jagd beladen nach dem Wohnsitz der Götter zurückkehrte, kamen ihr im Vorhofe Merkur und Apollo entgegen; ersterer nahm ihr die Waffen, letzterer das Wildpret ab. Die amnischen Nymphen spannten die Hirsche vom Wagen, ließen sie auf den Wiesen der Juno weiden, und gaben ihnen aus goldenen Gefäßen Wasser zu trinken. Dann trat Artemis in den Göttersaal und setzte sich neben Apollo. Wie dieser den Wagen der Sonne, so lenkt sie den Wagen des Mondes. Amor und Aphrodite versuchen umsonst, sie zu besiegen; nur Jagd, Musik und Tanz ergötzen sie. Ohne Schonung bestrafte sie die Jungfrauen, die ihr das geleistete Gelübde der Keuschheit verletzten; aber noch härter strafte sie den, der die Heiligkeit ihrer eignen Keuschheit zu beleidigen wagte. Aktäon, der sie im Bade belauschte, ward von ihr in einen Hirsch verwandelt und von seinen eigenen Hunden zerrissen. Dennoch glückte es endlich dem schönen Jäger Endymion, sie die Macht der Liebe empfinden zu lassen. Wenn sie des Nachts als Luna leuchtete und den schönen Schläfer, von der Jagd ermüdet, im Walde schlummern sah, senkte sie sich aus der Höhe darnieder und küßte die Lippe des reizenden Jünglings, der ein Glück genoß, das keinem Gott und keinem Sterblichen zu Theil ward. Ungeachtet ihres Hasses gegen die Liebe war sie dennoch die Helferin der Kreisenden, welche in den Wehen der Geburt sie anriefen. Dagegen war sie auch, wie Apollo, die Göttin des Todes. Das weibliche Geschlecht ist das Ziel ihrer Geschosse, womit sie die Alten und Lebensfatten sanft erlegt, auf daß sie dem aufblühenden Geschlechte Raum geben. Im Zorne aber tödtete sie, wie Apollo, durch Seuchen und Krankheiten. Beleidigungen rächte sie ohne Barmherzigkeit. So tödtete sie den Jäger Orion aus Neid, weil Aurora sich in ihn verliebt hatte; desgleichen die Töchter der Niobe, weil diese sie über die Latona erhob; ferner die Chiane, die sich für schöner hielt als die Göttin u. s. w. Als der kaledonische König Deneus ihr zu opfern vergaß, ließ sie sein Land durch einen Eber verwüsten. Der Alceste, welche bei ihrer Vermählung ihr zu opfern versäumt hatte, schickte sie viele Schlangen in ihre Brautkammer, von denen Apollo sie befreite. Mit Hülfe ihres Bruders tödtete sie den Riesen Tithus, als er der Latona nachsetzte. Im trojanischen Kriege half sie, wie Apollo, den Trojanern; und in den Kriegen mit den Giganten und Titanen bewies sie sich als Heldin. Der Dienst der Diana war in ganz Griechenland verbreitet. Sie wurde als Göttin des Mondlichts, daher eben sowohl Nachtgöttin, zusammenfallend mit Hecate, als auch Lucina, Lichtbringerin, Fackelträgerin, ferner Geburtshelferin (und fällt so mit Eileithyia zusammen), Jägerin und ländliche Gottheit verehrt. Die Artemisionen waren ein ihr (besonders zu Delphi) gefeiertes Fest. Anfänglich bildete man sie mit einem Diadem ab, nachher mit einem halben Monde auf dem Kopfe, mit Bogen und Pfeilen, den Köcher auf ihren Schul-

tern und in einem leichten Jagdkleide, neben ihr die Jagdhunde. Ihr berühmtester Tempel war zu Ephesus (s. d. Art.) und wurde unter die Wunderwerke der Welt gezählt. Man verehrte sie hier als Symbol der fruchtbringenden Natur und bildete sie mit vielen Brüsten ab, die mit Binden umwunden waren.

Dianenbaum oder **Silberbaum**, eine gewächsförmige Zusammenfügung der Silbertheilchen, welche vorher in Salpetersäure aufgelöst wurden. Dianenbaum wurde er genannt, weil das Silber in der Chemie mit dem Zeichen des Mondes (Luna oder Diana) bezeugt wird. Es gibt mehrere Methoden, den Dianenbaum durch chemische Operationen darzustellen. Eine der kürzesten ist folgende: Man bereite ein kaltes Amalgama aus vier Quentchen Silberfeilstaub oder Silberblättchen und zwei Quentchen Quecksilber, löse dieses Amalgama in vier Unzen oder in einer hinlänglichen Menge von reinem und mäßig starkem Salpetergeiste auf; verdünne die Auflösung ungefähr mit 12 Pfund destillirten Wassers, schüttle die Mischung, und bewahre sie in einer zugestopften Flasche auf. Beim Gebrauch nimmt man davon eine Unze, gießt sie in eine Phiole oder in einen Becher, setzt einer Erbse groß von einem Gold- oder Silberamalgama, das so weich wie Butter ist, hinzu, und läßt das Gefäß ruhig stehen. Nicht lange, so sieht man aus der Kugel des Amalgama kleine Fäden herauskommen, welche sich schnell vergrößern, nach allen Seiten zu Zweigen werden, und die Gestalt kleiner Gesträuche annehmen. Diese Erscheinung gründet sich auf verschiedene wesentliche Eigenschaften der Substanzen, die man dazu nimmt. Da das Quecksilber mit der Salpetersäure näher verwandt ist, als das Silber, so nöthigt es jenes Metall, sich von dieser Säure zu scheiden und sich niederzuschlagen. Daß bei diesem Niederschlagen die Farbe des Silbers, seine natürliche Gestalt und der metallische Glanz wieder erscheint, rührt daher, weil das Silber von der Salpetersäure mittelst einer metallischen Substanz geschieden wird. Es scheint dies überhaupt mit allen Metallen zu geschehen, so oft sie durch ein anderes Metall von einer Säure getrennt werden; da sie hingegen allezeit in der Gestalt eines Kalkes oder eines erdigen oder salzartigen Niederschlages ohne alles metallische Ansehen erscheinen, wenn sie durch irgend ein anderes Mittel niedergeschlagen wurden. Die besondere Stellung der Silbertheile im Versuche mit dem Dianenbaum muß ohne Zweifel der Wirkung der anziehenden Kraft, oder der Verwandtschaft zugeschrieben werden, welche die gleichartigen Theile, oder die Grundmassen einer und derselben, oder zweier ähnlichen Substanzen unter einander haben. Vermöge des Bestrebens, welches die Silbertheilchen selbst gegen einander haben, geschieht es, daß diejenigen, welche sich in der Folge von der Salpetersäure trennen, sich auch hernach lieber an einander, als irgend wo anders ansetzen. Uebrigens ist der Dianenbaum der älteste Beweis für die Crystallisirung eines Metalls durch Quecksilber. Damit der Versuch mit dem Dianenbaum gelingt, muß man dahin sehen, daß das Silber, die Salpetersäure und das Wasser rein sind; denn die fremdartigen Theile könnten wenigstens zum Theil das Silber niederschlagen, welches doch im gegenwärtigen Falle allein durch das Quecksilber geschehen darf. Die Silberauflösung muß ferner stark mit Wasser verdünnt seyn, weil der Niederschlag sonst zu schnell und in zu großer Menge geschehen und nicht die regelmäßige Figur bilden würde. Endlich muß die Säure, ehe sie verdünnt wird, völlig mit Silber

gesättigt seyn, weil der Niederschlag sonst nicht eher erfolgt, als bis sich der noch freie Theil der Säure ebenfalls gesättigt hat.

Diaphanometer, ein physikalisches Instrument, welches dazu dient, die Größe der Ausdünstungen in einem begrenzten Theile der uns umgebenden Luft zu messen. S. Busch Handbuch der Erfindungen.

Diät, die Lebensordnung in Speise und Trank, Bewegung und Ruhe, Schlafen und Wachen u. s. w., oder die Gesundheitspflege. **Diätetik** ist die Gesundheitslehre, oder die Lehre, wie man die Gesundheit erhalten soll. Ein diätetisches Verhalten ist ein der Gesundheitspflege gemäßes. Diätetische Regeln sind Gesundheitsregeln.

Diatonisch nennt man eine Folge von Tönen, die durch ganze und große halbe Töne fortschreitet; daher die gewöhnliche Tonleiter diatonische Scale. S. Klanggeschlecht. dd.

Diaz. Unter diesem Namen sind zwei Seefahrer berühmt: 1. Michael Diaz, ein Aragonier, Gefährte des Christoph Columbus, entdeckte 1495 die Goldminen von St. Christoph in der neuen Welt, und trug viel zur Gründung von Neu-Isabella (nachher St. Domingo) bei. Er starb 1512. 2. Bartholomäus, ein Portugiese. Er wurde 1486 von seiner Regierung (unter Johann II.) ausgesendet, um einen neuen Weg nach Ostindien zu suchen. Er segelte muthig nach Süden, entdeckte über 200 Meilen neues Land, und fand glücklich die südliche Spitze von Afrika. Allein die Meutereien seiner Soldaten, und die gefährlichen Stürme, die hier wütheten, nöthigten ihn zur Rückkehr nach Pissabon. Diaz nannte die südliche Spitze von Afrika Vorgebirge der Angst, aber sein König Johann II. gab ihm den Namen des Vorgebirges der guten Hoffnung, weil er nun nicht mehr zweifelte, daß der vermuthete Weg nach Indien gefunden sey.

Dibdin. I. (Charles), geb. 1748, berühmter englischer Theaterunternehmer, Theaterdichter, Componist und Schauspieler. Als 15jähriger Knabe betrat er das Theater und ward auch schon Componist. Er gefiel außerordentlich; er erwarb sich Freunde und Unterstützung, und für ihn wurde bald das Theater, unter dem Namen Circus bekannt, erbaut. Er war hier der Schöpfer einer neuen Gattung von Unterhaltung, die aus Musik, Gesängen und öffentlichen Declamationen bestand, und die er alle und allein selbst dichtete, componirte, sang und darstellte. Zwanzig Jahre lang gelang es ihm, sich beim Publikum in dieser Gattung zu erhalten. Durch die unendliche Mannichfaltigkeit und Verbeist in seinen patriotischen Gesängen, durch die glückliche Benützung aller Gelegenheiten, auf John Bull einzuwirken und ihn in dem langen und schweren Kampfe mit Frankreich immer bei guter Laune zu erhalten und ihn für Land- und Seedienst geneigt zu machen, hatte er in den letzten zwanzigjährigen Kriegen Englands einen außerordentlichen Einfluß auf die untern Volksklassen, so daß die Regierung ihm auch, als eine neue Unternehmung für eigene Rechnung ihm mißlang, eine Pension von 200 Pf. St. bewilligte. Man hat von ihm eine Menge Theaterstücke, Romane, Gesänge und sonstiger Schriften. Sein Sohn, Charles Dibdin jun., ist Miteigenthümer an dem Londner Theater, unter dem Namen Sadlers wells bekannt, für welches er zahllose kleine Stücke und Gelegenheitsgesänge geschrieben und gedichtet hat. Sein zweiter Sohn, Thomas Dibdin, ist ebenfalls fruchtbarer Theater- und Gelegenheitsdichter. II. (Thomas Seognall) einer der größten jetzt lebenden Bibliographen. Man hat über die Bibliogra-

phie und Bibliomanie von ihm mehrere sehr wichtige und geschätzte Werke, von denen wir die bedeutendsten hier anführen wollen, da sie in Deutschland noch nicht sehr bekannt sind: Specimen of a biographical Dictionary, 1800. — Introduction to a knowledge of rare and valuable editions of the greek and Roman Classics, 1808. 3d. edit. — Specimen Bibliothecae Britannicae, 1808. hiervon sind bloß 40 Stück gedruckt. — The Bibliomania, a prose epistle, 1812. 2d. edit. — Typographical Antiquities, in 4to. 1810. — Sein wichtigstes und ein in seiner Art einziges Werk ist aber: Bibliotheca Spenceriana, or a descriptive Catalogue of the books printed in the Fifteenth century, and of many valuable first editions in the Library of George John Earl Spencer. 3 Voll. imperial 8vo. 1814. — Das Wichtigste aus diesem kostbaren Werk wird in dem bibliographischen Lexicon, welches der Bibliotheksecretär M. Ebert in Dresden für den Verlag des Herausgebers vom Conversations-Lexicon bearbeitet, benutzt und bekannt gemacht werden.

Dichten heißt durch sinnliche Anschauungen (Bilder) vorstellen, und wird dem Denken im engeren Sinne, als dem Vorstellen durch Begriffe, entgegengesetzt. Im vorzüglichen Sinne, in welchem es zum Zwecke der Kunst angewendet wird, heißt es, Ideen in entsprechenden Bildern fassen, oder in einem harmonischen Ganzen sinnlicher Anschauungen versinnlichen, wodurch das Dichten auch von dem bloßen Erdichten, d. i. ausdenken, ersinnen solcher Gegenstände, die nicht in der Wirklichkeit gegründet sind, verschieden ist. Das Vermögen zu dichten im obigen Sinne beruht hauptsächlich auf der durch Vernunft, als dem Vermögen der Ideen, angeregten Phantasie. Im engsten Sinne heißt dichten jene ideale Bildungen der Phantasie (Dichtungen) in der Sprache vollendet darstellen, und die Kunst dieser Darstellung insbesondere Dichtkunst; ein Product dieser Art ein Gedicht; besondere Classen derselben Dichtungsarten. S. übrigens Poesie. T.

Dichtigkeit (Densität) heißt der Grad der Erfüllung eines bestimmten Raumes. Um die Dichtigkeit eines Körpers zu bestimmen, muß man ihn mit einem andern vergleichen, und diesen dabei zur Einheit annehmen. Da die Erfahrung lehrt, daß Regenwasser oder auch destillirtes, von allen fremden Beimischungen befreites Wasser, bei gleichem Wärmegrad eine stets gleiche Dichtigkeit behält, so nimmt man dieses gewöhnlich zur Einheit an, und geht bei der Vergleichung von folgenden Grundsätzen aus: 1. Körper, die gleichen Raum einnehmen, verhalten sich in ihrer Dichtigkeit wie ihre Massen, für welche man das Gewicht der Körper setzt, weil man kein anderes Mittel hat, die Qualität der in einem bestimmten Raume enthaltenen Materie zu finden. 2. Haben die Körper gleiche Massen, so verhalten sich ihre Dichtigkeiten umgekehrt wie ihre Räume. 3. Körper, welche ungleiche Massen und ungleiche Räume haben, verhalten sich in ihrer Dichtigkeit, wie die Producte aus den Massen in die verkehrten Räume; oder, was eben so viel ist, wie die Producte der Gewichte und der verkehrten Räume.

Dictator, die höchste obrigkeitliche Person in dem republikanischen Rom, welche nur in außerordentlichen und dringenden Fällen, welche die größte Energie der vollziehenden Gewalt erforderten, ernannt wurde. Die Macht der Dictators war unumschränkt, sowohl in der Staatsverwaltung, als bei der Armee, und keiner Appellation unterworfen. Sie nahm gleich nach seiner Wahl ihren Anfang,

dauerte aber nur sechs Monate. Gewöhnlich legten die Dictatoren ihr Amt nach Beendigung ihres Geschäfts noch vor diesem Zeitraum nieder. Nur wenige Beispiele finden sich von einem längeren Zeiträume, wie z. B. bei Sulla, Cäsar. Alle obrigkeitlichen Ämter, die an den eigentlichen Staatsgeschäften Antheil hatten, hörten mit der Wahl eines Dictators sogleich auf, die Volkstribunen allein ausgenommen. Die Consuln fuhrten zwar in ihren Amtsverrichtungen fort, waren aber den Befehlen des Dictators unterworfen und in seiner Gegenwart ohne ein Zeichen von Autorität; dagegen hatte dieser sowohl in- als außerhalb der Stadt 24 Victoren mit Fasces und Secures zu seiner Begleitung. Er hatte Gewalt über Leben und Tod, war jedoch darin beschränkt, daß er die öffentlichen Gelder nicht willkürlich verwenden, nicht Italien verlassen und in der Stadt kein Pferd besteigen durfte. Auch konnte er nach Niederlegung seines Amtes zur Rechenschaft gezogen werden. Die Wahl des Dictators wurde nicht, wie bei andern Magistraten, durch die Stimmen des Volks entschieden, sondern einer der Consuln ernannte ihn auf Befehl des Senats nach Willkür. Der Dictator ernannte darauf wieder nach freier Willkür einen Befehlshaber der Reiterei. Außer bei dringenden Gefahren wurden in der Folge noch zu gewissen feierlichen Geschäften Dictatoren ernannt, z. B. um die Comitien zur Wahl neuer Consuln anzustellen, um Feiertage anzuordnen u. dergl. m. In einer abgeleiteten, späteren Bedeutung wird daher Dictator tadelnd ein Mensch genannt, der auf seinen bloßen Nachspruch Glauben, Beistimmung oder Gehorsam verlangt; daher dictatorisch, gebietend, machthaberisch, d. i. ein dictatorischer Ausspruch, der ohne Grund und Beweis auf die bloße Auctorität jemandes angenommen werden soll, Nachspruch.

Dictatur, 1. Amt und Würde des Dictators, 2. diejenige Formlichkeit beim ehemaligen Reichstage, vermöge welcher dasjenige kund gemacht ward, was gesetzmäßig zur Kunde des Reichs gelangen, und ein Stück der Reichsacten, oder selbst ein Gegenstand der öffentlichen Berathschlagung werden sollte. Sie bestand darin, daß von Churmainz, mittelst des Reichserbmarschallamts, jeder Comitialgesandtschaft angesagt ward, ihre Kanzellisten zur gesetzten Stunde und benannten Orts der Dictatur halber sich einfinden zu lassen, und alsdann der Secretär des Directoriums jedem Kanzellisten die gemeinte Schrift, unter der Aufschrift: Dictatum etc., entweder in die Feder dictirte, oder gedruckt übergab.

Diction, s. Schreibart, Styl — mit welchem sie oft zusammenfällt. Im engern Sinne jedoch beruht die Diction mehr auf dem Ausdruck der Gedanken und Empfindungen, und der Wahl der Ausdrücke, der Styl im engern Sinn aber auf ihrer logischen und grammatischen Verbindung.

Didaktik, der Theil der Pädagogik oder Erziehungswissenschaft, welcher von den Regeln handelt, nach welchen man durch Unterricht die geistige Kraft des Menschen zur Freiheit und möglichsten Vollkommenheit entwickeln soll. An sie schließt sich an die Methodik, welche von der Anwendung und Beschaffenheit des Unterrichts, als Erziehungsmittel oder dem zweckmäßigsten Verfahren bei demselben, nach Verschiedenheit der Lehrgegenstände und Subjecte handelt. Die Fertigkeit in Ausübung dieser Theile der Pädagogik wird oft im weitern Sinne Didaktik, Lehrkunst, genannt.

Didaktische Poesie, s. Lehrgedicht

Dibastalien hießen bei den Griechen bald die Aufführungen eines Schauspiels selbst, bald schriftliche Aufsätze, worin Nachrichten gegeben wurden von Verfassern und dem Inhalt der Schauspiele, von Zeit, Ort und Erfolg der Vorstellung, ob sie wirklich aufgeführt worden oder nicht, ob sie von den Dichtern, denen sie zugeschrieben werden, wirklich seyen u. s. w. Viele alte Schriftsteller haben dergleichen geschrieben, und es scheint, daß sie nicht bloße Theateranzeigen, sondern auch dramatische Kritik enthalten haben, Vergliederung des Plans, Entwicklung der Schönheiten und Fehler. S. d. Art. Dramaturgie. dd.

Diderot (Dénys), wurde 1713 zu Langres, in Champagne, geboren. Die Jesuiten, in deren Schule er erzogen worden war, wollten ihn zum Mitgliede ihres Ordens machen; aber sein Vater, der eine Abneigung gegen den geistlichen Stand bei ihm bemerkte, bestimmte ihn zum Rechtsgelehrten und übergab ihn der Leitung eines pariser Anwalts. Der Jüngling fühlte indessen zu keiner Facultätswissenschaft Beruf in sich und beschäftigte sich mit belletristischer Lectüre, wenn er Acten lesen sollte. Selbst der Unwille seines Vaters und der Mangel an Unterstützung, der eine Folge davon war, machte ihn nicht irre; er suchte Hülfquellen in seinen Talenten und fand sie. Er legte sich mit Eifer auf Mathematik, Physik, speculative Philosophie und schöne Wissenschaften, und machte sich bald unter den schönen Geistern der Hauptstadt einen Namen. Den Grund zu seinem Ruhme legte er durch seine *Pensées philosophiques*, 1746, eine gegen die christliche Religion gerichtete Broschüre, die viel Leser fand. Sie brachte ihn auf ein Jahr in den Thurm zu Vincennes, und das Parlament ließ sie 1746 durch den Scharfrichter verbrennen. Zu gleicher Zeit gab er mit Gibous und Toussaint ein *Dictionnaire universel de Médecine* in sechs Bänden in Fol. heraus. Der Beifall, mit welchem dieses Werk, so mangelhaft es auch war, aufgenommen wurde, brachte ihn auf den Gedanken, ein encyclopädisches Lexicon auszuarbeiten. Er entwarf den Plan dazu und vereinigte sich zur Ausführung desselben mit vielen namhaften Gelehrten (Encyclopädisten), unter andern mit Daubenton, Rousseau, Marmontel, Le Blond, Le Monnier, besonders aber mit d'Alembert, der nächst ihm den größten Antheil an dieser weitumfassenden, Frankreich zur Ehre gereizenden Unternehmung hat. Er selbst unterzog sich der Ausarbeitung aller in die Künste und Handwerke einschlagenden Artikel, und füllte als Redacteur auch in andern Fächern manche von seinen Gehülfen gestaffene Lücke aus. Der Gewinn der zwanzigjährigen Anstrengung, die ihm diese mühsame Arbeit kostete, war so unbedeutend, daß er sich genöthigt sah, seine Bibliothek zu veräußern. Die Kaiserin von Rußland kaufte sie für 50,000 Livres, und ließ ihm den Nießbrauch derselben auf Lebenszeit. Während er mit der Redaction der *Encyclopédie* beschäftigt war, und viele Unannehmlichkeiten, die den Druck derselben oft Jahre lang hemmten, zu erfahren hatte, gab er verschiedene Werke anderer Art heraus, als den sinnreichen, aber lasciven Roman: *les Bijoux indiscrets*, und die wegen ihrer populären Charakteristik beliebten Lustspiele: *le Fils naturel* und *le père de famille*. Beide Dramen sind unter dem Titel: *Théâtre de Diderot*, oft gedruckt und mit einem Aufsatz über dramatische Kunst begleitet, der viele scharfsinnige Bemerkungen enthält. Diderot starb 1784. Ueber einen Charakter ist man nicht einig. Seine Freunde schilbern ihn als einen offenen, uneigennütigen biedern Mann; dagegen ihm seine Feinde

Hinterlist und Eigennutz zur Last legen. Gegen das Ende seines Lebens gab er manche Blößen durch den Streit, in der er sich mit Rousseau, von welchem er sich gelästert glaubte, einließ. Wie ungegründet dieser Verdacht war, zeigt der zweite Theil der *Confessions*, in welchem seiner auf das ehrenvollste erwähnt wird. Aus seinem Nachlaß sind nach seinem Tode einige vortreffliche Werke erschienen. Dahin gehört sein *Essai sur la peinture*, von Cramer ins Deutsche übersetzt; ferner ein schon im Jahre 1772 geschriebener Dithyramb: *Abdication d'un roi de la fève*, welche äußerst demokratische Gesinnungen verräth und endlich die beiden lebendigen Schilderungen: *la Religieuse*, Paris 1796, und *Jacques le fataliste et son maître*, ebendasselbst. Von dem letztern Roman besaß der Prinz Heinrich eine Abschrift und übersandte sie zum Abdruck nach Frankreich; in Deutschland hatte man bereits vorher eine Uebersetzung. Von *Diderot* wurde zuerst gesagt, was man nachher oft wiederholt hat: daß er schöne Seiten, aber kein gutes Buch habe schreiben können. Seine naturalistischen Ansichten und seine auf fragmentarische Psychologie gegründete klare Moral, so wie überhaupt sein lebhafter encyclopädischer Geist empfahlen seine philosophischen Schriften bei seinen Zeitgenossen und Landsleuten sehr. In der Poetik und Poesie verbreitete er die Tendenz des moralisirenden und der angenehmen Natürlichkeit, daher man ihn oft den Vater der rührenden Komödie und des bürgerlichen Trauerspiels genannt hat. Seinem lebhaften declamatorischen Vortrage hat man Dunkelheit sehr vorgeworfen. Wir schließen diesen Artikel mit *Marmontels* Charakteristik: „Wer *Diderot*,“ sagt er, „nur aus seinen Schriften gekannt hat, hat ihn nicht gekannt. Sein System über die Kunst, gut zu schreiben, verdaß seine herrliche Natur. Aber wenn er bei mündlicher Unterhaltung lebhaft wurde, und er wurde das leicht, und wenn dann von der Quelle weg der Reichtum seiner Gedanken gleich einem Strome dahin floss, er seine Theorien vergaß, und sich den Eindrücken des Augenblicks hingab; dann war er einzig und hinreißend. *Diderot*, einer der aufgeklärtesten Männer des Jahrhunderts, war zugleich einer der liebenswürdigsten. Seine Beredsamkeit der Empfindung hatte einen ganz eigenthümlichen Reiz in allem, was Herzensgüte betraf (*sur ce qui touche la bonté morale, l'éloquence du sentiment avoit en lui un charme particulier*). Seine ganze Seele lag in seinen herrlichen Augen, auf seinen Lippen; und nie prägte sich auf einer Physiognomie Reinheit des Herzens so aus, wie auf der seinigen.“

Dido, die berühmte Erbauerin von Carthago, war nach Einigen eine Tochter des Agenor (Belus), nach Andern des Tyriers Carthadon, nach dem auch Carthago genannt worden seyn soll. Noch Andere nennen ihren Vater Muto oder Muttinus. Ihr Bruder war Pygmalion, König von Tyrus. Die Geschichte ihrer Flucht von dort wird so erzählt. Ihr Vater hatte sie an den Sichäus oder Sicharbas, einen der reichsten Pächner, der zugleich Priester des Herkules war, verheirathet. Sie liebte ihn zärtlich, und wurde um so mehr durch seine Ermordung gekränkt, welche ihr Bruder heimlich vor dem Altare selbst vollbracht hatte, um sich seiner Schätze zu bemächtigen. Ihr erschien im Traume der Geist ihres Gemahls, entdeckte ihr das begangene Verbrechen, rieth ihr zur Flucht, und zeigte ihr den verborgenen Ort an, wo seine Schätze befindlich waren, die Pygmalion vergebens gesucht hatte. Dem gemäß ging sie mit allen ihren Schätzen und ihren treuen Gefährten zu Schiffe nach Afrika, nachdem sie zuvor auf Cypern eine

Anzahl junger Weiber an Bord genommen hatte, deren sie zur Stiftung einer neuen Pflanzstadt bedurfte. Sie landete auf der afrikanischen Küste, nicht weit von Utika, einer tyrischen Pflanzstadt, deren Einwohner sie aufs beste empfingen und ihr den Rath gaben, auf der Stelle, wo sie gelandet sey, sich anzubauen. Sie erkaufte dazu von den Eingebornen ein Stück Landes (vergl. Carthago), und erbaute erst die Festung Byrsa, und später Carthago, welches bald zu einem ansehnlichen Orte ausblühte. Dadurch ward ein benachbarter Fürst, Zarbas, veranlaßt, der Dido seine Hand anzubieten, und da sie diesem Antrage eben so wenig willfahren wollte, als ausweichen konnte, opferte sie freiwillig ihr Leben auf dem Scheiterhaufen. Virgil gibt die Untreue des Aeneas als die Ursache ihres Todes an; allein seine ganze Erzählung von dem Zusammentreffen des Aeneas und der Dido ist Erdichtung, da beide über 200 Jahre aus einander waren.

Didot (François Ambroise), geboren 1730 zu Paris, einer von denjenigen Männern, welche sich um die Buchdruckerkunst große Verdienste erworben haben. Der Sohn eines geschickten und kenntnißvollen Buchdruckers, erbt er von seinem Vater Liebe und Enthusiasmus für seine Kunst. Bei näherer Betrachtung eines der bastervilleschen Meisterstücke entstand bei ihm der Voratz, wo möglich, den englischen Künstler noch zu übertreffen. Die Verbesserungen der französischen Lettern, mittelst des von ihm erfundenen *Typometers*, durch welche er sie in das angenehmste Verhältniß zu einander brachte, und die Vervollkommnungen der Papierfabrikationen waren seine Hauptaugenmerke; besonders war dies der Fall mit dem *Belinpapier*, welches von ihm herrühren soll, und auf welches er schon 1781 drucken konnte. Er verbesserte auch die *Stege*, vervollkommnete den Mechanismus der Pressen etc. Uebrigens sind seine schönen und höchst correcten Ausgaben, auch die, welche er auf Befehl Ludwigs XVI. für den Dauphin (in usum Delphini) druckte, hinlänglich bekannt. Er starb am 1ten Juli 1804 mit dem Ruhm eines braven Mannes und trefflichen Vaters. Zwei Söhne, Pierre und Firmin, erzog er ganz für die Kunst, und sie sind die berühmtesten Buchdrucker Frankreichs geworden. Sie und der Buchdrucker Herhan (vorzüglich Firmin Didot) vervollkommneten die *Stereotypen* (s. diesen Art.), ihres Vaters Erfindung. Auch der Bruder des erstern (Pierre François Didot), geb. 1732, gest. 1795, war als Buchdrucker und Buchhändler berühmt.

Didotische Lettern, lateinische Druckschriften oder Buchstaben von schönem runden und gefälligen Schnitte, von ihrem Erfinder Firmin Didot, Buchdrucker zu Paris; sie werden auch in Deutschland sehr vollkommen nachgeahmt. Ihr Charakter neigt sich zum Kupferschnitt hin, da die ältern Lettern mehr dem Holzschnitt ähnlich sind.

Didymäus (eigentlich Zwilling), ein Beinamen des Apollo, entweder weil er Zwillingebrüder mit der Diana war, oder von dem zwiefachen Lichte der Sonne und des Mondes, welches er den Menschen verlieh. Apollo hatte unter diesem Beinamen einen der größten und berühmtesten Tempel und ein Orakel zu Didyma bei den Milesiern.

Diebstahl, vom Raube unterschieden, ist die heimliche und wider Wissen und Willen ihres Besitzers geschehene Entwendung einer fremden beweglichen Sache aus ihrem Gewahrsam, in der Absicht, sich damit zu bereichern. Dem Diebstahle wird gleich geachtet, wenn jemand einem Andern durch betrügerische Vorspiegelung eines für ihn vortheilhaften Zwecks diesen Besitz entzieht, oder wenn jemand gefundene Sachen, deren Eigenthümer bekannt worden ist, nicht heraus-

gibt. Bei Bestrafung des Diebstahls kommt es auch auf Werth und Wichtigkeit der Dinge oder auf andere Umstände (z. B. in welchem Verhältniß der Dieb zu dem Bestohlenen steht, ob der Dieb bewaffnet war u. s. w.) an. Der Diebstahl setzt übrigens stets ein Eigenthum, Begriffe von Eigenthum und ein fremdes Recht darauf voraus, welches man kennt, aber absichtlich nicht respectirt.

Dienstbarkeit, s. Servitut.

Dieten, Tagegelder (von dies), werden die Gelder genannt, welche Beamte auf Amtreisen und während ihres Aufenthalts an einem fremden Orte zum Ersatz der Zehrungskosten erhalten.

Dieppe, Stadt und Hafen am Flusse Arques in der Normandie, in einer fruchtbaren Gegend, jetzt der Hauptort eines Arrondissements im Departement der Seine inferieure. Sie hat gegen 3000 Häuser und 20,000 Einwohner (im Jahr 1802), von welchen 6000 in der großen Vorstadt Pollet leben. Die Stadt hat schöne Manufacturen von Horn- und Eisenbein-Arbeiten, Spitzen, mit deren Verfertigung der größte Theil des weiblichen Geschlechts beschäftigt ist; Zuckerraffinerien 2c. Ueberhaupt ist der Handel und vorzüglich die Fischerei sehr beträchtlich; 400 Büttner sind bloß mit Verfertigung der Tonnen für die Heringe, Makrelen, Stockfische, Austern 2c. beschäftigt, welche die Seeleute aus dem Canal und den nördlichen Meeren zusammenholen. Der Hafen ist ziemlich gut, faßt aber nur Schiffe von höchstens 400 Tonnen. Es war hier eine öffentliche Schule für den Unterricht der Matrosen in ihrem Geschäfte angelegt. Vor der Revolution gehörte die Stadt unter den Erzbischof von Rouen.

Dietrich (Joh. Wilh. Ernst), der sich aus Sonderbarkeit öfters auch Dieterich schrieb, königlich polnischer und churfürstlich sächsischer Hofmaler, Professor bei der Akademie der Künste zu Dresden, Director der Malerschule bei der Porzellanfabrik zu Meissen, Mitglied der Akademien zu Augsburg und Bologna, einer der berühmtesten deutschen Maler des verflossenen Jahrhunderts, wurde 1712 zu Weimar geboren. Sein Vater, Joh. Georg, als ein guter Portrait-, Bataillen- und Bambocciaden-Maler bekannt, war daselbst Hofmaler, und unterrichtete seinen Sohn bis ins zwölfte Jahr in seiner Kunst. Wie viel sich von dem Knaben hoffen ließ, zeigt ein trinkender Bauer in niederländischem Geschmaç, den er in jenem Alter zeichnete, und der in dem königlichen Kupferstich-Cabinet zu Dresden unter seinen Handzeichnungen aufbewahrt wird. Damit er seine Anlagen noch mehr ausbildete, schickte ihn sein Vater nach Dresden, wo er den Unterricht des berühmten Alexander Thiele genoß. In seinem achtzehnten Jahre wurde er dem König August II. vorgestellt, und da er, nach dessen Angabe, ein Dianenbad von neun Figuren in Gegenwart des Königs und seines Gefolges binnen zwei Stücken im Entwurfe verfertigte, erhielt er vom Könige eine Besoldung. Nach dessen Tode fand er einen Beschützer an dem Grafen Brühl, durch dessen Unterstützung der Künstler in den Stand gesetzt ward, die Gallerie zu Salzdahlen und die wichtigsten Cabinette Hollands und Italiens zu besuchen, und seine Kunstkenntniß immer mehr zu erweitern. Er besaß eine unglaubliche Geschicklichkeit im Copiren, und copirte mit gleichem Glück Gemählde von Rafael und Mieris, Correggio und Ostade. Als Nachahmer wählte er sich vornehmlich Rembrandt, (die Mondenscheine von) van der Meer, Everdingen, Bergheim und Glaube Torrain zu Vorbildern. Doch blieb er keineswegs bei Copie und Nachahmung stehen,

sondern erwarb sich auch durch eigenthümliche Werke einen nicht geringen Ruhm. Was er in historischen Stücken vermochte, zeigen seine biblischen Geschichten sowohl in Gemälden als radirten Blättern; unter seinen Bauernstücken zeichnen sich die Musiciens ambulans aus. In diesen allein erkennt man jedoch Rembrandts Geschmack, so wie in seinen Gesellschaftsstücken Watteau; eigenthümlich zeigt er sich hingegen in der Landschaftsmalerei, in welcher er mit dem größten Ruhm arbeitete. Mannichfaltigkeit und Reichthum der Composition, Geschmack in der Anordnung, angenehme Beleuchtung, schöner durchsichtiger Baumschlag, wirksame Reflexlichter, fröhliche und reine Farben, und eine über das Ganze ausgebreitete Anmuth sind seine Vorzüge. Die Erfindung ist jedoch nicht der beste Theil seiner Bilder, und seine ungemeine Fertigkeit der Hand ließ ihn bisweilen nahe an die Gränze der Manier streifen. Seine besten Werke (er hat sehr viele geliefert) verfertigte er von den Jahren 1730 bis 1760, nach welcher Zeit man eine Abnahme spürt. Doch hörte sein eiserer Fleiß nicht auf, machte ihn aber in den letzten Jahren seines Lebens sich und unfähig für die Kunst. Er starb 1774 an Entkräftung. Seine Gemälde sind beinahe durch ganz Europa zerstreut. Die dresdner Gallerie besitzt deren 34, seine Handzeichnungen befinden sich theils im dortigen Kupferstich-Cabinet, theils in Privatsammlungen. Seine radirten Blätter sind in zwei Sammlungen herausgekommen, von denen die erste sehr selten ist, da nur wenige Abdrücke davon gemacht, und die meisten Platten ausgeschliffen sind. Die zweite, aus 34 Platten bestehend, erschien nach seinem Tode. Zingg hat sich viel Verdienste um sie erworben.

Djezzar (Achmet, mit dem Zunamen Djezzar ober der Fleischer), Pascha von Syrien, war Gouverneur dieser Provinz, als Bonaparte Aegypten eroberte. Er, der kaum die Gewalt der Pforte anerkannte, wartete keineswegs die Befehle des Divans ab; um sich gegen die Republikaner zu erklären. Er schickte ohne Antwort einen Offizier zurück, den Bonaparte an ihn sandte, und ließ alle Franzosen, die sich in Acre befanden, in Ketten werfen. Indessen war er vom Großherrn zum Pascha von Aegypten ernannt worden, entschloß sich daher, seine Truppen mit denen des Großveziers zu vereinigen, und machte schon die Vorbereitungen dazu. Bonaparte aber kam ihm zuvor, schlug ihn allenthalben, vertrieb ihn aus allen festen Plätzen und drängte ihn bis Acre zurück. Auch dies dachte Achmet zu verlassen und hatte schon seine Weiber und Schätze in Sicherheit bringen lassen, als Sidney Smith ihn zur Vertheidigung bewog und so mit Hülfe eines französischen emigrirten Offiziers, Philippeaux, die Stadt rettete. Dieser hatte die Festungswerke hergestellt und vertheidigte den Platz mit eben so viel Tapferkeit als Talent. Djezzar machte selbst während der Belagerung mehrere lebhaftere Ausfälle, und die Franzosen hoben dieselbe den 21sten Mai 1799 nach zweimonatlicher, fruchtloser Anstrengung auf. Als der Großvezier gegen Ende desselben Jahres in Syrien ankam, erhoben sich zwischen ihm und dem Pascha so heftige Streitigkeiten, daß endlich ihre Heere selbst handgemein wurden und sich mehrere blutige Gefechte lieferten, wodurch die ägyptische Expedition verzögert wurde. Sobald Bonaparte erster Consul geworden, hat er dem Handelsverkehr zwischen Frankreich und der Levante wieder herzustellen gesucht, und der Empfang, den der Oberst Sebastiani genoß, beweiset, daß dieser Pascha sehr geneigt war, sich Frankreich wieder zu nähern. Als man ihm die Christen, die Mutualis und die Mönche von

Nazareth und Jerusalem anempfahl, versprach er die größte Achtung dafür zu haben, und wiederholte zu mehreren Malen: „daß sein Wort mehr gälte, als Verträge.“ Er starb im Mai 1804.

Diffamationsklage (von Diffamation, und dieses von diffamiren, ein Gerücht verbreiten, in üblen Ruf bringen, — daher auch diffamatorische Schrift, Schmähschrift), die Klage wider eine Person, die über den Kläger ein nachtheiliges Gerücht verbreitet hat.

Differenzial-Rechnung ist die Rechnungsart, vermöge deren man aus einer gegebenen endlichen Größe eine unendlich kleine Größe findet, welche, unendliche Mal genommen, der gegebenen Größe gleich ist, welche also durch Vergleichung das Verhältniß verschiedener Größen gegen einander bestimmt. Es ist noch zweifelhaft, ob Leibniz oder Newton der Erfinder dieser Rechnung ist. Wenn die unendlich kleinen Größen als der Unterschied zwischen zwei endlichen Größen betrachtet werden: so heißen sie Differenzial-Größen. Differenziren heißt, die Differenzial-Größe von einer gegebenen endlichen Größe ausfindig machen.

Diffession (von diffitiren), in der Rechtsprache die Handlung, wodurch Jemand ein gegen ihn producirtes Document für falsch und untergeschoben erklärt; daher der Diffessionseid, oder der Eid, durch welchen Jemand eine Urkunde dem Inhalte und der Unterschrift nach abschwört.

Digesta, der lateinische Name der Pandecten oder der zweite Theil des justinianischen Corpus juris, welcher die Entscheidungen der alten römischen Rechtslehrer in fünfzig Büchern enthält. S. Pandecten; corpus juris.

Digestion, siehe Verdauung. **Digestiv**, Verdauungsmittel. **Digestor papinianus**, der papinianische Topf (s. d. Act.).

Dignitarien (franz. dignitaires), von Dignitas, Dignität: Würde, Grad, Würdeträger; besonders diejenigen, welche hohe Staats- oder Hofämter bekleiden, daher Großdignitarien (grands dignitaires), Großwürdenträger in Frankreich oder die hohen Reichsbeamten, z. B. die Prinzen und Generalgouverneurs der Provinzen. Doch werden auch die hohen Hofämter, welche zum Theil von Prinzen bekleidet werden, nämlich der Grand-Maréchal du palais, Grand-Chambellan, Grand-Ecuyer, Grand-Veneur und der Grand-Maitre des cérémonies, mit letztem Namen benannt.

Dijambus ist in der Verskunst ein doppelter Jambus, d. h. ein Versfuß, der aus zwei kurzen und zwei langen Sylben besteht, welche so verschränkt sind, daß die kurze Sylbe anfängt und die lange endet, z. B. gewissenhaft u. a.

Dijon, ehemalige Hauptstadt des Herzogthums Burgund am Fluß Duche; jetzt die Hauptstadt im Departement der Côte d'Or. Sie ist groß, wohlgebaut, befestigt und enthielt mit ihren drei Vorstädten ungefähr 25,000 Einwohner, im Jahre 1812 zählte man aber nur 21,000. Sie ist der Sitz eines Bisthums, zu dessen Kirchsprengel jetzt die Departements der Côte d'Or und der Haute Marne gehören und das unter dem Erzbischof von Besançon steht. Es gab hier ehemals reiche Klöster, vorzüglich eine weibliche Cisterzienser-Abtei, welche die Mutter aller übrigen wurde. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet sich das alte, aber weitläufige und gutgebaute Residenzschloß der alten Herzoge von Burgund aus, welches nun zur Residenz einer Cohorte der Ehren-

Dijon dient. Die Stadt hat Manufacturen von Mägen und Strümpfen, Spielkarten, Wollenzeugen, vorzüglich Senf und Wachslichtern; überdies beträchtlichen Weinhandel. Die Akademie der Wissenschaften zu Dijon ist 1725 errichtet und 1740 von dem Könige bestätigt worden. Die Gegend, worin die Stadt liegt, heißt le Dijonnais. In dem Pfarrdorfe Fontaine les Dijon, eine französische Meile von der Stadt, ist der heilige Bernhard, nachheriger Abt zu Clairvaux, geboren.

Dile (Dixn), s. Asträa und Horen.

Dilemma, Dilemm, ist in der Logik ein verfänglicher Schluß, in welchem der zu widerlegende Satz zur Voraussetzung erhoben wird, aus welchem man dann zwei (dann im eigentlichen Sinne **Dilemma, Doppelschluß**) oder mehrere (**Polylemma Viel-**schluß) falsche und ungereimte Folgen ableitet, um seine Wahrheit dadurch selbst zu widerlegen. Der Satz z. B., Gott kann sich in seinen Entschliessungen ändern, wird durch ein Dilemma so widerlegt: Wenn Gott seine Entschliessungen änderte, so hätte er entweder nicht alles von Ewigkeit her überlegt, oder er hätte Manches nicht recht überlegt, oder er handelte nach Willkür. Nun aber ist alles dreies ungereimt (hier müssen die Gründe hinzugefügt werden), folglich ist es falsch, daß Gott in seinen Entschliessungen veränderlich wäre.

Dilettant wird nach einem italienischen Ausdrucke der Liebhaber von Kunst und Wissenschaft, und sein Vergnügen an diesen Gegenständen **Dilettantismus** genannt. Letzterer ist der Meister- und Kennerschaft entgegengesetzt, obgleich er diese oft an Würde übertrifft. Denn auch die Liebhaberei ist verschiedener Art, und es gibt geistvolle und geistlose.

Diligence, so nennt man wohleingerichtete und bedeckte Postwagen, welche Passagiere schnell von einem Ort zum andern bringen.

Dimension, Ausdehnung eines Körpers nach allen Seiten. In dieser Bedeutung wird dies Wort auch in der Baukunst genommen, wo man unter Dimensionen eines Gebäudes das Maß seiner Länge, Höhe und Breite versteht. In den zeichnenden Künsten versteht man darunter die verhältnißmäßig richtige, abgemessene Größe der nachgebildeten Gegenstände durch Beobachtung der Proportionen und Perspective. Es bedarf keiner Erinnerung, daß ohne genaue Beobachtung dieser Dimensionen das Werk der bildenden Kunst allen Schein der Wahrheit verlieren muß. S. **Proportion und Perspective.**

Dim. d. i. diminuendo, dieser italienische Ausdruck zeigt in der Tonkunst an, daß die Stärke der Töne nach und nach abnehmen soll.

Diner, das Mittagmahl, der Mittelpunkt der Tafelfreuden und Tafelceremonien (je später, desto vornehmer und großstädtischer), zerfällt nach der Tabulatur in drei Hauptgänge mit beliebigen Einschübseln: Suppe und Vorgerichte, Fisch und Braten, Dessert. In diesen drei Etagen wohnt die Kunst des Geschmacks und weiß jede mit den raffiniertesten Genüssen auszufüllen, ja die Gourmands alter und neuer Zeit haben diese Kunst in ein System gebracht. Sie unterscheiden diner brun und blond, wie Brunette und Blondine, je nachdem die Speisen mehr im dunklern oder helleren Colorit erscheinen und halten ein blondes Diner für den Triumph der Kochkunst. Ein Diner muß sich eröffnen mit einer heißen Suppe, denn der Gaumen eines Gourmands muß hart wie Mosaik und feuerfest wie

der unverbrennliche Spanier seyn, und diese Suppe wird am häufigsten nach der Manier der Demoiselle Emilie Contat, berühmten pariser Schauspielerin, servirt, so daß die ins Tafelzimmer eintretenden Gäste jeder auf seinem Couvert die rauchende Suppe vorfindet. Dann folgt (der köstliche Effect des Caviars ist nicht überall anerkannt) der Coup d'après, d. h. ein Spiegelglas feiner abstringirender Weine, Madera, Portwein &c. (nur diese und die feinen Dessert-Weine pflegt man in Frankreich als Regel rein zu trinken, den gewöhnlichen Tischwein aber mit Wasser zu vermischen), um die durch die Suppe erschlafften Verdauungsfibern zu stärken und mitgetheilter Kräfte eine tüchtige Portion Rindfleisch zu überwältigen. Senf, Trüffeln oder pikante Gemüse erleichtern diese Arbeit und sind der Mörtel des Grundsteins, auf welchen alle nachfolgenden hohen und höchsten Genüsse gesetzt werden. Dann kommen kleine reizendere Zwischen- und Voressen und hieran ordnen sich die Fische, bis der zweite Gang, die Braten mit ihrem zahlreichen Gefolge von Compots, Salaten, Saucen &c., alles verdrängt. — Hier muß der Koch seine Talente glänzen lassen und der Haut goût der Schmecker verlangt von ihm, daß er das Fleisch, zumal das Wildpret, vom Rande der Verwesung ihm vor die Zähne rücke. Hier ist die Hauptarbeit des guten Eßers gethan und bloß zum Amusement, und um dem Wirth ein Compliment zu machen, schiffet er (die beste Gondel ist eine Pastete) auf Cremes und Gelée in das Lustgefilde des Desserts hinunter, wenn anders nicht der Weingott, der mit Abhub des zweiten Ganges den Antritt seines Regiments mit Batterien von schwerem Caliber verkündet, strenges Embargo auf die Zungen legt. Butter und Käse (les biscuit des ivrognes) sind, wenn das Gebäude der Tafellust bis zum höchsten Gipfel errichtet ist, die Schlußziegel auf dem Forste des Daches; doch wird ein braver Gourmand nie verabsäumen, die Vollenbung seines Baues mit einer Tasse Kaffee auf der Serviette zu feiern, welche, frei vom Impost der Surrogate, der Vermählung mit einer Dosis reizenden Liqueurs würdig ist. Ein solches schulgerechtes Diner hat außer seinen natürlichen Folgen noch manche andere. Der begnügte Gast hat die Pflicht, binnen den nächsten acht Tagen dem Wirth einen Besuch, die sogenannte Visite de digestion, zur schuldigen Dankagung zu machen, und will er bald wieder geladen seyn, binnen vierzehn Tagen den Besuch zu wiederholen. Dieses nennen die Pariser Visite d'appétit. Ferner muß er seinen Dank dadurch ausdrücken, daß er, falls die Erwiederung der angethanen Ehre seinen Verhältnissen nicht zuzusagt, sein Möglichstes für die Unterhaltung bei Tafel durch Anekdoten, wichtige Einfälle &c. thut (in der pariser Sprache payer en monnoi de singe), in jedem Falle aber unter acht Tagen nicht über den Wirth medisirt. Die Feinheit der französischen Küche verdient ihre Wechselwirkung auf den feinen Ton vollkommen, der sich in unzähligen Tafelregeln ausspricht und macht daher Paris auch zur Centralbehörde der Eckerei. Diner par coeur nennen die Franzosen, wenn man mit einem fehlgeschlagenen Besuche oder sonst die Zeit des Mittagmahls versäumt hat und nun den Appetit mit einem Gerichte frischen Obstes stillen muß. Diner d'ami, wenn man ohne besondere Einladung zu Mittag vorlieb zu nehmen oder anlaßt wird oder veranlaßt. A. Ding, alles, was für sich bestehend existirt oder gedacht werden kann. In letzterer Hinsicht gibt es auch Gedankendinge, wozu auch die Verneinungen der Gegenstände, selbst das Nichts ge-

hört. In ersterer Hinsicht wird das Ding entweder gleichbedeutend mit Substanz, den Accidenzen (Eigenschaften der Gegenstände) oder gleichbedeutend mit den Erscheinungen (phaenomenis), dem Ding an sich (noumenon), dem nicht sinnlich erscheinenden, nur dem Verstande sich ankündigenden (intelligibeln) Wesen der Dinge entgegengesetzt, von welchem Kant ein Wissen für unmöglich hielt. — In der ältern deutschen Sprache hieß Ding ein Gericht, gerichtliche Versammlung: daher soll kommen der Dinstag, d. i. Gerichtstag, dingpflichtig, d. i. vor Gericht zu erscheinen schuldig; Dingmänner, d. i. Schöppen u. s. w.

Dingliches Recht (jus in rem oder in re und jus reale), Sachenrecht, Realrecht, dem persönlichen Rechte entgegengesetzt, ist ein solches Recht, dessen Gegenstand unmittelbar in einer Sache (in juristischen Bedeutung) besteht; — ein Recht mithin, das gegen jeden Dritten ausgeübt werden darf, welchem daher auch nur die allgemeine Verbindlichkeit, dies Recht nicht zu verletzen, entspricht; dahingegen das persönliche Recht auf einer besondern Verbindlichkeit gewisser Personen, z. B. etwas zu leisten, beruht, und nur eine persönliche Klage erzeugt. Als Arten dergleichen Rechte werden betrachtet das Eigenthumsrecht, das Recht der Dienstbarkeit (jus servitutis), das Pfandrecht; von Einigen auch das Erbschaftsrecht und der Besitz. Nach älterm deutschen Rechte gehörten hierher auch das Nuzueigenthum, Zinsrecht, Zwangs- und Bannrecht, Re tractat recht. —

Dinte (gemeine). Dieses Schreibmaterial kann man von mancherlei Farben bereiten, doch ist die schwarze Dinte die gebräuchlichste. Mehrere Chemiker haben sich bemüht, ihre Bereitung zu vervollkommen. Viel hat ein Engländer Lewis geleistet, und er gibt folgende Vorschrift: In drei Maßeln weißen Weins oder auch Weinessigs läßt man 3 Unzen Galläpfel, eine Unze Blauholz und eine Unze grünen Vitriol eine halbe Stunde lang kochen, setzt dann 1½ Unze arabisches Gummi hinzu, und gießt die ganze Mischung, wenn das Gummi gehörig aufgelöst ist, durch ein Haarsieb. Der berühmte van Mons empfiehlt folgende Zusammensetzung: 4 Unzen Galläpfel, 2½ Unze bis zur Weiße calcinirtes schwefelsaures Eisen und 2 Pinten Wasser läßt man 24 Stunden lang in der Kälte infundiren, thut 10 Quentchen arabisches Gummi hinzu, und verwahrt es in einer offenen, oder bloß mit Papier leicht verstopften Flasche. Ein anderes Recept ist folgendes: man nehme 1 Pfund Galläpfel, 6 Unzen arabisches Gummi, ebensoviel Eisenvitriol und 4 Pinten Bier oder Wasser. Die Galläpfel werden zerstoßen und bleiben dann 24 Stunden lang als Aufguß stehen; hierauf setzt man das gröblich zerstoßne Gummi hinzu und läßt es auflösen; nachdem thut man den Vitriol zur Masse, der diese sogleich schwarz färbt, und seihet sie endlich durch ein Haarsieb. Eine gute rothe Dinte erhält man nach folgendem Recept: Ein Viertelpfund des besten Fernambuchholzes wird mit 2 Loth gestoßenen Alauns und ebensoviel Weinsteinrahm in einem Maß Wasser bis zur Hälfte eingekocht, und in der noch warmen Brühe Zucker und gutes arabisches Gummi, von jedem 2 Loth, aufgelöst. Blaue Dinten geben mit Alaunerde abgestumpfte und mit Gummi versetzte Indigauflösungen. Grüne Dinte erhält man aus Grünspan, destillirt mit Weinessig und etwas Gummi vermischt. Safran, Alaun und Gummiwasser geben eine gelbe.

Dinten (sympathetische). Hierunter versteht man Flüssigkeiten ohne alle, oder doch ohne merkbare Farbe, mit welchen sich eine unsichtbare Schrift auftragen läßt, die man nach Belieben durch gewisse (jeber Art von sympathetischer Dinte eigene) Mittel sichtbar machen kann. Schon Ovidius erteilt den unter strenger Aufsicht gehaltenen Mädchen, die gern an ihre Liebhaber schreiben möchten, den Rath, die Schrift mit frischer Milch aufzutragen und wann sie getrocknet ist, Kohlenstaub oder Ruß darüber zu streuen. In den neuern Zeiten hat die Chemie viele und bessere Dinten dieser Art verfertigen gelehrt. Wenn man grünen Vitriol in Wasser auflöst, und etwas Alaun dazu setzt, um zu verhüten, daß der gelbliche Eisenniederschlag nicht niederfällt, welcher, dafern die Säure nicht die Oberhand hat, allezeit zu entstehen pflegt; so kann man mit dieser Auflösung eine unsichtbare Schrift aufsetzen, die sehr schwarz erscheint, wenn man sie mit einem gut gesättigten Galläpfelaufguß befeuchtet. Man kann auch aus der gemeinen schwarzen Dinte eine sympathetische verfertigen. Zu diesem Zwecke benimmt man ihr durch beigemischte Salpetersäure die Farbe. Die Schrift, die man damit aufträgt, kommt zum Vorschein, wenn man sie mit aufgelösetem flüssigen Alkali befeuchtet. Die berühmte Dinte, die in der Kälte unsichtbar, aber nach einer mäßigen Erwärmung sichtbar ist, kann man auf eine ziemlich leichte Art verfertigen. Man nimmt dazu die in Materialhandlungen käufliche Zaffer, und zieht daraus vermittelst der Digestion in Königswasser das aus, was die Säure davon auflösen kann, d. h. die metallische Erde des Kobalts, welche bei der Verglasung das Blau gibt; dann verdünnt man diese Auflösung mit etwas Wasser, damit sie nicht durch das Papier schlage. Die Schrift von dieser Dinte ist unsichtbar, erscheint aber schön grünblau, wenn man sie auf einen gewissen Grad erhitzt. Sobald sie wieder erkaltet, verschwindet sie gänzlich, und so kann man sie durch wechselseitige Erhitzung und Erkältung bald sichtbar, bald unsichtbar machen. Nur muß man sich hüten, sie nicht mehr zu erhitzen, als zur Sichtbarmachung nöthig ist, weil sie sonst immer sichtbar bleibt. Mit dieser sympathetischen Dinte kann man Landschaften zeichnen, in denen die Bäume und die Erde ihren Schmuck, das Grün, durch den Winter verloren haben, und die sich, wenn man will, in Frühlingslandschaften verwandeln müssen, sobald man sie einem gehdrigen Grade von Wärme aussetzt. Man hat diesen Einfall schon auf Feuerschirmen ausgeführt.

Dio Cassius zu Nicäa in Bithynien um das Jahr 155 nach Christus geboren; von andern wird er auch ein Römer genannt, weil er das römische Bürgerrecht bekommen, viele Ehrenämter in Rom bekleidet und sich lange daselbst aufgehalten hat. Sein Vater, Cassius Apronianus, war Statthalter in Cilicien. Er begleitete diesen dahin, um sich in Staatsgeschäften zu bilden, nachdem er Philosophie und Beredsamkeit studirt hatte. Im Jahr 180 nach Christus kam er in den römischen Senat, bekleidete seit Pectinax Regierung die höchsten Würden in demselben, und endlich auch das Proconsulat in Afrika, bald darauf in Dalmatien und dem obern Pannonien (bis 227). Nach seiner Rückkunft wollten ihn die prätorianischen Soldaten ermorden, aber der Kaiser Alexander Severus nahm ihn in Schutz, ernannte ihn (229) zum zweiten Mal zum Consul, und erlaubte ihm endlich, sich von den Geschäften zurückzuziehen und in Nicäa sein Leben ruhig zu beschließen. Er beschrieb in 80 Büchern,

wovon wir selber nur das 36ste bis 54ste Buch, jedoch vollständig, das übrige im Auszuge des Xipholinos besitzen, die römische Geschichte von Aeneas Ankunft in Italien bis 228 nach Chr. Geb., und widmete dieser Arbeit 22 Jahre. Er hat das Verdienst, die Begebenheiten gut chronologisch geordnet, und sofern er sie selbst erlebt, richtig angegeben zu haben, zeigt sich aber dabei oft ungerecht gegen große Männer, übergläubisch und schmeichelnd; sein rhetorischer Styl ist der Geschichte nicht angemessen.

Diöces (Dioklésis, Diöcessis), heißt bei den Römern seit der Zeit Constantins des Großen eine gewisse Anzahl von Provinzen, welche unter einem Präfecten standen; in der Kirchenverfassung der Christen aber ein Landesbezirk, der in kirchlichen Angelegenheiten der Gerichtsbarkeit eines Erzbischofs unterworfen war. Nachher hat man auch einen bischöflichen Kirchsprengel, und bei den Protestanten die Summe der Pfarreien, welche unter der Inspection eines Superintendanten stehen, Diöces oder Kirchsprengel genannt. Auch diese Einrichtung schreibt sich aus der Zeit Constantins (dem 4ten Jahrhundert nach Christus), des römischen Kaisers her, der die christliche Religion zur Staatsreligion machte.

Diodorus aus Agyrum in Sicilien gebürtig, und daher Siculus genannt, ein berühmter Geschichtschreiber unter Julius Cäsar und August. Um seiner Geschichte die möglichste Vollständigkeit und Genauigkeit zu geben, bereisete er einen großen Theil von Europa und Asien. Sehr zu bedauern ist es, daß der größte Theil dieser seiner Geschichte, die er historische Bibliothek nannte, und in welcher er die pragmatische Behandlung mit der rhetorischen nach dem Muster des Theopompos und Ephoros verband, und an welcher er 30 Jahre gearbeitet hatte, verloren gegangen ist. Sie bestand aus 40 Büchern, war vorzüglich genau abgefaßt, und enthielt die Geschichte fast aller Völker der Erde. Wir haben von den 20 ersten Büchern nur die fünf ersten und zehn letzten, von den 20 letzten aber nichts übrig behalten. Die beste Ausgabe ist von Wesseling und Giffart.

Diogenes Laertius (von Laerte in Sicilien), um 250 nach Chr. Geb.; sammelte mit Fleiß, aber ohne Kritik und philosophischen Geist mancherlei Data über das Leben und die Meinungen berühmter Philosophen. Für die Geschichte der Philosophie ist diese Sammlung (in 10 Büchern) unentbehrlich, nur muß sie mit Vorsicht gebraucht werden. Am ausführlichsten ist Epikurs Leben (in dem ganzen 10ten Buche) erzählt, dessen Anhänger er zu seyn meint.

Diogenes aus Sinope, einer Stadt am Pontus, 414 vor Chr. Geb. geb., der berühmteste unter den cynischen Philosophen. (S. Cyniker.) Da er mit seinem Vater, den man der Münzverfälschung angeklagt hatte, aus seinem Geburtsorte verbannt worden, ging er nach Athen, und bat den Antisthenes, ihn zu seinem Schüler anzunehmen. Erst nachdem dieser den Dringenden abzuweisen selbst mit Schlägen vergeblich gesucht hatte, ward ihm seine Bitte gewährt. Diogenes widmete sich ganz dem Unterrichte seines Lehrers, dessen Grundsätze er bald noch erweiterte. Er verachtete nicht nur, wie dieser, alles philosophische Wissen und eiferte gleich freimüthig gegen das Sittenverderbniß seiner Zeit; sondern er trieb zugleich die eigene Anwendung seiner moralischen Lehren bis aufs äußerste. Antisthenes finsterner Ernst mißfiel; Diogenes hingegen verstand mit

Heiterkeit und Wiß seinen Zeitgenossen ihre Thorheiten zu zeigen, und war daher geschickter, ein Sittenlehrer des großen Haufens zu seyn, so wenig er auch in der That besserte. Zugleich wußte er seinen Grundsatz, alles Entbehrlichen sich zu entäußern, auf die ungünstigste Art anzuwenden. Er lehrte, der Weise müsse, um glücklich zu seyn, sich unabhängig vom Glücke, von den Menschen und von sich selbst zu erhalten suchen; zu dem Ende müsse er Reichthum, Ansehen, Ehre, gesellschaftliche Convenienz, die Künste und Wissenschaften, und alle Annehmlichkeiten des Lebens verachten. Er selbst wollte seinen Zeitgenossen ein Muster cynischer Tugend seyn. Daher unterzog er sich den härtesten Prüfungen, und riß sich von jedem Zwange los. Oft kämpfte er mit dem Hunger, befriedigte ihn mit den schlechtesten Speisen, befließ sich selbst bei Mahlzeiten, wo der größte Ueberfluß herrschte, der strengsten Enthalttsamkeit, und streckte seine Hand auch wohl zu einem Almosen aus. Am Tage ging er ohne Schuhe, ohne Rock, mit einem langen Barte, einen Stock in der Hand und einen Quersack auf der Schulter, in Athen einher; des Nachts sperrte er sich in eine Tonne. Allen Ungemächlichkeiten der Witterung bot er Troß, und ertrug Spott, Schimpf und Beleidigungen des Volks mit der größten Ruhe. Seinen hölzernen Becher warf er, wie man erzählt, als ein entbehrliches Geräth fort, da er einen Knaben mit der Hand Wasser schöpfen sah. Nie schonte er die Thorheiten der Menschen; laut und unerbittlich sprach er gegen alle Laster und Mißbräuche, und bediente sich dabei der Satire und der noch furchtbarern Ironie. Das Volk und selbst die Gebildeten hörten ihn gern, und versuchten ihren Wiß an ihm; merkten sie aber seine Ueberlegenheit, so gingen sie oft in Beleidigungen über, die ihn jedoch wenig außer Fassung brachten. Oft machte er ihnen Vorwürfe über Ausdrücke und Handlungen, welche die Schambastigkeit empörten, und es ist daher nicht glaublich, daß er sich der Ausschweifungen schuldig gemacht habe, welche seine Feinde ihm Schuld geben. Sein unanständiges Betragen beleidigte mehr den Weltbrauch als die Sitten, doch sind viele Anekdoten von diesem Sonderling erdichtet, und selbst sein Aufenthalt in der Tonne zweifelhaft. Auf einer Reise nach der Insel Megina wurde er von Seeräubern gefangen, und als Sklave nach Creta an den Corinthier Xeniades verkauft. Dieser ließ ihn frei und übertrug ihm die Erziehung seiner Kinder. Sein neues Geschäft verwaltete er mit der größten Sorgfalt, und lebte im Sommer gewöhnlich zu Corinth, im Winter zu Athen. Am erstern Orte war es, wo Alexander, der mit seinem Gefolge zur Staatsversammlung ging, ihn an der Landstraße in der Sonne gelagert fand, und verwundert über die Gleichgültigkeit, mit welcher der zerlumpte Bettler seiner nicht zu achten schien, sich in ein Gespräch mit ihm einließ und ihm zuletzt die Erlaubniß gab, sich eine Gnade auszubitten. „Ich verlange weiter nichts,“ antwortete der Philosoph, „als daß du mich aus der Sonne gehest.“ Erstaunt über diesen Beweis höchster Genügsamkeit, soll der König ausgerufen haben: „Wäre ich nicht Alexander, so wünschte ich Diogenes zu seyn.“ — Plato hatte den Menschen für ein zweibeiniges Thier ohne Federn erklärt; Diogenes, der davon hörte, brachte unter seinem Mantel einen lebendigen gerupften Hahn in die Vorlesung, und warf ihn mit den Worten in die Versammlung hin: „Da habt ihr einen platonischen Menschen!“ — Ein andermal ging er am hellen Mittage mit einer Laterne in Athen. Auf die Frage, was er suche, antwortete er: „Ich suche





aus ihren Drüsen schwißt, angelockt zu werden. Reifen Samen hat diese Pflanze in Europa noch nicht bringen wollen.

Dione, Mutter der Venus, daher **Dionaea**, Beinamen der letztern, auch letztere selbst.

Dionysien oder **Bacchanalien**, von **Dionysos** oder **Bacchus** (s. d. Art.).

Dionysius von Halicarnass in Karien, geboren vor Chr. Geb. 55, kam als ein gelehrter Kunstrichter und Lehrer der Beredsamkeit um die 137ste Olympiade nach Rom, und schrieb zur Belehrung seiner Landsleute eine römische Archäologie in 20 Büchern, worin er die ältere Geschichte und Verfassung Roms bis auf den Anfang des Polybius erzählt. Wir besitzen davon die elf ersten Bücher, und von den übrigen einige Fragmente. Sie sind nach Hudson von Reiske herausgegeben worden. Sein 22jähriger Aufenthalt in Rom, der Umgang mit den gelehrtesten Römern und die Benützung der ältern Annalisten machen ihn für den kritischen Geschichtsforscher sehr wichtig, wiewohl seine theoretische Behandlung bedeutenden Einfluß auf die Darstellung der römischen Sagen Geschichte gehabt hat. Auch als ästhetischer Schriftsteller hat **Dionysius** einigen Werth, nur verdienen die hieher gehörigen Werke eine kritische Sichtung. So gehört die *Ars rhetorica* nur zum Theil dem **Dionysius**, und ist nach ihrer gegenwärtigen Zusammenstellung wahrscheinlich aus dem 3ten Jahrhundert nach Christi Geburt.

Dionysius der Ältere, schwang sich aus gemeinem Stande zum Feldherrn und dadurch zum Tyrannen (d. i. Beherrscher) von Syrakus (um 406 vor Chr.) auf. Die bei Eroberung Agrigents durch die Carthager geflüchteten Agrigenter klagten nämlich die Syrakusanischen Feldherren der Verrätherie an; **Dionysius** unterstützte ihre Klagen und brachte es dahin, daß das erzürnte Volk andere Heerführer wählte, unter denen er selbst sich befand. Bald aber wußte er auch diese verdächtig zu machen und sich zum Oberfeldherrn ernennen zu lassen. In diesem Posten ward es ihm nicht schwer, mit Hülfe der gewonnenen Truppen sich der Festung von Syrakus und aller darin befindlichen Waffen und Lebensmittel zu bemächtigen; worauf er sich im 25ten Jahre seines Alters zum Könige erklärte. Um seine Macht noch mehr zu befestigen, heirathete er die Tochter des Hermokrates, dessen Geschlecht in Syrakus das vornehmste war. Nachdem er einen kurzen Krieg mit Carthago geendigt, und verschiedene Empörungen glücklich gedämpft hatte, so daß er sich auch andere Städte der Insel unterwarf, rüstete er sich zu einem großen Kriege gegen Carthago. Das Waffenglück, das ihm anfangs günstig war, wandte sich bald zu seinem Nachtheil. Schon wurde er in Syrakus selbst belagert, als die Pest unter den Carthagern große Verwüstungen anrichtete. **Dionysius**, der zu derselben Zeit eine Verstärkung von 30 Schiffen erhalten hatte, benutzte die Muthlosigkeit der Feinde, griff sie zu Wasser und zu Lande an, und trug einen vollständigen Sieg davon, dem bald ein vortheilhafter Friede folgte. Auf seinen Feldzügen in Unter-Italien eroberte er die Stadt Rhegium durch Aus- hungerung. Nach einem neuen kurzen Kriege mit Carthago lebte er eine Zeitlang in Ruhe und beschäftigte sich mit der Dichtkunst, in der er durch seine elenden Producte nicht minder glänzen wollte. Er wagte es sogar, bei den olympischen Spielen um den Preis zu rin-

gen, und schickte zu dem Ende eine feierliche Gesandtschaft und eine Menge der besten Declamatoren dahin, die seine Gedichte vorlesen sollten, aber mit aller Kunst nicht verhindern konnten, daß nicht die Zelte des Dionysius vom Volke niedergerissen und geplündert wurden. Noch schimpflicher wurde eine zweite, vier Jahre nachher von ihm abgeschickte Gesandtschaft aufgenommen. Er wurde darüber fast rasend. Dennoch wollte er seinen Wahn nicht aufgeben, und pflegte Dichter und Gelehrte damaliger Zeit durch Vorlesung seiner Verse zu peinigen. Endlich fing er aus Mißmuth einen neuen Krieg mit den Carthagern an, um sie ganz aus Sicilien zu vertreiben; konnte jedoch diese Absicht nicht erreichen, und mußte einen nachtheiligen Frieden schließen. Dafür aber gelang es ihm jetzt, in Athen eines seiner Trauerspiele gekrönt zu sehen. Die Nachricht davon erfüllte ihn mit so unmaßiger Freude, daß er krank wurde: die Aerzte aber gaben ihm auf Anstiften seines Sohnes statt der Arznei einen Schlaftrunk, der ihn nicht wieder erwachen ließ. So starb er nach einer 25jährigen Regierung. Ihm folgte sein ältester Sohn, der unter dem Namen, Dionysius der Jüngere, bekannt ist. Um ihn von den Ausschweifungen, denen er sich ergab, abzuführen, machte ihn Dion (s. d. Art.) auf die Lehren des Plato aufmerksam und stellte ihm vor, daß dieser große Philosoph allein ihn die wahre Kunst zu regieren, worauf sein und seiner Unterthanen Glück beruhe, lehren könne. Dadurch bewogen, berief Dionys den Plato an seinen Hof. Dieser folgte seinen dringenden Einladungen, und wußte den Tyrannen wirklich zur Tugend und zu den Wissenschaften zu erwecken, und überhaupt dem ganzen Hofe eine andere Gestalt zu geben. Aber eine Gegenpartei, an deren Spitze der Geschichtschreiber Philistus stand, machte die Treue des Dion verdächtig, und bewirkte seine Verbannung. Vergebens suchte Plato seine Zurückberufung zu bewirken und verließ endlich, nachdem er lange mit einigem Zwange zurückgehalten worden, Syrakus, als ein ausgebrochener Krieg den Dionys anderweitig beschäftigte. Nach geschlossenem Frieden kehrte er auf die wiederholten Bitten des Königs zurück. Auch jetzt bemühte er sich, Dions Zurückberufung zu bewirken; aber vergeblich. Er drang daher auf seine Entlassung. Dionys wußte ihn dadurch wieder zu gewinnen, daß er ihm eine scheinbare Ausöhnung mit Dion vorschlug, vermöge welcher dieser sein Vermögen ausgeliefert erhalten, dagegen aber versprechen sollte, nichts gegen den Thron zu unternehmen. Allein auch dieses Versprechen erfüllte er nicht und Plato verließ ihn, nachdem er mehrere bittere Kränkungen erfahren. Jetzt erschien Dion mit einem Heere und bemächtigte sich der Stadt Syrakus, in die Dionysius erst nach Dions Ermordung zurückkehrte. Sein Unglück hatte ihn aber nur noch grausamer und unmenschlicher gemacht. Die Vornehmsten flüchteten vor seinen Bedrückungen. Inzwischen gingen die Carthaginer einen neuen Krieg mit Syrakus an, und verbündeten sich heimlich mit dem Ietas, dessen Absicht war, sich der Stadt zu bemächtigen. Allein noch verstellte sich dieser und billigte sogar die Maßregel, bei Corinth Hilfe zu suchen. Diese wurde ihnen versprochen, und Timoleon sollte mit einer Flotte nach Syrakus abgehen, um sowohl die Feinde als den Tyrannen zu vertreiben. Dies führte er glücklich aus. Dions, der sich ihm ergeben hatte, wurde nach Corinth gebracht, wo er sein Brot kümmerlich mit Unterricht erwarb, und in der Verachtung starb, die er durch seine Jügellosigkeit sich zugezogen hatte.



gemeinen nennen), welche als ein Zweig der Staatswissenschaften (oder der Politik im weitern Sinn) anzusehen ist, bezieht sich auf die Kenntniß der politischen Verhältnisse, der individuellen Interessen und Rechte der Staaten unter einander. Jene nun, die Gesandtschaftswissenschaft, lehrt, wie ein Gesandter in seinen Verhältnissen durch mündliche und schriftliche Unterhandlungen vorzüglich zur Erreichung der Zwecke des Staats, von welchem er gesendet, bei dem beschickten Staate wirken soll. Sie muß daher 1. mit den durch Erfahrung gegebenen Verhältnissen der Gesandten und der Gesandtschaftspersonen bekannt machen; 2. die bestehenden, vorzüglich auswärtigen, Verhältnisse, Interessen und Rechte der Staaten kennen lehren; 3. zu mündlichen und schriftlichen Verhandlungen Anleitung geben. Aber alles dieses setzt zum Verständniß mehrere Wissenschaften voraus, deren mehr oder weniger jeder Staatsmann bedarf; daher man auch die diplomatischen Wissenschaften, oder die Wissenschaften des (wahren) Diplomaters, von der Diplomatie unterscheiden muß. Zu jenen gehört nothwendig die allgemeine Staatslehre (Politik im weitern Sinne) und insbesondere, a) das Staats- und Völkerrecht, weil das Gesandtschaftsverhältniß ein staats- und völkerrechtliches Verhältniß ist, und der Gesandte im Namen des Staats, dessen Wesen höchsten Zweck und Würde er überhaupt kennen muß, mit Staaten, unterhandelt; und b) die Politik im engern Sinne oder die äußere Staatsklugheitslehre, d. i. der Inbegriff von practischen, aus der Erfahrung und Geschichte abstrahirten Regeln, wie man zur Erreichung des Staatszwecks, in so weit er durch das gegenseitige Verhalten anderer Staaten zu dem eignen bedingt ist, am sichersten und seiner Würde angemessensten wirke. Denn der letzte Zweck des Staatsmanns, der die äußern Verhältnisse eines Staats besorgt, und zugleich das Ideal desselben ist: den allgemeinen und ewigen Zweck der Staaten, angewendet auf die bestimmte Individualität desjenigen, welchem er dient, in allen gegebenen Verhältnissen desselben zu andern Staaten durch Weisheit und Recht zu behaupten, und mithin die Selbstständigkeit und das Wohl desselben, als eines Gliedes der großen Familie der Menschheit in seinen Verhandlungen thätig zu befördern. Nächst den angeführten allgemeineren oder philosophischen Wissenschaften erfordert insbesondere die Kunde der gegenwärtigen Verhältnisse der Staaten, welche den Zweck seiner Wirksamkeit modificiren, die Kenntniß des auf Gewohnheiten und Verträgen beruhenden (positiven) Völker- und Gesandtschaftsrechts; des positiven Rechts der Staaten und ihres gegenwärtigen Zustandes überhaupt (Statistik), und, weil die Gegenwart auf der Vergangenheit beruht, der Geschichte, und vorzüglich ihrer Hülfswissenschaft, der Diplomatik (s. d. folg. Art.); letzterer auch, um an Beispielen die Regeln und Bedingungen der schriftlichen Verhandlungskunst in Beziehung auf auswärtige Verhältnisse und Angelegenheiten, nach Materie und Form kennen zu lehren. Daß die Diplomatie als Kunst, wenn sie auf solchen Ansichten beruht, auf solche Kenntnisse gebaut, mit Redlichkeit und Wahrheit des Charakters verbunden ist, und einen Geist findet, der mit klarem, schnellem Blick, mit umfassender Thätigkeit und tiefer Menschenkenntniß, die durch Vorstellung, Betrug und falsche Künste aller Art verwickelten, durch Irrthum, Vorurtheil und Leidenschaft getrübbten Verhältnisse in ihrem wahren Lichte auffaßt und darstellt, und die gegenwärtigen mit derselben Leichtigkeit zum wah-

ren Wohl der Staaten anordnet, als er künftige im Geiste sich entwickeln sieht, ja selbst denen, welche nicht vorher bestimmbar sind, mit Ruhe, Besonnenheit und Festigkeit des reinen Willens begegnet, — daß eine solche Kunst, sagen wir, wenn sie endlich durch Lebenswürdigkeit der Person und ihres Betragens, durch Feinheit, edeln Anstand, Gefälligkeit und Gewandtheit, so wie durch andere günstige äußere Verhältnisse an Wirksamkeit gewinnt, eine für das Glück der Menschheit äußerst wichtige und wohlthätige Kunst sey, ist aus dem Gesagten über allen Zweifel gewiß, wenn man bedenkt, wie sehr das innere Wohl der Staaten durch ihr äußeres Verhältniß bestimmt wird. T.

Diplomatik, oder Urkundenlehre, ist die Wissenschaft von den schriftlichen Aufträgen, welche über Rechte und Thatsachen auf eine feierliche und verbindliche Art ausgefertigt sind, und den späteren Zeiten zum vollen Beweise dienen. Sie macht sonach einen Theil der historischen Quellenkunde aus. Nach den drei Hauptabschnitten der allgemeinen Geschichte mußte es nun eigentlich eine alte, mittlere und neue Diplomatik geben, zumal da es wirklich fast von der Zeit an, als Buchstabenschrift in Gebrauch kam, auch Urkunden gibt. Ägypter, Phönizier, Babylonier, Perser, Hebräer, Griechen und Römer, jedes civilisirte Volk der alten Welt schrieb Urkunden, bewahrte dieselben in Archiven, und machte von ihnen historischen, juridischen und politischen Gebrauch. Gleichwohl datirt man die Diplomatik nicht so weit zurück, indem man weniger auf das Wesen als die Form, weniger auf den Inhalt als die Materie sah. Weil man bis jetzt noch kein auf Pergament oder ägyptisches Papier geschriebenes Diplom hat auffinden können, welches über das fünfte Jahrhundert nach Christus hinausreichte, so hat man dies auch für den Zeitpunkt genommen, mit welchem die Diplomatik beginne. Man hört daher höchstens von einer älteren und neueren Diplomatik sprechen: und wenn man nach jener und dieser genauer fragt, so sehen sie einander so unähnlich, daß man kaum begreift, wie man so verschiedene Dinge mit einem und demselben Namen habe bezeichnen können. Unter der älteren Diplomatik verstand man die Wissenschaft oder Fertigkeit, die Schrift aller Urkunden und Bücher zu lesen, erklären, nach dieser Schrift und andern Eigenschaften über ihr wahres Alter urtheilen und sie anwenden zu können; unter der neuern hingegen, welche man auch Diplomatie nannte, die Wissenschaft oder Kunst, öffentliche Geschäfte, welche mit der Feder geführt werden müssen, mit Geschicklichkeit zu betreiben, auch die Wissenschaft der äußern Verhältnisse der Staaten überhaupt, in so fern sie auf öffentlichen Urkunden und schriftlichen Verhandlungen beruht. Die ältere Diplomatik scheint demnach bloß dem Gelehrten, die neuere dem Staats- und Geschäftsmann anzugehören. Jenem heißt diplomatisch, was sich auf alte Schrift bezieht, auf Urkunden, besonders öffentlichen, beruht, diesem, was sich auf die Verhandlung der vornehmsten Geschäfte im Staate, oder wenigstens eines Theils derselben bezieht, ferner was zur Gesandtschaft oder zum Ante und Geschäftskreise des Gesandten gehört. So fand man zwischen dem, was man Diplomatik auf Universitäten nannte, und dem, was dem Staatsmann so hieß, kaum eine andere Ähnlichkeit Statt, als daß in beiden alles mit der Feder ausgemacht wurde. Und in der That trennte man beide gänzlich von einander, hielt die ältere Diplomatik für einen Theil der Antiquitäten, die neuere für einen Zweig der Staatswissenschaften, die mit

jener eigentlich nichts gemein habe, und erklärte am Ende geradezu, nur die ältere sey die eigentliche Diplomatik. Dieses Verfahren hat unstreitig seinen Grund in der Entstehung der Diplomatik, deren erste wissenschaftliche Begründung, durch deutsche Territorialprozeße veranlaßt, in die erste Hälfte des 17ten Jahrhunderts fällt. Unter die Ersten, durch welche wenigstens die Wichtigkeit einer solchen Wissenschaft fühlbar gemacht wurde, gehören Jyllesius, Benj. Leuber und Conring. Während der Streitigkeiten, an denen diese und Andere Antheil nahmen, entstand der erste, freilich nur noch rohe, Versuch einer Diplomatik, deren Erfinder der antwerpische Jesuit P. Dom. Papebruch war (1675). Er, nebst P. Gfr. Henichen, bildete Regeln zur Beurtheilung der Diplome. Vielleicht weil sie strenge waren, beschuldigte man ihn der Absicht, er habe die Benedictiner und Carmeliter in den vornehmsten Stützen ihrer Güter untergraben wollen. Ungeachtet dieß nun schwerlich seine Absicht gewesen, so wurde doch ein Benedictiner dadurch veranlaßt, die Diplomatik genauer zu erforschen, und erschien das erste ausführliche und tiefer begründete Werk von Joh. Mabillon: *de re diplomatica libri VI.* 1681. (Suppl. 1704). In allen Landen gewann die neue Wissenschaft, obschon es ihr nicht an Unfechtern fehlte, durch ihn immer mehr Freunde. Unter allen Werken aber, die darüber erschienen, zeichnete sich zugleich das *Cronicon Gottwicense* (1732) aus, worin die Lehre von den innern und äußern Kennzeichen der Diplome zuerst ausgeführt wurde. Nach diesem erschienen mehrere Compendien, und endlich das große Hauptwerk für diese Wissenschaft von Loustain und Tassin, zweien Ordensbrüdern Mabillons, *der Nouveau Traité de diplomatique.* (6 Bde. 4. Mit 100 Kupf.) 1750 — 1765; übersetzt von Adeling (Erf. 1769. 9 Bde. 4.), während fast um dieselbe Zeit Joh. Henmann von Teutschbrunn in seinen sehr schätzbaren *Commentariis de re diplomatica Regum et Imperatorum Germanicorum* (Nürnberg 1745 — 1749), der Urheber der practischen Bearbeitung ward, und die Benennung der Diplomatik für politische, kirchliche und gelehrte Zwecke zeigte. In völlig systematische Form aber brachte diese Wissenschaft der zweite Reformator derselben, J. Go. Gatterer, der sie in drei verschiedenen Werken behandelte. Er brachte die ganze diplomatische Theorie auf drei Hauptwissenschaften: 1. Schriftkunde (Graphik), 2. Zeichenkunde (Semiotik), 3. Formelkunde (Formularia), und ihm folgten mit wenigen oder keinen Abweichungen Schwabe, Dherlin, Schwartner und Mercan. Nach diesen allen erschien ein dritter Reformator, K. Traug. Glo. Schönmann, welcher zuerst die Diplomatik mit einem freieren Blick ansah und dem gemäß behandelte. Aber auch bei ihm blieben die Spuren der Entstehung dieser Wissenschaft noch sichtbar. Da sie von Streitigkeiten über Territorial-Gerechtsame ausgegangen war, so mußte die Aufmerksamkeit der Forscher vornehmlich auf seine Gattung von Urkunden gerichtet seyn, welche vor andern zur Schlichtung solcher Streitigkeiten dienen, also auf Urkunden aus jener Zeit, in welcher die Verfassung der neuuropäischen Staaten und deren Verhältnisse sich constituirten, was ohne Staats- und Völkerrecht, und mithin Uebereinkunft mehrerer Parteien, nicht geschehen konnte. Hierdurch wurde ein rechtlicher Zustand, rechtmäßiger Besistand und Anerkennung der Heiligkeit desselben begründet. Merkwürdig wurden nun Familienverträge der herrschenden Häuser unter sich, und die Verträge, welche die Regierten mit den Regierungen schlossen. Unter diesen vornehmlich die mit dem Adel und der Geistlichkeit, welche beide große Vorrechte genossen, bis späterhin, als eine Frucht der

entstehenden Städte, ein freier Bürgerstand sich bildete und seine Privilegien heischte. Natürlich, daß jeder Theil mit Eifersucht die erhaltenen Gerechtsame bewachte; begreiflich aber auch, daß Mancher, mit Umgehung des Rechts, dieselben zu erweitern, und Andere in den andern zu beeinträchtigen suchte. Ein Mittel dazu war die Abfassung falscher und die Verfälschung echter Urkunden. Besonders im elften und den nächstfolgenden Jahrhunderten wurden viele falsche Urkunden gemacht, viele echte verfälscht, um entweder Ansprüche darauf zu gründen, oder begründete Ansprüche zu vernichten. Begreiflicher Weise war nun unter solchen Umständen nichts von größerer Wichtigkeit, als eine möglich sichere Kritik dieser Urkunden. Sie war es denn auch, worauf man vorzüglich bedacht war, und daher jenes Hauptaugenmerk auf Schriftzüge und Zeichen aller Art, jene bloße Rücksicht auf die Form der Urkunden aus dem Mittelalter. Die ersten Forscher in diplomatischen Angelegenheiten hatten in der That nichts Angelegeneres: die folgenden Diplomaten aber gingen nun ebenfalls bloß diesen Weg, und blieben hierbei stehen, als ob sie die Diplomatie vollständig hätten. Um aber vollständig zu heißen, und das ganz zu leisten, was man von ihr erwarten kann, durfte sie sich weder bloß mit Exegese und Kritik der Diplome befassen, noch auf einen Zeitraum beschränken, über welchen man nicht hinausgehen wollte, da doch der Gebrauch der Urkunden über ihn hinausgeht, und durfte auch nicht an der bloß äußern Form derselben haften, unbekümmert um den Geist. Eine zweckmäßigere Einrichtung der Diplomatie, als die bisherige, scheint folgende. Die Diplomatie wird betrachtet als eine historische Wissenschaft von den schriftlichen, mit höherer Autorisation versehenen, Beglaubigungs- und Bestätigungsmitteln, und der Art der Ausfertigung derselben in einem rechtlichen Zustande der Staaten unter sich und in sich, von der Zeit an, wo die ersten Keime zu einem europäischen Staatensystem und rechtlicher Verfassung der Staaten sich entwickelten, bis auf unsere Zeit. Sie würde zerfallen in die allgemeine, und 2. in die specielle Diplomatie. Die allgemeine handelt von den Urkunden überhaupt nach deren Äußerem und Innerem, von deren Ausfertigung und Ausfertigern, ihrer verschiedenen Beschaffenheit in verschiedenen Perioden und Aufbewahrung, dem Archivwesen. Die specielle Diplomatie zerfällt in die staats- und völkerrechtliche, die kirchenrechtliche, Privatrechts- und Privatsdiplomatie. Auf diese Weise umfaßt sie alle wahrhaft wichtigen Verhältnisse eines rechtlichen Zustandes des öffentlichen und Privatlebens; auf diese Weise zeigt sich aber auch, wie die neue Diplomatie mit der älteren durch mehr als den bloßen Namen oder den Gebrauch der Feder zusammenhängt, wie aber auch diese neuere von noch weiterem Umfange seyn müsse, als man gewöhnlich geglaubt hat. Man beschränkte sich nämlich auf die sogenannte Gesandtschafts-Praxis, die Geschäfte des *corps diplomatique*; allein diese macht offenbar nur wieder einen Theil derselben aus. Da sich die Staatspraxis nämlich in die einheimische und auswärtige verzweigt, so wird es auch ebenso viele Arten urkundlicher Staatschriften geben, als Arten der Staatspraxis. Die einheimischen Staatschriften (*acta publica*) im weitern Sinne kann man die publicistischen, die auswärtigen diplomatische in engerer Bedeutung nennen. Zu den erstern gehören Kanzlei- und Cabinetsschreiben, Circularschreiben, Declarationen, Decrete, Signaturen, Rescripte, Vollmachten, Manifeste, Deductionen, Patente, Renunciationen, Cessionen, Acceptationen, Pro-

testationen, Cartelle, Waffenstands-Urkunden, Ausschlüsse u. a. m. zu den zweiten gehören Creditive, Staatsvollmachten, Instructionen, Relationen, Depeschen, Schreiben en chiffrage u. s. w. Diesen muß man nun noch in kirchlichen und privatrechtlichen Verhältnissen die urkundlichen Ausfertigungen und andere Schriften hinzufügen, und dann erst ist der Umfang der Diplomatie genau bestimmt. Als Hülfswissenschaften der ältern Diplomatie muß man übrigens allerdings noch hinzufügen eine diplomatische Graphie, Sprach- und Auslegungskunde und Kritik. Ueber den Werth und die Wichtigkeit einer solchen Wissenschaft etwas hinzuzufügen, dürfte wohl unnöthig seyn. Der echte historische Forscher weiß, welche Dienste ihm die mancherlei Sammlungen völkerrechtlicher Urkunden leisten, und weiß, was Leibniz darüber Gediegenes in seiner Vorrede zum Codex juris gentium diplomaticus gesagt hat; eine gute Benutzung von Martens trefflichen Urkunden-Verzeichnissen wird diese Wichtigkeit noch mehr außer Zweifel setzen, und selbst dem Laien wird sie in die Augen springen, wenn wir erst mehrere so interessante Schriften besitzen, wie Glassans *histoire diplomatique de la France*. S. Glassan. dd.

Diplomatisches Corps, die Gesammtheit der Gesandten an einem Hofe, weil dieselben sich ausschließlich mit der Diplomatie beschäftigen; diplomatisch, auch urkundlich, s. Diplom.

Dipodie oder **Synzygie**, in der Metrik ein Abschnitt des Metrums, welcher einer Verbindung von zwei Füßen enthält, z. B. ein **Dijambus**.

Dippel (Joh. Konr.), ein Schwärmer, geboren zu Frauenstein bei Darmstadt den 10ten August 1693, studirte zu Gießen Theologie, dann aber Medicin, weil er die Fesseln der Orthodoxie nicht ertragen konnte. Er irrte in verschiedenen Gegenden von Deutschland und Holland umher, hielt zu Straßburg Vorlesungen, und ging, weil er nirgend Ruhe fand, nach Dänemark. Hier ließ er seinen Haß gegen die Geistlichkeit so zügellos aus, daß er auf Bornholm gefangen gelegt wurde. Als er wieder loskam, begab er sich nach Schweden, und setzte sich daselbst durch glückliche Curen in solches Ansehen, daß ihn der König in einer schweren Krankheit zu sich nach Stockholm berief. Auf dringendes Anhalten der Geistlichkeit aber mußte er das Reich als ein Religionspötker verlassen, ging dann nach Berleberg, und starb 1734 auf dem Schlosse Wittgenstein. In seinen frühern Jahren erschienen seine Sitten zweideutig. Bei aller Schwärmerei und Theosophie, wozu ihn das fleißige Lesen des Jacob Böhme gebracht hatte, war er einer der gelehrtesten Männer, der die Widersinnigkeit mancher Dogmen des theologischen Systems seiner Zeit glücklich, aber kühn aufdeckte, und auch in der Chemie nicht gemeine Kenntnisse hatte. Er soll der Erfinder des berliner Blaus gewesen seyn, wenigstens die Zusammensetzung desselben theoretisch gekannt haben; auch hat er zwei sehr wichtige Heilmittel erfunden. Seine zahlreichen Schriften gab er unter dem Namen Christianus Democritus heraus.

Diptychon, **Diptychum**, ein griechisches Wort, welches etymologisch dasselbe bedeutet, was Diploma, ein zweifach Zusammengelegtes. Die Griechen und Römer hatten nämlich unter mehreren Formen ihrer schriftlichen Aufsätze auch die, daß sie metallene, elfenbeinerne und hölzerne Tafelchen von einerlei Größe an einander legten, und mit einem Gelenke (Charniere) oder mit durchgezogenen Ringelchen befestigten, um sie bequemer tragen zu können, oder aus einer

Hand in die andere gehen zu lassen. Diese heißen ursprünglich *Diplomata* oder *Diptycha*. Jene und diese Benennung erhielten in neuerer Zeit andere Bedeutungen. Die *Diptycha* wurden wichtig in der christlichen Kirchenverfassung, wo man deren drei Arten hatte: der Bischöfe, der Lebenden und der Verstorbenen. Die ersten enthielten Namen und Leben verdienter Bischöfe; beide wurden an Feiertagen verlesen, und dies gab Veranlassung zum Canonistren. In den *Diptychen* der Lebenden standen die Namen um die Kirche verdienter lebender Päpste, Patriarchen, Bischöfe und anderer Geistlichen, Kaiser, Könige, Fürsten und anderer Großen zum Behufe des Kirchengebets; in denen der Verstorbenen waren die in dem Herrn Verstorbenen angeführt, deren auch in dem Kirchengebete gedacht ward. Außerdem findet man noch *Diptycha* mit dem Namen Getaufte. dd.

Directe Abgaben. Die Benennung kommt zuerst in den Schriften der *Physiokraten* oder *Oekonomisten* vor. Dem Systeme dieser Staatswirthschaftlichen Schule zu Folge nämlich wirft der Grund und Boden allein ein reines Einkommen ab und eben darum darf auch nur eine einzige Abgabe, nämlich vom reinen Ertrage des Bodens, Statt finden; diese Abgabe nun nannte jene Schule *impot directo*. In der Folge ist zwar der Ausdruck beibehalten, aber andere Begriffe sind damit verbunden worden; man versteht darunter gegenwärtig gewöhnlich die Abgaben, welche unmittelbar, d. h. geradezu von den Besteuernten bezahlt werden müssen und ihnen vermuthlich, wenigstens größtentheils, zur Last fallen. In diesem Sinne rechnet man in Frankreich zu den directen Abgaben 1) die Grundsteuer, 2) die Personen- und Mobiliarsteuer, 3) die Thüren- und Fenstersteuer, 4) die Patent- oder Gewerbesteuer. — Wichtiges aber und zugleich wissenschaftlicher ist es, wenn man unter directen Abgaben alle diejenigen versteht, welche unmittelbar auf die verschiedenen Quellen des Einkommens, nämlich die Grundrente, den Arbeitslohn und den Capitalgewinnst, gelegt sind. KM.

Directorium, die oberste Leitung eines Geschäfts in einem gesellschaftlichen Verein und der Ausschuss, oder die Personen, welchen dieselbe übertragen ist. Unter dieser Benennung verstand man ein Collegium von fünf Staatsbeamten, welchem nach der ehemaligen französischen Constitution die vollziehende Gewalt übertragen worden war, und welches auch in andern Staaten, wo diese einen herrschenden Einfluß hatte, als in der Schweiz, Holland u. s. w. nachgeahmt wurde. Die beiden gesetzgebenden Räte erwählten die Mitglieder dazu: alle Jahre ging eins ab, und wurde durch ein neues ersetzt. Ein Mitglied hatte auf drei Monate, unter dem Titel des *Präsidenten* den Vorsitz, und fertigte die Staatsbotschaften unter seinem Namen aus. Zahlreiche Ehrenwachen, prunkvolle Staatskleidungen, und Ueberfluß an allem, was den äußern Glanz befördern kann, verschafften diesem Vollziehungsrathe in den Augen des Volks ein noch größeres Ansehen, als ihm seine sehr ausgedehnte Gewalt schon an sich gewährte. Er wachte über die Vollziehung der Gesetze, verfügte über die bewaffnete Macht, sorgte für die innere und äußere Sicherheit des Staats, unterhandelte mit den auswärtigen Mächten, ernannte und nahm Gesandte an, und verwaltete überhaupt alles, was die Constitution von 1791 der königlichen Gewalt übertragen hatte. Die sieben Staatsminister standen unmittelbar unter ihm, und er hatte freie Gewalt, sie ab- und einzusetzen. Kein Bürger konnte übrigens Anspruch auf eine Stelle im Directorium machen, wenn er



compte) in Frankreich, eine Zettelbank, welche zu Paris im J. 1776 von einer Gesellschaft von Privatpersonen mit einem Capitale von zwölf Millionen Livres errichtet wurde. Während der Revolution wurde sie aufgehoben. Statt derselben wurde in neuern Zeiten die Banque de France angelegt.

Discordia, s. **Cris**.

Discortionägelber, dasjenige Quantum, welches sich eigennützig Gläubiger bei Ausleihung ihrer Capitale noch über die landesüblichen Zinsen geben, oder gleich anfangs mit verschreiben lassen, oder gar gleich am Darlehn abziehen.

Discretionstage, im Wechselrechte, sind Nachsicht- oder Fristtage, welche nach der Verfallzeit des Wechsels zugestanden werden. Sie sind nicht auf allen Handelsplätzen gleich. Amsterdam z. B. gibt deren sechs, Hamburg elf, Leipzig keinen. Man nennt sie noch gewöhnlicher **Respecttage**. Es wird gewöhnlich als ein Zeichen von Insolidität betrachtet, wenn der Acceptant die Respecttage sämmtlich benutzt, und es ist daher Sitte, daß der acceptirte Wechsel gleich bei der ersten Präsentation bezahlt wird. Ueber den Unterschied, der bei gezogenen und eigenen Wecheln in den Respecttagen Statt findet, s. d. Art. **Wechsel**, **Wechselrecht**.

Discursiv wird in der Philosophie dem Intuitiven entgegengesetzt, und bedeutet das, was sich auf Begriffe und ihre Vergleichung bezieht. So nennen wir daher **discursive Erkenntniß** denjenigen Theil unserer Erkenntniß, dessen wir uns erst durch Zusammensetzung der Merkmale zu Begriffen und Urtheilen und Vergleichung derselben, mithin mittelbar bewußt werden, und in der Sprache durch Worte bezeichnen; **intuitive** oder **anschauliche Erkenntniß** ist aber diejenige, deren wir uns durch bloßes Hinsehen, oder durch Anschauung unmittelbar bewußt werden. T.

Discus war bei den Griechen und Römern eine steinerne oder metallene, flach ausgehöhlte, in der Mitte durchbohrte und durch Riemen an der Hand befestigte Wurfscheibe. Das **Discuswerfen** gehörte zu den gymnastischen Uebungen, und es wurde in den olympischen und andern Spielen für eine große Ehre gehalten, den Andern im Schleudern des Discus zu übertreffen. Perseus soll ihn erfunden haben und Apoll tödtete damit den Hyacinth. An manchen Orten wird der Teller, worauf die Hostien bei der Consecration liegen, **Discus** genannt. Desgleichen auch der mittlere Theil einer Blüthe.

Disjunction, **disjunctiv**. Disjunction heißt in der Logik das Verhältniß entgegengesetzter, sich ausschließender Begriffe in Beziehung auf einen dritten Gedanken, in dessen Sphäre sie sich theilen; und jene Begriffe heißen dann **disjunctive** (geschiedene) Begriffe, **disjuncta**, Eintheilungsglieder, Trennungstücke; sie sind verschiedene Begriffe, welche nicht zugleich Merkmale eines dritten Begriffs seyn können, sondern werden nur so von ihm ausgesagt, daß entweder das eine, oder das andere ihnen zukommt. Sie sind Merkmale, durch welche sich die unter einer Gattung stehenden Arten unterscheiden, und haben den Gattungsbegriff, unter welchem sie stehen und dessen Arten sie ausmachen, als Merkmale gemein. Ein **disjunctives Urtheil** ist ein solches, in welchem dieses Verhältniß der Begriffe und Merkmale ausgesetzt wird, z. B. das Metall ist entweder Gold, oder Silber, oder Kupfer u. s. w.

Disparat nennt man in der Logik solche Begriffe, welche zwar von einander verschieden, aber mit einander einstimmig sind, und einem dritten Begriffe zugleich als Merkmale beigelegt werden können, mithin sich nicht ausschließen. Einige gebrauchen jedoch diesen Ausdruck mit dem Disjunctiven gleichbedeutend. T.

Dispensation ist Freisprechung von einer Verbindlichkeit, besonders die Verfügung des Gesetzgebers, durch welche er eine einzelne Person für einen einzelnen Fall von einem bestehenden Gesetze ausnimmt, so daß das Gegentheil ungestraft geschehen darf. Dahin gehören die Ehedispensationen u. dgl.

Dispensatorium, ein Apothekerbuch oder Arzneibuch, worin von einem Collegio Medico oder Gesundheitsrathe alle für wirksam gehaltenen Arzneimittel angegeben sind, auch die Art ihrer Zubereitung den Apothekern vorgeschrieben wird. Fast jedes Land und viele große Städte haben ihre eigenen Dispensatorien, wonach die Apotheker sich zu richten verbunden sind.

Dispondäus, eine Dipodie, welche aus einem doppelten Spondäus oder zwei Mal zwei langen Sylben besteht; z. B. *admirantur*, *Marmorfelsblock*.

Disputation ist ein von Zweien oder Mehrern zugleich mündlich angestellter, gelehrter Streit, bei welchem die eine Partei (der Opponent) das Gegentheil von dem zu behaupten sucht, was die andere (der Respondent oder Defendent) behauptet hat. Letzterer hat die Behauptung seiner Meinung zur Absicht; Ersterer die Widerlegung derselben durch Vertheidigung der seinigen. Der Hauptzweck eines solchen Wettstreits sollte immer nur seyn, durch methodische Aufstellung der Beweise und Gegenbeweise, Wahrheit und damit Einstimmigkeit der Meinungen herbeizuführen; der Nebenzweck, die Uebung oder Bewährung der Denk- und Sprachfertigkeit. Die Regeln des Disputirens stellt die angewandte Logik auf. *Inauguraldisputation* ist eine solche, die zur Erlangung einer akademischen Würde gehalten wird. Auch wird die beim Disputirten zum Grunde gelegte Streitschrift *Disputation* genannt.

Dissenters (wörtlich: Widersprechende, Andersdenkende), heißen in Großbritannien alle diejenigen, welche der bischöflichen Kirche nicht zugethan sind, aber geduldet werden. Schon unter der Regierung Heinrichs VIII. und Eduards VI., der Zeitgenossen Luther und Calvins, fing die Reformation an, sich in England zu verbreiten, und Calvins Lehre fand vor allen andern Eingang. Die Verfolgungen der Königin Maria konnten ihren Fortgang nicht hindern; und mit schnellen Schritten rückte sie unter der aufgeklärten und selbst protestantisch gesinnten Elisabeth fort, als eine Maxime der Regenten Englands, im sechszehnten Jahrhunderte, die Protestanten unter sich entzweite. Heinrich VIII. und dessen Nachfolger betrachteten sich nämlich statt des Papstes als oberste Herrscher in geistlichen Dingen; sie ließen zwar den Erzbischöfen und Bischöfen ihre Würden, doch so, daß diese nicht dem Papste, sondern ihnen unterworfen waren. Viele behaupteten dagegen, daß die erste Kirche nicht unter Bischöfen, sondern unter Ältesten oder Presbytern, d. h. Priestern ohne bischöfliche Gewalt, gestanden, und unterworfen sich bloß den von ihnen erwählten Ältesten. Es erhoben sich daher zwei Religionsparteien; die bischöfliche Kirche oder die *Episcopalen*, und die Presbyterianer, die mau auch, weil sie mit dem von der Krone genehmigten System nicht übereinstimmten, *Non-*

conformisten, und weil sie die reine Lehre herzustellen bemüht waren, Puritaner nannte. Der erste dieser Namen ist besonders in Schottland gebräuchlich; der letzte war es ehemals in England. Biewohl die Puritaner in England wenig Eingang fanden (in Schottland fanden sie desto mehr), so wurden sie doch erst zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts unter Jacob I., und besonders unter Carl I., gedrückt; Carl machte sie zu seinen heftigsten Feinden, und sie trugen das meiste zu seiner Entthronung und Hinrichtung bei. Mit ihm stürzte die bischöfliche Kirche, und die Puritaner triumvirten. Aus ihnen entstand nun eine neue Secte, die sich aber nachher größtentheils mit ihnen wieder vereinigte, die Independanten, welche annahmen, daß jede einzelne Kirche einer Provinz von allen andern unabhängig sey, und ihre eigene Liturgie haben könne. Nach Cromwells Tode unter Carl II. und Jacob II. wurde die bischöfliche Kirche wieder herrschend: man kränkte die Andersdenkenden auf alle Art, und obgleich unter Wilhelm III. und seinen ersten Nachfolgern Grausamkeiten und heftige Bedrückungen aufgesetzt haben; so bilden doch die Presbyterianer nur in Schottland die herrschende Kirche. In England aber und Irland herrschen die Freunde des Episcopalsystems, und die sehr zahlreichen irischen Catholiken wurden von jeher durch die daselbst wohnenden bischöflich Gesinnten zu gefährlichen Unruhen gereizt. Außer diesen Parteien, die sich alle mehr oder weniger von der Lehre der Reformirten entfernt haben, und denen vermöge einer Parlamentsacte Duldung erwirkt worden ist, gibt es noch viele Lutheraner, Socinianer, Quäker, Wiedertäufer u. s. w., die gleichfalls geduldet werden. Alle diese bisher aufgeführten Religionssecten heißen nun Dissidenten. Unter ihnen sind die aufgeklärtesten Köpfe; und sie schließen sich, weil der König das Oberhaupt der bischöflichen Kirche ist, gewöhnlich an die Opposition an. Ueberhaupt herrscht in Großbritannien, ungeachtet großer Gewissensfreiheit, dennoch viel religiöse Uneinigkeit; und Religionszwiespalt trennt nicht nur oft die Staatsbürger, sondern berührt auch auf der andern Seite eine große Gleichgültigkeit gegen alle Religion, und eine der Moralität schädliche Freidenkerei, die sich bis auf die untersten Volksclassen erstreckt.

Dissidenten heißen in Polen alle, die der herrschenden (Catholischen) Religion nicht zugethan sind, aber freie Religionsübung haben; also Lutheraner, Reformirte, Griechen, Armenier, mit ganzem Ausschluß der Wiedertäufer, Socinianer und Quäker. Der Name Dissidenten kam im vorigen Jahrhunderte (1736) auf. Schon bei Luthers Lebzeiten fand die Reformation in Polen Eingang, wurde aber unter Siegmund Augusts Regierung (1548 bis 1572) so sehr ausgebreitet, daß sehr viele vom Volke, und sogar die Hälfte des Senats und mehr als die Hälfte des Adels lutherisch oder reformirt waren. Der König war ihr Beschützer, und die nichtcatholiken bildeten eine eigne Kirche: sie erhielten von ihm das Recht zu allen Ehrenämtern und wurden den Catholiken ganz gleich gemacht. Aber man beging den großen Fehler, die Verhältnisse beider Religionen nicht bestimmt festzusetzen, und veranlaßte dadurch die blutigsten Zwiste. Ihre nachher mehrmals bestätigten Rechte wurden ihnen nach und nach entzogen, besonders 1717 und 1718 unter August II. Regierung, wo man ihnen das Stimmrecht auf dem Reichstage nahm. Noch mehr verloren sie einige Jahre später (1733) unter August III.; und auf dem Pacificationsreichstage

(1736) wurde sogar noch ein altes Gesetz wiederholt, vermöge dessen jeder König catholisch seyn mußte. Die Dissidenten benutzten die Thronbesteigung des letzten Königs Stanislaus Poniatowsky zur Ausführung ihrer Beschwerden, und wurden, als sie solche auf dem Reichstage 1766 anbrachten, von Rußland, Dänemark, Preußen und England unterstützt. Rußland, welches diese Gelegenheit benutzte, seinen Einfluß in die polnischen Angelegenheiten zu erweitern, nahm sich ihrer besonders an, und brachte 1767 einen Tractat zu Stande, durch den sie der catholischen Partei gänzlich gleichgestellt wurden; auch hob der Reichstag von 1768 die ihnen nachtheiligen Schlüsse auf. Da aber der Krieg mit den Gegenconföderationen ausbrach, und das Reich getheilt wurde, so ging nichts in Erfüllung, bis endlich die Dissidenten im J. 1775 alle Freiheiten wieder bekamen, mit Ausnahme des Rechts, auf Senator- und Ministerstellen Anspruch zu machen. Die Schicksale Polens in den neuesten Zeiten haben in Rücksicht der Religion nichts wesentliches geändert.

Dissonanz oder Zusammenklang zweier oder mehrerer Töne, deren Verbindung an sich betrachtet dem Ohre widrig ist, dann der Ton oder das Intervall selbst, welches diese Wirkung hervorbringt. Siehe Intervall und Accord.

Distanz, die Weite oder Entfernung eines Dinges von einem andern; welche eigentlich nach der kürzesten Linie zwischen ihnen gemessen wird. Hierbei bedient man sich gewisser gegebenen Mittel, so z. B. um die Distanz der Sonne und aller Planeten von der Erde zu bestimmen, benutzte man seit dem achtzehnten Jahrhundert den Vorübergang der Venus vor der Sonne. Der Distanzenmesser ist ein mathematisches Instrument, durch welches man eine Distanz gleich vom Standorte aus bestimmen kann.

Distesa (danzone distesa), ein Lied in der alten italienischen Poesie aus sieben- und achtsylbigen Versen bestehend.

Distichon, d. h. eine Doppelreihe, oder ein aus einem Hexameter und Pentameter bestehendes metrisches Zeilenpaar. So z. B. Schiller Distichon auf das Distichon:

Im Hexameter steigt des Springquells silberne Säule,

Im Pentameter drauf fällt sie melodisch herab.

Da sich der Erguß der Empfindung in dem fortströmenden Hexameter, die Mäßigung in dem mit zwei fast gleichen Einschnitten versehenen Pentameter sehr lebendig abschilbern; so ist dies Versmaß ohne Zweifel die passendste Form für die Elegie (s. Elegie), und wurde daher auch das elegische Versmaß genannt. Zugleich aber ist das Distichon mit seinem strömenden Hexameter und hemmenden Pentameter zur lieblichen Einfassung einzelner kleiner Gemälde von Gedanken und Empfindungen gemacht. Dies ist denn auch die natürliche Ursache, warum der Grieche seine sentimentalen, satirischen und didactischen Epigramme fast ausschließlich in diese Form goß, und der Deutsche, wenn er diese Gattung nicht reimen will, folgt auch hier mit glücklicher Wahl der Spur des weisen Griechen. Die Nationen, welche dies Versmaß nicht haben, nennen wohl auch jedes kleine Gedicht in zwei Versen ein Distichon.

Distoniren oder **betoniren** heißt in der Tonkunst: einen bestimmten anzugebenden Ton zu hoch oder zu tief angeben, besonders im Singen, unrein singen.

Distribution, die Vertheilung oder Austheilung. In der Rechtssprache ist der **Distributionsbescheid** oder die **Distri-**

Concursenzenz; das oberichterliche Urtheil, wie die Concursgüter des Schuldners unter die Gläubiger nach ihrer Stellung (Location) vertheilt werden sollen.

Dithyrambus, ein Beiname des Bacchus, den er hatte, weil er zwei Mal geboren war; ein Mal von seiner Mutter Semele, und dann aus der Hüfte seines Vaters Jupiter, oder weil ihm mehrere Mütter gegeben wurden. Dann ein Gedicht zur Ehre des Gottes an seinen Festen gesungen. Da man diese Feste in allem Unsinn feierte, der dem trunkenen Gott gefallen mußte, so konnte es nicht fehlen, daß auch der zu diesem Gottesdienst gehörende Dithyrambus eine Art trunkenen Raserei athmete. Daher die Worte in demselben auf eine fast unaussprechliche Art verwickelt, kühn und verwegen zusammengesetzt sind. Je mehr scheinbare Unordnung, je näher der Kühnheit des Trunkenen, desto dithyrambisch wahrer. Nach der wilden phrygischen Tonart ward es gesungen. Arion aus Methymna auf der Insel Lesbos wird für den Erfinder gehalten (in der 23ten Olympiade) und in die öffentlichen Spiele führte sie zuerst Lasos aus Hermione ein. Dann bezeichnet auch ein dithyrambisches Gedicht ein lyrisches Gedicht, von wilder, stürmender Begeisterung, wie viele Oden des Pindar, und Schillers Lied an die Freude. dd.

Ditters von Dittersdorf (Carl), einer der beliebtesten Theatercomponisten unserer Nation, voll Charakter, Laune, naiver Erfindung, Gewandtheit in der musikalischen Declamation und Behandlung seiner Texte, selbst Dichter, und vielleicht der erste komische Theatercomponist unter den Deutschen; geb. 1730. Er zeigte sich als Knabe von 12 Jahren als Virtuoso auf der Violine, auf welcher er in Deutschland und Italien sich mit großem Beifall hören ließ. Er wurde wegen seiner Verdienste um die Musik vom Kaiser Joseph II. erst in den Adelsstand erhoben, und zugleich zum Forstmeister in dem kaiserlichen Antheile in Schlessen, so wie von dem Fürst Bischof von Breslau zum Capelldirector ernannt. Unter seinen theatralischen Compositionen, deren es sehr viele gibt, erwarb ihm die Oper: der Doctor und Apotheker, die erste, welche nach Art der italienischen mit langen Finalen versehen ist, und welche er 1786 auf wiener Theater brachte, ferner Hieronymus Knicker und das rothe Häppchen, den größten und ausgezeichnetsten Beifall. Sogar die Italiener haben seiner deutschen Musik italienischen Text untergelegt, und seine Opern in Italien mit gleichem Beifall aufgeführt. Er starb, nachdem er zwei Jahre vorher mit 500 Gulden Pension zur Ruhe gesetzt worden war, in ziemlich bedrängten Umständen auf der Herrschaft der Freyherrn Ignaz von Stillfried, am 31sten Octbr. 1799. Seine Selbstbiographie, zum Besten seiner hinterlassenen Familie, Leipzig 1801 erschienen, gibt interessante Aufschlüsse über Dittersdorf selbst und mehrere Componisten.

Divan, **Diwan**, 1. das höchste Staatscollegium beider Türken, das sich wöchentlich an bestimmten Tagen versammelt, und gegenwärtig aus 12 Personen besteht, wobei der Großwesir und der Musti den Vorsitz haben. Der große Divan wird allemal Dienstag von dem Großen Herrn selbst gehalten. Außerdem ist noch einem jeden Pascha ein Divan zur Seite gesetzt; 2. nennt man in der Türkei Divan ein von der Erde einen Fuß hoch erhobenes Gerüste, welches man in allen Sälen der Paläste und Zimmern der Privatpersonen findet. Dieses Gerüste ist mit einer kostbaren Tapete bedeckt, nebst vielen gestickten Kissen, welche an die Wand gelehnt sind. Auf diesem Divan ruht



Dobberan, ein Schloß und Flecken mit einem Amte, 1 Stunde von der Ostsee, im Herzogthume Mecklenburg-Schwerin. In der Kirche daselbst sind die Begräbnisse der alten Herzoge von Mecklenburg und anderer Personen zu sehen. Eine Viertelmeile davon ist der sogenannte heilige Damm, der sich weit an der Ostsee hinzieht, und ein hoher Wall von künstlich gebildeten und wunderbar gefärbten Steinen ist. Das Meer soll diese Steine in einer Nacht, vielleicht durch ein Erdbeben aufgeregt, ausgeworfen haben. Das vormalige Cisterzienserkloster ist jetzt ein fürstliches Jagdschloß, und von den Einkünften desselben ziehen die Professoren des benachbarten Rostock einen Theil ihrer Besoldungen. Vor ungefähr 10 Jahren wurde hier ein Seebad angelegt, das erste dieser Art in Deutschland. Das Bad liegt 1 Stunde von Dobberan. Die Badeanstalten sind sehr gut, die Badezimmer bequem eingerichtet, und man kann kalt und warm haben. Das Wasser dazu wird durch ein Pumpenwerk aus der See gehoben, und in die Bäder gebracht. Es sind aber auch Einrichtungen getroffen, um in der See selbst zu baden. Für Sicht und rheumatische Uebel soll dieses Bad vorzüglich heilsam seyn. Die eigentliche Badezeit ist vom Juni bis mit Ende August. Das Bad wird häufig besucht; es kommen in manchem Jahre gegen 1500 Fremde, viele bloß zu ihrem Vergnügen, dahin. Der regierende Herzog von Mecklenburg-Schwerin hält sich gewöhnlich einen Theil des Sommers in Dobberan auf, und erhöht durch seine Gegenwart das Vergnügen der Unterhaltung. — Seit einigen Jahren ist am heiligen Damm ein besondres Haus für Arme, welche das Bad gebrauchen wollen, erbaut und eingerichtet worden.

Docke (*Dockform*), heißt 1. in der Schiffbaukunst entweder der Ort, wo die Schiffe im Hafen eigentlich liegen, oder auch eine besondere Abtheilung im Hafen, wo die Kriegsschiffe und Galeeren hinter einem Baume liegen, und daselbst aufgehoben, ausgebessert und calfactert, oder neu erbaut werden. In diesen Dockenbehältern sind gemeinlich große Schleusen oder Thüren angebracht, welche das See- und Flußwasser von dem Eindringen abhalten, um ungehindert arbeiten zu können. Ist die Arbeit geendigt, und soll das Schiff ablaufen, so werden die Schleusen geöffnet, das Wasser bringt in die Docken, hebt das auf dem Stapel (Gerüste) befindliche Schiff, und führt es in den Strom. Nach der Benutzung der Docke ist auch ihre Anlage. Entweder sind sie trocken und erhalten erst durch die Schleusen Wasser (*la forma*); oder sie sind an sich voll Wasser (*la bassin*); oder sie werden nur durch die Fluth gewässert (*la chantier*). 2. In der Baukunst heißen **Docken** kleine, dicke, einen Sims oder Kranz tragende Säulen, welche zusammen ein Geländer (*Dockengeländer* oder *Balustrade*) ausmachen.

Doctorwürde. Promotion. Der ganz natürliche Name eines Doctors kam mit der Entstehung der hohen Schulen auf. Die damit verbundene Würde erhielt zuerst auf der hohen Schule der Rechtsgesamtheit zu Bologna zwischen 1123 und 1137 öffentliche Auctorität, wo der berühmte Irnerius (Werner) schon seit 1123 die Rechte lehrte, und als Lehrer der Rechte vom Kaiser bestätigt wurde. Dieser soll den Kaiser Lothar II., dessen Kanzler er war, bewogen haben, die Doctorpromotion (die mit angestellten Prüfungen verbundene Erhebung zum Doctor) einzuführen. Von der Juristenfacultät kam dieses Institut zu der theologischen und man behauptet, daß die Facultät zu Paris dem Petrus Lombardus, der 1159 Bischof von Paris wurde, zuerst die theologische Doctorwürde ertheilt habe. Im Jahr

1329 wurde Wilh. Sorbento vom Collegio zu Aftl zuerst zum Doctor Artium et medicinae promovirt. Zu den Philosophen kam die Würde sonderbarer Weise zuletzt, weil sie sich später zu einer besondern Facultät verbanden. Doch behielten sie gewöhnlicher den Magistertitel. Die Doctorpromotionen sind feierlich und öffentlich oder ohne Feierlichkeit (durch Diptome). Zu Oxford und Cambridge werden auch Doctoren der Musi gekrönt. Der große Haydn erhielt von Oxford diesen Ehrentitel. Auch Romberg hat ihn kürzlich erhalten.

Doctrin, die Lehre, den Unterricht in einer Wissenschaft unterscheidet man von der **Sciencz**, von dem Wissen und der Wissenschaft an sich. Oft wird auch Doctrin und **Disciplin** gleichbedeutend gebraucht und bedeutet einen besondern Theil einer Wissenschaft, oder eine einzelne Wissenschaft.

Dodona, ein berühmter, der Sage nach von Deucalion erbauter Ort in Epirus, wo eins der ältesten Orakel in Griechenland war. Das Orakel gehörte dem Jupiter, neben dessen Tempel der heilige Hain war, in welchem sich die prophetische Eiche befand. Jupiter, war die Sage, habe seine Tochter Theba zwei Tauben geschenkt, welche die Sage zu sprechen hatten. Diese kamen eines Tages von Theben in Aegypten ausgeflogen; die eine sey nach Lybien gekommen, und habe daselbst das Orakel des Jupiter Ammon gestiftet, die andere aber nach Epirus, wo sie sich auf einen Eichenbaum niedergelassen und mit deutlicher Stimme zu den Einwohnern die Worte gesprochen: Errichtet hier an dieser Stelle ein Orakel zu Jupiters Ehren. — Die weissagenden Priesterinnen gaben die Aussprüche auf verschiedene Art. Bisweilen stellten sie sich nahe an den prophetischen Baum und gaben auf das Geräusch der Blätter Acht; oder sie traten auch an die nahe am Fuße des Baums entspringende Quelle, und horchten auf das Geräusch des aufsprudelnden Wassers. Auch weissagten sie aus dem Geräusch, das durch das Zusammenschlagen mehrerer um den Tempel hängender Kupferbecken entstand u. s. w.

Doge, der Name des Oberhauptes in den beiden ehemaligen italienischen Freistaaten Venedig und Genua. Er ward aus dem Adel, in dessen Händen die Regierung war, erwählt. In Venedig bekleidete er seine Würde lebenslang, in Genua nur nur zwei Jahr. Seine Macht war sehr eingeschränkt, und bestand größtentheils nur in dem Aeußerlichen. S. Genua und Venedig.

Dogma, 1. ein synthetischer Satz in der Philosophie, der in sich selbst seinem Inhalte nach Gewißheit trägt. Der kantische Philosophie läugnet dieselben, weil die reine Vernunft nicht über Begriffe hinausgehe. 2. Glaubenssatz, Glaubenslehre in der Religion; daher **dogmatisch**, die Glaubenslehre betreffend.

Dogmatik ist die wissenschaftliche oder systematische Darstellung der christlichen Glaubenslehren (Dogmen). Das Geschäft dieser Wissenschaft besteht darin, daß sie in den heiligen Büchern einzeln und zerstreut vorgetragenen religiösen Ideen sammelt, entwickelt, beweiset und zu einem Ganzen verbindet. Wer diese wichtige und schwere philosophische Wissenschaft mit Erfolg behandeln will, muß eben sowohl der Auslegungskunst, als auch der Philosophie kundig seyn. Den ersten Versuch, die christliche Glaubenslehre vollständig und zusammenhängend vorzutragen, machte der Kirchenvater Origenes im dritten Jahrhunderte, welchem dann Aur. Augustinus im vierten, Isidorus Hispalensis im sechsten und Johannes von Damascus (s. d. Art.) im achten Jahrhunderte nachfolgten. Die Scholasti-

ter im Mittelalter stellten zwar viele scharfsinnige Untersuchungen über Gegenstände der christlichen Glaubenslehre an; versielen aber auch auf viele spießföndige Fragen und überluden diese Wissenschaft mit unnützen Subtilitäten. Daher die ungünstige Nebenbedeutung des dogmatischen. Unter den Protestanten schrieb zuerst Melancthon ein mit Recht noch geschätztes Lehrbuch der christlichen Glaubenslehre. Seit der Zeit des vorigen Jahrhunderts besonders ward diese Wissenschaft von den protestantischen Theologen mit vielem Erfolg bearbeitet. N.

Dogmatismus, auch **Dogmaticismus**, dogmatische Methode, heißt 1. das streng wissenschaftliche Lehrverfahren überhaupt, namentlich dasjenige, bei welchem man, wie in der Mathematik geschieht, wo die Grundsätze evidente Wahrheiten sind, von Grundsätzen und Definitionen ausgeht, und aus diesen durch Beweise die Lehrsätze ableitet, mithin von dem Allgemeinen zu dem Besondern fortschreitet (daher auch das progressive oder synthetische Verfahren). Es ist dieses Verfahren nur da möglich und anwendbar, wo man der Grundsätze schon gewiß ist (daher auch mathematische Methode), oder sie auf gesetzmäßigem Wege aufgefunden hat, um das Gewonnene und in ihnen Enthaltene durch Unterordnung zu entwickeln, und es gewährt dem Streben nach Einheit und Gewißheit der Erkenntnisse die größte Befriedigung. In wie fern nun philosophische Principien dieselbe Evidenz, wie die mathematischen Grundsätze, nicht haben, und man sie dennoch ohne Prüfung und Erweis als Principien ausdrücklich oder stillschweigend voraussetzt, um aus ihnen alle philosophischen Wahrheiten in folgender Ordnung abzuleiten, in so fern heißt 2. **Dogmatismus** oder dogmatische Methode in der Philosophie der Form nach diejenige, welche etwas als gewiß hinstellt oder voraussetzt (behauptet), worauf sie ihr ganzes System baut; besonders insofern diese Voraussetzung willkürlich und ohne vorhergegangene Prüfung angenommen ist, oder der Materie nach diejenige Ansicht, welche die Möglichkeit einer systematischen Erkenntnis des Wesens der Dinge (die objective Realität unserer Erkenntnis und das Daseyn objectiver Kriterien der Wahrheit) behauptet. Der Dogmatiker, d. i. der, welcher jene Methode in der Philosophie befolgt, glaubt mithin, daß es philosophische Sätze gebe, denen an sich objective Gültigkeit zukomme (s. **Dogma**) und aus welchen man durch Unterordnung und folgerichte Ableitung eine Einsicht in das Wissen aller Dinge entwickeln könne. Hierdurch bekommt der Ausdruck **Dogmatiker** und **dogmatisch** noch eine doppelte Nebenbedeutung, so daß man unter jenem einen Lehrer versteht, der theils gewisse Grundlehren als untrüglich und apodictisch gewiß, (daher auch mit Anmaßung) behauptet, und unter dem Dogmatischen das, was mit apodictischer Gewißheit oder als untrüglich behauptet wird, theils den Dogmatiker den nennt, der zu den Definitionen, Einteilungen und Beweisen, als den Formen des Verstandes, und mithin zu der Consequenz der Systeme ein unbegränktes und übermäßiges Vertrauen hegt, als könne schon durch ihre richtige Anwendung, in Beziehung auf das vorausgesetzte allgemeine Princip, eine lebendige Einsicht in die Natur der Dinge erworben werden, und **dogmatisch**, was ein solches System betrifft. Dem Dogmatismus in der Philosophie, welcher überhaupt oder aus willkürlichen und ungeprüften Grundsätzen eine Ansicht über das Wesen der Dinge systematisch zu entwickeln sucht, und dasselbe a priori zu erkennen glaubt, entgegengesetzt ist theils der **Scepticismus** (s. b. Art.), welcher die objective Gewißheit menschlicher Erkenntnis, sammt dem Besiz objectiver Kri-





seinem Posten Gelegenheit, die Ereignisse der Revolution in Holland, zu Gunsten des Prinzen von Oranien 1787, so wie den Gang der Unruhen in den österreichischen Niederlanden 1789, genau zu beobachten. Nach einer im J. 1791 zur Herstellung seiner Gesundheit gemachten Reise in der Schweiz kehrte er auf seinen Posten zurück. Der Krieg mit Frankreich brach jetzt aus (1792), und die Geschäfte wurden durch die Nähe des Kriegsschauplatzes sehr verwickelt. Der Kreistag, welcher — nach mehr als 50 Jahren der erste! — endlich eröffnet war, ging bei der Annäherung des Feindes auseinander. Auch Herr von Dohm mußte zweimal aus Edln flüchten, im Decbr. 1792 und im Decbr. 1794. Er besorgte daher seine Geschäfte an verschiedenen Orten, zuletzt im März 1795 von Halberstadt aus. Außer dem von den Franzosen nicht besetzten Theile des westphälischen Kreises umfaßte sein Geschäftsposten jetzt auch den niedersächsischen Kreis. Als damals Preußen, nach dem basler Frieden, zur Behauptung des Systems der bewaffneten Neutralität, ein Heer als preussischen, hannoverschen und braunschweigischen Truppen unter dem Herzoge von Braunschweig aufstellte, wurde ihm die Direction des für jenen Zweck nach Hilbesheim 1796 und 1797 berufenen Convents der niedersächsischen und eines Theils der westphälischen, auch noch anderer Reichsstände anvertraut. Nach dem Tode Friedrich Wilhelms II. (16ten Nov. 1797) ernannte ihn der jetzt regierende König, aus eigener Bewegung, zu seinem Gesandten bei dem Friedenscongreß zu Raastadt, neben dem Grafen von Görz und dem Freiherrn von Jacobi. Als im April 1799 der Congreß durch den Wiederausbruch des Krieges und die Ermordung zweier französischen Gesandten zerrissen wurde, entwarf der Herr von Dohm im Namen des ganzen diplomatischen Corps einen authentischen Bericht über die verübte Gräueltthat. Er kehrte hierauf zu den Geschäften des Neutralitätssystems im nördlichen Deutschland zurück. Nach dem lüneviller Frieden im Jahr 1801 gab ihm besonders die Entschädigung Preußens für den am linken Rheinufer erlittenen Länderverlust Beschäftigung, und bei der Besignahme der Preußen zugetheilten Lande wurde ihm die Organisation der ehemaligen Reichsstadt Goslar übertragen. Nach Beendigung dieses Geschäfts wünschte er in der Administration des Innern gebraucht zu werden. Der König ernannte ihn daher 1804, mit Beibehaltung des Directorialgesandtschaftspostens in dem noch übrigen westphälischen Kreise, zum Präsidenten der für die Provinz Erfurt: Eichsfeld: Nordhausen und Mühlhausen zu Heiligenstadt errichteten Kriegs- und Domainenkammer. Als hierauf in Folge des aufgelösten Reichsverbandes Preußen im J. 1806 in den Kampf mit Frankreich getreten, und die Provinz Erfurt: Eichsfeld vom Feinde besetzt war, so blieb der Herr von Dohm, wie der König allen Staatsdienern ausdrücklich befohlen, auf seinem Posten, wo er zur Linderung des harten Schicksals der Unterthanen so viel beizutragen suchte, als irgend möglich war. Im Dec. 1806 machte er zum Besten der Provinz mit einer ständischen Deputation eine Reise nach Berlin und von da nach Warschau, wo er Napoleon vorgestellt wurde. Es gelang ihm, die vorgehabte Zersplitterung des Landes unter zweifranzösischen Gouverneurs abzuwenden. Hierauf aber durch den tilsiter Frieden 1807 vom preussischen Staate getrennt, und durch seine Besignungen an das neue Königreich Westphalen gebunden, mußte er wider Willen in demselben bleiben. Auf Befehl des franz. Generalintendanten reiste er an der Spitze einer Deputation der Landstände

und Verwaltungsbehörden im Sept. 1807 nach Paris, wo ihn der Fürst Primas dem neuen König von Westphalen vortheilhaft bekannt machte. Nach seiner Rückkehr mußte er in Cassel bleiben, und ward im Dec. 1807 in der ersten Ernennung der Glieder des neugestifteten Staatsraths mit begriffen. Allein schon im Febr. 1808 ernannte ihn der König zu seinem Gesandten am dresdner Hofe. So wenig das diplomatische Leben seiner Neigung entsprach, daher er sich anfangs weigerte, jene Stelle anzunehmen, so angenehm wurde ihm dieser Posten, der ihn überdies noch in der Entfernung von allem hielt, was in Cassel vorging. Seine wichtigste Unterhandlung in Dresden war die eines Handelstractats zwischen beiden Staaten. Der Tractat war bereits vom König von Sachsen genehmigt; auch in Cassel war man mit jedem einzelnen Punkte einverstanden, verschob aber doch die Ratification des Ganzen. Endlich bewog den Herrn von Dohm im April 1810 eine gefährliche Brustentzündung, seine Entlassung zu suchen. Er erhielt die Erlaubniß, auf seinem Gute Pustleben bei Nordhausen zu wohnen, bis er nach völliger Herstellung in den Staatsrath wieder eintreten könnte. Seitdem lebt er in Ruhe den Wissenschaften und vorzüglich seinem Geschichtsbuche. Dieses Werk, das eine Bereicherung der historischen Literatur überhaupt, und der deutschen insbesondere ist, würde allein den Namen des verdienstvollen Verfassers der Achtung der Nachwelt übergeben, wenn ihm nicht sein ganzes Leben schon dieselbe zusicherte. Es ist erschienen unter dem Titel: Denkwürdigkeiten meiner Zeit, oder Beiträge zur Geschichte von 1778 bis 1806, von Christian Wilhelm von Dohm. Der erste Band kam heraus zu Lemgo und Hannover 1814, der zweite 1815. Die Fortsetzung nebst den Beilagen bis zum Tode Friedrichs des Großen war schon im J. 1816 zum Druck vollendet. Außer vielen bedeutenden Aufschlüssen, welches dieses Werk über mehrere der wichtigsten Personen und Begebenheiten aus der Zeit seit 1778, nach Quellen und eigener Beobachtung oder Theilnahme, mit scharfer Kritik gibt, wodurch es dem Historiker und Staatsmann unentbehrlich ist, wird es auch noch seines Geistes und seiner edlen historischen Form wegen, als ein Nationalwerk schon von den Zeitgenossen geachtet. Liebe des Rechts und unparteiische Würdigung menschlicher Handlungen bezeichnen die Seele desselben. K.

Dolce (Carlo), Andere nennen ihn Carlino Dolce, ein berühmter Maler der florentinischen Schule, geb. zu Florenz 1616 und daselbst gest. 1686. Er war ein Schüler des Jacopo Vigniali, und seine Werke tragen, nach Fiorillo's Ausspruch, den Charakter an sich, den sein Name bezeichnet. Sie bestehen meistens aus halben Figuren von Madonnen und andern Heiligen beiderlei Geschlechts, die voll bezaubernder Andacht und Sanftheit sind. Jemand hat ihm sogar charakterlose Weichheit vorgeworfen. Durch den Fleiß der Ausführung nähert er sich der holländischen Manier. Doch hat er sich besonders in seinen Madonnen häufig wiederholt; auch schimmert in seinen Bildern jene Furchtsamkeit und Schwermuth hindurch, die ihn bis an seinen Tod beherrschte. Seine Werke sind in ganz Europa verbreitet; seine Meisterstücke in seiner Vaterstadt. In seinen Hauptstücken gehören drei in der dresdner Gallerie befindliche: 1. die von Napoleon bewunderte Cecilia, oder die Orgelspielerin; 2. der sehr bekannte und in Kupferstich tausendmal nachgeahmte Christus, der das Brod und den Kelch segnet; 3. Herodias mit dem

Haupte Johannes des Täufers; ferner der in Paris befindliche Christus am Ölberge.

Döll, Professor der Bildhauerkunst in Gotha, einer der geschicktesten Bildhauer in Deutschland. Der letztverstorbene Herzog Ernst von Gotha unterstützte den jungen Döll, daß er mehrere Jahre hindurch in Italien, und besonders in Rom, sich der Kunst widmen konnte. Der bekannte Antiquar Reifensenstein leitete seine Studien in Jena, und Winkelmann schätzte ihn. Sein erstes Werk von Bedeutung war Winkelmanns Monument, das die Ehre erhielt, im Pantheon aufgestellt zu werden. Nach seiner Zurückkunft nach Gotha wurde ihm die Aufsicht über die herzogliche Kunstkammer und die Galerie der Abgüsse von Antiken übertragen. In der Folge errichtete er eine Zeichenschule. Er hat viele Werke für andre Provinzen Deutschlands geliefert; die bedeutendsten darunter sind: die Basreliefs in der Reitbahn zu Dessau, eine große Gruppe, Glaube, Liebe, Hoffnung, für die Hauptkirche zu Lüneburg, Lessings Denkmal zu Hannover, und Keplers Denkmal zu Regensburg. Aus allen seinen Arbeiten leuchtet die Bekanntschaft mit den alten classischen Werken der Kunst hervor. Er starb zu Gotha, bedauert von Vielen, besonders von den Freunden der Kunst, am 30sten März 1816.

Dollar ist eine englische Münze, und besonders in den vereinigten nordamerikanischen Staaten gewöhnlich, und gilt ungefähr so viel als unser Speciesthaler, in englischer Münze vier Schilling sechs Pence.

Dollond (John), ein Engländer, welcher sich durch die Verbesserung der Fernrohre berühmt gemacht hat. Er erfand 1756 die Ferngläser mit einem dreifachen Objectivglase, welches von zweierlei Glase, dem Flint- und Kronglase, zusammengesetzt ist, wozu ihm eine Berechnung des berühmten Eulers Gelegenheit gegeben hatte. Auch erfand er Fernrohre mit sechs Augengläsern, wodurch die Fehler vermindert werden, die von der Kugelgestalt des Glases herrühren, besonders das Farbenspiel. Man nennt daher auch ein solches Fernrohr einen Dollond. In Betracht der Objectiv-Mikrometer und sogenannten Giliometer hat Dollond eine besondere Erfindung gemacht, welche darin besteht, daß er statt zwei ganzer Objectivgläser zwei halbe eingeführt hat. Er starb 1761.

Dolmetscher, die siebenzig, siehe Septuaginta.

Dolomieu (D. G. S. R. Gratet von), geb. den 24sten Juni 1750, berühmter französischer Naturforscher, Mitglied der ehemaligen franz. Akademie der Wissenschaften, des Instituts und Mineninspector, Comthur des Malteserordens, machte seine ersten Züge in einem Alter von achtzehn Jahren. Zu Metz genoss er den ersten Unterricht in der Chemie und Naturgeschichte. Seine Fortschritte waren so schnell, daß die Akademie der Wissenschaften ihm den Titel eines ihrer Correspondenten ertheilte. Diese Auszeichnung gewann ihn ganz für die Naturwissenschaften; er verließ den Militärdienst und unternahm sogleich eine Reise nach Sicilien. Bei seiner Rückkunft nach Frankreich, um die Epoche des 4ten Juli 1789, schlug er sich feierlich zur Revolutionspartei, lehnte alle öffentliche Anstellungen ab und gab mehrere Werke heraus, die seinen Ruf vermehrten. Da aber im Fortgange der Revolution die Proscription auch ihn traf, irrte er von einem Zufluchtsort zum andern, ward endlich in einem ruhigeren Zeitpunkte an die Schule der Minen berufen, machte auf diesem Posten neue Fortschritte in den Wissenschaften und nahm sich

vor, seine Resultate der Welt mitzutheilen, als ihn Bonaparte mit sich nach Aegypten nahm. Er trug durch seine Verbindung in Malta viel zur Uebergabe des Places bei. Nach der Niederlage von Abukir sah er sich genöthigt, an der calabrischen Küste zu landen, ward auf Befehl des Königs von Neapel ergriffen und in einen Kerker zu Mesina geworfen; nur der Friede von 1800 konnte seine Fesseln lösen. Er nahm hierauf seine gewohnten Beschäftigungen wieder vor und besuchte die Ober-Alpen. In den Schooß seiner Familie zurückgekehrt, starb er im November 1801 in seinem 52sten Jahre.

Dom ist eigentlich ein rundes, hohes, gewölbtes Dach (eine Kuppel), ein runder, mit einem Kugelgewölbe geschlossener Thurm. Da man dergleichen kühne Wölbungen hauptsächlich an Kirchen hatte: Sophienkirche zu Constantinopel, St. Marcus zu Venedig, Hauptkirche zu Pisa Santa Maria de' Fiori zu Florenz und St. Peter zu Rom, das Muster für alle späteren); so nannte man eine Kirche mit einem so gewölbten Dache ebenfalls Dom, und später gab man auch andern Kirchen, hauptsächlich aber den Kathedralen oder Stiftskirchen diesen Namen. Der Dom hat einen von dem griechischen und römischen Tempel ganz verschiedenen Charakter, er erhebt sich als Symbol des Unerfähllichen, ja des Unendlichen selbst, zu welchem kaum die Ahnung sich hinwagen darf: siehe deutsche und gothische Baukunst. Die Ableitung des Namens von dem griechischen Worte *doma*, d. i. Dach, ist daher wahrscheinlicher, als eine andere von dem altheutschen Worte *dammen*, richten, Urtheil sprechen (wovon *verdammen*), welche freilich auf die Kathedralen paßt, weil an ihnen der Sitz des kirchlichen Ober-Tribunals war, mit Gerichtsbarkeit über die untergeordneten Kirchen. Ueber den Dom zu Eöln, das schönste und erhabenste Denkmal dieser Art in Deutschland, haben wir von den Gebrüdern Boisseree (s. d.) ein vortreffliches Werk zu erwarten.

Domainen, von *domaines*, *domania* (auch *Tafel-*, *Kammer-*, *Kron-*, *Bicedomgüter*, oder schlechthin *Kemter* genannt), sind mit verschiedenen Rechten und Privilegien versehene Landgüter, die dem Regenten, als solchem, gehören, und deshalb von den Patrimonialgütern unterschieden werden, die ihm als Privatperson gehören. Sie gehören mithin zu dem Staatsvermögen. Die Einkünfte aus den Domainen, ursprünglich zum Unterhalt des Fürsten, seiner Familie und seines Hofstaates bestimmt, sind die älteste Art der Einkünfte (*Regalien*). Ein großer Theil derselben wurde von dem Staats-Oberhaupt bei der ursprünglichen Besitznehmung der Grundstücke und Anlage der Landgüter erworben, nachher aber wurden sie von Zeit zu Zeit durch Ankauf, Urbarmachung, Heimfall adeliger Landgüter, Secularisationen, Schenkungen und Erbschaft vermehrt. Sie werden benutzt unter der Aufsicht der Kammern entweder durch Administration, wenn ein landesherrlicher Verwalter gegen einen bestimmten Gehalt Einnahme und Ausgabe berechnet, oder durch Zeitpacht oder Erbpacht. Nur im dringendsten Nothfall, oder wenn dem Staat ein gleich sicheres Einkommen gesichert wird, dürfen sie veräußert werden. So lehren die Rechtslehrer mit unbeugsamer Strenge. Die Physiokraten hingegen sind anderer Meinung. Sie dringen auf Vertheilung der Domainen in Bauergüter. Was für Unterstützung gegen sie, kann ein solches Eigenthum an Grund und Boden gewähren? Es nützt nur, in so fern man es ergiebig macht; aber vertraue

gen sie wohl die Bemühungen und die Kosten, die es erfordert, mit den einzelnen und mannichfaltigen Regierungsgeschäften? Der Erdboden an und für sich ist fast von gar keinem Werthe; der Nutzen muß ihm durch aufgewandte Kosten und Arbeit erst abgewonnen werden; es gibt dabei Kosten und Bemühungen, die den Eigenthümer allein treffen. Der mit der Administration des Staats belastete Regent befindet sich nicht im Stande, die Aufsicht über die Besorgung der Wirthschaftsgeschäfte bei seinen Gütern persönlich zu führen; und die Abgaben, die der Staat erfordert, verstaten ihm auf keine Weise, einen Theil von seinem Einkommen an den Boden zu wenden. Mit- hin werden die Kammergüter immer leiden und nicht viel einbringen. Der Aufwand an Grund und Boden wird erspart werden und die Kosten einer Verwaltung, von welcher der Boden keinen Nutzen hat, werden den Ertrag größtentheils verschlingen. — Der Gegenstand verdient demnach die Aufmerksamkeit weiser Fürsten und Finanzminister. dd.

Dombrowsky, französischer, und gegenwärtig russisch-polnischer Divisionsgeneral, war anfangs Rittmeister bei der Garde du Corps des Churfürsten von Sachsen, ging in sein Vaterland, Polen, zurück, diente 1794 gegen die Russen, und zeichnete sich bei mehreren Gelegenheiten durch Muth und Einsicht aus. Er commandirte, an des jungen Poniatowsky's Stelle, eine der Linien, mit denen Kosciuszko im August Warschau gegen die Preußen vertheidigte. Dieser General beschenkte ihn mit einem Ringe, der die Inschrift hatte: „Das Vaterland seinem Vertheidiger.“ In der Folge nach Groß-Polen beordert, ersocht er daselbst mehrere Vortheile, sah sich aber nach der Einnahme von Warschau von den russischen Armeen eingeschlossen und genöthigt, sich zu ergeben. Man führte ihn nach Warschau und gab ihm im December seine Freiheit wieder; der General Suwarow behandelte ihn sogar mit vieler Achtung. 1796 ging er nach Köln, um in französische Dienste zu treten, und fand bei Jourdan einen günstigen Empfang. Man bevollmächtigte ihn bald darauf, ein polnisches Corps zu errichten, und er erließ eine Art von Proclamation an seine Landsleute, um sie zur Vereinigung unter seinen Fahnen einzuladen. Wirklich befand er sich 1797 an der Spitze einer ansehnlichen Legion, leistete brauchbare Dienste unter Bonaparte in Italien, vorzüglich bei der Eroberung von Neapel 1799; ward zum Divisionsgeneral ernannt und fuhr fort, in demselben Jahre mit der größten Auszeichnung zu dienen. 1806 commandirte er gegen die neapolitanischen Insurgenten, ward hierauf von Napoleon, der damals durch das Brandenburgische gegen Südpreußen vorrückte, berufen, eine Insurrection unter seinen ehemaligen Landsleuten zu Gunsten der Franzosen zu bewerkstelligen, die er auch zu Stande brachte, und mit der er den Feldzug gegen die Russen eröffnete. Bei dem Wiederausbruch des Krieges mit Oesterreich 1809 commandirte Dombrowsky ein Corps gegen den Erzherzog Ferdinand. Er zeichnete sich in diesem Feldzuge durch große Thätigkeit aus, und erhielt nach Beendigung desselben das Commando einer Division im Herzogthum Warschau. Er begleitete Napoleon 1812 auf seinem Rückzuge, kehrte mit den Resten der polnischen Armee aus Frankreich zurück und erließ 1814 einen Aufruf zur Wiederherstellung der polnischen Armee auf Veranlassung des Kaisers Alexander. Am 1sten Decbr. wurde er auch zum Boiwood-Senator des neuen Königreichs Polen ernannt.

Domcapitel, eine Gesellschaft von Chorherren (Domherren) in einer Kathedralekirche, zwar unter dem Bischofe, jedoch also, daß sie eine von ihm verschiedene Gesellschaft ausmacht, die unmittelbar durch ihre Prälaten regiert wird und besondere von jenen des Bischofs getrennte Gerechtsame hat, zugleich dem Bischofe bei dem Kirchenregimente zur theilnehmenden Hülfe zugegeben ist, und in der capitularischen Versammlung (auch Domcapitel genannt) durch die entscheidenden Stimmen die Angelegenheiten schlichtet; die besondern Glieder mögen nun das Stimmrecht als eine Folge ihrer Präbenden oder anders woher (bei einer *Sedisvacanz*) haben. *Sede vacante* führen die Domherren die weltliche Regierung des Hochstifts und wählen einen neuen Erzbischof oder Bischof.

Domenichino, s. *Zampieri*.

Domherren werden die Chorherren an einer Domkirche, oft aber auch die Stiftsherren an einer Collegiatkirche genannt; ihr Gesang *Domdechant*. **Domvicar**, diejenige Person, welche statt der abwesenden Domherren ihren kirchlichen Dienst verrichtet.

Domicilium, die Wohnung. Bei den Römern und bei den Neuern, vorzüglich in England und Holland, hatte, und hat in den beiden letzten Ländern noch, das Domicil besondere Rechte und wurde für unverleglich gehalten (z. B. kein Schuldner durfte in seinem Domicil arretirt werden; kein Polizei- oder Gerichtsdiener durfte die Schwelle eines Privathauses betreten, um auch einen andern Rechtbewohner darin zu arretiren, wenn es kein öffentliches Haus war); dann der Aufenthaltsort: im engeren Sinne der Ort, wo man eigentlich einheimisch ist, im Gegensatz desjenigen, wo man sich nur auf einige Zeit aufhält. Erwachsene Kinder z. B. haben ihr Domicilium da, wo ihre Aeltern wohnhaft sind; d. h. sie gehören dahin, sind daselbst einheimisch, wenn sie auch, wie z. B. dienende Personen, an einem andern Orte sich aufhalten. In der Rechtssprache ist *domicilium habitationis* der Wohnort; *domicilium originis* der Geburtsort; *domicilium necessarium* der nothgedrungene Aufenthaltsort, welchem das *domicilium voluntarium*, der freigewählte Aufenthaltsort, entgegengesetzt ist. *Forum domicilii* ist der Gerichtshof des Ortes, an welchem man einheimisch ist, im Gegensatz des *forum delicti* und *forum apprehensionis*. **Domicilirte Wechsel** sind solche, deren Bezahlung, wenn etwa der Ort, wo der Aussteller wohnt, kein Wechselplatz ist, auf ein Handelshaus eines in der Nähe befindlichen Wechselplatzes angewiesen wird. Dadurch will man die Schwierigkeiten vermeiden, welche der Verkauf des Wechsels haben könnte. Z. B. A. in London trassirt auf B. in Lüneburg, in Hamburg zahlbar. B. in Lüneburg acceptirt den Wechsel und domicilirt ihn bei B. in Hamburg. Jetzt kann der Wechsel in London nach dem hamburger Cours verkauft werden, und der Inhaber wendet sich bei Verfallzeit anstatt an B. in Lüneburg an B. in Hamburg, welcher letztere zahlt, wenn er mit Fonds zur Einlösung versehen ist. Daher haben domicilirte Wechsel auch einen geringern Cours als direct gezogene.

Dominante (Musik), die herrschende Note; darunter wird die fünfte Stufe der Quinte derjenigen Tonart (oder auch *quinta toni*) verstanden, in welcher sich die Modulation befindet, weil sie in der Grundstimme gewöhnlich noch öfter gehört wird, als der Grundton der Tonart selbst. Um sie von Dominanten verwandter Tonarten, in welche die Modulation aus der Grundtonart hingeleitet worden

ist, zu unterscheiden; nennt man sie auch die tonische Dominante oder Oberdominante. Daher heißt auch der kleine Septimenaccord an der fünften Klangstufe der harten und weichen Tonart Dominantenaccord.

Dominium, die Herrschaft, insbesondere die Gutsherrschaft besagl. das Eigenthum oder Eigenthumsrecht. In der Rechtsprache ist **dominium directum** das grundherrliche Eigenthum, Obereigenthum im Gegensatz des **dominium utile** oder Nuzzeigenthums, d. i. ein solches, dessen Inhaber die Nuzzuugen eines Grundstücks genießt aber nicht Eigenthümer des Bodens (Proprietät) ist und über ihn verfügen kann; **dominium liberum** ein freies, unbeschränktes Eigenthum; **dominium publicum** das landesherrliche Eigenthum.

Domingo (St.) (Hayti, Hispaniola), ist eine der größten und wichtigsten Inseln unter den großen Antillen in Westindien. Colombo, durch einige Bewohner der zuerst entdeckten lucayischen Inseln auf das Gold dieser Insel aufmerksam gemacht, landete hier am 6ten December 1492, nannte die Insel Hispaniola, und erbaute ein kleines Fort; die erste Niederlassung der Spanier in diesem Welttheile. Vor der Ankunft der Europäer hieß die Insel Hayti, in der Folge erhielt sie von der Hauptstadt den Namen San Domingo. Die Insel ist 160 französische Meilen lang, ungefähr 30 Meilen breit und hat 350 franzöf. Meilen im Umfange. Sie ist in ihrer ganzen Länge von Morgen gegen Abend durch eine Kette von Gebirgen getheilt, die mit Holz bewachsen sind, sich amphitheatralisch erheben und eine reizende Ansicht gewähren; viele derselben enthalten edle Metalle. In den Thälern, welche diese Gebirge bilden, ist eine gemäßigte Temperatur, aber in den Ebenen ist die Hitze fast unerträglich. Die Insel hat eine Menge Bäche und schiffbare Ströme, und an den Küsten viele Vorgebirge und Meerbusen. Der Boden der Insel, besonders in den Ebenen, ist außerordentlich fruchtbar; die vorzüglichsten Producte sind: Caffee, Zucker, Baumwolle, Indigo, Cacao, Tabak, eine Menge verschiedener Holzarten, unter denen viele kostbare, als Arajou und Garbehölzer. Pferde- und Rindviehzucht ist vortrefflich; das Meer ist reich an Fischen. An Mineralien enthält die Insel Gold in Gebirgen und in Flüssen, Silber, Kupfer, Eisen, Quecksilber, Salz, Marmor, Marmor, Marmor und verschiedene mineralische Wasser. — Caffee, Zucker, Baumwolle, Tabak, waren nicht ursprünglich auf dieser Insel einheimisch, sondern wurden erst durch französische Industrie dahin verpflanzt. Die Spanier, nachdem sie die friedlichen und gutmüthigen Urbewohner der Insel, deren Anzahl man bei Colombo's Ankunft auf eine Million Seelen schätzte, mit ihrer bekannten Grausamkeit vertilgt hatten, vernachlässigten diese schöne Besizung fast gänzlich, weil sie auf dem festen Lande von Amerika mit leichterer Mühe Schätze gewinnen konnten. Französische Abentheurer ließen sich (1630) im westlichen Theile der Insel nieder, ihre Zahl vermehrte sich bald. Seit dem Jahre 1660 nahm sich die französische Regierung dieser Niederlassung ernstlicher an, und erhielt 1697 von Spanien die Abtretung des westlichen Theils der Insel. Im Frieden zu Basel 1763 trat Spanien auch die östliche Hälfte der Insel an Frankreich ab. Die französische Colonie auf St. Domingo hatte seit dem J. 1722 außerordentliche Fortschritte gemacht. Im J. 1790 betrug die Bevölkerung in dem französischen Antheile der Insel 534,000 Einwohner, und der Werth der ausgeführten Producte über 123 Millionen Livres; der spanische Antheil enthielt nicht mehr als

125,000 Einwohner. Von dieser Bevölkerung machten die aus Afrika herüber gebrachten Negerclaven den größten Theil (über 400,000) aus, den kleinsten Theil aber die aus dem Mutterlande auf die Insel gekommenen Franzosen. Diese sogenannten Weißen vermehrten sich eben nicht häufig durch gesetzmäßige Ehen, — die aus diesen Ehen erzeugten weißen Kinder wurden Creolen genannt — weit größer war die Zahl der Kinder, die aus dem Umgange der weißen Herren mit ihren Negerinnen geboren wurden, und die man ihrer Farbe wegen Mulatten oder farbige Leute (*gens de couleur*) nannte. Sehr viele dieser Mulatten waren von ihren Vätern legitimirt, als Christen erzogen worden, und traten in ihre Erbschaften ein. Ein großer Theil der Plantagen war daher in den Händen solcher Mulatten, aber sie konnten unter der königlichen Regierung keine andern bürgerlichen Rechte erhalten, und die Regierung der Colonie selbst war ganz in den Händen der Weißen. Unter diesen Mulatten gab es Leute von Talenten und von mehrerer Sittlichkeit, als ihre weißen Beherrscher besaßen. Es war daher natürlich, daß sie ihre Ueberlegenheit über die Weißen fühlten, als die in Frankreich durch die Revolution erweckten Ideen von der Gleichheit der Menschenrechte sich auch auf die westindischen Inseln verpflanzte. Sie wollten diese Rechte auch in ihrem Vaterlande geltend machen, fehlten aber darin sehr, daß sie auch die Neger, die an sie, wegen ihrer Ähnlichkeit in Bildung und Farbe, mehr Anhänglichkeit als an die Weißen hatten, zu voreilig Antheil daran nehmen lassen wollten. Das schwankende Benehmen des Nationalconvents, der über die innern Angelegenheiten Frankreichs die auswärtigen Besitzungen zu vernachlässigen schien, beschleunigte das Unglück dieser schönen Colonie. Ein Decret des Nationalconvents vom 15ten Mai 1792 gab den Mulatten das Recht, in den ordentlichen Colonialversammlungen Theil zu nehmen; ein anderes Decret vom 24ten Sept. hob diese Begünstigung wieder auf. Aber die Mulatten wollten das einmal Gegebne sich nicht wieder entziehen lassen, widersetzten sich, von den Negern unterstützt, mit Gewalt, und so begann auf der Insel ein Krieg, der mit allen Greueln der Grausamkeit fortgesetzt wurde. Am 13ten Juny 1793 wurde Cap François, eine der vorzüglichsten Städte der Insel, von den Mulatten und Negern überwältigt; die dem Gemehel entronnenen Weißen flüchteten sich nach Nordamerika. Von Frankreich aus wurde eine unbedeutende Truppenzahl nach S. Domingo geschickt, aber sie wurde von den Weißen, die noch die übrigen Häfen und Theile in Besitz hatten, sich nunmehr für die königliche Partei erklärten und bei den Engländern Hülfe suchten, selbst nicht ans Land gelassen. Die Engländer eroberten zwar im Septbr. 1793 zwei Häfen und Festungen, aber nachdem der Nationalconvent durch das Decret vom 4ten Febr. 1794 den Negern in den französischen Colonien völlige Freiheit und gleiche Rechte mit den übrigen Einwohnern theilt hatte, brach der Krieg mit größerer Wuth aus, fast alle Weiße wurden ermordet, und die Engländer verloren in der Folge ihre gemachten Eroberungen wieder. An der Spitze der Neger stand Toussaint Louverture, der am 9ten Mai 1801 der Insel eine eigene Constitution gab, durch welche er zum lebenslänglichen Statthalter ernannt, und alle Sklaverei auf ewig abgeschafft wurde. Der Krieg zwischen Frankreich mit England zur See führte, machte es unmöglich, Truppen nach St. Domingo zu senden, um die Ruhe wieder herzustellen. Nachdem aber am 1sten October 1801 die Friedenspräliminarien

narien zwischen beiden Nationen zu London unterzeichnet worden waren, schickte der erste Consul den General Leclerc mit einer Flotte und 25,000 Mann Truppen nach Domingo, der am 3ten Febr. 1802 dort ankam. Von diesen Truppen wurden weit mehrere durch das ungewohnte Klima und Krankheiten, besonders durch das gelbe Fieber, als durch das Schwert der an der Zahl überlegenen Neger hingerafft. Nach einigen Monaten, während welcher zwar nur der sogenannte kleine Krieg, aber mit der größten Verwüstung geführt worden war, gelang es dem General Leclerc Unterhandlungen mit den Regern anzuknüpfen. Mißtrauen und Eifersucht, die unter den Anführern der Neger entstanden, und von den Franzosen unterhalten wurden, bewirkten bald nachher, daß sich die vorzüglichsten Anführer, Toussaint Louverture, Dessalines und Christoph den Franzosen unterwarfen. Unter scheinbarem Vorwande wurde Toussaint nach Frankreich abgeführt, und fand dort, eines bessern Schicksals würdig, im Gefängniß seinen Tod. Sein Schicksal, und das ähnliche Schicksal vieler seiner Anhänger, so wie der Entschluß der französischen Regierung, daß die Sklaverei in den Colonien nicht aufgehoben, und die strengsten Maßregeln gegen die aufrührerischen Neger genommen werden sollten, reizte die Letzteren aufs neue. Dessalines und Christoph stellten sich wieder an ihre Spitze. Die französischen Truppen waren sehr zusammengeschmolzen, ihr Anführer Leclerc wurde durch Krankheit weggerafft; sein Nachfolger Rochambeau, der ihn nicht ersetzte, fand sich so gedrängt, daß er, um aus zwei Uebeln das kleinste zu wählen, am 30sten Nov. 1803 sich in Cap François, dem einzigen noch übrigen Plage, an die denselben blockirenden Engländer ergeben mußte. Von diesem Augenblicke an war S. Domingo auf lange Zeit, wo nicht auf immer, für Frankreich verloren. Dessalines, ein Tyrann, wie es deren wenige gab, behauptete nun die Oberherrschaft über die Insel, die ihren ursprünglichen Namen, Hayti, wieder erhielt, und wurde am 8ten October 1804 als Kaiser, unter dem Namen Jacob I. ausgerufen, aber zwei Jahre darauf in einer neuen Revolution ermordet. Seitdem steht Domingo unter der Herrschaft von drei Regenten, die sich abwechselnd bekriegt und mit einander versöhnt haben: Christoph (Henri I), Pethion und Philipp. Christoph, der mächtigste unter ihnen, geboren den 6ten October 1767, wurde am 2ten Juni 1811 unter dem Namen Heinrich I. als König von Hayti zu Cap Henri (ehemals Cap François) gekrönt. Er hat eine stehende Armee von 15,000 Mann und eine kleine Flotte, deren oberster Befehlshaber ein Weißer ist. Er liebt die Pracht und unterhält einen glänzenden Hofstaat. In dem seit einigen Jahren, und zuletzt für das Jahr 1815 erschienenen, ganz dem französischen Hof- und Staatscalender nachgebildeten *Almanac royal de Hayti*, dessen Titellupfer das Reichswappen, einen aus einem brennenden Holzstoß aufsteigenden Phönix, mit der Umschrift: *je renais de mes cendres*, und zwei Löwen als Schildhalter, mit der Umschrift: *Dieu, ma cause et mon épée*, vorstellt, werden aufgeführt: ein Großmarschall des Reichs, ein Generaloberst der Garden, ein Großadmiral von Hayti, sechs Feldmarschälle, vier Staatsminister und eine große Anzahl verschiedener Hofämter; der Reichsadels besteht aus drei Prinzen, acht Herzögen, 19 Grafen, 36 Barons. So kleinlich auch diese offenbare Nachahmung des ehemaligen kaiserl. französ. Hofstaats erscheinen mag, so zeugen doch andre Handlungen dieses Regerkönigs von richtigen Einsichten. Er hat alles angewen-

bet, um aus Europa Gelehrte, Künstler, Fabrikanten und Handwerker nach Hayti zu ziehen, um dort europäische Cultur zu verbreiten; auch unterhält er in England und Deutschland Agenten, um Handelsverbindungen anzuknüpfen. Seine politischen Grundsätze hat er in einem am 18ten Sept. 1814 erlassenen Manifeste erklärt, welches mit den Worten schließt: Wir erklären feierlich, daß Wir nie in irgend eine Bedingung willigen werden, welche der Ehre, der Freiheit und Unabhängigkeit des haytischen Volkes nachtheilig seyn könnte. Unserm Schwure getreu, wollen Wir Uns lieber unter den Trümmern Unsers Vaterlandes begraben, als die Verletzung Unserer politischen Rechte dulden.“ — Pethion, ein Mulatte, wird als ein Mann von sanftem Charakter und zuvorkommendem Aeußern geschildert. Er ist in Frankreich erzogen worden, und besitzt ein eignes ansehnliches Vermögen. Seine Armee besteht aus 11,000 Mann, und seine Flotte ist eben so zahlreich als die seines Gegners Christoph. — Philipp, ein Jüdling von Toussaint Louverture diente vorher in Christoph's Armee. Er lebt mit den andern beiden Regenten im Frieden, ohne Ehrsucht und Ansprüche, und hat 7000 Mann unter den Waffen. Seine Sicherheit entspringt aus der Lage seines Gebiets, das mitten in der Insel von schützenden Bergen eingeschlossen ist, und vorzüglich daher, daß die beiden andern Regenten Nebenbuhler sind. Es ist aber zu vermuthen, daß er den Augenblick abwartet, wo die andern beiden in Krieg gerathen werden, um dann durch seinen Beitritt eine Entscheidung zu geben. — In dem, am 30sten Mai 1814 zu Paris geschlossenem Frieden wurde, im achten Artikel, Frankreich der Besitz der Insel St. Domingo von Seiten Englands und der übrigen Allirten zugestanden, jedoch unter der Bedingung, daß es den im Basler Frieden 1795 von Spanien abgetretenen Theil an dasselbe wieder zurückgebe. Indessen ist bisher von Frankreich noch nichts Entscheidendes zur Wiederoberung der Insel geschehen. Es scheint, daß man durch Unterhandlungen mit dem Mulattenchef Pethion, dessen Unterwerfung man hoffte, etwas bewirken zu können glaubte; nach den neuesten Nachrichten aber ist der französische Agent, der nach St. Domingo geschickt worden war, von Pethion zurückgewiesen worden. So lange die jetzigen Regenten von Domingo sich nicht wieder entzweien, sondern ihre gesammten Streitkräfte bloß Frankreich entgegen stellen, wird dieses schwerlich wieder zum Besitz der Insel gelangen. Auch scheint es, daß die Engländer und Nordamerikaner nicht bloß müßige Zuschauer hierbei sind, sondern daß beide, wegen Handelsvorthellen, die Regier auf Domingo bei ihrer Unabhängigkeit zu erhalten suchen. Für die übrigen Besitzungen der Europäer in Westindien ist es sehr gut, daß diese Regier, anstatt sich in einen Centralstaat zu vereinigen, sich in mehrere Regierungen theilen. Uebrigens läßt es sich durchaus nicht bestimmen, welche Resultate aus diesem, mit europäischer Civilisation vertrauten Regierstaate, überhaupt, und für Afrika insbesondere, in der Folge noch hervorgehen möchten.

G-DD.

Dominicaner, s. geistl. Orden.

Dominicus de Guzman, ein spanischer Edelmann, geboren 1170 zu Calarvejo in Alt. Castilien, legte sich in seiner Jugend mit Talent und Feuer auf die Wissenschaften, und wurde hernach Canonicus und Archidiaconus zu Osema in Castilien. Er wurde, nebst andern, von dem Papste Innocenz III. gebraucht, um die Keger, besonders die Albigenser in Frankreich, auszuforschen,



Grausamkeit äußerte sich auf das schrecklichste. Den ersten Beweis davon gab er durch die meuchelmörderische Hinrichtung seines Vetter, Flavius Sabinus, der nicht das geringste Verbrechen begangen hatte. Eben so eitel als grausam unternahm er, während sein tapferer Feldherr Agricola siegreich in Britannien gegen die Caledonier fought, einen lächerlichen Kreuzzug gegen die Gatten, kehrte schnell zurück, ohne etwas gegen sie unternommen zu haben, und führte einen Haufen wie Deutsche gekleideter Sklaven zu Rom im Triumph auf. Da Agricola durch glänzende Siege seine Eifersucht reizte, rief er ihn zurück und setzte diesen großen Feldherrn in völlige Unthätigkeit. Zugleich fuhr er in Rom fort, eine große Anzahl Vornehmer hinrichten zu lassen und allenthalben Schrecken zu verbreiten; anderer Seits ergab er sich allen Ausschweifungen der Wollust und dem niedrigsten Geize. Endlich gerieth er auf den wahnsinnigen Einfall, sich göttlich verehren zu lassen, ließ sich nicht anders als Dominus und Gott nennen, und behauptete, ein Sohn der Minerva zu sehn. In seinem zwölften Consulate wurden die capitolinischen Spiele zu Rom eingeführt. In demselben Jahre fing auch der blutige und gefährliche Krieg mit den Daciern an, der mit abwechselndem Glück geführt wurde und damit endigte, daß er den Frieden durch einen jährlichen Tribut erkaufte. Dennoch hielt er in Rom einen glänzenden Triumph. Das Elend stieg indeß immer höher; niemand war seines Vermögens und seines Lebens sicher. Mit welcher Lust Domitian die Grausamkeit übte, beweiset jenes berühmte Gastmahl, das er anstellte, um die Senatoren und Ritter in Schrecken zu setzen. Sie wurden in einem schwarzen Saale versammelt, wo für jeden ein Sarg mit seinem Namen stand; darauf öffneten sich plötzlich die Thüren, und eine große Schaar nackter, schwarz gefärbter Personen, mit bloßen Schwertern und brennenden Fackeln traten herein und umtanzten die Erschrockenen, bis der Kaiser sich an ihrer Todesangst genugsam geweidet hatte und sie wieder entließ. Die Furcht, in welcher der Tyrann unaufhörlich schwebte, vermehrte seine Grausamkeit, bis endlich auch ihm die letzte Stunde erschien. Ein Zufall führte seiner Gemahlin Domitia einen Zettel in die Hand, auf welchem, nebst vielen neuen Schlachtopfern, sie selbst und die beiden Anführer der prätorianischen Cohorte verzeichnet waren. Diese Entdeckung bewog sie, sich gegen ihn zu verschwören, und ihn in seinem Zimmer (im Jahr 96) zu ermorden. Er hatte 15 Jahre regiert und war 45 Jahre alt geworden.

Don (bei den Griechen und Römern Tanais), der Gränzfluß zwischen Europa und Asien in Rußland, der bei Tula aus dem Johannissee kommt, und nach einem mehr als 200 Meilen langen Lauf und nach vielen Kümungen sich in drei Armen in das asowische Meer ergießt. Er ist sehr fischreich, hat aber ein trübes, kalkichtes, ungesund Wasser, und ist wegen der vielen Sandbänke nicht immer schiffbar. Donische Rosaken, s. Rosaken.

Donatisten, eine christliche Secte zu Anfange des vierten Jahrhunderts in Afrika, die sich für allein rechtgläubig hielt, wiedertaufte und große Unruhen anrichtete, welche erst mit der Vertilgung der christlichen Religion durch die Saracenen gestillt wurden. Der Urheber dieser Secte war Donatus, ein Bischof zu Carthago.

Donatus (Aelius), ein berühmter römischer Sprachlehrer und Commentator (z. B. über fünf terenzische Lustspiele), lebte im vierten Jahrhunderte. Er schrieb eine lateinische Grammatik, bestehend in

der Schrift: *de barbarismo* und *de octo partibus orationis* (der Donat genannt), welche im Mittelalter bei dem lateinischen Sprachunterrichte zum Leitfaden diente und sich in großem Ansehen erhielt, bis sie in neueren Zeiten durch zweckmäßigere Sprachlehren verdrängt wurde. Sie war eines der ersten Bücher, welche Guttentberg druckte. Donat hieß daher und heißt noch jetzt hier und dort jede lateinische Sprachlehre für Schulen, und Donatichniger, Fehler wider die Regeln der Sprachlehre.

Donau, der größte Fluß Deutschlands und einer der größten in Europa. Sie entspringt aus drei Quellen, der Brega, Brigach, nicht weit vom Schwarzwalde, und einer kleinen namenlosen, die auf dem Schloßhose zu Donaueschingen quillt. Oberhalb Ulm wird sie schiffbar und durchströmt in gerader Richtung gegen Osten Schwaben, Bayern, Oesterreich, Ungarn und die Türkei. Auf ihrem Wege (welcher nach Büsching 700, nach Andern aber nur 400 Meilen betragen soll) nimmt sie 60 schiffbare und über 100 geringere Flüsse auf, und stürzt sich endlich an der bessarabischen Küste in sechs Armen mit einer solchen Gewalt in das schwarze Meer, daß sich noch mehrere Meilen weit ihr Strom im Meere auszeichnet. Die vielen in ihr befindlichen Klippen und das Reißende ihres Wassers machen die Schifffahrt auf ihr an vielen Punkten gefährlich. Der Haufen, der größte Flußfisch, wird in der Donau gefangen. Die Donau hat besonders auch in der Geschichte eine große Wichtigkeit erhalten. Die Römer kannten sie unter dem Namen Danubius, und von Wien an unter dem Namen Ister, den sie von den Griechen entlehnt hatten, welche diesen Fluß vom Pontus Euxinus (schwarzen Meer) an aufwärts besser kannten, so wie die Römer von der Rheinseite Germaniens her, wo sie auch durch Tiberius Zug gegen die Bindeicier am Bodensee der Donau eigentliche Quellen entdeckten. An ihren Ufern bestanden die Römer harte Kämpfe mit den germanischen Völkerschaften. In der mittleren und neuern Geschichte sind von Rudolphs des Habsburgers zwischen der Donau und March erfochtenem Siege über König Ottocar von Böhmen an, bis auf die neuesten Schlachten von Aspern, Rustschuck und Silistria viele glänzende Waffenthaten an ihren Ufern vollbracht worden.

Don gratuit, freiwilliges Geschenk, ist eine Art außerordentlicher, jedoch freiwilliger Abgabe, welche die Regenten bei außerordentlichen Anlässen von ihren Ständen zu fordern oder auch ungefordert zu erhalten pflegen. Es findet dies besonders in solchen Ländern Statt, wo der Regent ohne Einwilligung und Mitwirkung der Stände keine neue Abgaben auslegen darf; z. B. diejenigen französischen Provinzen, die noch Landstände hatten, nämlich Bourgoigne, Provence, Languedoc, Bretagne, Artois und das Königreich Navarra, bewilligten dem Könige eine Steuer als Don gratuit. Dasselbe pflegte in den österreichischen Niederlanden zu geschehen.

Donner (Georg Raphael), ein berühmter Bildhauer, geboren auf einem Dorfe des Stifts Heiligenkreuz in Nieder-Oesterreich 1695, erhielt seine erste Bildung in der Kunst von Johann Giuliani, einem Bildhauer, der sich in dem erwähnten Stifte aufhielt. Donners Werke prangen als Meisterstücke in mehreren Kirchen und Palästen Oesterreichs; vorzüglich bewundert werden die herrlichen Bildsäulen, die eine Zierde des Springbrunnens auf dem

neuen Märkte zu Wien sind. Er starb in Wien den 16ten Februar 1741.

Donner. Dieser mit dem Ausbruche des Bliges verbundene Knall ist eine electriche Erscheinung, die mit dem knisternden Laute des Funkens bei electricen Versuchen verglichen werden kann. Man hielt sonst den Donner bloß für eine Wirkung der Erschütterung der Luft. Doch läßt sich dieses Phänomen nicht völlig daraus erklären, und man müßte sich unter dem Blige eine schreckliche Feuermasse vorstellen, wenn sie zur Hervorbringung jenes so volltonenden Lautes des Donners hinreichend seyn sollte. Nach der Erklärung de Lucs entsteht er durch die explodirende Ausdehnung der Luft, indem sich die electriche Materie, welche plötzlich in großem Uebersusse gebildet worden ist, durch den Druck zerlegt, ihr Licht entläßt, und dadurch die Erscheinung des Bliges hervorbringt; das Rollen hingegen ist Folge einer stufenweisen, oder in verschiedenen einzelnen Massen erfolgenden Verdichtung des aus der Luft entstandenen Wasserdampfs. In die leeren Räume, welche diese Verdichtung veranlaßt, dringt die Luft mit Gewalt ein und bringt einen Schall hervor, in welchem sich ein anhaltendes Rollen mit schwächern oder stärkern Schlägen verbindet, je nachdem die verdichteten Dunstmassen entweder gleichförmige, ununterbrochen fortgehende Strecken, oder kleinere und größere Haufen bilden. Das durch die Verdichtung entstandene Wasser fällt in Regen herab. Die Anhänger der neuern französischen Chemie leiten den Donnerknall aus der plötzlichen Entstehung einer großen Wolke her. Girtanner stützt diese Behauptung auf die Betrachtung, daß sich im Sommer, wenn es bei heiterm Himmel zu donnern anfängt, auf einmal Wolken zeigen, welche vorher nicht da waren, und auch nicht vom Winde herbeigetrieben wurden. So wie das Gewitter fortbauert und die Donnerschläge auf einander folgen, entstehen nach und nach immer mehr neue Wolken, und dies hält nebst dem Regen so lange an, als der Donner dauert. Demnach wäre der Donner nicht eine Folge des Bliges. Indem sich das Wassergas in der Atmosphäre durch plötzliche Erkältung in Wasser verwandelt, nimmt es einen 900 Mal kleinern Raum ein als vorher; es entsteht ein leerer Raum; die obern Schichten und die Nebenschichten drängen sich herbei, und indem sie auf einander fallen, entsteht das Geräusch. Dieselbe Erscheinung erfolgt im Kleinen, wenn man ein Etui aufmacht, dessen Deckel gut anpaßt. Eine Peitsche knallt, weil ihre schnell zurückgezogene Spitze, welche platt und löffelförmig ist, eine gewisse Quantität Luft mit sich zurückreißt, wodurch ein leerer Raum entsteht, in welchen sich die umgebende Luft mit Gewalt einbrängt und dadurch das Klatschen verursacht. Der Schall des Donners ist verschieden nach der Beschaffenheit der Oberfläche, und den umgebenden Körpern. Donnerbüsche, s. Kanone, Basilisk. Donnerhaus, ein zur electricen Geräthschaft gehörendes Modell eines Hauses, durch welches man das Einschlagen des Bliges in ein Haus ohne Wetterableiter im Kleinen nachahmen kann. Donnermaschine, eine von Michel in Paris erfundene Maschine, womit man den Donner täuschend nachahmen kann; dann ein Instrument zu ähnlichem Gebrauche auf den Theatern. Donnerkeil nennt man gewisse kegelförmig zugespigte Steine, von denen der Aberglaube sonst währte, daß sie mit dem Blige auf die Erde fielen. Manche solche Steine sind Versteinerungen von jetzt unbekannten Schalthieren, die wegen einiger Aehnlichkeit mit einem

Pfeile, oder einem Finger, auch Pfeilsteine und Fingersteine genannt werden. Andere sind steinerne Streitärte, deren man sich in alten Zeiten bediente, Donnerärte. Beide Arten werden auch Donnersteine, Alpsteine, Alpschosse, Fuchsteine, Teufelslegel, Teufelsfinger, Herenfinger, Storchsteine, Rabensteine, Stahlsteine genannt. — Die Blige, mit welchen in der Hand Jupiter, als Donnergott, abgebildet zu werden pflegt, nennt man wohl auch Donnerkell. Oft führt diesen Donnerkell auch der Adler, Jupiters Vogel.

Don Quixote, s. Cervantes.

Doppelflinte und Doppelbüchse sind bekanntlich Gewehre mit zwei Läufen neben oder über einander, die durch zwei besondere Schösser abgefeuert werden. Letztere werden in der österreichischen Armee auch Doppelschützen genannt, und dienen zur Bewaffnung der Scharfschützen. Sie bestehen aus einem gezogenen und einem glatten Lauf, die über einander liegen und hinten in der Kolbe beweglich sind, so daß man den loszuschießenden Lauf heraufdrehen kann; das linke Schloß hat wegen seiner Stellung eine andere, jedoch nicht beträchtlich von dem rechten abweichende Structur. Jeder Lauf schießt ein Loth Blei. Noch eine andere Art Doppelbüchsen führen die tyroler Gemsenjäger: sie besteht aus einem einzigen sehr starken Büchsenlauf, mit zwei Schössern neben einander. Hier wird auf die gepflasterte Kugel des hintern Schusses die zweite Pulverladung geschüttet, und auf diese noch eine Kugel geladen. Das vorderste Schloß correspondirt mit der zweiten Ladung, der die dahinter befindliche Kugel zum Anschlagpunkt und gleichsam zur Schwanzschraube dient. Unmittelbar nach dem Abfeuern des ersten Schusses verschließt eine Klappe das Zündloch des vordern Schosses, so daß der zweite nunmehr ohne Gefahr und ohne Veränderung des Abkommens geschehen kann.

Doppelhaken gehören zu den ältesten Feueergewehren. Sie waren anfangs vier Fuß lang, schossen 4 bis 8 Loth Blei und lagen beim Abfeuern auf einem kleinen Gestell, das wie eine Gabel oder Dreifuß gestaltet war. Späterhin im sechzehnten Jahrhunderte belegte man ein metallenes Geschütz mit diesem Namen (Musqueton), das bei 38 Calibern Länge zehn Loth Eisen oder vierzehn Loth Blei schoß und 2½ Centner wog. Seine Schußweite war mit der höchsten Elevation 1440 Schritte. Gegenwärtig bedient man sich beider Gattungen nur im Fall der Noth in Festungen und von den Wällen der Außenwerke.

Doppelschlag (franz. le double), eine der vorzüglichsten Manieren oder Verzierungen des musikalischen Vortrags, welche darin besteht, daß man die zwei neben dem bezeichneten Haupttone liegenden Nebentöne, den einen vor, den andern nach demselben, schnell anschlägt, und dann den Hauptton nochmals berührt, mithin ihn doppelt anschlägt. Dieses ist dann der einfache Doppelschlag, bestehend aus vier Noten, und wird, wenn man von der höheren Note anfängt, mit S, wenn man von der niedern anfängt, mit G bezeichnet, und im letztern Falle der umgekehrte Doppelschlag, ersteres der gewöhnliche genannt, in beiden Fällen aber sowohl über als zwischen zwei Noten gesetzt und ausgeführt. Der zusammengesetzte Doppelschlag entsteht durch Verbindung dieser Figur mit andern Noten. Hieher gehört der sogenannte prallende, der geschleifte und der geschnellte Doppelschlag.

Dorat (Claude Joseph), französischer Dichter, wurde 1734 zu Paris geboren. Seine Aeltern bestimmten ihn zum Rechtsgelehrten; allein die ernstern Studien behagten ihm nicht. Die Kriegsdienste, in denen er sich versuchte, gefielen ihm eben so wenig und so überließ er sich ganz seinem Hange zur Schöngelsterei. Zu seinen frühesten Producten gehören seine Trauerspiele und Heroïden. So vielen Beifall er aber auch, insonderheit durch die letztern, einerntete, so war er doch für diese Dichtungsarten, die ein reges Gefühl und einen lebhaften Geist erfordern, wenig geeignet. Dagegen sind ihm seine Erzählungen, Lieder und poetischen Episteln am besten geglückt und er gehört in diesen Fächern zu den fruchtbarsten und beliebtesten französischen Dichtern. Er starb zu Paris 1780. Seine sämtlichen Werke sind 1779 in siebenzehn Bänden in 8. zu Paris erschienen; eine Auswahl derselben enthalten seine *Oeuvres choisies*, die 1786 in drei Bänden in 12. herausgekommen sind. Die vorzüglichsten darunter sind: 1. ein didaktisches Gedicht in vier Gesängen: *la Déclaration*, worin vom Trauerspiel, Lustspiel, der Oper und dem theatralischen Tanz gehandelt wird. *L'Harpe* erkennt diesem Lehrgedichte unter allen andern Arbeiten Dorats den Preis zu. 2. Verschiedene Heroïden, unter welchen sich *Héro à Léandre* und *Abailard à Héloïse* am meisten auszeichnen. 3. Mehrere Lust- und Trauerspiele. Unter jenen werden *la Fainte par amour* und *le Célibataire* und unter den letztern *Regulus* am meisten geschätzt. 4. Poetische Briefe, welche ganz in der, dieser Dichtungsart eigenthümlichen, gefälligen und leichten Manier geschrieben sind. 5. Erzählungen und Fabeln. Dorat las, was damals wie jetzt in Paris selten war, die deutschen Dichter. Er hatte selbst eine *Idée de la poésie Allemande* geschrieben.

Dordrecht oder **Dortrecht**, eine große und reiche Handelsstadt in Südholland an der Maas, die Geburtsstadt eines Joh. Verh. Wof. Sie hat das vortheilhafte Recht, daß alle auf dem Rhein und der Maas ankommenden Schiffe daselbst ausladen und den Zoll entrichten müssen, so wie auch die Stapelgerechtigkeit von den Rheinweinen. Auch treiben die Einwohner, deren Anzahl sich auf 20,000 beläuft, mit Wein, Getraide und Holz starken Handel. Im Jahr 1618 und 1619 ward hier die unter dem Namen der dordrechtischen Synode (*synodus Dordracena*) bekannt gewordene Kirchenversammlung gehalten, in welcher die Lehrläge der Arminianer oder Remonstranten verworfen und die belgische Confession nebst dem heidelbergischen Catechismus bestätigt wurden. Ihre Schlüsse wurden als ein Kirchengesetz der holländischen reformirten Kirche angenommen.

Doria (Andrea), aus einem berühmten genuesischen Geschlecht, geboren zu Oneglia 1468, zeichnete sich schon als Jüngling in den Kriegen gegen die Seeräuber und Corsicaner heldenmüthig aus, und wurde dann von Franz I. 1524 zum Admiral der französischen Galeeren erhoben. Wegen einer Beleidigung von französischer Seite ging er zu der spanisch-österreichischen Partei über, und hinderte dadurch den Fortgang des französischen Waffenglücks in Italien. Allein das Schicksal hatte ihn nicht bloß zu einem großen Seehelden, sondern auch zum Befreier seines Vaterlandes bestimmt. Genua hatte zwar seit 1339 ein lebenslängliches Oberhaupt, *Doge* genannt; allein die Verfassung war so zerrüttet, und der Parteikampf so heftig, daß der Stadt oft genöthigt war, fremden Schutz zu suchen, der gewöhnlich in eine drückende Oberherrschaft ausartete. So war Genua bald

unter mailändischem, oder österreichischem, bald unter französischem Joche. Jetzt (1528) als letzterer Staat Genua besaß, überfiel Doria die Stadt, vertrieb die Franzosen ohne Schwertstreich, erhielt zur Belohnung den ehrenvollen Namen Vater und Befreier des Vaterlandes, und gab dem frei gewordenen Staate eine verbesserte Verfassung. Bloß 28 adelige Familien bekamen Zutritt zu den höchsten Würden, und wurden alle Jahre gewählt. Das Directorium führten aber der Doge und dessen Räte, welche beide nach zwei Jahren wieder neu gewählt wurden. Jedoch half der große Mann durch diese Einrichtung den Bedrückungen und den Uebeln des Aristokratismus nur wenig ab, und viele seiner Stiftungen mußten durch ein Grundgesetz von 1576 abgeändert werden, auf welches sich die nachherige Verfassung gründete. Ungeachtet Doria die Würde eines Dogen auf Lebenszeit erhielt, so ging er doch wieder in Seesdienste bei Carl V.; stritt mit ausnehmendem Glück gegen die Türken und Corsaren, und starb endlich 1560 in einem Alter von fast 93 Jahren. So vortrefflich und edel auch der Charakter dieses unvergeßlichen Mannes war, und so sehr ihn die Genueser verehrten, so wenig konnte er den Neid vieler Großen von sich entfernen; ja es entstanden verschiedene Verschwörungen gegen ihn, unter denen die des Fiesco, Grafen von Lavagna (1547), die gefährlichste war, die er jedoch mit Glück, Klugheit und Strenge dämpfte.

Dorisch heißt, was dem Stamm der Dorier angehört oder von einer bei diesem Stamme gewöhnlichen Beschaffenheit ist. Die Dorier aber waren einer der vier Hauptäste des griechischen Stammes, und sollen ihren Namen von Dorus, dem Sohne Hellens haben. Sie wohnten erst in Esiadotis, wurden dann von den Herrschern nach Macedonien gedrängt, drangen nach Creta, wo der Gesetzgeber Minos von ihnen stammte, legten am Fuß des Deta, zwischen Thessalien, Aetolien, Lokris und Phokis die dorischen Vierstädte (Dorika Tetrapolis) an, und drangen später mit den Herakliden in den Peloponnes, wo sie in Sparta herrschten. Colonien von ihnen gingen nach Italien, Sicilien und Klein-Asien. Alle vier Hauptstädte des griechischen Stammes waren durch Eigenthümlichkeit in Sprache, Sitte und Verfassung scharf von einander geschieden, besonders aber waren die Dorier der Gegensatz der Jonier. In dem Dorischen blieb immer das Alterthümliche, und mit diesem etwas zwar Festes und Derbes, aber auch Hartes und Rauhes. Der dorische Dialect war hart und rauh, der ionische weich und sanft; doch hatte jener durch sein Alterthümliches etwas Ehrwürdiges, weshalb er bei feierlichen Gesängen gebraucht ward, z. B. Hymnen, Chorgesängen, die zur Liturgie der Griechen gehörten. Die cretische und spartanische Gesetzgebung eines Minos und Lykurg zeigte sich um vieles strenger als die athenische, mildere Solons. In der Kleidertracht behielten die Spartanerinnen die leichte geschürzte und heitere Jägertracht, während die Jonerinnen das lange faltige Gewand anlegten. Beide hat die Kunst idealisirt, jenes in der Diana und ihren Nymphen, dieses in der Pallas Athene und den Kanephoren. Nicht minder hervorstechend zeigt sich derselbe Gegensatz an Werken der Baukunst in der starken, schmucklosen dorischen und der schlanken, schön verzierten ionischen Säule. S. Säule, Säulenordnung. Endlich gab es auch in der Musik der Alten eine dorische Tonart, s. Tonart der Alten. dd.

Dörnberg oder Dörrenberg, aus einem alten hessischen freiherrlichen Geschlechte, war unter der königl. westphälischen Regie-

zung Oberster der Jäger von der Garde des Königs von Westphalen geworden. Empört durch den Druck seines Vaterlandes, gab er den Plan, zur Befreiung desselben zu wirken, nicht auf, zu welchem er sich ins Geheim mit mehreren edeln Familien verbunden hatte. Man rechnete dabei auf die Unterstützung deutschgesinnter Gemüther in sonst preussischen und westphälischen Ländern des westphälischen Reichs. Als 1809 der Kampf Oesterreichs gegen Frankreich begann, und alle Deutsche zur Theilnahme an demselben von Oesterreichs Kaiser und seinen Heerführern kräftig aufgefodert worden, bewegte sich hier und da das unterdrückte deutsche Volk, von muthigen Männern angeführt, gegen seine Zwingherren. So auch vorzüglich in den zusammengeworfenen Provinzen, welche das Königreich Westphalen bildeten. Doch es war die Zeit des Gerichts noch nicht gekommen. Schon hatte das Wagstück des preussischen Hauptmanns Ratt die Aufmerksamkeit der französischen Regierung erregt. In Cassel, Braunschweig und Magdeburg wurden Militärcommissionen angeordnet, um über die etwanigen gewaltthätigen Störungen des bestehenden Zustandes binnen 24 Stunden zu richten; Ratt selbst ward mit Steckbriefen als ein gemeiner Räuber verfolgt. Da kamen aber die Nachrichten vom Vorbringen der Oesterreicher in Bayern, Italien und Warschau, von der Insurrection der Tyroler, und in Geheim von einer bevorstehenden Theilnahme der preussischen Nation; und trotz der Militärgerichte brach in der Nähe Cassels die Flamme aus. Die Dorfgemeinde von Wallhausen steckte zuerst die Fahne des Aufsturus aus. Es war am 21sten April 1809, als die Sturmglocken tönten. Hieronymus Napoleon schickte seinen Gardenersten Dörrenberg mit seinem Corps den Insurgenten entgegen, sie zu besänftigen oder zu zerstreuen. Dörrenberg, des Himmels Fügung in diesem Zufall wahnend, eilte zur Vereinigung mit ihnen; eine kräftige Anrede sollte seine Jäger bewegen, ihm zu folgen; doch der größte Theil derselben, zurückbeugend vor der Kühnheit des Gedankens, im Geiste schon die furchtbaren Folgen des Mißlingens erblickend, eilte in die Hauptstadt zurück und meldete der Regierung, was sich begeben habe. Dörrenbergs Plan, durch die Gefangennehmung des Königs selbst, mit Einem Schlage den Hauptzweck zu erreichen, konnte nun freilich nicht gelingen, doch stellte er sich an die Spitze einiger 100 Bauern, und begab sich mit ihnen auf den Marsch nach Cassel. Auf halbem Wege stieß er mit dem ihm entgegengesandten Detaschement westphälischer Truppen zusammen. Keine seiner Aufforderungen fand Eingang. Nicht lange konnte seine Schaar Widerstand leisten. Sie zerstreute sich. Dörrenberg rettete sich mit einigen Vertrauten nach Böhmen, wo zwei ehemalige Reichsfürsten, der Churfürst von Hessen und der Herzog von Braunschweig, Dels, den Ausgang jener Bewegung erwarteten. Der Obergewalt in Westphalen gelang es noch einmal, die äußere Ruhe wieder herzustellen und ihre Macht zu sichern. Dörrenberg ward mit den andern als Verräther gegen König und Vaterland in Contumaciam zum Tode verurtheilt, nur konnte man das Urtheil nicht vollstrecken; denn Dörrenberg hatte sich schon glücklich nach Böhmen gerettet. Als nun nach geendigtem Feldzuge 1809 Herzog Wilhelm von Braunschweig den kühnen Zug durch Sachsen und Westphalen, umgeben von Schaaren der Feinde, bis zu dem Strande des Meeres vollführte, befand sich auch Dörnberg in dem Geleite seiner Getreuen, welchem sich die kühnsten Männer Deutschlands angeschlossen, und rettete sich mit diesem auf die Insel, wo das



schiedenen Spielen von Faunen, Satyren und Nymphen vor. In andern Bildern ahmte er dem Rafael nach. Unter den acht in Dresden befindlichen zeichnet sich der Disput der vier Kirchenlehrer durch genaue Zeichnung mit eigener Kraft des Colorits, der ganz im titianischen Style ist, als ein Meisterwerk aus. Seine Brüder sind weniger berühmt. Er war geb. 1479, und starb 1560.

Douane, Douaniers. So werden in Frankreich die Zoll- oder Mauthhäuser an den Gränzen, und die franz. Zoll- oder Mauthbeamten genannt. Während dem Kriege Frankreichs mit England in dem langen Zeitraum von 1793 bis 1814 und insbesondere nach der Organisation des berühmten Continental-Systems spielten die französischen Douaniers eine bedeutende Rolle, und hatten selbst eine politische Wichtigkeit. Sie waren in Brigaden zu 6 Mann getheilt, hatten eine förmliche militärische Organisation, und waren scharf bewaffnet. So bewachten sie in drei Linien mit nicht geringer Sorgfalt und schneidendem Uebermuth die ungeheuren französischen Gränzen und die vielen dem französischen Reiche einverleibten deutschen, holländischen und italienischen Provinzen gegen die Einbringung aller verbotenen Waaren, zu denen nicht bloß die englischen, sondern fast alle außer dem französischen Reiche erzeugten oder verfertigten Waaren gehörten. Außerdem erhoben sie die Ausgangszölle. Ihre Anzahl war bei dem großen Umfange des französischen Reichs besonders 1812 in seinem Culminationspunkte sehr groß. Man gab solche auf 80,000 an, und die Kosten dieser Douanen-Verwaltung betrugen schon 1809 gegen 50 Millionen Franken. Die Härte und Schärfe, mit der das französische Zollwesen ausgeführt wurde, da Frankreich einen in sich ganz abgeschlossenen Handelsstaat bilden wollte; die Störungen, die es in fast alle Lebensverhältnisse, besonders in den neuen Provinzen, in welchen man an freien Handelsverkehr seit Jahrhunderten gewohnt war, brachte; die Plackereien, welche sie sich gegen Reisende erlaubten, da es ihnen zustand, solche strenge zu durchsuchen, hatte besonders in den neuen Provinzen die Gemüther außerordentlich wider sie aufgeregt und der Volkszorn traf daher bei den Bewegungen, welche im Jahr 1813 in Deutschland und Holland gegen die Franzosen Statt fanden, zuerst diese Menschenklasse und die Zollhäuser selbst, welche in Hamburg und Amsterdam gleich zu Anfang niedergehauen und verbrannt wurden.

Double, der; ein Kunstausdruck beim franz. Theater, der den Stellvertreter eines für die ersten Fächer angenommenen Schauspielers bezeichnet. Man versteht aber darunter keinen zweiten Schauspieler. Diese heißen bei ihnen ein second sujet oder ein *acteur pour les seconds rôles*. La f o n ist z. B. jetzt der Double von Talma, aber kein second sujet, d. h., wenn Talma spielt, spielt La f o n nicht; aber Talma gehören alle ersten Rollen seines Faches, und La f o n übernimmt nur dann dieselbe Rollen, wenn Talma abwesend, oder krank ist, oder aus andern speciellen Ursachen.

Doubli- oder Duplierschritt, der Doppelschritt oder Geschwindschritt beim Marschiren der Soldaten. Er ist wesentlich zu Stürmen, Angriffen, oder zur schnellen Entwicklung einer Colonne durch Deploirung oder Masse-Aufmarsch bestimmt, und besteht darin, daß der Tact viel geschwinder als bei dem ordinären Schritte ist, indem im Doublierschritt 120 Schritte in einer Minute gemacht werden müssen. Gewinnung des Terrains und entschlossenes Vortreten sind die Seele des Schrittes.

Douche-Bäder, Tropf- oder Gießbäder, sind verschiedener Art, aufsteigende, herabfallende und horizontale. Sie haben den Zweck, gewissen örtlichen Krankheiten entgegenzuwirken, und scheinen mehr durch den Druck des tropfenweis auf die Glieder herabfallenden Wassers, als durch dessen Beschaffenheit zu wirken.

Dover, eine kleine englische Seestadt in der Grafschaft Kent, mit einem berühmten Hafen, worin die Paketboote von Calais aus Frankreich nach England abgehen; s. Calais.

Dow, auch **Douw** geschrieben (Gerard), geboren zu London 1613, Sohn eines Glasers und Malers. Er machte als Schüler des großen Rembrandt unter diesem Meister bedeutende Fortschritte in der schönen Vertheilung des Lichts und im kräftigen Colorit, aber übertraf ihn noch an Fleiß. Man kann nichts Vollendeteres sehen, als seine kleinen Gemälde, die er sich nach Verhältniß der darauf verwandten Zeit bezahlen ließ. Sie waren so niedlich, daß man das Vergrößerungsglas brauchen mußte, um die Arbeit darin genau zu erkennen: aber so zart auch seine Figuren waren, so waren sie doch voll Leben und Ausdruck, mit frischem, kräftigem Colorit. Sein Name war sprichwörtlich geworden; wollte man die Vollkommenheit eines Werkes bezeichnen, so sagte man: „es ist vollendet wie ein Gerard Dow.“ Auch die fast unsichtbaren Details in der Natur überseh er nicht. Man hält ihn für den Erfinder der sinnreichen Methode, große Gemälde ins Kleine zu reduciren, indem man zwischen sich und das Original einen durch Seidenfäden in Vierecke eingetheilten Rahmen stellt und nunmehr die Partien des Gemäldes in eben so viele gezogene kleine Vierecke auf die Leinwand überträgt. Um seinen Farben mehr Glanz zu verschaffen, rieb er sie auf Crystall ab und machte sich seinen Pinsel selbst. Gerard Dow starb um das Jahr 1680 und hinterließ ein großes Vermögen, denn seine Werke wurden zu hohen Preisen bezahlt, wie sie noch jetzt zu den theuersten der niederländischen Schule gehören. Im Jahr 1809 wurde ein kleines Gemälde von ihm für das königl. holländische Museum mit 17,000 Gulden bezahlt und in der Auction von Peter de Smith in Amsterdam, die im Jahr 1810 Statt hatte, gingen die Gerard Dows mit am theuersten weg. 5 — 10,000 Gulden war ihr gewöhnlicher Preis. Seine Schüler, Meßu, Schalken und Mieris, sind ihres Meisters würdig. Treffliche Meister, als Wille, Frigl. 2c. haben ihm nachgestochen.

Doyen (Gabriel François), ein Historienmaler, geb. zu Paris 1726. In seinem zwölften Jahre kam er in die Schule des Carl Van Loo, damaligen ersten Malers des Königs, und in seinem zwanzigsten erhielt er schon den großen Preis der königlichen Akademie. Vier Jahre brachte er auf seiner Reise durch Italien zu. Darauf kam er nach Paris zurück. Zwei Jahre lang hielt er sich in seiner Werkstatt verborgen; das große berühmte Gemälde: Virgilians Tod, welches er 1759 vollendete, war die Frucht dieses einsamen Studiums. Mit ihm brach Doyens Ruhm an. Noch mehr machte er sich späterhin durch sein berühmtes Gemälde, genannt Miracles des Arelons, aus der Legende der heiligen Genoveva genommen, welches in der Capelle der heiligen Genoveva zu St. Roch aufbewahrt wurde, und durch ein anderes Pestgemälde berühmt. Carl van Loo war unterdessen gestorben und Doyen ward an seiner Stelle Maler bei den Invaliden. Er zierte die Capelle des heiligen Gregorius in dem Hotel derselben mit sieben Deckengemälden, die er

nach van Loo's Skizzen mit vielem Beifall ausführte. Man tadelt sein Colorit, und Diderot in seinen *essais sur la peinture* nimmt ihn sehr scharf mit. Doyen hatte eine große Anzahl Schüler, aber seine ihm eigenthümliche Ungebuld und Geistesunruhe machten ihn zum Unterricht ungeschickt. Er war eben beschäftigt, die Krönung Ludwigs XVI. zu mahlen, als der Ausbruch der Revolution die Vollendung dieses Gemäldes verhinderte. Er verließ daher seine Lehrerstelle bei der königlichen Akademie und ging 1791 nach Petersburg, wohin ihn die Kaiserin Catharina berufen hatte, und wo Kaiser Paul ihn sehr lieb gewann. Sechzehn Jahre lang lehrte und arbeitete Doyen in Petersburg und übernahm die Leitung der Akademie der Künste daselbst, bis ihn sein hohes Alter nöthigte, diese Stelle niederzulegen. Er starb zu Petersburg 1806.

Drache, 1. so heißt ein berühmtes Sternbild am nördlichen Himmel, von welchem schon Virgil Georg. I. 242 singt. Die Fabel sagt, Juno habe den Drachen, welcher die goldenen Äpfel der Hesperiden bewacht, und welchen Herkules getödtet habe, an den Himmel versetzt. 2. Der fabelhafte Drache. Von diesem berühmtesten Ungeheuer geht die Fabel fast so weit hinauf, als die Geschichte reicht. Man schildert seine Gestalt so schrecklich als möglich, und gab ihm zum Wohnplaz beinahe alle bekannten Länder, insonderheit aber das damals noch unbekannte Indien und Afrika. Seine Größe gab man nicht leicht unter 20, oft aber auf 70 Ellen an. Von letzterer Art war der Drache, der nach Helian zu Alexanders des Eroberers Zeiten in Indien lebte, und göttlich verehrt wurde. Füße hatte er nach diesen Beschreibungen nicht, sondern wie Schlangen bewegte er sich durch Windungen des Körpers fort. Der ganze Körper war mit Schuppen bedeckt und, nach Vielen, der Hals mit einer Mähne geziert. Uebrigens widersprechen sich diese Erzählungen fast alle, und nur darin stimmen sie überein, daß der Drache vortreffliche Sinnenwerkzeuge, besonders ein sehr scharfes Gesicht habe. Ihm wird eine solche Stärke beigelegt, daß es ihm eine Kleinigkeit war, einen Elephanten zu erwürgen. Seine Nahrung bestand im Blute und Fleische von allerlei Thieren; auch fraß er verschiedene Früchte. Das Sonderbarste ist, daß dessen ungeachtet dieses furchtbare Thier gefangen und zahm gemacht werden konnte, wovon die alten Schriftsteller mancherlei zu erzählen wissen. Dieser Fabeln scheint aber dennoch ein wirkliches Thier zum Grunde zu liegen, und wahrscheinlich ist dieses kein anderes, als die große Abgottesschlange (*Boa constrictor*), die in Indien und Afrika lebt, und 30 bis 40 Fuß lang wird. Der Drache des Mittelalters ist ein von diesem verschiedenes Geschöpf der Einbildung. Man schreibt ihm vier Löwenfüße, einen langen, dicken Schlangenschwanz und einen ungeheuren Rachen zu, aus welchem Feuerflammen strömten. In den Ritterzeiten spielte dieser Drache eine Hauptrolle, und gehörte zu den Ungeheuern, welche die bepanzerten Helden zu besiegen hatten. Diese Sagen wurden wahrscheinlich durch mangelhafte Nachrichten vom Nil-Crocodil, die ohne Zweifel durch die Kreuzzüge nach Europa kamen, und übertriebene und falsche Beschreibungen unserer größten inländischen Schlangen veranlaßt. 3. Der electrische Drache. Das Spielwerk der Knaben, welches sie einen Drachen nennen, hat Anlaß zu einer höchst wichtigen Erfindung gegeben. Franklin bediente sich im J. 1752 desselben zuerst als eines Leiters, um vermittelst desselben die Electricität der Luft oder der Wolken herabzuziehen, und die Elec-

tricität des Gewitters zu beweisen. Der Drache war von Papper, wie die gewöhnlichen Drachen, womit Knaben spielen, und auf demselben war eine metallene Spitze befestigt. Er ließ ihn an einer hanfenen Schnur, an deren untersten Enden ein Schlüssel hing, in die Höhe steigen. Um die Schnur, ohne die electriche Materie abzuleiten, anfassen zu können, war unten eine seidene Schnur angebracht. Sobald der Drache in der Luft schwebte, wurde die electriche, Materie welche die Spitze aufgenommen hatte, vermöge der Schnur bis zum Schlüssel geleitet, so daß man an demselben eine Verstärkungsflasche laden konnte. Ohne Franklins Entdeckungen erfahren zu haben, stellte de Romas in Frankreich ein Jahr später ähnliche Versuche an, und brachte mit seiner weit größern Geräthschaft eine so beträchtliche Menge Electricität herab, als weder vor, noch nach ihm Jemand vermocht hat. Anfangs betrachtete man die electriche Drachen bloß als Mittel, die Electricität der Gewitterwolken zu untersuchen; in den neuern Zeiten fing man aber auch an, durch sie die tägliche Luft-electricität zu beobachten. Hierzu nimmt man am schicklichsten die papiernen Drachen, vier Fuß lang und etwas über zwei Fuß breit. Einen solchen Drachen überzieht man unten mit Firniß, oder tränkt ihn in gesottenes Leindl, damit er vom Regen nicht verdorben werde. Die Schnur, worauf das meiste ankommt, muß ein guter Leiter seyn. Cavallo fand einen unechten, mit dünnem Bindfaden zusammengedrehten Goldfaden am tauglichsten. Man läßt nun den Drachen in die Höhe steigen, zieht die Schnur desselben durchs Fenster in ein Zimmer, bindet eine starke seidene Schnur daran, und befestigt das Ende desselben auf einen schweren Tisch, auf welchen ein kleiner isolirter Conductor gestellt und mit der seidenen Schnur vermittelst eines Drahtes verbunden wird. Auf einem gläsernen, mit Siegellack überzogenen Stativ stellt man ein Electrometer so neben den Conductor, daß es denselben berührt. Dieses Electrometer zeigt nun die Stärke der in der Luft befindlichen Electricität an. Allein noch bequemer zu solchen Untersuchungen und Beobachtungen sind die aërostatischen Maschinen.

Drachma, Drachme. Bei den Griechen 1. eine Münze ungefähr 5 Gr. $4\frac{2}{3}$ Pf. betragend; hundert machen eine Mine; 2. ein Gewicht, ungefähr ein Quentchen $11\frac{1}{2}$ holländische Aß betragend. Bei uns ein Apothekergewicht, ein Quentchen betragend, und durch 3 bezeichnet.

Draco, ein Archont und Gesetzgeber der Athenienser kurz nach Entstehung ihres Freistaats, etwas über 600 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung, wurde durch die außerordentliche und fast beispiellose Strenge seiner Gesetze sehr merkwürdig. Das geringste Verbrechen, z. B. Fruchtdiebstahl, ja sogar Müßiggang, bestrafte er eben sowohl mit dem Tode, als Verrath des Vaterlandes, Mord und Verrath des Vaterlandes; und man sagt daher, daß sie mit Blut geschrieben wären. Nichts war natürlicher, als daß diese Härte die Vollstreckung derselben, vorzüglich bei weichenender Rohheit und zunehmender Cultur seines Volks, hinderte und sie verhaßt machte. Man trug daher dem Solon auf, neue Gesetze abzufassen. (Vergl. Attika.) Die Sage erzählt, daß er bei seiner Erscheinung in dem Theater der Insel Megina, wohin er seine Gesetze gebracht haben soll, unter dem jubelnden Zurufe des Volks, welches der Sitte nach, Kleider, Mäntel und Hüte über ihn geworfen, erstickt sey. Auch sey er unter diesem Theater begraben worden.

Dragoman heißt im Orient, besonders am türkischen Hofe, ein Dolmetscher. Der Dragoman der Pforte, der in Diensten des Hofes steht, und durch welchen der Großsultan die Eröffnung der christlichen Gesandten empfängt, ist jederzeit ein Christ von griechischer Nation, und gelangt wohl öfters zu der Stelle eines Fürsten der Moldau und Wallachei.

Dragoner, eine Art leichter Cavallerie, zuerst bei den Franzosen gewöhnlich, deren eigentliche Bestimmung es ist, sowohl in als außer der Linie, geschlossen oder einzeln, zu Pferde, oder, wo es nöthig, auch zu Fuß, zu fechten (reitende Infanterie). Hiernach sind auch ihre Waffen eingerichtet. Sie haben Pferde von mittlerem Schlage. In frühern Zeiten nannte man sie Arquebustierreiter oder Reiter-schützen. Den Namen Dragons erhielten sie wahrscheinlich durch Vergleichung mit Drachen. Da sie fast nirgends mehr zum Infanteriedienst gebraucht werden, so sind sie jetzt eigentlich eine Gattung Cavallerie, bei der man die für die Husaren zu schweren, und die Cuirassiere zu leichten Pferde braucht. Von ihnen kommen die Dragonaden (Dragonerbefehlungen) her, d. h. Befehlungen, welche mit Kriegsgewalt erzwungen werden sollen, Zwangsbefehlungen. Ludwig XIV. schickte nämlich in dieser Absicht (1684) Dragoner in die Gerbennen, um durch sie die Waldbenser zu züchtigen.

Drake (Franz), einer der größten Seemänner seiner Zeit, geboren um das Jahr 1541 bei Tavistock in Devonshire in Großbritannien. Sein Vater, ein Prediger, übergab ihn einem Bootsen von seiner Bekanntschaft, der ihm sterbend sein kleines Fahrzeug vermachte. Der Jüngling setzte eine Zeitlang das Geschäft seines Wohlthäters fort. Als er aber erfuhr, daß zu Plymouth eine Flotte mit der Bestimmung nach Amerika ausgerüstet werde, verkaufte er seine Barke und bot seine Dienste dem Capitän der Flotte, John Hawkins, an. Auf dieser ersten Reise verlor er durch die Spanier Alles. Nachdem er seinen Verlust wieder ersetzt hatte, rüstete er zwei Schiffe aus, unternahm Streifereien gegen die Spanier, und kam im August 1573 mit großen Reichthümern nach Plymouth zurück. Vier Jahre darauf (1577) fuhr er mit noch fünf verschiedenen Fahrzeugen aus, vollendete binnen drei Jahren die vor ihm noch von keinem Engländer gewagte Reise um die Erbkugel, indem er durch die magellanische Meerenge in die Südsee drang, wo er den Spaniern bedeutenden Schaden zufügte, indem er ihnen mehrere große Handelsplätze, nebst einer großen Anzahl reichbeladener Schiffe wegnahm, und sodann über Ostindien und das Vorgebirge der guten Hoffnung in sein Vaterland zurückkehrte. Von Californien nahm er unter dem Namen Neu-Albion Besitz, im Namen seiner Monarchin, der Königin Elisabeth, deren Unterstützung bei der Ausführung seiner großen Entwürfe er viel verdankte. Im Jahre 1580 kam er nach Plymouth zurück, wo die Belohnung seines Heldenthums und seiner Einsichten ihn, der seinem Vaterlande, außer Gold- und Silbermassen, noch köstlichere Reichthümer, nützliche Kenntnisse, erworben hatte, erwartete. Elisabeth schlug ihn zum Ritter, und hielt auf dem Schiffe, worauf Drake die Erde umfahren hatte, ein Mittagemahl; zugleich befahl sie, das Andenken einer so merkwürdigen Reise durch Inschriften auf die Nachwelt zu bringen. Jenes Schiff wurde von seinen Landsleuten so geehrt, daß, als es vor Alter zusammenfiel, ein Rathgeber daraus gezimmert wurde, welches man der Universität Oxford schenkte. Eine neue, 1585 unternommene Expedition brachte ihm neuen Ruhm.

Er bemächtigte sich dabei einiger Plätze auf den canarischen Inseln und auf denen des grünen Vorgebirges, auf St. Domingo, in der Provinz Carthagena und mehrerer amerikanischen, und die Königin ernannte ihn zum Viceadmiral. Drei Jahre nachher, 1588 und 1589, sandte sie ihn gegen die Spanier; im ersten Jahre versenkte er 23 Schiffe der sogenannten unüberwindlichen Armada Philipps II., unter günstiger Mitwirkung des Sturms, im Hafen von Cadix, und im andern zeichnete er sich mit Admiral Howard gegen die spanische Flotte aus. Im Jahre 1594 ging er mit einer Flotte von 23 königl. Schiffen abermals in See. Er bemeisterte sich mehrerer Städte, aber sein vorzüglichster Plan, Portorico zu nehmen, scheiterte. Der Verdruß hierüber zog ihm einen tödlichen Schlagfluß zu, und er beschloß seine Laufbahn zu Porto-Bello in Amerika am 28ten Januar 1596. Sein Grab war das Meer, der unermessliche Schauplatz seiner Thaten. Er hat zur Vergrößerung der englischen Marine bedeutend beigetragen und war ein Meister im Seewesen. Drake brachte zuerst den Tabak und die Kartoffeln (Erdäpfel) 1586 aus Amerika in sein Vaterland.

Drafenborch (Arnold), ein berühmter holländischer Philolog. Er war 1684 zu Utrecht geboren, besuchte die Gymnasien seiner Vaterstadt und zu Eingen, begann 1699 zu Utrecht seine akademischen Studien, welche der Rechtsgelehrtheit gewidmet waren, und ward 1707 Doctor der Rechte. Nachdem er noch ein Jahr in Leiden studirt und eine Reise nach Frankreich gemacht hatte, erhielt er bei seiner Rückkehr nach Utrecht 1716 die Professur der Geschichte und Beredsamkeit am dasigen Gymnasium, welche sein ehemaliger Lehrer Peter Burmann bekleidet hatte, und im Jahr 1740 auch das Bibliothecariat. In diesen Aemtern und Würden starb er am 6ten Januar 1748. Außer einer Abhandlung de praefectis urbi (Utrecht 1700, 4. und Bayreuth, mit dem Leben des Verfassers von Kapp 1787, 8. wiederum herausgegeben) lieferte er Ausgaben des Livius (Leiden 1738 — 46. 7 Bände in 4.) und Silius Italicus (Utrecht 1717 4 Bde.), welche von Seiten der sorgfältigsten und genauesten Kritik und der tiefsten Sprachkunde, weniger von Seiten des Geschmacks, allgemeines Lob erhalten haben. A—s.

Drama, dramatisch, Dramolet. Das griechische Wort Drama bedeutet Handlung; gewöhnlich aber nimmt man es für gleichbedeutend mit Schauspiel. Sehen wir, ob die Entwicklung des Begriffes Handlung hiezu wohl einen rechtfertigenden Grund an die Hand gebe. Handlungen sind freie Kraftäußerungen vernünftiger und sinnlich begehrender Wesen, um durch Anwendung der gehörigen Mittel einen Zweck zu erreichen. Will man sie darstellen, so kann es nur geschehen durch Entwicklung der Motive und der Reihe von Veränderungen, welche zwischen dem Moment des Entschlusses und dem Moment der Ausführung liegen. Indem man die einzelnen Momente der Entwicklung durch die ganze Zeitreihe hindurch verfolgt, und sie darstellt, wie sie sich selbst aus einander erzeugen, entsteht unbezweifelt eine größere Vergegenwärtigung, welche jedoch noch höhere Grade zuläßt, indem das Vergegenwärtigte noch nicht das Gegenwärtige selbst ist. Vergegenwärtigen kann man auch in der Erzählung. Stellt man nun aber eine Handlung in ihrer successiven Entwicklung mit ihren Motiven und Veränderungen von dem Moment des Entschlusses bis zur Erreichung des Zweckes als gegenwärtig sich ereignend dar, oder einen Gegenstand überhaupt in seiner unmittelbaren Entwicklung und Wirkung; so ist eine solche

Darstellung dramatisch, gleichviel, in welcher Form man dargestellt habe. Goethe's Werther ist ein wirkliches Drama, und jede Darstellung, die in allen Punkten das Werden zeigt, immer entwickelt, immer im Fortschreiten begriffen ist, ist dramatisch; und welcher Dichter ist wohl überall, auch außer der Sphäre des Schauspiels, dramatischer als Goethe! Nur muß man freilich nicht meinen, nur da sey Handlung, wo, wie Lessing sich ausdrückt, der Frosch sich die Maus ans Bein bindet und mit ihr umherspringt. Nicht jede Handlung äußert sich auch in einem äußern Ereignisse, denn das Handeln geht von innen aus, und es gibt eine Handlung der Seele, bei welcher die herausgehenden Veränderungen nur Veränderungen des Seelenzustandes sind. Hier treten sie freilich nicht so laut hervor, als wo sich auch die äußern Zustände verändern, und wo die bewirkten Erscheinungen äußere Ereignisse sind. Sollen nun Handlungen als gegenwärtig sich ereignend dargestellt werden, so kann es nicht anders geschehen, als durch die handelnden Personen selbst, oder Repräsentanten derselben, welche ihren Willen, ihre Gesinnungen und Zustände durch Rede offenbaren, und gleichsam selbst schildern. Daher die dialogische Form, wodurch jedoch allein noch kein Drama entsteht, wie Manche geglaubt haben, weil der bloße Dialog, wenn er z. B. untersuchend ist, etwas Retardirendes haben kann, da hingegen die Darstellung einer Handlung ein beständiges Vorwärtstreiben, eine lebendige Bewegung in dem Gedankengang und eine Spannung auf den Ausgang Statt finden muß. Wo dieses daher sich in einem Dialog findet, da nennen wir auch ihn dramatisch, wie z. B. die meisten platonischen oder Klinger's dialogisches Meisterstück, der Weltmann und der Dichter. Bei Darstellung einer Handlung bilden sich Gedanken durch Entschlüsse zu Thaten aus; die Entschlüsse setzen Situationen, wodurch sie bewirkt werden, voraus, diese machen auf den Erfolg, und mehrere Erfolge auf einen Punkt der Beruhigung begierig. Daher eben jenes Vorwärtstreibende, lebendig sich Bewegende, Spannende. Daher überhaupt der so große Reiz der dramatischen Poesie. „Sie weckt,“ sagt A. W. Schlegel, „Thätigkeit, welche der wahre Genuß des Lebens, ja das Leben selbst ist. Wir sehen, handeln, und zwar den höchsten Gegenstand menschlicher Thätigkeit, den Menschen. Wir sehen Menschen in freundlichem oder feindlichem Verkehr als verständige und sittliche Wesen durch ihre Meinungen, Gesinnungen und Leidenschaften auf einander einwirken, und ihre Verhältnisse gegenseitig entscheidend bestimmen.“ Wir sehen handeln, denn es ist nach dem Obigen offenbar, daß in der Darstellung einer Handlung durch Gespräche der die Anforderung des Theaters als der vollständigsten Bergegenwärtigung liege, und deshalb nun ist Drama im engern Sinne gleichbedeutend mit Schauspiel, welches durch seinen bloßen Namen das gar nicht verräth, was es eigentlich ist. Wollen wir nun aber Drama im engeren Sinne bestimmt erklären, so werden wir sagen, es sey poetische Darstellung einer menschlichen Handlung als gegenwärtig sich ereignend, — mithin der Dialog der handelnden Personen selbst, welche zur vollkommensten Bergegenwärtigung von andern Personen repräsentirt werden soll im — Schauspiel. Es scheint bestimmt, auf der Bühne vorgestellt zu werden. Alle Anforderungen, die sich an ein solches Werk der Poesie machen lassen, können aus dieser Erklärung abgeleitet werden. Indessen haben uns die neuen Dichter gelehrt, ein dramatisches und theatralisches Gedicht zu un-

terscheiden, so daß man, wo man auf das erste Beiwort stößt, beinahe den Gedanken an das letztere ausschließen und glauben möchte, das Product sey nicht für die theatralische Vorstellung geeignet. Es fragt sich, in wie fern ist ein dramatisches Product nicht zur theatralischen Darstellung geeignet, und wie verhält sich dieses zu einem dramatischen und poetischen Werthe überhaupt? Wir versparen aber diese umständliche Erörterung auf den Artikel Schauspiel, welchem der Artikel Handlung zur Einleitung dienen wird. Kleine Dramen mit wenigerer Verwickelung nennt man Dramolets. dd.

Dramaturgie nennt man die Wissenschaft, welche die Regeln der Kunst enthält, ein Drama zu dichten (versteht sich, so weit sich dies überhaupt auf Regeln bringen läßt) und auf der Bühne darzustellen. Sie umfaßt also eigentlich die ganze Poetik des Drama und die ganze Schauspielkunst. In diesem Umfange besitzen wir aber noch kein Werk unter diesem Titel, und diejenigen, welche wir unter diesem Titel besitzen, heißen richtiger Didaskalien. Der Erste, der ein solches Werk herausgab, war Lessing, den man bei Errichtung einer neuen Bühne im J. 1767 nach Hamburg berufen hatte, um durch seine Einsicht die dramatische und theatralische Kunst Deutschlands zu fördern. Daß und wie er dies gethan, ist uns allen noch in dankbarer Erinnerung. Er brach in seiner hamburgischen Dramaturgie die Bahn zur tiefern dramatischen Kritik, erlösete uns von den Geschmacksfesseln der Franzosen, öffnete den wahren Sinn für die Muster der Alten und Shakspeare's, und legte einen Schatz der reichhaltigsten Bemerkungen über theatralische Kunst darin nieder. Beleidigte Eitelkeit einiger Schauspieler war die Ursache, warum er über theatralische Kunst bald schwieg; seine Betrachtungen über das Feuer des Schauspielers, und über die Kunst, Sentenzen zu recitiren, zeigen, wie viel wir dadurch verloren haben. Das dramaturgische Etwas, welches zu Hamburg 1774 Bode und Claudius herausgaben, reicht zwar eben so wenig als Schink's dramaturgische Blätter an Lessing's Werk; doch verdienen beide genannt zu werden. Ein Meisterwerk gab uns die neuere Zeit in A. W. Schlegel's Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur (Heidelberg, 1809). G. Schauspiel.

Draper (Elisabeth), bekannter unter dem einfachen Namen Elisa durch die Briefe des berühmten Sterne „Morik an Elisa“ und durch den Abbé Raynal, welcher ihr einen interessanten Abschnitt in seiner philosophischen Geschichte beider Indlen gewidmet hat. Sie war zu Bombay in Ostindien geboren, und heirathete Daniel Draper, Rath zu Bombay. Sterne lernte sie in England, wohin sie sich wegen ihrer schwächlichen Gesundheit begeben hatte, kennen, und gewann sie wegen ihres gebildeten Verstandes und ihres feinen, ganz dem seinen verwandten Gefühls ungemein lieb, und hegte die innigste Freundschaft für sie. Diese Bekanntschaft veranlaßte einen Briefwechsel zwischen beiden, in welchem die reinste platonische Liebe athmet. Die scherzhafte Ueberschrift ihrer Briefe an Sterne: my Bramin, erklärt sich aus ihren eigenen Verhältnissen, als geborne Indierin, leicht. Sie starb am 3ten August 1778, 35 Jahre alt. Der Bildhauer Bacon verfertigte ihr Denkmäl.

Draperie (von Drap, Tuch, in technologischer Hinsicht, Tuchhandel, Tuchmanufactur) bedeutet vorzüglich in den bildenden Künsten 1. im weitern Sinne, jede Anordnung oder Darstellung von Gewändern, Stoffen und Zeugen, welche zum Pug oder zur Verzier-

zung eines Gegenstandes dienen, z. B. Draperie an Vorhängen zur Verschönerung eines Locals. Diese Verzierung beruht vorzüglich auf dem leichten und mannichfaltigen Faltenwurf (charakterisirende Draperie, d. i. Nachahmungen der verschiedenen Stoffe), und 2. im engeren Sinne, vorzüglich in der Malerei, Bekleidung einer Figur. Den Figuren solche Gewänder oder den Stoffen jene Anordnung geben, heißt drapiren. Ein kunstmäßig schön Gewand ist eine der schwersten Aufgaben der Kunst, die nur wenige Bildhauer und Maler glücklich gelöst haben. Was dazu erfordert werde, darüber s. Gewand. dd.

Draht, Drahtzieherkunst. Die Kunst, aus Metallen dünne Fäden zu machen, die man Draht nennt, ist sehr alt. Das vulkanische Reg ist bekannt, in welchem der Schmiede- und Feuer-gott seine Gemahlin Venus in der Umarmung mit dem Kriegsgott fing. Aber der Draht wurde damals geschmiedet. Kleidungsstücke, z. B. Panzer, Damen- und Weiberröcke, aus feinem Gold- und Silberdraht, und Treffen waren in dem griechischen und römischen Alterthum etwas nicht Ungewöhnliches. Drahtschmiede, die den Draht mit dem Hammer strecken oder verlängern, gab es schon im Anfange des 14ten Jahrhunderts in Nürnberg. Die eigentliche Drahtzieherkunst aber, oder die Kunst, den Draht so lang und dünn als möglich, wie auch in beständig gleicher Rundung und Dicke auszubehnen, soll von einem Nürnberger, Namens Rudolph, zwischen 1360 und 1400 erfunden worden seyn, dessen Erfindung durch seinen Sohn, der sich, um seines Vaters Hise zu entgehn, durch die Flucht rettete, verrathen wurde. Ersterer machte nämlich Ziehplatten, d. i. gegossene Stahlplatten, die einen halben Schuh lang, über einen Zoll breit und mit größern oder kleinern trichterförmigen Löchern versehen sind, durch welche die Zainen, d. i. lange, dünne und runde Stängel von Metall, mittelst eines Räderwerks und einer Zange, erst durch die größern, dann aber durch immer kleinere Löcher hindurchgezogen werden. Die schwächere und feinere Arbeit des Gold- und Silberdrahts wurde wahrscheinlich zuletzt erfunden, die gröbere Arbeit war wohl schon vor Rudolph, auch in Augsburg, bekannt. Der große Drahtzug, welcher vom Wasser getrieben wird, ist wahrscheinlich zu Nürnberg schon vor 1400 erfunden worden. Das Drahtzieherhandwerk existirte schon 1370 zu Nürnberg, so daß man von Gold, Silber, Kupfer und Messing Draht gezogen, nur daß die damaligen Fabrikanten den Draht nicht anders als grob und massiv zu ziehen wußten. Ihn geschmeidig und so dünn zu ziehen, daß er hätte gesponnen oder zu andern feinen Manufacturarbeiten angewendet werden können, verstand man damals noch nicht, bis Andreas Schulz 1545 die Kunst des Gold- und Silberdrahtziehens nach Augsburg, und im Jahr 1570 ein Franzose, Antoine Fournier, die Kunst des feinen Drahtziehens zuerst nach Nürnberg brachte und den Drahtzug verbesserte. Indes hat erst 1592 Friedrich Hegelsheimer, Held genannt, Bürger zu Nürnberg, den damals in Italien und Frankreich allein gefertigten Gold- und Silberdraht in der vollkommenen Eigenschaft, wie er zum Spinnen und Wirken gebraucht werden kann, gearbeitet; er brachte seine Fabrikanten dazu aus Frankreich, und erhielt von dem Magistrat zu Nürnberg für seine freieren Arbeiten, später (1608) auch vom Kaiser Rudolph II. für die kupferne, versilberte und vergoldete oder lionische Drahtarbeit ein Privilegium, welches nachher verlängert wurde. Auch die Kunst, den Draht zu platten, d. i. Lahn daraus zu machen, welches geschieht, indem der

Draht durch zwei genau an einander schließende Walzen hindurchgelassen wird, war früh in Nürnberg bekannt. Die Franzosen schreiben die Kunst, den Eisendraht (fein) zu ziehen, ihrem Landmann Richard Archal zu, von welchem er auch in der französischen Sprache den Namen hat. Auch hält Herr von Murr die Vergoldung des Silberdrahts für eine im 15ten Jahrhundert gemachte französische Erfindung. In England wurde noch um 1565 aller Draht durch bloße Handarbeit verfertigt; die erste Drahtzieherei soll gegen die Mitte des 17ten Jahrhunderts von Ausländern, die erste Eisendrahtmühle von Gottfried Bor, einem Deutschen, schon 1590 in England angelegt worden seyn. Die bedeutendsten Drahtziehereien in Deutschland befinden sich in Altena in der (preuß.) Grafschaft Mark (Provinz Westphalen), Iserlohn und den benachbarten Orten.

Drayton (Michael), ein fruchtbarer und von seinen Zeitgenossen sehr gepriesener englischer Dichter, der von einigen, besonders als Dichter mehrerer Heroiden, deren Stoff er aus der vaterländischen Geschichte nahm, den Namen des englischen Ovid erhielt. Unter seinen vielen, größtentheils historischen Gedichten (seine sämtlichen poetischen Werke erschienen London 1748, Fol., und nachher auch in Anderson's Sammlung 3. Bd., wo auch Nachrichten von seinem Leben) machte sein großes Gedicht (in 30 Büchern) Polyalbion das meiste Aufsehn, worin er England topographisch beschreibt, und die Landungen und Eroberungen der Römer, Sachsen, Dänen und Normänner als Episoden einwebt. Der poetische Werth ist nicht bedeutend; er besaß Phantasie und wußte die ital. Ottave geschickt zu bearbeiten; aber es fehlte ihm Correctheit und Haltung. Er starb 1631.

Drebbel (Cornelius), ein berühmter Physiker und Mechaniker, geboren zu Alkmar in Nordholland 1572. Obwohl dem Stande nach ein bloßer Landmann, besaß er doch viel Beobachtungsgeist und ein Vermögen, das ihn bei seinen mechanischen und optischen Versuchen hinlänglich unterstützte. In kurzem wurde er so bekannt, daß ihm der deutsche Kaiser, Ferdinand II., den Unterricht seiner Prinzen übertrug, und ihm zum kaiserlichen Rathe ernannte. In den böhmischen Unruhen 1620 nahmen ihn die Truppen des Churfürsten Friedrich V. von der Pfalz gefangen und beraubten ihn seines ganzen Vermögens; doch ward er auf die hohe Fürbitte wieder frei gegeben und an den Hof des Königs Jacob I. von England, welches des Churfürsten Schwiegervater war und im Umgange mit Gelehrten sich sehr gefiel, geschickt. Seit dieser Zeit lebte er in steter Beschäftigung mit seiner Wissenschaft zu London, wo er im Jahre 1634 starb. Die Nachrichten, welche seine Zeitgenossen von seinen Versuchen geben, sind wegen des Wunderglaubens jener Zeit theils nicht völlig zuverlässig (so soll er ein Schiff verfertigt haben, auf welchem er unter dem Wasser auf der Themse zwei Meilen weit, von Westminster bis Greenwich, fuhr), theils gränzen sie an Fabelhafte (z. B. die Erzählung von den Maschinen, durch welche er eine Kälte, die der des Winters gleich gewesen sey, hervorgebracht habe u. s. w.). Gewiß ist es, daß er in der Mechanik und Optik für die damalige Zeit große Kenntnisse besaß und mehrere mathematische Instrumente erfand, unter andern das zusammengesetzte Mikroskop (ein Mittel Ding zwischen Teleskop und Mikroskop, gewissermaßen ein Megaloskop), und das Thermometer (gegen 1630), welches nach ihm Halley, Fahrenheit und Reaumur vervollkommneten. Die Erfindung des Teleskop, welche ihm einige eben-

falls beilegen, ist wahrscheinlich früher, und dem Zacharias Janson um 1590 zuzuschreiben. Von Schriften hat er hinterlassen: *Tractatus de natura elementorum et quinta essentia*, von Johann Ernst Burggrav herausgegeben zu Leiden 1608. 8. und mehrmals (deutsch, Hamburg 1619. 8. Leipzig 1725; holländisch, Rotterdam 1702) *Epistola de machina astronomica perpetua mobili*, von Joach. Morfius herausgegeben zu Leiden 1620. Ein deutscher Brief an Kaiser Rudolph II., in welchem er ein Instrument beschreibt, welches er *Machinam Musicam perpetuo mobilem* nannte, in *Haræddorffers delicias physicomathemat.* T. II. p. 399. A....s.

Drechseln, **Drechslerkunst**, ist die Kunst, härteren Körpern von verschiedener Materie, als z. B. Holz, Knochen, Horn, Elfenbein und Metallen, verschiedene, vorzüglich runde Figuren und künstliche Gestalten auf der Dreh- oder Drechselbank vermöge mancherlei Dreheisen zu ertheilen. Der Name aber kommt von Drehen, indem hierbei der bearbeitete Körper zwischen den Spigen der Meißstöcke vermöge einer Schnur den Dreheisen in der Runde entgegen gedreht wird. Doch gibt es auch noch eine Art zu drehen, welche *Passig drehen* oder *Kunst drehen* genannt wird, bei welchem, vermittelt einer besonders dazu eingerichteten Drehbank, die abzubrehende Sache nicht allein in der Runde herumgedreht, sondern auch zugleich hin und her geschoben wird, wodurch nicht bloß Kreislinien, sondern auch verschiedene ovale, eckige und andere Formen entstehen. Das Drechseln auf der Drechselbank ist eine sehr alte Beschäftigung. Zuerst drechselte man wahrscheinlich nur glatte Kugeln und Säulen, und fing erst später an hohl zu drehen, und vorzüglich Trinkgefäße und Becher zu fertigen. Auch ist das Drechseln auf der Drechselbank schon von Alters her eine der Gesundheit heilsame und sehr angenehme Beschäftigung selbst von Fürsten und großen Männern, so wie vorzüglich von denjenigen, welche durch große geistige Anstrengung oder sitzende Lebensart geschwächt worden sind, oder als ein nützlicher Zeitvertreib geübt und fleißig betrieben worden. Die Dreh- oder Drechselbank ist in der neuern Zeit vielfältig verbessert worden. Etwa seit 1780 ist die einfache Dreharbeit mit der Auflage, welche auch beweglich gemacht werden kann, im Gebrauche.

Dregg, eine Art Schiffanker mit vier Haken und an einem Taue befestigt, welche man in den Grund wirft, um etwas verloren gegangenes, z. B. eine Tonne, eine Kiste, wieder aufzubringen.

Dreidecker werden Schiffe genannt, welche drei Verdecke haben und drei Reihen Kanonen über einander führen. Sie gehören zu den Linien Schiffen vom ersten Range.

Dreieck, **Triangel** (*triangulum*), die geometrische Figur, welche eine Ebene oder Fläche bildet, wenn sie von drei Linien oder Seiten eingeschlossen ist, und welche mithin auch drei Winkel hat. Sind diese drei Linien oder Seiten gerade Linien, so wird das Dreieck geradlinig genannt; sind die drei Seiten gleich, gleichseitig; sind nur zwei einander gleich, gleichschenkligh, ist keine der andern gleich, so wird es ungleichseitig genannt. Eben so ist das Dreieck seinen Winkeln nach rechtwinklich, stumpfwinklich oder spitzwinklich, wenn ein Winkel ein rechter, stumpfer oder spitzer ist (s. Winkel). Es gibt aber auch krummlinige und vermischte Dreiecke. Die Geometrie lehrt die Construction, Messung und Natur der verschiedenen Arten der Dreiecke, so wie der übrigen Figuren kennen.

Dreieinigkeit, in der christlichen Glaubenslehre die Eigenschaft des göttlichen Wesens, nach welcher es zwar nur ein einziges Wesen seyn, aber aus drei Personen bestehen soll. Dieser Ausdruck wurde erst im 4ten Jahrhundert nach Chr. Geb. in die christliche Glaubenslehre aufgenommen.

Dreiklang, Trias, eigentlich jeder aus drei verschiedenen Intervallen bestehende Accord, dann und im engerm Sinne der vollkommen consonirende Dreiklang, d. h. derjenige, welcher aus den vollkommensten Consonanzen (1, 3, 5) besteht; daher auch harmonischer Dreiklang genannt. Im vierstimmigen Satz wird die 5 und 8 verdoppelt. Er ist 1. groß oder hart (*Duraccord*), 2. klein oder weich (*Mollaccord*). Uneigentliche Dreiklänge nennt man die dissonirenden. Hierbei gehört 1. der verminderte; und zwar a) der sogenannte weich verminderte (bestehend aus 1, 3^b, 5^b, d. i. Grundton, kleiner Terz und kleiner oder falscher Quinte), b) der hart verminderte (bestehend aus 1, 3^{*} und 5^b, Grundton, großer Terz, kleiner Quinte, z. B. h, cis, f) und 2. der sogenannte übermäßige Dreiklang, aus 1, 3^{*} und 5^{*}, Grundton, großer Terz und großer Quinte bestehend (z. B. c, e, gis).

Dreißigjähriger Krieg. Die entfernten Ursachen dieses Krieges, welcher dreißig Jahre hindurch (von 1618 bis 1648) Deutschland verwüstete und in eine allgemeine Verwirrung zu stürzen drohte, liegen in der Reformation des 16ten Jahrhunderts und in dem unbestimmten Religionsfrieden zu Augsburg von 1555. Schon lange hatten sich die Catholischen und Protestanten in Deutschland mit gleich starker Eifersucht beobachtet, und nur die gegenseitige Furcht hatte bisher den Ausbruch der Feindseligkeit zurückgehalten. Durch die 1610 geschlossene Union der protestantischen Fürsten, welcher von catholischer Seite die sogenannte Ligue entgegengesetzt wurde, erhielt das unter der Asche glimmende Feuer neue Nahrung, bis es endlich in Böhmen zu hellen Flammen ausloderte. Hier war es, wo die evangelische Lehre, die sich nach und nach selbst in den österreichischen Erbstaaten ausgebreitet hatte, durch den von Rudolph II. endlich (1609) erzwungenen Majestätsbrief größere Freiheiten und Rechte erlangt hatte. Vermöge desselben wurde den Städten und dem Ritterstande auch das Recht, Kirchen und Schulen aufzubauen, gestattet. In einer kleinen Stadt, Klostergrab, welche unter dem Erzbischof in Prag, und in Braunau, das unter dem Abte dieses Klosters stand, erbauten darauf, unter der Regierung des Kaisers Matthias, die protestantischen Unterthanen, gegen den Willen ihrer Gutsherren, Kirchen. Auf kaiserlichen Befehl ward die in Klostergrab erbaute niedergeissen, die in Braunau gesperrt. Die Protestanten, welche sich deshalb an den Kaiser wandten, erhielten Drohungen zur Antwort. Es verbreitete sich das Gerücht, der Kaiser wisse von dieser Antwort nichts, sie sey in Prag abgefaßt worden. Als am 23sten Mai 1618 die kaiserlichen Räte auf dem königlichen Schlosse in Prag versammelt waren, drangen Abgeordnete der protestantischen Landstände bewaffnet in den Saal und verlangten zu wissen, ob einer von den Räten Antheil an der Abfassung des kaiserlichen Schreibens habe. Da nun zwei den Protestanten ohnehin verhaßte Räte harte Antwort gaben, wurden sie ergriffen und in den Schloßgraben hineingeworfen, fielen aber zum Glück auf einen Rehrichtthausen und kamen so ziemlich unbeschädigt davon. Die Protestanten bemächtigten sich hierauf des Schloßes, verjagten die Jesuiten, welche von den böhmischen Ständen als Urheber

Der der Bedrückungen angeklagt wurden, und griffen, vorzüglich von dem ehrgeizigen Grafen von Thurn aufgewiegelt, zu den Waffen. Die Union sandte den Protestanten in Böhmen ein Hülfscorps unter dem tapfern Grafen von Mansfeld. Der Kaiser ließ sein Heer gegen Böhmen anrücken. Mitten unter diesen Unruhen starb Matthias (10. März 1619). Die Böhmen erklärten seinen Nachfolger in der österreichischen Monarchie, der unter dem Namen Ferdinand II. zum römischen Kaiser erwählt worden war, und als ein Feind der Protestanten gefürchtet wurde, der böhmischen Krone verlustig, und übertrugen dieselbe dem (reformirten) Churfürsten von der Pfalz, Friedrich V., die sie auch nach einigen Bedenklichkeiten, vorzüglich auf das Dringen seiner ehrgeizigen Gemahlin, annahm. Aber schon im folgenden Jahre endigte der große Sieg der liguistischen Truppen auf dem weißen Berge bei Prag (den 8ten Nov. 1620), welcher die Flucht des neuen Königs zur Folge hatte, die böhmischen Unruhen, mit völliger Unterdrückung der dasigen Protestanten. Ferdinand erklärte nunmehr Friedrich V. in die Reichsacht, und sein Untergang war bei der, wegen Bestürzung bereits aufgelöseten Union unvermeidlich. Die Pfalz wurde sonach von bayerschen und spanischen Truppen überschwemmt, und obgleich zwei tapfere Männer, Graf Peter Ernst von Mansfeld und Herzog Christian von Braunschweig, mit ihren von Raub und Plünderung sich nährenden Truppen zur Hülfe herbeieilten, dennoch durch das große kaiserliche Heer bald erobert. Allein die Uebertragung der pfälzischen Churwürde an den den Kaiser unterstützenden Herzog Maximilian von Bayern (1623), wodurch die catholische Partei in dem Churfürstenrathe das Uebergewicht erlangte, und die Fortschritte des bayerschen Generals Tilly an den Gränzen des niedersächsischen Kreises (an welchen er, obgleich 1624 kein Feind mehr im Felde stand, mit dem kaiserl. Heere drohend stehen blieb, protestantische Kirchen wegnahm, Lutheraner verjagte und andere Gewaltthatigkeiten verübte) erweckten endlich die protestantischen Fürsten dieses Kreises aus ihrem Schlummer, welche nun in Verbindung mit dem Könige von Dänemark und Herzog von Holstein, Christian IV., zu den Waffen griffen. Dagegen war die kaiserliche Macht durch das von Wallenstein, nachmaligem Herzoge von Friedland, auf eigene Kosten angeworbene Heer, das seine Spuren mit den schrecklichsten Verwüstungen bezeichnete, ansehnlich verstärkt worden. Als daher der König von Dänemark 1626 bei Lutter am Barenberge von Tilly gänzlich geschlagen, und in dem schimpflichen Frieden zu Lübeck von 1629 zu dem Versprechen genöthigt worden war, sich nie wieder in deutsche Reichsachen zu mischen, war der Kaiser mehr als je in Deutschland Sieger, und die Sache der Protestanten in der äußersten Gefahr. Ein Beweis davon war das berühmte Restitutionsedict von 1629, nach welchem alle seit dem Religionsfrieden 1555 von den Protestanten eingezogenen geistlichen Güter wieder herausgegeben, und die von ihnen besetzten unmittelbaren Stifter an die Catholischen abgetreten werden sollten. Aber jetzt erschien Gustav Adolph, König von Schweden, in dessen rettenden Schutze sich schon 1623 das von Wallenstein mit 100,000 Mann belagerte Stralsund begeben hatte, und bei welchem nun die bestürzten Protestanten Hülfe suchten. Von dem Kaiser auf mancherlei Weise beleidiget, und von heißer Liebe zu seiner Religion entflammt, landete er 1630 am 24ten Juni in Pommern mit nicht mehr als 15,000 Mann, die sich jedoch bald vermehrten. Alent-

halben trieb er die Kaiserlichen vor sich her, und nachdem er sich durch ein Bündniß mit Frankreich und mehreren deutschen Fürsten, welche zum Theil dazu gezwungen werden mußten, wie die Churfürsten von Brandenburg und Sachsen, ein größeres Ansehn verschafft, und Tilly's Heer in der Schlacht bei Leipzig (den 7ten Sept. 1631) aufgerieben hatte, eilte er siegreich in das innere Deutschland bis an den Rhein, und von da nach Bayern bis an die Gränzen von Oesterreich. Durch diese raschen Fortschritte des nordischen Königs, durch die Siege seiner Feldherren und Bundesgenossen in Niedersachsen und Westphalen, und durch das Eindringen der Sachsen in Böhmen gerieth der Kaiser und die Ligue der catholischen Fürsten in das größte Gedränge; doch konnte Gustav Adolph Magdeburgs Eroberung und Zerstörung (1631) durch Tilly nicht verhindern. Letzterer wurde, nachdem er nach Sachsen vorgeedrungen war, das dem Restitutionsedicte nicht Folge leisten wollte, und sich deshalb nun mit Schweden verbunden hatte, den 7ten Sept. 1631 von dem Könige in die Flucht geschlagen. Nun befreite Gustav Adolph die Protestanten in Franken von dem kaiserl. Heere, eroberte Mainz, gewann die Pfalz und drang in Bayern vor. Zu gleicher Zeit hatte der Churfürst von Sachsen einen Einfall in Böhmen gethan und Prag erobert. Der Kaiser fürchtete eine Belagerung Wiens. Tilly war in Bayern gefallen. So standen die Sachen der Protestanten in Deutschland. Als aber Wallenstein, der 1630 auf dringendes Verlangen der zu Regensburg versammelten Reichsstände wegen seiner Erpressungen und Plünderungen mit seinen Truppen entlassen worden war, und dessen unbeugsamer Stolz jetzt nur durch Ferdinands demüthige Bitten erweicht werden konnte, mit einem furchtbaren Heere und unbefränktem Ansehn wieder auf dem Schauplaze erschien, sah sich Gustav Adolph genöthigt, Bayern zu verlassen, um sich mit diesem großen Gegner zu messen. Schon bei Nürnberg trafen beide Heere aufeinander; aber, wiewohl Wallenstein auf seinem Zuge dahin bei einer Heerschau die stolzen Worte gesprochen, daß sich in dreien Tagen zeigen werde, wer Herr der Welt seyn sollte; so fand er es doch nicht gerathen, die Schlacht anzunehmen, die Gustav Adolph ihm anbot, sondern blieb unbeweglich in seinem verschanzten Lager, auf das die Schweden einen vergeblichen Sturm machten. Erst bei Lützen kam es zu einer mörderischen Schlacht (den 6ten Nov. 1632), in welcher der König mit seinem Leben einen nicht ganz entschiedenen Sieg erkaufte. Sein Tod wurde von den schlimmsten Folgen für die Protestanten gewesen seyn, wofern nicht sein großer Kanzler, Oxenstierna, durch kluge Unterhandlungen ein neues Bündniß unter den deutschen Fürsten zu Stande gebracht, und der tapfere Herzog Bernhard von Weimar und Gustav Horn den schwedischen Waffen fast in ganz Deutschland die Oberhand verschafft hätten, wozu das zweideutige Benehmen Wallenstein's, der 1634, nachdem er sich nach Böhmen zurückgezogen hatte, als Verräther gegen den Kaiser ermordet wurde, nicht wenig beitrug. Doch plötzlich änderte die blutige Schlacht bei Nordlingen (1634) die Lage der Sachen. Denn da zufolge derselben nicht nur der Churfürst von Sachsen in dem prager Frieden 1635 die Partei der Protestanten verließ, und sich sogar mit dem Kaiser gegen die Schweden verband (bei welcher Gelegenheit Sachsen zur Entschädigung die Lausitz erhielt), sondern auch noch mehrere Reichsstände diesem Frieden beitraten, so konnten die Schweden nur in einer engern Verbindung mit Frankreich ihre Rettung finden. Durch den siegreichen Feldzug Bernhards von Weimar, welcher 1639

in dem Laufe seiner Siege starb, und durch die glücklichen Unternehmungen **Banners**, der 1638 selbst in Böhmen eingebrungen war, erhoben sie sich wieder zu einer furchtbaren Größe, die aber schon im J. 1640 zu wanken anfang, bis **Torsten**son, der mit erstaunenswürdiger Schnelligkeit von einem Ende Deutschlands zu dem andern zog, hier die österreichische Monarchie erschütterte und dort den König von Dänemark demüthigte, und den Ruhm des schwedischen Namens vollendete, den auch **Wrangel** bis an das Ende des Krieges zu behaupten mußte. Erst nach dem Tode des Herzogs **Bernhard** von **Weimar** hatte Frankreich einen ernstlichen Antheil an diesem Kriege genommen, und obwohl es anfangs nicht viel ausgerichtet, selbst bei **Duttlingen** 1643 eine große Niederlage erlitten hatte, so erfochten doch nachher **Turenne** und **Condé** die glänzendsten Siege über die kaiserlichen und bayerischen Truppen. So wurde endlich **Ferdinand III.** (denn **Ferdinand II.** war bereits 1637 gestorben) zu dem Frieden genöthigt, der nach siebenjährigen Unterhandlungen zu **Münster** und **Snabrück** in Westphalen den 24sten Oct. 1648 unterzeichnet wurde und unter dem Namen des westphälischen oder münsterschen bekannt ist (s. westphälischer Frieden und Deutschland). Dieser Friede, dessen Garantie von Schweden und Frankreich übernommen wurde, gab den deutschen Protestanten beinahe gleiche Rechte mit den Catholischen, auch behielten sie, was sie von Kirchengütern vor dem Jahre 1624 gehabt hatten. Frankreich erhielt das Elsaß nebst den Bisthümern **Metz**, **Toul**, **Verdun**, und Schweden die Herzogthümer **Bremen**, **Verdun**, einen Theil von **Pommern** und **Wismar**. Noch wurden in diesem Frieden der schweizerische Bund und die vereinigten Niederlande als Republiken anerkannt. Eine kurze Geschichte des dreißigjährigen Krieges haben wir von **Schiller**, die zuerst in dem historischen Kalender für Damen 1791—1793 und später sowohl einzeln als in seinen sämtlichen Werken erschienen ist. **Woltmanns** Geschichte des westphälischen Friedens ist als eine Fortsetzung davon zu betrachten. Auch **Lorenz Westphaler** hat ihn in dem münchener histor. Kalender 1804—1806 in größerer Kürze beschrieben. Nach diesem Kriege, der mit furchtbarer Schnelligkeit und zerstörend sich von einem Ende Deutschlands bis zu dem entgegengesetzten verbreitete, und durch ungeheure Grausamkeiten ausgezeichnet ist, war Deutschland bis auf fast vier Millionen entvölkert, durch Feuer, Brand und Pest überall schrecklich verödet und gerrüttet. Schlechte Münzen und Mangel an Arbeitern brachten große Theuerung hervor; nur langsam konnte sich Deutschland von diesen schweren Wunden erholen. Die Kriegskunst hatte allein gewonnen, vorzüglich durch **Gustav Adolph**, der in der Taktik Epochemachte, und die leichten Gewehre einführte, auch den ersten Artilleriezug bei seiner Armee hatte.

Dreistimmig, nennt man den musikalischen Satz (d. i. die Art und Weise zu componiren), oder ein Tonstück für drei verschiedene Stimmen (s. Stimme), es mag für Sänger (Terzett), oder für Instrumente (Trio), oder gar nicht für die Ausführung, sondern nur zur Uebung im Gesang bestimmt seyn. Gewöhnlich, aber nicht nothwendig, besteht die Partitur aus drei Systemen. Was das Verhältniß der drei Stimmen betrifft, so besteht der dreistimmige Satz aus einer Ober-, einer Mittel- und einer Grundstimme. Von diesen ist entweder 1. die letztere, oder beide letztere nur begleitend, die erstere aber Haupt- oder concertirende Stimme; oder 2. alle die Stimmen sind abwechselnd, und mehr oder minder concertirend (oder Haupt-

stimmen). Im letzteren Falle heißt das Tonstück, wenn es für Instrumente gesetzt ist, Trio im strengsten Sinne. Ueber die Zahl der Instrumente ist durch jene Benennung nichts bestimmt. Es kann von drei oder zwei Instrumenten, ja selbst von einem einzigen (die beiden letztern Fälle treten bei Clavierstücken ein) aufgeführt werden. Auch ändert die vielfache Besetzung der Stimmen an dem Wesen des dreistimmigen Sages nichts. Da auch musikalische Partien zusammengesetzt seyn, d. i. mehrere Stimmen in sich enthalten können (wie z. B. die obere Partie bei Clavierstücken), so enthält das dreistimmige Tonstück nicht immer dreistimmigen Sag. Auch hat letzterer seine besondern Regeln. Da in einem Accorde von Einer oder mehreren Dissonanzen hier jederzeit Intervalle weggelassen werden müssen, und es sich also fragt, welche in gegebenen Fällen in Rücksicht auf die nächste Tonfolge weggelassen werden können und welche Intervalle wesentlich sind, oder nicht. S. übrigens den Art. Sag.

Dreizaß, das Zeichen der Herrschaft Neptuns, von den Telschinen geschmiedet, s. Neptun.

Dreschen, **Dreschmaschine**. Um den Samen oder die Körner der geernteten Feldfrüchte von den Hülzen zu sondern, hat man von den ältesten Zeiten her verschiedene Veranstellungen getroffen, worin die verschiedenen Arten zu dreschen bestehen. Für die älteste hält man die durch Thiere, namentlich Pferde und Ochsen, welche man über das Getraide trieb, damit sie die Körner mit den Füßen austraten. Spätere Erfindung war schon das Dreschen, bei welchem besondere Maschinen angewendet wurden. Hieher gehört die Dreschwalze (tribula oder tribulum), der Dreschschlitten (traha), und der Dreschwagen (dieser kommt schon in den Büchern der Israeliten vor), welche von Ochsen oder Pferden gezogen wurden. Späterhin kam das eigentliche Dreschen, d. i. das Dreschen mit dem Dreschflegel auf der Scheuntenne, auf, und ist die gewöhnlichste Art zu dreschen geblieben. Doch hat man niemals unterlassen, auf Mittel zu denken, um beim Dreschen den Aufwand an menschlicher Kraft, Arbeitslohn und Zeit so viel als möglich zu ersparen, und die Körner so rein und vollkommen als möglich zu gewinnen, und zu diesem Behufe auch die eigentlichen Dreschmaschinen, welche durch Stoß auf die Aehren wirken und eine auf jene Zwecke besonders berechnete Einrichtung haben, erfunden. Im Allgemeinen verrichten sie das Dreschen entweder durch Stempel oder durch Schlägel, welche gehoben werden und wieder niederfallen, oder durch Walzen, welche über das Getraide herrollen. oder durch Dreschflegel, welche entweder gleich den Stempeln gehoben, oder durch eine Welle gedreht werden. Die Garben bleiben entweder auf ihrer Stelle liegen, oder werden durch Menschen untergelegt, oder die Dreschtenne bewegt sich zugleich mit der arbeitenden Maschine und treibt die Garben unter die Dreschflegel, Stampfen oder Schlägel und wieder hervor. Man nennt sie wegen der Ähnlichkeit ihrer Bewegung auch Dreschmühlen. Seit dem 17ten Jahrhundert bestrebte man sich vorzüglich, sie immer mehr zu vervollkommen und gibt es dafür in der neuesten Landwirthschaft vielerlei mehr oder weniger brauchbare Angaben und Vorrichtungen.

Dresden. Diese sowohl in Rücksicht auf Lage als Bauart schöne Stadt, — ein Lieblingsaufenthalt vieler Fremden — ist die Residenz des Königs von Sachsen. Sie liegt im meißnischen Kreise, an der Elbe, welche das eigentliche Dresden und Neustadt von einander theilt, während die berühmte 552 Schritt lange steinerne Brücke beide Städte

vereinigt. Dresden besteht aus der Residenz, oder dem eigentlichen Dresden (sonst auch Neu-Dresden genannt), aus der Neustadt (seit 1732 so genannt, und seit August II. schön angebaut, sonst Alt-Dresden), und aus der Friedrichsstadt (ehemals Dstra, seit 1670 angelegt). Die Volksmenge von Dresden hat in den letzten Jahren sehr abgenommen, von beinahe 60,000 bis auf 40,000 Menschen. Unter den Sehenswürdigkeiten zeichnen sich aus: die Elbbrücke von 16 Bogen, mit erhöhten Randwegen von Plattensteinen für die Fußgänger, und steinernen Rundbänken über den Bogen; die 1736 in Neustadt aufgerichtete metallene und vergoldete Statue August II. zu Pferde; die catholische Kirche, mit einer Orgel des berühmten Silbermann, und mehreren Gemälden, unter andern am hohen Altar die Himmelfahrt Christi von Mengs; die Frauenkirche, deren Bau von Georg Bähr (1726 bis 1745) 300,000 Thaler gekostet; die seit 1725 angelegte Ritterakademie; die durch die Nacht des Correggio und die Sixtinische Madonna von Raphael (gest. von Müller dem Sohne) berühmte Gemäldegallerie; die 1763 erweiterte Akademie der bildenden Künste, von welcher ein Zweig in Leipzig sich befindet, und welche den 3ten August ihre Arbeiten ausstellt; das grüne Gewölbe, in welchem vorzüglich der in seiner Art einzige, gelbe Brillantring, der grüne Diamant, der weiße Diamant u. a. merkwürdig sind; die königliche Bibliothek, welche die berühmten gräflich bünauischen und brühlischen Büchersammlungen umfaßt; das Antikencabinet, beide, nebst der Porzellansammlung mit Böttchers ersten Versuchen, im japanischen Palais; die Gallerie der mengs'schen Abgüsse; das Naturalien-cabinet; die Kunst- und Musikammer; endlich auch einige schöne Gärten, wie der große Garten (seit 1814 schöner hergestellt, und durch die vom Herrn von Carlomiz angelegte pomologische Pflanzschule bereichert), der schöne brühl'sche Wallgarten mit den bilderreichen Doubletten, und einem vom Fürsten Repnin gebauten Freisaale, für den Lustwandler einer der schönsten Augenpunkte! der Palaisgärten in Neustadt, der Garten des Prinzen Anton und der des Prinzen Maximilian in Friedrichsstadt. Unter den Spaziergängen um Dresden sind der plauische Grund und das seifersdorfer Thal, welche Becker beschrieben hat, von romantischer Schönheit; so wie in der Nachbarschaft das königliche Lustschloß Pillnitz, die Festung Königstein, der zu einer Irren-Heilanstalt eingerichtete, ehemals feste, Sonnenstein, und die durch die Kesselsdorfer Schlacht berühmten Höhen bei Kesselsdorf. Der siebenjährige Krieg brachte den Flor der Stadt sehr herunter; durch das neuntägige Bombardement im Juli 1760, wo Friedrich der Große die Stadt belagerte, wurden die alte Kreuzkirche nebst 416 Häusern in Grund geschossen. Uebershaupt ist Dresden wegen seiner Lage den Zerstörungen des Kriegs oft ausgesetzt gewesen; und die Wichtigkeit dieses Elbpasses hat zur Anlage eines festen Places wahrscheinlich schon im 9ten Jahrh. Veranlassung gegeben. S. über die frühere Geschichte Beck's Beschreib. von Dresden und Hasche's diplom. Gesch. von Dresden 1816. Die Oesterreicher besetzten die Stadt im Jahr 1809, ohne ihr zu schaden. Hierauf ließ Napoleon die Festungswerke abtragen, und sein Marschall Davoust ließ, ohne Noth, den 19ten März 1813, einen Pfeiler und zwei Bögen sprengen, die das russische Gouvernement 1814 wieder aufbaute. Am verderblichsten wurde für Stadt und Gegend der Feindzug im J. 1813. (S. d. folg. Art.) Die von Napoleon vor dem schwarzen Thore angelegte kaiserl. Sternschanze flog den 27sten

Juni 1814 in die Luft, wodurch die Neustadt sehr beschädigt wurde. Nach neunjährigen Kriegen und andern Drangsalen (von 1806 — 1815) zogen endlich, zugleich mit dem von seinen Sachsen treuersehnten König Friedrich August, den 7ten Juni 1815, die Künste des Friedens und des Fleißes in das von Herder als das deutsche Florenz gepriesene Dresden wieder ein. Noch zeichnet sich die Stadt durch mehrere, gut eingerichtete, theils allgemeine, theils besondere Unterrichts- und Bildungsanstalten aus. Der künftige Staatsdiener, der Künstler, der Wundarzt und der Krieger finden hier einen seltenen Verein von Lehrmitteln aller Art. Auch der Manufacturist und Kaufmann kennt mehrere Gewerbzweige, die in Dresden mehr als anderwärts blühen, z. B. die Fabrik von Stroharbeiten, die weiterbreiteten Drechslerwaaren u. s. w. Außer Hasche's und Dapdorf's topograph. Beschreibungen von Dresden ist für Reisende brauchbar: Dresden und die umliegende Gegend. 2 Th. 2te Aufl. (vom Prof. Hasse) mit einem Grundrisse und einer Reisekarte. Der 2te Theil ist ein Wegweiser durch die Gegend 8 Meilen im Umkreise. Die wichtigsten Antiken findet man abgebildet im *Recueil des marbres antiques 1753*, in Lippius's Beschreibung und in Becker's Augusteum; und wem sollte der geistvolle und gelehrte Böttiger als der lehrreichste und gefälligste Führer durch die Sammlungen der alten Kunst unbekannt seyn? Von der Gemäldegallerie erscheint im J. 1817 ein neues Verzeichniß, für die Besucher bequem eingerichtet. Auch die bei Rittner erschienenen Kunstblätter, welche Ansichten von Dresden und dessen Umgebungen darstellen, so wie die bei Morasch und Skerl herausgekommenen colorirten Abbildungen empfehlen sich jedem Reisenden, der sich an Dresden gern erinnert.

Dresden im Jahr 1813. Der Wendepunkt des großen Kampfes um die Herrschaft von Deutschland und mittelst dieser von Europa, den Napoleon im J. 1813 mit dem Norden und zuletzt auch mit Oesterreich ausfocht, war Dresden. Eine Residenz bietet allemal viel Streitmittel dar, sey es auch nur, um die politischen Kräfte eines Staats fester zusammenzuhalten. Hier war der durch die Festungen Torgau, Wittenberg und Magdeburg von Napoleon schon behauptete Elbstrom ein Grund mehr, um mit seiner ganzen Armee à cheval (rittlings) bei Dresden sich aufzustellen. Er hatte meisterhaft in seine Berechnungen Pirna, den Lilienstein, den Königstein und Stolpen gezogen, so daß diese Gegend einem großen verschanzten Heerlager glich, aus dessen Schooße Schlachtsäulen gegen Prag, Berlin und Breslau gleich furchtbar sich hinwälzen konnten. Wir können hier nur die wichtigsten Ereignisse aus diesem welthistorischen Lebensjahre der Stadt Dresden anführen. — Der König von Sachsen hatte seine Residenz den 25ten Februar verlassen, und sich nach Plauen im Voigtlande begeben. Den 7ten März zog Regnier mit seiner aus Franzosen und Sachsen bestehenden, höchstens 3500 Mann starken Heerabtheilung, auf dem Rückmarsche aus Polen, von den leichten Truppen der Russen gedrängt, in Dresden ein; zugleich ließ er die Meißner Brücke von 1400 Bayern unter dem General von Rechberg besetzen. Bald darauf, den 12ten, rückte der Marschall Davoust mit 12,000 Mann und 20 Kanonen von Meissen, wo er um Mitternacht die ganze Brücke, einen kunstsollen Bau, hatte abbrennen lassen, nach Dresden vor. Regnier übergab seine Heerabtheilung dem Divisionsgeneral Dürutte, und verließ darauf die Stadt, wo Davoust den Oberbefehl übernahm. Vor der Neustadt hatten bereits kleine Scharmügel mit Kosaken Statt gefunden. Da ließ der Marschall am 9ten März einen Pfeiler und zwei

Bögen der Elbbrücke sprengen; eine, wie selbst Franzosen gestanden, ganz unnöthige Zerstörung! Er zog hierauf mit seinen Truppen ab, und ließ Dürütte mit 3000 Franzosen zurück. Die Neustadt war gesperrt; aber schon den 22sten ward sie einer Kosakenabtheilung unter dem Obersten Davidoff übergeben. Vier Tage darauf setzten einige hundert Kosaken unterhalb Meissen und bei Pirna über die Elbe. Dürütte verließ sogleich mit allen Truppen Dresden und das linke Elbufer; und denselben Abend rückte ein kleiner Haufe Fußvolk von der Heerabtheilung, unter Winzingerode, in die Neustadt ein. Die Russen schlugen Brücken unter- und oberhalb der Stadt. Auf Winzingerode folgte Blücher, dessen Heer bis zum 10ten April durch Dresden über die Elbe ging. An die Preußen schloß sich das zweite russische Heer unter Miloradowitsch an. Der König von Sachsen hatte unterdessen den 30sten März in Regensburg seinen Aufenthalt genommen, von wo er den 27sten April in Prag eingetroffen war. Dagegen hielten in Dresden am 24sten April ihren feierlichen Einzug der Kaiser Alexander und der König von Preußen. Ihnen folgte ein Heereszug von 16,000 Mann. Die Monarchen begaben sich hierauf am 30sten zu dem Heere, welches der andringenden Macht unter Napoleon den 2ten Mai bei Lützen (s. d. Art.) eine blutige Schlacht lieferte. Sie kehrten den 3ten Abends nach Dresden zurück, und ununterbrochen zogen jetzt ihre Schaaren über Dresden und Meissen auf das rechte Elbufer. Den 5ten Mai hielten die Russen nur noch die Neustadt besetzt, während das französische Heer unter dem Kaiser Napoleon Dresden besetzte. Auf beiden Ufern ward an diesem und dem folgenden Tage heftig von den Wällen und aus den Häusern gefeuert. Der hartnäckigste Kampf war am untern Elbufer, wo die Franzosen vergebens eine Floßbrücke schlagen wollten. Doch schon den 10ten früh zogen sich die Verbündeten nach Bautzen zurück, und die Franzosen rückten ihnen von der Neustadt aus auf dem Fuße nach. Diese Bewegungen und Märsche waren dem Lande äußerst verderblich. Die Russen nahmen alle Lebensmittel mit sich fort, und die Franzosen plünderten. Auch brannten die letztern mehrere ausgeplünderte Dörfer nieder und die Stadt Bischofswerda. Seitdem lastete die Verpflegung des großen französischen Heeres ununterbrochen auf der Stadt und der erschöpften Gegend. Dresden war und blieb der Hauptplatz für die großen Feldspitäler, und für die unter dem Generalintendanten Dumas stehende Heerverpflegung und Verwaltung. Vier Tage nach dem Einrücken der Franzosen, den 12ten Mai, erfolgte die Rückkehr des Königs von Sachsen. Nach dem Plane des Generals Mogniat besetzten jetzt die Franzosen die Neustadt mit eben so viel Kunst als Thätigkeit. In Dresden blieb, nachdem der Kaiser den 18ten Mai auf der Straße nach Bautzen abgereist war, als Oberbefehlshaber sämmtlicher französischen Truppen in Sachsen, der Divisionsgeneral Durosoy. Der Preis der Lebensmittel stieg schon damals, bei dem ungeheuern Bedarf, täglich höher. Nach den Schlachten bei Bautzen (Wurschen und Hochkirch) den 19ten, 20sten und 21sten Mai, mußten in Dresden über 20,000 Verwundete verpflegt und mit allem Nothigen versorgt werden. Die leicht Verwundeten und viele Kranke wurden bei den Bürgern einquartiert, so daß die ganze Stadt, die viele Wochen lang ein Pferdestall gewesen, jetzt den traurigen Anblick eines großen Krankenhauses darbot. Die Spitalgreuel selbst, welche das Maß menschlichen Elends über alle Begriffe steigerten, haben die deutschen Blätter vom J. 1814 erzählt. Die Noth stieg noch höher während des zehnwöchentlichen Waffenstill-

standes. Die kostbare Verpflegung der kaiserlichen Garden und des großen Hauptquartiers, indem stets gegen 30,000 Mann in der Stadt lagen, zerrüttete das Vermögen der meisten Hausbesitzer, obgleich der Glanz des kaiserlichen Heerlagers, wohin auch ein Theil der französischen Bühne versetzt war, viel Schimmer über das Ganze, und der Zufluß von Menschen viel Geld unter der Classe der Handwerker und Krämer verbreiteten. Während der Waffenruhe wurde rastlos an der Befestigung von Dresden und an dem verschanzten Lager am Fuße des Pillensteins gearbeitet. Hier konnten 60,000 Mann sich aufstellen. Zwei Brücken setzten das Lager mit der Feste Königstein in Verbindung. Eine für Geschütz fahrbare Straße wurde durch die Gebirge des Amtes Hohenstein gebahnt, um die Verbindung mit dem gegen Schlessen vorrückenden Heere über Stolpen herzustellen. Die Werke am rechten Stromufer um die Neustadt, unter welchen die Kaiserschanze mit einem bombenfesten Blockhause vor dem schwarzen Thore (die den 27sten Juni 1814 in die Luft flog), das stärkste und kunstreichste war, deckten die Berliner, Warschauer und Baugner Straßen. Auch um die Vorstädte der Altstadt wurde eine ausgedehnte Verschanzungslinie gezogen, und zahlreiche Truppen lagerten im Bereich der Werke auf beiden Ufern. Metternich und Bubna kamen in dieser Zeit aus dem Feldlager Alexanders nach Dresden, wo jener vom 26sten bis 30sten Juni verweilte, dieser aber Dresden den 14ten August verließ, nachdem Napoleon die Verbündeten in Prag mit einem sogenannten Friedenscongresse hingehalten hatte. Endlich brach der vielfach vorbereitete Krieg den 17ten August aus Neue los, und Dresden war der Mittelpunkt der Bewegungen des französischen Heeres. Napoleon ging den 15ten August über Baugen nach Schlessen, und Wandamme, der mit 40,000 Mann von der untern Elbe heraufgekommen war, zog vom 17ten bis 19ten auf das rechte Elbufer, wo er sich nebst Poniatowski gegen die böhmische Grenze auf Rumburg und Gabel wandte. Allein unerwartet drang das große Heer der Verbündeten unter dem Fürsten von Schwarzenberg in vier Abtheilungen aus den böhmischen Gebirgspässen auf dem linken Elbufer vor. Die Russen unter Wittgenstein warfen den Marschall St. Cyr, welcher mit 20,000 Mann jene Pässe bewachte, aus den festen Stellungen bei Gießhübel, am Hollenberge und bei Pirna. Er verlegte deshalb den 22sten August sein Hauptquartier von Pirna nach Dresden. Dieser schnelle Rückzug und die Nachricht von Napoleons Vordringen gegen Blücher veranlaßten den Heerführer der Verbündeten, statt auf Leipzig vorzudringen, Dresden zu überfallen. Der Angriff auf diese Stadt war weder Moreau's Entwurf, noch wurde er von ihm gut geheißen. Während also an der schlesischen Grenze Blücher mit einem schwächern Heere den Kaiser Napoleon beschäftigen sollte (s. Kapbach), warf sich die Hauptmacht der Verbündeten auf die große Verbindungsstraße der Franzosen und Sachsen, und man beschloß, da die Umstände günstig schienen, Dresden wegzunehmen, als den Schlüssel der französischen festen Stellung in Sachsen. Die Russen und Preußen unter Wittgenstein und Kleist drangen auf der pirnaischen Straße gegen Dresden vor; die Oesterreicher aber in dem längsten Bogen auf der Straße von Commotau. Eilboten riefen sogleich den Kaiser Napoleon nach Dresden zurück. Den 24sten traf bereits der König von Neapel ein. Den 25sten umzingelten die Verbündeten die Stadt bis an die Weiseric, und den 26sten früh wurden die Franzosen von den Preußen aus dem großen Garten geworfen. Ueber erst an diesem Tage war das verbündete Heer ganz vor Dresden ver-

einigt. Es war, mit Inbegriff der als Rückhalt bei Tharant aufgestellten Abtheilung unter Klenau, gegen 120,000 Mann stark. Die Stellung des Heeres war vortheilhaft. Kaiser Alexander hatte sein Hauptquartier in Rößnig, der König von Preußen in Lockwitz. Das Feuer begann den 26sten mit Tagesanbruch; ein rascher Sturmangriff hätte entschieden; aber der linke Flügel, welcher die schwächste Seite der Stadt, die fast gar nicht vertheidigte Friedrichstadt, einschließen sollte, war noch nicht weit genug vorgerückt, um hier anzugreifen. Dieser nothwendige Verzug rettete die Stadt. Unterdessen war Napoleon mit dem Kerne seines Heeres den 23sten August in Eilmärschen von dem Borsberg über Görlitz nach Dresden aufgebrochen. Den 26sten halb 10 Uhr Vormittags zog er mit einem Theile seiner Leibwachen in die Stadt, nachdem er schon in Stolpen den Schlachtplan entworfen, Bandamme gegen Pirna hin entsandt, und das Schlachtfeld von den Höhen der Baugner Straße übersehen hatte. Ununterbrochen wälzte sich jetzt von Mittag bis Abends um 7 Uhr eine Masse von mehr als 60,000 Mann von der Baugner Straße herab in die Stadt, um hier sogleich im Sturmschritt auf das Schlachtfeld zu eilen, oder von Genébarmen gejagt zu werden. Denn gegen 4 Uhr Nachmittags, als schon sämtliche Garden und die Reiterei unter Latour, Maubourg über die Elbe gegangen waren, rückten die Verbündeten in 6 Heerhaufen unter einem furchtbaren Geschützdonner vor die Stadt. Fünf starke, sich gegenseitig vertheidigende Schanzen deckten die feste Linie, welche Dresden vom Ziegelschlage östlich an der Elbe bis vor dem Freiburger Schlage an der Freiburger Heerstraße und dem Weißeritzflusse umgab. Die heftigsten Angriffe hatten vor dem Ziegelschlage bei Blasewitz, und bei den Schanzen an den Straßen nach Rößnig und Plauen Statt. Die Preußen fochten mit herrlichem Muth im großen Garten, und drängten die junge Garde bis an die Mauern des Anton'schen Gartens; allein von den Kugeln ihrer Waffenbrüder begrüßt, mußte sie wieder in den Kampf sich stürzen. In dieser Zeit ward die Stadt mit Haubisgranaten beschossen, von welchen manche in den Vorstädten zündeten, und einige bis auf den brühl'schen Gartenwall flogen, so daß mehrere Einwohner verwundet oder getödtet wurden. Nach 6 Uhr waren die Preußen wirklich in die pirnaische Vorstadt eingedrungen, die Schanzen vor dem Freiburger Schlage war von den Oesterreichern genommen, und das noch stärkere Werk vor dem Mocjinski'schen Garten von einem ungarischen Regimente erstürmt worden. Da unternahmen die Franzosen einen allgemeinen Angriff. Aus dem Rückhalt stürmten die Garden mit 16 Kanonen hervor, und trieben die Preußen aus der Vorstadt zurück; auch das Werk vor Mocjinski's Garten ward gegen 7 Uhr wieder genommen. Jetzt erkannten die Verbündeten die Unmöglichkeit, eine von 100,000 Mann vertheidigte und so klug befestigte Stadt zu erobern; sie zogen sich daher bei Anbruch der Nacht in ihre vorige Stellung auf die Anhöhen zurück. Die Franzosen aber lagerten sich vor den Schlägen und in den Vorstädten. Unterdessen zogen unaufhörlich Kriegsvölker und Geschütz über die Brücke, und am Morgen des 27sten August rückten die Heermassen unter Marmont und Victor in die Schlachtlinie. Um 6 Uhr begann die Schlacht. Vergebens griff Napoleon wiederholt das Mitteltreffen der Verbündeten auf den Höhen von Ischernitz und Rößnig an; gegen 10 Uhr wandten sich die Anstrengungen der Franzosen gegen den rechten Flügel, welcher aus Russen und Preußen bestand. Indes beschloß der Feind fortwährend, obwohl schwach, das Mitteltreffen; und hier war es, wo eine Stückflugel aus einer französischen Gelbbatterie

gegen Mittag, Moreau in der Nähe Alexanders tödtlich verwundet, (S. Moreau.) Doch die entscheidende Unternehmung war gegen den linken Flügel gerichtet, welcher sich von Töltschen an der westlichen Thalwand des plauenschen Grundes bis gegen Gorbis, an der Heerstraße nach Freiberg, ausbreitete. Die hier aufgestellten Truppen waren zum Theil neugeworben und schlecht gerüstet, dabei durch die härtesten Entbehrungen in dem ausgeplünderten Lande entmuthigt. Da sie nun durch das tiefe Weiserigthal von dem Mitteltreffen gänzlich abgeschnitten und selbst nicht stark genug waren, um mehrere wichtige Punkte, wo von der Freiburger Heerstraße Schluchten nach der Elbe abfallen, gehörig zu beobachten, so gelang es dem König von Neapel, mit der Heermasse unter Victor und der französisch-sächsischen Reiterei unter Latour-Maubeourg, den linken Flügel der Verbündeten völlig zu umgehen, indem er gegen Mittag aus dem Engpasse von Gotta und dem Schönengrunde bei Pennerich hervorbrach. Nach tapfrer Gegenwehr auf den Höhen am Rande des Weiserigthales, wo aber der Regen das Kleingewehrfeuer unmöglich machte, wurden die Oesterreicher von der feindlichen Reiterei überwältigt und von der Rückzugsstraße nach Dippoldiswalde weggedrängt. Da sie nun auch den richtigen Weg in den plauenschen Grund hinab, um auf der entgegengesetzten Seite die Höhe wieder zu gewinnen, verlehiten, so wurde der größte Theil von ihnen, über 10,000 Mann, nebst dem G. M. P. Mesko, gefangen. Unterdessen hatte bereits der Heerführer der Verbündeten, auf die Nachricht, daß Wandamme, der am 25ten bei Königstein über die Elbe gegangen war, gegen Pirna vordränge und die Verbindung mit Böhmen bedrohte, den Rückzug beschlossen. Dieser erfolgte in der Nacht. Der König von Neapel rückte ihnen nur bis Marienberg nach. So endigte sich der zu spät unternommene und zu wenig vorher berechnete Angriff auf Dresden. Die Verbündeten hatten an Todten, Verwundeten und Gefangenen über 30,000 Mann verloren. Die Gefangenen, über 13,000 Mann, meistens Oesterreicher, die man in die protestantischen Kirchen eingesperrt hatte, wurden von den Bewohnern der Stadt so gut als möglich gepflegt; doch kamen mehrere vor Erschöpfung um. Die Zahl der verwundeten Franzosen belief sich an diesen beiden blutigen Tagen auf mehr als 10,000 Mann. Die Zahl ihrer Todten war beträchtlich, läßt sich aber nicht genau angeben. Es befanden sich jetzt 24 Spitäler in der Stadt. — Napoleons Glückstern ging unter seit dem 27ten August. Die Boten von Dudinots Niederlage bei Großbeeren (s. d. Art.), von Macdonalds Niederlage an der Kappach (s. d. Art.) und von Wandamme's Niederlage bei Culm (s. d. Art.), zerstörten Buonaparte's stolzen Entwurf, in Breslau, Berlin und Prag seine Triumphe zu feiern. Von nun an begannen die Hin- und Herzüge der französischen Kriegsmacht, die immer schwerer auf Dresden, ihren Stützpunkt, drückten, und die Umgegend gänzlich verheerten. Die Franzosen legten drei neue Schanzen vor der Altstadt an; auch sollte Meissen ein neues Außenwerk von Dresden bilden, und das französische Heer schien in diesem verschanzten Lager, von allen Seiten eingengt, den anbringenden Streitkräften der Verbündeten hinter mächtigen Bollwerken zu trotzen. Inbessen rückte das Heer der Verbündeten aus Böhmen aufs Neue vor, und russische und preussische Schaaren streiften auf den lausiger Straßen bis in die Nähe von Dresden und Großenhain. Napoleon trieb jenes zwar zurück; allein Ney's Niederlage bei Dennewitz (s. d. Art.) am 6ten Sept. und Blücher's Vordringen am roten gegen Herrnhut nöthigten den französischen Kaiser, von der böhmischen Grenze nach Dresden am

raten zurück zu gehn, und auf das rechte Elbufer sich zu wenden. Diese
 Heerzüge machten das Land zur Wüste. Von den zu fünfzig bis hun-
 dert Mann in kleinen Hütten zusammengedrängten Franzosen wurden
 selbst die Gräber aufgewühlt, die Leichen geplündert und die Särge zu
 Wachfeuern verbraucht. Mit dem Mangel nahm die Zuchtlosigkeit im-
 mer mehr überhand. Am 14ten brach Napoleon wieder gegen die böhm-
 ische Grenze auf, und drang am 16ten bis Culm vor; allein seine
 Garden wurden mit Verlust zurückgeworfen, und den 21sten kehrte
 Napoleon nach Dresden zurück. Jetzt ließ er, gegen seine frühere Zu-
 sage, den Sonnenstein besetzen, und die Irren in der daselbst befind-
 lichen Heilanstalt wurden schonungslos fortgejagt. Die Oesterreicher
 besetzten dagegen den 17ten Freiberg, Streitschaaren von der Armee
 des Kronprinzen von Schweden drangen bis Leipzig vor, und Blücher
 vereinigte sich mit Bubna. Napoleon drängte zwar die Preußen nach
 Baugen zurück, war aber schon den 24sten wieder in Dresden. Er ließ
 jetzt das rechte Elbufer gänzlich ausleeren und zog bis zum 4ten Oct.
 seine Truppen auf das linke. In Dresden lagen am 27sten über 30,000
 Mann. Den 28sten und 29sten griffen die Verbündeten den Brücken-
 kopf bei Meissen an, doch ohne Erfolg. Nun zogen Napoleons Schaa-
 ren über Freiberg gegen Chemnitz, und über Rossen gegen Leipzig, wo-
 hin auch die verbündeten Heere ihre Richtung nahmen. Endlich ent-
 schied Blüchers unerwarteter Uebergang über die Elbe bei Wartenburg
 am 3ten Oct. Napoleons Abzug aus Dresden. Er verließ diese Stadt
 den 7ten Oct. früh. Ihm folgte der König von Sachsen. (S. Leipziger
 Schlacht.) In und um Dresden blieb eine Heeresmacht von etwa 30,000
 Mann zurück, unter St. Cyr und dem Grafen von der Lobau. Die
 Franzosen mußten an demselben Tage Pirna verlassen, wo sie nur noch
 den Sonnenstein besetzt hielten. Dem Königstein bewilligten die Ver-
 bündeten die Neutralität. Hierauf erstürmte Bubna am 8ten den
 Brückenkopf bei Pirna, und die Verbündeten griffen einen Theil der in
 acht großen Schanzen bestehenden Außenwerke der Neustadt von der
 Wagner Straße her an. Während nun die Russen 16,000 Mann stark,
 unter Tolstoi, Iwanoff und Markoff, bis zum 12ten Oct. Dresden sich
 näherten, war Bennigsens Heer hinter denselben über Rossen nach Leip-
 zig gezogen. St. Cyr griff zwar am 17ten den General Tolstoi auf
 den Höhen von Räcknitz und Ischernitz an, und in Gefahr, umgangen zu
 werden, zogen sich die Russen mit einem Verluste von 6 Feldstücken
 und einigen hundert Mann an Gefangenen, auf Dohna zurück: aber
 schon am 20sten drängten sie den Marschall wieder nach Dresden hin,
 das nunmehr (da der österreichische General von Chasteler mit 10,000
 Mann, und Alenau, mit einer großen Truppenzahl von Leipzig her
 entsendet, zu Tolstoi gestoßen waren, auch der russische Oberste Bus-
 mann Meissen am 23sten besetzt hatte, während der Fürst von Wiede-
 runkel auf der Großenhayner Straße gegen die Neustadt heranzog)
 auf beiden Elbufern eingeschlossen war. Unterdessen hatten die Fran-
 zosen ihr Ausleerungssystem nach allen Richtungen hin auf die wildeste
 Art vollzogen. In der Stadt, der schon längst alle Zufuhr abgeschnit-
 ten war, riß jetzt der Mangel an den ersten Lebensbedürfnissen, beson-
 ders an Salz, Brod, Fleisch, Holz, Gemüse und Arzneien, immer
 drückender ein. Der am 28sten Oct. an die Bewohner erlassene Befehl,
 sich auf 2 Monate mit Lebensmitteln zu versehen, war daher unaus-
 führbar. Gleichwohl setzte St. Cyr alles zur hartnäckigsten Wehr ge-
 gen die Belagerer in Stand, welche Wurfgeschütz von Theresienstadt
 herkommen ließen. Die Straßen in den Vorstädten wurden, wie einst

in Saragossa, durch Verhacks, Pfahlwerk und Quermälle befestigt, und eine Menge Wohnungen in Blockhäuser vermandelt. Die meisten Gebäude und Anlagen rings um die Stadt, wie mehrere Mühlen, unter andern die königliche Spiegel-Schleismühle mit trefflichem Maschinenwerke, wurden zum Theil ohne Nutzen und Zweck niedergerissen oder verbrannt. Vom 4ten Nov. an war die Besatzung durchaus auf ihre Verschanzungen beschränkt. Jetzt wollte Sr. Cyr sich durch das Belagerungsheer auf dem rechten Elbufer nach Torgau den Weg bahnen. Er forderte daher von den Einwohnern einen Theil der von ihnen aufgezzeichneten Lebensmittel, damit das Heer Mundvorrath hätte. Hierauf zogen den 6ten, unter Lobau, 10,000 Mann Fußvolk und 1000 Mann Reiterei, nebst 200 Wagen mit französischem Eigenthum, aus der Neustadt auf die Straße nach Großenhain; allein sie wurden auf der Fläche der Drachenberge bei Reichenberg von dem Fürsten von Wied-Runkel mit einem Verluste von 800 Mann zurückgeschlagen, und rückten Abends in die Stadt wieder ein. Jetzt ließ Graf Dumas die noch vorhandenen Getreide- und Mehlvorräthe aus den Stadtmühlen und den öffentlichen Anstalten wegnehmen; aber die Mühlen standen still, und viele Brunnen versiegeten, weil das Wasser abgechnitten war. Mit dem Hunger zugleich wüthete das Nervenfieber unter den Soldaten und Einwohnern. Aus den Krankenhäusern wurden täglich über 200 Todte getragen, und in der Stadt starben wöchentlich 2—300 Menschen. Endlich durfte die Stadt Abgeordnete in das österreichische Lager schicken, welche eine Capitulation einleiteten, die Sr. Cyr den 11ten mit Alenau zu Herzogewalde abschloß, nach welcher die Besatzung vom 12ten bis 16ten Nov. frei abzog, aber die Waffen strecken mußte, zusammen 1759 Offiziere und 27,714 Gemeine. Ueber 6000 Kranke blieben in den Spitälern zurück. Der Gesamtwertb der eroberten Kriegsbedürfnisse wurde auf 5 Millionen Thaler geschätzt. Die Capitulation ward aber von dem Oberbefehlshaber, Fürsten von Schwarzenberg, nicht genehmigt, und die schon abgezogene Besatzung wurde Kriegsgefangen. Vom 17ten Nov. an führte der russische General Mourieff den Oberbefehl in der Stadt. Dresden erhielt eine starke russische Besatzung, und wurde der Sitz der russischen Landesverwaltung unter dem Fürsten Repnin. Ueber die Geschichte dieser achtmonatlichen Leiden, deren Folgen noch nicht ganz verwunden sind, sehe man die Darstellung der Ereignisse in Dresden, im J. 1813. Dresden 1816.

Dreyer (Joh. Matthias), ein zu seiner Zeit berühmter deutscher Schönggeist, nicht ohne Wit und satirische Einfälle, aber ohne poetisches Genie, Religiosität und Wahrheit. Seine Gedichte kamen 1771 zu Altona heraus. Die meist obscöne Sammlung gereimter Gesundheiten unter dem Titel: Schöne Spielwerke beim Wein, Punsch, Bischof und Krambambuli, Hamburg 1763, wurde gleich bei ihrer Erscheinung confiscirt und unter dem Geläute der Schandglocke auf dem sogenannten ehrlosen Blocke in Hamburg verbrannt, nachdem alle Prediger daselbst von der Kanzel wider die darin enthaltenen Nuchlosigkeiten geäußert hatten. Sie ist daher sehr selten geworden. Man schreibt ihm mehrere satirische Stücke zu. Er war zu Hamburg 1716 geboren, und starb daselbst 1760.

Driller, oder Drillhäuschen, nennt man in unterschiedlichen Provinzen Deutschlands eine Maschine, um geringere Vergehungen in der bürgerlichen Gesellschaft öffentlich durch das Hohngelächter der Zuschauer zu züchtigen. Sie hat die Gestalt eines runden Bogeltäfels, worin ein Mensch aufgerichtet stehen und von Jedermann gese-

hen werden kann; durch den runden Boden und Deckel läuft eine Spindel, mittelst welcher man diesen Käfig mit dem darin befindlichen Menschen auf eine lächerliche Weise im Kreise herumdrehen (drillen) kann; daher auch die sprichwörtliche Redensart, jemanden drillen, auf eine lächerliche Weise plagen, necken. Drilling ist ein Triebrad an den Mühlen.

Droit d'Aubaine, oder jus Albinagii; s. Aubaine.

Droits réunis, die vereinigten Gefälle, welche durch ein Gesetz vom 25ten Februar 1804 anfangs als Ersatz für die im ganzen französischen Reiche aufgehobenen, ehemals schweren Chaussée- und Weggelder eingeführt wurden, nannte man in dem bisherigen französischen Finanzwesen die Abgaben von dem Fuhrwesen, den Posten, Diligencen, der innern Schifffahrt, dem Wein, den Branntweinbrennereien, Bierbrauereien, Bereitung von Apfel- und Birnmost, Spieltartenfabrikation, dem Salz, der Silber- und Goldprobe und der Tabakfabrikation. Sie wurden dadurch sehr drückend, daß die Commissaire, welche man daher auch spottend rats de cave (Keller-ratten) nannte, die Niederlagen, Weinlager u. s. w. an jedem Ort untersuchen durften, und die Victualien und Waaren, welche dieser Abgabe unterworfen waren, in jeder Hand, in welche sie kamen, von neuem bezahlt werden mußten. Schon im Jahr 1810 betrug das Einkommen dieser Abgaben für den Staat über 107 Millionen Franken. Diese Abgabe gehörte zu den allergehässlichsten unter Napoleons Regierung, und schon in seinem Aufrufe an die Nation vom 21sten März 1814 versprach Ludwig XVIII. ihre Aufhebung; doch sind sie bis jetzt noch nicht gänzlich abgeschafft worden.

Drontheim, ein Stift in Norwegen mit einer festen Stadt gleiches Namens. Er gränzt gegen Süden an Bergen, gegen Norden an Bardhuus, gegen Westen an den nördlichen Ocean und gegen Osten an die norwegischen Gebirge. Die Stadt an dem Meerbusen Dronthielmsfiörn hat einen guten Hafen, und wird auf der Landseite durch die Festung Christianstein, und gegen das Meer durch die Citadelle Munkholm, auf welcher auch Gefangene verwahrt werden, beschützt. Der lutherische Erzbischof hat seinen Sitz in dieser Stadt; hier ist auch eine Kathedralschule und der Sitz der vom Bischof Gumerus gestifteten königl. Societät der Wissenschaften. Sonst war sie die Residenz der Könige in Norwegen, deren Monumente noch hier zu sehen sind. Drontheim hat starken Handel mit Kupfer, Brettern und Fischen, welche Artikel meist von holländischen und englischen Schiffen ausgeführt werden. Auch ist hier eine bedeutende Zuckerraffinerie. Das Stift Drontheim hat Schweden von jeher als Vormauer sehr wichtig erschienen. Im rothschildischen Frieden (1658) wurde es an Schweden abgetreten, aber in demselben Jahre wieder von den Dänen erobert, welche es auch im Frieden zu Copenhagen (1660) behielten. Aus demselben Grunde scheint Schweden im Jahr 1813 dasselbe schon bei den ersten Verhandlungen der Allirten mit Dänemark verlangt zu haben, und hat diese Absicht durch den Kieler Frieden (14ten Januar 1814), durch welchen es ganz Norwegen erhielt, wirklich erreicht.

Drosometer, der Thaumesser, ein Werkzeug, die Menge des gefallenen Thaues zu messen. Es besteht in einer Wage, deren eines Ende eine Platte trägt, die den Thau gut annimmt, das andere ein Gegengewicht hat, das nicht so leicht bethaut wird.

Drost ist in gewissen Gegenden Deutschlands, besonders in Westphalen, am Niederrheine und in den Niederlanden, eine obrigkeitliche Person auf dem Lande, und ungefähr so viel, als in Obersachsen ein Amtshauptmann. Ist er Vorgesetzter einer ganzen Gegend oder Provinz, so heißt er **Landdrost**, so viel als etwa in vorgedachten Gegenden Landhauptmann, oder auch Landvogt.

Drottningholm oder **Drouningholm**, das prächtige königliche Lustschloß in Schweden, nach dem Modell von Versailles, auf einer Insel Läsö, eine Meile von Stockholm, erbaut. Es findet sich darin eines der schönsten und vollständigsten Naturaliencabinette in Europa, eine bedeutende Gemäldegallerie und herrliche Anlagen.

Drouais (Jean Germain), ein junger talentvoller französischer Maler, und der größte, der aus Davids Schule hervorgegangen. Die Sehnsucht, in Rom die schönen Denkmale der Kunst zu studiren, trieb ihn (1783) zur Concurrenz um den großen Preis, der in einem vierjährigen Pensionat besteht; doch seine eigene Unzufriedenheit mit seiner Arbeit machte, daß er sie zerriß, und dadurch den Preis einem Andern überließ. Seinen Lehrer, der ihm, als er verwundert die Stücke des Gemäldes sah, darüber Vorwürfe machte, fragte er: „Sind Sie zufrieden mit mir?“ „Vollkommen!“ versicherte David. „Wohl! so habe ich ja den Preis,“ rufte Drouais entzückt, „dies war mein Ziel, der Preis der Akademie gehöre einem Andern, dem er vielleicht nützlicher ist, als mir; im nächsten Jahre hoffe ich ihn durch ein besseres Werk zu verdienen.“ Und beim nächsten Male (1784) stand Drouais wieder in den Schranken. Die Cananäerin zu den Füßen des Heilandes war die Frucht seines ununterbrochenen Studiums und zugleich der Abdruck seiner innigsten Empfindungen. Öffentlich gekrönt ward er fast im Triumphe von seinen Mitschülern zu seinem Lehrer geführt. Diesen begleitete er nun als Pensionär nach Rom, wo er die größten Meister begeistert studirte und copirte. Sein sterbender Gladiator (1785) und vorzüglich sein 1785 vollendeter **Marius zu Minturnä** erwarb bei der Ausstellung in Paris ihm und Davids Schule neue Triumphe. Nun entwarf er seinen **Philoctet auf Lemnos**, und im Rausche seines errungenen Ruhmes, eben beschäftigt mit einem Bilde des **C. Gracchus**, endete im noch nicht vollendeten 25ten Jahre (er war 1763 zu Paris geboren) ein hitziges Fieber sein idealisches Leben. Seine Nebenbuhler und seine Freunde vereinigten sich, ihm in der Marienkirche (in via lata) zu Rom ein Denkmal zu setzen.

Drouet (J. B.), Postmeister zu St. Menchould. Er war es, der Ludwig XVI. auf seiner Flucht durch St. Menchould erkannt hatte, ihm auf einem Nebenwege zubereitete, und ihn zu Varennes arretiren ließ. Im Sept. 1792 ward er dafür als Deputirter des Marne-Departements in den Convent aufgenommen, wo er Ludwigs XVI. Tod votirte. Man schickte ihn im Sept. 1793 zur Nordarmee. Im October desselben Jahres, in Maubeuge von der Armee des Prinzen Coburg eingeschlossen, versuchte er, mit einigen Dragonern zu entkommen, um die Hülfe, deren der Platz benöthigt war, zu beschleunigen, wurde aber aufgefangen, und nach Spielberg im Mähren geführt. Den 6ten Julius 1794 sprang er von dem Fenster seines Gefängnisses herab, um zu entfliehen, brach aber ein Bein und wurde wieder gefangen. Im Nov. 1795 wurde er mit Camus, Beumnonville und Andern zu Basel gegen die Tochter Ludwigs XVI. ausgewechselt, und nahm hierauf seinen Platz im Rathe der 500 wieder

ein. Das Mäßigungsſyſtem, welches damals in Frankreich herrſchte, mißfiel ihm: er trat mit Baboeuf in Verbindung, und wurde einer der Rädelſführer der Jacobinerverſchwörung, welche dieſer organiſirte. In Gemäßheit deſſen ward er (11ten Mai 1796) arretirt und in die Abtei in Verwahrung gebracht; er entwich und flüchtete ſich in die Schweiz. Da der hohe Gerichtshof ihn aber wegen der baboeuffſchen Angelegenheit frei ſprach, kehrte er nach Frankreich zurück. Er wurde nun in mittlern Verwaltungsbehörden gebraucht. Sehr merkwürdig iſt folgendes. Er war es, der im März 1814 Napoleon, welcher im Begriff ſtand nach dem Gefecht von Arcis wieder auf Paris zu ziehen und dieſes zum Stützpunkt ſeiner Operationen zu machen, die nur halb wahre Nachricht mittheilte, daß die zahlreichen Beſatzungen der lothringiſchen Feſtungen ſich vereinigten, um dem alliirten Heere in den Rücken zu fallen, und daß in dieſer Provinz ein ernſtlicher Krieg von Parteigängern organiſirt wäre, um das Vorhaben der Beſatzungen zu unterſtützen. Dieſe Nachricht erfüllte Napoleon mit Entzücken, und er beſahl den Rückgang der Hauptarmeen von Paris weg. Die Alliirten drangen nun ungehindert dahin vor, und Napoleons Schickſal entſchied ſich hier ohne weiteren Waffenkampf mit ihm ſelbſt. So war es Drouot, der zu zwei höchſt wichtigen Ereigniſſen entſcheidend mitwirkte und von denen das Eine die Bourbons vom Throne ſtürzte und das Andere ſie wieder darauf erhob.

Drouot, Artillerie-General unter Napoleon, und während deſſen Exil auf Elba, Gouverneur dieſer Inſel, iſt ſo ſehr in die letzte Geſchichte ſeines Meiſters verflochten, daß wir ihm hier eine kleine Stelle nicht verſagen können, obgleich dieſe Gegenſtände nicht ſehr weiter an der Tagesordnung ſind. Drouot iſt 1774 in Nancy geboren. Ehe er ſich in die Artillerie-Schule nach Metz begeben wollte, beſtand er zu Chalons die gewöhnliche vorher erforderliche Prüfung. — In dieſem überrachte er La Placen, welcher der Examinator war, durch ſeine Antworten und ſeine Kenntniſſe in dem Grade, daß er auf der Stelle, kaum 16 Jahre alt, zum Offizier bei der Artillerie ernannt wurde. Er machte nun alle Feldzüge in der Revolution und unter Napoleon mit, zeigte ſich allenthalben als ein Militär von den größten Talenten und dem beharrlichſten Muth. Inſondere zeichnete er ſich in den Schlachten von Wagram, Moſaisk, und am 2ten Mai 1813 bei Lützen aus. Nach Napoleons erſter Reſignation hatte er Freundschaft genug für ſeinen Herrn, ihm in die Verbannung nach Elba zu folgen. Er wurde Gouverneur der Inſel und lebte den Wiſſenſchaften. Bei Napoleons Rückkehr begleitete er ihn und landete am 1ten März 1815 bei Cannes. In den Tagen von Eigny und Waterloo befehligte er die Artillerie und that, wie auch die Feinde geſtanden, mit dieſer furchtbaren Waſſe Wunder der Tapferkeit. Er war nach der Cataſtrophe von Waterloo ſehr thätig, die zerſtreuten franzöſiſchen Truppen wieder zu ſammeln; vom proviſoriſchen Gouvernement wurde ihm das Commando über die Gardes übertragen, und er behielt daſſelbe bis zur Auflöſung der ganzen Armee hinter der Loire. Er war einer der Generale, über die in Folge der königl. Ordonnanz vom 24. Juli 1815 ein Kriegsgericht gehalten werden ſollte, und er ſtellte ſich in Folge deſſelben ſelbſt als Gefangener, wurde aber einſtimmig loſgeſprochen. Gegenwärtig iſt er nicht angeſtellt und beſchäftigt ſich in ſeiner Vaterſtadt mit wiſſenſchaftlichen Arbeiten, die auf die Artillerie Bezug haben.

Druck nennt man die Wirkung eines ruhenden Körpers, der von einer Kraft zur Bewegung getrieben wird, auf einen ihn berührenden Körper, der dieser Bewegung entgegensteht. Dieser letzte Körper heißt der widerstrebende oder das Hinderniß. Da auch dasjenige, was Bewegung hindert, Kraft genannt wird, so muß auch in dem widerstehenden Körper eine Kraft seyn, welche die Wirkung jener, oder die Bewegung des drückenden Körpers hindert. Dieses ist die Kraft des Zusammenhangs der undurchdringlichen Theile des widerstehenden Körpers unter einander selbst und mit andern unbeweglichen Körpern. Ist dieser Zusammenhang zu schwach, um dem Drucke zu widerstehen, so zerbricht der widerstrebende Körper, oder wird von dem beweglichen losgerissen. Die bekanntesten Kräfte, aus welchen der Druck entstehen kann, sind 1. die Kräfte der menschlichen und thierischen Körper; 2. die Schwere der Körper, welche nach einer bestimmten Richtung auf unbewegliche Unterlagen Druck hervorbringt; 3. die Elasticität, oder Federkraft der Körper, z. B. eingeschlossene Luft drückt, indem sie sich durch einen weitem Raum auszu dehnen sucht, gegen die Wände des Gefäßes, das sie umschließt; 4. auch bei andern Naturerscheinungen, welche sonst mit Bewegung begleitet sind, entsteht Druck gegen das, was diese Bewegung hindert. So kann aus der magnetischen und electrischen Anziehung Druck entstehen. Man pflegt die bewegenden Kräfte überhaupt durch Gewichte auszumessen, die einen gleichen Druck hervorbringen. So sagt man, der Druck der Luft auf eine Fläche von einem pariser Quadratfuß betrage 2240 Pfund, d. i. die Fläche werde von der Luft eben so stark gedrückt, als sie von einem Gewichte von 2240 Pfund würde gedrückt worden seyn, wenn sie die Unterlage desselben wäre. Uebrigens pflanzt sich der Druck von einem Theile des Hindernisses zum andern fort, und zwar bei festen Körpern bloß nach solchen Richtungen, welche mit der Richtung des Drucks selbst parallel laufen. Sonst unterscheidet man auch Druck von Stoß dadurch, daß der erstere eine Wirkung der Schwere, letzterer eine Wirkung der Bewegung des einen andern berührenden Körpers seyn soll.

Drucken, einem Körper (besonders der Oberfläche desselben) die Figuren einer ausgeschnittenen Form mittelst der Presse und gewisser aufgetragenen Farben mitzutheilen, so z. B. beim Buchdrucken (s. Buchdruckerei), Kupferdrucken und Rattendrucken. Vorzugsweise gebraucht man die Worte drucken, Druck (das Drucken, oder der Abdruck eines Buchs, z. B. ein bodonischer Druck) und Druckerei (die Buchdruckerkunst oder eine Officin) vom Buchdruck, auch dem Stich entgegengesetzt.

Drucker nennt man in der Malerei die Anwendung heller und glänzender Farben, um gewisse Stellen stärker und in das Auge springender zu machen. Das Anbringen derselben gründet sich auf die Beobachtung, daß helle Farben einen Gegenstand hervortretender, dunkle zurückweichender machen. Da nun die Malerei runde Körper auf Flächen darzustellen hat, so sieht man, wie wichtig für sie wohlangebrachte Drucker sind. Nicht aber bloß die gehörige Rundung, sondern auch die richtige Beleuchtung wird dadurch bewirkt, denn das Licht beleuchtet jederzeit die hervorragendsten Theile eines Gegenstandes am meisten. Der Maler macht mithin durch die Drucker zugleich die Schattenmassen, Uebergänge und Halbschatten geltend, und bringt durch sie Haltung in sein Gemälde. Ein eigener Kunstausdruck ist noch das **Blitzen** und **Drücken**, d. h. die Lichter her-

ler, die Schatten dunkler machen. Man blickt ein fertiges Gemählde auf, indem man die Lichter mit einigen Pinselstößen von einer noch glänzenderen Farbe erhöht, wodurch diese Partien sich noch mehr hervorheben.

Druckfreiheit ist das Recht, seine Gedanken durch Druckschriften bekannt zu machen. Sie ist also eine bloße Art der Denkfreiheit, in so fern diese eine äußere ist (s. Denkfreyheit); mithin einerlei mit der Schreibfreiheit; denn es ist an und für sich betrachtet gleichgültig, ob man seine Gedanken selbst durch Handschrift oder durch Druckschrift bekannt macht und verbreitet. Da indessen eine Handschrift durch den Druck bedeutend und schnell vervielfältigt wird, auch diese Vervielfältigung mittelst neuer Auflagen ins Unendliche fortgehen kann, so kann auf der einen Seite die Druckfreiheit noch weniger unbeschränkt seyn, als die Schreibfreiheit; auf der andern aber wird eine weise Regierung bei Beschränkung der Druckfreiheit um so mehr Vorsicht und Schonung anwenden müssen, damit sie sich nicht durch harte Censurmaßregeln selbst an der Nachwelt veründige.

D.

Druckwerk. Hierunter versteht man eine Maschine, welche mittelst des Drucks das Wasser in die Höhe treibt. Sie besteht aus einer Pumpe, in welcher das in den Stiefel hereingetretene Wasser durch die Gewalt des Kolbens in andere mit dem Stiefel seitwärts, oder auch oberwärts verbundene Röhren getrieben wird. Die gemeine Wasserpumpe, bei welcher der Stiefel unter dem Wasser steht, und der Kolben nicht saugt, sondern nur hebt, ist ein Druckwerk. Der Druck des Wassers treibt hier das Wasser ohne Beihülfe der Luft durch das im Boden des Stiefels befindliche Ventil, welches sich gleichfalls durch den Druck des Wassers nach oben öffnet, in die Höhe. Man bedient sich der Druckwerke auf verschiedene Art, theils allein, theils in Verbindung mit Saugwerken zu mancherlei einfachen und zusammengesetzten Maschinen, um das Wasser aus der Tiefe in die Höhe zu heben. So sind die Feuersprizen nichts anders, als Druckwerke, und zwar meist doppelte.

Druiden hießen die Priester der Celten oder Galen. Sie machten, wie die Braminen in Indien, eine eigene Caste aus und standen gleich diesen in dem größten Ansehen, indem sie zugleich die Gelehrten und Philosophen dieser Völker waren, und selbst auf die Regierung des Staats den größten Einfluß hatten. Julius Cäsar liefert uns die meisten Nachrichten von ihren Lehrsätzen und Amtsgeschäften. Nach ihm besorgten sie alle öffentlichen und Privatopfer, erklärten die Grundsätze ihrer Religion, theilten alle Arten von Belohnungen aus, saßen in bestimmten Zeiten des Jahres zu Gericht, und bestimmten die Strafen für begangene Verbrechen. Wer sich ihren Entscheidungen widersetzen wollte, gegen den verhängten sie die Strafe des Bannfluchs, wodurch er von der Theilnahme am Gottesdienste ausgeschlossen ward. Selbst über ein ganzes Volk konnten sie diese Acht aussprechen. Ueberhaupt hatte ihre Macht keine Gränzen. Sie wählten in jeder Stadt die höchsten Obrigkeiten, und diese durften nichts ohne ihren Rath und ohne ihre Bestimmung unternehmen. Von allen Lasten und Abgaben waren sie befreit. Der Unterricht sowohl in religiösen als in andern Kenntnissen, die Kriegskunst allein ausgenommen, war ausschließlich in ihren Händen. Sie erteilten ihn mündlich in Versen, die oft einen geheimen Sinn hatten, und pflanzten ihn im Gedächtniß fort. Nach Cäsar glaubten

ſie die Unſterblichkeit der Seele und die Wanderung derſelben in andere Körper. Außerdem gaben ſie Unterricht über die Natur und Bewegung der Geſtirne, über die Größe der Welt und der Erde, über das Weſen der Dinge und die Macht der Götter. Auch übten ſie die Aſtologie, Zauberei und Wahrsägerei. Nach Plinius waren ſie auch in der Naturlehre und Arzneikunde nicht unerfahren. Die letztere aber verunſtalteten ſie durch Aberglauben. Beſonders merkwürdig iſt ihre Meinung von der heiligen Miſtel, welche ſie als das Heiligſte in der Natur und als eine Universalmedicin anſahen, ſo wie ſie überhaupt die Eiche für heilig hielten, und von ihr den Namen erhalten haben ſollen. Was die äußere Verfaſſung der Druiden betrifft, ſo hatten ſie ein gemeinſchaftliches Oberhaupt, das durch Stimmenmehrheit aus ihrer Mitte gewählt wurde, und ſeine Würde lebenslänglich behielt.

Druse, in der Mineralogie, ein Stück Geſtein, welches auf der Oberfläche in Geſtalt kleiner Crystallen oder Blättchen angeſchoſſen iſt. Eine Quarzdruse, wenn das Geſtein aus Quarz beſteht; Spathdruse, wenn es Spath iſt, und Erzdruse, wenn es mit Erz vermiſcht iſt.

Drusen, eine Völkſchaft in Syrien, in den Gebirgen des Libanon und Antilibanon, welche einen Diſtrict von ungefähr 55 Quadratmeilen bewohnt, und aus 160,000 Einwohnern beſteht, worunter 40,000 waffenfähige Männer ſind. Ihre angebliche Abſtammung von Franken, die zur Zeit der Kreuzzüge in dieſe Gegenden gekommen, iſt eine Fabel. Ihr Name kommt von einem ihrer Religionslehrer her. Zu Ende des 16ten Jahrhunderts ſing dieſes kleine Volk an, in Europa Aufſehen zu erregen; beſonders auch wegen der Religion, aus welcher ſie ein großes Geheimniß machen. Dieſe iſt aber weiter nichts, als ein Gemiſch der ſabbucäiſchen, ſamaritanischen und mohammedaniſchen Religionsſecten. Die Drusen hatten zeither unter mehreren Scheiks oder Herren geſtanden; Ibrahim aber wollte ſie unter einem Oberhaupte wiſſen. Dadurch bekam dieſer Befehlshaber die ganze Macht ſeiner Nation in die Hände, und ward auf dieſe Art den Türken gefährlich, ſo daß die Drusen in den erſten Jahren des 17ten Jahrhunderts unter dem berühmten Emir Fakredin (gewöhnlich Fakardin) den höchſten Gipfel ihrer Macht erreichten; allein da dieſer 1631 zu Conſtantinopel ſtrangulirt wurde, ſo kamen ſie, obgleich man ihnen andere Fürſten gab, dennoch nie wieder zu ihrem vorigen Ruhm. Zwar machten ſie im J. 1773 noch einen Verſuch, in Vereinigung mit den Ruſſen ſich loszumachen; allein ſie mußten bald wieder in das vorige Verhältniß mit den Türken zurückkehren. Sie ſtehen jetzt unter Emir (Fürſten), und dieſe wieder unter einem Groß-Emir, ſind der Pforte tributbar, aber faſt ganz unabhängig, und treiben Feld-, Wein- und Seidenbau. In Anſehung ihrer Religion theilt man ſie in zwei Gattungen: in Weiſe (Alkalas, Gelehrte oder Eingeweihte) und in Weltliche (Djabel oder Laien, Unwiſſende, Uneingeweihte); ſie haben keinen öffentlichen Gottesdienſt, ſondern beſuchen chriſtliche und mohammedaniſche Kirchen, haben aber eigne Symbole und gottesdienſtliche Perſonen, und nähern ſich übrigens den Chriſten am meiſten.

Drüſen ſind 1. gewiſſe weiche, lockere und ſchwammichte Theile in den thieriſchen Körpern, welche eigne Feuchtigkeiten abſondern (glandulae). In der Bergliederungskunſt unterſcheidet man ſam-
mengehäufte (conglomeratae), welche in Menge zuſammenlie-

gen, und aus kleinen, runden, durch Zellgewebe an einander gehefteten Körpern bestehen, und zusammengewickelte (conglobatae), aus bloßen Zusammenwickelungen von feinen eintauenden Gefäßen bestehend. Sie bekommen nach ihrer verschiedenen Lage und Bestimmung auch verschiedene Namen, als Speicheldrüsen, Ohrendrüsen, Kieferdrüsen, Zungendrüsen, Brustdrüsen u. s. w. In der Pflanzenlehre ist die Drüse (glandula) ein runder Körper an den Pflanzen auf den Blättern oder Stängeln, oder innerhalb im Zellengewebe oder Fleische, der zur Ausdünstung und Absonderung dient. 2. Eine Krankheit der Pferde, bei welcher eine weißliche oder gelbliche zähe Flüssigkeit aus der Nase und dem Munde läuft. Dabei sind die Drüsen an den Kinnbacken geschwollen, und es zeigen sich Beulen. Man sagt dann von der Drüse oder mit der Drüse (Druse) befallen werden. Das Pferd wirft die Drüse ab, wenn die Feuchtigkeit dicker wird und das baldige Ende der Krankheit hoffen läßt. Die gutartige Drüse ist diejenige, bei welcher sich der Ausfluß aus der Nase am neunten Tage verliert. Die bössartige oder falsche Drüse verwandelt sich gewöhnlich in den Rog.

Drusus, 1. Marcus Livius, Sohn des Marcus Drusus, der im Jahr Roms 631 zugleich mit Gaius Gracchus Volkstribun war, und Vater der Livia, welche des M. Cato Catin und Mutter des Cato von Utica war. Von Jugend auf unruhig und thätig, zeigte er sich im reifern Alter als ein Mann von Geist und großer Kraft, und besaß dabei eine hinreißende Beredsamkeit; aber er beachtete im Feuer seiner Thätigkeit zu wenig die Verhältnisse des Lebens und die gesetzlichen Formen des Staats; und das Gefühl seines Werthes, so wie seine ausschweifende Freigebigkeit, die ihn nicht selten in Verlegenheit brachte, verleiteten ihn bisweilen zu unüberlegten oder seiner nicht würdigen Handlungen. In seiner Zeit war Rom durch den Streit zwischen dem Senat und den Rittern in zwei Parteien getheilt. Die Macht der letztern, welche vorzüglich seit der Zeit der Gracchen auf das höchste gestiegen war, erregte die Eifersucht des Senats, der für sein altes, fast verlornes Ansehn eifrig kämpfte. Nachdem er das Volk durch die von dem Senat nur mit dem äußersten Widerwillen zugegebene Vertheilung der Ländereien, und die Bundesgenossen der Römer durch Versprechung des Bürgerrechts auf die Seite des Senats zu bringen gesucht hatte, trat er, im Vertrauen auf diesen Beistand, als Vermittler zwischen den streitenden Parteien auf. In dieser Absicht schlug er vor, die erledigten Senatorenstellen mit Rittern zu besetzen, und diesen neuen Magistratspersonen das Recht der gerichtlichen Untersuchungen, welches seit den Gracchen ein Eigenthum der Ritter geworden war, zuzugestehen, so wie es die Senatoren in frühern Zeiten hatten, und nach dem größten Widerstande von beiden Seiten setzte er diesen Vorschlag auch durch. Allein theils die Eifersucht, mit welcher noch immer jede Partei über ihren Rechten hielt, theils die zu rasche und an Gewaltthätigkeit gränzende Art, auf welche Drusus diese Vereinigung herbeigeführt hatte, erbitterte die Gemüther und brachte sie gegen ihn auf. Als er daher, seinem frühern Versprechen getreu, darauf antrug, den Bundesgenossen für ihre dem Senat geleisteten Dienste das Bürgerrecht zu ertheilen, verweigerte dieses der Senat mit solchem Nachdruck, daß Drusus nichts bewirken konnte, und als er einst von einer Menge Latiner, welche gekommen waren, um ihm beizustehen, ver-

gleitet aus der Volksversammlung in seine Wohnung zurückkehrte, wurde er beim Eintritt in dieselbe von unbekannter Hand (wahrscheinlich durch einen vom Senat gebungenen Mörder) erstochen. Nach wenigen Stunden verschied er mit den Worten: „Sprecht! wird wohl die Republik je wieder einen Bürger haben, wie ich war?“ Sein Tod (ums Jahr Rom 661) brachte den schon lang gährenden Bundesgenossenkrieg zum Ausbruch. 2. Nero Claudius, ein Sohn des Tiberius Nero und der Livia (welche in der Folge die Gattin des Kaisers August wurde), und Bruder des nachmaligen Kaisers Tiberius. Als er Quästor war, wurde er mit seinem Bruder im Jahre 13 vor Christus zu einem Feldzuge gegen die Rhätier ausgesandt, den er auch glücklich vollendete. Von hier ging er nach Gallien, und dämpfte den Aufstand, welcher in einigen Provinzen ausgebrochen war, schlug die Deutschen, welche jenseit des Rheins wohnten, ging über diesen Fluß, besiegte die Sicambrier und Bructerer und machte die Friesen den Römern zinsbar. Er war der erste römische Feldherr, der sich auf den nördlichen Ocean wagte. Als er nach diesen Feldzügen im Jahr 11 vor Christus wieder nach Rom kam, wurde er Prätor, kehrte aber schon im Frühjahr wieder nach Deutschland zurück, überwand mehrere Völker bis an die Weser, und legte mehrere Festungen an. Deshalb wurde ihm zu Rom die Ehre des kleinern Triumphs (der Ovation) zugestanden und er zum Proconsul ernannt; auch legte ihm die Armee den Titel eines Imperators bei, welchen jedoch August zu bestätigen nicht für gut fand. Im Jahr 9 vor Chr. ward er Consul, kehrte bald aufs neue nach Deutschland zurück, und drang bis an die Elbe vor, fand es aber unmöglich, über diesen Fluß zu setzen. Um jedoch zu beurfunden, daß er bis dahin gekommen sey, ließ er daselbst Siegszeichen aufrichten. Auf seinem Rückzuge nach dem Rhein starb er aber (nach einiger Nachricht an den Folgen eines Sturzes vom Pferde) noch in demselben Jahre, und im dreißigsten seines Alters. Der Canal, welcher den Rhein mit der Yssel verbindet, war sein Werk, und auch der Ort Drusenheim im Elsaß, wo er einige Zeit sein Lager hatte, hat den Namen von ihm. Von seiner Gemahlin Antonia hatte er drei Kinder, Livia, Germanicus (der seinem Vater an Tapferkeit gleich) und Claudius, welcher in der Folge Kaiser wurde. Rom verlor an dem Drusus einen tapfern, im Felde wie in Senatverhältnissen gleich brauchbaren Mann, und einen seiner redlichsten und edelsten Bürger.

A . . . s

Dryaden, in der Mythologie der arkadischen Griechen, Waldnymphen, die man zu Schutzgöttinnen der Bäume, namentlich der Eichen (daher der Name) in den Wäldern machte. Doch machen Einige den Unterschied, daß Dryaden überhaupt Waldnymphen, die Hamadryaden aber solche seyn sollen, welche als Beschützerinnen besondrer Bäume mit ihnen lebten und starben, s. auch Hamadryaden.

Dryden (John), Esq., einer der fruchtbarsten englischen Dichter, mehr durch seinen correcten, gewandten und geschmackvollen Styl als durch poetische Kraft und Originalität berühmt, und das Muster vieler spätern englischen Dichter. Ein gesunder Verstand äußert sich bei ihm in einer gebildeten Sprache und Versification ohne Glanz und Fülle der Phantasie. Vieles hat er dem Studium der Alten zu verdanken, welches er schon auf der Schule zu Westminster trieb. Dryden wurde 1631 zu Aldwinkle, einem Flecken in Northampton-

stirte, geboren. Er besuchte die Westminster'schule und die Universität Cambridge, wo er 1653 den Grad eines Baccalaur annahm. Sein erster Versuch: heroic stanzas, zum Lobe Cromwells, erschien 1658 nach des Protector's Tode. Die Restauration der Monarchie hatte auf ihn eben den Einfluß, den sie auf die Herzen der mehresten Briten äußerte, denn er schrieb bald darauf: *Astraea redux, a poem on the happy restoration and return of his sacred Majesty King Charles II.* Im Jahr 1663 fing er an, des Erwerbs wegen, für die Bühne zu arbeiten. Sein erstes Stück, *the wild galland*, eine Komödie, wurde kalt aufgenommen. Dies hielt ihn indessen nicht ab, noch 27 andere, theils Trauerspiele, theils Lustspiele, theils sogenannte Tragikomödien, theils Opern zu liefern. Man hält seine dramatischen Producte für die schlechtesten seiner Werke, weil sie zu sehr in dem ungeläuterten Geschmack des damaligen Publicums geschrieben sind. 1667 wurde sein *annus mirabilis* gedruckt, ein historisches Gedicht, das nach D. Johnson's Urtheil zu seinen gefeiltesten Werken gehört, so wie er überhaupt mehr Talent zur Ausführung als zur Erfindung besaß. Um diese Zeit schrieb er die Biographien des Polybius, Lucian und Plutarch, die den englischen Uebersetzungen dieser Schriftsteller vorgeedruckt sind. 1668 erhielt er den wenig einträglichen Posten eines poet-laureat, oder Hofdichters. Um jene Zeit erschien sein eleganter und lehrreicher Dialog: *Essay on dramatic poetry*, der erste Versuch einer feinen Kritik, der von einem Engländer gemacht wurde. Dieser, wie überhaupt seine Abhandlungen und Vorreden in Prosa, sehr correct und geistvoll geschrieben, haben ihm den Titel eines Vaters der englischen Kritik erworben. Er erwarb sich ein so großes Ansehen, daß ihm die damaligen dramatischen Dichter, z. B. Lee, für den Arbiter der Bühne erkanteten, und sich von ihm die Prologen oder Epilogen ihrer Stücke schreiben ließen. 1681 machte er seine merkwürdige Satire: *Absalom and Achitophel*, bekannt. Sie ist gegen die Partei des Herzogs von Monmouth gerichtet, und persiflirt viele der angesehensten Personen damaliger Zeit unter erdichteten Namen. Nach Jacobs II. Thronbesteigung trat er, weniger aus Ueberzeugung, als aus Politik, zur catholischen Kirche über, wofür ihn der König zu seinem Historiographen ernannte. Aus Eifer für seine neue Religion, und zu seiner Vertheidigung, machte er jetzt seine verrufene Fabel: *the hind and the panther*, bekannt, worin er die römische Kirche unter dem Bilde einer milchweißen Hirschkuh ihre Gerechtsame gegen die protestantische, welche als ein Panther vorgestellt wird, vertheidigen läßt. Die von Jacob II. herbeigeführten goldenen Zeiten der catholischen Kirche gingen bald vorüber. Unser Dichter büßte den Vorbeer ein; worauf er zur Schriftstellerei, als zu einem bloßen Erwerbsmittel, seine Zuflucht nehmen mußte. Er arbeitete von nun an rüstiger als sonst, und zuweilen etwas fabrikmäßig, wie ein von Johnson angeführter und auch in der neuen Ausgabe der prosaischen Schriften Dryden's abgedruckter Contract beweiset, in welchem er sich anheischig macht, dem Buchhändler Johnson 10,000 Verse für 250 Guineen zu liefern. Indessen tragen doch alle seine spätern Producte das Gepräge seines großen Talents an sich. 1693 erschien sein *Persius* und *Juvenal*. 1697 gab er seinen *Virgil* heraus, der zu den meisterhaftesten Uebersetzungen gehört, die irgend eine neuere Nation aufweisen kann. Sein letztes Werk waren seine aus Homer, Ovid, Boccass und Chaucer entlehnten, und theils übersehten, theils modernisirten

fables ancient and modern, translated into verse with original poems. In dieser Sammlung steht seine gepriesene Ode: Alexander's feast, or the power of music, in honour of St. Cecilia's day, die von Händel 1725 vortreflich componirt ist, und Pope's und Congreve's ähnliche Arbeiten weit hinter sich zurückläßt. Ramlar hat sie 1770 übersezt; auch hat man eine wohlgerathene Nachbildung derselben von Rosegarten. Ueberhaupt sind seine lyrischen und satyrischen Gedichte unstreitig die ausgezeichnetsten in der englischen Literatur dieser Zeit, obgleich er mehr aus dem Kopfe als aus dem Herzen sang. Dryden starb den 1sten Mai 1701, und wurde in der Westminsterabtei zwischen Chaucer und Gower beigesetzt. Auf seinem Monument steht nichts als der Name Dryden.

Dschingis-Chan, s. Gengis-Khan.

Dualismus, Dualist. 1. Die philosophische Ansicht, welche das Wesen der Dinge auf die Annahme zweier ungleichartigen, als ursprünglichen und nicht von einander abzuleitenden Principien aller Dinge, nämlich des Idealen und Realen (oder des Wissens und Seyns), oder der materiellen und der denkenden Substanz, gründet und zurückführt, heißt der Dualismus. Sie kann dogmatisch, kritisch oder skeptisch seyn. Im engeren Sinne beschränkt man den Dualismus auf die Annahme zweier verschiedenen Principien im Menschen, dieses ist der (metaphysisch) psychologische Dualismus. Wer dieser Ansicht zugethan ist, heißt Dualist. Wer insbesondere die Verschiedenheit und den Gegensatz beider Principien (auch selbst Dualismus genannt) nur annimmt, in so fern er dem Bewußtseyn erscheint, heißt empirischer, wer diesen Gegensatz auch außer unserm Bewußtseyn für wirklich hält, transscendentaler Dualist. Dem Dualismus steht entgegen der Monismus, welcher Idealismus oder Realismus, Spiritualismus oder Materialismus ist (s. d. Art.). Der Dualismus war schon vor Christi Geburt in den Religionen des Orients herrschend. 2. In der Theologie heißt Dualismus die Lehre derer, welche nur einigen Auserwählten die Seligkeit, allen übrigen aber die ewige Verdammniß zusprachen.

Dublin (irländisch Balacleigh), die Hauptstadt des Königreichs Irland in der Grafschaft gleiches Namens. Sie ist eine wohlgebaute und volkreiche Handelsstadt, auch die Residenz des Vizekönigs oder Statthalters von Irland. Die Hauptgasse, Sackville genannt, ist eine halbe englische Meile lang, und eine der prächtigsten in den europäischen Städten. Dublin hat eine Universität, ein Arsenal, ein Invalidenhospital, eine Handlungsbörse und andere öffentliche Gebäude und Anstalten. Die Volksmenge beläuft sich auf 200,000.

Dublone, auch Doppia, eine spanische Goldmünze von 2 Piolen oder Doppien, gilt ungefähr einen Louisd'or.

Dubois, eigentlich Du Bois (Guillaume). Dieser in der Geschichte Frankreichs bekannt gewordene Staatsmann war der Sohn eines Apothekers zu Brive-la-Gaillarde in Nieder-Limousin (jetzt Corezze), geb. 1656. Er kam jung nach Paris, wurde zuerst Bedienter, dann Secretär bei dem Instructor des Duc de Chartres, Sohn des Herzogs von Orleans, und zuletzt selbst Instructor des Prinzen. Bei einem widerlichen Aeußern war er friedend, schmeichlerisch, intrigant, unternehmend und im höchsten Grade unverschämt. Durch die Gunst des Herzogs Regenten gelangte er schnell zu den angesehensten Stellen. So wurde er im Jahr 1693 Abt zu St. Just, dann Staatsrath; 1715 ward er bevollmächtigter Gesandter des K.

nicht zu London; 1720 Erzbischof von Cambrai, 1721 Cardinal, und im nächsten Jahre erster Staatsminister, auch von der Akademie der Wissenschaften und schönen Künste zum Ehrenmitgliede ernannt. Fontenelle, La Motte, Voltaire und andere mehr konnten ihn damals nicht genug erheben. Dubois besaß, außer dem Erzbisthume von Cambrai, noch sieben Abteien, ein jährliches Einkommen von zwei Millionen Livres, Schlechtigkeit genug, um auch noch von England eine Million als Pension anzunehmen, die nur der Preis seiner Verrätheret seyn konnte. Dubois war übrigens mehr habgierig als geizig; er hatte sich auf das kostbarste eingerichtet und unterhielt ein großes Haus; doch überfiel ihn oft der Unmuth und dann wünschte er sich lieber im vierten Stock, mit vierhundert Thalern Renten zu wohnen, als der Erste nach dem Könige zu seyn. Wie konnte auch ein Minister glücklich seyn, der frech genug war, dem Regenten den schrecklichen Grundsatz einzuprägen: „Um groß zu werden, muß man ein großer Verbrecher seyn!“ (que pour devenir un grand homme, il falloit être un grand scélérat!) Ein anderer Grundsatz von ihm war, daß es bei den Männern keine Rechtschaffenheit, bei den Weibern keine Tugend gäbe; und daß man im Dienste gescheute und kluge Köpfe den ehrlichen und gerechten vorziehen müsse. Er starb am 10ten August 1723, im 67ten Jahre an den Folgen seiner Ausschweifungen. Er war ein Mann von vielem Geiste, Gewandtheit, Reichthum an Ideen und Energie in ihrer Ausführung; aber auch von eben so außerordentlichen Lastern, vorzüglich Wollust, Irreligionität, Ehrsucht, Zehnjornie, und entehrte durch seinen persönlichen Charakter das französische Cabinet, indem öffentliche Lügen und Betrügereien, Unterschlagung und Abänderung der Depeschen, öffentliche Bestechungen, und überhaupt der Gebrauch der verächtlichsten Personen und Mittel, wenn sie nur zum Ziele führen halfen, an der Tagesordnung waren. Indes verbandte man ihm auch einen dreißigjährigen Frieden mit England, der der Wohlfahrt Frankreichs sehr vortheilhaft war. Mit vieler Pracht ward er in der Kirche zu St. Honoré zu Paris begraben, wo sein Mausoleum, ein Werk des berühmten Coustou, zu sehen ist.

Dubos, eigentlich Du Bos (Jean Baptiste), einer der ersten französischen Aesthetiker, welcher die Theorie der Künste unter den Franzosen durch seine Vergleichung der Poesie und Malerei (*reflexions sur la poésie et sur la peinture*, Paris 1719, 6te Ausg. 1755 in 3 Bänden; übersetzt von Zunk 1759 und mehrmals; die beiden ersten Theile auch Copenhagen, 1760. 8.; der dritte, welcher eine Digression über die theatralischen Vorstellungen der Alten enthält, von Lessing übersetzt in seiner theatr. Bibliothek 3. St.) bereicherte. Er war geboren zu Beauvais 1670, studirte hier und zu Paris, wurde 1695 in den Bureau der auswärtigen Angelegenheiten unter dem Minister Torcy angestellt, welcher ihm die Besorgung wichtiger Geschäfte in Deutschland, Italien, England und Holland übertrug. Auf diesen Reisen sammelte er vorzüglich seine Erfahrungen über die Künste, welche er in jenem Werke aufstellte. Nach seiner Zurückkunft erhielt er ein Canonicat, eine Pension und die Stelle eines beständigen Secretärs der französischen Academie. Aber auch als Geschichtschreiber hat er sich durch seine *histoire de la ligue de Cambrai* (Paris 1721. 2 Vol. 12.) und seine *histoire critique de l'établissement de la monarchie française dans les Gaules*. (Amst.

1743. 2 Vol. 4. und 12.) ausgezeichnet. Voltaire rechnet ihn unter die Schriftsteller, welche das Jahrhundert Ludwig XIV. verherrlicht haben. Er starb zu Paris 1742.

Ducaten, eine Gold- und Silbermünze. In Deutschland eine Goldmünze, welche sonst in gutem Gelde 2 Rthlr. 18 bis 20 Gr., jetzt aber gewöhnlich 3 Thlr. und einige Groschen darüber gilt. In Italien und Spanien gibt es silberne Ducaten von geringerem Werth von 1 Rthlr. 1 bis 10 Gr. In der Schweiz werden die Ducaten Schildfranken genannt. Die holländischen Ducaten, die in großer Menge ausgeprägt werden, sind die üblichsten im Handel, und fast in allen Theilen der Welt bekannt. Im Norden und besonders in Rußland pflegten sonst alle Waaren und Geldgeschäfte in holländischen Ducaten regulirt zu werden. Die Exportation von holländischen Ducaten ist daher für Holland ein sehr wichtiger Handelszweig. Die holländischen Kaufleute lassen solche in der Regel nach Maßgabe ihres Bedürfnisses, ihrer Aufträge oder ihrer Speculation in den Landesmünzanstalten für ihre Rechnung ausmünzen. Den Ursprung und Namen leitet man von Longino, einem ravennischen Duce (Fürsten) im sechsten Jahrhundert ab, oder von der Umschrift der venetianischen Ducaten: *sit tibi, Christo, datus, quem tu regis, iste Ducatus.*

Ducaton, 1. eine holländische Goldmünze (auch *Muyder* genannt), ungefähr 6 Thlr.; und eine Silbermünze, ungefähr 1 Thlr. 17 Gr.; die erstere ist eine Nationalmünze, die nur im Lande circuliert, die Silberducatonen aber werden vorzüglich zum Handel in Ostindien gebraucht; 2. eine französische Silbermünze (einen halben Ducaten oder 1 Thlr. 12 Gr. werth), so viel als ein Laubthaler; daher auch der verstümmelte Name *dicke Tonne*; 3. eine (mailändische) Münze von ungefähr 1 Thlr. 13 Gr.

Duchesne, oder **Du Chesne** (André), lateinisch *Chesnius*, *Duchenius*, *Quercetanus*; ein berühmter französischer Geschichtsforscher und Sammler, welchen man daher oft den Vater der Geschichte Frankreichs genannt hat. Er ward geb. 1584 zu Isle Brahard in Touraine, studirte zu London und Paris, wurde zum königl. Geographen und Historiographen ernannt, und starb 1640. Vorzüglich wichtig ist seine große Sammlung französischer Geschichtschreiber (*Scriptores rerum francicarum* in IV. Tom. Fol., denen sein Sohn François Duchesne den 5ten aus seines Vaters Nachlaß hinzufügte), zu deren Fortsetzung die französischen Regierungen in neuern Zeiten mehrmals aufgefodert haben; seine *Scriptores rerum normannicarum* ab a. 838—1220; und seine vielen genealogischen Werke, durch welche er die Geschichte Frankreichs erläuterte. Die Zahl seiner Schriften ist überhaupt sehr groß; einige gab sein Sohn nach seinem Tode (1640) heraus. Mehr als hundert Folianten soll er noch in Handschriften hinterlassen haben.

Duchesnon (Demoiselle), die erste tragische Schauspielerin des *Théâtre-français* in Paris, ist 1736 bei Valenciennes geboren, und ward in ihrem dritten Jahre zu einer Schwester nach Paris gethan, die ihr eine, der Wohlhabenheit, in welcher sie lebte, angemessene Erziehung gab. Früh zeigte sich Dem. Duchesnon's Liebe zur Kunst. Trotz den Mißbilligungen ihrer Schwester, waren Corneille, Racine, Voltaire ihre steten Begleiter; man sah sie oft in Declamations- und Attitudenübungen begriffen, und bald bildete sich ihr ausgezeichnetes Talent unter Legonvès's geschickter Leitung völlig aus. Im Sep-

tember 1803 betrat sie zum ersten Male als Phädra die Bühne, und erhielt die Bewunderung des Publicums. Ihr Ruf war bald gegründet. Sie hat eine Nebenbuhlerin des allgemeinen Beifalls an der Dem. Georges, die ihr an Schönheit überlegen ist und an Kunstfertigkeit sehr nahe kommt. Kenner weisen jedoch in der tragischen Darstellung (sie spielt nur Liebhaberinnen und Heldinnen, die sogenannten Princesses im Trauerspiel, nie komische Rollen) ihr unbedingt den ersten Platz an. Ihre ganz vortheilhafte Gestalt, der Zauber ihres Organs und das Abgerundete, Geregelte und durchaus stets den eigenthümlichsten Geist, den der Dichter in die Rolle gelegt, lebendig Offenbarende ihrer Erscheinung setz die wenigen sogenannten Manieren, die ihr ankleben, und von denen kein dramatischer Künstler frei ist, in Unbedeutendheit, und bringt ihre Darstellung an die nächste Stufe der Vollkommenheit.

Ducis (Jean François), ein ausgezeichnete neuerer dramatischer Dichter der Franzosen, war 1733 in Versailles geboren. Er begann seine theatralische Laufbahn mit einem Trauerspiel *Amelise*, das aber ganz mißfiel. Er war überhaupt mit ganz eignen Arbeiten nicht glücklich, wogegen ihm die Bearbeitungen besonders Shakespearscher Stücke für die franz. Bühne sehr gelangen. Ducis war es, der gewissermaßen Shakespeare auf der franz. Bühne einheimisch machte. Er bearbeitete *Hamlet*, *Lea*, *Macbeth*, *Othello*, *Romeo und Julie*, und noch einige andere Stücke Shs., die aber weniger Glück machten. Von seinen eigenen Arbeiten ist nur *Abufar* auf dem Repertoire geblieben. 1778 wurde er an Voltaire's Stelle in die Akademie gerufen. Dann war er als Secretär bei dem jetzigen König von Frankreich, Ludwig XVIII., angestellt. Er blieb diesem auch unter allen künftigen Verhältnissen treu ergeben und lehnte die 40,000 Livres jährlich eintragende Stelle eines franz. Senators unter Bonaparte ab, und zwar zu einer Zeit, wo er fast darben mußte. Bei der Rückkehr Ludwigs XVIII. fühlte er sich sehr glücklich und war es noch mehr, als ihm der König einige seiner eigenen Verse bei der ersten Audienz vorrecitirt hatte. „Ich bin glücklicher,“ sagte er, als Boileau und Racine; die recitirten ihre Verse Ludwig XIV., mir recitirt der König die meinigen.“ Er starb den 31sten März 1816.

Duclos (Charles Dineau), ein berühmter französischer Schriftsteller, wurde 1705 zu Dinant geboren. Er erhielt zu Paris eine gute Erziehung, und machte frühzeitig seine gelehrten Kenntnisse geltend. 1739 wurde er Mitglied der Akademie der Inschriften und 1748 Mitglied und bald darauf beständiger Secretär der französischen Akademie. Ob er sich gleich häuslich zu Paris niedergelassen hatte, wählte ihn doch seine Vaterstadt 1744 aus Achtung zu ihrem Maire. Noch größere Ehre widerfuhr ihm im Jahr 1755. Die Stände von Bretagne erhielten nämlich zur Belohnung des Eifers, den sie für das Wohl des Königreichs gezeigt hatten, den Befehl, diejenigen aus ihrer Mitte zu nennen, die sich der königlichen Gnade am würdigsten gemacht hätten. Duclos wurde einstimmig vom Tiers-*etat* unter diese Zahl gerechnet, und in den Adelsstand erhoben. Nicht lange vor seinem Tode wurde er an Voltaire's Stelle zum *Historiographe de France* ernannt. Er starb zu Paris 1772. Duclos ist als Romanendichter, Charakteristiker, Memoirenschreiber und Grammatiker rühmlich bekannt. Zu seinen besten Romanen gehören die *Confessions du Comte de B.* (1741. 12.). Zu den besten





Duells weniger, als der Grad, in welchem sich die Duellanten denselben aussetzen, bei der Bestrafung in Betracht kommen muß. So strafbar übrigens den positiven Gesetzen nach auch das Duell seyn mag, so treten doch in der höhern Gesellschaft und beim Militär leicht Fälle ein, wo es das beste und einzige Auskunftsamtel bleibt, und andern Excessen wohlthätig entgegen wirkt.

Duero oder Douro (sonst Durus), einer der Hauptströme in Spanien, entspringt auf der Gränze von Aragonien auf dem Gebirge Zubeda in Alt-Castilien, nicht weit von der alten Stadt Numantia; er unterscheidet Castilien von Leon und Asturien, und Gallizien von Portugal. Sein Lauf erstreckt sich auf 120 Meilen; er fließt durch Leon und Portugal, nimmt auf seinem Laufe viele Flüsse in sich auf, und ergießt sich nicht weit von der portugiesischen Stadt Porto in das atlantische Meer.

Duett, ein Tonstück (eigentlich ein kleines), welches zwei verschiedene Hauptstimmen hat. Es kann entweder gar keine, oder Eine, oder auch mehrere begleitende Bass- und Mittelstimmen haben. Im erstern Falle ist zugleich der Satz ein zweistimmiger Satz. Ist das Tonstück ein Instrumentalstück, so nennt man dasselbe insbesondere ein Duo, es mag eine oder mehrere Stimmen zur Begleitung haben oder nicht. Duett im engern Sinne nennt man in Opern, Cantaten u. s. w. ein Tonstück mit zwei Hauptsingpartien. Das Duett ist concertirend, wenn der Hauptgesang in den Stimmen abwechselt, so daß die Melodie bald in die höhere, bald in die tiefere Stimme verlegt wird, wozu eine gründliche Kenntniß der Harmonie, und insbesondere des zweistimmigen Satzes, so wie der Regeln des doppelten Contrapunktes um so unentbehrlicher ist, da bei zwei Stimmen jede falsche Gegeneinanderstellung der Intervallen weit mehr auffällt, als wenn dieselbe durch den Zutritt mehrerer Stimmen gedacht werden kann. Der Vortrag des Duetts ist nicht minder delicat, und setzt voraus, daß sich die Sänger in ihren Manieren genau kennen, sich gegenseitig nach einander richten, damit die vollkommenste Einheit, welche nur möglich ist, harmonisch versinnlicht werde.

Dufresne oder Du Fresne, 1. (Charles) Herr von Cange, daher auch oft Ducange genannt, ein berühmter französischer Literator, um die Geschichte des Mittelalters, namentlich aber um die Geschichte seines Vaterlandes, so wie um die byzantinische Geschichte, vorzüglich durch die Herausgabe und Erläuterung mehrerer byzantinischen Historiker sehr verdient. Er wurde 1610 auf einem Landgute bei Amiens geboren, und stammte aus vornehmer Familie. Den Wissenschaften widmete er sich in dem Jesuitencollegio daselbst, nachmals zu Orléans und zu Paris. An letzterem Orte wurde er 1631 Parlamentsadvocat, 1645 königl. Schatzmeister zu Amiens, von wo ihn eine Pest 1668 wiederum nach Paris vertrieb. Hier widmete er sich ganz der Literatur und gab seine großen Werke, namentlich seine Glossarien für die mittlere und neuere Gracität und Latinität, seine *historia Byzantina illustrata* (1630 Paris), die *Annalen des Zonaras*, seine *Numismatik des Mittelalters* und viele andere bedeutende Werke heraus. Er starb 1688. Sein Leben hat Renaudot beschrieben. 2. Abraham Alexis Quinault, einer der größten französischen Schauspieler, bebytirte noch sehr jung als Arzt in der *Electra* des Crébillon (1772): Von Natur herrlich ausgestattet, vervollkommnete er

sein Talent in der Schule Ponteuils und stellte den durch des großen Baron Abgang verfallenen Geschmack in der Declamation wieder her.

Dufresny (Carl Riviere), geb. zu Paris 1648. Man hielt ihn für einen Enkel Heinrichs IV., dem er auch in der That glich. Er vereinigte mit vielem Geschmack für die Künste ausgezeichnete Talente, besonders für Musik und Zeichnen. Unübertrefflich war er in der Kunst, Gärten anzulegen. Dies verschaffte ihm die Anstellung als Aufseher der königlichen Gärten und das Privilegium zu einer Spiegelglas-Manufactur. Der unbeschreiblich verschwenderische Dufresny trat dies Amt für eine mittelmäßige Summe an einen Andern ab, und verkaufte zu gleicher Zeit eine von Ludwig XIV. ihm lebenslänglich ausgesetzte Rente von 3000 Liv. Dufresny verließ jedoch den Hof, nachdem er alle seine Chargen verkauft hatte. Er konnte sich dem Zwange zu Versailles nicht unterwerfen, denn er liebte die Ungebundenheit in dem Grade, daß er stets vier Zimmer auf einmal inne hatte, damit, suchte man ihn in dem einen, er sich in ein anderes flüchten konnte. In Paris arbeitete er im Verein mit Regnard für das Theater, und man kann ihm große Menschen- und Sittentkenntniß, Feinheit und Anstand nicht absprechen; nur erreichte er nicht die Heiterkeit und Lebendigkeit des Vortrags, und die Stärke im Komischen, wie Andere seiner Zeit. Doch gehören seine Lustspiele zu den vorzüglichsten Conversationsstücken der Franzosen, und zeichnen sich durch die Kunst aus, das Lächerliche der Charaktere, auch wo es im Leben nicht auffällt und bemerkt wird, hervorzuheben. Im Jahr 1710 erhielt Dufresny das Privilegium über den galanten Merkur. Seine Werke sind in sechs Bänden zu Paris (1731 und 1747 in 4 Thle. 12.) erschienen und gewähren eine aufheiternde Lectüre. Er war zweimal verheirathet. Uebrigens hatte Dufresny ein ungeheures Glück in allen Verlegenheiten. Als er endlich ohne alle Hülfsmittel war, überreichte er dem Regenten (Herzog von Orleans) eine Bittschrift und Law mußte ihm auf des Prinzen Befehl 200,000 Franken zahlen. Hieron baute er das niedliche Gebäude, das unter dem Namen: „das Haus des Plinius“ bekannt ist. Er starb zu Paris den 6ten Oct. 1724.

Dugazon, Schauspieler beim Théâtre françois in Paris, dessen Andenken gleich dem von Baron, Prévillle, Le Rain lange fortleben wird. Prévillle, der größte Komiker, den die französische Bühne gekannt hat, glänzte noch in seiner ganzen Glorie, als Dugazon 1772 angenommen wurde, ihn zu doubliren (j. Double). Dieser war aber mehr für das Niedrigkomische geeignet, als für das höhere, in welchem Prévillle einer der größten Meister war. Dugazon hatte zugleich viel Talent zum Improvisiren, und er gebrauchte und mißbrauchte dasselbe auf der Bühne bis zur höchsten Kühnheit und Unerblichkeit. Man hat eine ganze Sammlung seiner Witze. Beim Ausbruch der Revolution schloß er sich, sehr im Gegensatz mit seinen Cameraden, die fast sämmtlich royalistisch gesinnt waren, deshalb auch alle eingesperrt wurden und auf dem Punkt standen, in Masse guillotiniert zu werden, an die Anarchisten an, ward Santerre's Adjutant, und machte alle tolle Streiche und Ausschweifungen dieser Zeit mit. Späterhin mußte er beim Publicum sehr dafür büßen und starb endlich 1809 in einem hohen Alter. Er hat auch eine Anzahl kleiner Theaterstücke geschrieben, die sich aber sämmtlich nicht auf dem Repertoire erhalten haben.



schäst und fast durchgängig ins Deutsche übertragen worden sind. Er starb 1782.

Dujardin (Carl), ein holländischer Mahler; geb. 1640 zu Amsterdam, gestorben zu Venedig 1674; Schüler von Berghem und unübertrefflich in Landschaften, Thierstücken und Bambocciaden. In Italien widmete er sich seiner Kunst und dem Vergnügen. Er war Mitglied des akademischen lustigen Vereins von Rom, „Bocchiaro“ genannt, und seine tollen Bambocciaden wurden in Italien allen andern seiner Nation vorgezogen. Seine Gemälde haben Geist, Harmonie, und sein Colorit den Ton seines Lehrers. Sie wurden theuer bezahlt, z. B. sein Gemälde der Charlatane mit 18,300 Livres. Auch gibt es von ihm eine Sammlung von etwa 50 Blättern, die er mit eben so viel Geist als Leichtigkeit gezeichnet hat; doch sind seine Stücke eben so schwer zu erhalten, als sie gesucht werden.

Duisburg, eine nicht unbedeutende Handelsstadt, 1 Meile vom Einfluß der Ruhr in den Rhein im ehemaligen Herzogthum Cleve, nachher im Großherzogthum Berg, jetzt unter preussischer Hoheit, Provinz Cleve-Berg, hat gegen 700 Häuser und etwa gegen 5000 Einwohner. Das Hauptgeschäft dieser zum Handel wohlgelegenen Stadt war Zwischenhandel mit Spezerei- und Materials oder sogenannten Colonialwaaren, und sie zählte gegen dreißig Großhändler, von denen einige, wie das bönningersche Haus, Geschäfte von großem Umfang machten. Von hier aus wurden sonst beinahe ausschließlich das Märkische, Bergische, Münstersche und Westphälische mit Colonialwaaren und Tabaken versorgt. Auch die Expedition zwischen Frankreich und Holland, Frankreich und der Schweiz war sehr beträchtlich. Duisburg hielt vier Beurt- oder Wechselliffe, die wöchentlich nach Holland abgingen und ankamen. Außerdem gibt es mehrere Tuch- und andere Fabriken. Die Universität ist unbedeutend. Im benachbarten duisburger Walde gibt es an 500 wilde Pferde, ein sehr guter Schlag, die dressirt besonders geschätzt werden.

Duldung (Toleranz), ist die thätige Anerkennung der Freiheit, die Jedermann hat, in Ansehung des Glaubens oder seines Urtheils über das Wahre, Gute und Schöne seiner eigenen Ueberzeugung zu folgen. Diese Duldung ist Pflicht, weil die Denkfreiheit ein ursprüngliches, durch kein gesellschaftliches Verhältniß der Menschen verliedbares Recht der Menschheit ist. Sie muß aber, wenn sie rechter Art seyn soll, aus Achtung gegen die Würde des Menschen, als eines vernünftigen und freien Wesens entspringen, nicht aber aus Gleichgültigkeit gegen alles Wahre, Gute und Schöne. Es kann daher mit jener echten Duldung sehr wohl bestehen, wenn man den Irrthum mündlich und schriftlich durch Gründe bestreitet und die Bosheit durch gesegliche Mittel bekämpft, damit sich Irrthum und Bosheit nicht gleich ansteckenden Krankheiten immer weiter verbreiten. Duldungsgesetze oder Toleranzedikte können nur äußere Verträglichkeit zwischen Menschen von verschiedenem Glauben erzwingen. Die Tugend der Duldsamkeit aber muß aus dem Herzen oder der innern Gesinnung hervorgehen.

Dülön, der blinde Flötenspieler, zu Dranienburg an der Havel geboren. Schon in der ersten Woche seines Lebens verlor er durch einen ungeschickten Augenarzt sein Gesicht; dennoch entwickelte er sein musikalisches Talent so schnell und glücklich, daß er schon im

dreizehnten Jahre; unter Begleitung seines Vaters; auf seinen Reisen sich in den vorzüglichsten Orten Deutschlands mit außerordentlichem Beifall auf der Flöte hören ließ. Auch auf dem Clavier trug er Seb. Bach's Fugen mit Präcision und ohne Anstoß vor; ja er componirte selbst, indem er, ohne ein Instrument zu gebrauchen, alles mit der außerordentlichsten Genauigkeit in die Feder dictirte. Hofrath Wolke lehrte zu Anfange des Jahrs 1796 den blinden Virtuosen ein ihm ganz fremdes Alphabet und Bifferzeichen, so daß derselbe die tastbaren Lettern lesen, sie componiren, und sogar von Andern gesetzte Zahlen angeben, und Rechenexempel machen konnte. Eine höchst interessante Lebensbeschreibung dieses Künstlers ist in zwei Bänden, von ihm selbst bearbeitet, herausgegeben von Wieland, Zürich 1807 und 8. herausgekommen.

Dult, oder noch gewöhnlicher Indult, Erlaubniß, Erlass. So wird vorzüglich 1. die von Seiten des Papstes geschehende Uebertragung eines seiner Rechte (z. B. in gewissen Fällen Dispensationen zu ertheilen) auf seine Bischöfe und andere Geistliche; oder auch auf weltliche; ferner auch überhaupt die päpstliche Erlaubniß einer nach gemeinem Rechte nicht verstatteten Sache (auch Indulgenz), auch die Schrift, durch welche dieses geschieht (Ablass und Ablassbrief), genannt. Ferner 2) die einem Schuldner von der Regierung gewährte Schutzversicherung gegen seine Gläubiger (Anstandsbrief, eiserner Brief), so wie die Frist, welche man jemanden zur Erfüllung seiner Verbindlichkeiten zugesteht. 3. Ein Jahrmarkt, Messe, besonders in catholischen Städten (z. B. in München). Die Ablässe wurden an gewissen feierlichen Tagen (z. B. Kirchweihe) häufig ertheilt, und weil zu diesem Behufe viele Menschen zusammen kamen, so entstanden dabei Jahrmarkte.

Dumas (Mathieu), ein durch seine militairischen Schriften so wie durch seine Thaten berühmter französischer Oberoffizier, war anfangs Offizier beim Regiment Languedoc Infanterie, hierauf bei dem Kriegsrathe angestellt, und diente in der Folge als Oberster in Amerika. Zu Anfange der Revolution kam er unter Lafayette zur pariser Nationalgarde. Im September vom Seine- und Disdepartement zum Deputirten bei der Gesetzgebung ernannt, wurde er eines der ersten Häupter des Clubbs der Feuillans. Er bekannte sich zu den Grundsätzen der Mäßigung. Im Januar und April 1792 wandte er alle Kräfte an, die Kriegserklärung gegen Oesterreich abzuwenden. Den 6ten April 1793 wurde er durch ein Decret unter Aufsicht der Vollziehungsgewalt gegeben. Während des ganzen Revolutionär-Souvernements verschwand er. Im September 1795 kam er in den Rath der Alten, und hatte an einigen Militärdecreten Theil. Den 3ten November 1796 stattete er einen Bericht über die in der Armee zu errichtenden Kriegsräthe ab, und nahm dabei Gelegenheit, dem meisterhaften Rückzug des Generals Moreau das schuldige Lob zu zollen. Den 28sten Juli 1797 sprach er gewaltig gegen die Annäherung der Truppen, welche das Directorium in die Gegend der Hauptstadt berief, und wurde den 5ten September von dem siegenden Triumvirat zur Deportation verurtheilt. Er flüchtete sich den 4ten aus Paris, unter der Maske eines wachhabenden Generals, der die Posten untersuchte, und ging nach Deutschland. Im Jahr 1799 gab er zu Hamburg ein in seiner Art einziges Journal unter dem Titel: Précis des événemens milit. heraus, das sehr gut geschrieben war und seine tiefe Kenntnisse in der Kriegeskunst bestätigte. Nach dem 18ten

Brumaire kehrte er nach Frankreich zurück. 1800 begab er sich in das Lager von Dijon, ward Chef des Generalstabs der zweiten Reservearmee, und wohnte in dieser Eigenschaft dem Feldzuge in der Schweiz von 1801 bei. Den 20sten Juli trat er in den Staatsrath für das Kriegsdepartement. Er war es, der im August 1802 den Plan zur Bildung einer Ehrenlegion vorlegte. Seit diesem Zeitpunkte wurde er zum Divisionsgeneral erhoben, dann zum Chef des Generalstabes. Zu Ende 1805 kam er zur großen Armee in Deutschland, bei welcher er auch im Jahre 1809 wieder im Generalstabe diente. 1812 begleitete er den Kaiser in den Feldzug gegen Rußland, und wurde zuletzt als Generalintendant der französischen Armee bei der Uebergabe von Dresden kriegsgefangen. In der neuesten Zeit hat er angefangen seine Précis des evenemens fortzusetzen, und es sind davon bis jetzt (März 1817) schon 2 Bände mit einem Atlas von 22 Charten erschienen. Es enthalten diese den Feldzug von 1800.

Dumesnil (Marie), eine berühmte Schauspielerin, geb. zu Paris 1711; im Jahr 1737 debütierte sie daselbst als Clytemnestra in der Iphigenia. Ihr Aeußeres unterstützte sie wenig, aber die Wärme und Wahrheit ihres Spiels riß unwiderstehlich hin. Unübertrefflich war sie in den Rollen empörter, verzweifelnder Mütter. Als Clytemnestra, Agrippina, Merope, Cleopatra setzte sie in Erstaunen: als sie einst in 5ten Acte der Cleopatra, im Momente der höchsten Wuth ausrief:

„Je maudrais les Dieux s'ils me rendoient le jour!“
versetzte ihr ein hinter ihr stehender Soldat einen Faustschlag in den Rücken mit den Worten:

„Va, chienne, à tous les diables.“

Zwar hatte ihre Stimme bei aller Stärke keine Geschmeidigkeit, ihre Bewegungen keine vollendete Grazie, aber die unnachahmliche Wahrheit in ihren Darstellungen, welche vergessen ließ, daß sie nur Schauspielerin sey, bedeckte alle ihre Mängel. Sie starb in ihrem 91sten Jahre. 1806 erschien ein Band ihrer Memoiren. Sie war im Leben eine ewige Nebenbuhlerin der noch berühmteren Clairon, und beschäftigte sich auch in diesen Memoiren damit, die von derselben herausgegebenen Memoiren zu berichtigen.

Dumouriez (G. F.), geboren zu Cambray den 26ten Januar 1739, stammt aus einer Parlamentsfamilie der Provence. Er war anfangs in dem Collegium von Louis-le-Grand erzogen, seiner Kränklichkeit halber aber von seinem Vater aus demselben zurückgenommen und blieb in dem väterlichen Hause, bis er 1757 zur Armee in Deutschland unter dem Marschall Estrees kam und dabei zum Kriegscommissär ernannt wurde. Nachher diente er als Cornet bei dem Regiment d'Escars Cavallerie. Den Tag vor der Schlacht von Klosterkam verwundet, gerieth er in Gefangenschaft, erhielt 1761 eine Hauptmannsstelle, wurde 1763 verabschiedet und empfing das Ludwigskreuz. Sein unruhiger Geist verstattete ihm nicht, in Ruhe zu bleiben. Er ging nach Italien, bot den Venuesern, und darauf Paoli seine Dienste an, und begab sich, da beide Theile sein Anerbieten ablehnten, auf seine eigene Rechnung nach Corsica; kam dann nach Frankreich zurück, legte Pläne vor, wie man sich dieser Insel bemächtigen sollte, fand aber kein Gehör. Er ging hierauf nach Spanien, besuchte die portugiesischen Grenzen, und ließ 1766 ein Werk unter dem Titel erscheinen: Versuch über Portugal. 1768, als man sich zur Eroberung von Corsica entschlossen hatte, brachte er es endlich dahin, als Ge-



Truppen die Winterquartiere beziehen. Jetzt brach sein Verdruss gegen den Minister Pache aus, mit dem er während des ganzen Feldzugs in offener Fehde gestanden hatte, da dieser seine Armee an allen Bedürfnissen Mangel leiden ließ. Kurz darauf begab er sich nach der Hauptstadt, um, wenn man seinen Memoiren glauben will, einen Versuch zur Rettung Ludwigs XVI. zu machen, dessen Prozeß damals seinen Anfang nahm. Bei seiner zweiten Reise sah er weit mehr Deputirte auf der Seite der Gironde; allein er errang wenig Einfluß und wurde selbst bei dem Convent denunciirt. Den 15ten Februar 1793 befohl er Miranda, den Feldzug mit dem Bombardement von Maastricht zu eröffnen, und machte selbst von Breda und Mündert aus, welche beide Plätze er genommen hatte, einen Angriff auf Holland. Der größte Theil seiner Truppen aber, die er in den Winterquartieren unter dem General Valence zerstreut gelassen hatte, konnte dem Prinzen von Coburg keinen Widerstand leisten. Dieser griff den 1sten März die französischen Vorposten an der Roer an, warf sie, erschien den folgenden Tag vor Maastricht, und nöthigte sie, die Belagerung schnelligst aufzuheben. Dumouriez mußte dem General Valence zu Hülfe eilen, zog alle seine Truppen in die Ebene von Lirlemont zusammen und lieferte den Oesterreichern die Schlacht bei Neerwinden, die er, seiner Angabe nach, durch Miranda's Schuld, der den linken Flügel commandirte, verlor. Einen neuen Verlust erlitt er bei Edoven, und sah sich zum Rückzuge genöthigt. Diese Urfälle gaben das Zeichen zu seinem Falle; alle, die seinen Sturz gewünscht, brachen gegen ihn los. Bei seiner Ankunft auf der französischen Gränze lieferte er vier Commissäre und den Minister Beurnonville, die ihn zu arretiren gekommen waren, den Oesterreichern in die Hände; erließ eine Proclamation, in welcher er die Wiederherstellung des constitutionellen Königthums in der Person des Kronprinzen versprach, wurde aber, von versailer Freiwilligen mit geladenen Gewehren angefallen, gezwungen, durch die Schelde zu setzen und zu dem Prinzen von Coburg zu flüchten. Der Convent hatte ihn von dem Satze der Gejege ausgefallen, und demjenigen eine Belohnung von 300,000 Livres versprochen, der ihn todt oder lebendig liefern würde. Anfangs zog er sich nach Brüssel zurück, sodann nach Köln, wo der Churfürst ihm die Erlaubniß eines Aufenthaltes zu Mergentheim verweigerte. Er begab sich hierauf in die Schweiz, ging im Monat Juli nach England, sah sich aber auf des Lord Gecnnville geäußerten Befehl genöthigt, beinahe sogleich das Land wieder zu verlassen. Er lebte unstät, einige Zeit in der Schweiz und in Deutschland, und ließ sich endlich auf dänischem Gebiete bei Hamburg nieder. Jetzt gab er seine Lebensbeschreibung heraus. Es gibt keine Facton, ausgenommen die des Berges, für die er sich nicht als ein wahrer politischer Proteus, nach und nach in seinen verschiedenen, während seines Exils erschienenen Pamphlets erklärt hätte. 1805 befand er sich zur Zeit der Schlacht von Austerlitz in Teichen. Gewiß ist es, daß er gegen Ende 1803 dem Herzog von York als Kriegsrath an die Seite gegeben war, doch befiel er diese Stelle nicht lange. Seine spätern Schicksale sind nicht genau bekannt geworden. Nach öffentlichen Blättern stattete er 1814 dem Kaiser Alexander bei dessen Anwesenheit in London einen Besuch ab.

Dumpler, Dunfer, eine christliche Schwärmersecte im nördlichen amerikanischen Freistaat, eine Art Wiedertäufer, die von dem bei der Taufe eingeführten Untertauchen, Dunfer, den Namen erhält.



Dünkirchen, Dünkerken (französisch Dunkerque), eigentlich so viel als die Kirche an den Dünen oder Sandbänken, 6 Meilen von Calais, eine berühmte See- und Handelsstadt im ehemaligen französischen Flandern, welche in ältern Zeiten der beständige Gegenstand der Eifersucht zwischen Frankreich und England war. Ludwig XIV., der es 1662 um 5 Millionen Livres wieder von England zurückkufte (es war 1658 durch Verbindung mit Cromwell in der Engländer Hände gekommen), bot alles auf, um diesen Ort unbezwinglich, und den Hafen, der so geräumig ist, daß zweihundert große Schiffe darin vor Anker liegen können, zu einem der bequemsten in ganz Europa zu machen. In den Kriegen zwischen England und Frankreich hatten die Freibeuter von Dünkirchen der englischen und holländischen Handlung großen Schaden zugefügt; dieses und der Reiz über den wachsenden Flor dieser Stadt bewog England, es zu einer Hauptbedingung des utrechter Friedens (v. J. 1713) zu machen, daß Frankreich auf eigene Kosten die Festungswerke wieder abtragen, und dieses Meisterstück der Kriegsbaukunst vernichten solle. Man suchte sich von französischer Seite durch Grabung eines neuen Canals zu Moerdre, eine gute Stunde von Dünkirchen, zu entschädigen, auch bemühten sich die Einwohner von Dünkirchen, den Hafen in der Stille wieder herzustellen; allein die Engländer drangen von Zeit zu Zeit auf die Vernichtung dieser Arbeiten. Der pariser Friede (v. J. 1763), den England dictirte, wiederholte in Rücksicht auf Dünkirchen die Bedingung des Friedens zu Utrecht *). Es wurde sogar ein englischer Commissär daselbst angestellt, der über die Erfüllung dieses Punktes wachen und von Frankreich unterhalten werden mußte. Allein im pariser Frieden (v. J. 1783), welcher in allen Stücken der Antipode des v. J. 1763 war, wurden die Artikel, die im utrechter Frieden zu Englands Gunsten festgesetzt und nachher bestätigt worden waren, aufgehoben. Seitdem wurde immer an der Wiederherstellung und Belebung dieser Stadt gearbeitet, so weit es die damalige Lage Frankreichs erlaubte. Die Wichtigkeit dieser Stadt riß den Herzog von York hin, im August 1793, gegen Coburgs Rath, mit einem eigenen Corps über zehn Meilen von der Hauptmasse der österreichischen Armee vor Dünkirchen zu rücken, und die eifrigsten Anstalten der Belagerung zu treffen. Man erwartete täglich die Uebergabe, als General Pouchard sich so unvermuthet und überlegen näherte, und zu gleicher Zeit die Belagerten einen so wüthenden Ausfall thaten, daß der Herzog genöthigt wurde, sich eiligst mit dem Feldmarschall Freitag, unter dessen Leitung er commandirte, zurückzuziehen und die Belagerung aufzuheben. In Friedenszeiten hat Dünkirchen als Freihafen einen sehr aus-

*) Lord Chatam erwiederte dem französischen Unterhändler Grafen Buffon, der sich vergebens bemühte, in Rücksicht Dünkirchens andere Bestimmungen festgesetzt zu erhalten: „das englische Volk betrachtet die Schleifung Dünkirchens als ein ewiges Denkmal der Unterjochung Frankreichs (comme un monument éternel du Joug imposé à la France) und der Minister würde seinen Kopf wagen, der es sich erlauben wollte, darin andere Bestimmungen zu machen!“

gebreiteten Handel, Eben so sind seine Tabaksfabriken sehr bedeutend.

Dunois (Johann von Orleans, Graf von) und von Longueville, geb. den 23ten November 1407, gest. am 24ten Novemb. 1468, ein natürlicher Sohn Ludwigs, Herzogs von Orleans, der vom Herzog von Burgund und der Frau von Canny-Dunois ermordet wurde. Dunois that sich auf den Namen: „Bastard von Orleans,“ viel zu Gute, und wollte ihn durch Kriegsthaten berühmt machen. Er begann seine Laufbahn mit der Niederlage Warwick und Suffolks, die er bis nach Paris verfolgte. Von den Engländern belagert, vertheidigte er die Hauptstadt mit dem größten Muth, bis Johanna d'Arc, das berühmte Mädchen von Orleans, ihm Entsatz zuführte. Die Aufhebung dieser Belagerung war von großen Folgen. Dem Grafen Dunois gehörte fast einzig und allein die Ehre, die Feinde aus der Normandie und Guienne verjagt zu haben. Im Jahre 1441 brachte er ihnen endlich den tödlichen Schlag bei Castillon bei, und man kann wohl sagen, daß Carl VII. seinen Thron Dunois Degen verbanke. Aber Carl war auch dankbar. Er legte ihm den Titel bei: „Wiederhersteller des Vaterlandes,“ schenkte ihm die Grafschaft Longueville und ernannte ihn zum Oberkammerherrn von Frankreich. Ludwig XI. schätzte ihn nicht weniger. Dessenungeachtet war Dunois die Seele der Faction, welche revoltirend sich gegen Ludwig erhob und sich den „Bund der öffentlichen Wohlfahrt“ nannte.

Duns (John), ein berühmter Scholastiker vom Franciscanerorden zu Ende des 13ten Jahrhunderts, aus Dunston in Northumberland, oder der Stadt Duns in Südschottland, daher auch Scotus genannt, und seine Anhänger die Scotisten. Er war einer der feinsten und scharfsinnigsten Denker, freilich seiner Zeit, daher er auch den Beinamen doctor subtilis mit Recht erhielt, und Gegner des Thomas de Aquino, von welchem er hauptsächlich durch die Behauptung abwich, das Allgemeine sey nicht bloß der Möglichkeit, sondern auch der Wirklichkeit nach (actu) in den Objecten gegründet, und es werde als Realität dem Verstande gegeben. Er war um 1275 geboren, studirte zu Oxford Philosophie, Mathematik, Jurisprudenz und Theologie, trat dann daselbst als Lehrer mit dem größten Beifall auf. Die Obern seines Ordens sandten ihn 1304 nach Paris, wo er ebenfalls lehrte, und nach Eöln, wo er 1308 starb. Er commentirte in seinen Werken den Aristoteles, den Lombardus. Alle seine Werke, über deren Dunkelheit man von jeher sehr geklagt hat, sind (Exon 1639 in Fol.) von Wadding mit seinem Leben zusammen herausgegeben worden. Ueber ihn siehe Tennemanns Gesch. der Philos. 3. Bd. 2te Abtheil. S. 700 u. ff., und Tiedemanns Geist der specul. Philosophie 4. Bd. S. 598 u. ff. (s. Scholastiker). Duns ist übrigens auch ein aus dem Englischen zu uns verpflanztes Wort (Dunce), wo man überhaupt einen Dummkopf, besonders aber einen schwachköpfigen blödsinnigen Gelehrten bezeichnet. Daher führt ein satirisches Heldengedicht von Pope auf die schlechten Dichter seiner Zeit den Titel Dunsidae.

Dünste nennt man die durch Ausdünstung der Körper in den Luftkreis aufgestiegenen Wassertheilchen, welche bisweilen völlig aufgelöst als unsichtbare Dünste in der Luft enthalten sind, oft aber nicht völlig aufgelöst oder aus derselben wieder niedergeschlagen werden, sichtbare Dünste, d. i. Nebel und Wolken, bilden und end-

lich in Gestalt des Regens, Schnees oder Hagels herabfallen. Die Dünste unterscheiden sich von den Dämpfen hauptsächlich durch ihre weitgeringere Elasticität; auch entstehen sie bei einem viel geringern Grade von Wärme, und sind, ganz aufgelöst, unsichtbar, dagegen die Dämpfe sich in der atmosphärischen Luft stets in sichtbarer Gestalt zeigen. Man hält die Dünste theils für eine Auflösung des Wassers in der Luft, theils, nach de Luc, für eine Verbindung des Wassers mit dem Feuer. Die in Gestalt von Bläschen in der Luft schwebenden Dünste wurden ehemals von den Naturforschern bloß als Hypothese angenommen, um das Aufsteigen der Dünste zu erklären, ohne daß man von ihrem wirklichen Daseyn wußte. Jetzt weiß man durch Gaus- sure gewiß, daß die Dunstbläschen wirklich vorhanden sind. Um sich davon zu überzeugen, setze man heißen Caffee, oder heißes mit Dinte vermishtes Wasser an einen Ort, wo die Luft ruhig ist, der Sonne oder dem Tageslichte aus, so wird man einen Dampf aufsteigen sehen, der eine gewisse Höhe erreicht, und dann verschwindet. In demselben sind kleine weiße von einander getrennte Kügelchen sehr deutlich zu unterscheiden. Vermittelt eines Mikroskops von einem bis anderthalb Zoll Brennweite bemerkt man sogar, daß diese Kügelchen von verschiedener Größe sind, daß die feinem schnell in die Höhe steigen, die gröbern aber auf die Flüssigkeit zurückfallen, ohne sich mit derselben zu vermischen, und so leicht auf der Oberfläche derselben schweben, daß man sie durch einen leichten Hauch von einer Seite nach der andern treiben kann. Diese Kügelchen sind hohl und den Seifenblasen ähnlich. Wenn sich diese Bläschen zu Wasser verdichten, so vereinigen sich ihre aus dieser Verdichtung entstehenden Theilchen zu Thau- und Regentropfen. Das Wasser wird sowohl durch die Auflösung, als auch den darauf folgenden Niederschlag von allen fremden Beimischungen befreit, und daher ist das Regenwasser so rein, als ob es destillirt wäre. S. Ausdünstung.

Dunstkreis heißt jeder mit Dünsten ausgefüllte Kreis, welcher einen Körper umgibt, besonders derjenige Theil der Atmosphäre, welcher so weit reicht, als die aus der Erde entbundenen Dünste aufsteigen, auch die Atmosphäre selbst. (S. d. Artikel Atmosphäre.)

Dunstmesser, s. Hygrometer.

Duodecimalsystem, s. Zahlensystem.

Duodecime, in der Tonkunst, ein Intervall, dessen beide Töne um zwölf diatonische Stufen von einander abstehen. **Duodecimale**, eine Figur von 12 Noten, gilt 8 von gleicher Bezeichnung.

Duodrama, s. Melodrama.

Du Paty (Jean Baptist Mercier), berühmter franz. Schriftsteller, wurde 1746 zu Rochelle geboren. Er war seit 1767 Advocat général beim Parlament zu Bordeaux, und nachher Präsident à mortier desselben. Dessen öffentlich machte er sich zuerst dadurch bekannt, daß er die Akademie von Rochelle veranlaßte, eine Eobrede auf Heinrich IV. ausarbeiten zu lassen, und ihr zu diesem Behuf ein Capital einhändigte, dessen Zinsen als Preis vertheilt werden sollten. Seine strenge Gerechtigkeitsliebe zog ihm Verfolgungen von Seiten des Ministerialdespotismus zu, der in den letzten Jahren Ludwigs XV. Frankreich drückte. Du Paty, der im Namen des Parlaments von Bordeaux gegen den Herzog von Aiguillon geschrieben hatte, wurde, als dieser Minister wurde, 1770 auf Piere-en Cise (ein Fort bei Lyon, welches ehemals als Staatsgefängniß gebraucht wurde) gesetzt, und nach seiner Befreiung verwiesen, welches er bis zum Regierungsan-

tritt Ludwig XVI. blieb. Bekannt mit den großen Mängeln der ehemaligen Justizverfassung Frankreichs, deren Opfer Jean Calas und so viele andere Unschuldige geworden sind, machte sich Du Paty ein Geschäft daraus, diese Mängel bei aller Gelegenheit aufzudecken und zu rügen, wodurch er die Aufmerksamkeit Voltaire's, des bekannten Vertheidigers des Jean Calas, auf sich zog. Vorzüglich merkwürdig ist ein Memoire, wodurch er drei unschuldig zum Tode verurtheilte Bürger von Chaumont rettete. Außerdem hat man von ihm *Reflexions historiques sur les criminelles*, ein geschätztes Werk; verschiedene *Discours académiques* und *Lettres sur l'Italie en 1785*, welche zuerst 1783 in 2 Theilen erschienen. (Deutsch von Forster, Mainz 1789.) In diesen Briefen zeigt er sich als einen feinen Kenner der Kunst, gefühlvollen Bewunderer der Natur und warmen Freund der Menschheit. Nur Schade, daß sein Styl oft durch affectirte Ausdrücke und Wendungen, wovon auch die abgedruckten Briefe nicht frei sind, verunstaltet ist. Er starb 1788 zu Paris, wo er die letzten Jahre seines Lebens zugebracht hatte. Vorher zu Lausanne 1790 in 2 Bänden in 12. erschienenen Ausgabe seiner Briefe steht eine Lobrede auf ihn.

Duplicat, eine doppelt ausgefertigte Urkunde, auch das zweite Exemplar, die Abschrift derselben.

Duplicität oder Doppelheit bedeutet den Gegensatz zweier Kräfte (z. B. das Entgegenwirken der zurückstoßenden und anziehenden Kraft), oder die Aeußerung eines Dinges auf zwiefache Weise, daher auch die Zweideutigkeit oder Zweizüngigkeit.

Duplik (*duplica*), in der Rechtssprache, die zweite Antwort des Beklagten, oder die Antwort auf die Replik (d. i. die zweite Klagschrift des Klägers, welche auf die Einlassung des Beklagten, insbesondere auf die Exception gerichtet ist). Hat der Kläger noch Einwendungen zu machen, so ist ihm vergönnt, seine dritte Klagschrift, welche Triplik heißt, einzureichen, und dem Beklagten ist darauf noch eine dritte Verantwortungsschrift (*Quadruplik*) verstattet. Mehr als sechs Schriften werden bei einem und demselben Gerichtsstande nicht angenommen. S. Klagen. Uebrigens wendet man diese Benennungen auch auf literarische Streitschriften an.

Dupliren (verdoppeln) beim Billarbspiel den Ball so spielen, daß er an die Bande antrifft, und von da zu einem gewissen Punkte (auf den zu treffenden Ball) zurückgetrieben wird; im See- Kriege, eine Flotte dadurch überflügeln, daß eine oder mehrere Abtheilungen der stärkern Flotte um die schwächere herumgeht und sie zwischen zwei Feuer nimmt, wie in der Seeschlacht bei Hogun (29. Mai 1692) und bei Abukir.

Dupont de l'Étang, unter Napoleon Divisionsgeneral, unter der neuen königlichen Regierung eine Zeit lang Kriegsminister, widmete sich in der Revolution früh den Waffen. Carnot stellte ihn unter sich bei dem Wohlfahrtsausschusse und dem Directorium an, und machte ihn zum Chef seines neuerrichteten militärisch-typographischen Bureau. Mit ganzem Eifer trat er der Revolution vom 18ten Brumaire bei, und half sie mit ausführen. Im Juni 1800 wurde er zu Turin in der Eigenschaft eines Ministers der französischen Regierung angestellt. Von da ging er zu der italienischen Armee, drang im October in Toscana ein, bemächtigte sich der Residenz Florenz den 15ten October, und organisirte daselbst ein provisorisches Gouvernement. Im

Feldzuge 1805 war er bei der großen Armee und beförderte die Fortschritte derselben; bei der Schlacht von Austerlitz commandirte er eine Division. Nach der Schlacht bei Jena führte er die Avantgarde des Fürsten von Pontecorvo nach Halle und schlug den Prinzen Eugen von Württemberg aus dieser Stadt. Auch in den Berichten von der Schlacht bei Friedland wird sein Name mehrere Male erwähnt. Aber in dem Feldzuge gegen Spanien hatte er das Unglück, mit seinem ganzen Corps von Castanos und Reding gefangen zu werden, und wegen dieser Begebenheit, an welche sich die langsam weiter reisende Befreiung Europas geknüpft hat, wollen wir ihm auch noch einen Platz in unserm Lexicon erhalten. Das Nähere findet sich unter Baylen. Er saß, nachdem er nach Frankreich zurückgekehrt war, im südlichen Frankreich gefangen, bis der zurückgekehrte Ludwig XVIII. ihn im Mai 1814 zu seinem Kriegsminister erhob.

Duquesne (Abraham), berühmter französischer Admiral unter Ludwig XIV., geboren zu Dieppe 1610. Er lernte den Seekrieg unter seinem Vater, einem geschickten Schiffscapitain, kennen. In seinem 17ten Jahre wohnte er schon dem Treffen bei La Rochelle bei. Im Kriege gegen Spanien that er sich in den Jahren von 1637 bis 1643 sehr hervor. Im Jahr 1644 diente er in Schweden, erst als Major, dann als Viceadmiral. Im Jahr 1647 nach Frankreich zurückgerufen, commandirte er die Expedition nach Macpel. Bordeaux zwang er zur Unterwürfigkeit, als es sich empört hatte, trotz des Widerstandes der Spanier. Im sicilianischen Kriege schlug er drei Mal die vereinigten holländischen und spanischen Flotten unter Ruyter. Im zweiten dieser Treffen fiel der holländische Admiral; das Schiff, welches das Herz desselben in einer Urne in sein Vaterland bringen sollte, ward genommen und dem Admiral Duquesne gebracht; dieser nahm den Degen des Gebliebenen nicht an, stieg am Bord des holländischen Fahrzeugs, umfaßte die Urne und rief: „seht hier die Reste eines großen Mannes, ihn fand der Tod mitten in den Zufällen des Lebens, denen er so oft getrogt hat; erfüllen Sie, Capitain, Ihren Auftrag, er ist zu achtungswerth, um Sie darin zu stören!“ und der feindliche Capitain erhielt von ihm einen Paß. Als er Algier und Genua gezwungen hatte, Ludwigs XIV. Gnade anzusuchen, ertheilte ihm dieser eines der schönsten Landgüter, Bouhet, und erhob es zum Marquisat mit dem Beinamen Duquesne, um seinen Namen zu verewigen. Mehr konnte er nicht thun, da Duquesne Calvinist war. Doch war er der Einzige, der von der durch Aufhebung des Edicts von Nantes verfügten Verweisung seiner Glaubensgenossen ausgenommen ward. Er starb zu Paris am 2ten Februar 1688 und ward auf seinem Landgute begraben. Milde und Bescheidenheit zierten seine Heldentugenden. Ruyter hält mit ihm eine Vergleichung nicht aus; aber Ruyter war sein Muster. Er hinterließ vier Söhne, von denen der berühmteste Henri, Marquis von Duquesne, war, und sich als Krieger und Seemann gleich auszeichnete.

Dur (durus, hart), nennt man diejenigen Tonarten, welchen der harte oder vollkommene Dreiklang (s. d. Art.), oder der Duraccord zum Grunde liegt, daher auch harte Tonart. Man bezeichnet sie auch oft durch den italienischen Ausdruck maggiore. Sie wird aber auch außerdem erkannt: 1. durch die Vorzeichnung, die der besondern Tonart eigen ist, in Verbindung 2. mit dem ersten Accord des Tonstücks oder 3. durch den Schluß. Im Generalbaß

wird sie durch Kreuz oder Be-Quadrat, ferner durch 3, Kreuz 3, 8 Kreuz angedeutet.

Durante (Francesco), einer der größten Kirchencomponisten, war 1693 in Neapel geboren, und verdankte seine erste Bildung dem berühmten Aless. Scarlatti. Noch sehr jung ging er nach Rom, wohin ihn der Ruf Pasquini's und Pittoni's zog. Hier arbeitete er unter der Leitung dieser Künstler, und erlernte von dem einen die Kunst des Gesanges und der Melodie, von dem andern alle Hülfsmittel des Contrapunktes. Hierauf ging er als Capellmeister nach Neapel, componirte aber fast ausschließlich für die Kirche. In dieser Art der Composition erstieg er die höchste Stufe des Ruhms, und seine Werke werden für die spätern Künstler classisch bleiben. Er bildete die berühmtesten Tonkünstler des 18ten Jahrhunderts in Neapel: Pergolese, Sacchini, Piccini, Terrabeglias, Guglielmi, Traetta u., und starb zu Neapel 1735 in einem Alter von 62 Jahren.

Durchbrechen der feindlichen Schlachtlinie ist eine der gewöhnlichen See-Evolutionen, die oft mit Vortheil angewendet wird. In dieser Absicht wenden sich eine bestimmte Anzahl Schiffe auf ein gegebenes Signal schnell aus der Linie heraus, und gehen mit vollen Segeln quer durch die feindliche Linie hindurch, um den Feind schnell auf der andern Seite zu beschießen, wo er oft zwei bis drei volle Geschüßlagen erhalten hat, ehe er einmal darauf zu antworten vermag. Fast alle Seetreffen zwischen den Holländern und Engländern, und zwischen diesen und den Franzosen geben uns Beispiele des Durchbrechens der feindlichen Linie. Der niederländische Admiral Ruyter scheint der Erfinder dieses Manoeuvre zu seyn; er führte es vorzüglich gut im Jahr 1666 bei Dünkirchen aus, wo er mehrere Male durch die Flotte des Admirals Monk brach und seine schon abgeschnittene Avantgarde rettete. Einen andern Zweck hat gewöhnlich das Durchbrechen der feindlichen Schlachtlinie oder das Sprengen des Centrum's in Feldschlachten.

Durchdringlichkeit ist die natürliche Eigenschaft der Körper, vermöge welcher sie im Stande sind, andere Materien durch ihre Zwischenräume hindurchzulassen. Es gibt Stoffe, die alle uns bekannten Körper durchdringen; dahin gehört die Wärme und das Feuer. Auch vom Aether nimmt man dies an. Andere Stoffe, z. B. der magnetische und electrische, bringen nur in gewisse Körper ein. Feste Körper sind gewöhnlich für solche flüssige Materien durchdringlich, welche sich an sie anhängen, oder doch von ihnen stark angezogen werden. Salze, Löschpapier, Schwamm und andere Körper lassen sich z. B. vom Wasser durchdringen, und dieses hängt sich auch an sie an.

Durchgang, in der Tonkunst die Verbindung zweier von einander entfernten Haupttöne durch mittlere. Es heißen daher die **Töne**, und, wenn sie in Noten aufgefaßt werden, die **Noten**, durchgehende, 1. die nur den Uebergang machen zu einer andern wesentlichen Note (Haupttöne). Der Durchgang heißt regelmäßig, wenn sie auf den schlechten Tacttheil fallen. Dissonanzen sind durchgehend, wenn sie nicht unmittelbar aufgelöst werden. 2. **Töne** oder **Accorde** überhaupt, die auf einen schlechten Tacttheil fallen (schlechte Noten).

Durchlaucht. Mit diesem Worte wollte man das lateinische Wort *Serenus* ausdrücken; aber eben so unpassend, als wenn man sagt: *Em. Durchlauchtigkeit*. König Arthrich nannte sich selbst

Serenitas nostra. Das Prädicat durchlauchtig sinbet man in Urkunden seit dem 14ten Jahrhunderte. Carl IV. gab diesen Titel im Jahr 1376 den weltlichen Churfürsten zuerst. Unter Kaiser Carl V. war er schon gewöhnlich. Später erhielten ihn auch die Fürsten, welche auf dem Reichstage Sig und Stimme hatten. Das älteste Privilegium über das einem Fürsten ertheilte Prädicat Durchlauchtig ist das württembergische vom J. 1664.

Durchmesser, s. Diameter.

Durchschnitt, s. Profil, Riß.

Durchsichtigkeit. Dieses Wort gebraucht man von Körpern, welche die Eigenschaft besitzen, daß der Durchgang der Lichtstrahlen durch sie nicht gehindert wird. Die Durchsichtigkeit wird nicht durch die Wichtigkeit der Körper verursacht, denn Holz, Schwamm, Kork sind nicht durchsichtig, wohl aber Diamant, Crystall. Wasser und Del, zwei Flüssigkeiten, wovon jede an sich durchsichtig genug ist, werden undurchsichtig, sobald man sie vermischt und wohl durch einander schlägt. Das Papier ist undurchsichtig, so lange seine Zwischenräume mit Luft angefüllt sind; wird es mit Wasser oder Del bestrichen, so läßt es die Lichtstrahlen in so weit durch, daß man selbst eine feine Schrift dahinter lesen kann. Newton fand daher die Ursache dieser Erscheinung in der gleichförmigen Dichtigkeit der Theile eines solchen Körpers, ferner in der Größe ihrer Zwischenräume und in der Dichtigkeit der Materie, die sich in denselben aufhält. Die Undurchsichtigkeit der Körper rühre folglich daher, daß die Lichtstrahlen bei ihrem Durchgange durch die innern Theile derselben auf eine unzählbare und mannichfaltige Art gebrochen und zurückgeworfen werden. Bei durchsichtigen Körpern sind die Theile sowohl als die zwischen denselben befindlichen Räume zu klein, als daß sie eine merkliche Zurückwerfung des Lichts verursachen könnten. Eben daraus erklärt sich leicht, warum alle vollkommenen Auflösungen durchsichtig sind, und warum die Dünste die Durchsichtigkeit der Luft nicht stören, so lange sie in derselben völlig aufgelöst sind. Doch leidet das Licht beim Durchgange durch durchsichtige Körper eine beträchtliche Schwächung. Bouguer fand, daß das Licht durch 16 über einander gelegte Stücke von gemeinem Fensterglase, die zusammen $9\frac{1}{2}$ Linie dick waren, 247 Mal geschwächt wurde. Die Ursache der Schwächung des Lichts beim Durchgange durch durchsichtige Körper ist noch nicht entschieden. Bouguer setzt sie nicht in den Anstoß an die dichten Theile, wie viele Andere, sondern in eine bloß an der Oberfläche befindliche brechende Kraft. Daher die Dicke eines durchsichtigen Körpers das Licht nicht so sehr schwäche, als die Menge der brechenden Oberflächen.

Durchzeichnen heißt die Umriffe einer Zeichnung mechanisch auf einen andern Grund übertragen. Es geschieht auf eine doppelte Weise: 1. man überzieht die Rückseite der Zeichnung mit Kohle, Wasserblei oder ähnlicher Färbung, und zieht dann mit einem harten Werkzeuge die Umriffe der Zeichnung selbst nach; dann erscheinen sie auf der Unterlage abgedruckt; oder 2. man bedient sich des durchsichtigen Oelpapiers, liegt dieses auf die Zeichnung, und zeichnet die durchscheinenden Züge nach.

Durchziehen der Treffen ist ein Manoeuvre, vermittelst dessen die vorderste, dem Feinde zunächst gegenüberstehende Linie rückwärts, durch das vorrückende zweite und dritte Treffen; die zweite, dritte und folgende Linie, Züge- oder divisionsweise, im Flankenmarsch mit links oder rechts um, und im Geschwindschritt durchmar-

schirt; und so die zweite Linie die erste, und wenn auch diese sich ab- oder durchzieht, die dritte die erste wird. Ueberhaupt bedeutet *durchziehen* jede Bewegung rückwärts oder vorwärts, wo Truppen durch andere durchgehen. In der Schlacht bei Wittstock 1636, wo der schwedische Feldmarschall *Banner* den 30,000 starken vereinigten Sachsen und Kaiserlichen nur 20,000 Mann entgegensetzen konnte, findet man zuerst des Durchziehens der Infanterie durch die zweite Linie gedacht; es ward von den Schweden angewendet, um die Regimenter aus dem Treffen zu bringen, die zu sehr gelitten hatten. Etwas Aehnliches damit hatte die Stellung des Feldmarschalls *Torsten*son im Treffen bei Sanckowig, wo er die kaiserliche Armee in ihrer linken Flanke turnirte, und hauptsächlich dadurch den Sieg erhielt, daß der Feind gezwungen war, eine ungünstige Stellung zu nehmen. Der große *Condé* wandte im Gefechte bei Lenz das Durchziehen der Treffen auch bei der Reiterei an, und späterhin ward es etwas Gewöhnliches.

Dürer (Albrecht), der Vater der deutschen Malerei und Kupferstecherei, geboren zu Nürnberg den 20sten Mai 1471. Sein Vater war ein geschickter Goldschmied, der seinen, wegen seines Fleißes sehr geliebten, Sohn in derselben Profession unterrichtete. Doch früher entwickelte sich Dürers Talent für die Zeichenkunst, und ob er gleich schon im 15ten Jahre große Fortschritte in der väterlichen Kunst gemacht hatte, so entschied sich seine herrschende Neigung doch für die Malerkunst, und, wenn auch ungern, willigte endlich der Vater ein. Michael Wohlgemuth, damals der beste Maler in Nürnberg, bekam ihn 1486 in die Lehre; bei diesem übte er sich im Zeichnen, Malen, Kupferstechen und Holzschneiden. Im Jahre 1490 reiste er durch Deutschland und die Niederlande bis Venedig; 1492 ging er über Elßaß, Colmar, Basel wieder in die Heimath zurück. Seinem Vater zu Liebe heirathete er des berühmten Mechanikers Hanss Fris zu Nürnberg Tochter; doch dies unfreundliche Wesen verbittrerte in der Folge sein Leben und mag ihm wohl das Grab bereitet haben. Im J. 1505 ging er wieder nach Venedig. Nach einem fast einjährigen Aufenthalte daselbst kam er zurück und besuchte sodann 1520 noch einmal die Niederlande. Sein Ruhm war schon gegründet und erfüllte die Lande weit und breit. Kaiser Maximilian I. ernannte ihn zu seinem Hofmaler; Kaiser Carl V. bestätigte ihn in dieser Würde und verlieh ihm zugleich das Wappen für die Maler, nämlich in einem lasurblauen Felde drei silberne oder weiße Schilde. Albrecht Dürer genoß die Achtung der Höchsten und Niedern, alle Gelehrte und Künstler seiner Zeit ehrten und liebten ihn. Um so mehr ward sein Tod in der Kraft seiner Jahre betrauert. Ein schönes Zeichen dieser Gesinnungen für ihn ist die von seinem Freunde Birkheimer auf ihn gefertigte Grabchrift; sie ist lateinisch und lautet übersetzt also: „Ruhe der abgeschiedenen Seele. Dem Andenken Albrecht Dürers, des besten Mannes und vollkommensten Malers seiner Zeit, der nicht nur der Erste unter den Deutschen war, der die deutsche Malerkunst erhöhte, veredelte und in strengere Gesetze einschränkte, sondern sie auch durch seine Schriften der Nachwelt schätzbar machte. Er war deswegen und vorzüglich auch wegen seiner Sitten, seiner Klugheit und besondern Bescheidenheit von seinen nürnbergischen Mitbürgern, ja auch von allen Auswärtigen höchst geschätzt und bei weiland Maximilian und seinem Enkel Carl, beiden Kaisern, auch bei Ferdinand, Könige in Ungarn und Böhmen, sehr beliebt, welche ihn mit einem reichlichen Jahrgehälte begünstigten und ihm in höchster Ehre gewogen waren.“

Er starb nicht ohne großes Leidwesen seiner Freunde, den sechsten des Ostermonats im Jahre 1528 in dem Alter von 57 Jahren. Wilibald Pirckheimer hat seinem aufrichtigen Freunde dies Denkmal gesetzt. „Dürers Verdienste um seine Kunst sind nicht hoch genug zu achten. Er war der erste, welcher die Regeln der Perspective und der Proportion nach den Gesetzen der Mathematik in Deutschland lehrte; er entdeckte die Kunst, mit Scheibewasser auf Eisenplatten und Messing zu äßen; er erfand das Mittel, die Holzschnitte mit zweierlei Farben zu drucken und die gläserne Copirscheibe. Vermittelt seiner großen mathematischen Kenntnisse war es ihm möglich, für die Zeichen- und Mahlerkunst ein förmliches System zu entwerfen. Er schrieb das erste Buch vom Festungsbau in Deutschland und zeigte, wie man mit Hülfe der Geometrie die Buchstaben, besonders die Versalien, nach Regeln und gewisser Proportion entwerfen müsse. Groß war er vorzüglich in der Portraitmahlerei; mit bewunderungswürdiger Kunst wußte er die täuschende Ähnlichkeit hervorzubringen, und alle Leidenschaften waren in der Gewalt seines Pinsels; jede Gemüthsbewegung, von ihm dargestellt, war unverkennbar. Auch seine Landschaften, seine Kupferstiche und Holzschnitte verdienen Bewunderung. Ueberhaupt zeigte er sich durch seinen echt religiösen Fleiß und tiefen Ernst für seine Kunst, so wie durch die Gründlichkeit, Bedeutsamkeit und den Ausdruck seiner Werke als echten deutschen Künstler. (S. deutsche Kunst, deutsche Malerei.) War er als Künstler groß, so war er auch als Schriftsteller höchst schätzenswerth. Ja er arbeitete sogar auf Beredlung und Reinigung der deutschen Sprache hin, wobei M. Pirckheimer ihm jedoch beistand. Seine Schriften, welche später ins Lateinische, Französische u. s. w. übersetzt wurden, sind in einer Sammlung herausgekommen zu Arnheim bei J. Jansen 1603 in Fol. Sein Leben hat J. F. Roth, Leipzig 1791. 8. beschrieben.

Düroc, Sohn eines Notars zu Pont-a-Mousson. Die erste Conscription entzog ihn den Wissenschaften, und seine Kenntnisse, sein Muth und seine Talente ließen ihn schnell emporsteigen. Anfangs als Adjutant von Bonaparte, hierauf als Brigadeführer, that er sich besonders den 19ten März 1797 bei dem Uebergange über den Eisonzo (im Friaul) hervor. Er begleitete Bonaparte nach Aegypten, kam mit ihm 1799 glücklich wieder zurück, und wurde zu Ende Novembers an den berliner Hof in einer außerordentlichen Angelegenheit gesandt, auch in der Folge, wegen seines diplomatischen Talents, seines einnehmenden Aeußern und seiner Anhänglichkeit an Napoleon zu verschiedenen Sendungen von demselben, unter andern nach Stockholm und Petersburg, gebraucht. Im Oct. 1805 ging er aus dem Lager von Boulogne nach Berlin, um das gute Einverständniß zwischen beiden Mächten aufrecht zu erhalten, und reisete nach einem Aufenthalt von einem Monat daselbst bei der Ankunft des Kaisers Alexander zurück. Er begab sich zur großen Armee in Deutschland, und lösete den General Dubinot, der eben verwundet worden war, in dem Commando der Grenadierdivision ab. Er folgte Napoleon in dem Feldzuge von 1806 und 1807, befand sich in der Begleitung desselben bei der Zusammenkunft auf dem Niemen, wurde seitdem zum Herzog von Friaul ernannt, machte die Campagnen von 1809 und 1812 wieder in der Begleitung Napoleons, kehrte mit diesem aus Moskau glücklich nach Frankreich zurück, überstand nachher die blutige Schlacht von Lützen, fand aber seinen Tod am 22sten Mai 1813 am Tage nach der Schlacht von Bautzen. Die Arriergarde der

sich zurückziehenden preussisch - russischen Armee lieferte nämlich der französischen Avantgarde bei Reichenbach ein kleines Gefecht, in welchem eine Kanonenkugel ganz in der Nähe Napoleons den französischen General Kirchner todt niederwarf und dem Marschall Duroc den Leib aufriß.

Dürrenberg, oder der dürre Berg, i. der berühmte Salzberg im Herzogthum Salzburg, eine Stunde von Hallein, 1067 Fuß über der Stadt, aus dem jährlich 300,000 Centner Salz bereitet werden. Er ist, so weit er aufgeschlossen ist, 1633 Fuß hoch, 4083 breit und 8983 lang, mit siebzehn Eingängen, worunter acht Hauptstollen, mit 33 Sinkwerken, Wehren, Gulzenstücken oder Salzstuben, von denen der größte, der Stäber, angefüllt 50 Bergpfannen Gulze, d. i. 650,000 Eimer Wasser hält; 300 Mann arbeiten täglich; jährlich werden unter den sehr großen Salzpflanzen, deren jede über 60 Werkschuhe lang und breit ist, und über 200 Centner Soole enthält, über 32,000 Klaftern Holz verbrannt. Die Ausbeute binnen 600 Jahren (das Werk war 1123 entdeckt) gränzt an Ungeheure. In Schellenberg allein wurden von 1700—1780 innerhalb 65 Jahren, 1077 Wochensuden und durch diese 13,449 Pfund und 27 Fuder erhalten, d. i. 3,227,187 Centner gemeinen Gewichts. Eben so heist auch 2. ein Salzwerk, drei Stunden von Merseburg an der Saale, das jüngste, aber stärkste im Königreich Sachsen, durch den berühmten Bergrath Borlach angelegt. In der Nähe dabei ist das älteste thüringische Salzwerk, das gewerkschaftliche Salzwerk bei Teuditz und Kölschau, welches schon im 14ten Jahrhunderte gangbar war, aber mehrmals in Verfall gerieth. Der König ist Mitgewerke und läßt das gewonnene Salz für seine Rechnung durch verpflichtete Salzverwalter verkaufen. Die große Saline Dürrenberg ist erst seit 1763 gangbar, der Churfürst hat das dazu gehörende Rittergut Dürrenberg 1764 erkaufte. Es hat fünf Gradirhäuser und treffliche Maschinen. In ordinären Jahren wird hier die Soole gemeiniglich bis zu der Reichhaltigkeit der hallischen Soolquellen gebracht. Der jährliche Etatsatz beträgt 185,000 Stück in 30 Pfannen von beträchtlicher Größe, die in 11 Nothgebäuden stehen, gesotzen. Auch wird viel Salz von Artern und Kösen hierher gebracht, wo sich gute Anstalten zur Aufbewahrung der gradirten Soole befinden. Man brennt größtentheils Braunkohlen, die in der Nähe gegraben werden. Auch wird hier Düngesalz verfertigt. Im 19ten Artikel des am 18ten Mai 1815 zwischen Preußen und Sachsen geschlossenen Vertrags ist die Quantität Salz bestimmt worden, welche jährlich aus den Salzwerken von Dürrenberg und Kösen für das Königreich Sachsen geliefert werden soll.

Durst, der unangenehme Reiz, den das Verlangen zu trinken erregt. Durch die Bewegung im thierischen Körper werden unaufhörlich eine Menge von Feuchtigkeiten verbraucht, deren Ersatz zur Erhaltung des Lebens unbedingt nöthig ist. Der Durst und die mit demselben verbundene unangenehme Empfindung und Erschlaffung in allen Theilen ist die Stimme der Natur, wodurch sie das Geschöpf auffodert, den Abgang und Verbrauch der Feuchtigkeit durch das Trinken zu ersetzen. Dieses Bedürfnis ist aber nicht immer gleich stark, sondern es kommt dabei sowohl auf die genossenen Speisen, als auf die Temperatur an, worin dasselbe sich aufhält. Im Sommer, wo die Ausdünstung und also der Abgang der Feuchtigkeiten am stärksten ist, trinken alle Thiere und auch der Mensch mehr als im

Winter. Kaltblütige, träge Geschöpfe können den Durst eben so gut ohne große Unbequemlichkeit eine lange Zeit aushalten, wie den Hunger; warmblütige und thätige leiden dagegen die fürchterlichste Pein, wenn sie den immer steigenden Durst nicht befriedigen können. Die Wuth und die nachherige Erschlaffung und Ermattung sind eben so schreckliche Folgen des Durstes wie des Hungers. Seefahrer und Reisende durch Wüsten haben diese große Noth oft empfinden müssen. Auch Gewächse leiden den Durst, erschlaffen und welken in allen ihren Theilen und das Begießen zeigt sichtbare und schnelle Wirkung. Bei thierischen Körpern soll schon eine äußere Anfeuchtung den Durst vermindern und Seefahrer haben durch bloßes Baden in der See ihr Leben erhalten.

Dusch (Joh. Jacob), dänischer Justizrath und Professor der Philosophie und Mathematik zu Altona, geb. zu Celle den 12ten Febr. 1725, studirte zu Göttingen Theologie, noch mehr aber schöne Wissenschaften und englische Literatur, ward dann Hauslehrer, 1766 Rector des akademischen Gymnasiums zu Altona, wo er seit 1756 privatistirt hatte, und starb den 17ten December 1787. Die schöne Literatur der Deutschen und die deutsche Prosa hat ihm viel zu danken. Er war in mehreren Gattungen, vorzüglich aber in der didaktischen, einheimisch, in welcher Pope sein Vorbild war. Mit Wahrheit der Gedanken verband er einen gefälligen Vortrag, aber es mangelte ihm eine lebendige Phantasie, durch welche die Lehre mit ihrer Versinnlichung zugleich entspringt, sich mit ihr entfaltet und verschmelzt, und seine Darstellung ist bald zu blühend und geziert, bald matt und schleppend und der Lehrzweck durchaus sichtbar. Seine Prosa ist in manchen seiner frühern Schriften, z. B. in den moralischen Briefen zur Bildung des Herzens, geziert und schwülstig und streift in das Gebiet der Poesie. Seine Romane (z. B. der Verlobte zweier Bräute, 3 Bde. 1785. 8. Die Pupille, 1798. 8.) zeichnen sich durch Vermeidung des Unnatürlichen, Unsittlichen, Grotesken und Schwächlichempfindsamen in Charakteren und Sprache zu ihrem Vortheile aus. Unter seinen Schriften wurden besonders die Briefe zur Bildung des Geschmacks (6 Theile. Leipzig und Breslau 1764 u. ff.) gerühmt. Die jegige Kritik urtheilt ungünstiger über Dusch als seine Zeitgenossen; Lessing ausgenommen, der ihn in den Literaturbriefen stets bespottet.

Dusseß (Johann Ludwig), ein geborner Böhme, war einer der bedeutendsten Clavierspieler und Compositeurs für dies Instrument, geb. ungefähr 1760. Anfangs zeichnete er sich als Virtuose auf der damals so beliebt gewordenen Harmonica in den Jahren 1780 u. f. aus, hielt sich dann zu Paris, noch länger aber zu London auf, kam in der Folge nach Berlin und ward der nähere Bekannte, Vertraute und Begleiter des durch seinen rühmlichen Tod (1806), wie schon früher durch seine großen Talente, namentlich für Musik bekannt gewordenen Prinzen Louis von Preußen, auf dessen Tod er auch eine seine Gefühle ausdrückende Sonate unter dem Titel Elegie schrieb. Er wurde nachher zwar beim Fürsten von Hsenburg angestellt; allein er trat bald in die Dienste des Fürsten von Benevent, mit dem er nach Paris ging. Als Compositeur zeigt er viel Eigenthümlichkeit, Neuheit, reiche Erfindung und ein Feuer, welches eben so auch in seinem trefflichen, sichern und eigentlichen großen Spiel unverkennbar war. Er ist vor kurzem (1812) gestorben.

Düsseldorf, die Hauptstadt des ehemaligen Herzogthums Berg, jetzt unter preussischer Hoheit, in der Provinz Cleve-Berg, zählt über 2000 Häuser und an 18,000 Einwohner. Ungeachtet ihrer günstigen Lage am Einfluß der Düssel in den Rhein war Düsseldorf's Handel in ältern Zeiten ohne alle Bedeutung. Nach geschiederer Definitiv-Bereinigung des linken Rheinufers mit Frankreich haben die Düsseldorfer ihre bis dahin nur schwache Schifffahrt mit Holland sehr ausgedehnt. Von dieser Zeit an vermehrte sich auf der einen Seite die Versendung der sich außerordentlich vermehrenden bergischen Fabrikate und auf der andern das Einbringen der zu den bergischen Fabriken erforderlichen rohen Materien. Auch wurde jetzt der Zwischenhandel mit Colonialwaaren und Getraide, so wie das Wechsel- und Geld-Regoz, und die Expedition sehr lebhaft. Düsseldorf's Handelsstand gab sich in dieser Zeit alle Mühe, auch freie Fahrt nach dem Oberrhein zu erhalten und von der Umladungsverbindlichkeit in Cöln und Mainz befreit zu werden. Diese Bemühungen hatten aber keinen Erfolg, und die Stadt hat nur das Recht beibehalten, während der frankfurter Messen bei Cöln und Mainz den Rhein auf- und niederzupassiren, ohne der Umladung unterworfen zu seyn. Düsseldorf hat einen Freihafen und eine Handelskammer. Auch ist die Rauch- und Schnupftabakfabrikation von Bedeutung. Sehr berühmt ist der düsseldorfer Senf, welcher weit und breit versandt wird. Es gibt noch verschiedene andere Fabriken in Düsseldorf, von denen jedoch keine sich zu besonderer Bedeutung erhoben hat. Zu den ehemaligen Merkwürdigkeiten von Düsseldorf gehörte die berühmte Gemäldegallerie. Forster hat sie in seinen Ansichten 2c. beschrieben. Auch gibt es ein Verzeichniß derselben von Hrn. von Pigage. Zu Anfange des französischen Revolutionskrieges wurde sie nach Holsstein geflüchtet und nach der Cession des Landes an Frankreich kam sie nach München. In den neunziger Jahren wurde Düsseldorf durch die Anbauung der Carlstadt eben so erweitert als verschönert, und sie gehört mit zu den angenehmsten Städten Deutschlands. Die daselbst befindliche Universität ist ganz unbedeutend geworden.

Duval. I. Valentin Jameray, Bibliothekar des Kaisers Franz I.; geboren 1695 als der Sohn eines armen Bauern in einem kleinen Dorfe (Artonay) in Champagne. Im zehnten Jahre wurde Duval Waise, und als er im vierzehnten aus seinem Geburtsorte durch Dienstlosigkeit getrieben ward, konnte es nicht leicht ein hülfloseres Wesen geben. Hungernd, bald auch von den Blattern befallen, irrte er in dem schrecklichen Winter 1709 auf offnem Felde herum, doch die Vorsehung nahm sich seiner an, und führte ihn, indem er nach Morgen zugin, nach Champagne, und zwar zur Einsiedelei, wo er das erste Ziel seiner Wanderung fand. Palemon, der gute Eremit, nahm ihn auf; er theilte seine Lebensweise, seine Geschäfte mit ihm und lernte von ihm lesen. Hier ward Duval fromm, ohne abergläubisch zu seyn. Er vertauschte jedoch diesen Ruheplatz mit dem zu St. Anne bei Écuville. Vier unwissende Eremiten und sechs ihm zur Hut übergebene Kühe waren seine Gesellschaft; einige Bände von der blauen Bibliothek seine Bildungsmittel. Es gelang ihm endlich allein schreiben zu lernen. Ein Abriss der Arithmetik, der in seine Hände fiel, interessirte seinen jungen Geist aufs neue. In der Stille eines Waldes erhielt er die ersten Ideen von Astronomie und Geographie: einige Karten, ein Stück Rohr als Tubus, auf einer Eiche befestigt, war der ganze Apparat des wißbegierigen Knaben.

Nur Geld fehlte ihm, um sich den Unterricht zu verschaffen, nach dem er durstete. Er sann auf Mittel; er kündigte den Thieren des Waldes den Krieg an und verfolgte sie mit einem unglaublichen Muth; der Verkauf dieser Thiere verschaffte ihm nach einigen Monaten ein kleines Vermögen von 40 Thalern. Eine glückliche Begebenheit vermehrte seinen Schatz. Er fand ein goldenes gestochenes Petschaft und ließ es durch den Prediger bekannt machen. Ein Engländer, Namens Forster, meldete sich als Eigenthümer; doch er erhielt es nur unter der Bedingung zurück, daß er dem Finder das Wappen genau erklärte. Erstaunt belohnte ihn Forster so reichlich, daß seine nach und nach aus seinem Jagdfonds angeschaffte Bibliothek bis auf 200 Bände sich vermehrte, dagegen er auf sein Aeußeres auch nicht das mindeste verwendete. Während seiner Studien bekümmerte sich Duvai freilich wenig um seine Heerbe, und die Eremiten wurden darüber unwillig. Ja, einer derselben drohte ihm sogar mit dem Verbrennen seiner Bücher. Das empörte Duvais Gemüth. Er ergriff eine Feuerschaufel, trieb damit den Bruder aus seiner eigenen Wohnung und schloß sich in dieselbe ein. Die andern Brüder und der Superior kamen, aber Duvai öffnete nicht eher die Thür, als bis sie mit ihm eine förmliche Capitulation gerichtlich abgeschlossen hatten, worin seine Herren ihm völliges Vergessen alles Vorgefallenen geloben und täglich zwei Stunden zum Studiren zugestehen mußten, dagegen er ihnen gegen Kleidung und Kost noch zehn Jahre zu dienen versprach. Nun war Duvai gesichert, und eifriger als je setzte er seinen Selbstunterricht in dem Schatten des Waldes fort, wo seine Ruhe weideten. So umgeben von seinen Landkarten, fanden ihn einst die jungen Prinzen von Lothringen. Man macht ihm auf der Stelle den Vorschlag, seine Studien bei den Jesuiten zu Pont-a-Mousson fortzusetzen; aber er nahm das Erbieten nur unter der Bedingung an, daß seine Freiheit dadurch nicht beschränkt würde. Er machte bald so reißende Fortschritte, daß der Erzherzog Leopold beschloß, ihn sich näher zu bringen; er nahm ihn selbst mit nach Paris 1718, um den Eindruck zu beobachten, den diese neue Welt auf ihn machen würde. Doch Duvai äußerte mit vieler Freimüthigkeit, daß alle diese Pracht der Hauptstadt und ihre Opern noch weit hinter der Majestät des Sonnen-Auf- und Untergangs zurückblieben. Nach seiner Rückkehr ernannte ihn Leopold zu seinem Bibliothekar und zum Professor der Geschichte auf der Akademie zu Lunéville. Diese Stelle, und der Unterricht, den er den dort studirenden jungen Engländern gab, unter welchen sich auch der berühmte Lord Chatham (Pitt) befand, verschafften ihm die Mittel, seine alte Einsiedelei von St. Anne neu aufbauen zu lassen. Als Lothringen an Frankreich abgetreten worden war, ging er, alle Anerbietungen von jener Seite ungeachtet, mit der ihm anvertrauten Bibliothek nach Florenz, wo er zehn Jahre lange wohnte. Kaiser Franz rief ihn nach Wien, um unter ihm eine Medailiensammlung zu bilden. Hier starb er am 3ten November 1775. Bei aller Gelehrsamkeit war er äußerst bescheiden. Sehr oft beantwortete er die an ihn geschehenen Fragen mit einer Entschuldigung seiner Unwissenheit, und als ihm eines Tages Jemand entgegnete: „daß ihn der Kaiser dafür bezahle, daß er es wissen solle,“ antwortete er ganz kurz: „der Kaiser bezahlt mich für das, was ich weiß; wollte er mich für das bezahlen, was ich nicht weiß, so reichten alle Schätze des Reichs nicht zu.“ Von ihm sind bekannt *Oeuvres précédées des Mém. sur sa vie.* St. Petersb. et Stras-

bourg 1784. 2 Vol. 4. Sein interessantes Leben ist deutsch von A. B. Kaiser beschrieben worden, Nürnberg 1788. 8. 2te Ausg. — 2. Alexander, ein beliebter Lustspielsdichter unter den Franzosen, der auch dem deutschen Theater mehreres geliehen hat, 3. B. die Jugendjahre Heinrichs V.

Dyer (John), ein englischer Dichter, vorzüglich durch seine Lehrgedichte berühmt. Er war zu Aberglasney 1700 geboren, studirte auf der Westminster-school, ward dann Mahler, und mußte sich in sehr beschränkten Umständen durch diese Kunst forthelfen. Von einer Reise nach Italien kam er kränzlich zurück, legte den Pinsel nieder, widmete sich dem geistlichen Stande (1740), erhielt einige kleine Pfründen und wandte in den letzten Jahren seines Lebens seinen Fleiß vorzüglich auf das durch seinen Stoff verrufene Lehrgedicht über die Wollc (the fleece. London 1754). Am meisten aber schätzte man seine poetische Beschreibung des Grongarhügels (Grongar Hill 1227), welche Denham Coopershill durch ungesuchte Gedanken, Wärme des Gefühls, reizende Naturmalerei und sanfte Anmuth des Styls weit übertrifft. Dieses lyrische Landschaftsgemählde erreichten bei weitem nicht seine ruins of Rome (1740). Er starb 1758. Seine Gedichte sind London 1757. 8. erschienen.

Dyck (Anton von), einer der ersten Meister der von Rubens gestifteten flandrischen Schule, zu Antwerpen 1599 geb. und Schüler Rubens, den er in der Portraitmalerei noch übertraf, ohne ihn doch in seinen historischen Stücken zu erreichen. Dieser rathete ihm auch, nach Italien zu gehen, um des Titian Werke zu studiren. Hier hielt er sich lange in Genua auf, und brachte es so weit, daß man ihn nachher den König der Portraitmalerei nannte. Seine Portraits führte er bis auf die Kleidung sehr fleißig aus. Vorzüglich aber werden seine Köpfe und Hände geschätzt, sie sind voll Natur, Geist, Feuer und Leben, sein Colorit voll treffender Wahrheit. Nach seiner Zurückkunft arbeitete er für mehrere Fürsten, z. B. an dem Hof des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, machte dann eine Reise nach Frankreich, ging darauf nach England, wo er von Carl I. sehr geehrt lebte und den königl. Palast und andere öffentliche Orte mit seinen Bildern ausschmückte, späterhin aber ein wenig flüchtiger arbeitete, da er die Tochter eines Grafen Gorre geheirathet hatte, und einen fürstlichen Aufwand machte. Er starb auch zu London am Podagra 1641.

Dynamik, auch wohl Mechanik genannt, ist diejenige mechanische Wissenschaft, welche die Bewegung (sowohl frei fliegender Körper als auch solcher, welche durch Maschinen bewegt werden) nach ihren höchsten Principien, welche in der Kraft der Körper liegen, untersucht. Sie ist überaus wichtig, sowohl für die Naturkunde, als auch für die Künste und das practische Leben. Galilei hat sie zuerst gegründet; nach ihm haben sie vorzüglich Leibniz, Newton, J. Bernoulli und Euler vervollkommenet. Dynamisch in der kantischen Philosophie wird dem Mathematischen entgegengesetzt, und man versteht darunter, was sich bloß mit dem Daseyn eines Dinges und den Ursachen desselben, ohne Rücksicht auf seine Größe (in der Anschauung) beschäftigt; oder wobei bloß auf den Grund seines Daseyns gesehen wird, z. B. dynamische Verknüpfung (Synthesis), welche nicht durch die Anschauung einer gleichartigen Größe, sondern durch ein dynamisches Verhältniß, d. i. ein in den Dingen, Grundgesetz der Anschauung, beruhendes Verhältniß der Inhärenz,

Consequenz oder Wechselwirkung bestimmt wird; dynamische Gemeinschaft, d. i. Wechselwirkung der Kräfte eines Dinges und gegenseitiger Einfluß. In der Naturwissenschaft setzte Kant die dynamische Ansicht der Natur der atomistischen entgegen (s. Atomen). Letztere erklärt alles aus der Masse, und selbst die Bewegung aus der Undurchdringlichkeit absolut harter und starrer Grundkörperchen. Dagegen wurde die kantische Lehre von der Causalität aller Bewegung durch ursprüngliche und ausdehnende Kräfte der Materie Dynamik genannt. Die dynamische Ansicht vieler neuern Philosophen hat bei ihren Erklärungen die Masse größtentheils übersehen und alles aus bloßen Kräften zusammenstellen wollen. Die wahrhaft dynamische Ansicht, oder ein dynamisches System der Natur verbindet beides, ungeachtet sie eine Einheit der Kraft und Materie in den Wirkungen der Natur oder in den Naturerscheinungen anerkennt, als Folge einer bildenden Kraft der Natur, welche in Beziehung auf den thierischen Körper das Lebensprincip heißt. Dynamisten heißen diejenigen, welche die Erscheinungen aus einem solchen Principe herleiten. Endlich wird in der Naturwissenschaft selbst die dynamische Wirkungsart der Natur, z. B. in Licht und Schall, der mechanischen (durch Berührung) und der chemischen (durch Verbindung und Trennung der Bestandtheile eines Körpers) entgegengesetzt.

Dynast, 1. ein Fürst überhaupt, bei den Alten auch Despot; 2. ein Freiherr, Reichsbaron des Mittelalters. Die Dynasten stammten zum Theil aus fürstlichen Häusern ab; sie hatten Sitz und Stimme auf dem Reichstage, und besaßen ihre Herrschaften mit völliger Landeshoheit. — Dynastie, eine Herrscherfamilie, eine Reihe von Herrschern von einem und demselben Geschlecht; auch die Herrschaft selbst. (Vergl. Legitim, Legitimität.)

E.

E bezeichnet in der Musik die dritte Klangstufe der heutigen diatonischen Tonleiter und macht von C, welches Intervall als die erste gilt, die große Terze aus. Auf den preussischen Münzen bedeutet dieser Buchstabe die Münzstadt Königsberg; auf den österreichischen Karlsburg in Siebenbürgen, und auf den französischen Tours. Als Abbraviatur bedeutet es im Deutschen Ein, Edler, Euer, Excellenz, Eminenz 2c.

Ebbe und Fluth ist die merkwürdige Bewegung des Meeres, vermöge deren das Wasser desselben täglich zweimal zu bestimmten Zeiten steigt und fällt. Das Steigen wird die Fluth, das Fallen die Ebbe genannt. An den Küsten strömt es während der Fluth gegen die Ufer, zur Zeit der Ebbe aber von den Ufern hinweg. Daher wird durch das heraufsteigende Wasser ein ansehnlicher Theil der niedrigliegenden Seeküsten bedeckt, und das Fließen der Ströme nicht nur an ihren Mündungen, sondern auch eine ansehnliche Strecke heraufwärts gehemmt. Während der Ebbe erhalten dagegen die Ströme ihren völligen Ausfluß wieder. Das Steigen sowohl als das Fallen erfolgt allmählig. Die größte Höhe erreicht es ungefähr 6 Stunden 12 Minuten nach der Zeit, in welcher es die

größte Tiefe hatte, und eben so umgekehrt. Ebbe und Fluth folgen also ungefähr von 6 zu 6 Stunden regelmäßig auf einander. In den großen und tiefen Meeren, besonders in heißen Erdstrichen, steht das Wasser in solchen Gegenden, wo nicht Nebenumstände die Sache ändern, am höchsten, etwa 3 Stunden darauf, nachdem der Mond durch den Mittagkreis des Orts gegangen ist. Diesen höchsten Stand nennt man hohe und volle See. Wenn das Wasser einige Minuten gestanden hat, fängt es an, westwärts wieder abzulaufen. Nach dem Ablaufen (Ebbe), das 6 Stunden dauert, erreicht das Wasser seinen niedrigsten Stand, welcher die tiefe See heißt. Er dauert ebenfalls nur einige Minuten, worauf das Wasser wieder von Osten herzuströmt. Dieses wechselsweise Steigen und Fallen dauert unaufhörlich fort, doch mit dem Unterschiede, daß die hohe Fluth den folgenden Tag um 49 Minuten später, als am vorhergehenden eintritt, so wie auch der Mond jeden Tag um 40 Minuten später durch den Mittagkreis geht. An solchen Orten, wo die Bewegung des Wassers nicht durch Inseln, Vorgebirge, Meerengen u. c. gehindert wird, zeigt die Ebbe und Fluth drei regelmäßige Veränderungen: eine tägliche, monatliche und jährliche, deren nähere Auseinanderlegung uns aber hier zu weit führen würde. Aus allen Erscheinungen ergibt sich, daß Ebbe und Fluth von dem Einfluß des Mondes und der Sonne auf unsern Erdkörper herrühren. Dies erkannten schon die Alten, deren Kenntniß aber noch nicht so vollständig seyn konnte, wie die unsrige jetzt, seit man sie an allen Orten des Meeres beobachtet hat, während sich ihre Beobachtungen meist nur auf das mittelländische Meer erstreckten, wo Ebbe und Fluth bei weitem nicht so bemerkbar sind, wie in andern Meeren. Unter den Neuern stellten Galilei, Descartes, Kepler, Newton und viele Andern verschiedene Hypothesen auf, die aber nicht alle Erscheinungen derselben vollständig erklärten. Daniel Bernoulli, Euler und La Lande haben endlich durch ihren Scharfsinn diesen Mängeln abgeholfen, und diese Phänomene mit allen dabei vorkommenden Umständen so genügend erklärt und auseinander gesetzt, daß nichts zu wünschen übrig blieb. Sie haben aus dem Gesetze der Gravitation bewiesen, daß wenn eine Kugel von beträchtlicher Größe, die mit einer dünnen Lage eines flüssigen Wesens umgeben ist, in allen ihren Theilen gegen einen äußern Punkt oder Körper gravitirt, die sie umgebende Flüssigkeit die Kugelgestalt verlassen und die Form eines elliptischen Sphäroids annehmen muß, dessen Asche gegen den anziehenden Körper gerichtet ist. Je näher nun der Mond der Erde ist, desto größer muß auch seine Wirkung auf Ebbe und Fluth seyn, und eben dieses gilt von der Sonne; denn die Schwere des Wassers gegen diese Körper wächst in demselben Verhältniß, in welchem das Quadrat ihres Abstandes von der Erde abnimmt. Die Trägheit des Wassers und die Umdrehung der Erde verspäten nicht nur die Fluth, sondern vermindern auch ihre Höhe.

Ebenbaum. Mehrere Bäume führen diesen Namen, z. B. der bekannte Bohnen- oder Linsenbaum (*Cytisus laburnum*), der westindische Aspalath (*Aspalathus ebenus*). Auch ein gewisser, drei bis vier Fuß hoher Strauch, der in Creta wächst, und von einigen Systematikern zu dem Geschlechte der Wollbäume (*antyllis*), von Andern zu einem besondern (*Ebenholz, ebenus*) gerechnet wird, führt diese Benennung. Aber keiner von allen diesen Bäumen liefert das pechschwarze, schwere, feine und feste Holz, welches gewöhnlich durch

den Zusatz **echtes Ebenholz** unterschieden wird. Der Baum, von dem dieses berühmte Holz kommt, ist lange unbekannt geblieben, und man hat noch bis jetzt keine völlig gewissen Nachrichten davon. Doch versichert man, daß nur der innere Kern das im Handel vorkommende Ebenholz gebe, und daß das äußere Holz, der Splint, weiß und schwammig sey. Er soll übrigens eine weiße Rinde, breite Blätter, wohlriechende Blüthen und essbare, den Misteln ähnliche Früchte haben. Die beste Sorte Ebenholz soll auf Ceylon wachsen; es wird aber auch ein sehr schwarzes von Madagascar und der afrikanischen Küste nach Europa gebracht. An Schwere soll das schwarze Ebenholz alle bekannten Holzarten übertreffen. Es hat einen heißen Geschmack, und angezündet einen sonderbaren, aber nicht unangenehmen Geruch. Ehemals brauchte man dieses Holz als ein auflösendes schweistreibendes Mittel. Den stärksten Gebrauch machen davon die Ebenisten und Tischler zum Furniren. Das sogenannte cretische Ebenholz kommt von dem oben erwähnten Strauch. Es hat auf dem olivenfarbenen Grunde schöne braune Adern, und sieht folglich nicht schwarz aus. Seine Härte ist außerordentlich, und daher nimmt es auch unter dem Meißel auf der Drehbank eine treffliche Politur an. Es werden daraus allerlei musikalische Instrumente verfertigt.

Eberhard (Johann August), gehört unter die Männer, deren Verdienste größer sind, als ihr Ruhm. Er wurde den 31sten August 1739 zu Halberstadt geboren. Hier erhielt er seinen ersten Unterricht, und ging 1756 nach Halle, um sich dem theologischen Studium zu widmen. Er kehrte 1759 in seine Vaterstadt zurück und wurde Hauslehrer des Sohnes des Freiherrn von der Horst. Im August 1763 wurde **Eberhard** Conrector und zweiter Prediger an der Hospitalkirche, wobei sein voriges Verhältniß mit von der Horst fort dauerte. Aber noch in demselben Jahre legte er seine Aemter in Halberstadt nieder und begleitete seinen Gönner nach Berlin, wohin dieser als Präsident der churmärkischen Kammer berufen worden, und blieb mehrere Jahre bei ihm, auch nachdem derselbe 1766 Staatsminister geworden war. Die Verbindung mit dieser Familie hatte auf **Eberhards** wissenschaftlichen, geistigen und geselligen Charakter einen höchst vortheilhaften Einfluß. Hier fand er eine ansehnliche Bibliothek, Muße und Selbststudium, Umgang mit gebildeten Geschäftsmännern und Privatpersonen, wodurch er die Fertigkeit erlangte, sich anständig und lebhaft auszudrücken, und sich eine Schreibart zu eigen machte, die nachher vielen seiner Zeitgenossen ein rühmliches Muster wurde. In Berlin wurde er mit **Nicolai** und **Mendelssohn** bekannt, und bald entstand unter ihnen die engste Freundschaft. Seines künftigen Fortkommens wegen trat er nach zwei Jahren in den Predigerstand zurück, und wurde Prediger bei dem berlinischen Arbeitsause. Sein Gehalt bei dieser Stelle war sehr gering. Er hoffte, in Berlin zu bleiben, und schrieb um diese Zeit seine neue Apologie des Sokrates. Den Anlaß zu diesem Werke gaben ihm die Angriffe des Predigers **Hoffstedt** in Amsterdam, in seiner Beurtheilung des **Belisars** von **Marmontel**, auf die Tugend und Seligkeit der vortrefflichsten Männer des Alterthums. Dieses Werk erhielt den Beifall einsichtsvoller und edler Männer in Deutschland und im Auslande, es wurde aber auch von Vielen für anstößig gehalten, daß ein Prediger auf solche Art über Religionsfachen philosophirte. Dies Vorurtheil hatte für ihn so ernste Folgen, daß er auf eine bessere Anstellung in Berlin nicht weiter rechnen durfte. Er

nahm daher im Jahr 1774 die Predigerstelle zu Charlottenburg an. Aber auch dabei legte ihm Cabale Schwierigkeiten in den Weg; zuletzt aber wurde er durch einen ausdrücklichen Befehl Königs Friedrich II. eingesetzt. Hier blieb er nicht lange, sondern nahm im Jahr 1774 die durch G. F. Meiers Tod erledigte Stelle eines Professors der Philosophie zu Halle an. Er verwaltete das Lehramt mit aller Treue, und gab zum Behuf seiner Vorlesungen verschiedene Lehrbücher heraus. Eberhard wurde im Jahr 1786 in die berlinische Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Im Jahre 1778 heirathete er eine geborne Conrad. Diese Ehe ist ohne Kinder geblieben. Er starb den 6ten Januar 1809 im seinem noch nicht geendigten siebzigsten Jahre. Deutschland verehrt ihn als einen scharfsinnigen Weltweisen, und zugleich als einen angenehmen und unterhaltenden Schriftsteller. Nicht nur in der strengeren Methode eigentlicher Lehrbücher, wovon seine Sittenlehre der Vernunft, seine Vorbereitung zur natürlichen Theologie, seine Theorie der schönen Künste und Wissenschaften, und seine Geschichte der Philosophie Beweise sind, sondern auch in der fortlaufend abhandelnden Form, und in der mit Unterhaltung verbundenen Belehrung und Ueberführung des Verstandes ist er trefflich und musterhaft. Seine Apologie des Sokrates, sein Amynstor und sein Handbuch der Aesthetik sind classisch in dieser Hinsicht, und durch seinen Versuch einer allgemeinen deutschen Synonymik übertraf er alles, was bisher hierin geschehen war.

Eberhard, im Bart, der erste Herzog von Württemberg. Die beiden Brüder, Ludwig, der ältere genannt, und Ulrich, der Vielgeliebte, Grafen von Württemberg, hatten die schönen Besizungen, welche von ihm Ahnherrn seit zwei Jahrhunderten erworben waren, im Jahr 1442 unter einander getheilt. Zu Ulrichs Antheil gehörte hauptsächlich das württembergische Unterland, und seine Linie heißt die von Neufen; Ludwig dagegen besaß neben einem kleinern Theil des Unterlands alles das, was auf der Alp und dem Schwarzwald württembergisch war, und er und seine beiden Söhne werden in der württembergischen Geschichte durch den Namen der Uracher Linie bezeichnet. Diese Söhne sind der jüngere Ludwig, und Eberhard, späterhin mit dem Beinamen im Bart, oder der ältere, der erste; ihre Mutter war Mechtilde, eine geborne Pfalzgräfin am Rhein. Der Vater starb schon im Jahr 1450, in seinem besten Mannsalter, und die Mutter verheirathete sich zum zweitenmal an einen Erzherzog von Oesterreich. Die beiden noch unmündigen Söhne blieben in Urach, dem Sitz ihrer Familie, zurück; und wurden hier mit einander erzogen. Es war vorauszusehen, daß Ludwig, welcher an der Epilepsie litt und sonst schwächlich war, nicht lange leben würde; wirklich starb auch er schon im Jahr 1457, und so ging das ganze Uracher Erbe an seinen Bruder Eberhard über. Er ist, dieser Eberhard, wegen seines persönlichen Charakters so gut, als wegen dessen, was er wirkte, und was unter ihm geschah, einer der ausgezeichnetsten württembergischen Regenten; unendlich viel verdankt ihm das gute Land, unendlich viel das erhabene Haus Württemberg. Eberhard wurde geboren am 11ten Dec. des Jahrs 1447. Es war wohl die Schwächlichkeit des jüngern Ludwigs, so wie der zarte Körperbau Eberhards selbst, wodurch ihr Vater veranlaßt wurde, daß er noch sterbend den Befehl gab, man solle sie kein Latein lernen lassen. Er fürchtete vom vielen Sigen Nachtheil für ihre Gesundheit. Sein Befehl ward treulich gehalten und Eber-

hard wuchs auf ohne alle bessere Bildung; Leibesübungen, Reiten, Jagen, das Erlernen des Gebrauchs der Waffen, waren seine einzigen Beschäftigungen; kaum daß man ihn noch lesen und schreiben lehrte. Beim Tod seines Bruders war er erst 12 Jahre alt, und er bedurfte eines Vormundes; sein Oheim Ulrich wollte sich dieses Geschäftes wieder annehmen, wie er es zur Zeit der Minderjährigkeit des jüngern Ludwigs gethan hatte; allein die Rätthe und Ritter in Urach, wahrscheinlich durch Mechtilde und ihren Bruder, Friedrich den Siegreichen von der Pfalz, den Feind Ulrich's, veranlaßt, machten ihm unerwartete Schwierigkeiten. Man kam darauf zu Ausgleichung der Sache in dem Eberhard'schen Städtchen Leonberg zusammen, und bei dieser Gelegenheit geschieht einer württembergischen Landschaft zum erstenmal Erwähnung. Auch Eberhards Landschaft, das ist, Abgeordnete seiner Städte, erschienen daselbst, und ihnen verdankte wohl Ulrich die wiedererhaltene Vormundschaft. Noch wurde ausgemacht, daß in schweren Fällen, die während der Vormundschaft einträten, auch sieben aus ihrer Mitte zu Rath gezogen werden sollten. Jedoch schon nach zwei Jahren ging sie zu Ende. Die Verhältnisse zwischen Ulrich und Friedrich dem Siegreichen hatten sich seit dieser Zeit immer unangenehmer verwickelt; jener war auf dem Punkt, nebst einigen Bundesgenossen, in offenbaren Krieg mit diesem und Herzog Ludwig von Baiern zu gerathen, und sicher ging er damit um, auch seinen Mündel für sich und seine Partei darein zu verpflichten. Schnell beschloßen Friedrich und Eberhards Mutter, die dies voraus sahen, der ganzen Vormundschaft ein Ende zu machen; Eberhard, obschon noch nicht ganz 14 Jahre alt, sollte die Regierung selbst antreten; und weil zu denken war, daß Ulrich es zu verhindern suchen werde, gab man jenem unter die Hand, er solle dem Oheim durchgehen. Wirklich begab er sich zu seiner Mutter nach Rothenburg; ferner zu dem Markgrafen Carl von Baden, und von hier aus schrieb er seinen Unterthanen, daß ihre Regierung nun seine Sache sey; im 14ten Jahre sey auch sein Bruder für mündig und fähig zur Regierung erklärt worden. Ulrich sträubte sich zwar Anfangs dagegen; allein was konnte er machen? Die Städte Eberhards, auch diesmal von beiden Parteien bearbeitet, entschieden sich für den angeborenen Herrn; sie mochten sich vor dem Krieg fürchten, der für Ulrich bald so verderblich wurde. So trat Graf Eberhard die Regierung an, gegen Ende des Jahrs 1459. Aber kaum war es geschehen, als sich die Umstände auch für sein Württemberg so gestalteten, daß ihnen der 14jährige Jüngling nicht gewachsen, sondern ein erfahrener Mann nöthig zu seyn schien, welcher flug und mit fester Hand den Zügel des Staats zu halten mußte. Rings um Württemberg loderte die Flamme eines verderblichen Kriegs; der Markgraf Albrecht von Brandenburg, der Markgraf von Baden, Graf Ulrich und andre Fürsten befehdeten in des Kaisers und des Reichs Namen, nicht ohne persönliche Erbitterung, mit aller ihrer Macht Friedrich den Siegreichen von der Pfalz und den Herzog Ludwig von Baiern. Auch ihn suchte man gegen sie zu bewaffnen; gütliche Aufforderungen ergingen an ihn und ernstliche Befehle des Kaisers; durch angetragene Reichshauptmannschaften suchte man ihn zu locken. Man darf annehmen, daß er in diesem mißlichen Zeitpunkte ganz der flugen Leitung seiner Mutter folgte, welche alles so zu wenden verstand, daß er weder zu viel, noch zu wenig that, mit keiner von beiden Parteien es verdarb, und im Nothfall gerüstet dastand. Zwar mußte er endlich dem Herzog von Baiern seinen Fehdebrief zuschicken, und Mann-

schaft gegen ihn ins Feld stellen; aber sie war nicht zahlreich, und dem abgesandten Gebühbrief lag ein andrer an den Herzog bei, welcher entschuldigte, wie es dem Grafen unmöglich gewesen, den Befehlen des Kaisers sich länger zu entziehen; mit dem Oheim Ulrich fand er sich ab, daß er ihm mit aller Macht zu Hülfe zu ziehen versprach, wenn er in seinem Lande angegriffen würde; Krieg gegen Friedrich, den Bruder seiner Mutter, ward ihm wohl vom Kaiser selbst nicht zugemuthet. Ulrich gerieth endlich im J. 1462 in pfälzische Gefangenschaft, und er und sein Land mußten sich manches harte Opfer gefallen lassen, während Eberhard mit dem Seinen unversehrt durchkam, und sein Benehmen ihm Ehre und Achtung von andern eintrug. Vom Kaiser selbst ward ihm, noch ehe er 17 Jahre alt war, die Stelle eines Kammerrichters bei dem kaiserlichen Hofgerichte angetragen, welches in Schwaben errichtet werden sollte. Minder lobenswürdig ist das übrige Benehmen Eberhards in diesem ersten Zeitraum seiner Regierung. Feuerig und lebhaft, wie er war, überließ er sich ganz den Aufwallungen seiner jugendlich brausenden Sinnlichkeit. Man hatte ihn nicht gelehrt, sich selbst zu beherrschen; was mochte ihn jetzt zurückhalten, da kein Vormund, da Niemand mehr ihn beschränkte? In Eaus und Braus wurde gelebt; Tage und Nächte mit Jagd und Vogelfang zugebracht; Schwelgen und Zechen war seine Wonne; was trieb er nicht in seinen Nonnenklöstern? — Allein ehe zehn Jahre verflossen, war er ein ganz anderer geworden, und diese gänzliche Umänderung scheint nicht Folge von Erschöpfung, sondern sie ging aus seiner noch kraftvollen Seele aus, in welcher das Natürlichgute sich immer lebendiger und kräftiger regte, und allmählig die Oberhand über die bösen Fertigkeiten seiner Jugend gewann. Wenn äußerer Einfluß auf ihn wirkte, und das erwachende Bessere unterstützte, an wen ließ es sich eher denken, als an seine von ihm hochgeachtete Mutter Mechtilde? — Von nun an benahm er sich als rechtschaffener und gesetzter Mann; er ward guter Regent, der es väterlich mit seinen Unterthanen meinte, und aufs beste für sie zu sorgen suchte; mit Verstand und Talent dazu hatte die Natur ihn reichlich ausgestattet. Daneben hielt er streng auf Ordnung; und benutzte selbst die Erfahrungen seiner ausgelassenen Jugend zu ihrer Herstellung. Er arbeitete selbst und viel; hielt auf die Ehre seiner Familie, und benahm sich stets bieder gegen den Oheim Ulrich und dessen Edhne. Nicht Ursache dieser Sinnesänderung, sondern eher Folge von ihr war die Reise, welche Eberhard im J. 1468 nach Palästina unternahm. Es mag seyn, daß die Erzählungen einiger Ritter an seinem und seiner Mutter Hofe, welche selbst dort gewesen, den ersten Gedanken daran bei ihm erweckten, daß das Abentheuerliche der Reise selbst den unternehmenden Jüngling reizte — allein noch mehr trug dazu bei sein wegen der Jugendsünden erwachtes Gewissen. Wie konnte er auch nach den Ansichten seiner Zeit, und in ihnen war Eberhard befangen, besser abbüßen, denn dadurch? Seine Mutter, die lange nicht eingewilligt hatte wegen der damit verbundenen Gefahren, gab endlich nach, und ausgerüstet mit dem Segen der Kirche durch den Abt von Herrenalb machte er sich den 10ten Mai 1468 auf den Weg. Ueber 3 Wochen verweilte er in Palästina, sah mit Rührung die merkwürdigen Orte, und wurde nebst seinem Gefolge am heiligen Grabe zum Ritter geschlagen. Auf dem Rückweg durchzog er von Neapel an die Länge Italiens, hielt sich einige Zeit dort und in Rom auf, und am 2ten Nov. lag er wieder auf den Knien in der Karthause zu Güterstein bei Urach, von der er

zur Reise ausgegangen. Ohne vorher nach Urach zu gehen, eilte er nach Rothenburg zu seiner sehnlich harrenden Mutter, und er selbst war es, der ihr die erste Nachricht von seiner glücklichen Heimkehr überbrachte. Es ist eine Freude anzusehen, wie ihn nun alles mit Geschenken überhäufte; nicht nur seine Verwandten, seine Prälaten, seine Städte, sondern auch Fremde, auch die benachbarten Reichsstädte, als hätte er Segen für sie alle aus dem heiligen Lande mit gebracht. Es wäre eine falsche Vorstellung von Eberhard und seinem Charakter, wenn man, von dieser Andachtsreise ausgehend, ihn als einen Mann sich dächte, dessen Sinn sich nun den übrigen menschlichen Verhältnissen mehr und mehr verschlossen habe, während sein Gemüth gänzlich in Religion versank, und dem es hauptsächlich darum zu thun gewesen, durch Uebungen und Ceremonien früher begangenes Unrecht wieder gut zu machen. Allerdings war er mit ganzer Seele dem religiösen Glauben seiner Zeit zugethan, aber fest bestand er auf seinen Regentenrechten gegenüber von der Kirche; und wie durch Religion seine sittliche Kraft zu vollkommenerer Ausbildung gedieh, so bildete sich zugleich die intellectuelle in ihm, und es ist merkwürdig, daß in einem Mann, der ohne alle bessere Cultur aufgewachsen war, so lebhaftes Interesse, so reger Sinn für höheres menschliches Wissen entstehen konnte. Ein sprechendes Zeugniß dafür ist die durch ihn geschehene Stiftung der Universität Tübingen, im J. 1477. Er that es nicht, um damit zu prunken, wie so manche aus diesem Grunde die Beförderer der Wissenschaften gemacht haben, sondern aus wahrhaftem Eifer für die Sache selbst; schon die erste spärliche Einrichtung derselben, wobei alles nur auf das Bedürfniß berechnet war, spricht ihn frei vom Verdacht dieser Eitelkeit. Er selbst fühlte ein Bedürfniß weiterer Ausbildung des Geistes in sich, fühlte es so schmerzlicher, je ärger er in seiner Jugend vernachlässigt worden war, und hiezu wollte er seinen Württembergern Gelegenheit verschaffen. Daher foderte er seinen Oheim Ulrich auf, mit ihm für die beiderseitigen Unterthanen gemeinschaftliche Sache zu machen, und als dieser die Theilnahme abschlug, that er für sich allein, was in seinen Kräften war. Von nun an verlebte er auf seiner hohen Schule manchen angenehmen Tag im Umgange mit Lehrern, die er hochachtete, und durch deren Unterhaltung er für seine eigene Bildung sogar bis in sein späteres Alter immer noch zu gewinnen suchte. Mit ihnen besprach er sich freundschaftlich über Gegenstände, die ihm wissenswerth schienen; durch sie ließ er sich die Alten, vorzüglich die historischen Schriftsteller, in die Muttersprache übersetzen; in ihrer Gesellschaft fand er nicht nur die Belehrung, die er wünschte, sondern auch die angenehmste Erheiterung. Noch bedeutender, als durch die Stiftung der Universität, wurde Eberhard für Württemberg durch das, was unter ihm und seiner Leitung für die Bildung der württembergischen Verfassung geschah; durch die Wiedervereinigung der beiden Hälften des Landes, und durch die unter ihm geschehene Erhebung des Ganzen zum Herzogthum; 3 Punkte, deren jeder für sich allein von großer Wichtigkeit ist, und welche alle in genauester Verbindung unter einander stehen. Durch die unglücklichen Folgen, welche jener Krieg mit der Pfalz für Ulrich gehabt hatte, kamen die Grafen zur Ueberzeugung, daß es höchst vortheilhaft für beide Theile seyn würde, wenn sie fester, als bisher, zusammenhielten. Und wirklich sind noch mehrere Verträge vorhanden, durch welche sie sich bald darnach aufs engste und genaueste mit einander vereinigten. Gegen alle Feinde wollten sie sich einander beistehen, selbst den Papst und den Kaiser nicht aus-

genommen, und nicht nur sie selbst unterschrieben diese Bündnisse, sondern auch ihre Städte mußten sie unterschreiben. Die Württemberger beider Theile sollten sich wieder als Eins betrachten lernen, und es war ihnen, je nachdem ein Fall eintrat, eben durch jenes Unterschreiben eine Stimme gegen die Grafen selbst eingeräumt. Diese genaue Verbindung der beiden Linien war, hauptsächlich durch Eberhards Verdienst, von sehr heilsamer Wirkung, bei den wichtigen Geschichten, welche in Ulrichs Familie von Zeit zu Zeit vorsielen. Ulrich hatte 2 Söhne, Eberhard, durch den Beinamen des jüngern von dem Unfern unterschieden, und Heinrich. Damit seine Hälfte von Württemberg nicht auf Reue getheilt würde, sondern als Ganzes beisammen bleiben möchte, bestimmte er seinen 2ten Sohn Heinrich für die Kirche. Schon war derselbe Coadjutor von Mainz; er hatte die sicherste Aussicht auf die Nachfolge zum Erzsitz selbst, als an seinem unruhigen Kopf und ungeistlichen Sinn auf einmal der ganze Plan scheiterte. Er wollte durchaus auch seinen Antheil am Erbe des Vaters bekommen; war voll Grolls auf Vater und Bruder, dem er aufgeopfert werden sollte; ging vielleicht sogar damit um, den Vater selbst von der Regierung zu verdrängen. In dieser Noth wandte sich Ulrich an den Vetter in Urach, und der trat ins Mittel. Um weitere Theilungen zu verhüten, entschloß sich Eberhard, seine Grafschaft Mömpelgard gegen eine angemessene Geldentschädigung an Heinrich abzutreten; als man darüber eins war, ritten Ulrich und seine Söhne zu ihm nach Urach, wohin auch Städteabgeordnete aus beiden württembergischen Landestheilen beschieden waren, und hier kam dann ein feierlicher Vertrag zu Stande, der für die Zukunft die Erbfolge in Württemberg bestimmte. Heinrich wird ein für allemal mit Mömpelgard abgefertigt; Ulrich und Eberhard behalten jeder seine Hälfte von Württemberg, so lange sie leben; stirbt Eberhard ohne männliche Erben, so folgt ihm Ulrich oder sein Sohn Eberhard; und der Uracher Eberhard ihnen, wenn, außer Heinrich und seiner Familie, kein männlicher Nachkomme von ihnen vorhanden wäre. Dieser und seine Familie bleiben in diesem Fall auf Mömpelgard beschränkt, und erst wenn alle männliche Nachkommenschaft der Eberharden ausgestorben, treten sie als Erben ein; erlöscht endlich der ganze Mannstamm, so erben die Töchter des letztverstorbenen Grafen. — Nicht nur die Grafen selbst, sondern auch ihre Städte und Ämter unterschrieben und versiegelten diesen Vertrag, wohl darum: sie sollten darüber wachen, des Falls dieser oder jener Graf stürbe, dem Vertrag genau nachgelebt und das Theilen verhindert würde; und ihr Vortheil erheischte, daß sie wachten. — Somit legte dieser Vertrag den ersten Grund zur wirklichen Wiedervereinigung Würtbergs, deren Idee schon in jenen Bündnissen sichtbar ist, und der Landschaft war ein bedeutenderer Einfluß auf einzelne Angelegenheiten des Staats und des Regentenhauses geseglich dadurch verstattet. Kaum hatte man sich Ruhe vor Heinrich verschafft, als ähnliche Verdrüßlichkeiten zwischen Ulrich und seinem ältern Sohn zum Ausbruch kamen. Dieser Eberhard, nicht gerade ein Mensch von schlechtem Herzen, aber sehr schwach und lächerlich, und der leichtsinnigste Verschwender, fing an seinen Vater zu meistern, und wollte ihm Haushaltungsgesetze vorschreiben, damit er selbst desto mehr zu vergeuden hätte! Diese Händel dauerten lange und der alte Ulrich ward endlich so aufgebracht über das heillose Benehmen seines Sohns, daß er ihm selbst einen gewaltsamen Tod wünschte, nur um Frieden und Ruhe vor ihm zu bekommen. Der ältere Eberhard vermittelte wieder, und da er wußte, daß ihre

zerrütteten Finanzen hauptsächlich Schuld am Unfrieden waren, so suchte er in diese etwas mehr Ordnung zu bringen. Er zog Ulrichs Landschaft herbei; ihr sollte man anzeigen, was bei des alten Grafen Haushalt jedes Jahr erspart würde, und sie um einen Beitrag zu dem Ersparten bitten, daß mit diesem Geld die entferntesten Schulden, und welche den meisten Bucher gäben, bezahlt würden. Man sieht bei dieser Gelegenheit das Recht der Selbstbesteuerung zum erstenmal vom württembergischen Volk ausgeübt, und nicht nur die beiden Grafen, Vater und Sohn, sondern auch Ulrichs Städte versprachen, so viel an ihnen sey, diesem Vergleich nachzukommen. Ulrich starb endlich im J. 1480, nachdem er vorher seinem Sohn die Regierung abgetreten hatte. Die zwei Hälften Württembergs wurden nun von den beiden Eberharden regiert, dem ältern, von welchem wir seither erzählt, und dem jüngern, Ulrichs Sohn. Der Charakter des jüngern Eberhards und sein ganzes Benehmen berechtigt zu der Annahme, daß nothwendig ihm das Geschäft der Regierung entleidet seyn mußte, vorzüglich wenn ihm auch noch seine Gläubiger gehörig zusetzten. Auch war ein Zeitraum von nicht ganz drei Jahren hinreichend, diesen Ueberdruß zu bewirken. Im Jahr 1482 entschloß er sich freiwillig, und wie es scheint, aus eignem Antrieb, die Regierung seines Antheils von Württemberg an seinen Vetter, den ältern Eberhard, abzutreten. Dieser war ohne Zweifel voraus nicht dagegen, weil er den Sohn Ulrichs kannte; eine ganze Hälfte von Württemberg stand auf dem Spiel; durch Schulden und Veräußerungen ging sie verloren, wenn er nicht ins Mittel trat. Nachdem die beiden Vettern wegen der Hauptpunkte übereingekommen, wurde sofort die Landschaft von ganz Württemberg nach Münsingen zusammenberufen, auf den 13ten Dec. 1482. Hier wurde durch den feierlichsten Vertrag alles württembergische Eigenthum, selbst Wimpelgard nicht ausgeschlossen, welches Heinrich kurz vorher gegen Zahlung einer bestimmten Geldsumme seinem Bruder überlassen hatte, wieder in eine Masse zusammengeworfen, und sollte auf ewige Zeiten Eins bleiben. Der ältere Eberhard war Regent des Gesammten, und der jüngere sein Nachfolger; und nach diesem sollte stets der älteste Graf von Württemberg als Regent folgen, mochte er nun vom ältern oder jüngern Eberhard abstammen. Heinrich und seine Linie traten erst wieder in die Erbfolge nach dem Aussterben der Ihrigen. Hof und Kanzlei wollten sie gemeinschaftlich zu Stuttgart haben; Stuttgart empfahl sich, weil es gelegner war und mehr Raum hatte, als irgend eine von den Städten der Urachischen Linie. Der jüngere Eberhard ließ sich jährlich eine Summe Geldes zahlen und wollte nichts von der Regierung; doch sollte in wichtigen Sachen nichts ohne ihn, namentlich keine Veräußerung geschehen, und er auch sonst bei laufenden Geschäften anrechnen dürfen. Wenn sie wegen einer Veräußerung nicht ins Reine mit einander kämen, sollte die Sache mit Rath der Prälaten, der Räte und der Landschaft verhandelt, und es also auf ewige Zeiten von allen regierenden Herren von Württemberg gehalten werden. — Auf diese Art wurden die württembergischen Besitzungen nach 40jähriger Trennung wieder vereinigt, und der Einfluß der 3 Stände, der Prälaten, der Ritter und der Landschaft, wuchs mit jedem Schritt dazu, stieg höher mit der Vereinigung selbst. Sämmtliche Städte und Ämter, 56 an der Zahl, versprachen, von den Grafen aufgefodert, daß sie ewig ob diesem Vertrag halten wollten. Wie sich der jüngere Eberhard, der Beschwerclichkeiten des Regierens überdrüssig, und in Hoffnung, seinem Vergnügen so ungestörter leben zu können, ohne reise Ueberle-

gung durch einen schnellen Entschluß seines Landesanteils begeben hatte, eben so schnell reute ihn auch der Schritt wieder. Am meisten trug wohl das unbehagliche Gefühl dazu bei, da nun ohne Ansehen, beinahe einem gewöhnlichen Privatmann gleich, leben zu müssen, wo er früher als Herr gesprochen hatte, und sehnlich wünschte er den Vertrag von Münsingen wieder aufgehoben. Allein der ältere Eberhard war nicht der Mann, welcher Scherz mit sich treiben ließ; wie er selbst streng auf Ordnung hielt, so verlangte er sie auch von andern; es kam zu Verdruß zwischen ihnen; mehrere Versuche, sie auszugleichen, mißlangen durch des jüngern Grafen Schuld, und erst 1485 erfolgte eine völlige Versöhnung und ein neuer Vertrag zu Stuttgart. Der jüngere Eberhard erhielt ein jährliches Einkommen von 3000 Fl., auf einige Städte und Ämter des Landes angewiesen, welche ihm, jedoch unbeschadet des Münsinger Vertrags, auch zu regieren überlassen wurden. Der Friede war von kurzer Dauer. Eberhard der jüngere hielt sich meist im Ausland, am Hoflager Herzog Georgs von Baiern, auf. Er gab, wie immer, mehr Geld aus, als er einnahm; ging damit um, sein Recht auf Württemberg um Geld an Herzog Georg abzutreten; suchte den ihm überlassenen Unterthanen durch harte Mißhandlung Geld auszupressen, so daß der ältere Graf seinem Unwesen mit Gewalt steuern, und ihm die Städte und Ämter wieder abnehmen mußte. Nun klagte er zwar vor aller Welt über das ihm widerfahrne Unrecht; aber alle Welt kannte ihn, und erst nach mehreren Jahren nahm sich der römische König Maximilian aus einer Art von Mitleid seiner an. Der bewerkstelligte einen neuen Vergleich zwischen den beiden Grafen zu Frankfurt, am 30sten Juli des Jahrs 1489. Aber wie nachtheilig war er für den jüngern! Wie hebt er geradezu alles auf, was bisher für die Wiedervereinigung des Landes geschehen war! Der ältere Eberhard bleibt Herr des Ganzen, so lange er lebt; stirbt er vor dem jüngern, so erbt dieser bloß den einst von seinem Vater besessenen Antheil, mit Ausnahme der besten Stadt, Stuttgart, und erbt ihn unter der wichtigen Beschränkung, daß er nichts davon veräußern dürfe. Der andere Eberhard vermacht seine Hälfte von Württemberg welchem Mann aus der Familie er will, namentlich dem Sohn des jüngern, wann ihm noch einer geboren würde; dann darf aber der Vater nicht Vormund seines Sohns seyn. — Auf diese Art war der Münsinger Vertrag und die Einheit des Landes wenigstens, wenn gewisse Fälle eintraten, vollständig wieder vernichtet; dieser Münsinger Vertrag, den die Württemberger so gern als heiliges Grundgesetz anzusehen pflegen. Und was das Wunderbarste ist, die Landschaft, die Stände von Württemberg überhaupt, garantirten auch diesen Vertrag so gut wie jenen von Münsingen und von Urach. Doch der ganze Vertrag war wohl nur eine Drohung für den jüngern Eberhard. Der ältere sah voraus, daß weder er selbst, noch dieser sich Eöhne erzeugen würden, und als Erben des Ganzen hatte er schon Graf Heinrichs Sohn, den jungen Ulrich, vor Augen; noch sicherer konnte er wissen, daß sein Vetter nicht lange ausbleiben würde mit neuen Ansuchen um Aenderung dieser Verordnung. Schon nach 3 Jahren erfolgte eine neue. Der ältere Eberhard war bedeutend krank geworden, und man fürchtete für sein Leben. Da wandte sich der jüngere an seinen Schwager Friedrich von Brandenburg und den Churfürsten von Mainz, um durch ihre Vermittlung Weiteres zu erhalten, als ihm zu Frankfurt bewilligt worden war. Man nennt diesen neuen Vertrag den von Eßlingen, wo er am 2ten Sept. 1492 geschlossen wurde. Sie bestätigten hier wieder, was

sie zu Münsingen verordnet hatten, die Einheit des Landes, und der jüngere Eberhard sollte dem im gesammten Württemberg nachfolgen, aber so beschränkt, als es weder vor noch nach ihm ein Regent von Württemberg gewesen ist. Zwölf Rätthe, 4 Prälaten, 4 von der Ritterschaft und 4 aus den Bürgern, nebst einem Präsidenten vom Adel, wurden ihm an die Seite gesetzt und nach ihrem Willen sollte er regieren. So blieben 20 Jahre; er konnte so wenig sie abschaffen, als sie ernennen. Der ältere Eberhard ernannte sie noch, und war dies nicht bei allen geschehen, oder ging inner dieser 20 Jahre einer aus ihrer Mitte ab, so ergänzten sie sich selbst unter einander. Diese 12 Rätthe mit ihrem Präsidenten waren die eigentlichen Regenten Württemberg's; in wichtigen Dingen mußten sie zwar ihren Herrn zu Rathe ziehen; wenn er aber nicht kam, konnten sie im Geschäfte dennoch fortschreiten. Der junge Ulrich, Graf Heinrichs Sohn, denn er ist nun als Nachfolger genannt, sollte erst in seinem 20sten Jahr die Regierung antreten; bis dahin war also jener Ständeausschuß Regent, und was konnten sie mehr verlangen? Zwar hatte diese Verordnung Eberhard's unglückliche Folgen; allein er handelte dabei in der wohlwollendsten Gesinnung, nach seiner Ansicht und zum Besten seiner Unterthanen, und seinem Vetter, wie er ihn kannte, mußten die Hände gebunden werden. Er genas von dieser Krankheit; denn höherer Glanz sollte, so lang er lebte, und vorzüglich wegen seiner, den Namen Württemberg noch umstrahlen. Kaiser Friedrich III. achtete ihn; noch mehr erkannte seinen Werth dessen ritterlicher Sohn, der römische König Maximilian. Einen Beweis davon gab er, als er ihn im Jahr 1492 durch Erzherzog Philipp, seinen Sohn, zum Ritter des goldenen Vlieses ernennen ließ; einen noch größern im Jahr 1495, nachdem er selbst den Kaiserthron bestiegen hatte. Es war von ihm auf dieses Jahr ein feierlicher Reichstag nach Worms ausgeschrieben worden, auf welchem sich auch Eberhard mit zahlreichem Gefolge einfand. Als der Graf den Kaiser um Belehnung mit seinen Herrschaften und Rechten ansuchte, kam der Kaiser selbst auf den Gedanken, ihm die Würde des Herzogs und die Erhebung der württembergischen Besitzungen zum Herzogthum anzutragen. Allerdings waren diese schon damals von solcher Bedeutung, daß sie eines der ansehnlichern Fürstenthümer Deutschlands bilden konnten. Mehr denn 50 Städte mit ihren Aemtern nannte Graf Eberhard sein Eigenthum; ein zahlreicher Adel hatte sich bis dahin an Württemberg angeschlossen; viele, zum Theil sehr reiche Klöster gehörten zum Land; bei allen Reichsleistungen verhielt sich der Graf von Württemberg gleich den Churfürsten. Eberhard, welchem des Kaisers Vorschlag unerwartet kam, verlangte Bedenkzeit, und nahm darauf das Anerbieten an, aus Pflicht für sein Haus, und wohl auch aus dem Grund, um, was er bisher zum Besten Württemberg's über Untheilbarkeit und Art der Regierung verordnet hatte, vom Kaiser und gesammten Reich feierlich bestätigen zu lassen, und so sein Werk für immer zu sichern. Württemberg sollte für ewige Zeiten ein untheilbares Herzogthum bilden; da von keinem der beiden Eberharde noch Söhne zu erwarten waren, wurde nun die Succession nach dem Recht der Erstgeburt bestimmt. Stirbt die württembergische Familie aus, so fällt das Herzogthum dem Reich als Widdum und Kammergut heim, und der jedesmalige Kaiser ist auch sein Regent. Auf ewige Zeiten bleibt dann, daß die Verwaltung nicht in fremde Hände falle, welche für Württemberg kein Herz hätten, das im Eßlinger Vertrag angeordnete Regiment von 12 Rätthen aus den 3 Ständen Württemberg's. So glaubte

Eberhard auf immer für das Wohl seiner Unterthanen, so wie für die ewige Fortdauer des Staats von Wirtemberg gesorgt zu haben, welchen er und seine Väter errichtet, und dem sie ihren Namen gegeben hatten. Die feierliche Handlung der Erhebung selbst geschah am 21sten Juli. Der neue Herzog erhielt seinen Rang unmittelbar nach den Ältern, vor allen Markgrafen, Landgrafen und andern Fürsten, die nicht Herzoge waren. Nicht nur Eberhards eigne Unterthanen, seine Prälaten und seine Städte, sondern ganz Schwaben nahm freudigen Antheil an seiner Erhöhung. Wie sie ihn beschenkt hatten nach glücklich vollbrachter Wallfahrt zum heiligen Grabe, so jetzt, als er von Worms zurückkam. Und die Freude seiner Unterthanen war so herzlich, je inniger jeder einzelne überzeugt war, wie würdig er sey der ihm widerfahrenen Auszeichnung; je aufrichtiger jeder ihn liebte. War es doch gerade auf diesem Reichstag gewesen, daß er erklärt hatte, als verschiedene Fürsten die Vorzüge ihrer Länder rühmten, er wisse von dem seinen nichts Ausgezeichnetes zu nennen; aber er getraue sich im dichtesten Wald im Schooß jedes seiner Unterthanen sicher zu übernachten. Schon ein halbes Jahr nachher verloren sie ihn; durch die vielen Anstrengungen seines Lebens war sein nie starker Körper erschöpft; öfters war er in den letzten Jahren bedeutend krank gewesen, und jetzt raffte ihn ein neuer Anfall hinweg in seinem Tübingen, wo er am liebsten sich aufhielt, am 24sten Febr. 1496. Er war 51 Jahre alt geworden; hatte 37 regiert; war seit 1474 vermählt gewesen mit Barbara, einer Prinzessin von Mantua, ohne Kinder zu hinterlassen. Es ist ein wohlgefällender Zug seines Charakters, wenn er dieser Gemahlin in seinem Testament seinen goldenen Trinkbecher, wenn er seinem Freunde, Landgraf Wilhelm dem mittlern von Hessen, sein pergamentnes Rechnungsbuch und seinen Credenzbecher als Andenken vermacht; es zeugt von seiner Einsicht und Klugheit, wenn er die Juden als nagende Würmer immer aus Wirtemberg verbannt wissen will; aber tief rührend ist es, wenn er in diesem Testament seine Unterthanen von den Kanzeln herab zu bitten befiehlt, ihm um Gotteswillen zu verzeihen, wenn er einen von ihnen an Ehre und Leumund gekränkt haben sollte; wenn er denen, die durch ihn an Hab' und Gut Verlust erlitten hatten, neben der Bitte um Verzeihung, Entschädigung anbietet. Einige Jahre nachher erklärte Kaiser Maximilian auf seinem Grabe: hier liegt ein Fürst, dem an Verstand, Klugheit und Biederkeit kein anderer im Reiche gleich kam. Y—Z.

Ebersberg, ein kleines Städtchen an der Traun, im Erzherzogthum Oesterreich gelegen, hat in dem großen Kampfe zwischen Frankreich und Oesterreich im Jahre 1809 einen Namen durch eine schreckliche Begebenheit erhalten. Um die Oesterreicher, welche, 35,000 Mann stark unter dem tapfern Hiller, dort eine feste Position genommen hatten, zu vertreiben, vereinigten sich am 3ten Mai mit dem Herzoge von Rivoli-Eßling (Massena) der Herzog von Istrien (Bessieres) und Marschall Dubinot. Der österreichische Nachtrab, welcher vor Ebersberg stand, wurde angegriffen und zum Rückzuge durch die Stadt und über die Brücken genöthigt, wohin die Division Claparede ihm folgte. Dies geschah unter dem heftigsten, erbittertesten Gefechte. In der Stadt schossen die Oesterreicher unaufhörlich von den Dächern und aus den Häusern auf die Franzosen, die in geschlossenen Reihen vordrangen und dadurch viel leiden mußten. Doch sowohl für die Siegenden als für die Weichenden erreichte das Schreckliche seinen höchsten Grad, als mit einemmale der ganze Ort

überall in Flammen stand, welche den Eingang wie den Ausgang sperrten und von allen Seiten Vernichtung drohten und verbreiteten. Feuer und Schwert hatten gleichsam einen Wettstreit wider einander begonnen, und jede Macht behauptete ihre gräßliche Stärke. Von den brennenden Dächern herab stürzten die vergebens nach Rettung Ringenden, und versanken unter Angstgeschrei in die über ihnen zusammenschlagenden Flammen. Ueber die Haufen halbverbrannter Leichname und über die Sterbenden hinweg rollten Kanonen und Wagen, und bahnten sich durch die zerfleischten Unglücklichen ihren Weg. Immer noch ging unaufhaltsam der Zug der vordrängenden Franzosen und Italiener den fliehenden Oesterreichern nach, doch mit einemmale ergriff das Feuer auch die Brücke; zwei Joche mußten abgeworfen werden und die ganze Division Claparede sah sich von der übrigen Armee abgeschnitten und ohne Unterstützung den wüthenden Angriffen der Oesterreicher Preis gegeben. In drei Stunden hielt Claparede drei Angriffe mit dem Bayonnet aus; unterdessen war das Feuer der Brücke gelöscht und diese wieder hergestellt worden; da bahnte der General Legrand mit dem 13ten und 25ten Regimente sich einen Weg, und 1000 Mann Cavallerie unter Durosnel vereinigten sich mit ihm, zur Stürmung des Schlosses bei Ebersberg; 800 Mann Oesterreicher vertheidigten sich heldenmüthig darin. Doch während dessen war Napoleon selbst mit den Divisionen Mansouty und Molitor am rechten Ufer der Traun herangerückt; es blieb den Oesterreichern nur der Rückzug übrig; sie verfolgten ihn bis Enz, wo sie in der Nacht ankamen, und sich, nachdem sie die Brücken abgebrannt hatten, noch weiter zurückzogen. Der Verlust war auf beiden Seiten ziemlich gleich. Die Nacht hatte zwar dem Fechten ein Ende gemacht, aber in Ebersberg wütheten noch die Flammen, die bis zum andern Morgen das Städtchen in einen Haufen Schutt und Asche verwandelten.

Ebert (Johann Arnold), berühmt als Dichter und trefflicher Uebersetzer, besonders englischer Werke, wurde den 8ten Febr. 1723 zu Hamburg geboren. Den ersten Unterricht erhielt er auf dem dortigen Johanneum. Mehr Nahrung fand er auf dem hamburgischen Gymnasium. Noch vortheilhafter für ihn wurde die Bekanntschaft mit Hagedorn, an welchem er, ungeachtet des Abstandes ihrer Jahre und damaligen Kenntnisse, nicht bloß einen wohlthätigen Unterstützer, sondern auch einen herzlichen Freund fand. Schon der ersten Ausgabe seiner Oden und Lieder fügte Hagedorn eine von Ebert verfertigte Uebersetzung der Abhandlung des de La Harpe über die Lieder der alten Griechen bei. Selbst die Erlernung und Liebe zu der englischen Sprache wurde bei ihm durch Hagedorns Ermunterung geweckt und genährt. Seine Nebenstunden wandte er auf den Unterricht in neuern Sprachen, und auf Verfertigung einer beträchtlichen Zahl, besonders Gelegenheitsgedichte. Im Jahr 1743 ging er nach Leipzig, um dort Theologie zu studiren. Doch trug ein besonderer Vorfall dazu bei, daß er seinen Lebensplan änderte, da er die Hoffnung zu einer Predigerstelle aufgeben mußte. Kurz vor seiner Abreise lichtete er nämlich bei Gelegenheit einer Hochzeit eine Serenade unter der Aufschrift: das Vergnügen, die von dem Musikdirector Gdrner componirt und in einem öffentlichen Concerte aufgeführt wurde. Dies Gedicht wurde dennoch von der damaligen Geistlichkeit und dem Rathe, als Ueppigkeit befördernd, sehr übel aufgenommen, und er durfte nie darauf rechnen, zu einem geistlichen Amte

befördert zu werden. Humanistische Studien wurden nun der Gegenstand seiner Thätigkeit. Während seines Aufenthalts in Leipzig nahm er auch mit seinen Freunden Gieseke und Cramer an dem *Jünglinge*, einer damals sehr geschätzten Wochenschrift, Theil. Nicht lange nach der Gründung des Collegii Carolini in Braunschweig wurde er durch den Abt Jerusalem im Jahre 1748 als Lehrer bei der damit verbundenen Pensionsanstalt angestellt, und unterrichtete den Erbprinzen, nachherigen Herzog von Braunschweig, in der englischen Sprache, der ihn sehr lieb gewann und auch sein ganzes Leben hindurch schätzte und ehrte. Um diese Zeit faßte Ebert den Entschluß, seinen Landsleuten die Werke der besten englischen Dichter und Schriftsteller durch Uebersetzung bekannt zu machen; doch hat er ihn nicht ganz ausgeführt. Das vorzüglichste, was er wirklich davon lieferte, waren Youngs *Nachtgedanken*, deren Uebersetzung ihm zu seiner Zeit den Ruhm eines der größten Meister in der Uebersetzungskunst erwarb. Im Jahr 1753 erhielt er die Stelle eines ordentlichen Professors am Carolinum. Bis zum Jahre 1773 lebte er im ehelosen Stande. Eine frühere Geliebte hatte er, nahe vor der Verbindung, durch den Tod verloren. Jetzt verheirathete er sich mit der Tochter des Kammerraths Gräfe. Was für ein Kleinod er in dieser Gefährtin seines Lebens besaß, darüber muß man seine eignen herzlichen und gefühlvollen Aeußerungen in der schönen Reihe von Gedichten lesen, die er seit dem ersten Jahresfeste seiner Ehe dem achtzehnten Mai jährlich zu widmen pflegte. Durch das Wohlwollen des Herzogs hatte er ein Canonicat am St. Cyriaksstifte nebst einer geräumigen heitern Wohnung und den Hofrathscharakter erhalten. So verflossen seine Tage sehr glücklich und er erreichte ein Alter von 72 Jahren, denn er starb am 19ten März 1795. Ebert besaß einen lebhaften und fertigen Witz, eine regsame Phantasie und war reich an sinnreichen, oft wirklich epigrammatischen Einfällen und Antworten. Seine eignen Schriften erschienen, von ihm selbst noch bei seinen Lebzeiten gesammelt, unter dem Titel: *Johann Arnold Eberts Episteln und vermischte Gedichte*, wozu nach seinem Tode noch ein Theil gefügt wurde.

Ecce homo (Welch ein Mensch!) nennt man ein Crucifix, weil nach Joh. 19, 5. Pilatus in diese Worte der Bewunderung ausbrach, als er sah, mit welcher Duldung Christus die Geißelung ertrug.

Echelon, die Leitersprosse. Ein Heer marschirt *en échelon* oder *par échelon*, wenn es treppenförmig, d. h. in kleinen gleich weit auf einander folgenden Abtheilungen aufzieht oder vorrückt. Man bedient sich des Angriffs *en échelon*, um nur mit einem Theile des Treffens das Gefecht zu beginnen und den andern zu reasiren, d. h. man rückt den Flügel, mit welchem der Angriff geschieht, dem Feinde näher und hält dagegen den andern immer zurück. Wenn z. B. eine Brigade von sechs Bataillons, die in Schlachtordnung aufmarschirt steht, *en échelon* angreifen soll, so avanciren die zwei Bataillons, z. B. des rechten Flügels, erst 100 bis 200 Schritt, darauf setzen sich die beiden folgenden Bataillons in Marsch, so daß der rechte Flügel dieser zweiten Abtheilung auf einer Perpendiculäre marschirt, die den linken Flügel der ersten Abtheilung berührt; der zweiten Abtheilung folgt dann die dritte der beiden nächsten Bataillons in der nämlichen Art u. s. w. Zeit, Ort und Umstände müssen entscheiden, ob der *Echelon*-Angriff anwendbar sey.

Echiniten sind Versteinerungen von Seeiegeln, also von lebendigen Seethieren aus der Klasse der Würmer, die noch jetzt in der Schöpfung vorhanden sind. Auch diese beweisen eine große Erdrevolution, durch welche, was sonst Meeresboden war, festes Land wurde. Diese Versteinerungen werden häufig angetroffen. Man findet sie zuweilen auf Aeckern, und der gemeine Mann, der von ihrem Ursprunge nichts weiß, nennt sie Krötensteine, weil er glaubt, daß alte Kröten sie erzeugen. Die Gestalt der meisten ist halbfugelig. Sie haben zwei Oeffnungen; doch nicht immer an derselben Stelle, und sind theils der versteinerte Kern, theils die versteinerte Schale von einem Seeigel. An den Stellen, wo die Theile der Schalen zusammengefügt waren, erblickt man fast immer im versteinerten Kerne fünf, seltener sechs, doppelte, auf der Halbfugel von oben nach unten herablaufenden Röhre von tiefer oder flacher eingedrücktten Löchern. Die Stacheln und Warzen, womit die Seeigel in ihrem natürlichen Zustande besetzt sind, werden seltner versteinert gefunden. Die meisten Kerne sind sehr harte Hornsteine und einigermaßen durchsichtig. Von Farbe sind die Echiniten braun, grau, weißlich, gelblich und schwärzlich. Außer den ganzen Stücken findet man auch einzelne versteinerte Theile von Seeiegeln, z. B. Stücke von Schalen, Stacheln, die *Judensteine* heißen. Sonst wußte man nicht, wofür man diese halten sollte, bis de Luc einen Echiniten aus England erhielt, der in Kreide lag, und an dessen Grübchen versteinerte Stacheln, obgleich beweglich, anlagen. Diese Stacheln haben eine verschiedene Gestalt, denn manche sind platt und zugespitzt, diese heißen *Juden nabeln*; andere sind glatt, gestreift oder geförnt, und dabei stumpf und prismatisch; noch andere haben die Form einer Olive oder Eichel.

Echiquier, en; die schachbrettförmige Stellung der Truppen, wo die hintern Abtheilungen auf die Zwischenräume der vordern treten. Sie wird gewöhnlich zu Rückzügen gebraucht.

Echo, die Tochter der Luft und der Erde, eine Nymphe, von welcher die Fabel erzählt, Juno habe sie, weil sie ihr durch ihre Schwachhaftigkeit hinderlich gewesen, den Jupiter bei den Nymphen zu belauschen, in einen Stein verwandelt, doch so, daß sie ihr die Stimme, zur Wiederholung des letzten Wortes, das sie von andern hörte, gelassen habe. Eine andere Erzählung sagt, Echo habe sich in den Narcissus verliebt, und als dieser ihre Liebe nicht erwidert habe, sich dergestalt gekränkt, daß nichts als die Stimme von ihr übrig geblieben sey.

Echo. Wenn der Schall an einer entfernten festen Fläche anschlägt, so prallt er wieder zurück und man hört ihn nach einer kurzen Zwischenzeit wieder; dieses nennt man ein Echo oder Wiederhall. Wird der Schall mehrmals wiederholt, welches geschieht, wenn er an Gegenständen, die nicht gleich weit entfernt sind, anschlägt, so hört man ein vielfaches Echo. Dieses geschieht nicht durch ein bloßes Zurückwerfen der schallenden Lufttheilchen, sonst müßte jede Oberfläche eines harten und festen Körpers einen Wiederhall verursachen; sondern es wird wahrscheinlich eine Art von Wölbung des zurückwerfenden Körpers erfordert, die mehrere divergirende Linien des Schalles wieder zusammenlenkt, und an dem Orte, wo das Echo hörbar seyn soll, vereinigt, oder sie wenigstens parallel aussendet, ohne den Schall wieder zu schwächen, so wie ein Hohlspiegel divergirende Lichtstrahlen in ihrem Brennpunkte vereinigt oder bisweilen

parallel aussendet. Doch ist man mit der Theorie von der Zurückwerfung des Schalls noch nicht so im Klaren, wie mit der vom Lichte, wovon die Ursache wohl darin liegt, daß man die Beschaffenheit der Flächen, die den Schall zurückwerfen können, noch nicht genugsam kennt. Ferner ist eine gewisse Entfernung des zurückwerfenden Gegenstandes nothwendig, damit das Echo erst eine Zeit lang nach dem Schalle zum Ohre gelange und von demselben abgesondert gehört werden könne. Beobachtungen zufolge legt der Schall in einer Secunde 1240 leipziger oder 1080 pariser Fuß zurück. Es würde demnach ein Beobachter, welcher 310 Ellen von dem zurückwerfenden Gegenstande entfernt und in der Nähe des schallenden Körpers stünde, das Echo ein Secunde später, als den Schall hören. Ein solches Echo würde also so viele Worte oder Sylben wiederholen, als in einer Secunde gehört werden können. Dies heißt ein polysyllabisches Echo. Ist diese Entfernung kürzer, so wiederholt das Echo weniger Sylben; hört man nur eine einzige Sylbe wieder, so ist es ein einsyllabisches. Denn das geübteste Ohr kann in einer Secunde nicht mehr als neun auf einander folgende Töne unterscheiden, und es wird daher zu einem einsyllabischen Echo wenigstens ein Zeitraum von $\frac{1}{3}$ Secunde erfordert. Hieraus sieht man, warum gewölbte Gänge und Säle wiederhallen, ohne ein deutliches Echo hervorzu- bringen. Die Mauern sind zum Theil zu nahe und machen zum Theil eine ununterbrochene Reihe von verschiedentlich entfernten Flächen aus, und das Ohr kann weder den ursprünglichen Schall vom ersten Echo, noch die vielen unmittelbar in einander fließenden Wiederlaute von einander unterscheiden. Stehen hingegen mehrere einzelne zurückwerfende Flächen in verschiedenen Entfernungen, so kann jede derselben ein eignes Echo hervorbringen, wovon das erste das stärkste ist, weil die andern durch den weitem Fortgang in der Luft geschwächt werden. Da der Schall nach eben den Gesetzen zurückgeworfen wird, nach welchen das Licht zurückprallt, worauf die Catoptrik beruht; so nennen einige die Lehre vom Echo Catoptrik des Schalles, besser Cataphonik oder Catacustik. Der Ort des schallenden Körpers wird der phonische und der zurückwerfende Ort oder Gegenstand der phonokamptische Mittelpunkt genannt.

Schell (Joseph), einer der größten Numismatiker, geboren zu Enzersfeld in Oesterreich unter der Enns, im Jahr 1731, trat 1757 in den Jesuitenorden, bekleidete verschiedene Lehramter, erhielt 1772 die Aufsicht über das Münzcabinet des wiener Jesuitercollégiums, machte in eben dem Jahre eine antiquarische Reise nach Italien und brachte das großherzogliche Münzcabinet in Florenz in Ordnung. Nach Aufhebung des Jesuitenordens wurde er 1773 Professor der Numismatik bei der wiener Universität und Director des kaiserlichen Antiken- und Münzcabinets, wie auch 1797 kaiserl. Rath und starb den 16ten Mai 1798. In allen seinen Schriften zeigt sich der Mann von großer Belesenheit, Alterthumskunde und Urtheilskraft, der strenge Kritiker und der scharfsinnige Kopf. Seine *Nummi veteres anecdoti, ex Museo Caesareo-Vindobonensi etc.* Vienn. II. E. 1774. 4. *Catalogus Musei Caesarei Vindob. nummorum veterum.* Ib. 1779. Fol. *Descriptio nummorum Antiochiae Syriae.* Ibid. 1786. 4. und vor allen seine *Doctrina nummorum veterum* Vol. VIII. Ib. 1792-98. 4. erheben ihn zum Rang der ersten Alterthumsforscher. In dem letztern großen Werke hat er zuerst die alte Münzkunde in ein wohlgeordnetes System und auf feste Grundsätze gebracht.

Edmühl (Schlacht bei), geliefert zwischen den Oesterreichern unter Erzherzog Carl und den Franzosen, Baiern und Württembergern unter Napoleon, am 22sten April 1809. Die Schlacht von Abensberg war geliefert (am 20sten April 1809) und durch sie den Franzosen der Weg nach Landshut und dem Inn gebahnt. Aber die Folgen der abensberger Schlacht trafen bloß den linken Flügel der großen österreichischen Armee, während der rechte derselben unter des Erzherzogs Carl persönlicher Anführung nach Regensburg vordrang, diese Stadt nahm, das 65ste französische Infanterieregiment gefangen machte, der Höhen von Abach, ungeachtet des heftigsten Widerstandes, sich bemächtigte, und so Meister der Donau auf einem sehr wichtigen Punkte wurde. Dieser Stand der Dinge war das Resultat des Treffens bei Edmühl am 21sten April; durch dieses und das Gefecht bei Landshut (21sten April) wurde die Schlacht bei Edmühl (Tage darauf) vorbereitet. Die Anstrengungen der vorherigen Tage waren vergebens, wenn die Oesterreicher im Besiz der errungenen Position blieben. Diese wollten die Stellung der Franzosen zwischen Peising und Dimpling forciren, bis Abensberg und Kloster Mor vorbringen und auf Donauwerth losgehen, da der Besiz dieses Punktes den von ganz Baiern entschied; die französische Armee wäre dadurch überflügelt und von Oesterreichs Gränzen entfernt gehalten worden. Napoleon mußte daher alles anwenden, um dies zu verhüten. Und es gelang ihm. Der Vormittag des 22sten Aprils wurde größtentheils mit Marschiren und kleinen Gefechten verbracht; gegen Mittag begann die Schlacht mit Heftigkeit. Ein Angriff der Franzosen auf den linken österreichischen Flügel und das Debouchiren von sechs- zehn ihrer Cavallerie-Regimenter über Schirling in die Ebenen nöthigte die Oesterreicher ihren linken Flügel zu entwickeln, und, um nicht umgangen zu werden, eine Bewegung rückwärts zu machen, welches mit der größten Ordnung geschah. So hatten denn bis Mittags die österreichischen Corps von Rosenberg, Hohenzollern, Collokrat und Johann die Umgebungen des Dorfes Edmühl an der großen Laber, diesen Hauptpaß gegen Regensburg, besetzt. Unterdessen war Napoleon, der Tages vorher bis Landshut vorgeedrungen war, von da aufgebrochen (am 22sten früh) und erschien, Nachmittags um 2 Uhr, mit den beiden Divisionen von Montebello, dem Corps Massena's, den Gûrassierdivisionen Mansouty und St. Sulpice und den Württembergern unter Vandamme, bei Edmühl, dem Erzherzog Carl gegenüber. Die französischen Gûrassiere bildeten den rechten Flügel, die Württemberger die Avantgarde und das Centrum, die Baiern den linken Flügel. Angriff und Widerstand waren furchtbar. Die Oesterreicher standen wie Felsenmauern, doch der Ungestüm der französischen Armee überwältigte jedes Hinderniß. Es kam alles darauf an, den Ort Edmühl zu erobern. Dies konnte nur durch die Ueberwältigung des linken österreichischen Flügels geschehen. Sie ward versucht, indem der Herzog von Montebello (Lannes) mit der Division Gudin, im Einverständnisse mit Davoust, Lefebvre und Montbrun, welche zugleich angriffen, diesen Flügel umging und forcirte. Die Oesterreicher wurden hiedurch zwar in eine zweite Position zurückgedrängt, aber sie hielten in dieser aufs neue Stand. Da befahl der Kaiser den Sturm auf Edmühl. Die württembergische Infanterie hatte bei diesem schrecklichen Geschehnisse den größten Antheil. Edmühls Eroberung entschied; die nächste Folge davon war der eiligste Rückzug der Oesterreicher bis Traubing vor Regensburg, denn sechs- zehn frische fran-

3öfische Cavallerieregimenter (die Divisionen Mansouth und St. Sulpice) brachen zu gleicher Zeit auf die Oesterreicher ein und warfen alles vor sich nieder; nur mit der einbrechenden Nacht endigte die Schlacht, und das Verfolgen der retirirenden Oesterreicher, die während der Nacht auf Schiffbrücken die Donau bei Regensburg passirten und vor dieser Stadt zu einer neuen Schlacht sich sammelten. Man kann annehmen, daß über 200,000 Mann in der Schlacht von Esmühl gefochten haben; die Oesterreicher werden zu 110,000 Mann, die Franzosen auf 136,000 Mann stark angegeben, jene auf einem Raume von $3\frac{1}{2}$ Meile Länge, die Letztern auf einer Linie von acht Meilen ausgedehnt. Napoleon selbst war, als er mit seinen Karren beschäftigt war, von einer matten Kugel am Schenkel getroffen worden. Die Schlacht von Esmühl war eine der wichtigsten im ganzen Kriege. I.

Eclctifer, einer, der von Allem das Beste auswählt. Daher nennt man besonders diejenigen Philosophen, die kein gewisses philosophisches Lehrgebäude (System) ganz annehmen, sondern aus allen das Beste und Vernünftigste auswählen, **Eclctifer**; und eine solche auswählende Philosophie die **eclctische**. In der philosophischen Geschichte wird unter der **eclctischen Philosophie** insbesondere diejenige verstanden, welche die Meinungen des Pythagoras, Plato und Aristoteles in ein harmonisches System zu vereinigen suchte.

Ecolo polytechnique (polytechnische Schule; polytechnisch, aus dem Griechischen, was mehrere Künste und Wissenschaften umfaßt), war eine Unterrichtsanstalt in Paris, in welcher über 300 junge Leute von 16—20 Jahren, von mehreren, zum Theil im Auslande berühmten Professoren, in der Mathematik, Physik, Chemie, Berg- und Hüttenkunde, Baukunst, und in allen Arten des Zeichnens unterrichtet, und zu künftigen Lehrern bei denen, für jede dieser Wissenschaften einzeln bestimmten Unterrichtsanstalten gebildet wurden. Da die Zöglinge ihre Anhänglichkeit an die vorige Regierung, welche diese Anstalt vorzüglich begünstigt hatte, zu laut äußerten, so hob Ludwig XVIII. im April 1816 das ganze Institut auf, weil, wie das deswegen erlassene Decret sagt, der Geist der Indisciplin, der sich gezeigt, nicht geduldet werden könne. Alle Zöglinge wurden sofort in ihre Heimath entlassen, die Lehrer aber auf halben Gehalt gesetzt. Eine Commission sollte eine neue Einrichtung dieser Schule vorschlagen. Ob die Vorschläge dieser Commission bereits ausgeführt worden, ist nicht bekannt. — Der Kaiser von Oesterreich hat ohnlängst in Wien eine ähnliche Anstalt, unter dem Namen des k. k. polytechnischen Instituts, errichtet, und den Grundstein zu dem großen Gebäude, welches die Hörsäle, Laboratorien und Sammlungen dieses Instituts enthalten, und ein Meisterwerk der neuern Baukunst werden soll, am 14ten October 1816 gelegt.

Edam, Stadt in Nordholland, etwa sechs Meilen von Amsterdam, an der Zunder-See gelegen, hat gegen 1100 Häuser und 23000 Einwohner. Der Handel mit Käse ist hier sehr wichtig (1801 wurden 6,660,631 Pfund gewogen), und da die edamer Käse in der ganzen Welt bekannt sind, so wird man einige Angaben darüber hier an ihrer Stelle finden. Die Haupteintheilung der holländischen Käse ist in süße Milchkäse und saure Milchkäse. Den letztern nennt man **Komynce** (Kümmel-) Käse, weil er mit Kümmel und Rägelin gewürzt ist, auch **Kastert**. Von beiden Hauptabtheilungen

gibt es viele Sorten. Die edamer Käse gehören sämmtlich zu den süßen Milchkäsen, und werden nach der Farbe ihrer Rinde in roth- und weißkrustige getheilt. Es gibt ihrer von $3\frac{1}{2}$ bis 20 Pfund. Der vorzüglichste von allen ist der sogenannte Presentkaas (Präsentkäse), der alle Vollkommenheiten des besten Käses in sich vereinigen muß. Ein Mittelpreis ist 20 bis 25 Fl. pr. 100 Pfund. Nach England geht in gewöhnlichen Zeiten eine unermessliche Menge; eben so nach Amerika, den Colonien, Spanien. Man rechnet die ganze Käseproduction in Holland auf 30 Millionen Pfund.

Edda. Wir besitzen unter diesem Namen zwei Sammlungen alter isländischer Dichtungen, welche, in so fern sie von den nach Island gewanderten Norwegern (Normännern) herrühren, germanischen Ursprungs, und die Hauptquelle für die nordische Götter- und Helden Geschichte sind. Die erste dieser Sammlungen, welche man die ältere oder sámundische Edda nennt, soll von Sámund Sigfussón, einem gelehrten isländischen Geistlichen, nebst Árne Frobe, dem ältesten Geschichtschreiber des Nordens, welcher von 1056—1133 lebte und zu Paris studirt hatte, veranstaltet worden seyn. (Sein Leben hat Árne Magnúss vor dem ersten Theile der Edda ausführlich beschrieben.) Aber sowohl die-, als daß ihr der allgemeine Name Edda zukomme, ist geläugnet worden. Sie besteht aus einer Reihe von Gesängen der Skalden und uralter Sagenlieder, daher die alte Edda (Stammutter der Poesie). Diese alte rhythmische Edda war sonst 400 Jahr in Island verborgen und vergessen. Ein Theil derselben scheint für immer verloren gegangen zu seyn. Im J. 1643 entdeckte und rettete der Bischof Brynjolf Svendsen zu Skalholt einen vorzüglichen und immer noch den besten Pergamentcodex. Seit dieser Zeit wurde die Edda eifriger bearbeitet (s. dänische Literatur), und besonders folgende Theile derselben bekannt gemacht: *Begtthamsgnida*, *Voluspá* (Wahrsagungen), *Havamáal* (erhabenes Gespräch), und *Runicapítule* oder das runische Capitel (worin Odín sich seiner Stärke in Zauberkünsten rühmt). — Aus diesen damals noch vollständigen Liedern und andern Gesängen ist (vielleicht 120 Jahre später) der prosaische Auszug gemacht, welcher den Namen der jüngern Edda führt und dem Snorro Sturleson, Legmann auf Island um 1200, zugeschrieben wird. Dieser Auszug bildet eine Art von System und Cyclus aus jenen Liedern, welches, schon der Zeit wegen, nicht mehr als damals geglaubtes Religionsystem anzusehen, sondern auch der ausdrücklichen Absicht nach, nur neben einer Sprachlehre und Verzkunst der mythologische Theil zu einem Lehrbuche der altnordischen Poesie ist, obgleich sie uns wegen der Lücken in den ältern Liedern, aus welchen sie noch häufige Stellen gibt, auch in dieser Rücksicht höchst wichtig ist. In der Folge ist das Werk noch umgearbeitet und erweitert worden. Es besteht ebenfalls aus drei Theilen, deren erster dogmatisch, der zweite erzählend ist, und der dritte mit Namen Skálða, in einem alphabetischen Auszuge die poetischen Redensarten enthält, die in den ersten Theilen vorkommen. — Den isländischen Text der Edda hat mit verschiedenen (aber sehr fehlerhaften) Uebersetzungen Resenius herausgegeben, Havniae, 1665. 4. Daher heißt sie auch die resenische Edda. Eine dänische Uebersetzung hat Ryerup, Copenhagen 1808, geliefert, welcher sich überhaupt um die Edda große Verdienste erworben hat. Eine deutsche Uebersetzung besitzen wir von Mühs (Berlin, 1812). Der erste Theil der

ältern oder sámundischen Edda wurde im Originaltext 1787 von dem magnáischen Institute, belebt durch Suhms Eifer, mit einer lateinischen Uebersetzung und Glossen, beide hauptsächlich von Gudmund Magnáus gearbeitet, bekannt gemacht. Der zweite Theil ist bis jetzt noch nicht erschienen. Bearbeitungen und Uebersetzungen der früher bekannt gewordenen Theile haben unter den Deutschen Denis, Schimmelmänn, Gräter, Herber und Fr. Meyer geliefert. Einzelne, bisher noch ungedruckte, Sagen der Edda haben v. d. Hagen und Grimm im Original und später auch deutsch herausgegeben. In den Streitigkeiten über die Aechtheit und das Alterthum der ältern Edda, welche bis auf die neuere Zeit fortgesetzt worden sind, sind als Zweifler und Gegner besonders Adelung, Schödzer und vor Kurzem Mühs aufgetreten. Ihnen stehen entgegen Müller (über die Aechtheit der Asalehre und den Werth der snorríschén Edda — und über den Ursprung und Verfall der isländischen Historiographie, nebst einem Anhang über die Nationalität der altnordischen Gedichte, letzteres Copenhagen 1815), v. d. Hagen, die Gebrüder Grimm, Doen u. A.; und es scheint sich die Wahrheit auf ihre Seite zu neigen. Denn nicht nur die innere Wahrheit, und die eigenthümliche Ausbildung der Eddalehre, sondern auch geschichtliche Spuren sprechen für das Alterthum und die Eigenthümlichkeit derselben. Ueber den Zusammenhang der deutschen Nibelungen und des Heldenbuchs mit der Edda sind von den letztgenannten Schriftstellern ebenfalls interessante Untersuchungen angestellt worden.

Edelink (Gerard), geb. zu Antwerpen 1641, ein Mahler und Kupferstecher, der zwar in seiner Vaterstadt die Elemente seiner Kunst erlernte, in Frankreich aber seine Talente dafür völlig entwickelte. König Ludwig XIV. fesselte diesen Künstler durch seine Wohlthaten an sich. Er erhielt den Auftrag, die heilige Familie von Rafael und Alexanders Besuch bei der Familie des Darius von Le Brun in Kupfer zu stechen, und heute noch sind diese Meisterstücke eine Zierde des pariser Museums, wo man auch seine hüßende Magdalena nach Le Brun findet. Edelink war in Originalstücken wie in Copien gleich groß und nicht weniger glücklich in Porträts, deren er eine große Anzahl von den berühmtesten Personen seines Zeitalters hinterlassen hat; in der Sammlung berühmter Männer von Perault befinden sich mehrere davon. Ein vorzüglich reinlicher und dabei glänzender Grabstichel, große Manier, correcte, leichte Zeichnung, treue Natur und eine unnachahmliche Harmonie in der Ausführung erheben die Werke dieses berühmten Künstlers über alle seiner Nation. Edelink starb als ordentlicher Kupferstecher des Königs und Rath der königl. Mahlerakademie im J. 1707, in einem Alter von 66 Jahren.

Edelsteine nennt man alle glänzenden, sehr harten, durchsichtigen Steine, die am Stahle geschlagen Funken geben, und theils farblos sind, theils mancherlei Farben zeigen. Ihr blendender Glanz und ihre Seltenheit werden ihnen stets ihren hohen Werth erhalten. Sie werden meistens in einer bestimmten regelmäßigen Gestalt in der Erde gefunden; nicht selten schließen sie auch fremde Körper ein, da man ihre Entstehung aus der Crystallisation herleitet. Ihre Farben scheinen sie einer metallischen Beimischung zu verdanken. Sie sind aus verschiedenen Grunderden zusammengesetzt und zwar die meisten aus Kiesel-, Thon- und Kalkerde. Berge und Felsen sind die Ge-

burtsorte dieser Steine. Diejenigen, die man in Flüssen und ebenen Gegenden findet, sind durch Wasserfluthen aus den Klüften losgerissen und fortgeführt worden. Viele Edelsteine liegen in einer Umkleidung von gemeiner Steinart, die Mutterstein heißt. Man theilt gewöhnlich die Edelsteine in vollkommene oder ganz edle (Gemmae), d. i. ganz durchsichtige, und in Halbedelsteine (Lapides pretiosi) oder halbdurchsichtige ein; indessen findet bei dieser Eintheilung viel Willkürliches Statt. Eben so ist es auch mit der gewöhnlichen Rangordnung, die folgende ist: der Diamant, der Rubin, der Sapphir, der Topas, der Smaragd, der Amethyst, der Granat, der Hyacinth, der Beryll, der Chrysolith, der Carneol, der Chalcedon, der Achat, der Opal, der Onyx, der Sardonyx, der Lasurstein und der Turmalin. Es gibt kein sicheres Kennzeichen, nach welchem sich die Rangordnung dieser Steine bestimmen ließe, denn ihr Werth beruht auf zufälligen Umständen; so kann es z. B. sehr kostbare Rubine geben, die man einem unreinen Diamant weit vorzieht. Sonst setzte man im System die Edelsteine ins Kieselgeschlecht. Jetzt hat der härteste unter allen, der Diamant, diese Stelle verloren, und steht unter den brennlichen Materien. Sie dienen hauptsächlich zur Pracht. Dazu gebrauchte man sie schon im höchsten Alterthume, doch verstanden die Alten noch nicht, sie zu schleifen, sondern sie theilten ihnen dadurch einen größern Werth mit, daß ihre Steinschneider künstliche Figuren darauf eingruben, welche theils Gottheiten, theils religiöse Gebräuche, theils die Bildnisse berühmter Männer vorstellten. Die Griechen und Römer hatten es in dieser Kunst zu einer bewundernswürdigen, von den Neuern nicht erreichten Vollkommenheit gebracht. Die geschnittenen Steine wurden in Ringe gefaßt und an den Fingern als Schmuck getragen, oder in Petschaften zum Siegeln gebraucht, oder man besetzte auch kostbare Vasen damit. Unter den Sammlungen übertrifft die königl. preuß. in den beiden Tempeln nahe bei dem neuen Palais unweit Sanssouci alle übrigen. Bei uns werden die meisten Edelsteine auf mancherlei Weise geschliffen (s. d. Art. Diamant), in Ringe und dergleichen gefaßt und als Schmuck getragen, oder zur Besetzung kostbarer Dosen etc. gebraucht. Auch gibt es bei uns mehrere Künstler, die den Alten im Eingraben der Figuren nachzueifern. Die schönsten und köstlichsten Edelsteine kommen aus Ostindien; doch übertrifft der böhmische Granat den orientalischen an Härte und Schönheit. Außerdem findet man diese Steine auch in andern Ländern Asiens, in Amerika (besonders Brasilien) in vielen europäischen Ländern und in Deutschland. In unsern Zeiten versteht man auch die Kunst, künstliche Edelsteine zu verfertigen, die an Glanz und Farbe den natürlichen so gleichen, daß Kenneraugen erfordert werden, um die Täuschung zu entdecken. Es werden dazu metallische Glasarten angewendet, welche sich im Flusse mit andern erdigen und salzigen Gläsern vermischen, und ihnen ihrer verschiedenen Natur nach verschiedene Farben mittheilen. Die Grundlage dieser künstlichen Edelsteine muß ein reines, durchsichtiges hartes Crystallglas seyn, wozu auch Bleikalk kommt, der das Glas noch dichter, aber auch leichtflüssiger macht. Je härter diese Steine, je lebhafter und reiner ihre Farbe und je gleichförmiger die ganze Masse ist, woraus sie bestehen, desto schöner sind sie. Die Feile, der Feiner dieser künstlichen Edelsteine widersteht, zeigt bald ihren Ursprung. Auch haben die echten Edelsteine ein größeres specifisches Gewicht.

Eden; ein Lustgefilde; nach Moses der Wohnort des ersten Menschenpaares. Dichterisch pflegt eine paradiesisch schöne Gegend, wie auch der künftige Aufenthalt der Seligen Eden genannt zu werden. S. Paradies.

Edgeworth von Firmont, (Heinrich Esser). Wenn die Geschichte der französischen Revolution uns eine Menge von Erscheinungen enthüllt, die uns in die Zeiten der tiefsten Barbarei zurückzuführen scheinen, und von denen fast alle edlere Menschlichkeit gewichen ist, so treffen wir aber auch in der Geschichte der Revolution auf Menschen und Charaktere, in denen hohe Tugenden lebten, und die mit einer Seelengröße handelten, die im gewöhnlichen Lauf der Zeiten und Begebenheiten sich nicht würde entwickelt haben. Wir können zu diesen Edgeworth de Firmont, den Beichtvater Ludwig XVI. rechnen, der das schwere Geschäft hatte, diesen unglücklichen Monarchen auf das Blutgerüst zu begleiten. Edgeworth wurde 1745 in Irland in dem Flecken Edgeworth Town geboren. Sein Vater war hier protestantischer Geistlicher, nahm aber mit seiner Familie den catholischen Glauben an, und zog nach Frankreich. Heinrich studirte zuerst unter den Jesuiten zu Toulouse und dann auf der Sorbonne in Paris. Er wollte sich erst den Missionen widmen, wurde aber beredet, in Paris zu bleiben, und sich zum Geschäft eines Beichtvaters vorzubereiten. Durch seine Frömmigkeit und seinen vortreflichen Charakter erwarb er sich bald so großes Vertrauen, daß die Schwester Ludwig XVI., die Prinzessin Elisabeth, ihn ebenfalls zu ihrem Beichtvater erwählte. Die Revolution brach aus; die entsetzlichsten Freuel mehrten sich mit jedem Tage; sie näherten sich ihrem Gipfel durch die Verhaftung und Einsperrung des Königs und seiner ganzen Familie. Elisabeth war im Gefängniß der tröstende Engel ihres Bruders und durch sie zuerst erhielt Ludwig XVI. die erste Nachricht von Firmont, der damals unter dem Namen Esser in Choisy verborgen lebte. Als dem Könige sein Todesurtheil bekannt gemacht wurde, bat er unter andern um einen Aufschub von 3 Tagen, um sich auf seine Erscheinung vor Gott zu bereiten, und um die Erlaubniß des ungehinderten Umgangs mit einem Geistlichen, den er näher bezeichnen wollte. Dieser Geistliche war unser Firmont. Der Convent bewilligte diesen Umgang, schlug aber den Aufschub ab. Firmont entledigte sich seines Geschäfts mit der tiefsten Ergebung. Er erbot sich selbst, ihn auf den Richtplatz begleiten zu dürfen. Es geschah. Auf den Platz Ludwig XV., wo das Schaffot errichtet war, flogen sie aus dem Wagen. Edgeworth stieg mit auf das Blutgerüst; Ludwig entkleidete sich selbst. Die Büttel warfen ihn unter die Guillotine. Da sagte Edgeworth die erhabenen Worte: Sohn des heiligen Ludwig, steige zum Himmel empor! und das Beil — fiel. — Unter unendlichen Gefahren gelang es Firmont endlich, Frankreich verlassen zu können. Er kam 1796 in England an. Pitt bot ihm im Namen des Königs einen ansehnlichen Jahresgehalt; er lehnte ihn aber ab, weil er die Lasten nicht vermehren wolle, welche die brittische Regierung mit so vieler Güte bereits zu Gunsten der französischen Ausgewanderten auf sich genommen habe. Bald folgte Edgeworth Ludwig XVIII. nach Blankenburg im Braunschweigischen und von da nach Weirau. Sein edler Charakter hatte sich auch unverkennbar in seinem Außern ausgedrückt. Folgender merkwürdiger Zug beweist dies in einem hohen Grade. Sein König schickte ihn an den russischen Hof, um dem Kaiser Paul den

Orden des heiligen Geistes zu überbringen, und dieser Monarch wurde bei dem Anblick von Firmonts ehrwürdigem Wesen bergerstarrt ergriffen, daß er sich vor ihm auf die Knie warf und um seinen Segen bat! — So wie Edgeworth sein Leben Unglücklichen mit evangelischer Liebe gewidmet hatte, so sollte er es auch im Dienste der Menschheit verlieren. Im Jahr 1807 wurden eine Menge französischer Kriegsgefangener nach Mitau gebracht, wo Edgeworth bei Ludwig XVIII. lebte. Unter ihnen herrschte ein ansteckendes Fieber, das die fürchterlichsten Verfügungen anrichtete. Firmont hiebon nicht zurückgeschreckt, wurde ihr treuester und unermüdlicher Verpfleger; er achtete keine Gefahr, aber sie ereilte ihn auch. Vom Typhus angesteckt, starb er am 22sten May 1807. Die Herzogin von Angoulême verpflegte ihn in seiner Krankheit und Ludwig XVIII. verfaßte selbst die Grabschrift auf sein Denkmal. Im vierten Hest der „*Seitgenossen*“ findet man eine umständliche Biographie dieses edlen Mannes.

Edgeworth (Maria), Tochter von Richard Lovel Edgeworth, eines Civil-Ingenieurs und Landeigenthümers in Edgeworth Town in Irland, ist gegenwärtig die beliebteste und eine der fruchtbarsten Romanendichterinnen der Engländer, deren Producte auch größtentheils ins Deutsche übersetzt worden sind. Wir nennen von den Besten: „die Denkwürdigkeiten des Grafen von Glenthorn,“ übersetzt von Caroline von Woltmann, „Schleichkünste,“ übersetzt von Derselben; „Darstellungen aus dem wirklichen Leben, 2 Bände,“ übersetzt von Henriette Schubart.“ Es befinden sich diese sämtlich in der Bibliothek neuer englischer Romane, welche seit 1814 im Verlage des Herausgebers von diesem Lexicon erscheinen und von denen bis jetzt (1817) 6 Bände fertig sind. In Verbindung mit ihrem Vater hat Maria 1803 ein Werk über die sogenannten Irländischen Bulls geschrieben, welches sehr interessant ist.

Edict, eine landesherrliche Verordnung: ein Landesbefehl. Edictalcitation (citatio edictalis, auch Edictales) heißt eine öffentliche Vertern, z. B. den Kirchen oder Rathhäusern, auch meistens in dreier Herren Ländern angeschlagene und in die Zeitungen eingerückte Ladung und Gericht, in Schuld-, Ehe- und andern Sachen; eine gerichtliche Vorladung. Jemand edictaliter citiren, heißt, ihn gerichtlich oder öffentlich vorladen.

Edinburgh, die Hauptstadt in Schottland, groß und wohlgebaut, mit fast 90,000 Einwohnern. Am östlichen Ende der Stadt steht die ansehnliche ehemalige Residenz der schottischen Könige. Die hiesige Universität ist berühmt und stark besucht; es gehört zu derselben eine zahlreiche Bibliothek, eine Naturalien- und Kunstsammlung, und ein gut eingerichteter botanischer Garten. Es sind hier verschiedene gelehrte und patriotische Gesellschaften, und mehrere bedeutende Manufakturen und Fabriken.

Edinburg Review. Die jetzt berühmteste kritische literarische Zeitschrift der Engländer, die gleich unsern Artikeln über die Literatur-Zeitungen und die Eleganten Blätter der Deutschen hier ebenfalls um so mehr eine kleine Stelle verdient, als uns in Deutschland ein kritisches Institut dieses Charakters noch gänzlich entbricht. Wir folgen darin dem geistreichen Reisenden (M. Simon), dessen Beobachtungen in England unter dem Titel „Reise eines Anglo-Amerikaners,“ 1817 in 2 Bden., im Verlage des Her-

ausgebers dieses Lexicons erschienen sind, und welches Werk allen, welche von Englands neuestem politischen, literarischen und gesellschaftlichen Zustande genaue Kenntniß zu erhalten wünschen, nicht genug empfohlen werden kann. Die Zeitschrift „der Zuschauer“, seit einem Jahrhundert in ganz Europa bekannt, und in alle europäischen Sprachen übersetzt, beschäftigte sich damit, die practische Philosophie bekannt zu machen, um den Geschäftslosen, den Weltleuten, den Weibern und der Jugend Gelegenheit zu geben, sich auf angenehme und leichte Art zu bilden, unter der Einleitung von einzelnen Aufsätzen, feinen und leichten Untersuchungen und moralischen Erzählungen. Addison wirkte dadurch insbesondere auf die Ausbildung und Befestigung der englischen Sprache. Schottland trat erst seit einem Viertel Jahrhundert mit England für diese Art von Belehrungs- und Unterhaltungsschriften mit England in Wettkampf. Es erschienen der „Spiegel“ und der „Müßiggänger“ (the Lounger). Der Zweck aller war: der Natur den Spiegel vorzuhalten, der Jugend ihre eigenthümlichen Züge, dem Laster sein Bild, und der Gegenwart ihre Gestalt und Gepräge (its form and pressure. Shaksp.) zu zeigen. — Die Zeit, die immer flieht und wechselt, führte andere Sitten und einen andern Charakter ein; das Publicum fodert jetzt eine andere Kost und der alte Rahmen würde nicht mehr für das Bild passen. — Was man auch Böses von der jetzigen Zeit sagen mag, so muß man doch das gestehen, daß der menschliche Geist in den lezten 25 Jahren Riesenschritte vorwärts gethan hat in Kenntnissen und im Wissen aller Art. Geschichtchen, wie der „Zuschauer“ und seine Nachfolger hier aufstischten, genügen selbst den Weibern nicht einmal weiter. Man will ernstere, geistreichere Unterhaltung, man will in keinem Fach der Literatur fremd seyn, man beschäftigt sich mit Künsten und Wissenschaften. — Wer kann aber alles lesen, was tausende von Federn in allen politicirten Ländern der Erde täglich für die Presse bereiten? Der Staatsmann, der Geschäftsmann, die Frau von Stande, und wer überhaupt fände dazu Zeit? Man will nur das Wichtigste, das Durchschlagende, das Ergreifende in der Literatur kennen lernen! — Man will insbesondere darüber nicht flache Lobeserhebungen lesen, oder gar nur bloße Auszüge, um selbst darüber urtheilen zu sollen; man will vielmehr, daß der Bericht eher sich zur Opposition halte, daß Wig und Satyre darin vorherrsche, man will die andere Seite der Medaille kennen lernen; man will mehr über den Gegenstand, welchen das Werk abhandelt, geistreich sprechen hören, demselben neue Seiten abgewinnen sehen, als daß man über das Werk selbst eine breite Recension in der alten Manier (wie bei uns in der selbigen Allgemeinen deutschen Bibliothek) lesen möchte. — Diesen Charakter unserer Zeit und Gesellschaft haben die Verfasser des E. R. vortrefflich aufgefaßt, und es ist ihnen gelungen, demselben in ihrem Institut eben so vortrefflich auszuführen. — Zehn bis zwölf geistreiche Männer und an ihrer Spitze die Herren Horner und Huskisson, ausgezeichnet durch schimmernde Talente vom satyrischen Spußgeist an, welcher einen armen Autor zerlegt und ihn zerrissen und gedrückt dem Gelächter bloß stellt, das sein Dünkel und seine Dummheit verdienen, bis zur einfachen tiefen Gelehrsamkeit, zum richtigen Geschmack und feinen Gefühl, welche zu würdigen verstehen, und die die Begeisterung des wahren Genies theilen, haben sich also zur Herausgabe dieses in seiner Art vortrefflichen Journals vereinigt, und dasselbe zu einer musterhaften critischen Zeitschrift aus-

gebildet. Sie sind aber auch keine Lohnschreiber, sondern unabhängige Männer in verschiedenen und liberalen Verhältnissen, Rechtsgelehrte, Staatsmänner, große Landeigenthümer, Parlamentsmitglieder, aber auch Geistliche, Aerzte, Professoren, und man kann in Wahrheit sagen, daß durch diesen Verein eine Schule gegründet worden, die als ein Muster der Critik in unserm Jahrhundert kann angesehen werden. Seit 14 Jahren, wo das Journal begann, sind bis jetzt (März 1817) gegen 55 Stücke, jedes von etwa 250 Seiten, erschienen und ist der Absatz gegenwärtig über 12,000 Exempl. und noch immer steigend. Die ersten Stücke haben vielfach neu aufgelegt werden müssen. Eine Parallele zwischen diesem critischen Institute der Engländer und denen bei den Deutschen liefert in kleiner Einsicht erfreuliche Resultate. Eine zweite critische Vierteljahrschrift unter dem Titel: quarterly Review, die ebenfalls sehr gut redigirt wird, bildet gewissermaßen eine Opposition mit dem Edinburgh Review. Es sind davon bis 1817 gegen 30 Hefte erschienen.

Edict von Nantes, ist die berühmte Verordnung, durch welche Heinrich IV. den Reformirten in Frankreich 1593 völlige Religionsfreiheit und einige feste Plätze zu ihrer Sicherheit zugestand. Die Reformation hatte von der Schweiz aus sehr bald in Frankreich, wo schon früher die Waldenser und Albigenser ihre von der herrschenden Kirche abweichenden Meinungen laut geäußert hatten, Eingang und großen Beifall gefunden. Ohngeachtet der schweren Verfolgungen, welche die sogenannten Hugonotten unter den Königen Franz I. und Heinrich II. auszustehen hatten, nahmen sie doch dergestalt zu, daß sie ihren Gegnern mit den Waffen in der Hand widerstehen konnten. Die Verschiedenheit der Religionsmeinungen, so wie die Eifersucht der damals noch mächtige französischen Großen unter einander selbst, und gegen die königliche Gewalt, gab zu den Religionskriegen Anlaß, welche Frankreich, mit verschiednen Unterbrechungen, länger als 30 Jahre heunruhigten. Die Hugonotten, obgleich immer in offner Feldschlacht geschlagen, blieben dennoch so furchtbar, daß man ihnen im Frieden zu St. Germain en Laye (1570) vier feste Plätze zur Sicherheit einräumen mußte. Auch die Bartholomäusnacht, die 60,000 von ihnen das Leben kostete, und Viele zur Auswanderung bewog, konnte sie so wenig niederbeugen, daß sie nicht lange darauf völlige Religionsfreiheit, und in der Folge noch mehrere Sicherheit für sich verlangten. Heinrich IV. endigte auch diese Religionsunruhen. Er gab 1598 von Nantes aus ein Edict, wodurch Friede zwischen beiden Religionspartien und völlige Vergessenheit alles Vergangenen anbefohlen, und den Reformirten völlige Religionsfreiheit und gleiche bürgerliche Rechte wie den Catholiken, auch die festen Plätze, die sie schon vorher zum Unterpfande erhalten hatten, feierlichst zugesichert wurden. Die Reformirten sahen dieses Edict bloß als die öffentliche Anerkennung und Vollziehung eines Rechtes an, das ihnen nicht verweigert werden konnte, und das sie bisher mit den Waffen in der Hand vertheidiget hatten. Aber die Catholiken erklärten es für einen bloßen Gnadenbrief, und für eine Fristbewilligung zur Rückkehr der Verirrten. Der Krieg brach von neuem aus, als (1618) Ludwig XIII. in der Landschaft Bearn, wo der catholische Cultus ganz abgeschafft war, denselben mit Gewalt wieder einfuhrte. Richelieu, Ludwigs XIII. großer Minister, der die königliche Macht in Frankreich unumschränkt machen wollte, suchte nicht nur die Großen, sondern auch die zu mächtigen Hugonotten zu

schwächen, und es gelang ihm, ihren Hauptort Rochelle (1628) nach einer langen und merkwürdigen Belagerung zu erobern. Die Reformirten verloren indessen dadurch nur ihr Besatzungsrecht in den ihnen überlassenen Plätzen; sie behielten übrigens ihre geistlichen Güter und ihre öffentlichen Aemter, und hatten in verschiedenen Landschaften, besonders in Languedoc und Dauphiné, einen entscheidenden Einfluß. Die Kirchenversammlungen ihrer Geistlichen wurden wie vorher gehalten, und ihre Schriftsteller griffen muthig und ohne Scheu die Lehrsäze der catholischen Kirche an. Auch am Hofe hatten sie ihren Partei, und Turenne gehörte zu derselben. Aber nach und nach verloren die Reformirten, vielleicht nicht ganz ohne eigene Schuld, in der öffentlichen Meinung; die Schriftsteller ihrer Gegner, an deren Spitze Bossuet stand, zeigten größere Ueberlegenheit an Talenten und Scharfsinn; verschiedne Männer von Ansehn, unter ihnen Turenne, traten zur catholischen Kirche über, und so wurde es möglich dem König Ludwig XIV. vorzuspiegeln, die Bekehrung der Reformirten sey eine leichte und zum Wohl des Staats durchaus notwendige Sache. Aus dieser Rücksicht wurde das Bekehrungswerk von dem Könige, der durch Ueberredung und Belohnungen wirken wollte, und dazu beträchtliche Summen anwies, (1680) angeordnet, aber von seinem Minister Louvois, und noch mehr von dessen Werkzeugen, die ihre Vorschriften überschritten und eine vermeintliche Gelegenheit, sich selbst zu heben, benutzen wollten, mit der größten Strenge durchgesetzt. Glänzende Berichte über den Erfolg der Bekehrung, und lange Verzeichnisse der Bekehrten wurden nach Paris gesendet, aber die Mittel, die man angewendet hatte, wurden verschwiegen. So mochte es dem Könige scheinen, daß das große Werk fast ganz vollendet sey, und nun geschah es, daß er auf den Rath der Maitresse Maintenon, des Beichtvaters la Chaise und einiger Andern, am 13ten October 1685 das Edict von Nantes widerrufen. Es wurde ausdrücklich erwähnt, daß das Edict aus dem Grunde widerrufen würde, weil der König nur wenig Unterthanen mehr habe, zu deren Vortheil es gegeben worden, und daß es daher ganz überflüssig sey, noch darüber halten zu wollen. Der königliche Befehl, welcher das Edict aufhob, enthielt die Verlust der Gerechtsame der Protestanten und ihrer Kirchengüter, die Verbannung ihrer Geistlichen und das Verbot gottesdienstlicher Zusammenkünfte; ihre Kirchen wurden niedergerissen. Diese Härte konnten die Reformirten nicht ertragen; sie standen in Bearn, Languedoc und in andern Landschaften, vorzüglich aber in den Cevennen auf, um ihre Rechte und ihre Glaubensfreiheit zu vertheidigen. Man sandte Truppen gegen sie, und es floß Blut auf beiden Seiten. Nach glaubwürdigen Zeugnissen französischer Schriftsteller traten ohngefähr 250,000 Protestanten zur catholischen Kirche über; weit mehrere aber flüchteten ins Ausland, und brachte, wenn auch nicht immer Reichthümer, doch Cultur und Kunstfleiß in die Länder, die sie aufnahmen. Frankreich fühlte noch lange nachher den großen Nachtheil, den sein Handel durch die in andern europäischen Ländern von den Flüchtlingen eingeführten Manufakturen und Fabriken, die es vorher allein besaß, zugefügt wurde. Diese Folgen hatte die Regierung nicht herbeiführen wollen; auch hatte deswegen der umsichtige Colbert, so lange er lebte, alle strenge Maaßregeln zurückgehalten. In Frankreich war indessen die Ruhe keineswegs vollkommen hergestellt. In der Landschaft zwischen der Rhone und Garonne waren die Protestanten noch sehr zahlreich; die nahen, unwirthbaren

Sevennengebirge boten ihnen eine Freistätte an; da führten sie, als Camisards, größtentheils nur mit Knütteln bewaffnet, noch lange einen Krieg, dem Vendée-Kriege in unsern Tagen nicht ganz unähnlich. Nach zwanzig Jahren (1706) mußte man endlich sich zu Unterhandlungen mit ihnen bequemen, doch wurde es da nie ganz ruhig. Im flachen Lande, besonders zu Nîmes, blieb noch immer protestantischer Geist im Verborgnen; selbst bei Catholicen war das Mitleid erregt, und manche Verfolger der Protestanten waren ihre Beschützer geworden; auch fehlte es unter den Reformirten nicht an verborgen gehaltenen Geistlichen. Unter Ludwig XV. wurden zwar neue, aber nicht so strenge Maaßregeln gegen die Reformirten ergriffen, und doch wagten diese es (1746) sich in Languedoc und der Dauphiné wieder öffentlich zu zeigen. Nach und nach erhoben sich mehrere Stimmen für die Duldung anderer Religionsmeinungen; Montesquieu brach die Bahn, aber mächtiger wirkte Voltaire, durch Jean Calas unglückliches Schicksal gereizt, durch seine Schrift über die Toleranz (1762). Von dieser Zeit an wurden die Protestanten nicht mehr beunruhigt, aber noch durften sie auf öffentliche Ämter keinen Anspruch machen. Die Revolution gab ihnen alle bürgerliche Rechte wieder, und sie verwendeten häufig ihren bis dahin verborgen gehaltenen Wohlstand zum Ankauf von Staatsgütern. Es war daher kein Wunder, wenn einige von ihnen, bei der neuen Veränderung der Sachen in Frankreich, mehr Anhänglichkeit an die vorige Regierung vermuthen ließen, da sie ihnen Vergünstigungen bewilliget hatte, die sie unter der neuen wieder zu verlieren fürchten mußten. Ob ihnen gleich der Vorwurf einer Widersetzlichkeit gegen die neue Regierung nicht gemacht werden konnte, so entstanden doch bald Bewegungen, die neue Bedrückungen der Protestanten und blutige Auftritte zu Nîmes und dazwischenliegender Gegend zur Folge hatten, und die in England viel Eindruck machten. Noch scheint die Gährung nicht aufgehört, aber die meisten Begebenheiten und die sie begleitenden Umstände sind noch mit einem Schleier bedeckt.

Eduard, mit dem Beinamen der Alte, König von England, folgte seinem Vater Alfred dem Großen, im Jahr 900 in der Regierung. Er war glücklich im Kriege gegen die Schotten und Dänen, und erwarb sich große Verdienste in der innern Reichsverwaltung. Er errichtete fünf Bisthümer, gründete die Universität zu Cambridge, und war überhaupt ein großer Beschützer der Wissenschaften. Im Jahr 934, im 25ten Jahre seiner Regierung, starb er. Adelftan, den er mit einem Schäfermädchen außer der Ehe gezeugt hatte, folgte ihm, ungeachtet Eduard mehrere rechtmäßige Kinder besaß.

Eduard oder Edward (der Jüngere, oder der Märtyrer) König von England, geboren 962, gelangte im 13ten Jahre seines Alters zur Regierung. Ob er gleich vom größten Theile des Reichs als König anerkannt wurde, ward er doch das Opfer einiger Widersacher. Seine Stiefmutter, Elfriede, die ihren Sohn Ethelfred auf dem Throne sehen wollte, ließ ihn meuchelmörderisch umbringen. Die römische Kirche sprach ihn als Märtyrer heilig, ob er gleich nicht für die Religion gestorben war.

Eduard, mit dem Beinamen der Bekenner, König von England von 1042 bis 1065. Er veranstaltete eine ziemlich mangelhafte Sammlung der Gesetze der Sachsen, Dänen und Mercier, die er das gemeine Recht (common Law) nannte. Nachdem er, ohne Kinder



Eduard, (s. b. f. Art.) 1376 vor sich sterben sehen mußte. England verdankte Eduard III. sehr viel. Seine Gerechtigkeiteliebe, sein Eifer, den Handel emporzubringen, die Rechte der Nation zu befestigen, zeichnen ihn vornehmlich aus, und höchstens könnte man ihm eine zuweilen übertriebene Strenge, und den Ehrgeiz, auch König von Frankreich werden zu wollen, zum Vorwurfe machen. Seine Unternehmungen kosteten zwar England viel, aber er sicherte ihm reichliche Entschädigungen im Handel. Er weckte die Industrie der Engländer, die inländischen rohen Erzeugnisse selbst zu verarbeiten, und gab mehrere treffliche Gesetze zur Belebung der Industrie und des Handels. Um die Tuchwebereien zu befördern, zog er Weber, Färber und Walker aus Flandern nach England. — Eduard stiftete (1349) den Ritter-Orden vom blauen Hosenbunde, einen der ältesten und angesehensten Orden in Europa. Unter Eduard lebte auch Wiclif, Professor zu Oxford.

Eduard, Prinz von Wales, bekannter unter dem Namen der schwarze Prinz, Sohn Königs Eduard III., derselbe, dessen wir oben im Leben seines Vaters erwähnten. Im Jahr 1362 empfing er von seinem Vater die Investitur über die Grafschaft Poitou und die Fürstenthümer Aquitanien und Gasconne, und vermählte sich mit Johanna, Tochter Eduards Plantagenet, Grafen von Kent. Kurz darauf (1366) nahm er Peter den Grausamen an seinem Hofe in Guienne auf, als dieser von Heinrich aus Castilien vertrieben worden war. Peter benutzte Eduards Liebe zum Gelde; er bot ihm mehrere bedeutende Domainen an, und Prinz Eduard versprach ihm dagegen, ihn wieder auf den Thron zu setzen. Er erhielt von seinem Vater einen Vorschuß auf seine Appanage von 100,000 Thlrn. in Gold, ließ sein Tafelgeschirr einschmelzen, ging über die Pyrenäen, schlug Heinrich bei Navarette und setzte seinen Freund Peter in Castilien wieder ein, ward von diesem dafür aber mit Undank belohnt, weil Peter die versprochene Zahlung nicht leistete. Während dessen hatte der Krieg zwischen England und Frankreich sich erneuert. Eduard kam nach Guienne zurück, und ungeachtet eines verzehrenden Fiebers ließ er sich in einer Sänfte zur Belagerung von Limoges, das die Uebergabe bisher verweigerte, tragen; der Platz wurde genommen, und der Sieger ließ außer der französischen Besatzung gegen 300 Einwohner über die Klinge springen. Um sich von dieser Anstrengung zu erholen, ging er nach England; hier fiel er in eine Entkräftung, die ihn im 46sten Jahre seines Alters (1376) zu Westminster hinraffte. Es ist bemerkenswerth, daß von seinem Todestage an die Engländer eine Besizung nach der andern in Frankreich verloren, so daß Carl V. das Gelingen seiner Absichten nur zu leicht wurde. Man weiß nicht, ob Eduard von dem Schrecken, das er unter seinen Feinden verbreitete, oder von der Farbe seiner Rüstung den Beinamen des schwarzen Prinzen erhalten hat.

Eduard (Carl), Enkel Jacobs II., Königs von England, Sohn von Jacob Eduard und Clementine, Tochter des Prinzen Cobien, bekannt unter dem Namen: der Prätendent, war den 31sten December 1720 zu Rom geboren. Bei seiner Geburt wurden in Rom die Kanonen der Engelsburg gelöst, denn sein Vater war der Papste Clemens XI. und Innocenz III. geschäfter Freund. Als dem letzten Sprößling aus dem königlichen Hause Stuart ward ihm von der Wiege an jenes Streben eingehaucht, das ihn mit einer Brust voll Muth und kühner Entwürfe schon im 22sten Jahre seines Lebens

jährliche Pension von 200,000 Livres auf seine Lebenszeit, und auch von Spanien eine Rente von 12,000 Dúblonen. Dieser kleine Strahl von Gunst belebte ihn zu neuen Hoffnungen. Die Idee, noch einmal auf dem Throne von Großbritannien zu sitzen, wollte er nicht aufgeben, und er nahm es sehr empfindlich auf, als der König von Frankreich mit England Frieden schloß, bevor er wieder König geworden sey. Als ihm gesagt wurde, daß seine Entfernung aus den französischen Staaten ein Friedensartikel sey, verleitete ihn seine Erbitterung hierüber zu den größten Ausschweifungen, so daß er endlich unter Escorte nach der italienischen Gränze gebracht werden mußte. Nun ging er zu seinem Vater, Jacob III., nach Rom; aber auch sein Verhältniß zum römischen Hofe änderte sich nach seines Vaters Tode, am 1sten Januar 1766. Seine oft lächerlichen Forderungen, die er unter dem Namen eines Grafen von Albany wegen der Etiquette machte, zogen ihm unaufhörliche Verdrießlichkeiten zu. Er ging nach Florenz, bis Pius VI. ihn bei Verlust der Pension, die er bezog, nach Rom zurückrief. Um sein Geschlecht nicht aussterben zu lassen, vermählte er sich auf Bitten seiner Freunde noch in seinem 52sten Jahre, am 17ten April 1772, mit Louise Maximiliana Caroline, Prinzessin von Stolberg-Geldern, geboren den 21sten September 1752. Aber sein unfreundliches Wesen führte 1780 eine Trennung herbei. (Vergl. Alfieri's Denkwürdigkeiten.) Eduard ergriff das gewöhnliche unselige Rettungsmittel der Unglücklichen, die mit der Welt zerfallen sind; er ergab sich dem Weine. So starb er am 31sten Januar 1788 zu Rom im 68sten Jahre seines Lebens. Drei Jahre vorher hatte er eine natürliche Tochter von sich aus Frankreich zu sich kommen lassen, sie legitimirt und als Gräfin von Albany aus königlicher Machtvollkommenheit zu seiner rechtmäßigen Erbin erklärt. Sein Leichnam wurde nach Frascati gebracht und königlich begraben. Scepter, Krone, Degen, die englischen und schottischen Orden schmückten seinen Sarg, und sein einziger damals noch lebender Bruder, der Cardinal von York hielt „dem verstorbenen König Carl“ die Exequien. Dieser Cardinal von York erhielt von England seit dem Jahre 1799 eine jährliche Pension von 4000 Pfd. Sterling, und starb zu Frascati den 13 Juli 1807. Vier Jahrhunderte lang hatten die Stuarte in Schottland geherrscht.

Effecten-Handel. So wird in Holland der Handel mit den Staatspapieren genannt. Ihre große Anzahl und die Wichtigkeit dieses Handels dort verdient einige nähere Darstellung. Er ist im Allgemeinen einzutheilen in den Handel mit inländischen und ausländischen Effecten. Die holländische Staatsschuld bestand im Jahr 1809 aus 1,254,000,000 Fl., wozu 38,888,331 Fl. Zinsenbezahlung erforderlich waren. Außerdem gehören zu den inländischen Effecten die zahlreichen städtischen Negotiationen und die öffentlichen Institute, wie die Leihbank, Wechselbank u. s. w., und andere mit speciellen Hypotheken; eben so zahlreiche Negotiationen auf die holländischen Colonien in den beiden Indien. Man kann auf diese Weise vielleicht 2 Milliarden holländischen Fl. an inländischen Negotiationen rechnen, worüber Obligationen da sind, die im Handel umlaufen, oder von den Rentiers aufgehoben werden. Es sind solche gemeiniglich in Summen von 100 bis zu 1000 Fl. gestellt. Was die ausländischen Effecten betrifft, so ist das darin stehende Vermögen auch von keinem hohen Belauf. Der ungefähre Bestand dieser Capitalien ist folgender: österreichische Anleihen noch für 46

Millionen Gulden, russische 86 Mill., schwedische 7 Mill., spanische 40 Mill., portugiesische 5 Mill., amerikanische, französische, dänische, preussische, sächsische und andere vielleicht 100 Mill., so daß im Ganzen etwa für 300—350 Mill. ausländische Obligationen anzunehmen sind. Der verschiedene Zinsfuß derselben, ihre verschiedenen Hypothesen, Prämien u. s. w., die politische Sicherheit oder Gefahr des Staats, auf welchen sie lauten, die politische Moralität der Schuldner, die Ordnung oder Unordnung im Finanzwesen derselben, alles dies und viele andere Ursachen geben jedem dieser Papiere oder Obligationen, die meistens an den Inhaber lauten, einen Cours, d. h. einen abwechselnden Preis, worüber wöchentlich zwei Mal Preis-Courante ausgegeben werden. Durch die oft schnellen Aenderungen in den Preisen und durch die Leichtigkeit, darin die größten Capitale anzulegen, werden in diesem Handel oft außerordentliche Summen verloren und gewonnen, und es ist nichts Seltenes, daß kühne Waghälse in einigen Wochen oder gar Tagen 100,000 Fl. und mehr gewinnen, aber auch, daß die reichsten Häuser, die Millionen besitzen, in eben so kurzer Zeit ihr ganzes Vermögen verlieren. So fielen die sogenannten batavischen Rescriptionen mit 4 pCt. Zinsen, als 1799 die Engländer in Nordholland landeten, auf 11 pCt. und stiegen nach der verschwundenen Gefahr nach und nach auf 75 pCt. Nach der französischen Besignahme Hollands fielen sie neuerdings auf 16 pCt. Der streng solide Kaufmann befaßt sich in Holland selten mit diesem Handel, der eine große Anzahl sonstiger Speculanten und Capitalisten beschäftigt. Auf der amsterdamer Börse ist ein eigener Stand, wo sich diejenigen versammeln, die Theil an diesem Handel nehmen. Er heißt der Effectenhoeft (Winkel). Eine noch größere Ausdehnung hat das Geschäft erhalten, seitdem man angefangen, eine Art von Wetten damit zu verknüpfen oder Prämien zu geben und zu nehmen. Es übernimmt z. B. A. gegen B. in 1, 2, 3 Monat eine gewisse Summe, oft 100,000 Fl. und mehr, in der und der Sorte Obligationen zu einem bestimmten Preise zu liefern, oder anzunehmen; dafür erhält oder gibt er eine gewisse Prämie, und wenn der Termin eintritt, ist es nicht nöthig, die verkauften oder gekauften Obligationen zu liefern oder anzunehmen, sondern er gibt oder empfängt nur den Unterschied des Courses, worauf man gehandelt hat.

Effenbi (wörtlich Herr), ein Ehrentitel bei den Türken, den sich die Staats- und Civilbeamten, oft auch andere Staatspersonen beilegen, und der gewöhnlich mit dem Namen ihres Amtes in Verbindung ausgesprochen wird. So heißt z. B. der kaiserliche erste Beibarzt Hekim-Effenbi, der Priester im Serail, Iman-Effenbi u. s. w. Der merkwürdigste dieses Namens ist aber der Reis-Effenbi oder Reichskanzler, der zugleich Minister der auswärtigen Staatsangelegenheiten ist, und mit den Gesandten und Dolmetschern der fremden Völker unterhandelt.

Egede (Hans), geb. im Jahr 1686 in Dänemark, 1707 Prediger zu Wogen in Norwegen, berühmt als der Apostel der Grönländer. Die ihm zugekommenen dunkeln Nachrichten, daß das Christenthum schon früher nach Grönland gekommen, betrieben, aber durch den Mangel an Lehrern wieder untergegangen sey, machen das ganze Mitleid seiner edeln Seele rege. Vergeblich bemüht er sich, bestimmtere Nachrichten einzuziehen. Er erhält entweder gar keine oder nur die sehr niederschlagende, daß das östliche Grönland durch Treibeis unzugänglich und das südliche von wilden Menschen bewohnt

sen. Dadurch steigt sein Mitleid bis zur höchsten Angst, die ihn nicht mehr ruhen und schlafen läßt. Er entschließt sich, alles aufzubieten, um selbst nach Grönland zu kommen und dessen Einwohnern das Evangelium zu predigen. Aber diesem Entschlusse stellen sich fast unübersteigliche Hindernisse entgegen: denn Eged hatte Frau und Kind, einen geringen Dienst, kein Vermögen, die Kaufleute in Bergen mögen keine Speculation nach Grönland wagen, die Regierung weist seine Bitte um Schiffe, Geld und Mannschaft ab, weil sie in Krieg mit Schweden verwickelt sey; die Bischöfe von Bergen und Drontheim loben seinen edeln Entschluß, können ihm aber nicht helfen. Endlich wagt er, die bisher geheim betriebene Sache seiner Frau zu entdecken, voll Furcht, ihre Liebe dadurch zu verscherzen; aber er findet bei ihr die freudigste Entschlossenheit, ihm zu folgen, und die gläubigste Zuversicht eines glücklichen Erfolgs des tröstlichen Werks. Von nun an ist sie es, welche seinen zuweilen wankenden Glauben stärkt. Die bergischen und andere Kaufleute werden der Sache geneigter, E. bringt eine Collecte von 10,000 Rthlr. zusammen, legt sein Amt nieder, erhält nach abgeschlossenem Frieden mit Schweden von der dänischen Regierung den Titel eines königlichen Missionars für Grönland mit 300 Rthlr. Gehalt, und drei Schiffe, eins, um dort auf Station zu bleiben, eins, um die Nachricht von seiner Ankunft zurückzubringen, und eins, um auf den Wallfischfang zu gehen. Die Regierung ermuntert die bergischen Kaufleute, eine grönländische Handelsgesellschaft zu errichten. Am 21sten Mai 1721 geht E. mit 46 Personen, als ihr Oberhaupt, an Bord. Der Wallfischfänger scheitert; die beiden andern Schiffe erreichen Grönland, aber eine 12 Meilen lange Strecke von Treibeis scheint die Landung unmöglich zu machen. Endlich gelingt sie durch E's. kühne Entschlossenheit am 4ten Junius. — Der Anblick des Landes ist so kläglich, daß er jeden andern von dem Gedanken an eine Niederlassung abgeschreckt haben würde — nur nicht den Glaubenshelden E. Es wird ein Haus gebaut, und zum Hafen der Hoffnung genannt. Aber dem eigentlichen Endzwecke, der Bekehrung der Grönländer, setzen sich noch größere und fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen — die Furcht der Grönländer vor den Fremdlingen, ihre traurige Armut, welche die selbst armen Gäste im Hafen der Hoffnung mit nichts unterstützen kann, ihre völlige Begrifflosigkeit, der feindselige Einfluß ihrer Zauberer, die unendliche Schwierigkeit, ihre Sprache zu erlernen, die zum Theil aus unnachahmlichen Tönen besteht, deren verschiedene Bedeutung durch eben so unnachahmliche Geberden bestimmt wird. — Die ganze Mannschaft, des endlosen Kampfes mit aller Art von Elend müde, verlangt mit Ungestüm, nach Dänemark zurückzugehen. E. selbst entschließt sich dazu; aber der felsenfeste Glaube seiner Frau bestimmt alle zu bleiben, und mit ihr zuversichtlich auf ein Schiff mit der nöthigen Unterstützung aus Dänemark zu hoffen. Und nicht vergeblich! Am 27sten Jun. kam ein Boot mit der Nachricht, daß zwei Schiffe aus Dänemark mit allerlei Bedarf und Briefen angekommen seyen, welche die Versicherung der thätigsten Unterstützung enthielten. — Indes hatte E. seinen Sohn Paul biblische Geschichten mahlen lassen, ob den Grönländern vielleicht ein Begriff beizubringen, oder doch ihre Wißbegierde zu erwecken wäre. Da dies nicht gelang, quartierte er sich mit seinen beiden Söhnen bei den Grönländern selbst ein, um ihre Sprache zu lernen. Die entsetzlichste Unreinlichkeit, ein Gestank, von welchem er krank wurde,

Ungezieser, der eindringende Regen, der dicke Nebeldampf, die Ver-
sicherung der Bewohner, daß er ihnen im Wege sey — nichts hielt ihn
ab. Auf die Versicherung, daß er ihnen bald sehr schöne Geschichten
erzählen wolle, erhielt er Erlaubniß zu bleiben. Sorgfältig zeich-
nete er alle Worte auf, deren Sinn er errieth, that oft mit Lebens-
gefahr weite Reisen, um die entferntern Grönländer aufzusuchen,
ihr Vertrauen zu gewinnen (welches ihm durch tausend Wohlthaten
in einem hohen Grade gelang), oder auch, um neue Handelsvorteile
für die Krone aufzusuchen, welche fortwäh, ihm alljährlich ein Schiff
zu schicken. — Was ihm nicht gelang, das gelang seinen Söhnen,
besonders dem Paul — das Grönländische zu erlernen. Er ließ ihn
hierauf 4 Jahre in Copenhagen die Gottesgelahrtheit studiren, zum
Prediger einweihen und sich zum Nachfolger in Grönland geben.
Fünfzehn Jahre hatte Egede, der Vater, in Grönland unter unaus-
sprechlichen Mühseligkeiten, öftern Anfallen von Schwermuth und
endlich noch durch den Tod seiner geliebten Frau zugebracht, und
kehrte 1736 nach Copenhagen zurück, um neue Vorschläge zur Un-
terstützung der grönländischen Christengemeinde zu thun. Die Regie-
rung ernannte ihn zum Oberaufseher der grönländischen Missionen
und bestätigte seinen Sohn Paul im Amte eines dortigen Missionars.
Als das Alter ihn zu seinen ehrwürdigen Verrichtungen unfähig
machte, zog er sich auf die Insel Faßer zurück und starb daselbst
am 5ten Nov. 1758. Seine Schriften sind dänisch geschrieben und
auch ins Deutsche übersetzt. Sie beschäftigen sich mit der Naturge-
schichte Grönlands und seinen dortigen Bemühungen, Erfahrungen
und Schicksalen. — Der schon erwähnte Paul Egede, Sohn Hans
Egedens, ward geboren 1708. Vom 12ten Jahre an war er Gehülfe
seines Vaters, kam 1728 nach Copenhagen und brachte einige Grön-
länder mit, um sie in verschiedenen Handwerken unterrichten zu lassen;
aber sie starben sämmtlich an den Blattern. — Ungeachtet seiner gro-
ßen Neigung zum Seedienst fügte er sich doch dem Willen des Vaters
und studirte die Gottesgelahrtheit in Copenhagen, erhielt, wie oben
gesagt wurde, die Predigerweihe und das Missionsamt in Grönland.
Im Jahre 1734 ging er zu dieser Bestimmung ab, führte neue Colo-
nisten mit sich und blieb bis 1740 daselbst. In diesem Jahre kehrte er
nach Copenhagen zurück, erhielt die Stelle eines Caplans am Hospi-
tal zum heil. Geist, und den Auftrag, noch ferner Sorge für die
grönländische Mission zu sorgen. Um ihn noch besser für seine langen
Arbeiten zu belohnen, wurde ihm das Directorium am Hospital der
Waisenfinder und eine Stelle im Rathe der Missionen gegeben. Im
folgenden Jahre ernannte ihn der König zum Bischof von Grönland.
Er starb am 3ten Jun. 1789. — Man hat von ihm Nachrichten über
Grönland, als Auszug eines von 1721 — 1738 gehaltenen Tagebuchs.
Dänisch zu Copenhagen 1789. 12. — Ferner ein Dictionarium grön-
landicum. Ebendasselbst 1754., eine grammatica grönlandica, eine
Uebersetzung des Evangeliums, der 5 Bücher Moses, mehrerer dani-
scher Gebete und Liturgien, und der Nachfolge Christi von Thomas
a Kempis, ins Grönländische. S. G — r.

Egeria, der Name einer Nymphe, welche bei den Römern
in göttlichem Ansehen stand, und mit welcher der König Numa in
einer geheimen Verbindung zu stehen, und von welcher er die Ge-
setze, die er den Römern gab, zu erhalten vorgab. Nach Einigen
soll Egeria des Numa Gemahlin gewesen seyn.

Eginhard (Einard), Secretär des Kaisers Carl des Großen, endlich sein Schwiegersohn und Oberaufseher der kaiserlichen Häuser. Nach dem Tode des Kaisers trennte er sich von seiner Gemahlin, betrachtete sie ferner nur als seine Schwester, trat in den Benedictiner-Mönchsorden und wurde der erste Abt des Klosters Seligenstadt, wo er im Jahre 839 starb. Eginhard hatte sich durch sein Genie und seine außerordentlichen Fortschritte in den Wissenschaften Karls des Großen, an dessen Hofe er erzogen wurde, Vertrauen und Liebe erworben, und in seinem Herzen sich so sehr befestigt, daß Carl sich leicht entschloß, seine Tochter Emma oder Imma ihm zur Gemahlin zu geben. Daß diese dem schönen Deutschen einst eine nächtliche Zusammenkunft in ihrer Wohnung gab, daß während der gefeierten Schäferstunde ein tiefer Schnee gefallen war, und Emma, um den Geliebten zu retten, auf ihren Schultern ihn über den Schloßhof trug, der früher erwachte Kaiser aber aus seinem Fenster die romantische Gruppe gewahrt wurde, und statt zu strafen, das zärtliche Paar verband, ist eine bekannte Erzählung, deren Echtheit jedoch stark bezweifelt worden ist. Er ist der älteste deutsche Geschichtschreiber, und wir haben von ihm ein ausführliches, gut geschriebenes Leben Karls des Großen, welches 1711 in 4. von Schminke, mit Erläuterungen und einer Biographie versehen, herausgegeben worden ist; doch hat Bredow im Jahr 1806 ein weit vollkommneres Werk darüber geliefert. Eginhards Annalen von Frankreich von 741 bis 829 sind 1711 in 4. zu Utrecht herausgekommen. Auch hat man von ihm noch wichtige Briefe für die Geschichte seines Zeitalters, die zu Frankfurt 1714 Fol. erschienen sind. Man schreibt ihm sogar ein Project zu, nach welchem das deutsche Meer mit dem mittelländischen und schwarzen durch zwei Canäle verbunden werden sollte, von denen der eine die Verbindung zwischen der Mosel und der Saone hergestellt, der andere aber einen Weg vom Rheine nach der Donau geöffnet haben würde.

Egmont (Ramoral Graf von), den Götthe für die Kunst wie das Schicksal für die Geschichte verewigt hat, ward geboren 1522 in einer vornehmen holländischen Familie. Er widmete sich den Waffen, und erwarb sich unter Carl V., dem er 1544 nach Afrika folgte, großen Ruhm. Als General der Cavallerie unter Philipp II. zeichnete er sich in den Schlachten von Saint Quintin (1557) und Gravelines (1558) vorzüglich aus. Aber als Philipp nach Spanien abgereiset war, um die Strafgesetze und die Inquisition wieder herzustellen, nahm Egmont an den Unruhen, die in den Niederlanden sich erhoben, Antheil, bemühte sich jedoch dabei, die Statthalterin der Provinzen und die wider diese verschwornen Eblen zum Frieden und zur Mäßigung zu bewegen. Er schwor sogar in die Hände dieser Prinzessin, daß er die römisch-catholische Religion unterstützen, die Heiligthumschänder züchtigen und die Ketzerei austrotten wolle.“ Doch seine Verbindungen mit dem Prinzen von Oranien und den vornehmsten Anhängern desselben machten ihn beim Hofe zu Aranjuez verdächtig. Er und der edle Philipp von Montmorency, Graf Horn, wurden die Opfer des Fanatismus und des Hasses. Beide ließ der Herzog von Alba, den Philipp II. nach den Niederlanden geschickt hatte, um die Aufrührer zu bezähmen, zu Brüssel hinrichten. Dies geschah am 5ten Juni 1563 in Egmonts 46stem Jahre. Er starb mit vieler Resignation und mit dem Muth, der den Helden bezeichnet. Der französische Gesandte meldete dies Ereigniß seinem Hofe mit den Worten: „Ich habe dies Haupt fallen sehen, das zwei Mal Frankreich

Cono. Per. 4te Aufl. III.





den, durch die priesterliche Trauung. Nach dem Cod. N. geschah das Aufgebot zu zwei Malen vor dem Gemeindehause des Wohnorts bei der Municipalität und öffentlich; vor dieser ward die Ehe, jedoch nicht vor dem dritten Tage nach dem zweiten Aufgebote geschlossen, und die priesterliche Einsegnung blieb den Ansichten der Vermählten überlassen. Zur Gültigkeit der Eheverlöbniße ist nach übereinstimmenden Rechten der Protestanten und Catholiken die Einwilligung der Aeltern und Vormünder erforderlich, und ein deren ermangelnder Eheverspruch (sogenanntes Winkelverlöbniß) kann von den Aeltern oder Vormündern angefochten werden, doch muß die Anfechtung aus Gründen geschehen, sonst wird der Consens von der Behörde supplirt. Nach dem Cod. N. durfte kein Sohn vor dem 25ten, keine Tochter vor dem 21sten Jahre ohne Einwilligung der Aeltern oder Vormünder oder des Familienrathes heirathen, nach diesen Jahren waren die Kinder nur verbunden, den Rath ihrer Aeltern ehrenbletig zu erbitten. Außerdem kannte der Cod. N. als Ehehinderniß 1. die Impubertät in der Weise, daß der Mann nicht vor dem 13ten, das Weib nicht vor dem 15ten Jahre heirathen soll; 2. die nahe Verwandtschaft in der Weise, daß die Ehe in gerader Linie zwischen allen Ascendenten und Descendenten, sie seyen ehelich oder unehelich, sowie unter Verschwägerten derselben Linie, desgleichen in der Seitenlinie unter Geschwistern ehelich oder unehelich und Verschwägerten desselben Grades, so wie unter Oheim und Nichte, Base und Neffen verboten war. Hingegen die außerdem bei den Protestanten und Catholiken angenommenen Ehehindernisse, als vorhergegangener Ehebruch, Disparität des Cultus, die entferntere Blutsverwandtschaft und Schwägerschaft, so wie die bei den Catholiken allein geltenden Impedimente, als das Keuschheitsgelübde, geistliche Verwandtschaft &c. waren im Cod. N. nicht statuirt. Auffallender noch waren die Differenzen rücksichtlich der Ehescheidung und des Ehebruchs. Zu gänzlicher Ehescheidung sind nach protestantischen Ehe-rechten die Ursachen 1. Ehebruch für beide Theile (nach dem catholischen Ehe-recht aber bloß zur beständigen Scheidung von Tisch und Bett), nach dem Cod. N. in der Regel bloß für den Ehemann, und nur dann für die Ehefrau, wenn der Ehemann sich den Ehebruch in dem Hause erlaubt hat, welches beide Ehegatten bewohnen. Die Discussionen über diese merkwürdige Legislation, welche ihrer Zeit im franz. Staatsrath Statt hatten, werden immer interessant bleiben. Regnier verfolgte die Meinung, daß auch die Ehefrau in allen Fällen des Ehebruchs auf Scheidung klagen könne; Tronchet, Rodderer u. A. stritten dagegen, und endlich entschied der Grundsatz: „daß der Ehebruch der Gattin fremde Kinder in die Familie bringe.“ Gleiche Discussionen fanden darüber Statt, als die Gesetzcommission die Constatirung des Ehebruchs der Gattin, bloß auf das öffentliche Scandal oder eigenhändige Schriften der Ehebrecherin setzen wollte. Napoleon selbst suchte diese Beschränkung der Beweismittel an und es wurde die Beweis-sphäre des Ehebruchs der Frau unbeschränkt gelassen, jedoch nicht, wie bei den Protestanten, der Grundsatz angenommen, daß der Beweis einer starken Vermuthung hinreichend sey. 2. Die bössliche Verlassung. 3. Die bössliche Verweigerung der ehelichen Pflicht. Von beiden schweigt der Cod. N. bei Aufzählung der bestimmten Ursachen gänzlicher Scheidung, und sind die Ursachen dieses Schweigens über den 3ten Punkt in den Discussionen zu suchen, da wir sie hier nicht geben können. 4. Savitien und Lebensnachstellungen. Diesen

fügt der Cod. N. noch grobe Injurien bei. Streitige Scheidungsursachen bei den Protestanten sind a) Impotenz, b) beständige Krankheit und Raserei, c) unversöhnlicher Haß, d) lebenswieriger Gefängnißstrafe. Der Cod. N. aber setzte ausdrücklich als Ehescheidungsursachen fest: a) Verurtheilung eines Gatten zu entehrender Strafe, und läßt durch den bürgerlichen Tod die Ehe ipso jure aufheben, und ß) die wechselseitige Einwilligung der Ehegatten, unter besondern Modificationen: 1. der Mann muß über 25, die Frau über 21, aber noch nicht 45 Jahre alt seyn. 2. Die Ehe muß über zwei Jahre gedauert haben. 3. Die Aeltern müssen dazwischen willigen. 4. Sie müssen ihre civilrechtlichen Verhältnisse wegen Sonderung der Güter, Erziehung der Kinder etc. bereits arrangirt haben. 5. Sie müssen auf dem gemeinschaftlichen Gesuche nach Verfluß eines Jahres beharren, und es darf auch keines derselben unter drei Jahren nach gesprochener Ehescheidungsentscheidung sich wiederum verheirathen. In mehreren deutschen protestantischen Ländern hat man schon seit längerer Zeit den Weg einschlagen können, daß beide Gatten sich mit Suppliken an den Fürstengemendet haben, welcher sodann, kraft landesherrlicher Macht, ohne weiteres oder nach vorgängiger Cognition, die Scheidung verfügt; ein Weg, welchen man gewöhnlich nur Personen von Range gestattet hat, und welcher durchaus ein Ausfluß verwerflicher Cabinetsjustiz ist. In neuern Zeiten ist in Frankreich die napoleonische Gesetzgebung über die Ehe wieder abgeschafft, so daß z. B. keine förmliche Ehescheidung weiter Statt findet, sondern bloß Trennung von Tisch und Bett.

Ehebruch, Verlegung ehelicher Treue und Pflicht überhaupt, aber vorzugsweise durch Beischlaf mit einer andern Person. Er wird nach verschiedenen Gesetzen verschieden bestimmt und bestraft. Nach römischem Rechte durfte der Ehemann das ehebrecherische Paar, der Vater die Tochter sammt dem Ehebrecher, auf der That ertappt, tödten. Moralischer Ehebruch ist, wenn ein Ehegatte den Platz in seinem Herzen, welcher dem Gatten gebührt, einer fremden Person einräumt, sogar in den Momenten, wo Natur und Pflicht die innigste Harmonie der Seelen erheischen, nach den Worten der Schrift: wer ein Weib ansieht, ihr zu begehren etc. Ein Beispiel des vollendeten moralischen Ehebruchs stellt Goethe in seinen Wahlverwandtschaften auf, als Eduard und Charlotte sich in jener Unglücksnacht mit falscher Bärtlichkeit täuschen; und daß dergleichen in der Welt nicht selten vorkomme, beweiset die bemerkbare Einmischung bestimmter Gesichtszüge in die Nachkommenschaft unsträflich wandelnder, aber wohl sträflich denkender Eheleute. Siehe die treffliche Schrift von H. W. von Goens: Cuningham über moralischen Ehebruch etc. Leipzig 1811, bei Nummer. 8.

Ehehaft, oder noch gewöhnlicher in der Mehrzahl, **Ehehaften**, nennt man ein rechtmäßiges, in den Gesetzen als gültig anerkanntes Hinderniß irgend einer Handlung. Er hat Ehehaften, heißt: er hat wichtige, gegründete Abhaltungen, besonders aber gesetzlich genehmigte Hindernisse des Erscheinens vor Gericht.

Ehepacten, die bei Schließung der Ehe zu Regulirung der Vermögensverhältnisse sowohl während der Ehe, als auf den Todesfall abgeschlossenen Verträge. Die positiven Gesetze unterwerfen sie großen Beschränkungen. Sonst auch Ehepäcker, Eheveredung genannt.



ten, wobei man sich auf seine Ehrlichkeit beruft und sie gleichsam zum Unterpfande gibt. Sie gehört zur Rechtschaffenheit und schließt Wahrhaftigkeit und Treue verbunden in sich; eigennütziger Betrug und Treulosigkeit sind ihr daher entgegengesetzt. Wer (vorzüglich die bürgerliche) Ehre nicht besitzt, wird ehrlos genannt. Ehrlosigkeit (Infamie) ist die durch schändliche Handlungen aller Art, besonders aber durch grobe Verbrechen, welche mit entehrenden Strafen belegt werden, entstandene Beraubung der öffentlichen Achtung, auf die sonst jeder von Rechtswegen Anspruch machen kann. Die mit gewissen Gewerben verbundene Ehrlosigkeit ist ein Rest der Barbarei voriger Zeiten und neuerdings hie und da abgeklafft worden. Die Merkmale der äußern Ehre sind Ehrenzeichen und Ehrenstellen. Unter Ehrenämtern versteht man solche Ehrenstellen, die mit keiner, oder nur geringer Besoldung verknüpft sind. Ehrentitel sind dagegen bloß Zeichen von Ehrenämtern, vermöge welcher Jemand gar nichts von Amts wegen zu thun hat, sondern bloß einen gewissen Rang in der bürgerlichen Gesellschaft genießt. Ehrensachen sind Angelegenheiten, insonderheit von streitiger Art, bei welcher man in Gefahr ist, an seiner äußern Ehre zu leiden. Da solche Ehrensachen oft zu blutigen Handeln (Duellen oder Zweikämpfen) Anlaß geben, so hat man sie hin und wieder durch besondere Ehrengerichte beizulegen gesucht (an einigen Orten, z. B. in der Lausitz, in Schlessien gibt es dergleichen, welche aus hohen Adelligen bestehen [auch die Ehrentafel genannt], welche über alle die Ehre des Adels betreffenden Angelegenheiten entscheiden müssen). Allein der sogenannte Ehrenpunkt oder das point d'honneur wollte es angeblich nicht leiden, daß solche Sachen gerichtlich entschieden würden, weil der Stand der Streitenden Parteien in solchen Dingen fodere, daß Jeder mit eigener Kraft und Muth seine Ansprüche durchsetze oder sich Genugthuung verschaffe (vergl. Duell). Unter Ehrenschulden versteht man gewöhnlich Spielschulden, weil diese nicht ausgeklagt werden können, mithin bloß die Ehre zu deren Bezahlung verpflichtet. Ehrensold (Honorar) nennt man die Vergütung, die ein Lehrer von seinen Schülern für Vorlesungen, ein Schriftsteller vom Verleger, ein Arzt von den Kranken oder deren Anverwandten für eine Bemühung erhält, die eigentlich nicht nach Gelde geschätzt werden kann, und daher mehr um der Ehre, als um der Besoldung willen unternommen werden sollte. Ehrengeschenk oder Ehrengabe ist dasjenige, was an manchen Orten vorzüglich durchreisenden fürstlichen Personen aus achtungsvoller Huldigung dargeboten wird, z. B. Früchte, Kuchen, Wein etc., daher der Ausdruck Ehrenwein. Unendlich sind die Arten von Ehrenbezeugungen, daher die Ausdrücke Ehrenfest, Ehrentag, Ehrenschmaus, Ehrengelag, Ehrentrunk, Ehrentanz, Ehrensäule, Ehrentempel, Ehrenpforte u. s. w., letzteren ist der Charakter der feierlichen Heiterkeit eigen. Ehrenbamen und Ehrencavaliers sind höhere Dienerinnen und Diener an den fürstlichen Höfen. Unter der Haus-ehre aber versteht man im Römischen Style die Hausfrau, weil sie dem Hause Ehre machen soll. D.

Ehrenbreitstein, eine wichtige Bergfestung auf einem Felsen diesseit des Rheins, Coblenz gegenüber, im ehemaligen Erzstifte Trier. Die Franzosen hielten sie von 1798 bis 1799 während der Friedensunterhandlungen völkerrechtswidrig blockirt, worauf sie sich endlich den 26ten Januar aus Mangel an Lebensmitteln ergeben

musste und 1801 gesprengt wurde. Unten am Felsen, bei dem Städtchen Thal-Ehrenbreitstein, ist das kurfürstliche Residenzschloß, welches aber bei der Belagerung der Festung größtentheils zerstört worden ist. Das Städtchen ist gut gebaut und sehr nahrhaft, zum Theil auch durch Schleichhandel nach Coblenz, mit welcher Stadt es durch eine fliegende Brücke verbunden ist. Im Jahr 1802 wurde die gesprengte Festung, das Städtchen und dazu gehörige Amt dem Fürsten von Nassau-Weilburg als Entschädigung zugetheilt, und nachdem dieser, durch eine in Folge des Wiener Congresses im Jahr 1815 geschlossene Convention, diese Besitzungen an Preußen abgetreten, gehören sie mit zu dem preussischen Großherzogthum vom Niederrhein (Provinz Cleve-Berg).

Ehrenlegion (*légion d'honneur*). Dieses Institut, der erste Orden, den Frankreich nach der Revolution wieder erhielt, erstreckte sich auf alle Stände in der Nation, auch auf Fremde, welche Napoleon damit begaben wollte. Sein Zweck war Auszeichnung und Belohnung durch Würde und Gehalt für die Personen der Verdiensthollen und durch Fürsorge für ihre Kinder, zugleich aber auch Unterstützung dessen, der den Orden trägt, an den, der ihn verleiht. Dieser Orden wurde sehr häufig nicht nur in Frankreich, wo man zwischen 30—40,000 Mitglieder nach den verschiedenen Classen rechnete, sondern auch in andern Ländern des Continents, vertheilt. Am 15ten Mai 1802 ward der erste Vorschlag dazu von den ersten Consuln der Republik an das gesetzgebende Corps gebracht. Dies geschah durch Röderer, als Redner der Regierung. In dem gesetzgebenden Corps sowohl, als im Tribunat, erhob sich jedoch wider Gewohnheit und Erwarten eine Opposition. Lucian Bonaparte aber übernahm die Vertheidigung des Vorschlags gegen alle Angriffe. „Durch persönliche Belohnungen,“ sagt er unter andern, „kann die Constitution, kann die Gleichheit nicht verletzt werden. Auszeichnung ohne Macht drückt Niemand und darf Keinen erschrecken. Das Eigenthum ist so wenig persönlich als erblich, sondern gehört der Legion im Ganzen, kann also auf keine Weise mit den Lehen verglichen werden, und enthält keinen Keim zum Erbadel. Die Legionairs haben keine Ansprüche auf besondere Aemter und bilden keinen Stand, keine Zunft, da sie als Legionairs nirgends vereinigt sind, sondern überall zerstreut, diese oder jene militärische oder bürgerliche Anstellung haben.“ Diese Sprache führte zu dem Resultate, daß der Gesetzesvorschlag wegen der Ehrenlegion im Tribunat (am 18ten Mai) mit 56 Stimmen gegen 38, und Tags darauf im gesetzgebenden Corps mit 166 Stimmen gegen 110 angenommen und sofort zum Gesetze erhoben wurde. Zu Mitgliedern der Legion wurden vorab alle Krieger erklärt, welche Ehrengewehre erhalten hatten; es sollten ferner dazu ernannt werden können: solche Militärpersonen, die während des Freiheitskrieges große Dienste geleistet hatten, und endlich auch andere Bürger, die durch Kenntnisse, Talente und Tugenden zur Gründung oder Vertheidigung der Republik beitrugen, wenn sie nämlich in ihrem Wohnorte als National-Garden gedient haben würden. Die Ernennung geschieht auf Lebenszeit. Jedes Mitglied mußte auf seine Ehre schwören: „daß es dem Dienste der Republik, der Erhaltung ihres Gebietes in seiner Unversehrtheit, der Vertheidigung der Regierung, der Gesetze und des öffentlichen Eigenthums sich widmen, durch alle Mittel, welche Gerechtigkeit, Vernunft und Gesetze gut heißen, jedes Unternehmen, das auf Wiederherstellung der Feu-

Verfassung, der dazu gehörigen Titel etc. abzwecke, bekämpfen, kurz, aus aller seiner Macht zur Behauptung der Freiheit und Gleichheit mitwirken wolle." Dieser militärisch-politische Orden bestand 1. aus dem Ober-Verwaltungsrathe (grand conseil), dem die Ernennung des Legionairs übertragen war, und welcher aus den hohen Reichsbeamten bestand, die aus der Classe der Groß-Offiziere einen Kanzler und einen Schatzmeister wählen; 2. den Groß-Offizieren, welche sich in diejenigen theilten, welche die Decoration des großen Bandes hatten, und in diejenigen, welche es nicht hatten. Die Zahl der ersten bestand aus 60, mit Ausnahme der französischen Prinzen und der auswärtigen Fürsten und Ritter, denen es der Kaiser gab; 3. der Ordenskanzlei, welche unter dem Vorfige des Ordenskanzlers die Geschäfte der Legion besorgte; und 4. aus den 16 Cohorten. Jede derselben bestand aus 7 Großkreuzen, 20 Commandanten, 60 Offizieren und 538 Legionairs, also aus 625 Mitgliedern, so daß alle 16 Cohorten 10,000 Individuen enthielten, worunter jedoch die kaiserlichen Prinzen und ausländischen Mitglieder nicht mit begriffen waren. Auch hatte noch jede Cohorte einen besondern Verwaltungsrath von 9 Gliedern. Diese Cohorten waren durch ganz Frankreich vertheilt; ihre Hauptsitze oder Residenzen waren zu Fontainebleau, Abtei St. Waast zu Arras, Abtei St. Peter zu Gent, Schloß Brühl im Ruhrdepartement, Schloß zu Zabern im Rheinddepartement, Palast zu Dijon, Palast zu Vienne, die Paläste zu Beziers, Air, Toulouse, Agen, Abtei St. Mairant, Schloß Craon, Abtei Bel bei Bernay, Schloß Chambord und Schloß Venerin bei Turin. Jede hatte ihren Chef, Kanzler und Schatzmeister. Der Kaiser war Großmeister. Jeder Groß-Offizier hatte eine Jahresrente von 5000, jeder Commandant von 2000, jeder Offizier von 1000 und jeder Legionair von 200 Franken zu genießen, wozu 8,200,000 Franken Renten auf Nationalgüter angewiesen waren. Das Ordenszeichen war ein weiß emaillirter Stern mit fünf doppelten Strahlen, in der Mitte desselben ein Eichen- und Lorbeerkranz und darin auf der einen Seite der Kopf Napoleons mit der Umschrift; „Napoléon Empereur des Français,“ auf der andern Seite aber der französische Adler mit dem Donnerkeil und der Inschrift: „Honneur et patrie.“ Die Groß-Offiziere, Commandanten und Offiziere tragen ihn von Gold; die andern Legionairs von Silber; daher auch der goldene und silberne Adler unterschieden wird; der Kaiser allein konnte entweder den einen oder den andern tragen. Außer diesen allgemeinen Ordenszeichen gibt es noch die große Decoration. Uebrigens waren mit diesem Institut auch einige Erziehungshäuser für weibliche Kinder der Legionairs verbunden. Ein Statut vom 20sten März 1809 gab dem Institut der kaiserlichen Häuser Napoleons seine definitive Organisation, und stellte es unter den Schuß einer Prinzessin aus der kaiserlichen Familie. Die Anstalt war in 8 Häuser abgetheilt, von denen jedes der beiden ersten (auf dem Schlosse von Ecouen und zu St. Denis etablirt) auf 300 Eleven, Töchter noch lebender Legionairs, eingerichtet war. Die 6 übrigen Häuser waren für hinterlassene Waisen verstorbener Legionairs bestimmt, und um Paris gelegen. — Ludwig XVIII. hat zwar den Ludwigorden erneuert, und einen neuen Orden der Filie gestiftet, doch aber den Orden der Ehrenlegion bestätigt, und ihm im Mai 1816 eine etwas veränderte Einrichtung gegeben. Es heißt nun: der königl. Orden der Ehrenlegion; die Zahl der Ritter ist unbe-

beschränkt, aber die Zahl der Großkreuze, Großoffiziers, Commandeurs und Offiziers bestimmt. Die Decoration besteht in dem sonst gewöhnlichen Sterne, über welchem die Königskrone, und in dessen Mitte auf der einen Seite das Bild Heinrichs IV., auf der andern die Worte: Honneur et patrie. Das Ordensfest ist auf den 15ten Juli, als den Heinrichs-Tag, bestimmt. Ausländer können diesen Orden auch erhalten, sind aber von dem Eide befreit, den die gebornen Franzosen bei ihrer Aufnahme schwören müssen. I.

Ehstland oder Statthalterschaft **Reval**, eine Landschaft in Lief-land, den nördlichen Theil dieser Provinz ausmachend, deren Bevölkerung man auf 180 bis 200,000 Seelen schätzt, und die sehr sandig ist, aber auch ergiebigen Getraidebau, Hanf, Flach, Rindvieh, Pferde zc. hat. **Reval** ist die Hauptstadt. Die **Ehsten**, eine von den russisch-finnischen Völkerschaften, gehörten schon in den ältesten Zeiten zu der russischen Monarchie, und führten den Namen **Eschuden**. In der Folge suchten sie sich dieser Oberherrschaft zu entziehen; und seit 1386, wo das Land dem deutschen Orden verkauft wurde, machte es einen Theil des liefländischen Staates aus, mit welchem es, nachdem es 100 Jahre unter Schweden gestanden hatte, wieder unter Rußland kam, und unter Catharina II. den Namen der **revalschen Statthalterschaft** erhielt, 1797 aber wieder als **Gouvernement Ehstland** hergestellt wurde. **Ehstland** und **Lief-land** betragen zwar nur ungefähr den 21oten Theil des unermesslichen russischen Reichs; allein die russischen Beherrscher haben von jeher auf die Erlangung und Behauptung dieser Provinzen großen Werth gesetzt. Ueber die unglückliche Lage der Leibeigenen in Lief- und Ehstland ist, seitdem **Merkel** (in seinem Buche: **Die Letten**) und **Petri** (in seinem Werke: **Die Ehsten**) die Sache zur Sprache brachten, sehr viel geschrieben und gestritten worden, aber es dürften vor Aufhebung dieser schändlichen Sklaverei leider noch manche und große Schwierigkeiten entstehen. Uebrigens haben die Ehsten meistens schlechte Wohnungen, sind rauh und zu Strapazen abgehärtet, und bekennen sich zum christlichen Glauben. Durch den Kaiser **Alexander** sind in den neuesten Zeiten viele Verfügungen getroffen worden, vermöge welcher das Schicksal des Bauernstandes in Ehst- und Lief-land sehr erleichtert worden ist.

Ei. Vögel, Amphibien, Fische, Insecten und Würmer legen Eier, und zwar die Vögel ohne alle Ausnahme. Die Eier der Fische nennt man **Eich** oder **Rogen**. In ihnen liegt der Keim zu dem jungen Thiere, sie haben daher Aehnlichkeit mit den Samenkörnern der Gewächse. Auch in diesen liegt der Keim zur jungen Pflanze, und erwartet Feuchtigkeit und Wärme, um zur Entwicklung zu gelangen. Ein großer Theil der Substanz, welche das Samenkorn ausmacht, dient dem Keime zur ersten Nahrung; ebenso mit dem Eie, welches überdies noch die nöthige Feuchtigkeit bei sich hat, und also zur Entwicklung nur Wärme von Außen braucht. Das Vogelei besteht 1. aus der Eierschale. Unmittelbar unter dieser harten, porösen Bedeckung liegt dicht angeschlossen 2. das Eierhäutchen, ebenfalls etwas porös. Nun folgt 3. das Eiweiß, in welchem endlich 4. der Eidotter schwimmt, womit noch der sogenannte Hähnentritt bei befruchteten Eiern verbunden ist. Am Dotter erblickt man eine kleine linsenförmige Narbe, in deren Mitte sich ein kleines, eirundes, aschgraues Säckchen befindet. Dies ist die Stelle, wo sich das junge Thier entwickelt. Die äußere Gestalt der Eier ist bei den Vögeln meistens mehr oder weniger länglichrund. Verschieden ist sie bei andern eierlegenden Thieren. Unter den Amphy-



burchaus mißbilligen, theils weil dabei abergläubige Vorstellungen, welche die sittliche Gesinnung leicht verderben können, oft zum Grunde liegen, theils weil Jesus gesagt hat: Eure Rede sey Ja und Nein! was darüber ist, das ist vom Uebel! Zu wünschen wäre es allerdings, daß man des Eides entbehren könnte, oder den Gebrauch desselben wenigstens möglichst beschränkte; denn die Vervielfältigung der Eide vermindert selbst die Heiligkeit des Eides in den Augen des Volks; daher man sich auch nicht über den Leichtsinns wundern darf, mit welchem oft Eide über die geringfügigsten Dinge geschworen werden. Die merkwürdigsten Arten der Eide sind folgende: *Amts e i d*, wodurch Jemand verspricht, daß er die Pflichten eines ihm anvertrauten Amtes gewissenhaft erfüllen wolle; *Reinigung s e i d*, wodurch Jemand versichert, daß er von einem angeschuldigten Verbrechen frei sey; *Zeugene i d*, wodurch Jemand versichert, daß er als Zeuge die Wahrheit, so weit sie ihm bekannt sey, aussagen wolle oder ausgesagt habe; *Wahr s c h e i n l i c h k e i t s e i d*, wodurch Jemand versichert, daß ihm etwas zwar nicht gewiß bekannt sey, er aber doch glaube und dafür halte, es besinde sich die Sache so, wie er sich darüber erkläre; *E i d f ü r G e f ä h r d e*, wodurch man versichert, daß man einem Andern den Eid nicht aus böser Absicht deferire. Den *B ü r g e r e i d* schwören an manchen Orten diejenigen, welche das Bürgerrecht in einer Stadt oder in einem Staate erwerben wollen. Wiefern die Bürger eines Staats auch Unterthanen heißen, nennt man den Bürgereid in der letztern Bedeutung auch *U n t e r t h a n e n e i d*. Den *H u l d i g u n g s e i d* kann sowohl der Regent, dem gehuldigt wird, als der Unterthan, welcher huldigt, schwören. *Religion s e i d* ist der, wodurch Jemand versichert, daß er einer gewissen Religionspartei zugethan sey und (wenn ihm zugleich ein Lehramt anvertraut wird) nichts wider den Glauben jener Partei lehren wolle; der *T e s t e i d* in England ist eine Art des Religionseides, denn es versichern dadurch die Staatsbeamten, daß sie zu der in England herrschenden bischöflichen Kirche gehören. Die catholischen Irländer verlangen hauptsächlich die Abschaffung dieses Testeides. D.

E i d e r d u n e n, die zarten Brustfedern der *E i d e r* (fälschlich *Eidergans* genannt) *anas molissima*. Dieser nughare Schwimmvogel bewohnt die nördliche Erde, und hält sich besonders häufig um Island und Grönland auf. Er ist über 2 Fuß lang, und die ausgebreiteten Flügel messen über 3½ Fuß. Gewöhnlich wiegt er 5 bis 6½ Pfund. Sie brüten das erste Mal zu Ende des Junius oder zu Anfange des Julius. Zu dem Ende baut das Weibchen ein ungekünsteltes Nest aus Gras, Moos &c., auf einer steilen Felsenklippe an der See Küste, oder auf einer wüsten Landspitze. Um die Eier und Jungen vor der Kälte zu bewahren, rupft sich die Mutter eine Menge Federn (Dunen) aus der Brust, und füttert damit das Nest so aus, daß man sie selbst kaum erblickt, wenn sie darauf sitzt. In bewohnt n Theilen des Nordens, wo die Menschen die Dunen zu schätzen wissen, kommt kaum eine Eider das erste Mal zum Brüten, und muß daher von neuem legen. Dies thut sie auch zu drei verschiedenen Malen. Die Einwohner der nördlichen Gegenden nehmen daher den Eidern die beiden ersten Male, oder doch wenigstens das erste Mal die Eier mit den Federn weg, und lassen ihnen nur die beiden letzten oder die letzte Brut. Das Fleisch der Eider achtet man nicht sonderlich, überdies dürfen sie auch in Island und Norwegen nicht getödtet werden; desto mehr trachtet man den schmachtigen Eiern nach. Diese, so wie die kostbaren Dunen, sucht man oft mit Lebensgefahr zu bekommen, indem sich die Küstenbewohner an Stricken bis an die an

Fellen Felsen befestigten Nester herablassen. Mit 5 Pfund der besten Eiderdunen kann man ein ganzes Bett hinreichend füllen. Die Isländer brauchen auch die abgezogene Haut mit den Federn zu Unterkleidern auf dem bloßen Leibe. Die Isländer und Norweger sammeln eine große Menge dieser Dunen, und verkaufen dieselben gereinigt das Pfund zu 2 Thaler. Man theilt alle Dunen in zwei Sorten: in Tangdunen und Strasdunen. Jene sind schwerer, kosten aber auch mehr Mühe zu reinigen. Wenn eine Gans drei Nester in einem Jahre baut, so kann man sicher $\frac{1}{2}$ Pfund Dunen rechnen, davon geht aber die Hälfte durch die Reinigung ab. Island liefert an gereinigten Eiderdunen jährlich 2 bis 300, und an unreinen 1500 bis 2000 Pfund.

Eidgenossenschaft wird die Republik der Schweiz genannt, weil sich die Schweizer, welche auch Eidgenossen heißen, im J. 1308 mit einem Eide wider die Feinde ihrer Freiheit verbanden. S. Helvetien und Schweiz.

Eierstock ist ein weißer eiförmiger, nach dem Alter und der Größe des weiblichen Thieres mehr oder weniger großer, pelzig elastischer Körper, welcher auf jeder Seite des Fruchthalters in der Verdoppelung des zarten Bauchfells, wodurch er in seiner Lage erhalten wird, und worin die zu- und abführenden Gefäße und Nerven zu dem Eierstock gehen, fest umschlossen und innig verwachsen liegt. Die Substanz ist gefäßreich, pelzig zellig; in ihr zeichnen sich eine Anzahl, beim Menschen 12 bis 15, kleiner Bläschen (*Ovula Graafiana*, von ihrem Entdecker Graaf genannt), aus, die eine durchsichtige, im kochenden Wasser gerinnende Feuchtigkeit enthalten, deren gesunde Beschaffenheit die Bedingung der Erzeugung eines neuen der Gattung ähnlichen Individuums mit enthält (s. Empfängniß). Bei der Befruchtung schwillt der Eierstock auf und verändert sich in seiner Masse, worauf ein solches Bläschen locker wird, so daß es die fingerartigen Franzen der sogenannten Trompeten des Fruchthalters, die in ihrer Nähe liegen und gleichfalls in einem stärkern Leben begriffen sind, leichter losreißen, in ihre Oeffnung aufnehmen, und durch ihren Canal bis in den Fruchthalter selbst bewegen können, worin es sich befestigt, verändert, und eine Frucht zu bilden anfängt, welche in einer bei jeder Thiergattung verschieden gesetzten Zeit reift und geboren wird. (S. Geburt.)

Eifersucht ist der lebhafteste Haß und Verdruß über fremde Vorzüge, welche uns in der Bestrebung oder Erlangung und Behauptung eines Gutes hindern und in Gefahr bringen. An sich ist uns zwar alles Gute, was wir uns als solches vorstellen, angenehm, und alles Böse unangenehm, sofern es uns als solches erscheint. Wenn uns daher die Vollkommenheit eines Menschen Schmerz und die Unvollkommenheit desselben Freude verursachen soll, so muß die erste in irgend einer Hinsicht als ein Uebel (für uns), die andere als ein Gut (für uns) vorgestellt werden. So ist es, wenn man um Ehre, Rang und Würden buhlt, so ist es ganz vorzüglich in der (Leidenschaft der) Liebe; hier wird die Eifersucht am stärksten, daher wird die Eifersucht einer liebenden Person vorzugsweise Eifersucht genannt. Sie ist also der Haß einer Person gegen andere, die ihr durch gewisse Vorzüge den Besitz der Liebe einer dritten zu entziehen scheinen, und hat verschiedene Grade von der leisen Besorgniß, welche mit Unmuth gegen Andere verbunden ist, bis zum wüthenden Zorn. Wäre der Eifersüchtige vollkommen gewiß, daß die Vorzüge seines Nebenbuhlers auf die geliebte Person gar keinen Eindruck machten, noch sonst ihm irgend einen Abbruch thäten; so würde er gegen denselben weder Haß noch Schadenfreude fühlen. Die



ist des Menschen unwürdig, und die Befangenheit in seinen Meinungen ist Schwäche, Beschränktheit des Geistes oder Laune. Der Eigensinnige gleicht einem verzogenen, verzärtelten Kinde, er verlangt, alle andere Menschen sollen sich nach ihm richten, und da dies nicht geschieht, macht er sich selbst elend und die Gesellschaft flieht ihn. Wer das Denken zum Geschäft macht, der Gelehrte, ist diesem Fehler sehr unterworfen; die Vorliebe für seine Meinungen macht den Systematiker öfters intolerant und parabor. S. G o i s m u s.

Eigenthum. Eigenthumsrecht. Das Recht der ausschließenden Behandlung und des vollkommenen Gebrauchs einer äußeren Sache heißt im eigentlichen Sinne Eigenthumsrecht oder **Eigenthum**. Mit letzterem Ausdrücke bezeichnet man jedoch auch die äußere Sache selbst, welche der Gegenstand dieses Rechts ist. Insofern die Ausschließung zu dem vollkommenen naturgemäßen Gebrauch einer Sache nothwendig ist, insofern ist auch das Eigenthum rechtlich nothwendig. Die ausschließende Behandlung ist aber nicht möglich ohne Besitz, folglich ist der Besitz Bedingung des Eigenthums (s. Besitz) und zugleich das Recht des Besitzes, auch umfaßt das Eigenthum 1. das Dispositionsrecht oder Proprietät, d. i. das Recht, über die Substanz einer Sache ausschließend zu verfügen; 2. das Recht, auf die Accidenzen der Sache, insofern sie zu bestimmten Zwecken angewendet werden können (Nutzungerecht — Nießbrauch) und das Recht zu besitzen, sofern es sich von diesen beiden Rechten trennen läßt. In jedem dieser Bestandtheile des Eigenthumsrechts liegen wiederum mehrere einzelne Befugnisse, welche auch einzeln von dem Eigenthümer auf andere Personen übertragen werden können. Hierdurch entsteht das vollständige oder unvollständige, beschränkte und unbeschränkte Eigenthum. Ueber den rechtlichen Ursprung des Eigenthums haben vorzüglich unter den Naturrechtslehrern immer Streitigkeiten und verschiedene Meinungen geherrscht. Einige erklären die Besiznahme herrenloser Sachen für hinlänglich, das Eigenthumsrecht zu begründen, andere verlangen eine Uebereinkunft und gegenseitige Anerkennung. Nur in einer rechtlichen Gesellschaft kann Eigenthumsrecht Statt finden, daher hängt von der Eingehung derselben das Eigenthumsrecht ab, und der bloße Besitz wird erst späterhin zum Recht des Eigenthums. Im Staate werden die Erwerbsarten des Eigenthums, so wie die Beendigungsarten desselben zur Verhütung der Streitigkeiten näher bestimmt, und diese Bestimmungen machen einen der wichtigsten Gegenstände der Gesetzgebung aus. Uebrigens läßt sich auch das Eigenthum als **Gütergemeinschaft** denken. Diese paßt aber nur auf ein kleineres Volk. Handel, Industrie und eine freiere Cultur scheinen dabei nicht zu gewinnen. Man wirft dem Eigenthum vor, daß es unzählige Streitigkeiten über das Mein und Dein erzeugt habe; aber wie viel größere Streite hebt nicht die Bestimmung des Eigenthums? **T.**

Eimer oder Eimer, ein Maß zu flüssigen Dingen, besonders zu Wein. In Sachsen hält er 63 Kannen und ist die Hälfte einer Ahm, der fünfte Theil eines Fasses und der zwölfte Theil eines Fuders. Im Hannoverschen hält er 32 Kannen, und ist der funfzehnte Theil eines Fuders. In Hamburg hält er 16 Kannen, ist der fünfte Theil einer Ahm und der dreißigste Theil eines Fuders. Im Oesterreichischen macht 40 Maß einen Eimer und 32 Eimer ein Fuder. Im Württembergischen ist ein Eimer so viel als ein Ohm oder Ahm, d. i. 160 Maß, und sechs Eimer machen ein Fuder. In Nürnberg und Zürich hält ein Eimer 64 Kannen, in Bern aber nur 25.



Lebendigen Erde
Wandeln und weiden
In dunkeln Genuß
Und trüben Schmerzen

Des augenblicklichen
Beschränkten Lebens,
Gebeugt vom Joche
Der Nothdurst.

Man kann nichts schöner und wahrer über die Einbildungskraft in ihrer poetischen Sphäre sagen, als was hier Götthe gesagt hat. Zu groß, um: übersehen, zu weit, um völlig gefaßt, zu reich, um erschöpft zu werden; mannichfaltig genug, um allen Abänderungen der Lage, des Alters, jedem Bedürfnisse gleichgestimmte und eine eigne Beziehung zu geben; geschickt, jedem Ton der Seele eine so volle Harmonie zurückzugeben, daß vom Helden bis zum Liebhaber Jeder glauben sollte, sie wäre bloß für seinen Zustand geschaffen; groß mit dem Einem, sanft mit dem Andern, überall bereit, jedem Wunsch und jeder Sehnsucht Erfüllung zu geben, sich in jede Farbe zu kleiden, ist sie auch nach Gram und Leiden die sanfte und letzte Gefährtin unserer Klagen. Ihre Bilder sind es, die uns in Freude und Unglück beherrschen; Hoffnung und Furcht wird uns durch sie erregt. Das ganze Geheimniß von der hohen Wirksamkeit aller schönen Kunst beruht darin, daß die Einbildungskraft schöpferisch wird. Es versteht sich, daß dies selbst nur durch eine schöpferische Einbildungskraft zu bewirken sey. Daß der Mensch ein solches schöpferisches Vermögen, selbstthätig Bilder und Ideen in sich zu erzeugen, besitzt, lehrt Jeder sein eigenes Bewußtseyn; denn kaum wird einer von der Natur so sehr verwahrloset seyn, daß er sich nicht Wesen, Scenen, Lagen, Zustände sollte dichten können, die er nie erlebt hat. Unendlich verschieden aber sind die Grade dieses schöpferischen Vermögens der Einbildungskraft, und nur in seinen höheren Graden, wo es eigenthümliche Formen und Charaktere zu erfinden, ein Mannichfaltiges von Begebenheiten, Bildern und Ideen, zu einem für die Vernunft zweckmäßigen Ganzen zu verknüpfen vermag, kann man es als eine entschiedene Anlage zur Kunst ansehen. (S. Genie, Phantasie, Darstellungsvermögen, Kunst, Poesie.) dd.

Einfalt. Einfältig bedeutet ursprünglich, was nur Eine Falte hat, und ist also dem Vielsältigen und Mannichfaltigen entgegengesetzt, wie das leicht Uebersehbare dem Verwickelten (Intriganten), schwer zu Uebersehenden, zu Erkennenden. Man kann es in intellectueller, moralischer und ästhetischer Hinsicht betrachten. Wird die Einfalt dem Verstande zugeschrieben, so bezeichnet sie einen solchen Menschen, der durch die engen Schranken seiner Verstandeskkräfte auf einen kleinen Wirkungskreis beschränkt ist. In dieser Hinsicht wird Einfalt stets als Fehler gerechnet, wo sie nicht Folge der Unmündigkeit ist, welche allmählig verschwindet, oder mit Einfachheit gleichbedeutend gebraucht wird. Den moralisch Einfältigen nennt man auch den Mann vom schlichten Herzen, einfacher Sitte, seine Beschränkung ist freiwillig. Wer einfältigen Verstandes ist, kann nicht nach weitausehenden und verwickelten Absichten handeln; wer einfältigen Herzens ist, will es nicht. Der Stimme seines Gewissens folgend, flüchtet er nicht über seine Pflichten, und läßt sie aus, unbekümmert um den Grund derselben, über welchen der Philosoph sich oft in Zweifel verwickelt und den der Weltling gern untergrübe. Sein Leben zeichnet sich aus durch eine solche Uebereinstimmung der Gesinnungen und Handlungen, welche alle entfernten eigennützigen Nebenabsichten ausschließt, wobei denn freilich seine Einfalt des Herzens dem Weltklugen als Einfalt des Verstandes erscheinen mag. Der Einfältige an Verstande ist dem Gewandten,
Conv. Ers. 4te Aufl. III.



samte Nervensystem vermittelten innigen Zusammenhangs mit dem Körper, auch auf diesen theils willkürlich theils unwillkürlich einwirkt. So wieder also der menschliche Organismus der Außenwelt zwei Seiten hat, durch welche sie auf ihn Einfluß hat, die geistige und die körperliche. Die körperlichen Einflüsse werden vermittelt theils durch das Nervensystem, in Einwirkungen auf die Sinnorgane, besonders auf das Gehör an Allgemeinen; theils durch Annehmung äußerer Stoffe in dem Ernährungs- und Verdauungsproceß, theils durch Einwirkung auf das Respirationsystem. Gleiches sucht in der Natur Wirkendes auf, was in der äußern Natur herrscht, sucht auch im Organismus das ihm entsprechende zu erheben, und gegen das ihm Entgegengesetzte in verstärkte Action zu bringen. Daher wird eine Function des Körpers durch äußere Einwirkung gestärkt, die andere herabgesetzt und geschwächt. Es hat aber der Organismus vermöge der ihm anwohnenden Lebenskraft auch Selbstbestimmung, wodurch er den äußern Einflüssen widersteht, die durch sie zerstörte Harmonie in den verschiedenen Thätigkeiten jeden Augenblick wieder herzustellen strebt, theils durch das Gesetz der Gewohnheit, indem der Einfluß von außen seinen Reiz auf das Nervensystem verliert, theils durch Umwandlung des aufgenommenen Heterogenen in Homogenes, theils durch Verstärkung des Gegensatzes der Functionen. Je stärker die Lebensenergie ist, desto kräftiger ist die Selbstbestimmung des Organismus, desto weniger überwiegend seine Bestimmbarkeit von äußern Einwirkungen, desto weniger Störungen seiner innern Harmonie von denselben ist er unterworfen. Sind aber die äußern Einflüsse von der Art, daß sie auf ein System des Organismus tief eingreifend wirken, dabei schnell eintreten und doch auf keine Weise zu vermeiden sind: so erregen sie eine bedeutende Störung in der Harmonie der Einrichtungen des Organismus, ehe noch dessen Selbstbestimmung im Stande ist, ihnen zu widerstehen. Daher entstehen alsdann Krankheiten. Die gewöhnlichsten dieser Einflüsse sind die atmosphärischen, welche nicht nur auf das wichtige Respirationsystem einwirken und tief in das Innere des Organismus eindringen, sondern auch oft plötzlich in ihrer Beschaffenheit wechseln, indem sie theils in der Temperatur, theils im Antheil des belebenden Sauerstoffgases, theils in Gehaltung fremder aufgelöseter Theile, Wasser, Feuchtigkeit, Dämpfe mancherlei Art, verändert werden. Da nun diese Beschaffenheit der atmosphärischen Luft schnell eintritt, und von niemanden leicht vermieden werden kann, so entstehen daher oft bei vielen Menschen zugleich krankhafte Störungen im Körper, die zwar in Hauptscheinungen sich ähnlich sind, jedoch auch nach der Energie der Selbstbestimmung des Organismus bei jedem Individuum etwas Eigenes in der Stärke der Zufälle und in den Verbindungen haben. (S. Epidemie.) Hat z. B. lange Zeit ein gelinder und leichter Süd- oder Südwestwind geherrscht, welcher dem lymphatischen und schleimabsondernden System günstig ist, und folglich dessen Functionen erhebt, und es tritt nun plötzlich ein kalter, trockner, mit Sauerstoffgas überreichlich versehener Nordostwind ein, welcher dem arteriellen System entspricht, es zur Oberheerhaft emporreibt und entzündliche Beschaffenheit in den Körper setzt: so wird diese Entzündung ehet entstehen, ehe die Selbstbestimmung des Organismus den entstandenen Gegensatz auszugleichen vermag, sie wird auch vorzüglich im vorherherrschenden lymphatischen und im System der schleimabsondernden Organe als Catarrh, Husten, Brustfieber u. s. w. sich darstellen; sie wird endlich

bei solchen Individuen, welche zur arteriellen Constitution sich neigen, heftig und als Lungenentzündung, bei andern, deren Constitution mehr phlegmatisch ist, als Schleimhusten, bei Kindern anders als bei Erwachsenen u. s. w. erscheinen. Die auf das Verdauungssystem wirkenden Einflüsse sind die Nahrungsmittel und Getränke, deren Menge und Beschaffenheit, Gifte und Arzencien. Die geistigen Einflüsse werden theils durch Sinneindrücke auf das Nervensystem und Gehirn, theils durch unmittelbare Wirkung, durch Mittheilung auf den Geist erregt, und wirken wieder auf den Körper. Die am stärksten wirkenden sind die Affecten und Leidenschaften, welche theils auf das Nervensystem belebenden Einfluß haben, z. B. Freude, Hoffnung, theils niederdrückenden, als Gram, Furcht, Schreck, Neid u. s. w.

Eingelegt nennt man ein Tonstück, welches eigentlich nicht in eine Musik gehört, und gewöhnlich von einem andern Componisten ist, sofern es zwischen den Sätzen oder Stücken dieser Musik aufgeführt wird. Besonders legen Sänger und Sängerinnen in eine Oper, wo sie in ihrer zu singenden Partie keine Stücke finden, um sich vortheilhaft zu zeigen, oftmals aus Eifersucht gegen Andere, fremde Tonstücke ein. Dann aber sollte doch wenigstens auf einen passenden Ort in der Oper, auf einen passenden Text, und auf ein von dem musikalischen Charakter der Oper nicht gar zu sehr abweichendes Tonstück sorgfältige Rücksicht genommen werden. Durch allzuhäufiges Einlegen kann eine gute Musik zu einem Quodlibet werden.

Eingeweide heißen alle innern weichen Theile des thierischen Körpers oder die Werkzeuge des Athmens und der Verdauung, die sich innerhalb der Brust- und Bauchhöhle befinden. Man versteht auch wohl unter Eingeweide bloß diejenigen Theile, welche im Unterleibe liegen (s. Darm). Für den Arzt ist die Kenntniß derselben, die man in der Anatomie (Zergliederung) des thierischen Körpers erlangt, von außerordentlicher Wichtigkeit. Die Wissenschaft selbst heißt die **Splanchnologie** oder **Eingeweidelehre**.

Eingeweidewürmer sind solche, welche in den Eingeweiden vieler Thiere aus allen Gattungen und Geschlechtern gefunden, und in ihnen erzeugt oder ausgebildet werden. Ihre Gestalt ist sehr verschieden, so auch ihr Sitz; beinahe eine jede Thiergattung hat hierin ihre Eigenheit. Rudolphi in Berlin und Bremser in Wien haben in neuerer Zeit zwei wichtige Werke über die **Eingeweidewürmer** herausgegeben. In dem Menschen unterscheidet man gemeiniglich drei Gattungen, den Spulwurm, den Springwurm und den Bandwurm.

Einheit eines Werkes ist die Uebereinstimmung seiner Theile, d. h. ihre wechselseitige Bestimmung durch einander zu einem Ganzen. Sie ist in jedem Werke schöner Kunst unerläßlich, weil es sonst aufhören würde, ein Werk der Kunst zu seyn. Ob aber deshalb die Ansicht der baumgartenschen Schule, daß überhaupt in Einheit des Mannichfaltigen die Schönheit bestehe, richtig sey, ist eine andere Frage. Einheit ist das Wesen der Form; es wird also darauf ankommen, ob die Schönheit in der Form beschlossen sey oder nicht. S. die Art. **Form** und **Schönheit**. Der dramatischen Form muthet man Einheiten zu; hierüber siehe **Schauspiel**.

Einklang bedeutet in der Musik zwei Töne von gleicher Höhe oder Tiefe. S. **Harmonie** und **Unione**.

Einfassung auf die Klage, s. Proceß.

Eintreiben, s. Klagen.

Einspielen, eingespielt, ist ein Kunstausdruck, dessen man sich bei Virtuosen, besonders Tonkünstlern und Schauspielern bedient, um entweder die Einübung, das Eindringen in eine Darstellung, oder die Gewöhnung an ein Instrument, Local etc. anzudeuten (man sagt, er hat sich in eine Rolle, auf einem Fortepiano, einer Bühne eingespielt), oder die Gewöhnung mehrerer Spieler an einander auszudrücken (man sagt z. B., sie haben sich zusammen eingespielt).

Einstanderecht ist das an manchen Orten den nahen Blutsverwandten oder den Nachbarn zustehende Recht, ein Haus oder Grundstück um eben den Preis, den ein Fremder geben will, zu kaufen, und statt des Fremden in den geschlossenen Kauf zu treten. Es wird auch **Verkaufsrecht** und **Näherrrecht** genannt.

Einstimmen wird von mehreren Tonkünstlern gesagt, wenn sie durch Stimmen ihrer Instrumente nach einer gemeinschaftlichen Norm (gewöhnlich in Orchestern nach der Oboe, dem Violon) eine gemeinschaftliche Stimmung zu bewirken suchen.

Eis ist der Name des Wassers, wenn es durch einen bestimmten Grad von Kälte, den man den Gefrier- oder Eispunkt nennt, in eine feste Masse verwandelt wird. Wenn der zum Gefrieren oder Festwerden des Wassers nöthige Kältegrad verschwindet, so hört der feste Zustand des Wassers sogleich auf, und es fängt an wieder in den flüssigen überzugehen, welches man das Aufthauen des Eises nennt. Bei einer Temperatur über dem Eispunkte verbindet sich der Wärmestoff mit dem Wasser und macht es flüssig; im festen Zustande entfernt sich der Wärmestoff, die Wassertheilchen treten näher an einander, und so entsteht das Eis. Das Gefrieren des Wassers ist eine so auffallende Erscheinung, daß die größten Naturforscher es der Mühe werth achteten, Untersuchungen darüber anzustellen. Beobachtet man dasselbe in einem mit Wasser angefüllten Glase, welches der Frostkälte ausgesetzt wird, so bemerkt man zuerst auf der der kalten Luft ausgesetzten Oberfläche des Wassers ein ungemein dünnes und feines Eisblättchen. Bald sieht man feine Eisfäden entstehen, die wie Strahlen aus den Seitenwänden des Gefäßes hervorzuschießen scheinen, und mit ihnen selten rechte, sondern fast immer stumpfe und spige Winkel machen. Aus diesen Strahlen scheinen immer wieder neue zu schießen, bis die ganze Oberfläche des Wassers mit einer einzigen Eisedecke belegt ist. Während der Zeit steigen wie beim Sieden eine Menge Luftbläschen nach oben, die beim langsamen Gefrieren aus dem Wasser fortgehen, bei plötzlichem aber mit eingefrieren und durch ihre Ausdehnung bisweilen Risse im Eise verursachen. Das Eis nimmt einen größern Umfang als das Wasser ein, obgleich sonst die Kälte zusammenzieht. Es ist ein physikalischer Irrthum, wenn manche glauben, daß das sogenannte Grundeis auf dem Grunde der Flüsse entstehe und erst nachher oben schwimme, sondern es bildet sich am Rande oder den Ufern, und der Strom reißt es fort. Eine allgemein bekannte Erscheinung ist es, daß stillstehendes Gewässer eher gefrieren, als fließendes. Doch scheint eine vollkommene Ruhe dem Gefrieren auch nicht günstig zu seyn; denn man hat die Erfahrung, daß ganz ruhig stehendes Wasser noch nicht gefror, als seine Erstältung bereits tief unter dem Eispunkte war; eine kleine Erschütterung war hinreichend, das Wasser sogleich in Eis zu ver-

wandeln. Da das Eis specifisch leichter als das Wasser ist, so schwimmt es in demselben. Meerwasser und überhaupt alle Salzwasser gefriert schwerer, weil das Salz und andere Beimischungen den Wärmestoff länger an sich halten. Auch sondert sich beim Gefrieren das Salz von dem Wasser ab, und sinkt zu Boden, so daß das Eis aus Meerwasser ein reines trinkbares Wasser liefert. Dennoch bringen die Salze an sich eine größere Kälte hervor, und durch Hülfe derselben kann man dem Wasser einen Grad von Kälte geben, der den des Gefrierpunkts übersteigt, und wobei das Wasser dennoch flüssig bleibt. Hierzu sind die meisten Salze, insonderheit aber Salpeter, Salmiak und Natriumsalz geschickt; durch sie kann man im Sommer oder über einem Feuer eine Kälte hervorbringen, durch welche das Wasser gefriert. Auf diese Art erhält man künstliches Eis, wenn man reines Wasser in schicklichen Gefäßen solchen erkältenden Mischungen aussetzt. In unserm Klima ist die Festigkeit des Eises desto größer, je dichter es ist, und je weniger Lust es in sich hat. Aber auch die heftigere Kälte gibt dem Eise eine größere Härte und Festigkeit und man kann das Eis der Polarländer kaum mit dem Hammer zerbrechen. Im strengen Winter 1740 baute man zu Petersburg aus dem Eise der Newa ein Palais, welches 52½ Fuß lang, 16½ Fuß breit und 20 Fuß hoch war, ohne daß durch die Last des Daches, welches gleichfalls aus Eis bestand, das Unterste des Gebäudes im mindesten wäre verletzt worden. Die Eisstücken aus dem Flusse wurden nach Erforderniß ausgehauen, verziert und nach den Regeln der Baukunst an einander gesetzt. Vor dem Palais standen sechs Kanonen von Eis, die aus der Drehbank gemacht waren, mit ihren Pavetten und Rädern ebenfalls von Eis, und zwei Mörser, die eben so, wie die gegossenen, gearbeitet waren. Die Kanonen hatten die Größe der Geschütze, welche gewöhnlich mit drei Pfund Pulver geladen werden; man lud sie aber nur mit ½ Pfund, und brachte eine Kugel von gestopftem Hanf, bisweilen auch eine eiserne hinein. Die Kugel durchbohrte in einer Entfernung von 60 Schritten ein Brett von zwei Zoll Dicke. Das Eis der Kanonen konnte nicht viel über drei bis vier Zoll dick seyn, und dennoch widerstand es der Gewalt der Explosion.

Eis (künstliches). Schon in den ältesten Zeiten wurden Eis und Schnee für ein wichtiges Erquickungsmittel gehalten, und schon bei den Griechen und Römern wird dasselbe als einer Lekterei erwähnt, die zu den Ergötzlichkeiten der Reichen gehörte. Sie bedienten sich verschiedener Mittel, Schnee und Eis zu erhalten, um ihre Getränke abzukühlen; doch hatten sie es in dieser Kunst nicht dahin gebracht, wohin man in unsern Tagen gelangt ist. Jetzt kennt man die Mittel, künstliche Kälte hervorzubringen. Gründe der Physik lehren, was die Erfahrung bestätigt, daß bei der Verdunstung irgend einer Flüssigkeit Kälte entsteht. Ein Thermometer z. B., welcher in reiner Luft naß erhalten wird, fällt, so lange die Verdunstung dauert. Mit Bistrioläther und noch besser mit Salpeteräther kann man auf diese Weise mitten im Sommer und bei den heißesten Tagen künstliches Eis hervorbringen. Auf der Ausdunstung beruht auch das in Ostindien zu Calcutta und an andern Orten übliche Verfahren, Eis zu machen. In den Ebenen dortiger Gegenden kennt man Schnee und Frost gar nicht; um aber bei der Hitze des Sommers ein Kühlmittel zu haben, holt man im Winter Schnee und Eis von hohen Bergen und wirft davon etwas in kleine, flache, irdene, unglasirte Pfannen, die











muß aufzest der drückenden Kraft gleich seyn. Well aber verschiedene Materien bei ungleicher Wärme und Dichtigkeit dennoch gleich stark drücken können, so nennt man diejenige specifisch elastischer, als die andern, welche bei geringerer Dichtigkeit dennoch gleich stark und bei gleicher Dichtigkeit stärker drückt. Bei allen elastischen flüssigen Materien nimmt die specifische Elasticität durch Wärme zu. Auch größere Dichtigkeit vermehrt dieselbe; verdichtet man z. B. die Luft unter einer Glocke, so wird auch ihre specifische Elasticität in dem Verhältnisse größer, in welchem die Dichtigkeit zunimmt. — Elasticitätsmesser, Elastometer oder Dampfmesser nennt man eine besondere Vorrichtung an der Dampfmaschine, um die Größe der absoluten Elasticität der Dämpfe zu beurtheilen. Man kann hierzu ein empfindliches Thermometer gebrauchen, wovon die Kugel im Dampfbehälter von Dämpfen umgeben seyn, die Röhre aber von denselben unberührt bleiben muß. Dabei wird aber eine Tabelle erfordert, welche die absolute Elasticität des Wasserdampfes durch den Wärmegrad ausdrückt. — Elasticitätszeiger, Mercurialzeiger oder Barometerprobe ist ein Barometer, welches in der Röhre an die Luftpumpe angebracht wird, um zu zeigen, wie groß die absolute Elasticität der nach dem Auspumpen noch unter den Glocken befindlichen Masse sey. Das Quecksilber fällt in demselben nach dem Maße, in welchem die Luft herausgepumpt wird. Da die hohen Glocken, unter die ein gewöhnliches Barometer gesetzt werden kann, gewöhnlich sehr unbequem sind, so hat man auf andere Einrichtungen des Elasticitätszeigers gedacht, wovon insonderheit die des Engländers Omeaton bemerkt zu werden verdient, die zugleich dazu dient, die Elasticität der verdichteten Luft unter der Glocke unmittelbar anzuzeigen.

Elba. Diese kleine Insel, welche dadurch ein vorübergehendes Interesse erhielt, daß sie im Jahre 1814 mit allen Souveränitätsrechten an Napoleon Buonaparte überlassen und von ihm besessen wurde, bis er sie den 28ten Februar des J. 1815 wieder verließ, liegt unfern der Küste Italiens, ungefähr 9 Meilen von Corsica, und 11½ Meilen von Livorno entfernt. Ihr Flächeninhalt beträgt 7½ Quadratmeilen; sie hat ein gesundes Klima. Der Hauptreichtum der Insel sind die Bergwerke, in wirklichem Bau stehen jedoch nur die Eisenminen von Rio, welche jährlich 36,000 Centner Erze liefern, die wenigstens 50 pCt. reines Metall geben, und einige andere minder bedeutende. Seesalz wird jährlich gegen 600,000 Säcke gewonnen; außerdem ist auch der Fischfang bedeutend. Dagegen sind Ackerbau und Viehzucht sehr unvollkommen, so daß jährlich Getraide eingeführt werden muß. Die Einwohnerzahl belief sich nach der letzten Zählung auf 13,764. Die Hauptorte sind Porto Ferrajo an einer sichern Rhede, mit mehr als 3000 Einwohnern und starken Befestigungen; und Porto Longone, ebenfalls an einer guten Rhede, mit 1600 Einwohnern. Im Frieden mit Neapel vom J. 1801 kam die Insel, die mit Ausnahme von Porto Ferrajo, welches der Großherzog von Toscana besaß und besetzt hielt, unter Neapels Oberhoheit stand und vom Herzog von Gora aus dem Hause der Boncampagni als neapolitanischem Vasall auf 60,000 neapolit. Ducaten jährlich bezahlt wurde, an Frankreich. Sie bildete zuerst ein eignes Departement, wurde dann dem südcorrischen Departement Diamone, und später dem Departement des mittelländischen Meeres einverleibt, zulezt aber als ein dem Generalgouvernement des Groß-

herzogthums Toscana einverleibtes Nebenland angesehen. Gegenwärtig sind die alten Verhältnisse wieder eingetreten.

Elbe, einer der ansehnlichsten Flüsse in Deutschland, welcher auf dem Riesengebirge im schlesischen Fürstenthume Jauer in der Herrschaft Kynast, aus einer unbedeutenden Quelle, der Elbounn genannt, entspringt, sich bald mit zehn andern Quellen verbindet, dann Böhmen, Ober- und Nieder-Sachsen durchströmt, durch Aufnahme sehr vieler andern Flüsse (der Moldau, Eger, Mulde, Saale etc.) sehr groß und schiffbar (schon oberhalb Schandau in Meissen) wird, und endlich bei Mitzebuttel, 18 Meilen hinter Hamburg, in die Nordsee fällt. Sehr reichlich, enthält sie auch in manchen Gegenden Goldkörner, und ist überhaupt für die Handlung einer der bedeutendsten Ströme in Europa. Von Pirna bis Hamburg sind über 30 Elbzölle. Die schönste Brücke über dieselbe ist bei Dresden.

Elber (Mant von) Generalissimus der Royalisten in der Vendée, ein ausgezeichnete Mann von großen Charakter. Er war 1791 in Dresden geboren, erhielt in Gießen seine Erziehung und trat erst in kurfürstliche und dann in königl. franz. Dienste, verließ aber solche bald und zog sich auf seine Güter zurück, die in der Vendée gelegen waren. Der Aufstand in diesen Gegenden gab ihm Veranlassung, seine großen kriegerischen Talente zu entwickeln. Er vereinigte sich im März 1793 mit Cathelineau und Stofflet, und war nun vorzüglich beschäftigt, den Vendéeern die Fochart zu lehren, und sie dafür zu organisiren, welche sich für ihre Localitäten und ihre Wohnheilen eignete. Er wurde bald zum Generalissimus ernannt, und errang häufig große Vortheile über die Republikaner, ohne daß solche jedoch zu entscheidenden Resultaten hätten führen können. Er wurde endlich verwundet auf der Insel Noirmoutiers vom General Turreau zum Gefangenen gemacht, vor ein Kriegsgericht gestellt und als Rebell nach den damals bestehenden Gesetzen zum Tode verurtheilt und erschossen.

Elberfeld, eine volkreiche Handelsstadt im Herzogthum Berg, gegenwärtig preussisch, und zur Provinz Cleve-Berg gehörig. Die Häuserzahl beträgt 1200, die Zahl der Einwohner über 20,000. Vor ungefähr zwei Jahrhunderten lebten hier kaum 800 Menschen. Nicht an Elberfeld stößt das volkreiche Amt Warten, welches den Ort Gemarkte zum Hauptfig seiner Industrie hat. Auch dieses Amt zählt an 10,000 Einwohner. Das Ganze, Elberfeld eingeschlossen, bildet eins der längsten und angenehmsten Thäler, welches durch den gedüngten Anbau eines eben so gewerbfleißigen als wohlhabenden Berges die mannigfaltigsten Abwechselungen darbietet, und besonders für den Fabrikanten und Kaufmann von dem höchsten Interesse ist. Das Bleichen des Feinengarns ist unstreitig als Ursprung der Industrie dieser Gegend anzusehen. Die Wupper, als ein klares und zur Bleiche besonders geeignetes Berg- und Gelsenwasser, so wie die bequemen Ufer desselben, haben die Bewohner zuerst eingeladen, sich diesem in der Folge so wichtig für sie gewordenen Geschäft zu widmen. Das erste Privilegium über Garnbleicherei hier ist von 1527. Das rohe Garn kommt aus Hessen, Braunschweig, Hildesheim und Hannover. Es entstanden nun zuerst Fabriken für Leinen- und Wollenband und für Schnürriemen. Diese Artikel stiegen zur höchsten Wichtigkeit, und ihnen verdankt besonders Gemarkte größtentheils seine Wohlhabenheit. Frankreich, Italien, Spanien, Rußland, Amerika, fast die ganze bekannte Welt bezog und bezieht zum Theil noch



einer Rattē des Landes versehen war. Jetzt wird es nur in den Met-
ten der Dichter genannt, z. B. in Voltaire's Candide.

Electra, eine Tochter Agamemnons und der Clytānnestra. Eigentlich soll sie Laodice heißen, jenen Namen aber erst von den Tragikern bekommen haben. Ihr Stiefvater Agisth wollte sie, obgleich Viele sich um sie bewarben, Niemanden zur Gemahlin geben, damit ihre Kinder Agamemnons Tod nicht rächen möchten, sondern verheirathete sie an einen geringen Mann von Argos, der sie jedoch unberührt ließ. Ihren Bruder Orestes aber rettete sie vor Agisthus' Muth; und als jener nachher wegen des Mordes seiner Mutter von den Furien geplagt wurde, und sie von dem Orakel zu Delphi auf ihre Frage die Nachricht erhielt, daß er in Taurien von einer Priesterin Dianens umgebracht sey, war sie im Begriff, ihre Schwester Iphigenie, die eben als Priesterin Dianens in den Tempel trat, unerkannt mit einem Feuerbrande zu tödten, als Orest hinzukam und den Schwestermord hinderte. Nachher vermählte sich Electra mit dem innigen Freunde ihres Bruders, Pylades. Ihren Namen führt eine berühmte Tragödie des Sophokles.

Electricität, Electrisc, Unelectrisc. Electricität ist die Eigenschaft gewisser Körper, vermöge deren sie stark getrieben und erhitzt andere leichte Körper, die sich ihnen nähern, an sich ziehen und wieder von sich stoßen oder bei Berührung anderer knisternde Funken von sich geben. Wenn man ein Stück Bernstein, eine trockene gläserne Röhre, ein Stück Siegellack u. auf der Hand oder auf einem trockenen wollenen Lappen stark reibt, so ziehen sie leichte Körper, z. B. Papierstückchen, Goldblättchen, Strohhalme u. an, und stoßen sie hernach wieder zurück gegen andere ihnen genäherte Körper. Ist nun die Glasröhre oder ein anderer solcher Körper von beträchtlicher Größe, reibt man ihn stärker und bringt ihn dann dem Gesichte nahe, so erregt er eine Empfindung auf der Haut, als wenn dieselbe mit Spinnweben überzogen wäre, die Haare steigen, von jenem Körper angezogen, und werden sodann wieder zurückgestoßen. Läßt man eine große Scheibe oder einen Cylinder von Glas mittelst einer mechanischen Vorrichtung nach Art eines Rades oder einer Welle schnell herumdrehen, so daß die äußere Fläche sich an Flanell, Taffet, Leder oder Goldpapier reibt, so empfindet man nicht nur einen Geruch, der dem vom Phosphor gleicht, sondern es strömt auch ein sichtbarer, stechender, knisternder Feuerfunke von bläulicher Farbe aus der Scheibe oder dem Cylinder hervor, sobald man einen Knöchel der Finger oder eine Fingerspitze selbst daran hält. Das Wort Electricität ist aus dem griechischen Worte ἤλεκτρον, electrum, Bernstein, gebildet worden, weil man jene Eigenschaft gewisser Körper besonders am Bernstein wahrnahm. Man braucht dieses Wort auch in der Bedeutung, daß es die electrisc Materie selbst anzeigt, wofür man sonst auch electriscs Fluidum oder electriscs Flüssigkeit setzte. Substanzen, in denen durch Reiben ein merklicher Grad von Electricität erzeugt wird, die sich aber nicht durch ihre ganze Masse fortleitet, sondern die sie auf der Oberfläche behalten, heißen electrisc Körper, an sich electrisc (idioelectrisc, — auch Nichtleiter). Man rechnet hiethe: Glas und alle selbst metallische Verglasungen, alle Edelsteine, Perle, Federn, Seide, Baumwolle, Wolle, Papier, weißen und Candi Zucker, trockne Luft, Oele, metallische Kalke oder Asche, Asche von Thieren und vegetabilischen Substanzen, harte Steine, hartgefrorenes Eis in einer



durch Erwärmen und Abkühlen, und sonst durch Auflösungen, wobei Aufbrausen Statt findet, und durch Ausdünstungen erregt. Wenn der electrische Funke oder Feuerbüschel leicht entzündbaren Substanzen, z. B. dem Schießpulver, dem Weingeiste, brennbaren Gasarten etc., mitgetheilt wird; so wirkt er darauf, wie das Feuer, und entzündet. Starke Funken schmelzen Metalle. Der Raum, worin die Electricität wirkt, heißt der electrische Wirkungskreis, oder die electrische Atmosphäre. Man kennt zwar nun die Gesetze, nach welchen die electrische Materie wirkt, so weit, daß man das, was geschieht, erklären, und was geschehen muß, vorherbestimmen kann; aber desto unwissender sind wir noch in Hinsicht auf die Beschaffenheit des Grundstoffes, der die Electricität ausmacht. Dies ist nicht zu verwundern, denn die Feinheit dieser Materie ist so groß, daß sie bei weitem die der Luft übertrifft, und hier kann die alles zerlegende und auflösende Chemie nichts ausrichten. Ueber die positive und negative Electricität nimmt man gewöhnlich folgende Sätze an: 1. Durch die ganze Körperwelt ist eine einzige feine Materie verbreitet, welche den Grund aller electrischen Erscheinungen enthält. 2. Die Theile dieser Materie stoßen sich ab, werden aber von den Theilen der Körper angezogen. 3. Jeder Theil eines Körpers kann eine gewisse Menge dieser Materie in sich aufnehmen, ohne daß sie sich auf seiner Oberfläche anhäufen darf. Hat er gerade diese Menge, so ist er nicht electrifirt. 4. Hat er mehr als diese ihm natürliche Menge, so ist er positiv, hat er weniger, so ist er negativ electrifirt. 5. Alle electrischen Erscheinungen entstehen durch Uebergang oder durch proportionirte Vertheilung dieser Materie. Der vorgebliche Einfluß der Electricität auf das schnellere Wachsthum der Pflanzen ist sehr zu bezweifeln, und eben so ist es auch mit dem Einflusse derselben auf den thierischen, namentlich den menschlichen Körper, nach welchem bei electrifirten Personen der Puls schneller schlagen sollte, welches letztere jedoch oft nur durch Bedünstigung erregt wird. Gleichwohl kann man die medicinische Kraft der Electricität nicht abläugnen; und man hat sie bei Lähmungen, rheumatischen Beschwerden, Taubheit, Augenübeln, Kopfschmerzen etc. glücklich angewendet. Was die Geschichte der Electricität betrifft, so sieht man aus Plinius dem Ältern (Hist. natur. XXXVII. C. 3.), daß er die erwähnte Eigenschaft des Bernsteins schon gekannt habe. Das war aber auch alles, was die Alten von Electricität wußten, und dies, oder nicht viel mehr, wußte man davon bis zu Anfange des 17ten Jahrhunderts. Um diese Zeit entdeckte der Engländer William Gilbert nicht nur mehrere Körper, die ähnliche Erscheinungen darbieten, sondern auch, daß man diese sonderbare Eigenschaft durch Reiben verstärken könne. In der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts wurden von Mehreren schon Versuche angestellt, und dabei entdeckte man immer mehr. Zu Anfang des 18ten verfloffenen Jahrhunderts vermehrte Stephen Gray die Kenntniß der Electricität ganz besonders durch seine Entdeckungen. Desaguliers sammelte her nach alles, was man von der Electricität wußte, brachte es auf allgemeine Gesetze zurück, und führte zuerst Kunstausdrücke ein. Die schnellsten Fortschritte hat diese Wissenschaft, wie überhaupt die Physik, in der neuesten Zeit gemacht.

Electricität, thierische, s. Galvanismus.

Electrisirmaschine ist eine mechanische Vorrichtung, durch welche man die ursprüngliche Electricität der electrischen Körper durch











derellen öffentlich verkündigt, daß sie sich den Geheimnissen nur mit reinen Händen, reiner Seele und reiner griechischer Mundart nähern sollten. Die Feier der Mysterien fing mit dem 15ten Tage des Monats Boedromion an, und dauerte neun Tage. Am ersten versammelten sich die Einzuweihenden, am zweiten mußten sich die Eingeweiheten im Meere waschen und reinigen, am dritten wurden Opfer dargebracht, am vierten fand eine feierliche Prozession Statt, wobei der heilige Korb der Ceres auf einem geheiligten Wagen geführt wurde. Der fünfte Tag hieß der Fackeltag, weil in der ihm folgenden Nacht die Einzuweihenden paarweis und schweigend mit brennenden Fackeln einhergingen. Oft kehrten sie bei ihrer Wanderung nach der geheiligten Stätte zurück und bei jedem neuen Beginnen des Zuges besüßelten sie ihre Schritte. Dabei wechselten sie mit den Fackeln, um durch das Kreisen derselben auf das Herumirren der Ceres zu deuten, als sie ihre Tochter mit der am Aetna angezündeten Fackel suchte. Der sechste Tag war der feierlichste. Er begann mit einer Prozession, in welcher die Einzuweihenden und die Tempeldiener die Bildsäule des Iacchus (Bacchus), des Sohns der Ceres und des Jupiter, welcher mit der Fackel in der Hand die Göttin bei ihren Nachforschungen begleitet hatte, von Athen nach Eleusis führte. Der Zug bestand oft aus 30,000 Personen, bewegte sich abgemessen nach dem Schalle der Instrumente und dem Gesange heiliger Lieder und hielt von Zeit zu Zeit inne, weil Opfer gebracht oder Tänze aufgeführt wurden. Ehe man in Eleusis einzog, mußten sich alle in einer der Proserpina geheiligten Quelle nahe vor der Stadt waschen; die Bildsäule ward in den Tempel gebracht. Mit dem Anbruche der Nacht fing die Einweihung in die Mysterien an. Nachdem der zweite Archont die vorgängigen Gebete und Opfer verrichtet hatte, traten die Einzuweihenden in den heiligen Bezirk, wo sie Diener des Tempels in ihrem Schmucke vorfanden. Der Hierophant stellte den Welterschöpfer, der Fackelträger die Sonne, der Altardiener den Mond, der heilige Herold den Mercur vor. Letzterer rief mit lauter Stimme: Hinweg von hier alle Ungeweiheten, alle Gottlosen, alle, deren Seelen mit Verbrechen besleckt sind! worauf sich bei Todesstrafe alle entfernen mußten, die kein Recht hatten, dazubleiben. Dann wurden die Einzuweihenden nochmals gereinigt und das Ritual der Einweihung verlesen, worauf man heilige Lobgesänge auf die Ceres anstimmte. Dann folgten Vorstellungen, welche die Schicksale der abgeschiedenen Seelen, die Darter der Finsterniß und des Lichts, die Freuden der Seligen und die Qualen der Verdammten anschaulich machten, und damit endigten, daß der Hierophant den Vorhang vom Allerheiligsten wegzog und die Bildsäule der Göttin in glänzendem Lichte und mit ihren reichsten Zierrathen geschmückt ersahen. Wenn die Einzuweihenden dies alles gesehen und die Erklärungen des Hierophanten gehört hatten, hielt man sie für vollendet und aller Schuld entbunden, und die Weihe war beendigt. Am siebenten Tage wurden Spiele zu Ehren der Göttin angestellt, wobei der Siegespreis ein Maß auf den Feldern von Eleusis gewonnener Gerste war. Am achten Tage wurde die Einweihung, wie sie am sechsten Statt gefunden, für diejenigen, die noch nicht aufgenommen waren, wiederholt; der neunte Tag endlich schloß mit Darbringung eines Dankopfers. — Der Bruch aller dieser mystischen Vorstellungen der Geschichte der Ceres und Proserpina, der Qualen des Tartarus, und der Freuden Elysiums, welche alle mit der größten Kunst und auf eine Begeisterung erweckende Weise aufgeführt wurden, war wohl













unter andern auch 25,000 Livres jährlich zu Diamanten an; aber auf ihr Verlangen mußte diese Summe sechs Jahre nach einander an eine junge Person, die sie liebte, die aber unvermögend war, gezahlt werden. Auf einem Landgute, welches der König ihr heimlich gekauft hatte, verlebte Elisabeth die schönsten Augenblicke ihres Lebens unter ländlichen Geschäften, im Wohithun und in den süßen Gefühlen, welche der Genuß der Natur der Seele gewährt. Der Anfang der Revolution störte dieses Glück. Die Versammlung der Notablen flößte ihr Schrecken ein, aber als sie ihre Operationen begonnen hatten, wendete sie alles an, um den Kummer zu mildern, der sich ihres unglücklichen Bruders bemächtigte. Sie war es, die ihm am 6ten October die Festigkeit einflößte, die er zeigte; sie begleitete ihn am andern Morgen nach Paris und nach dem Stadthause. Als Ludwig flüchtete, begleitete ihn Elisabeth, und wurde von Berennes mit ihm zurückgebracht; sie war es, die an seiner Seite ein Wüthender am 20sten Juni 1792 für die Königin ansah und schrie: „seht da die Oesterreicherin! zum Tode mit ihr!“ Als hierauf ein Gardeoffizier eilte, sie zu nennen und so den Irrthum aufzuklären, sprach sie: „o warum läßt man sie nicht in der Meinung, ich sey die Königin; es würde dann vielleicht nur ein größeres Verbrechen vermieden werden.“ Am 10ten August war sie durch nichts, selbst nicht durch des Königs Bitten zu bewegen, das Schloß zu verlassen; sie folgte ihm in die Versammlung. Da ergitterte sie vor dem Waffenglärm, vor dem entsetzlichen Geschrei der sterbenden Schweizer — da vernahm sie die Thronentsetzung ihres Bruders, da war sie zwei Tage lang Zeuge, wie man über die Wahl des sichersten Kerkers für die königliche Familie und sie selbst berathschlugte. Sie ward mit in den Tempel gebracht. Hier, in diesem verhängnißvollen Aufenthalte vergaß sie ganz sich selbst, um nur für Andere zu leben. War sie am Hofe Bescheidenheit und Güte gewesen, so war sie hier die Geduld und Ergebung selbst. Als Ludwig, als Marie-Antoinette schon längst geopfert waren, führte man endlich auch Elisabeth vor das Schreckensgericht. Am 9ten Mai 1794 um sieben Uhr des Abends war es, als man sie aus dem Tempel in die Conciergerie brachte. Sie ward sogleich bei verschlossenen Thüren verhört. Am andern Morgen erschien sie wieder vor dem Tribunale, und antwortete, als sie nach ihrem Namen und Rang gefragt wurde, mit Adel und Würde: „ich heiße Elisabeth von Frankreich und bin die Tante eures Königs!“ Diese muthige Antwort, ausgesprochen in einem Augenblicke, wo sie, ohne Beistand, nur von blutdürstigen Richtern umgeben war, setzte diese in Erstaunen und unterbrach auf einen Augenblick das Verhör. Man hatte mit ihr zugleich noch 24 andere Schlachtopfer verurtheilt; war aber grausam genug, sie erst Zeugin von der Hinrichtung aller dieser Unglücksgefährten seyn zu lassen, ehe man ihr eigenes Daseyn endete. Mit Ruhe und Ergebung gab sie ihr schönes Leben hin. Nicht eine Klage gegen ihre Richter und Henker entfloß ihren Lippen. Ohne schön zu seyn, war Elisabeths Anblick einnehmend und lebhaft; ihr Haar war kastanienbraun; ihr blaues Auge hatte einen rührenden Anflug von Schwermuth; ein lieblicher Mund, schöne Zähne und ein blendend weißer Teint machten sie reizend. Sie war immer bescheiden und fast furchtsam in den Umgebungen prachtvoller Größe, muthig im Ungemach, immer tugendhaft ohne auch nur einen Flecken.

Elisabeth (Christine), Gemahlin König Friedrich II. von Preußen, des Großen, Tochter des Herzogs Ferdinand Albrecht von Wolfenbüttel-Bevern, geborne Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel, geb. den

8ten Nov. 1715 zu Braunschweig, vermählt am 12ten Juni 1733 zu Salzdahlen, gest. den 13ten Januar 1797. Ihr herrlicher Charakter, ihre Tugenden, ihr gebildeter Verstand haben dieser Fürstin allgemeine Achtung erworben. Gezwungen zu ihrer Wahl, hatte Friedrich bis zu seines Vaters Tode (1740) sich entfernt von ihr gehalten, aber als er den Thron bestieg, gab er die unzweideutigsten Beweise, wie sehr er die ausgezeichneten Eigenschaften seiner Gemahlin verehere, obgleich sie nie seine Bärtlichkeit bejaß. Damals schrieb er an sie: „das ganze Königthum weiß, wie ich Sie zum Altare geführt habe, Madame! Sie allein aber wissen, wie ich seitdem mit Ihnen gelebt habe. Diese Betrachtungen möchten Sie vielleicht besorgen lassen, daß heute, wo ich Herr meiner Handlungen geworden bin, ich den Verpflichtungen, die ich nur gezwungen eingegangen bin und nie erfüllt habe, entsagen möchte. Aber, Madame! Ihre Geduld, Ihre Bärtlichkeit, alle Ihre liebenswürdigen Eigenschaften und Tugenden haben mir schon längst die Augen geöffnet — es ist, ich weiß nicht was in meinem Charakter, das mich abgehalten hat, dies Geständniß eher zu thun, als in dem Augenblick, wo es vor Ihren und aller Welt Augen offen daliegt, daß es aus meiner eigenen Ueberzeugung fließt. Dieser Augenblick ist gekommen, und ich lade Sie ein, Madame, einen Thron mit mir zu theilen, den zu besigen Sie so werth sind!“ Sie ward von ihrem Gemahle am 1sten Juni nach Berlin gebracht und von ihm seinem Hofe mit den Worten vorgestellt: „hier ist Ihre Königin!“ Er schenkte ihr das Schloß Schönhausen, wo sie den Sommer zubrachte. Sterbend gab er ihr noch Beweise seiner Verehrung. Er verordnete in seinem Testamente außer 40,000 Thaler jährlicher Pension, noch eine jährliche Rente von 10,000 Thalern; „denn sie hat,“ sprach er, „während meiner ganzen Regierung mir nicht die mindeste Veranlassung zum Mißvergnügen gegeben, und ihre unerschütterliche Tugend verdient Ehrfurcht und Liebe!“ Ihr Leben war eine ununterbrochene Kette von Wohlthaten, und sie hatte jährlich 24,000 Thaler, die Hälfte ihrer Revenüen, zu Almosen und Pensionen für dürftige Familien bestimmt. Unendlich ergriff es sie, welche die ersten sieben Jahre ihrer Ehe so trübe verlebt hatte, als sie am 12ten Juni 1783, drei Jahre vor dem Tode ihres Gemahls, das für Souveraine so seltene Glück genoß, ihre goldene Hochzeit zu feiern. Sie theilte das Interesse, welche Friedrich an den Wissenschaften fand, im hohen Grade, und war selbst Schriftstellerin. Mehrere deutsche Schriften übersehte sie ins Französische und schrieb in letzterer Sprache selbst folgende Werke: „La sage revolution. Berl. 1779. Méditation à l'occasion du renouvellement de l'année sur les soins, que la providence a pour les humains etc. Berl. 1777. in 8. Reflexions pour tous les jours de la semaine. Berl. 1777. in 8. Reflexions sur l'état des affaires publiques en 1778, adressées aux personnes craintives. Berl. 1778. in 8.“ Tiefes Gefühl und ein heller Blick charakterisiren diese Werke.

Elisabeth (Petrovna), Kaiserin von Rußland, war die Tochter Peters des Großen, geb. am 19ten Dec. 1710, gest. am 5ten Jan. 1762 im 51sten Jahre ihres Alters und im 21sten ihrer Regierung. Sie bestieg den Thron durch jene Revolution der Garben in der Nacht vom 24sten zum 25sten Nov. 1741, bei welcher der junge Kaiser Iwan III. und dessen Kellern im Bette arretirt und mit dem Minister Ostermann und General Münnich nach Sibirien geführt wurden. Elisabeths Leibarzt, L'Estoq (s. dies. Art.), hatte die ganze Begebenheit geleitet. Sie hatte auf Hymens ernstere Bande verzichtet, nachdem der Herzog





nischen Despotismus ihres Beichtvaters, Konrads von Marburg. Eine Gesandtschaft, durch welche sie ihr Vater einladen ließ, in ihr Geburtsland zurückzukehren, wies sie ungeachtet der flehentlichsten Bitten ab, und begab sich dafür selbst in das von ihr gestiftete Hospital, wo sie am 19ten Nov. 1231, im vierundzwanzigsten Jahre ihres edeln Lebens, verschied. Schon vier Jahr nach ihrem Tode erklärte sie die Bewunderung ihrer Zeitgenossen für heilig, und ihr zu Ehren ward in der Folge an ihrem Begräbnisort eine schöne Kirche erbauet, und ein kostbares Monument errichtet, welches zu den ehrwürdigsten Denkmalen der gothischen Kunst in Deutschland gehört, gegen Ende Novembers 1810 nach Cassel, später aber wieder nach Marburg gebracht wurde. Durch ihre Tochter Sophie, welche mit Heinrich V. oder dem Großmüthigen, Herzog von Brabant, vermählt, und die Mutter Heinrichs des Kindes war, wurde Elisabeth die Stammutter des fürstlich hessischen Hauses. Das Leben Elisabeths ist in eben so tiefer historischen Forschung als lebendiger Darstellung geschildert von Carl Wilh. Justus. Zürich 1797. 8. Man hat viele Legenden von ihr, s. zum Beispiel den Sagen- und Legendenalmanach auf das Jahr 1812. A. . . .

Elision, in der Verkunst die Wegwerfung eines Buchstabens des Vermaßes wegen, z. B. heil'ger, mit Lieb' und Treue u. s. w. Sie hat ihre besondern Regeln.

Ellevion, der Molé oder Fleurn der komischen französischen Oper in Paris. Er ist aus Rennes in Bretagne gebürtig und der Sohn eines Wundarztes. Er betrat 1790 zuerst die Bühne, so sehr seine Familie sich dem auch widersetzte. Seine herrliche Gestalt, die unnachahmliche Grazie und Leichtigkeit seines Spiels, auch die Anmuth seines Gesangs, erwarben ihm bald den Ruf des ersten Künstlers seiner Art. Er bildete sich auf dem Vaudevilletheater, und war ein Jüdling der St. Aubin. Beide hatten sich so zusammen eingespielt, daß wenn sie nur erschienen, sich das Entzücken aller Anwesenden bemächtigte. Dann gingen sie beide zur komischen französischen Oper in der Straße Feydeau, daher gemeiniglich nur Théâtre Feydeau genannt. Sein Rollenfach, erste Liebhaber, Stourdis, Wildfänge, junge Offiziere, wird in ganz Frankreich, und wo es französische Theater gibt, nach ihm bezeichnet. Er spielt Ellevion's, sagt man von einem Schauspieler oder Sänger, der dies Rollenfach hat. Er hat 1812 das Theater verlassen.

Eliot (Georg August), Lord Heathfield, einer der größten englischen Helden, unsterblich durch seine Vertheidigung von Gibraltar, zu Stobbs in Schottland 1718 geboren, stammte aus einem sehr alten adeligen Geschlechte. Nachdem er zwei Jahre zu Edinburg Mathematik und die verwandten Wissenschaften getrieben hatte, besuchte er die Militärschule zu la Fere, studirte hier die Kriegskunst, und nahm darauf 1733 bei dem Ingenieurcorps zu Woolwich Dienste; allein ungeachtet er in der Ingenieurkunst große Fortschritte gemacht hatte, verließ er doch 1737 dieses Corps und wurde Cornet bei der reitenden Grenadiergarde. Da er sich ganz zum höhern Krieger bildete, so stieg er schnell bis zum Oberstlieutenant, ging als solcher mit Georg II. im Mai 1743 nach Deutschland, als dieser Marien Theresien gegen Frankreich zu Hilfe eilte, half schon im folgenden Monat in einem Treffen der Allirten über die Franzosen den Sieg erkämpfen, wofür ihn auch sein König zum Generaladjutanten ernannte. Er ging nach Abschluß des aachener Friedens in sein Vaterland zurück, lebte bis zum

Ausbruch des siebenjährigen Krieges in der Stille, kam im April 1757 nach Deutschland zurück, und focht unter dem Herzog Wilhelm von Cumberland, Prinzen Ferdinand und Erbprinzen von Braunschweig. Während der Winterquartiere 1758 machte er eine Reise nach England, und auf seine nachdrücklichen Vorstellungen, wegen nöthiger Anwerbung leichter Reiterei, ward er selbst mit der Anwerbung eines solchen Regiments als Chef und Oberster desselben beauftragt. Während des Krieges ward er Generalmajor, und nach dem Frieden Generalleutnant, lebte aber darauf wieder im Schooße seiner Familie, deren häusliche Glückseligkeit nach vier Jahren durch den Tod seiner Gattin, die ihm einen Sohn und eine Tochter hinterließ, so sehr erschüttert wurde, daß Elliot auf jede Ehrenstelle Verzicht leistete. Ganz unerwartet wurde er indeß 1775 zum Generalcommandanten aller Truppen in Irland ernannt; allein er resignirte gewisser Verdrießlichkeiten wegen, und erhielt dafür die eben erledigte Würde des ersten Gouverneurs von Gibraltar, die ihm die Bahn zur Unsterblichkeit eröffnete. Spanien, seit 1779 an dem Kriege zwischen England und Nordamerika Theil nehmend, richtete sein Augenmerk vorzüglich auf Gibraltar, und noch vor der förmlichen Kriegserklärung wurde es von französischen und spanischen Truppen zu Wasser und zu Lande eingeschlossen und der Stadt und Festung alle Zufuhr abgeschnitten. In einem Zeitraume von mehr als drei Jahren hatte man die fürchterlichsten Anstalten zur Belagerung getroffen, welche in den Annalen der Kriegsgeschichte immer eine der merkwürdigsten bleiben wird. Wir können hier nur die Hauptmomente herausheben. Im Juni 1782 kam der Herzog von Crillon, oberster Befehlshaber der spanischen Armeen, der eben die Insel Minorca von den Engländern erobert hatte, mit einer Verstärkung vor Gibraltar an; sämtliche französische Prinzen von Geblüte befanden sich mit im Lager. Eine Armee von 30,000 Mann stand nun an dem Fuße des Berges. Schwimmende Batterien, eine Erfindung d'Argons, sollten die Eroberung vollenden. Sie waren mit zwei Dächern so verwahrt, daß ihnen Kugeln und Bomben keinen Schaden zufügen konnten; es waren deren zehn, die zusammen 147 metallene und 150 eiserne Kanonen führten; zur Bedienung jeder Kanone waren 36 Mann gerechnet. Am 13ten Sept. 1782 Morgens um 8 Uhr näherten sie sich der Festung, wurden auf beiden Seiten der vornehmsten Batterie besetzt, und die auf denselben befindliche Mannschaft (aus Verbrechern verschiedener Art bestehend, denen man, wenn sie ihre Schuldigkeit thun würden, eine jährliche Pension von 200 Livres versprochen hatte) fing an zu feuern. Elliot, der schon längst von diesem fürchterlichen Angriffe wußte, war darauf bedacht gewesen, ihm eine eben so fürchterliche Bertheidiung entgegenzusetzen; nur wußte er anfangs kein Mittel, wie er die glühenden Kugeln, mit denen er die Batterien zu begrüßen gedachte, in großer Anzahl zubereiten lassen sollte. Allein ein deutscher Nagelschmied, Schwänkendiek, der sich in der Festung befand, half ihm aus der Verlegenheit, indem er einen Ofen erbaute, worin die Kugeln glühend gemacht wurden. Ueber 4000 glühende Kugeln regneten nun auf die feindlichen Batterien, und richteten die schrecklichste Verwüstung an. Schon am Nachmittage stieg der Rauch aus der Hauptbatterie und zwei schwimmenden Batterien auf, und vergebens suchten die Feinde den Brand mit Spritzen zu löschen und die Löcher zuzustopfen; um ein Uhr in der Nacht standen die drei Batterien in vollen Flammen und einige andere fingen an zu

brennen. Vergebens gab die Mannschaft auf denselben der spanischen Flotte durch Raketen Signale; diese konnten den besetzten Batterien nicht zu Hülfe kommen und suchte bloß die Mannschaft zu retten. Allein zwölf Kanonierböte, die aus der Festung unter dem Commando des Capitain Curtis ausliefen, verhinderten die Böte der Belagerer, herbeizukommen, und machten zugleich ein gewaltiges Feuer auf die schwimmenden Batterien. Bei Tagesanbruch sah man, welchen Schaden die Belagerten ihren Feinden zugesetzt hatten, indem die Mannschaft der schwimmenden Batterien zum Theil auf Holzstücken in der See herumschwammen, zum Theil auf den brennenden Batterien fürchterlich um Hülfe schrie. Jetzt eilten die Belagerten selbst, so gefährlich dieß auch war, da die Kugeln der glühend gewordenen Kanonen und die Holzstücke von den zerberstenden Batterien ihnen entgegenflogen, der unglücklichen Mannschaft zu Hülfe, und Curtis rettete mit eigener und seiner Leute Lebensgefahr 13 Offiziere und 344 Gemeine. Noch blieb den Belagerern ein Hauptangriff von der Landseite übrig; allein auch diesen vereitelte Elliot, und da überdieß ein Orkan großen Schaden an der spanischen Flotte anrichtete, so verwandelte sich seit der Mitte Novembers 1782 die Belagerung in eine bloße Einschließung, welcher der am 20sten Januar 1783 zu Versailles unterzeichnete Friede ein Ende machte. Der König von England, um Elliots beispiellose Gegenwehr bei dieser Belagerung und die edle Behandlung seiner Feinde zu belohnen, überschickte ihm den Bathorden, der ihm von dem Ueberbringer an demselben Orte umgehängt wurde, auf welchem er sich dem feindlichen Feuer ausgesetzt und die Vertheidigungsanstalten angeordnet hatte. Die drei Bataillone, die während der Belagerung in Gibraltar gestanden, erhielten eine Regimentsfahne mit der Devise: Mit Elliot Ruhm und Sieg. Elliot selbst ließ mit Bewilligung des Königs eine silberne Medaille schlagen, von der er jedem bei dieser muthvollen Vertheidigung gewesenem Soldaten eine einhändigen ließ. Gleich nach Abschluß des Friedens ging Elliot nach England zurück, und wurde zum Lord Heathfield und zum Mitglied des Parlaments ernannt. Eine Schwäche, die ihn befiel, nöthigte ihn 1790 ins Bad nach Aachen zu reisen; allein kaum war er drei Wochen hier, als ihn auf seinem Lieblingsaufenthalte Kalkofen bei Aachen ein Schlagfluß traf, an welchem er am 6ten Juli starb. Sein Leichnam wurde nach England gebracht, und der König machte selbst den Riß zu einem Monumente, das ihm in Gibraltar errichtet wurde.

Elliston (Robert William), einer der ersten jetzt lebenden englischen Schauspieler und Eigenthümer des Surrey-Theaters, sonst Royal Circus genannt. Er ist zugleich Miteigenthümer am Astley'schen Pavillon (wo Kunstreiter-Übungen im höhern Styl gegeben werden), am Birminghamer Theater, und hat auch noch einen Buchhandel in Bristol. Außerdem hat er sich als Theaterdichter nicht unvortheilhaft bekannt gemacht und namentlich den „Abdallin“ für die englische Bühne zugestuft. Er ist 1774 geboren.

Eloges, Elogia, Lobreden, machen besonders in der französischen Literatur einen eigenen Zweig der Beredsamkeit aus. Sie traten im Zeitalter Ludwigs XIV. an die Stelle der eigentlichen Biographien, welche jedoch nicht zum Besten durch sie ersetzt wurden, indem über dem Zwecke, berühmte Männer zu loben, die treue Charakterzeichnung, über die Höflichkeit die Wahrheit vergessen wurde. Vornehmlich suchten die Vorsteher und Mitglieder der französischen Academie

das Verdienst durch dergleichen Reden zu ehren, und obgleich man hier sich beeiferte, die bloßen Lobreden mehr in Gedächtnißreden zu verwandeln, so ward doch auch hier für die echte Biographie wenig gewonnen. Die eigentliche Epoche der Elogien begann mit Fontenelle, welcher 1731 zwei Bände derselben herausgab, die mit aller Klarheit, Leichtigkeit und Eleganz der Darstellung nur den Leser für ihre Oberflächlichkeit entschädigen können, der selbst oberflächlich ist. In der folgenden Periode suchten sie durch declamatorischen Pomp zu imponiren, womit freilich noch weniger gewonnen ward. Vortheilhaft zeichnen sich einige dieser Reden von Thomas, D'Alembert und Laharpe aus. ad.

Elsaß, eine französische Provinz, nach der neuen Eintheilung von Frankreich in den Departements Ober und Nieder-Rhein gelegen, ein schönes, fruchtbares, über 300,000 Menschen zählendes Land, gränzt gegen Osten an den Rhein, gegen Süden an die Schweiz und an Nömpelgard, gegen Westen an Lothringen und gegen Norden an die Unterpfalz. Der südliche Theil wird Ober-, der nördliche Unter-Elsaß genannt. Elsaß war ehemals ein deutsches Herzogthum, der unglückliche Conradin von Schwaben war der letzte Besitzer desselben, so wie der Herzogthümer Franken und Schwaben. Als der letzte seines Hauses hatte er in diesen Herzogthümern keinen Nachfolger, welchen Umstand mehrere Fürsten zu ihrem Vortheil benutzten. So wurde Elsaß, wie die beiden genannten Herzogthümer, in mehrere Besitzungen deutscher Reichsstände zerstückelt. Im münsterischen Frieden (1648) wurde es aber mit allem, was das Haus Oesterreich bisher daselbst gehabt hatte, an Frankreich abgetreten; da aber Ludwig XIV. keinen Vorwand oder vielleicht aus guten Ursachen keine Lust hatte, die Hand nach den nicht-österreichischen Besitzungen im Elsaß auszustrecken, so wurde den übrigen Reichsständen, welche darin Besitzthümer hatten, ihre Verbindung mit dem deutschen Reiche und unmittelbare Reichsfreiheit ausdrücklich vorbehalten. Allein in der Folge suchte Frankreich seine Besitzungen im Elsaß zu erweitern, und im rheinwicker Frieden 1697 blieb die Stadt Straßburg und alles übrige, was am linken Ufer des Rheins von Frankreich eingenommen war, in französischen Händen. Indessen hatten noch mehrere Reichsstände, der Herzog von Württemberg, der Herzog von Zweibrücken, der Markgraf von Baden, der Landgraf von Hessen-Darmstadt, der Bischof von Speier u. s. w. wichtige Besitzungen im Elsaß. Diese deutschen Besitzungen sah nach dem Ausbruch der französischen Revolution der Nationalconvent als eine von der Natur selbst angewiesene Eroberung für Frankreich an; er wollte es nicht länger geschehen lassen, daß innerhalb des Gebietes von Frankreich eine fremde Staatsgewalt existire, und versprach den deutschen Ständen zwar Entschädigung, aber nur wenige zeigten Bereitwilligkeit dazu, und so ward diese Sache ein Hauptgrund des nachher zwischen Frankreich und Deutschland entstandenen Krieges. Durch den pariser Tractat vom 21sten Novbr. 1815 ist ein Stück des Elsasses, namentlich Landau, von Frankreich getrennt, und wieder mit Deutschland vereinigt worden.

Ellwangen an der Jart, eine Stadt von 400 Häusern und 2000 Einwohnern, war der Hauptort der ehemaligen gefürsteten Probstei Ellwangen, welche 6½ Quadratmeilen mit 20,000 Einwohnern enthielt, und im J. 1303 an Württemberg, als Entschädigung für die an Frankreich abgetretenen Besitzungen auf dem linken Rheinufer überlassen wurde. Die ehemalige Probstei macht jetzt einen Theil

von Neu-Wirtemberg aus, und die Stadt Ellwangen ist der Sitz der neu-wirtembergischen Landescollegien. Die hiesige katholische Universität soll, nach einem königl. Befehl, nächstens nach Tübingen verlegt werden.

Elysiun, elyseische Felder bezeichnen 1. die Gegenden, welche nach dem Glauben der Alten die Seligen bewohnen. Man beschrieb sie als angenehme Gefilde, bald als Inseln, und setzte sie an das äußerste Ende der Erde nach Westen zu, rückte sie aber immer weiter hinaus, je mehr man die Erde auf dieser Seite kennen lernte. Die Freuden, welche die Seligen daselbst genossen, bestanden in einem vollkommen ruhigen und angenehmen Leben. Die Bilder, womit man die Glückseligkeit des dortigen Aufenthaltes schilderte, waren zum Theil vom Olymp, zum Theil aus der Vorstellung des goldenen Weltalters genommen. Das schönste Grün der Wiesen wechselte mit den angenehmen Painen, eine heitere wolkenlose Luft erfüllte den Himmel, und eine sanfte überirdische Klarheit verbreitete ein magisches Licht über alle Gegenstände. Die Heroen wiederholen hier die Beschäftigungen, welche einst im Leben ihnen die liebsten waren. Sie üben sich im Ringen und andern Wettkämpfen, tanzen nach den Melodien der Feier, welcher Orpheus die entzückendsten Töne entlockt, oder wandeln in wohlriechenden Lorbeerhainen an den lachenden Ufern des Eridanus, in reizenden Thälern oder auf Wiesen, welche von klaren Bächen durchschnitten wurden, unter dem reizendsten Gesange der Vögel bald einzeln, bald in Gesellschaft. Ein ewiger Frühling herrscht; der Boden trägt unbearbeitet jährlich drei Mal Früchte, und alle Sorgen, alle Schmerzen und die Schwächen des Alters sind von dem glücklichen Aufenthalte verbannt.

2. Vergleichungsweise haben die Pariser einen ihrer Lieblingsgärten und Hauptvergnügungsorte Elysée oder Elisée genannt, er liegt nebst Montbrillant in den sogenannten elyseischen Feldern. Er ist mit einem prächtigen Palaste, in welchem Concerte und Spiele gegeben und köstlich gespeiset wird, verbunden. Der Garten ist nur klein, aber sehr niedlich und geschmackvoll angelegt, mit vielen seltenen und fremden Gewächsen, mit schönen Statuen, besonders einer niedlichen Copie der herrlichen Gruppe Amor und Psyche aus cararischem Marmor, verziert, und hat viele kleine Pavillons und Häuschen, wo Erfrischungen gereicht werden, zu ihren Seiten mehrere Tanzplätze unter einem Girkel von Bäumen, neben welchen Bänke und Stühle für die Zuschauer und Tänzer, und Orchesters für die Musiker, ferner mehrere gemauerte Teiche, ein grüner Anger, ein trefflicher Tummel- und Spielplatz, der nie leer und ohne Jubel ist.

Elzevir oder **Elzivier**. Diese berühmte Buchdruckerfamilie zu Amsterdam und Leiden hat sich einen besondern Ruhm durch die schönen Ausgaben gemacht, womit sie die Gelehrtenrepublik beschenkt hat. Ihre Wirkjamkeit fällt in die Jahre von 1595 bis 1630. Von ihren Gliedern haben sich Ludwig 1. und 2., Jsaak, Abraham (associirt mit Bonaventura), Johann und Daniel, abwechselnd zu Amsterdam und Leiden, sodann Peter Elzevir zu Utrecht bekannt gemacht, welcher letztere jedoch weniger geleistet hat. Ludwig 1. war der erste Buchdrucker, welcher den Consonanten V von dem Vocalen U unterschied. Jsaak wählte eine Devise, die einen Adler mit einem Bund Pfeile und der Unterschrift: Concordia res parvae crescunt, darstellte, welche er jedoch bald mit einer andern vertauschte, indem er an die Spitze seiner Bücher einen Baum und

über denselben einen aufrecht stehenden Mann mit der Umschrift: Non solus, stelte; diese Devise hat sich auch in der Familie der Elzevire erhalten. Abraham und Bonaventura veranstalteten die kleinen Ausgaben der Classiker in 12. und 16., welche heutiges Tages noch gesucht werden. Daniels Tod war ein wahrer Verlust für die Literatur. Er war einer der thätigsten, aber auch der letzte Buchhändler aus dieser Familie. Wenn gleich die Elzevirs sowohl in gelehrten Kenntnissen, als auch in Ansehung der griechischen und hebräischen Ausgaben von den Griennen (Stephani, Buchdrucker und Buchhändler zu Paris) übertroffen wurden, so waren sie doch unübertrefflich in der Auswahl der Werke und in der Eleganz ihrer Schriften und Lettern. Ihre Ausgaben des Virgil, Terenz, des neuen Testaments, des Psalters u. a. m., mit rothen Lettern geziert, sind wahre Meisterstücke der Typographie, sowohl wegen ihrer Correctheit als ihrer Schönheit für das Auge. Sie haben mehrere Cataloge von ihren Ausgaben herausgegeben. Der letzte ist von Daniel (1674 in 12.) in sieben Abtheilungen, doch sehr vergrößert durch die Aufnahme fremder Schriften.

Email, Schmelz oder Schmelzglas, d. i. eine in Venedig erfundene Glasart oder sogenannter Fluß (der aus dem feinsten Crystallglase und einem Zusatz von Zinn oder Bleiasche durch die Schmelzung bei starkem Feuer und Beimischung von allerlei Farben bereitet wird), womit Metalle wie mit einer Porzellanrinde überzogen werden. Emaillemahlerei, Schmelzmahlerei, bei welcher man mit glasartigen, in Feuer geschmolzenen (metallischen) Farben mahlt, welche auf einem feuerfesten Grunde (aus gebrannter Erbe und Porzellan, oder aus Metall bestehend, z. B. auf einer feinen Gold- oder Kupferplatte), der mit einem Grunde von Schmelz überzogen wird, eingebrannt werden. Sie kommt der Enkaustik nahe. Die Farben verfließen sehr sanft und geben sehr dauerhafte, weder durch Kälte noch Wärme zerstörbare Gemählde. Die Arbeit ist sehr schwierig. Die Alten mahlten schon auf Gefäße von gebrannter Erbe; auch existiren Glaspasten, aber die eigentliche Mahlerei auf Glasurgrund rührt aus dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts her. Emailiren, in Schmelz arbeiten oder überschmelzen. Eine emailirte Dose, eine Dose von geschmolzter Arbeit. Das Email, d. i. die Glasur der Zähne.

Emanation, der Ausfluß, das Ausfließen, daher in der Theologie und Philosophie der Alten das Emanationssystem, die Lehre vom Ausflusse aller Dinge aus einem höchsten Princip. Diese Lehre stammt aus dem Orient und war daselbst vorzüglich herrschend. Besonders ist die persische Lehre des Zoroaster bekannt. Sie nahm als höchstes Princip ein reines, vollkommenes und beseeltes Feuer an, dessen Bild und Symbol die Sonne sey. Aus diesem unendlichen und absoluten Feuer, das sich selbst und alle andern Dinge belebt, seyen alle materiellen und immateriellen Dinge wie aus einem Urquell ausgeflossen, und aus ihm ströme alle Wärme und Bewegung; unter ihm stehen die zwei untergeordneten Principe, welche zuerst aus demselben ausgeflossen und sich gegenseitig bekämpften, Licht oder Geist, Dromasdes, und Finsterniß oder Materie, Ariman. Aus jener seyen die Geister, aus diesem die Materie ausgeflossen. Je näher der Geist seinem Urquell sey, ein desto reineres Feuer sey derselbe. Die Lehre hat großen Einfluß auf die Philosophie der ältern griechischen Philosophen, welches man auch an Py-

thagoras bemerkt. In der Geschichte der Dogmatik ist Emanationalehre die Vorstellung und Lehre von der Dreieinigkeit, vermöge welcher Sohn und heil. Geist als Ausflüsse der Gottheit angesehen werden. In der Naturlehre versteht man darunter die Meinung Newtons, nach welcher die Lichtstrahlen ausfließende oder ausströmende Theilchen aus leuchtenden Körpern seyn sollen. Man sagt in letzterm Falle auch Emissionssystem.

Emancipation heißt bei den Römern die Entlassung des Sohnes aus der väterlichen und der Sklaven aus der herrischen Gewalt. Unter der Emancipation der Catholiken in Irland, von welcher in der neuern Zeit häufig die Rede gewesen ist, wird die Aufhebung der bürgerlichen und kirchlichen Beschränkungen verstanden, denen die catholischen Bewohner dieses Landes unterworfen waren, und zum Theil unterworfen sind. Irland, welches die Engländer nach wiederholten Kämpfen erobert hatten, war von den Siegern in frühern Zeiten hart und streng behandelt worden, und wiederholte Versuche, sich der fremden Herrschaft zu entziehen, hatten die Herrscher bewogen, immer strengere Maßregeln zu brauchen. Die Urbewohner des Landes, sämmtlich Catholiken, waren von allen öffentlichen Ämtern und von aller Theilnahme an den Parlamentswahlen ausgeschlossen; nur die der bischöflichen Kirche, welche auch in Irland zur herrschenden erhoben worden war, zugehörigen Anglo-Irländer, die den größten Theil des den ursprünglichen Bewohnern entzogenen Landeigenthums besaßen, konnten öffentliche Ämter bekleiden und zu Parlamentsmitgliedern gewählt werden. In diesem Zustande des Druckes befanden sich die irischen Catholiken bis zum Jahr 1793. Als aber die zu der Zeit der französischen Revolution ausgesprochenen Grundsätze eine allgemeine Gährung der Gemüther herabbrachten, erwachte auch in den irischen Catholiken das lebhafteste Verlangen, gleiche Rechte mit ihren protestantischen Mitbürgern zu erlangen. Eine angesehenere Partei in England selbst unterstützte sie; der berühmte Burke namentlich sprach wiederholt im Parlamente für die Emancipation der irischen Catholiken, und dieser Gegenstand war ein Modethema der Parlamentsredner. Im Jahr 1792 übergaben die irischen Catholiken dem Könige eine Bittschrift, in welcher sie auf gänzliche Aufhebung aller bisherigen Beschränkungen antrugen. Obgleich das hierüber verlangte Gutachten der meisten Grafschaften in Irland dahin ausfiel, daß die Bewilligung dieses Gesuchs bedenklich sey, so befahl doch der englische Hof dem irischen Parlamente, auf die Erleichterung der Catholiken zu denken. Es geschah dem gemäß, was nach der Verfassung geschehen konnte. Das irische Parlament erklärte nämlich im Jahr 1793, daß die Catholiken forthin gleiche Rechte mit den Protestanten nicht bloß in Hinsicht auf die Ausübung der Religion, sondern auch in Hinsicht auf bürgerliche Verhältnisse genießen sollten, und bewilligte ihnen zugleich das Recht, bei den Parlamentswahlen zu stimmen. Nur von dreißig Staatsämtern und von dem Parlamente blieben die Catholiken ausgeschlossen, was jedoch ohne Abänderung der ganzen Verfassung, vermöge welcher jeder, der Parlamentsglied zu seyn begehrt (s. d. Art. Eid), den Eideid leisten muß, nicht geändert werden konnte. Der vernünftige Theil der irischen Catholiken war mit den erhaltenen Bewilligungen völlig zufrieden, und freute sich seines wesentlich verbesserten Zustandes. Ein anderer Theil aber hegte die durch den revolutionären Geist der Zeit geweckte und durch einige Große, welche

mit Frankreich in Verbindung traten, genährte Erwartung, daß es Irland gelingen werde, sich durch Frankreichs Hülfe von der britischen Herrschaft zu befreien; und bald brach eine Empörung aus, welche die Strenge des Statthalters, des Lords Camden, unterdrückte. Aber im Jahr 1798 brach der Aufbruch von neuem aus, und Irland ward der Schauplatz eines blutigen Bürgerkrieges, in dem die von Fanatismus und Freiheitsschwindel ergriffenen Catholicen an ihren protestantischen Mitbürgern, und die englischen Soldaten wieder an den Auführern die schrecklichsten Grausamkeiten verübten. Durch diese Rebellion überzeugten sich einsichtsvolle Männer in England wie in Irland, daß, so lange jedes der beiden Reiche seine eigene Gesetzgebung habe, so lange die Gesetzgebung des schwächeren von der des mächtigeren abhängig wäre, und die Bewohner beider Reiche ein getheiltes Interesse zu haben glaubten, Eifersucht und Mißtrauen fortdauern, und keine wahre und innige Verbindung Statt finden werde. Auch hatten die Anglo-Irländer, welche früher die Unabhängigkeit Irlands wünschten und anfangs die Rebellion unterstützten, eingesehen, daß bei der überlegenen Zahl der Catholicen und dem Haß derselben gegen die Protestanten die Trennung Irlands von England das größte Unglück für sie seyn würde. So beschloß man denn, Irland mit England zu vereinigen, und drei Jahre nach jener letzten Rebellion, im Jahr 1801, kam die Union zu Stande, indem am 22sten Januar des genannten Jahres das vereinigte Parlament eröffnet ward. Ueber die kirchlichen Angelegenheiten ward in der Unionsacte nichts weiter festgesetzt, als daß die bischöfliche Kirche, welche bisher die herrschende (established church) gewesen war, es auch in Zukunft bleiben, und mit der englischen eine Kirche ausmachen solle. Ueber das Verhältniß der Catholicen aber ward nichts bestimmt, und Pitt bemerkte, daß diese Angelegenheit besser einer künftigen besondern Berathschlagung vorbehalten bleibe. Kaum hatte das vereinigte Parlament einige Tage geessen, als sich Gerüchte verbreiteten, welche auf die eben erst errichtete Union einen nachtheiligen Schatten warfen und Besorgnisse erregten. Die Catholicen in Irland, sagte man, beschwerten sich über die Nichterfüllung einer Hoffnung, die man ihnen gegeben habe, um sie der Union geneigt zu machen. Man habe ihnen die völlige Emancipation als eine unausbleibliche Folge der Union verheißen. Pitt, der Urheber des Unionsentwurfs, und seine Kollegen hätten sich anheischig gemacht, die Erfüllung dieses Wunsches der Catholicen zu behindern. Sie hätten jetzt, nachdem die Union zu Stande gekommen sey, unüberwindliche Hindernisse gefunden, sich ihres Versprechens zu entledigen, darum hätten sie das Ministerium verlassen; die Catholicen aber wären getäuscht. In der That hatten auch Pitt und dessen Kollegen diese Hoffnungen erregt, in der Erwartung, sie erfüllen zu können. Darum suchten sie es nach der erfolgten Union so einzuleiten, daß durch einen Parlamentsbeschluß einer gewissen Anzahl von Catholicen der Eintritt in das Parlament und der Zutritt zu den Staatsämtern, von denen sie auch nach den im Jahr 1793 erlangten Vergünstigungen noch ausgeschlossen blieben, durch Dispensation vom Testeide, möglich gemacht werden sollte. Der König aber widersetzte sich dieser Maßregel, weil er sich in seinem Gewissen überzeugt hielt, daß sie seinem Krönungsseide zuwiderlaufe. Die Festigkeit des Königs in seinen Ueberzeugungen und Gesinnungen auf der einen Seite, und auf der andern die Hoffnung, die er den

Catholiken gegeben hatte, ihre Zulassung zum Parlament und zu jenen Staatsämtern zu bewirken, bewog Pitt zugleich mit seinen einstimmig darüber denkenden Collegen im Jahr 1801 zu resigniren. Pitt sah voraus, daß, wenn auch beide Häuser die projectirte Maßregel genehmigen sollten, doch der König seinen Assent verweigern, und dadurch die Unzufriedenheit der Catholiken gegen die Person des Königs gelenkt werden würde. Das wollte er als ein weiser Staatsmann verhüten, und aus diesem Grunde sprach er auch noch im Jahr 1805 gegen die Emancipation, als die Opposition von neuem darauf antrug, den Catholiken Sitz und Stimme im Parlamente und den Zutritt zu jenen Staatsämtern zu bewilligen. Mehrmals haben die irischen Catholiken in den letzten Jahren, und namentlich im Jahr 1808 ihr Gesuch um völlige Emancipation erneuert, jedoch vergebens. — Aus dieser Darstellung ergibt sich, daß man nicht, wie es wohl bei manchen deutschen Zeitungslesern der Fall ist, glauben darf, daß die irischen Catholiken auch gegenwärtig noch unter einem harten Drucke leben. Dieser Druck hat schon seit dem Jahre 1793 völlig aufgehört. Bloß darin stehen sie ihren protestantischen Mitbürgern nach, daß sie nicht Parlamentsglieder werden und nicht zu jenen dreißig Staatsämtern gelangen können, weil die Bedingung der Belangung zu diesen Aemtern und des Zutritts zu dem Parlamente die Ablegung des Testeids ist, welchen ein Catholik nicht leisten kann. Vielleicht wird in der Folge Pitts Plan ausgeführt und Dispensation von dem Testeide bewilligt, wodurch dann die völlige Emancipation der Catholiken erfolgen würde. Tadeln indeß kann man den König und die Majorität des Parlaments nicht, wenn sie Bedenken tragen, ohne behutsame Vorbereitung in einem wichtigen Stücke die Verfassung zu ändern. N.

Emanuel (der Große), König von Portugal von 1495 bis zum 13ten December 1521, wo er in seinem 53sten Jahre starb. Seine Regierungsepoche ist besonders merkwürdig geworden durch die Entdeckungsbreise des Vasco da Gama (1497), zu welcher er eine Flotte von vier Schiffen, des Admirals Navoral, dem er eine Flotte von 13 Schiffen ausrüsten ließ (1500), und nachher des Americo Vespucci (1501 und 1503), durch deren Bemühungen der Weg nach Ostindien (vorbereitet durch Bartholomäus Diaz Entdeckung des Caps 1486) gefunden, die portugiesische Herrschaft in Goa befestigt, Brasilien, die Molukken und durch Magellan die Straße entdeckt wurde, die dessen Namen führt. Emanuel's Name ward durch diese großen Ereignisse von Pol zu Pol getragen. Portugals Handel stieg unter ihm zu einer nie gekannten Höhe; Amerika's Schätze schifften nach Lissabon, und Emanuel's Jahre wurden „Portugals goldnes Zeitalter“ genannt. Er starb am 13ten Decbr. 1521, beweint von seinen Unterthanen, verwünscht aber von den Mauren, die er verjagt, und von den Juden, die er zur Taufe gezwungen hatte. Zum Denkmal der südlichen Entdeckungen ließ Emanuel das Mönchskloster zu Belem erbauen, wo er auch begraben liegt. Ein Freund der Wissenschaften und der Gelehrten, hinterließ er selbst Memoiren über Indien.

Embargo, mit diesem spanischen Worte bezeichnet man den Arrest oder Beschlagnahme, der auf die im Hafen liegenden Schiffe fernländischer Kaufleute im Fall einer Kriegserklärung gelegt wird.

Emblem, s. Sinnbild.

Embryo, die menschliche oder thierische Eiheerfrucht in ihrem ersten Entstehen, wenn sie (bei Menschen) noch nicht drei Monate alt ist, oder das in den Fruchthalter gebrachte Eichen, welches noch nicht so weit entwickelt ist, daß man die Theile, welche die Gattung und das Geschlecht bezeichnen, erkennen kann, wo es dann auch nicht mehr Embryo, sondern Fötus, Frucht, heißen würde. Die Zeit, in welcher dies geschieht, ist nach der Eigenschaft einer jeden Thiergattung anders. Der menschliche Embryo ist erst in der dritten Woche sichtbar, zu Ende der vierten Woche sieht man eine hüpfende Bewegung, welche als Herzschlag erkannt ist; er hat jetzt die Größe einer Ameise oder Fliege, ist noch durchsichtig, was sich im zweiten Monate immer mehr zu verwischen scheint, bekommt nun Augen, Nase, Mund, Ohren, auch die Gliedmaßen werden angedeutet, er ist wie eine Biene groß. Im dritten Monat bekommt alles mehr Ausdruck, das Geschlecht wird deutlicher, er nimmt zu, wächst nun als Fötus fort, und kommt als Kind zur Welt.

Embs, ein Flecken mit 500 Einwohnern in der Grafschaft Diez, unter hessendarmstädtischer Hoheit, wegen der nahe dabei gelegenen warmen Bäder bekannt. Im ~~embser~~ Bader versammelten sich im Jahr 1786 die Erzbischöfe von Mainz, Trier, Köln und Salzburg, und brachten die embser Punktation zu Stande, d. i. einen Entwurf über verschiedene Punkte, welche die Erhaltung und Wiederherstellung der ursprünglich bischöflichen Rechte in Deutschland, und die Abstellung der päpstlichen Eingriffe zum Gegenstande hatten.

Emden, die Hauptstadt im Fürstenthume Ostfriesland am Fluß: Ems, ist befestigt, groß und reich, und hat ungefähr 12,000 Einwohner. Alle drei christliche Religionsparteien haben hier freie Übung. Außer dem Handel, welchen man hier zu Wasser treibt, und der Heringsfischerei insbesondere, für welche sich eine eigne Gesellschaft gebildet hat, gibt es auch Zwirn-, Strumpf-, Baumwollen- und Federfabriken. Unter Napoleons Regierung war sie die Hauptstadt des Departements der Ost-Ems. Der Seehandel dieses Plazes war zur Zeit und so lange Preußen seine Neutralität behauptete, von der höchsten Wichtigkeit. Seit dem Juni 1815 gehört Emden mit ganz Ostfriesland zu dem Königreich Hannover, an welches es von Preußen abgetreten wurde. S. Ostfriesland.

Emeritus hieß eigentlich bei den Römern ein Soldat, welcher seine Zeit ausgedient hatte, und sich nicht wieder enrolliren zu lassen brauchte. Sie standen unter den Kaisern, eben so wie die Veteranen, in großem Ansehen. Nachher hat man auch die Benennungen auf bürgerliche Verhältnisse übertragen, und jeder Ausgediente oder Dienstentlassene heißt Emeritus: daher pro emerito erklären, in Ruhestand versetzen.

Emigranten, Emigrés (Ausgewanderte). Wiewohl die Geschichte uns zahlreiche Beispiele liefert, daß die Bewohner eines Landes, sämmtlich oder zum Theil, bald wegen Bedrückungen der Regierung, bald wegen Religionsverfolgungen, wie z. B. die Hugenotten in Frankreich und die Protestanten in Salzburg (1732), oder anderer Ursachen sich zu dem Entschluß genöthigt sahen, ihre Heimath zu verlassen, um in fremden Ländern und unter Fremdlingen sich niederzulassen; so pflegt man unter der Benennung Emigranten doch vorzugsweise diejenigen Ausgewanderten zu verstehen, die Frankreich verließen, theils als die Revolution begann, und die Stim-

mung des Volks sich gegen Hof und Adel aussprach, theils als sie bald nach ihrem Ausbruche jenen furchtbaren Charakter annahm, der die Schreckensperioden auszeichnete. Als in jener unseligen Zeit sich alle Bande der bürgerlichen Gesellschaft auflöseten, Wuth und Raserei an die Stelle der Ordnung traten, blutdürstige Vöbeltyrannen in schneller Folge auf einander die zersfleischende Geißel über ihr Vaterland schlangen, und Adel und Reichthum allein schon ein todeswürdiges Verbrechen waren, blieb Flucht die einzige Rettung aller derer, die auf diese Weise der Gegenstand des Hasses und der Verfolgung geworden waren. In zahlreichen Strömen ergossen sich damals die Unglücklichen in die Länder ihrer Nachbarn, theils mit einiger getteten Habe, theils aber auch völlig hilflos und entblößt. Männer und Weiber, Kinder und Greise, Priester und Edelleute bildeten ein eben so buntes als ungleichartiges Gemisch. (Wir bemerken beiläufig, daß diese Scenen auch von Göthe in seinem Hermann und Dorothea und in den Unterhandlungen französischer Ausgewanderten zur lebendigsten Erinnerung aufgefaßt worden sind.) Sie waren mit der Hoffnung geflüchtet, in kurzem ihr Vaterland nach hergestellter Ordnung wieder zu vertreten, und blieben daher anfangs auch größtentheils in den zunächst an Frankreich gelegenen Provinzen. Erschütternd war der Anblick zahlloser Unglücklichen, die das gährende Vaterland, wie ein Vulkan einen Lavaström, auszuwerfen schien, und bot dem Menschenbeobachter die mannichfaltigsten Scenen dar. Die äußerste Verdecktheit beurkundete sich neben der edelsten Duldung und Selbstverläugnung, und wenn wir einer Seits Zeugen der zügellosesten Ausgelassenheit und Ausschweifung waren, so sahen wir anderer Seits Personen aus den ersten Geschlechtern entsprossen, und an alle Gemächlichkeit ihres genussvollen Lebens gewöhnt, mit einer Resignation und einer Würde Entehrungen ertragen und einen geringen Erwerbszweig ergreifen, die uns zur Bewunderung hinrissen. Ungerecht war das Verdammungsurtheil, wodurch man alle diejenigen für Nichtswürdige und Feige erklärte, die ihr Vaterland zur Zeit der Gefahr dem eigenen Schicksal überließen, und nur auf ihre eigene Rettung bedacht waren, statt daß sie die Wohlfahrt Aller zu Herzen nehmen sollten. Wo das Laster herrscht, und die Tugend ein Verbrechen ist, darf der Gutgesinnte nichts hoffen. Zu läugnen ist jedoch nicht, daß der größere Theil jener ersten Emigranten aus Weichlingen und aller Anstrengung und Thätigkeit entwöhnten Menschen bestand, die durch ein sittenloses und ausschweifendes Betragen gar bald für alles, was Emigrant hieß, ein ungünstiges Vorurtheil erweckten. Dies, noch mehr aber die Besorgniß, Frankreichs Rache zu erregen, war der Grund, daß ihnen bald in vielen Ländern der Aufenthalt versagt, in andern nur mit Einschränkung zugestanden wurde. An der Spitze der Emigranten standen die königl. Prinzen Condé, Provence und Atois, von denen der erstere aus den Flüchtlingen eine Armee bildete, die, mit den alliirten Heeren in Deutschland in Verbindung, zur Wiederherstellung der alten Ordnung mitwirken sollte. In Coblenz hatte sich ein eigener Gerichtshof gebildet, der die Justizsachen des sogenannten auswärtigen Frankreichs entschied. Allein der Erfolg entsprach den gehegten Hoffnungen nicht; Dumouriez Einbringen in die Niederlande und Holland vertrieb sie aus diesen Provinzen mitten im Winter und in dem kläglichsten Zustande, und die Schreckensscenen, die Frankreich indeß in seinem Innern darstellte, die blutigen Vorfälle in Lyon und Toulon

vermehrten ihre Anzahl täglich. Sie zerstreueten sich nach und nach in alle Länder Europa's und ergriffen verschiedene Erwerbszweige, das condésche Corps trat zuletzt in russischen Sold, und lösete sich in dem russisch-österreichischen Feldzuge von 1799 auf. Als Napoleon an die Spitze der Regierung trat, wurden, bis auf wenige Ausnahmen, sämtliche Emigranten aus der Liste gestrichen, und bekamen die Erlaubniß, in ihr Vaterland zurückzukehren, von der jedoch manche, die in Frankreich nichts zu gewinnen und im Auslande bereits sich etablirt hatten, nunmehr keinen Gebrauch machten. Die neueste Aenderung der Dinge in Frankreich scheint auch den Emigrirten, welche ihre Güter früher verloren, Ersatz zu versprechen, wiewohl sie nicht wieder in den Besitz ihrer vormaligen Güter eintreten können, da die Constitution ausdrücklich diese Bestimmung enthält. Im Art. Frankreich wird ihrer bei der Darstellung der neuesten Begebenheiten weiter gedacht werden. M.

Eminenz, der Titel der Cardinäle.

Emir (wörtlich edel, fürstlich), ein Ehrenname, den sich in der Türkei diejenigen beilegen, welche ihr Geschlecht von Mahomed und seiner Tochter Fatima herleiten. Man findet Emirs 1. in Arabien, wo sie Anführer der herumziehenden Horden oder Beduinen sind. Ihre Abkunft ist jedoch zweifelhaft. 2. In der Türkei selbst. Sie gleichen gewissermaßen dem Erbadel, tragen als Auszeichnung einen Turban von meergrüner Farbe — welches die Farbe Mahomed's seyn soll — haben gewisse Privilegien, übrigens aber auf Staatsämter nicht mehr Ansprüche als jeder Osman, und leben größtentheils in drückender Armuth, weil sie träge und ausschweifend sind. — Auch wird das Wort Emir zu gewissen Aemtern und Berrichtungen gesetzt, z. B. Emir Hadsch, Anführer der Pilger auf Caravanen.

Empedokles, einer der berühmtesten Philosophen der ionischen Schule, war um 460 vor Chr. Geb. zu Agrigent in Sicilien geboren. Er stand bei seinen Mitbürgern in so großem Ansehen, daß sie ihm die Krone anboten; allein als ein Feind der Unterdrückung und Erhebung über Andere schlug er sie aus, und vermochte sie, die Aristokratie abzuschaffen und eine Demokratie einzuführen. Durch seinen Reichthum unterstützt, kleidete er sich prächtig und trug Gewänder und Schmuck, dergleichen man damals als Zeichen der königlichen Würde oder einer göttlichen Heiligkeit ansah. Aber die Agrigentinern nahmen keinen Anstoß daran; mit unbegrenzter Hochachtung verehrten sie in ihm den Wiederhersteller und Beschützer ihrer Freiheit, den allgemeinen Wohlthäter, den großen Dichter, Redner und Arzt, den Vertrauten der Götter, den Verkünder der Zukunft und den mächtigen Beschwörer der Natur, der den Lauf derselben hemmen und selbst dem Tode gebieten könne. Er soll in den Berg Aetna gestürzt seyn. — Empedokles trug seine Philosophie in einem poetischen Gewande vor. Feuerige und kühne Bilder zeichneten seine Verse eben so sehr aus, als Wohlklang und Anmuth. Lucrez war hierin sein Nachahmer. Das ihm sonst beigelegte Gedicht über die Sphäre in Jamben wird für unecht gehalten. Die Ueberbleibsel seiner Gedichte hat Fr. Wilh. Sturz (Leipz. 1805 nebst einer Abhandlung über sein Leben und seine Philosophie herausgegeben. Er nahm vier unveränderliche, aber nicht einfache Elemente, Feuer, Wasser, Luft und Erde an, unter denen das Feuer, als das Wirkende, die Hauptrolle spielt. Alle Entstehung, lehrte er, sey nur Zusammensetzung schon vorhanden gewesener Theile, aller Untergang oder Tod nur Auflösung des vor-

Cond. Lex. 4te Aufl. III. 26

her Vereinigten. Die daher wirksamen Urkräfte nannte er Freundschaft, Feindschaft und Zufall. Die ganze materielle Welt ist göttlich und wird durch Freundschaft, als das einigende Princip, zusammengehalten. Die Erde hielt er für unbeweglich. Der Himmel, sagte er, der die Erde umgibt, bewegt sich so schnell, daß er den Fall und die Umwälzung der Erde eben so hindert, wie das Ausfließen des Wassers durch das schnelle Herumschwingen eines Kessels zurückgehalten wird. Den Himmel hielt er für eine feste crystallene Masse, die Sonne für den Abglanz des göttlichen Lichts, oder für den Rückschein einer andern Sonne, die ihr entgegengesetzt stehe und den Himmel erleuchte. Er sprach von zwei Halbtugeln, die sich beständig um die Erde bewegten, einer lichtvollen und einer andern, die größtentheils aus Luft und einem kleinen Zusage von Feuer bestehe. Diese letzte war die Nacht. Ein ihr ähnlicher Körper war der Mond, der aus der vom Feuer verlassenen Luft gleichsam zusammengefroren sey und sein Licht von der Sonne erhalten habe. Das Licht, das uns die äußern Gegenstände sichtbar macht, ließ er bisweilen aus den Augen wie aus Feuerquellen fließen; bisweilen stellte er es als eine feurige Materie vor, die den Raum zwischen Himmel und Erde erfüllte. Ein ander Mal sagt er sogar, daß wir die Körper dadurch sähen, daß Theile von ihnen in unser Auge flössen. Die Götter ließ er, wie Menschen und Thiere, durch blinde Kräfte aus ewigen Naturkörpern entstehen und wieder aufgelöst werden; doch waren sie an Gestalt nicht menschenähnlich. Sie waren aus dem geistigen Wesen geflossen, das die Ursache des Lebens, Empfindens und Denkens ist, jedoch größere Massen als die Seelen der Menschen. Die Dämonen unterscheiden sich von den Göttern durch ihre Sündbarkeit. Er lehrte, daß die menschlichen Seelen gefallene Dämonen seyen, die verschiedene Körper durchwandern mußten, bis sie gereinigt die vorige Seligkeit wieder erlangten. Das Wesen der Seele erklärte er für zusammengesetzt aus allen vier Elementen und den beiden Grundursachen, weil sie sonst die daraus zusammengesetzten Dinge nicht würde zu erkennen im Stande seyn. Empfindungsvermögen und Verstand waren ihm eine und dieselbe Kraft. Die Sinnenkenntnisse verwarf er als trügerlichen Schein; die Vernunft war ihm die einzige Richterin und Prüferin von Wahrheit und Irrthum. Nach dem Tode, lehrte er, werde die menschliche Seele nicht nur Thiere, sondern auch Pflanzen und Gewächse beleben, die er sich nicht bloß als lebende und empfindende, sondern auch als vernünftige, des Begehrens und Verabscheuens fähige Wesen dachte. Nach dieser Wanderung komme sie endlich in die Versammlung und an den Tisch der Götter, und lebe dort, von allen Beschwerden und dem sterblichen Leibe befreit, in vollkommener Seligkeit, die er sich aber eben so sinnlich wie die Seele körperlich vorstellte.

Empfängniß nennt man den Act des thierischen Lebens, durch welchen das weibliche Geschöpf von dem männlichen den zur Befruchtung dienlichen Stoff empfängt. Obwohl die Natur ihr Geschäft der Erzeugung der belebten Geschöpfe in einen undurchdringlichen Schleier hüllte: so hat dennoch der forschende Geist des Menschen versucht, durch genaue Beobachtungen und daraus gezogene Schlüsse, ihre Geheimnisse zu enthüllen. Freilich finden bei dem, was uns auch die scharfsinnigsten Physiologen darüber bekannt gemacht haben, immer noch viele Hypothesen Statt. Die gewöhnliche Theorie ist diese: durch die innigste Vereinigung beider Geschlechter

wird der im männlichen Körper enthaltene Befruchtungsstoff in denjenigen Theil des weiblichen Körpers geleitet, dem man die Gebärmutter nennt, und von ihm aufgenommen. Von hier bringt jener Stoff augenblicklich in die Muttertrompete, oder Eiergänge, dehnt sie aus, und verlängert sie so durch seine Reize, daß sie sich mit ihren äußersten Franzen fest an die Eierstöcke schmiegen. Hierdurch, und überhaupt durch den beim Zeugungsact verursachten Reiz, schwellen auch die Eierstöcke an, und eins oder mehrere von den reifsten Eiern derselben, werden aus ihrer bisherigen Verbindung gerissen, und durch den immer noch anhaltenden Reiz in die Gebärmutter gebracht und befruchtet. Nach Andern muß das losgerissene Eichen in die Gebärmutter geführt seyn, und dann wird es erst von dem Befruchtungsstoff des Mannes berührt. Hägithon stellt folgende Theorie auf: der Befruchtungsstoff reizt die Mutterscheibe, den Mund der Gebärmutter, die Höhle derselben, oder alle diese Theile zugleich. Der Eindruck dieses Reizes wird den Eierstöcken durch die Mitleidenschaft der Organe mitgetheilt. Eins oder mehrere Bläschen im Eierstocke vergrößern sich, drängen sich vor, bersten und entleeren sich ihres Inhalts. Indessen breitet sich die Muttertrompete vor, den Eierstock zu umfassen, um den Keim der Frucht aufzunehmen. Diese Vorbereitung besteht zum Theil in einer stärkern Anschwellung der Gefäße jener Theile, und einer dadurch bewirkten Erweiterung ihrer Franzen. Nach derselben nähert sie sich dem Eierstocke. Nachdem sie ihr Geschäft durch eine Art von wurmförmiger Bewegung verrichtet hat, kehrt sie in ihren vorigen Zustand zurück. Unterdessen wird in der Gebärmutter die *membrana decidua* gebildet, eine schleimartige Materie abgesondert, und die Absonderung der Milch in den Brüsten vorbereitet.

Empfindsamkeit ist die Fertigkeit des menschlichen Herzens, durch etwas, das wirklich rührend ist, leicht gerührt zu werden, oder die Fähigkeit, sittliche Empfindungen zu haben, und in engerer und gewöhnlicher Bedeutung eine hohe Empfänglichkeit und Fertigkeit in lebhaften sittlichen Empfindungen. Mit Unrecht verbindet man im Leben mit der Bezeichnung und dem Worte empfindsam einen Lebensbegriff von Süßlichkeit, Affectation u. s. w. Ist die Empfindsamkeit übertrieben, und dem Gegenstande, durch den sie erregt wird, nicht angemessen, so heißt sie **Empfinderei**, diese ist eine überspannte Empfindsamkeit. Die Erscheinung des J. Martin Wilterschen Romane, namentlich Siegwarts, war in den Siebziger Jahren die Veranlassung einer zur Mode werdenden übertriebenen und lächerlichen Empfinderei in Deutschland, die lange genug dauerte, bis sie der Sturm- und Drang-Periode, durch Goethes *Edh* aufgeregt, endlich weichen mußte.

Empfindung, wird oft gleichbedeutend mit Gefühl gebraucht, oder bezeichnet ein dunkles Gefühl; von dem Gefühl unterschieden, bedeutet es die Wahrnehmung einer Veränderung in den Organen unsers Körpers, Bewußtseyn eines äußern Eindrucks. Die Empfindungen theilen sich in **Gemeinempfindungen**, auch **Gemeingefühl** und **Organempfindungen**, **Sinnenempfindungen**.

Emphasis, **Emphatisch**, s. **Nachdruck**.

Emphyteuse (*Emphyteusis*), 1. das Nuzzeigenthum oder Recht an einer fremden unbeweglichen Sache, welches Jemanden unter der Bedingung der Verbesserung (*Melioration*) und gegen Entrichtung einer jährlichen Abgabe (*Canon*, *Erbzins*) als Zeichen der

Anerkennung (Recognition) des Obereigenthums übertragen worden ist; 2. auch das Grundstück, das unter diesen (emphyteuticarischen) Bedingungen Jemanden zur Benutzung überlassen ist, 3. und der Contract hierüber. Der deutsche Name dieses ursprünglich römischen Instituts ist Erbzinnsrecht, Erbzinnsgut (doch hat dieser Ausdruck noch eine andre Bedeutung, welche im deutschen Recht vorgeht, s. Erblehen) und Erbzinnscontract. Der Besitzer oder Nuzueigenthümer eines solchen Gutes heißt Emphyteuta, Erbzinnsmann; der Obereigenthümer Zinsherr. Die Emphyteuse entsteht nicht bloß durch Bewilligung des letztern, sondern auch durch Verschöpfung. Ersterer kann sein Nuzueigenthum auch auf Andere übertragen, jedoch ist nach der richtigen Meinung der Juristen hiezu immer die Einwilligung des Obereigenthümers nöthig; auch hat er noch mehrere andere Rechte.

Empirie, die Erfahrung (s. d. Art.). **Empirismus**, eine Denkart, die bloß der Erfahrung huldigt; **empirisch**, was sich auf Erfahrung bezieht, aus ihr geschöpft ist, und **Empiriker**, dessen Kenntniß bloß auf Beobachtungen und Versuchen beruht, und daher unzusammenhängend und ohne Principien ist; auch der, welcher bloß der Erfahrung folgt.

Empörung, der Aufstand gegen die bestehende Regierung im Staate. Sie hat den Zweck, die Herrschaft derselben aufzuheben, um einen andern Regenten oder eine andere Regierungsform einzuführen, oder auch den Maßregeln einer Regierung insbesondere entgegenzuwirken. Letzteres wird insbesondere Aufruhr genannt (s. d. Art. und d. Art. Aufruhr und Revolution).

Enocrin, Seelilien, Liliensteine, d. h. gewisse Bestenungen von Thieren, die man jetzt nicht mehr lebendig findet.

Encyclopädie. Dies zwar aus dem Griechischen gebildete, aber den Griechen (welche dafür *εγκυκλιος παιδεία*, *παιδεία εν κυκλω*, auch *εγκυκλια μαθηματα* sagten) in dieser Zusammensetzung fremde Wort, bezeichnete ursprünglich den Inbegriff und Kreis aller derjenigen Kenntnisse und Fertigkeiten, in welchem die alte Welt die Bildung eines freigebornen Menschen umschloß (artes liberales der Römer; s. d. Art. freie Künste). Späterhin wurde dieses Wort vom Leben auf die Wissenschaften übertragen, und von jeder zusammenhängenden Uebersicht sowohl des gesammten Gebiets menschlicher Wissenschaft (Universalencyclopädien) als auch einzelner Felder derselben (Particular- oder Partialencyclopädie), gebraucht. Doch unterscheidet man die encyclopädische Darstellung der einzelnen Wissenschaften, welche aus einer kurzen Zusammenstellung der Hauptgrundsätze oder der wichtigsten Gegenstände derselben besteht, von der **Encyclopädie** einer Wissenschaft oder der Wissenschaften, d. i. eine wissenschaftliche Uebersicht über den Inhalt derselben. Erstere wäre eigentlich nur die kürzer vorgetragene Wissenschaft selbst. Das Bedürfniß einer solchen Uebersicht wurde schon in frühern Zeiten theils zum Behuf einer nach festen Principien anzustellenden Ausbildung der Wissenschaften unter sich, theils auch nur zur Erleichterung des Auffindens einzelner Notizen immer fühlbarer, je mehr sich die Begriffe und Kenntnisse mehrten, und in dieser doppelten Rücksicht wurde sie bald in systematischer, bald in alphabetischer Form abgefaßt. Der Geist des Sammelns und Compilirens, welcher in der alexandrinischen Schule herrschte, führte bald entferntere Versuche dieser Art hin, und auch bei den Römern lieferten Varro und Plinius der ältere (jener in seinen verlorenen Schriften rerum humanar.

et divinarum antiquitates und disciplinarum libri IX, dieser in seiner historia naturalis) ähnliche Werke. Auch die spätern Sammlungen der Griechen Stobäus und Suidas, und vorzüglich des Marcianns Capella Satiricon in neun Büchern, welches im Mittelalter häufig gebraucht und gelesen wurde, können hierher gezogen werden. Unter dem waren dies immer nur noch Vorarbeiten. Der Ruhm, mit Bewußtseyn Encyclopädien unternommen zu haben, gebührt dem Mittelalter, welches mit eisernem Fleiße nicht nur eine beträchtliche Menge von Encyclopädien einzelner Wissenschaften (Summas, auch Specula genannt; z. B. die Summa theologica des Th. Aquinas und unzählige andere), sondern auch eine Universalencyclopädie lieferte, wie sie noch nicht gesehen worden war. Es war der wackere und unverdrossne Dominicaner Vincenz von Beauvais (Bellovacensis), welcher um die Mitte des 13ten Jahrhunderts die ganze Summe von Kenntnissen des Mittelalters in einem Werke von beträchtlicher Größe (Speculum historiale, naturale, doctrinale, welchem ein Ungenannter wenig Jahre später ein Speculum morale in gleicher Form beifügte) in wörtlichen und treuen Auszügen aus den Werken der Schriftsteller selbst darstellte — ein wahrer Schatz für die literarische Charakteristik des Mittelalters, und selbst in mehrfacher wissenschaftlicher Rücksicht (z. B. der profanen Kritik) nicht ohne Werth. (Neueste Ausgabe zu Douay in 4 Bdn. in Fol.) Im 17ten Jahrhunderte lieferte nach den nicht unwichtigen Schriften des Matthias Martinus, Prof. und Rectors am Gymnasium zu Bremen (idea methodica et brevis encyclopaediae sive adumbratio universitatis. Herborn. 1606. 8. und Joh. Heinr. Alsted's (Encyclopaedia 7 tomis distincta. Herborn. 1620. 2 Voll. fol. und mehrere andere Schriften) der scharfsinnige Francis Bacon Lord Verulam in seinen kleinen, aber sinn- und gehaltvollen Büchern novum organon scientiarum und de augmentis scientiarum (beide zu Leiden 1645. 12. und in seinen Werken) die Grundlage einer Encyclopädie voll der tiefsten Forschungen und kühnsten Abhandlungen, die sein Zeitalter nicht verstand. Seit seiner Zeit mehrten sich die Encyclopädien in ungemeßner Zahl, aber keine derselben hatte den reinwissenschaftlichen Zweck des Baco, und alle bezogen sich entweder auf den Unterricht der Jugend und der Ungelehrten (Chevigny la science des personnes de la cour, de l'épée et de la robe. Ed. V. par H. P. de Limiers. Amst. 1717. IV. 8. Jo. Cph. Wagenscil pera librorum juvenilium. Altorf 1695. V. 8. Der gedffnete Ritterplaz. Hamb. 1715 ff. 12.), oder sie waren auch zum Gebrauch für Gelehrte bestimmt, um das Auffinden einzelner Notizen zu erleichtern. Zu den größern Werken früherer Zeit wurde die von Coronelli unternommene Galeria di Minerva (Venet. 1696–1717. 7 Tomi fol.) gehört haben, welche auf 45 Foliobände angelegt war, wenn sie ganz erschienen wäre (vergl. Reyslers Reisen I. Th. S. 1136). Glücklichen Fortgang in Rücksicht der Beendigung hatte das: Große vollständige Universallexicon aller Wissenschaften und Künste (von seinem Unternehmer gewöhnlich das Zedlerische genannt, Halle und Leipz. 1732 — 1750. 64 Bände m. f. Suppl. ib. 1751 — 1754. 4 Bände fol.), das im Ganzen eine sinn- u. werthlose Compilation ist, und nur einzelne gelungene Partieen hat, z. B. in der Genealogie. Die Engländer besitzen eine oft aufgelegte Cyclopaedia or a universal dictionary of arts and sciences by C. Chambers. Dublin. 740. II. f. u. viele a., von denen wir hier noch nennen wollen: Encyclopaedia Britannica. Es sind davon 5 Aufl.

ba. Die beiden letzten sind sich fast gleich, dagegen gehören fünf Bände in 10 Theilen Supplemente dazu, von welchen bis Anfang 1817. 3 Theile erschienen sind; 1778 erschien davon die erste Auflage in 10 Quartbänden; die 4te (1810) und 5te (1812—1814) hat 20 Quartbände. — Rees Encyclopaedia in 4to. Es sind davon bis zu Anfang 1817. 68 Parts erschienen, die bis zum Ende S. gehen. — Edinburgh Encyclopaedia in 4to. bis 1817 in X. Vol. oder 20 Parts, die bis H. reichen. Diese E. wird von D. Brewster in Edinburgh geleitet. — Encyclopaedia Londinensis in 4to. herausgegeben von John Willeß; bis 1817 waren hievon 15 Theile erschienen, die die Hälfte des Alphabets umfaßten. — Encyclopaedia Edinensis in 4to., erst 1816 angefangen, herausgegeben von J. Millar; soll aus 6 Quartbänden bestehen. — Nicholson's british Encyclopaedia in 6 gr. 8. Bänden. 1809. (wird jetzt von D. Poppe für Deutschland bearbeitet.) — Gregory's Dictionary of arts and sciences, 2 Vol. in 4to. — Encyclopaedia perthensis in 23 Vol. 8. Außer diesen größern Encyclopädien sind in England eine Menge kleinere von Watton, Willich, Kendal &c. erschienen. Die Italiener: G. F. Pivati dizionario scientifico e curioso sacro profano. Venez. 1746--1751. X. fol. Vorzugsweise nennt man französische Encyclopädie das große Werk von Diderot und d'Alembert unter dem Titel: Dictionnaire encyclopédique, Paris und Neuchatel, siebenzehn Folioebände, nebst sechs Bänden mit Kupfern. (Hierüber sehe man den folgenden Art.) Ihm folgte Felice mit einem noch weitläufigern encyclopädischen Wörterbuche, und noch weitaussehender ist die Encyclopédie méthodique, die seit 1782 zu Paris erschienen ist, und jetzt 135 Quartbände nebst viele Kupfern enthält. Auch die Deutschen lieferten mehrere Werke dieser Art, unter denen sich besonders Krünigens Encyclopädie auszeichnet, von der man einen ebenfalls bänderreichen Auszug aus der zweiten Ausgabe erhalten hat, den Schüz angefangen und Grassmann fortgesetzt hat, und jetzt Fldrke, der Bearbeiter des großen Werks, besorgt. Gegenwärtig haben die Buchhändler Enoch Richter in Leipzig und der Bibliothekar Ersch in Halle eine neue deutsche „Encyclopädie aller Wissenschaften und Künste,“ in 40 Quartanten angekündigt und sollen davon 1817 wenigstens schon Proben ausgegeben werden. Encyclopädisch von einer Wissenschaft heißt im Umriss dargestellt. A...s.

Encyclopädie, französische. Encyclopädisten heißen vorzugsweise in der französischen Literatur die Herausgeber und Mitarbeiter der großen, in Form eines Wörterbuchs abgefaßten Encyclopädie aller Wissenschaften und Künste, deren Plan Diderot entwarf, so wie auch diejenigen, welche sich an sie angeschlossen, und zu ihren philosophischen und kritischen Grundsätzen bekannten, z. B. Helvetius. Bouterweck sagt von diesem Unternehmen: da sich Diderot mit Lebhaftigkeit für alles Wissenswürdige interessirte, konnte er auch seine literarischen Beschäftigungen nicht auf ein gewisses Fach einschränken. Mathematik, Physik, Philosophie und schöne Literatur zogen ihn abwechselnd an. Ein so encyclopädischer Kopf, wie Diderot, mußte es seyn; der auf den Gedanken gerieth, ein summarisches Archiv aller Kenntnisse, die sich der menschliche Geist bis um die Mitte des 18ten Jahrhunderts erworben, in der Form eines universellen Real-Wörterbuchs zu veranstalten. Ein so enthusiastischer Mensch, wie Diderot, mußte es seyn, der sich von der Ausführung

dieses Gedankens durch keine Schwierigkeiten abschrecken ließ, und im Eifer für seinen Plan auch auf den Schaden nicht achtete, den ein solches Werk durch Begünstigung des oberflächlichen und einseitigen Dilettantismus stiften könne. In den philosophischen und ästhetischen Artikeln wurde nun gar, als die viel versprechende Encyclopädie zu Stande kam, die besondere Vorstellungsart der Bearbeiter dieser Artikel als der Canon der Wahrheit angenommen, damit die Encyclopädisten um so bequemer dasjenige in die Welt einführen konnten, was bei ihnen vorzugsweise Philosophie hieß. Auf den literarischen Geschmack, vornehmlich der Franzosen, aber auch anderer Nationen, haben die Encyclopädisten großen Einfluß gehabt. Polirte Correctheit, Eleganz des Stils, mit Nachahmung der Natur und moralischen Tendenzen verbunden, war das Höchste, was die Encyclopädisten in der Kunst ansahen, und zur Bestrebung aufstellten. So wie sie die Poesie bloß durch den Verstand auffaßten, so sollte auch die Poesie Product der Reflexion seyn, und ihre Ansicht wurde, vermöge des Ansehens, welches sie sich erworben hatten, für die französische Kunst und Poesie sehr beschränkend, und allen freien Aufschlag hemmend. Noch größeres Ansehn gewannen sie durch ihre, durch damaligen Geschmack der Nation ganz angemessene Philosophie; ja es ist kaum ein Beispiel vorhanden, daß die Gelehrten einer Nation einen solchen politischen Einfluß gewonnen hätten, als die französischen, namentlich die französischen Encyclopädisten. Aber ihre Philosophie war auch durchaus Modophilosophie, Philosophie für das gemeine Leben, dem Witz und der Unterhaltung huldigend. Anstatt mit festem Schritte sein Ziel zu verfolgen, räsonnirte man in kühnen Sprüngen hin und her, und glaubte am Ziele zu seyn, wenn man eine Meinung verfechten konnte, in der etwas Neues und Paradoxes lag. Dieses Gemisch von Philosophie und schöner Literatur behagte noch mehr, da Männer, wie Mably, Condillac, Mercier, Mannal, Buffon, Helvetius, Diderot, d'Alembert, über die Religion und bürgerliche Verfassung Meinungen vortrugen, welche dem Publicum schmeichelten, und wegen derer die Encyclopädie einmal von der Polizei mit Arrest belegt wurde. Doch nur die Drucker, nicht die Verfasser wurden bestraft, und bald nachher mußte die Regierung den Druck wieder erlauben, weil sie zu schwach war, ihn zu verhindern. Den Encyclopädisten, welche übrigens durch ihre Verbindungen mit den angesehensten Cirkeln der damaligen Zeit die in ihrer Allgemeinheit zweideutigen und anwendungslosen Raisonnements über Freiheit, Gleichheit und Urrechte leichter verbreiteten, wird daher ein vorzüglicher Einfluß auf die französische Revolution beigelegt. Daß es in Frankreich, sagt ein einsichtsvoller Deutscher, den sogenannten Philosophen (mit welchem Namen man jedoch Gelehrte, die sich mit sehr verschiedenen Zweigen des menschlichen Wissens beschäftigten, belegte, und von welchen nur einige den Atheismus und Materialismus für das Höchste in der philosophischen Weisheit anpriesen) gelang, sich der öffentlichen Meinung zu bemächtigen und dadurch eine politische Macht zu werden, welche den Umsturz des Staats mit bewirken half, dies war nicht die Folge der Kraft und Evidenz der Speculationen jener Philosophen, sondern der Tactik, welcher sie sich bedienten, um beim Volke ein Ansehn zu erhalten, und der Schwäche des Widerstandes, die ihr von der Regierung entgegen gesetzt wurde.

A...s.

Encyclopädie der Wissenschaften ist eine Darstellung derselben nach ihrem Inhalt und ihrem Zusammenhang unter einan-

der. Diese Darstellung kann auf verschiedne Weise geschehen, je nachdem man den Eintheilungspunkt wählt, von dem man ausgeht. Hier, wo Deutlichkeit und Leichtverständlichkeit die ersten Erfordernisse sind, haben wir folgendes Verfahren gewählt. Alle Wissenschaften lassen sich unterscheiden in anthropologische und ontologische. Jene haben den Menschen nach seinen geistigen und moralischen Eigenschaften, diese das Ding, d. h. alles, was außer unserm Innern vorhanden ist, zum Gegenstande. Jedes dieser zwei großen Gebiete zerfällt wieder in vier Abtheilungen; das anthropologische in 1) Philosophie, 2) Geschichte, 3) Geographie, 4) Staatswissenschaft oder Politik. Das ontologische in 1) Mathematik, 2) Physik, 3) Naturgeschichte, 4) Technologie. — Jede dieser acht Wissenschaften hat wieder ihre Unterabtheilungen, in welcher Hinsicht wir sie durchgehen wollen. Die Philosophie oder die Kenntniß der ursprünglichen und um deswillen nothwendig genannten Eigenschaften des Menschen, hat nach ihrem gegenwärtigen Zustande folgende Theile: a) Kritik der reinen Vernunft oder Kritik der Erkenntnißvermögen des Menschen, worin untersucht, ob, und bewiesen wird, daß es Grundsätze für das Denken und Handeln gibt, welchen der Name nothwendiger und allgemeiner Wahrheiten gebührt; b) Logik, die Wissenschaft des Denkens, welche die Grundsätze darlegt, welche die Denkkraft bei ihrer Thätigkeit zu befolgen hat; c) Metaphysik, die Wissenschaft von den allgemeinen und in so fern nothwendigen Eigenschaften alles dessen, was je in den Kreis unsrer Wahrnehmung, Beobachtung und Nachforschung kommen kann. Sie erstreckt sich demnach sowohl über alle anthropologische, als über alle ontologische Wissenschaften und ordnet sie d. h. Philosophie unter; d) Moral und Naturrecht, von denen jene die ursprünglichen Pflichten (daher Pflichtenlehre, Tugendlehre, Sittenlehre), diese die ursprünglichen Rechte des Menschen lehrt (daher auch philosophische Rechtslehre). Beide Wissenschaften, die von uns getrennt werden, wurden von den Alten als eine einzige behandelt; e) Natürliche Religion, Naturtheologie, Vernunftreligion, oder die Lehre von dem Verhältniß des Menschen und Menschengeschlechts zur Gottheit. — Von diesen fünf Disciplinen der Philosophie untersuchen die drei ersten, was ist wahr, ohne Rücksicht der Anwendung für das Leben und Handeln, und bilden daher die speculative Philosophie; dagegen bilden die beiden letzten die practische Philosophie, weil sie lehren, was der Mensch thun soll und darf, und wie er leben muß. — Die Geschichte oder die Kenntniß von den frühern Zuständen und dem daraus hervorgegangenen jetzigen Zustande des Menschengeschlechts heißt, wenn sie diese Zustände in ihrer Gesamtheit umfaßt, allgemeine Geschichte, Universalgeschichte, Geschichte der Menschheit, zerfällt aber, je nachdem sie nur einen einzelnen Theil der Menschheit, oder einen einzelnen Theil der Zustände, worin sich die Menschheit oder ein Theil derselben bis auf den einzelnen Menschen hinab befunden, in mehrere besondere oder Specialgeschichten. Dahin gehört die Literaturgeschichte oder die Geschichte des Fortschritts der Wissenschaften, die Kunstgeschichte, die Kirchengeschichte, die Geschichte jeder einzelnen Wissenschaft und Kunst, die Geschichte der einzelnen Völker und Staaten, die Geschichte einzelner merkwürdigen Personen (Biographie) u. s. w. Außerdem gehören hieher gewisse Hülfswissenschaften, deren die Geschichte bedarf,

als: Kritik, um das Falsche vom Wahren zu sondern, Alterthumskunde, um die Vorwelt in allen ihren Eigenthümlichkeiten zu erkennen, Sprachkunde, um die in fremden Sprachen enthaltenen Nachrichten sich zugänglich zu machen u. s. w. — Die Geographie oder die Darstellung des Zustandes des Menschengeschlechts in einem gegebenen Zeitalter ist zunächst verschieden nach diesem Zeitalter. Gewöhnlich unterscheidet man alte Geographie, welche die Kenntniß über Erde und Menschen enthält, die sich aus den Schriften der Griechen und Römer schöpfen lassen; mittlere Geographie, etwa vom 7ten bis 17ten Jahrhundert, und neue oder neueste Geographie. Politische Geographie ist diejenige, welche die bestehenden Staaten beschreibt; die mathematische Geographie beschäftigt sich mit den Vermessungen auf der Erde, in so fern sie zu geographischen Bestimmungen nöthig sind; die physische Geographie aber mit den Naturmerkwürdigkeiten der Erdoberfläche und ihrer Bewohner; doch zeigt sie die Eigenschaften der letztern nur so weit, als sie von der Beschaffenheit des Wohnorts herrühren. Die Staatswissenschaft oder der Inbegriff aller der Kenntnisse, welche zu Aufrechterhaltung eines gesellschaftlichen Vereins, Staat genannt, erforderlich sind, kann mannichfach eingetheilt und dargestellt werden. Wir wählen diejenige Darstellung und Eintheilung, aus welcher am leichtesten hervorgeht, was der künftige Staatsdiener sich davon aneignen muß, theils an Haupt-, theils als Nebensache. a) Theologie oder Kenntniß der Lehren und Gebräuche der Staatsreligion, womit in den meisten Staaten das gesamte Unterrichts- und Schulwesen verbunden ist. Man rechnet dazu Exegese, oder die Kunst, die Bücher der Bibel zu verstehen und auszulegen, Dogmatik, oder die systematisch zusammengestellten Glaubenssätze, die christliche Sittenlehre oder die aus jenen Sätzen besonders ausgehobenen Vorschriften, die Kirchengeschichte oder die Kenntniß der Entstehung, Ausbildung und Feststellung der Glaubenslehren, Lebensregeln, Religionsgebräuche und der verschiedenen darauf sich beziehenden Einrichtungen in christlichen Ländern, endlich die Kenntniß der noch vorhandenen Religionsgebräuche und die Erlernung der Kunst, diesen Lehren und Gebräuchen theils in öffentlichen Versammlungen, theils bei andern vorkommenden Veranlassungen Eingang, Achtung und Beifall zu verschaffen: Liturgik, Katechetik, Pastoraltheologie, Polemik, Kanzelberedbarkeit u. s. w. b) Jurisprudenz oder Kenntniß der Gesetze und innern Einrichtungen eines Staats und des Verfahrens, sie geltend zu machen. Hierhin gehört das Civil- oder bürgerliche Recht, nach welchem die Ansprüche über mein und dein, die ein Staatsbürger an den andern hat, entschieden werden; das Criminalrecht, welches die Strafen für begangene Verbrechen bestimmt; der bürgerliche und peinliche Prozeß, welcher das in einem Civil- oder Criminalfall zu beobachtende Verfahren vorschreibt. Außerdem gibt es noch eine Menge einzelner Rechte oder Inbegriffe von Gesetzen und Bestimmungen für einzelne Gegenstände, als Lehnrecht, Wechselrecht, Seerecht, Kirchenrecht, Forstrecht, Kriegsrecht, Staatsrecht u. s. w. c) Finanz- oder Cameralwissenschaften oder die Kenntniß, das zur Erhaltung des Staats erforderliche Geld am zweckmäßigsten herbeizuschaffen und zu verwenden; d) Polizeiwissenschaft oder Kenntniß der Einrichtungen und Maß-

regeln, durch welche die öffentliche Ruhe, Sicherheit und Ordnung zu erhalten sind; e) Politik oder die Kenntniß alles dessen, wodurch die Ruhe, der Wohlstand und Ehre des Staats gegen andre Staaten gesichert wird; f) Kriegswissenschaft oder die Kenntniß, wie Streitkräfte zu Wasser und zu Lande angriffs- oder vertheidigungsweise zu gebrauchen sind. Dahin gehört Exercir- und Manövrierkunst, Befestigungskunst, Taktik, Strategie u. s. w. 5) Die Mathematik oder Kenntniß von den Eigenschaften der Größen, zerfällt zunächst in die reine und angewandte. Jene betrachtet die Größe entweder der als ein Zeitmannichfaltiges, und dann heißt sie Arithmetik, oder als ein Raummannichfaltiges, und dann heißt sie Geometrie, oder sie beschäftigt sich mit nichts weiter als durch allgemeine Zeichen bestimmten Größen, und dann heißt sie Algebra. Die angewandte Mathematik betrachtet entweder gewisse allgemeine Eigenschaften der wirklichen Dinge, z. B. die Schwere, Undurchdringlichkeit, Beweglichkeit und die allgemeinen Naturgesetze als Größen, und bestimmt sie dem gemäß, oder sie wendet die Sätze der reinen Mathematik auf wirkliche Fälle an, z. B. in der Mechanik u. s. w. 6) Die Naturlehre oder Physik ist die Kenntniß von den Grundeigenschaften aller Dinge in der Natur, und den Gesetzen ihrer Veränderungen. Ein besonderer Theil derselben ist die Chemie (s. d.). 7) Die Naturgeschichte oder Naturbeschreibung, d. h. die Kenntniß der Eigenschaften der Dinge, zerfällt, wie diese Dinge selbst, in drei Theile, nämlich in Mineralogie, Beschreibung der neuorganischen, Botanik, Beschreibung der organischen, nicht belebten, und Zoologie, Beschreibung der organischen belebten Dinge in der Natur. Auch die Kenntniß des menschlichen Körpers gehört eigentlich in die Zoologie, und als ein besonderer Theil dieser Kenntniß ist die Heilkunde anzusehen, welche sich mit den Krankheiten des menschlichen Körpers und ihrer Heilung beschäftigt. Die Heilkunde zerfällt wieder in die Anatomie und Physiologie, in die Pathologie (auch Nosologie und Therapie genannt), in die Materia medica (auch Apothekerkunst oder Pharmaceutik genannt), und in die Chirurgie oder Wundarzneikunst (s. die einzelnen Artikel). 8) Die Technologie oder der Inbegriff derjenigen Kenntnisse, durch deren Hülfe die Erzeugung, Bearbeitung, Verarbeitung und Benutzung der Naturerzeugnisse zu bestimmten Zwecken am vortheilhaftesten und besten geschieht, kann man in eine mathematische oder mechanische, in eine chemische und in eine physikalische unterscheiden, je nachdem die zu einer gewissen technologischen Arbeit nöthigen Kenntnisse vornehmlich aus der einen oder andern von diesen drei Wissenschaften geschöpft sind.

Endemie (von *ἐν* und *δῆμος*, unter dem Volke einheimisch), eine bestimmte Krankheitsform, welche viele Bewohner einer Stadt, Gegend oder eines ganzen Landstrichs zu jeder Zeit des Jahres überfällt, und in der geographischen und physischen Lage einer solchen Stadt oder Gegend, oder in der Wohnung, Beschäftigung, den Sitten und der Lebensart des Volks ihren Grund haben. Endemische (oder örtliche) Krankheiten kommen also das ganze Jahr hindurch unter den Einwohnern vor, ohne Rücksicht auf Wechsel der Jahreszeiten und Witterung, weil diejenigen Einflüsse, von welchen sie herühren, immer fort dauern. So hat jeder Welttheil, jedes Klima, jeder Landstrich seine endemischen, ihm eigenthümlichen Krankheiten,

So haben die Tropenländer (die südlichen und heißen Länder) besonders eigene Krankheiten der Haut, Ausschläge mancherlei Art, weil die beständige Hitze die Verrichtung der Haut in größerer Thätigkeit erhält, und die Säfte nach der Oberfläche des Körpers hinstreicht. In nördlichen Ländern kommen auch Ausschläge, aber von anderer Art, vor. So ist allen nördlichen Polargegenden, vorzüglich in Norwegen, der schlimme Ausfag, die Radesyge, eigenthümlich von der daselbst gewöhnlichen Kälte und Nässe, welche das Hautorgan zu krankhaften Aeußerungen geneigt macht. Heiße und feuchte Gegenden sind die Erzeugerinnen der heftigen Typhen und Faulsieber, wie wir an dem in den westindischen Inseln und den Meeresküsten von Amerika einheimischen gelben Fieber sehen. Den höher und trocknen liegenden, besonders nördlichen Ländern, sind die Entzündungskrankheiten vorzüglich eigen. In Gegenden, welche dem Luftzuge sehr ausgesetzt sind, besonders in gebirgigen Orten, findet man jederzeit Rheumatismen, Catarrhe und das ganze Gefolge von Uebeln, welche in schneller Unterdrückung der Hauptfunctionen ihren Grund haben. In großen und volkreichen Städten trifft man die meisten Lungensüchtigen an. Gegenden, welche feucht und doch nicht allzuwarm sind, z. B. an Sümpfen oder an großen Flüssen, haben die Wechselfieber zu eigen. In kalten und feuchten Gegenden, z. B. in England, Schweden, Holland u. s. w., hat man am ersten und häufigsten den Croup bemerkt u. s. w. Manche Krankheiten, welche in einer Gegend einheimisch herrschen, können jedoch auch in andern einzeln und selbst epidemisch vorkommen, wenn Witterungs- und andere Einflüsse denen gleich kommen, welche in jenen Gegenden Ursache der Endemie sind, wenn also jenes Klima gleichsam auf einige Zeit in diese Gegend versetzt wird. So sehen wir z. B., daß bei nasser und kalter Witterung der Croup selbst in höher gelegenen Gegenden vorkommt; daß Wechselfieber zuweilen in Orten, wo sie Jahre lang selten sind, doch auch wieder viele Menschen befallen; daß Faulsieber und bössartige Typhen zuweilen in allen Ländern wüthen u. s. w. Endemische Krankheiten können auch unter günstigen Umständen ein ansteckendes Gift erzeugen, und sich dadurch nach andern Gegenden und Ländern, deren Lage und Verhältnisse dazu geeignet sind, verbreiten; dies lehren die traurigen Erfahrungen bei den Wanderungen der Krankheiten, die älteste Geschichte der Verbreitung des Ausfages von den Morgenländern nach Europa, die Erscheinung des gelben Fiebers an den spanischen und italienischen Seeküsten, welches durch Schiffe aus Westindien und Amerika dahin gebracht wurde, u. s. w. Es ist nicht ohne Nutzen, die endemische Beschaffenheit der Länder, Gegenden und selbst der Vortheil, daß sie eher Vorkehrungen treffen, die Krankheit zu vermeiden und die Nachtheile der Lage eines Ortes zu verbessern. Als z. B. der Leibarzt des Papstes Clemens XI., Lancisi, die Sümpfe in den Gegenden von Pesaro u. a. m. reinigen und austrocknen ließ, hörten die Krankheiten, die von den Ausdünstungen derselben entstanden waren, sogleich auf. Auch ist es für die Heilung mancher hartnäckigen Krankheiten sehr günstig, wenn die Kranken ihren gewöhnlichen Wohnort mit einem ihrer Krankheit entgegengesetzten vertauschen können. So reisen z. B. die Engländer gern nach dem südlichen Frankreich, vorzüglich in die in Ansehung ihres Klima's unvergleichliche Gegend von Nizza, um sich in jenen gemäßigten und angenehmen Gegenden von den, in ihrem kältern und nebelvollen Lande gewöhnlichen Brustkrankheiten, Hypochondrie und Lebensüberdruß

zu heilen. So ist den Schwindfüchtigen die Vertauschung der ungesunden, mit Ausdünstung, feinen Sandtheilchen und Staub angefüllten Stadtluft mit der reinen Landluft sehr heilsam 2c. H.

Endossiren, auch indossiren (von dosso, der Rücken), einen Wechsel einem Andern überlassen, und ihn dadurch zum Eigenthümer derselben machen, welches geschieht, indem der Inhaber auf die Rückseite des Wechsels schreibt: Für mich an N. N. oder auch bloß seinen Namen und den Tag der Uebertragung hinzusetzt. Man bedient sich dafür auch des Wortes giriren, umschreiben. Endossement, Indossament, Indossirung, die Uebertragung, Ueberlassung des Wechsels von dem darin benannten Inhaber an einen Andern. Derjenige, der solchergestalt einen für ihn gestellten Wechsel auf einen Andern überträgt oder ihm überläßt, heißt Endossent, oder Indossant; der Andere, auf welchen er übertragen worden ist, Indossat. Durch das Endossement übernimmt man gegen den Inhaber eines Wechsels die Mitverbindlichkeit des Ersases, im Fall der Acceptant den Wechsel unbezahlt läßt. Große Handelshäuser geben daher, sobald sie einen Wechsel endossiren, demselben Wechsel gleich eine Nothadresse, wo er für ihre Rechnung bezahlt wird, wenn der Acceptant dies nicht thut.

Endreime, die Reime am Schlusse der Versabschnitte — denn sie können auch in der Mitte vorkommen; 2. Bouts-rimés, ein Scherz der modernen Reimpoesie. Man schreibt dem Dichter die Reime vor, und überläßt es seiner Einbildungskraft, den übrigen Körper diesem Skelett anzufügen und ihm so viel Seele einzuhauchen, als eben möglich ist. Da die Auswahl gewöhnlich die baroksten Reime und Ausdrücke trifft, die man schwerlich im poetischen Wörterbuche findet, so werden diese Kinder der Laune meist burlesk. Gewöhnlich zeigen sie sich als witzige Artigkeiten; 3. B.

Ich Glücklicher, dient' ich beim Nachttisch dir zur — Schachtel!

Ging' ich im Bauer dort statt der geliebten — Wachtel;

Ach! Einen Kuß von dir (und ging' auch eine — Dachtel

In Kauf) bezahlt' ich gern mit meines Lebens — Achtel! dd.

Endymion, nach Einigen ein Jäger, nach Andern ein Hirte, noch nach Andern ein König von Elis. Vom Jupiter, den viele für seinen Vater angegeben haben, erbat er sich immerwährende Jugend und Unsterblichkeit. Seine Schönheit konnte sogar die spröde Luna (Diana) in ihrem Entschlus, die jungfräuliche Keuschheit zu bewahren, schwankend machen. Doch ihrer Würde eingedenk, erlaubte sie sich nichts als einen verstohlenen Kuß, welchen sie, wenn der schöne Jüngling in dem Gebirge Latmus (wohin ihn die Göttin entführt hatte), von der Jagd ermüdet, schlummerte, mit ihrem Wagen anhaltend, und sich aus der Höhe herabsenkend, auf die Lippen des glücklichen Schlafers drückte. Nach Andern soll sie jedoch 50 Töchter von ihm geboren haben.

Energie, innerlich wirkende Kraft, lebendige Wirksamkeit, in wie fern sie sich in großen, tiefen und dauernden Wirkungen zeigt, welche ein ausgezeichnetes Maß von Kraft von Seiten des wirkenden Gegenstandes oder Subjects offenbaren; daher auch Nachdruck, 3. B. der Gedanken, und energisch, voll von innerer Kraft, stark, nachdrücklich.

Engel. Es ist unter dem Artikel Dämonologie gezeigt worden, auf welchem Wege die Idee von den Engeln in den Christismus gekommen ist: hier ist übrig, zu zeigen, wie dieselbe darin

ausgebildet wurde. Man begreift unter ihnen eine mit den Menschen in einer nähern Verbindung stehende Art guter Geister. Schon die jüdische Theologie unterschied verschiedne Classen und Rangordnungen derselben; aber keiner hat sie so genau zu classificiren gewußt, als der Verfasser der himmlischen Hierarchie, die man den Dionysius Areopagita zuschreibt, welcher drei Classen, und in jeder eben so viele Abtheilungen festsetzt. Nach den meisten wurden sie lange vor der sichtbaren Welt, nach Andern mit Himmel und Erde zugleich erschaffen, und zwar als Gott das Licht schuf und der Geist Gottes auf dem Wasser schwebte. Ihr Geschäft ist, der Gottheit zu dienen, die sich ihrer zur Beförderung ihrer guten Zwecke, als Vorsteher ganzer Völker und Reiche, als Dolmetscher und Ueberbringer der Gebete, als Schutzgeister einzelner Menschen und zur Anordnung der einzelnen Angelegenheiten bedient. Sie werden gedacht als Geister mit einem ätherischen Körper, welches vornehmlich auf der Synode zu Nicäa (787) als Kirchenlehre festgesetzt wurde, womit aber die lateranensische Synode von 1215, die ihnen Unkörperlichkeit zuspricht, im Widerspruch steht. Die, welche den Körper bloß für eine Bürde oder ein Gefängniß der Seele halten, und sich einen wunderbar hohen Begriff von reinern Geistern machen, halten die Engel, um sie zu ehren, für reine Geister, und erklären die Erscheinungen derselben aus einem Vermögen, willkürlich Körper und auch menschliche Gestalt anzunehmen; die, welche das geistige Wesen durch einen Körper nicht für unvollkommen gemacht halten, legen ihnen Körper bei. Als endlichen Wesen muß ihnen aber auch ein Wohnort zukommen. Die Alten, die sich den Himmel als einen großen blauen Saal vorstellten, in welchem Gott mit den Engeln wohne, hatten damit keine Schwierigkeit; uns, die wir andere Begriffe vom Himmel und Weltall haben, bliebe nichts übrig, als anzunehmen, daß sie, da sie jedoch auf uns wirken sollen, unsichtbar neben uns wohnen. Was ihre Namen betrifft, so läßt die catholische Kirche nur die drei in der heiligen Schrift vorkommenden, Michael, Gabriel und Raphael, gelten. Unter den Aberglauben des Ahebeitus, welcher im Jahr 704 auf einer Synode zu Rom unter den Papst Zacharius verdammt wurde, war auch die, daß er Engel unter unbekannten Namen angerufen habe, dergleichen Uriel, Raguel, Rubuel, Inias, Tubuas, Sabarth, Simiel u. a. m. waren. Ausdrücklich ward erklärt, dies wären nicht Namen von Engeln, sondern von bösen Geistern, die er um Beistand angerufen habe. Die spätern Catholiken haben sich jedoch hieran nicht gekümmert, und der Catholik Sonnenberg hat nach Miltons und Klopstocks Vorgang andere Engel nicht bloß aufgeführt, sondern auch benannt.

Engel (Johann Jacob), einer der vorzüglichsten deutschen Prosaisisten, war zu Parchim (im Mecklenburg-Schwerinischen) 1741 geboren, wo er bei seinem Vater, dem Pastor, den ersten Unterricht in der Stadtschule genoß, dann im neunten Jahre nach Rostock auf die Schule und nachher auf die Akademie daselbst kam, und hier die theologischen Wissenschaften zum Hauptgegenstand seiner Studien machte. Zu Bülow, wohin er zwei Jahre später ging, zog mehr die Philosophie und hauptsächlich Physik seinen Geist an. In Leipzig, wohin er sich nach einiger Zeit von Rostock aus (1764 oder 65) gewandt hatte, suchte er sich der Philosophie und den Sprachen noch mehr zu widmen, erwarb er sich auch durch Unterricht, durch Vorlesungen und Uebersetzungen seinen Unterhalt, und wählte endlich uns

ter mehreren den Ruf nach Berlin als Professor am joachimsthal'schen Gymnasium, wo er mit großem Beifall lehrte, bald Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften ward, und den größten Theil seiner geliebten und bekannten Werke fertigte. Späterhin, als Lehrer des jetzigen Königs von Preußen, wurde er dessen Vater, Friedrich Wilhelm II., bekannt, und von diesem zum Oberdirector des berlinischen Theaters ernannt, welche Stelle er theils aus Verdruß, theils seiner schwankenden Gesundheit wegen im Jahr 1794 niederlegte und nach Schwerin ging. Beim Regierungsantritt des jetzigen Königs von Preußen vermochte er nicht, den dringenden Einladungen seines ehemaligen erhabenen Gleichen zu widerstehen; er lehrte nach Berlin zurück, und machte sich um die Akademie der Wissenschaften in mancher Rücksicht verdient; trug durch seine gemeinnützigen trefflichen Schriften das Seinige zur allgemeinen Aufklärung redlich bei; genoß die Achtung und den Umgang der vorzüglichsten Köpfe; ließ sich selbst durch seine Kränklichkeit, da er besonders an Hypochondrie unendlich litt, nicht zurückhalten, über seine Kräfte zu arbeiten, beschleunigte aber eben dadurch sein Ende noch mehr, welches durch eine Reise, die er zu seiner sich nach ihm sehnenden Mutter unternahm, herbeigeführt wurde. Er starb in seinem Geburtsort am 28ten Juni 1802. Die Kritik des Geschmacks und die Theorie der Kunst verdanken Engeln eben so viel als die practische populäre Philosophie. Sein Versuch einer Methode, die Vernunftlehre aus platonischen Dialogen zu entwickeln, sein *Philosoph für die Welt*, in welchem er seinen sein vorgetragenen Bemerkungen über Sitten und Menschen durch seine klare Darstellung neuen Reiz und Stärke verschafft, weist ihm eben so, wie sein späterhin geschriebener *Fürstenspiegel*, einen bedeutenden Platz unter den philosophischen Schriftstellern Deutschlands an; seine Anfangsgründe einer Theorie der Dichtungsarten, aus den Mustern entwickelt, gehören zu den ersten glücklicheren Versuchen der Deutschen in dieser Art; seine Ideen zu einer *Mimik*, mit erläuternden Kupfern von Meil, zeigen so viel Scharfsinn, Menschenkenntniß und Geschmack, verbreiten über diese Kunst und über andere damit verwandte Künste, deren Möglichkeit nicht nur, sondern auch Brauchbarkeit er so einleuchtend macht, so viel Licht, daß dieses Buch als Lehrbuch für den Schauspieler zu betrachten ist. Als dramatischer Schriftsteller ist er durch seinen *Edelnaben*, den dankbaren Sohn 2c. bekannt, In seinem trefflichen Zeit- und Sittengemählde, *Lorenz Stark*, setzte er zugleich seinem Großvater Brasch, einem reichen Kaufmann und Rathsherrn in Parchim, ein bleibendes Denkmal. Seine Schriften sind gesammelt erschienen Berlin 1801—1806. 12 Bände. 8.

Engelsburg ist ein altes, rundes, starkes und zu einer förmlichen Citadelle eingerichtetes Gebäude in Rom, zu welchem eine Brücke führt. Kaiser Hadrian weihte diesen Palast zu seinem Grabmale, daher wird er auch lateinisch *moles Hadriana* genannt. Crescentius verschanzte sich darin gegen den Kaiser Otto III. (935). Papst Alexander IV. ließ es zu einer förmlichen Citadelle einrichten. Italienisch heißt sie *Castello di St. Angelo*.

Engbien (Louis Antoine Henri von Bourbon, Herzog von), geboren zu Chantilly den 2ten August 1772. Er verband die schönste äußere Gestalt mit seltenen Talenten und dem edelsten Charakter. Eine sorgfältige Erziehung hatte seine natürlichen Anlagen





der Folge zur See, und behauptete sich in dem Besitze seines Reichs. Sein früher Tod (900) war ein Verlust für England, das nun wieder von den Dänen angegriffen und (1001) erobert ward. Vierzig Jahre lang behaupteten sich die Dänen unter dem Könige Kanut und seinen Söhnen in England. Als sie es (1041) verlassen mußten, kam der angelsächsische Prinz Eduard der Bekenner wieder auf den englischen Thron. Er veranstaltete eine, noch sehr mangelhafte Sammlung aus den Gesetzen der Sachsen und Dänen, welche das gemeine Recht (common Law) genannt wurde. Nachdem dieser Eduard, der letzte angelsächsische König (1066) ohne Kinder verstorben war, wurde Harald, Graf von Westsex, von der Nation als König anerkannt. Aber Wilhelm, Herzog der Normandie, der nur sehr entfernte Ansprüche auf den englischen Thron hatte, kam bald mit einem trefflichen Heere von 60,000 Mann nach England, und durch das entscheidende Treffen bei Hastings (den 14ten Oct.) wurde er Herr des ganzen Landes; er erhielt deswegen den Beinamen, der Eroberer. Wilhelm ließ anfangs alles unverändert, übergab aber alle wichtigen Ämter seinen Landesleuten. Verschiedene Empörungen der mißvergnügten Engländer gaben ihm einen Vorwand, seine Herrschaft mit größerer Strenge auszuüben. Er führte das bis dahin in England ungewöhnliche Lehnrecht und schwere Auflagen ein. Da Wilhelm als Herzog der Normandie Lehnmann des Königs von Frankreich war, der über die zunehmende Macht seines Vasallen eifersüchtig werden mußte: so nahmen von dieser Zeit an die Kriege zwischen Frankreich und England, die beinahe 400 Jahre gedauert haben, ihren Anfang. Wilhelm starb 1087. Er hatte England mit Klugheit, aber auch mit einem eisernen Scepter regiert. Ihm folgte zuerst sein zweiter Sohn Wilhelm II., der eben so streng regierte, und dann der dritte Sohn, Heinrich I., der von seinem ältesten Bruder, Robert, den Besitz der Normandie mit Gewalt erzwang, und den Engländern verschiedene ihrer alten Freiheiten wieder gab, übrigens aber seiner Habsucht und Herrschbegierde alles aufopferte. Da er keine männlichen Nachkommen hatte, ließ er seine an den Grafen Gottfried von Anjou vermählte Tochter Mathilde von der Nation als Kronerbin anerkennen, wodurch die weibliche Thronfolge in England eingeführt, aber auch dies veranlaßt wurde, daß England hernach beständig von fremden Geschlechtern beherrscht worden ist. Ohngeachtet dieser Verfügung wurde nach Heinrichs I. Tode (1135) seiner Schwester Adela Sohn, Stephan, Graf von Blois, von der Nation als König anerkannt, der (1154) den Sohn der vorerwähnten Mathilde, Heinrich II. mit dem Beinamen Plantagenet, Grafen von Anjou, zum Nachfolger hatte. Heinrich II. war einer der mächtigsten Könige Englands; außer der Normandie, seinem mütterlichen Erbtheile, erbt er von seinem Vater Anjou, Maine und Touraine, und erhielt mit seiner Gemahlin, der bekannten Eleonore von Guienne, von welcher Ludwig VII. von Frankreich sich hatte scheiden lassen, Guienne, Poitou und verschiedene andere Landschaften, so daß er fast den vierten Theil von Frankreich, und weit mehr als damals dem Könige von Frankreich unmittelbar gehörte, besaß. Aber eben dieses Verhältniß wurde auch Veranlassung zu öftern Kriegen mit Frankreich. Heinrichs II. lange Regierung — er starb 1189 — war zwar durch seine kriegerischen Unternehmungen glänzend, aber, besonders gegen das Ende, durch Streitigkeiten mit den Geistlichen und die Empörung seiner Söhne wider ihn, auch sehr unruhig. Heinrichs Nachfolger war sein Sohn, Richard Löwenherz, so benannt wegen





die Reformation in England zu unterbrechen gedachte. Mit frohen Erwartungen des größten Theils der Nation stieg aus dem Kerker, in welchem selbst ihr Leben nicht selten in Gefahr gewesen war, Elisabeth auf den Thron, und erfüllte die Hoffnungen des Volks. Durch Festigkeit im Handeln und kluges Benutzen der Umstände hob sie den Staat zu einer bis dahin ungewöhnlichen Größe, und gründete seine nachherige Macht. Sie besänftigte mit Klugheit die Parteien und führte die Reformation nach der noch jetzt bestehenden bischöflichen Einrichtung ein, welcher die Puritaner ihre Bemühungen vergeblich entgegensetzten. Sie ermunterte den Kunstfleiß der Nation, beförderte besonders die Wollenmanufacturen, auch durch Aufnahme vieler vom festen Lande wegen der Religion Vertriebenen, und begünstigte den auswärtigen Handel. Um die Liebe der Nation zu gewinnen, und die noch vorhandenen Mängel kennen zu lernen, reiste sie öfters im Lande umher. Dadurch, daß sie die Reformirten in Frankreich und die Niederländer gegen Spanien unterstützte, verschaffte sie sich Ansehen im Auslande. Ihre Verhältnisse mit Spanien nöthigten sie, eine größere Seemacht, als ihre Vorgänger, zu unterhalten. Im J. 1603 bestand ihre Flotte aus 42 Schiffen, die mit 8500 Seeleuten bemannt war. Die größten englischen Seeräuber dieser Zeit waren Franz Drake, der, zuerst nach Magellan, die Reise um die Erde machte, und Walther Raleigh (auch als Geschichtschreiber und wegen seines spätern traurigen Schicksals bekannt), der die erste englische Colonie in Nordamerika gründete. Philipp II., König von Spanien, den Elisabeth auf mehr als eine Art gereizt hatte, rüstete (1588) vergebens die große Flotte, welcher der Papst zu voreilig den Namen der unüberwindlichen gegeben hatte, gegen sie aus. Ohne eine förmliche Seeschlacht wurde mehr als die Hälfte dieser Flotte, durch Stürme und Angriffe auf einzelne Schiffe, vernichtet, und der Ruhm und das Ansehen der englischen Marine stieg dadurch desto höher. Ein Flecken in Elisabeths Regierung ist die Hinrichtung der, nicht ganz ohne eigne Schuld, unglücklichen Königin Maria von Schottland. Mit Elisabeth starb (1603) die Reihe der Regenten aus dem Hause Tudor aus (s. d. Art. Elisabeth). Jacob, König von Schottland, aus dem alten schottischen Hause der Stuarte abstammend, Sohn der (1587) enthaupteten Königin Maria, war der einzige nahe Verwandte der Elisabeth (seine Urgroßmutter Margaretha war eine Tochter Heinrichs VII. von England, des Großvaters der Elisabeth), und wurde von ihr, kurz vor ihrem Tode, zur Thronfolge in England bestimmt. Was in den vorhergehenden Zeiten durch blutige Kriege nicht hatte bewirkt werden können, daß Schottland den Königen von England unterworfen wurde, das geschah jetzt im entgegengesetzten Falle auf die ruhigste Art; England erhielt einen schottischen König zum Regenten. Jacob I. wurde ohne Widerspruch als König von England anerkannt, aber nicht leicht hat ein Regent die Erwartungen, die man beim Antritt seiner Regierung haben konnte, so wenig erfüllt als er. Er verstand es nicht, aus der Lage der politischen Umstände, besonders bei dem Friedensschlusse mit Spanien (1604), den Vortheil zu ziehen, den er hätte erlangen können. Mehr für den Cathedral, als für den Thron geboren, beschäftigte er sich mit theologischen Streitigkeiten und mit Bücherschreiben. Er war, wider den Willen seiner Mutter, in der protestantischen Religion nach den Grundsätzen der in Schottland herrschenden presbyterianischen Kirche erzogen worden, aber als er König von England geworden war, an-

bertheilte er seine Gefinnung, und begünstigte, wie Elisabeth, die bischöfliche Kirche, indem er die Presbyterianer (Puritaner) unterdrückte. Dieses Benehmen, verbunden mit seinen Bemühungen, die königliche Gewalt, von welcher er eine zu hohe Meinung hatte, über die Schranken, in denen er sie fand, auszudehnen, und die Freiheiten des Parlaments und der Nation als Anmaßungen zu erklären und zu vernichten, gaben den beiden, anfangs mehr religiösen als politischen Parteien (Hof- und Landpartei) den Ursprung, welche in der Folge als Tories und Whigs, und später als Corruption und Opposition, England so oft getheilt haben, und jetzt noch theilen. Unter diesen Umständen geschah fast nichts zum Besten des Landes selbst, noch für die Erlangung auswärtiger Vortheile. Jacob I. konnte selbst eine genauere Vereinigung seiner beiden Reiche, die bloß den Namen Großbritannien gemein hatten, so sehr er es auch wünschte, bewirken. England und Schottland behielten fortwährend jedes seine eigene Verfassung und sein eigenes Parlament. In diesem unsichern Zustande hinterließ Jacob I. (1625) den Thron beider Reiche seinem Sohne Carl I. Dieser, in den despotischen Grundsätzen des Vaters erzogen, selbst von unbeugsamem Geiste, und durch Günstlinge irre geleitet, wollte die königliche Macht noch weiter ausdehnen, und die bischöfliche Kirche allgemein machen; beides mißlang und bereitete seinen Fall vor. Die ganz unnöthigen und nachtheiligen Kriege mit Spanien und Frankreich — der letzte wurde (1629) durch einen Frieden geendigt, in welchem England, das bisher allein im Besiz von Nordamerika gewesen war, Canada an Frankreich abtrat — vermehrten den Unwillen der Nation gegen ihn. Das Parlament widersetzte sich standhaft dem Willen des Königs, eigenmächtig Steuern aufzulegen, und er sah sich endlich (1641) durch die Umstände genöthigt, dem königlichen Rechte, das Parlament aufzuheben, zu entsagen. Dieser fehlerhafte Schritt brachte ihn seinem Verderben näher. In diesem Parlamente hatte sich Oliver Cromwell, einer der Mißvergnügten, ausgezeichnet. Bald stand er an der Spitze der Armee, die das Parlament den Truppen des Königs entgegenstellte. Carl, überall im Felde geschlagen, von den von ihm vorhin gereizten Schotten, zu denen er im Unglück seine Zuflucht nahm, für die Summe von 400,000 Pf. Sterling dem Parlamente ausgeliefert, wurde durch ein Blutgericht, das eine Partei in der Armee, die Independents, Cromwell an ihrer Spitze, mit Ungestüm verlangte, zum Tode verurtheilt, und am 30sten Januar 1649 öffentlich hingerichtet. Dieses bis dahin ganz beispiellose Verfahren erregte im Auslande auch nicht die geringste politische Bewegung, sondern bloß eine literarische Fehde, besonders von Seiten einiger niederländischen und französischen Schriftsteller, denen der bekannte Dichter Milton, Cromwell's geheimer Secretair, antwortete. Nach Carls Tode führte das Parlament die Regierung in England, doch war es Cromwell, der inäheim alles leitete. Carl II., des hingerichteten Königs Sohn, war, von den Schotten unterstützt, in England eingedrungen, aber, von Cromwell (1651) bei Worcester gänzlich geschlagen, mußte er sich durch kümmerliche Flucht ins Ausland retten. Cromwell richtete bald nachher das Parlament ganz nach seiner Willkür ein, und übernahm die von der Armee ihm übertragene Regierung. Unter dem bescheidenen Titel eines Protector's regierte er mit unermesslicher königlicher Gewalt. Im Auslande gefürchtet, hob er England, besonders dessen Seemacht, auf eine hohe Stufe des Ansehens. Einen zweijährigen Krieg zur See mit den ver-





zugesichert. Der Friede zu Utrecht (1713), das Werk der Königin Anna oder vielmehr der sie regierenden Partei, endete den von England mit Glück geführten Krieg wegen der Erbfolge in Spanien. In diesem Frieden erhielt England von Frankreich verschiedene Besitzungen in Nordamerika, von Spanien Gibraltar und Minorca, auch beträchtliche Handelsvorthelle durch den Asientotractat. Unter den verschiedenen Ursachen, welche England zu diesem, von Vielen getadelten, Friedensschluß bewogen, war der außerordentliche Aufwand, den der Krieg, besonders durch die an andere Mächte bezahlten Subsidien, verursachte, keine der unerheblichsten. Englands Nationalschuld war durch denselben fast um 50 Millionen Pf. Sterling vermehrt worden. Aber England nahm auch nun den entscheidenden Ton an, den es in allen wichtigen Weltthändeln bis auf die neuesten Zeiten geführt hat. Die tiefe Ruhe, welche dieser Friede eine Zeitlang für ganz Europa hervorbrachte, hatte auch für England wohlthätige Folgen. Die Industrie wurde wieder geweckt, und alle Künste des Friedens befördert. Die Sittenlehre und schöne Literatur wurden von verschiedenen vortrefflichen Köpfen mit glücklichem Erfolge gearbeitet. Anna starb den 12. August 1714. Dem Parlamentsschlusse gemäß bestieg Georg Ludwig, Churfürst von Hannover, Sohn der vorerwähnten Enkelin Jacobs I., unter dem Namen George I. sogleich den englischen Thron. Diese Regierungsveränderung brachte auch einen Wechsel der Parteien hervor; die Whigs traten auf die Seite des Hofes und behielten die Oberhand; gegen die Tories, die Anhänger der Familie Stuart, wurden strenge Maßregeln ergriffen. Beide Parteien dauern, unter veränderten Namen, Corruption (Ministerialpartei) und Opposition, noch jetzt fort. Unter George's I. kluger und glücklicher Regierung gewann England an Macht und Ansehen; innere Unruhen wurden bald gedämpft; auswärtige Kriege, die der König scheute, verhinderte sein in Unterhandlungen großes und äußerst thätiges Talent durch mächtige Allianzen, und sein friedlich gesinnter erster Minister, Robert Walpole, unterstützte ihn dabei. Nicht ungegründet scheint indessen die Behauptung zu seyn, daß die dreizehn friedlichen Jahre seiner Regierung wohl die Mittel hätten verschaffen können, die damalige Nationalschuld wo nicht ganz abzutragen, doch wenigstens sehr zu vermindern. Aber es geschah in dieser Rücksicht nicht so viel, als hätte gethan werden können, und die, durch George's Antheil an den auswärtigen Begebenheiten veranlaßten Ausrüstungen der Flotte und Subsidientractate, galtten für einen zureichenden Grund, die Schuld nicht ganz zu tilgen. Georg I. starb den 22. Juni 1727 zu Denabrück. Sein Sohn und Nachfolger Georg II. setzte alle Verbindungen seines Vaters und dessen Entwürfe, das Gleichgewicht in Europa zu erhalten, fort. Das friedliche System des noch immer an der Spitze des Ministeriums stehenden Walpole wurde (1739) durch einen Handelskrieg mit Spanien gestört, den die Nation laut verlanate. Obgleich der weit überlegenen Streikräfte Englands wurde dieser Seekrieg in Amerika nicht mit dem Vortheil geführt, den man erwarten konnte. Bald nachher mußte England an dem österreichischen Successionskriege (1740), als Garant der von Carl VI. errichteten pragmatischen Sanction, Antheil nehmen. Anfangs unterstützte England seinen Bundesgenossen, Oesterreich (die Königin von Ungarn und Böhmen, Maria Theresia), nur ingeheltn und durch Subsidien, aber seit dem Frieden zu Breslau (1742) und nachdem der friedfertige Walpole, als ein Opfer der Parteilucht, seine so lange behauptete Stelle eines ersten Ministers dem

Lord Carteret, einem feurigen Manne und heftigen Gegner Frankreichs, hatte überlassen müssen, erklärte sich England öffentlich gegen Frankreich und dessen Allirte. Es wurde in Deutschland eine Armee (die pragmatische genannt) zusammengezogen, an deren Spitze George II. selbst bei Dettingen (den 27sten Juni 1743) focht, und das Schlachtfeld gegen die Franzosen behauptete. Die überlegene englische Flotte schlug die französische (den 22sten Februar 1744) bei Toulon, und behielt nachher die Oberhand zur See. Während dieses Kriegs machte der Prinz Eduard, Sohn des Prätendenten und Enkel des vertriebenen Jacobs II., durch Frankreichs Unterstützung zweimal einen Versuch, in Schottland zu landen. Der erste Versuch wurde sogleich vereitelt; besser gelang der zweite (1745) bis zum Treffen bei Culloden (den 27sten April 1746), wo Eduard gänzlich geschlagen und zur Flucht genöthigt wurde. Dieses Unternehmen bewirkte, daß die Engländer auf dem festen Lande nicht viel unternehmen konnten, weil sie ihre Truppen nach England zurückrufen mußten. Der Friede zu Aachen (den 18ten Oct. 1748) endigte diesen Krieg. England erhielt, ohngeachtet seiner Siege und seiner Ueberlegenheit, außer dem Versprechen von Frankreich, den Prätendenten nicht weiter zu unterstützen und die Thronfolge des Hauses Hannover in England aufs neue zu garantiren, bloß einige Handelsvorthelle, die gegen die große Schuldenlast, welche die Kriegsausgaben und die an Oesterreich, Sardinien, Dänemark, Sachsen und andere deutsche Fürsten bezahlten starken Subsidien verursacht hatten, in gar keine Betrachtung kamen. Die seit dem J. 1739 mit Spanien entstandenen Streitigkeiten wurden 1750 durch einen Tractat beigelegt, in welchem England den Asiento-tractat — die eigentliche Veranlassung derselben — gegen eine Geldentschädigung aufgab. Noch vor dem Anfange jener Kriegsperiode (1740 — 1744) hatte Anson seine Reise um die Welt vollbracht, und für Handlung und Schifffahrt nützliche Entdeckungen gemacht. Bei der Aussicht auf einen langen Frieden, die jedoch bald wieder verschwand, war man ernstlich darauf bedacht, die bereits über 75 Millionen Pf. Sterling angewachsene Nationalschuld wenigstens in Ansehung der Interessen zu vermindern, und setzte die Interessen vieler Capitalien auf 3 pCt. herab. Dies sind die sogenannten consolidirten oder drei Procent Stock. Von den an den Zinsen ersparten 800,000 Pf. St. und einigen andern Zuflüssen wurde ein zur allmäligen Bezahlung der Schuld selbst bestimmter Fond (sinking Fond) errichtet, welcher aber oft zu anderm Gebrauche verwendet worden ist. Gränzstreitigkeiten in Nordamerika, welche durch die vorhergehenden Tractaten nicht beseitiget worden waren, veranlaßten (1754) zwischen England und Frankreich einen neuen Krieg, der sich in der Folge auch auf das feste Land verbreitete, wo er unter dem Namen des siebenjährigen bekannt geworden ist. England, dessen Angelegenheiten von 1753 — 1761 der große Pitt (Lord Chatham) leitete, war in diesem Kriege überaus glücklich, entriß den Franzosen, deren Seemacht ungleich schwächer war, viele ihrer auswärtigen Besitzungen, und machte in Ostindien (unter Clive) große Eroberungen. König George II. war im Laufe dieses Krieges (1760) gestorben, und hatte seinen Enkel George III. zum Nachfolger. Unter ihm wurde der Krieg, zu welchem seit 1762 auch noch ein Krieg mit Spanien gekommen war, durch den Frieden zu Paris (im Februar 1763) geendiget; England erhielt einen großen Theil der in beiden Indien gemachten Eroberungen. Noch nie hatte England einen so glücklichen Krieg geführt, des-





Schotten und Picten gewaltsamer in den nördlichen Theil eindrangen, und die von Vortigern zu Hülfe gerufenen Sachsen unter Hengist und Horsa immer fester sich setzten, mußte in einer Reihe von 350 Jahren auch die sächsishe Sprache ihren Einfluß zeigen. Dänen drückten ihr hernach wieder ihr Gepräge auf, und endlich unter Wilhelm dem Eroberer die Normannen. So ist denn die englische Sprache ein Gemisch aus rein Englischem, Lateinischem, Angelsächsischem, Dänischem und Normannischem. — Jedes Volks ursprüngliches Leben enthält als solches die Elemente desselben, das Erkennen und Darstellen, oder wie man diese Doppelseiten des Lebens nennen will, noch in ungesonderter, kräftiger Einheit, und die geschichtliche Entwicklung, welche späterhin erfolgt, ist nur ein Auseinanderfallen dieser Einheit und ein Hervortreten einzelner, früherhin gebundener Momente. Man nennt diese Periode die mythische, und weil, dem Gesagten gemäß, Mythos, als Darstellung religiöser Idee, und Geschichte in dem gewöhnlichen Sinne noch ungetrennt sind, so hat man sie überall als die Zeit und das Gebiet der Fabel bezeichnet und als unfruchtbar für die Geschichte ausgeschlossen. Wie nun dies, wenn einmal Abstraction eingetreten ist, allerdings nicht gemißbilligt werden mag, so ist doch anderer Seits nicht zu läugnen, daß auch der ausgesonderte und für sich betrachtete Mythos Gegenstand der ergiebigsten Forschung werden, und eine Ausbeute der herrlichsten Ideen geben kann und wirklich gibt. Auch Albion hatte eine solche Periode, wodurch es seinen gemeinsamen Antheil an dem Menschheitserbe, der Religion, erwies und als Glied in die Reihe eintrat. Wir enthalten uns jedoch, hier von dieser Periode zu handeln, theils weil es diese nicht unmittelbar gilt, theils weil sie zu reich ist, als daß sie hier mehr denn obige Andeutung gestattete. Erinnern wir aber an König Artus, an die Tafelrunde, an den fernen Graal, an den theuren Mörclin, so eröffnet sich hier dem Kundigen ein reicher, sich weit verzweigender Kreis von Fabeln voll tiefen Sinnes und schöner Deutsamkeit. Eben so übergehen wir das in die Blüthe Schießen des Geistes in der Scholastik, welches an sich gewiß höchst merkwürdig ist, und doch nur in Beziehung auf den beschränkten Begriff von Bildung eines Volks, als lediglich durch seine Literatur Darstellbares und Dargestelltes, oder auch auf die gereifte Frucht dieses Strebens, — mithin, genauer angesehen, nur fälschlich Barbarei genannt werden kann — eine Bemerkung, die bei den Engländern vielleicht eher als anderswo sich ausbrengt, indem ihre Thätigkeit unmittelbar auf das bürgerliche Leben gerichtet ist und viele wackere Gelehrte, welche doch eben! Bewahrer und Inhaber der Bildung sind, gleichwohl nicht als Schriftsteller auftreten. So wird denn, nach obigen vorläufigen Einschränkungen und ihren Gründen, auch hier jene Zeit als Ausgangspunkt gewählt, wo der Kaufmann William Caxton, bei seiner Rückkehr von einer weiten Reise, die Buchdruckerkunst nach England brachte und in Westminster von 1474 an ungefähr übte. Was Wunder aber war es, daß er, im Geleise der Zeit fortschreitend, zuerst mythisch religiöse Werke bekannt machte, deren Gegenstand die im ganzen Norden allgemein verbreitete Sage von der Abkunft der Franken und Sachsen aus Troja war? — eine Sage, deren Sinn erst jetzt vielleicht seine Würdigung finden möchte! Und wenn er ferner Classiker übersetzt lieferte in einer Zeit, wo die classische Literatur in England noch unangebaut war, sollte das, auch mißlungene Unternehmen, nicht immer Dant verdienen? Ist es ja doch die anbrechende Morgendämmerung, die immer heller und heller unter den Anden heraufblühte. Denn von Classikern ging































sorglosen Gatten, den Schulknaben, die lustigen
 Liebhaber, Liebe in einem Räthsel etc. ferner Steele,
 Verfasser des zärtlichen Gatten oder die vollendeten
 Narren, des läugnerischen Liebhabers, der gewissen-
 haften Liebhaber, der Trauer nach der Modes, Karg-
 har durch Liebe und eine Flasche, das beständige Paar,
 der Werboffizier, Sir Warren Wildour, die Land-
 kutsche, die Swillingsnebenbuhler, Gegenlist. Mehr
 und mehr anständiger wurde das Lustspiel unter Anna, und Ge-
 man, der von 1768 — 1775 Mitunternehmer am Theater im Co-
 ventgarden, und 1777 Eigenthümer der Schaubühne auf dem Hay-
 market war, machte durch die Eiferthätige, das musikalische
 Mädchen, der Teufel ist in ihm, den englischen
 Kaufmann, den Selbstmörder etc. sich als starken tüchtigen
 Charakteristiker bekannt. Garrick arbeitete Shakspeare oft, wie
 es scheint, nach sehr eiteln, persönlichen und beschränkten Ansichten
 um, und schrieb auch selbst für das Theater. Tots Lustspiele sind
 meist sehr nachlässig in der Anlage und Ausführung, die Charaktere
 aber originell und launig individualisirt. Cumberland hat Welt-
 ton und Umgangssprache, ist aber flüchtig, herzlos. Murphree,
 Sheridan, die beiden Frauen Cowley und Schönbald über-
 gehen wir, als nicht besonders auszeichnungswerth. Gegen wir zu
 diesen angeführten dramatischen Dichtern noch einige im Trauerspiel,
 so ist die Geschichte der Bühne ziemlich ausgemessen. Wir nennen
 Nicol Rowe, gest. 1718, Verfasser der ehrgeizigen Stief-
 mutter, der schönen Bässenden, Camerlans, ulisses,
 Jane Shore, Lady Jane Gray. Er bewunderte Shakspeare
 und war gefühlvoll, rührend. Addison's Cato ist ein frohlich
 französisirendes Stück, das vom Römischen nichts hat. Thomsons
 Sophonisbe, Agamemnon, Eduard und Cleonora,
 Tancred und Sigismunda, Coriolanus sollen sehr correct
 und schön, aber mehr für Leser als Zuschauer seyn. Eben so wenig
 ausgezeichnet sind Youngs Busiris, die Rache, die Brut-
 der; Pillo's Stücke wie der londoner Kaufmann, der
 christliche Held, Elmerick und andere stellen häusliche und
 bürgerliche Lebensscenen in gekünstelter klumiger Sprache dar. An
 Moore, dem Verfasser des Spielers, rühmt man Charakteri-
 stik und Situationen, an Brooke's Stücken leidenschaftliche, oft
 declamatorische Sprache, an Claron Hill Regelmäßigkeit und
 Correctheit, jedoch ohne leidenschaftliche Stärke. Horne, Glover,
 Mallet, Robinsons haben nicht viel Einfluß gewinnen können.
 Glover schrieb Medea mit griechischen Chören in den Zwischen-
 acten. In den neuesten Zeiten ist auch in England die Kunst im
 Verfall gerathen. Im Dramatischen ist es kein gutes Zeichen, daß sie
 von uns mehrere Stücke mit dem wüthendsten Beifall aufgenommen,
 die selbst unter uns nur der Menge eine Zeit lang Vergnügen ge-
 währten, jetzt aber auch schon den verdienten Ekel erregen. Wie es
 aber in diesem Fache ergangen, erging es wohl überhaupt in Kunst
 und Wissenschaft unter den Engländern. Sieht man mindestens, wie
 Byrons Corsar und Giaour, diese Behikel topographischer und
 geographischer Kunde, die nur einen düstern Ton und stärkere Cha-
 rakteristik haben, oder das Hochseitsst von Tieckmann,
 dieses ganz rohe und nur in weichern, lässigern Versen hinschlendernde
 Product oft und vielfach aufgelegt werden, mithin doch ein ge-

des Publicum finden: so läßt sich daraus kein günstiges Urtheil für die Bildung und den Geschmack der Zeit fassen. Die herrschende Richtung auf das äußere, bürgerliche Leben und seine Verhältnisse, besonders Handel etc. ist freilich ganz folgerichtig dieselbe geblieben, wenn auch die Eile der letzten Jahre hier manches gehindert haben. Doch steht zu wünschen, daß der nun wieder eröffnete Verkehr zwischen Deutschland und England auch ein Austausch geistiger Trefflichkeit werden möge. An Charaktereigenthümlichkeit, Bürgertugend in vielfachen Richtungen können uns die Engländer wohl ein vorleuchtendes Beispiel werden, wir ihnen an bescheidenem Forschungseifer und überhaupt an Sinn für Universalität der Bildung, wodurch in ihnen eine gewisse spröde und stolze Einseitigkeit, wenn nicht vertilgt, doch gemildert werden möchte. Wa.

Englische Sprache. Die eigentlich in Britannien heimische Sprache der Galen oder Celten (s. Galen und Ossian) wurde durch die Schicksale des Landes so sehr verdrängt, daß wir in der jetzigen gangbaren nur wenig Spuren von ihr entdecken. Die Geschichte der jetzigen englischen Sprache beginnt mit den Angelsachsen, welche um das Jahr 450 in Britannien einzuwandern anfangen, und hat seitdem vier Perioden durchlaufen: 1. die angelsächsische Periode, von 450 bis 780, welche mit der Periode der deutschen Sprache von der Völkerwanderung bis auf Carl den Großen übereinkommt. Als aber 570 Augustin von Rom kam, brachte er mit der christlichen Religion auch den Keim zu Wissenschaften und Kunst und das römische Alphabet mit, wie es sich bereits zur kleinen Curschrift gebildet hatte. Nach Barton hatte sich indeß aus dieser Periode nur ein einziges Sprachdenkmal erhalten, ein kleines metrisches Stück von Caedmon in Alfreds Uebersetzung der Kirchengeschichte des Beda. Mit den Einfällen der Dänen um 780 begann 2. die dänisch-sächsische Periode. Das Dänische floß mit dem Angelsächsischen um so leichter zusammen, da beide Sprachen nahe verwandt waren. Was man gewöhnlich angelsächsisch nennt, ist eigentlich dänisch-sächsisch, wovon noch mehrere schriftliche Denkmale vorhanden sind, die Schriften des Königs Alfred, zwei handschriftliche Uebersetzungen der vier Evangelisten und des unechten Caedmon poetische Umschreibung der Genesis. 1066 hörte diese Periode auf, und mit Einwanderung der Normannen begann 3. die normannisch-sächsische Periode. Die normannisch-sächsische Periode, sagt Barton (History of the Engl. Poetry I, 2.) war eine äußerst barbarische, unregelmäßige und unbiegsame Sprache. Ihr Grund war das Sächsisch-Dänische, welches jetzt mit Französischem vermischt ward. Die sächsische Sprache hatte gleichförmige Analogien, war von Dichtern und Theologen ausgebildet worden, sie erhielt, auch mit dem Dänischen vermischt, doch viel Klarheit, Einfachheit und Harmonie; allein das von dem Eroberer und seinem Hofe geführte Französische war ein Gemisch von Deutsch, Galisch und verdorbenem Latein. Mit dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts begann 4. die französisch-sächsische Periode. Die Sprache der vorigen Periode mit dem Normannischen vermischte dänisch-sächsische Sprache vereinigte sich jetzt mit der neuern französischen, doch deren Vorgang allmählig auch mit der lateinischen, und bildete sich durch Hülfe beider, zu der 5. heutigen englischen aus. Bedeutliche Fortschritte zu dieser Ausbildung that sie vornehmlich in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, wo sie, für den

in Kleinen auf Elfenbein machen, welches damals im höchsten Werthe stand. Tafeln von Elfenbein wurden also mit schwarzem, oder rothem Wachs überzogen, und die Zeichnungen mit dem Griffel darin geraben, wobei man die Absicht hatte, die reine und glatte Weisse des Elfenbeins für die Linienzüge zu benutzen, damit dieselben sich schöner ausdrücken mochten. Es war also nichts mehr und nichts weniger, als dieselbe entkaustische Arbeit, statt auf Holz oder Mauer im Großen, auf Elfenbein im Kleinen. Die dritte Art ist Auftragung der Wachsfarben mit einem Pinsel. Ueber das Wie ist auch hier Verschiedenheit der Meinungen, indem nach Einigen die Auflösung des Wachses durch Feuer, nach Andern durch Wasser geschah. Allen wohl entgegen, scheint die richtigste Vorstellung die, daß das Wachs auf aufgelöst, die Farben damit vermischt, mit dem Pinsel aufgetragen, und dann das Gemälde mittelst behutsamer Annäherung des Feuers vollendet wurde, wodurch diese Art der Malerei erst ihre eingebrannten oder Entkaustik wurde. Hierzu bediente sie sich eines heißen Eisens, wahrscheinlich in Gestalt einer Platte mit einer Holzernen Handhabe. Als die Malerei durch die Erfindung des Pinsels bedeutende Fortschritte gemacht hatte, entstand auch noch eine neue Methode der Entkaustik, die man der Malerei mit dem Pinsel mehr annähern suchte. Vorher war die eingebrannte Wachsmalerei Zeichnung auf gefärbtem Grunde gewesen, jetzt wurde sie Malerei mit eingebrannten Wachsfarben. Hatte der Künstler den Nachgrund aufgetragen und den Umriss mit dem Griffel darin gemacht, so ging er an die Farbengebung. Von Wachs mit Erdfarbe durchdrungen schneidet er mit dem heißen Griffel so viel ab, als nöthig ist, einen bestimmten Raum zu bedecken und dehnt es auf dem Grunde aus, setzt eine zweite, dritte Farbe u. s. w. neben die erste, so daß er Rothfarbe, Gelbfarbe und Schattensfarbe neben einander aufsetzt, und diese nahher vertreibt, indem er die angrenzenden Farben mit dem heißen Griffel in einander schmelzt. Nachdem die ganze Kunst der Wachsmalerei seit dem 12ten Jahrhundert verloren gewesen, wurde das Andenken derselben in der Mitte des vorigen Jahrhunderts erneuert, und der Graf Caylus (1752) war es, der sie zuerst wieder in Anregung brachte. Es fehlte nicht an manchen Freunden, die ihr zugewendet wurden, und diese rühmten, daß Wachsgemälde bei weitem die dauerhaftesten, und reineren Farben, so wie eines frischeren Colorits fähig seyen als Oelgemälde. Auch Wien und Berlin haben neuerlich Versuche der Art gemacht. Was sich hierüber sagen läßt, ist in Göth's Winkelmann und sein Jahrhundert von dem wackeren Meyer S. 563 fg. gesagt. Ob unter den mancherlei erfundenen Methoden der neueren Wachsmalerei eine sey, welche die altgriechische wiedergebe, mag wohl bezweifelt werden. Uebrigens muß Referent noch sagen, daß er einige Wachsgemälde gesehen hat, die wirklich das Aussehen eines Oelgemäldes und auch die Fäsur eines solchen hatten.

Enneper Straße (die sogenannte) erstreckt sich in einer Länge von zwei Meilen, von Hagen bis Geyersberg im Märkischen im Großherzogthum Berg, und hat ihren Namen von dem Flusse Ennepe erhalten. In seiner ganzen Länge ist dieser Fluß so mit Wasserwerken besetzt, daß neue Werke anzulegen nicht mehr möglich ist. Es befinden sich zur Bearbeitung des Eisens hier alle Arten von Hämmern, als Walz- und Stabhämmer, Rastm- oder Reithämmer, Senk- und Hammer, Breithämmer und eine große Anzahl von Schleif- und

übereinstimmen, lassen keinen Zweifel übrig, daß, was auch immer man gesagt oder geschrieben worden seyn, der Chevalier d'Eon durchaus und einzig dem männlichen Geschlechte angehörte. Welche politische Gründe einen Mann, einen Militär und Ritter des St. Ludwigs-Ordens haben bewegen können, Frauenkleider anzulegen, diese Frage ist freilich mit dem Befragten nicht beantwortet, und wir stehen, daß wir sie nicht zu beantworten wissen. Die sämmtlichen Werke des Chevalier d'Eon sind 1775 in 13 Octavbänden unter dem Titel: *Loisirs du chevalier d'Eon* erschienen. Außerdem ist ein Catalog seiner kostbaren Bibliothek vorhanden, welche er im Jahr 1791 aus Noth verkaufen mußte. Vor demselben findet man interessante Nachrichten von dem Besitzer. Außerdem gibt es von de la Fortelle eine Lebensbeschreibung des Chevaliers d'Eon unter dem Titel: *La vie militaire, politique et privée de Demoiselle Charles-Geneviève-Louise-Auguste-Andrée-Timothée Eon ou d'Eon de Beaumont, écuyer, chevalier... ci-devant docteur en droit... avocat... censeur royal pour l'histoire et les belles-lettres, envoyé en Russie... etc. etc. et comme jusqu'en 1777 sous le nom de chevalier d'Eon.*

Eos, die Göttin der Morgenröthe, s. Aurora.

Epacten heißen 1. die eingeschalteten oder Ueberschusstage (zu der Zahl), welche das Sonnenjahr mehr als das Mondenjahr hat; 2. in der Zeitrechnung die Zahlen, welche anzeigen, um wie viel Tage der letzte Neumond vor dem Anfange des Neujahres vorhergegangen ist. Fällt z. B. der letzte Neumond vor dem Neujahrstage, den 16ten December, wie im Jahr 1800, so ist die Epacte XV. Fällt der Neumond auf den ersten Januar selbst, so ist die Epacte für daselbe Jahr Null, und wird in den Calendern durch ein Sternchen angezeigt. Man führte sie ein, um Ostern desto leichter zu berechnen, sie wurden aber 1700 durch die Calenderverbesserung der evangelischen Stände verworfen, und zur Bestimmung des Ostervollmondes unmittelbar die astronomische Rechnung nach den rudolphinischen Tafeln vorgeschrieben; daher die beweglichen Feste des verbesserten Calenders in manchen Jahren vom gregorianischen Kalender abweichen. Die Berechnung des Osterfestes durch die Epacten ist fast bis zum Spielwerk erleichtert, und die jetzt beträchtlich vom Himmel abweichenden rudolphinischen Tafeln geben bei weit größerer Arbeit auch keine sonderliche Genauigkeit.

Epaminondas, der berühmte thebanische Feldherr, der sein Vaterland auf kurze Zeit zum Gipfel der Macht und des Glücks erhob. Von armen Aeltern geboren, lebte er bis zu seinem vierzigsten Jahre in Verborgenheit. Hier genoß er den Unterricht des Pythagoras, der ihn zu den hohen Ideen begeisterte, welche sein Leben nachher verschönerten. Dessenübrig trat er zuerst in Sparta auf, wohin die Thebaner ihn nebst Andern auf Einladung der Lacedämonier geschickt hatten, um den bereits zwischen beiden Staaten ausgebrochenen Krieg durch Verhandlungen zu enden. Hier zeigte er eben so viel Beharrlichkeit und Würde als Rebnertalent, und verweigerte standhaft die Freigebung der von Theben besetzten Städte Boottens. Der Krieg ward demnach fortgesetzt, und Epaminondas bekam den Oberbefehl über die Thebaner. An der Spitze von 6000 Mann sollte er ein doppelt so starkes, in Boottien eingebrungenes feindliches Heer schlagen. Man verkündigte ihm einen ungünstigen Erfolg; aber es ließ sich dadurch nicht abhalten, bei Leuktra eine Schlacht zu wagen. Er selbst machte den Hauptangriff auf den feind-

Epidemie oder epidemische Krankheit (von *epi* und *demia*, unter dem Volke) bedeutet irgend einen Krankheitszustand, welcher in einem Orte, oder in einem ganzen Striche Landes eine Zeitlang herrschend ist (Landseuche), von äußern vorübergehenden Einflüssen herrührt, und, nachdem er eine Zeitlang geherrscht hat, wieder verschwindet. Eine Epidemie entsteht allezeit von vorübergehenden äußern Einflüssen, welche auf das ganze Volk wirken, und in dem Körper der Menschen allmählig solche Veränderungen hervorbringen, wodurch endlich die bestimmte Krankheit entsteht. Diese Einflüsse sind vorzüglich die atmosphärische Luft und die Witterung, Nahrungsmittel und solche Begebenheiten, welche auf das Gemüth vieler Menschen oder selbst der ganzen Volksmasse niederschlagend wirken. Hierher sind also zu rechnen: schnelle Veränderung der Temperatur der Luft, also plötzlicher Uebergang von lang dauernder Wärme zur Kälte, oder von Kälte zur Wärme; Abweichungen in der Mischung der Bestandtheile der atmosphärischen Luft, deren Verhältniß unter einander uns freilich schwer zu ersuchen ist, ferner Beimischungen und Auflösungen in der Luft von fremdbartigen Stoffen, z. B. mancherlei Ausdünstungen, unbekannter Stoffe, welche bestimmte Veränderungen im menschlichen Körper hervorbringen können. So scheinen manche Epidemien von einem eigenen durch bestimmte Winde herbeigeführten Stoffe in der Luft zu entstehen, wie z. B. die in der Richtung von Ost nach West wandernde sogenannte Influenza, u. a. m. Mangel an Nahrungs- u. s. w. können auch Epidemien erzeugen. Schlechte Getraide- und Dörrjähre nöthigen die Menschen, zu andern Nahrungsmitteln, zu Surrogaten, z. B. zu Baumrinden statt des Kornes, wie in Schweden, Norwegen u. s. w., ihre Zuflucht zu nehmen, wodurch Krankheiten erzeugt werden; dem Mutterkorn unter dem Roagen schreibt man die Entstehung der Kriebelkrankheit zu; schlechte Gerste, viele Weimischung des Obberichs oder Tollkorns (*Lolium temulentum*) macht das daraus bereitete Bier für die Gesundheit schädlich, und erregt bei allen, die es genießen, krankhafte Zufälle. In Ansehung des Ueberflusses können traurige Begebenheiten, z. B. Krieg, Belagerungen, Erdbeben u. s. w. durch die das Nervensystem angreifenden Wirkungen die Entstehung von epidemischen Krankheiten sehr begünstigen, oder dieselben wenigstens bösartiger machen. Was den Verlauf einer Epidemie betrifft, so fängt sie zuweilen mit einzelnen Kranken an, zuweilen aber befällt sie auch plötzlich viele Menschen auf einmal, was gewöhnlich dann geschieht, wenn eine Art von Witterung oder Wind plötzlich in die entgegengesetzte übergeht. Wenn z. B. nach lange herrschendem West- oder Südwestwind mit warmer Witterung plötzlich Nordostwind eintritt; so hört man sogleich die Menschen über Husten, Schnupfen, Rheumatismen u. dgl. klagen. Im Anfange ist eine Epidemie gemeiniglich gelinde, allein je länger sie dauert, je mehr sie sich ausbreitet, desto gefährlicher wird sie, gegen das Ende wird sie meistens wieder gutartiger. Ihre Beendigung ereignet sich oft so allmählig, als sie anfang, doch zuweilen auch plötzlich. Manche Menschen werden gar nicht von der herrschenden Epidemie befallen, sie mag noch so lange dauern. Wahrscheinlich liegt die Ursache davon in der denselben eigenthümlichen körperlichen Constitution, die den herrschenden Einflüssen entgegengesetzt ist, und sie fähig macht, ihnen länger als Andere zu widerstehen. So findet man auch oft, daß Men-

war, stieß er den König Amphikthon vom Throne, und setzte sich darauf. Der Minerva ließ er eine Bildsäule, oder nach Andern einen Tempel auf der Burg errichten, und ordnete zu ihrer Ehre das Fest der Panathenden an. Die Mythe von diesem Erichthonius wird verschieden erzählt. Nach Einigen verliebte sich Vulkan gleich nach der Geburt der Minerva so sehr in sie, daß er den Jupiter bat, sie ihm zur Gattin zu geben. Da Minerva aber ihr Jawort nicht geben wollte, so suchte Vulkan sie mit Gewalt zu zwingen. Nach Andern verlangte er diesen Liebesdienst für die Bemühungen bei ihrer Geburt, da er mit einer Art Jupiters Stirn hatte spalten müssen, damit sie heraus konnte. Wieder Andere sagen: Minerva sey wirklich dem Vulkan beigelegt worden, ehe er es sich aber versehen habe, aus seinem Bette verschwunden. Erichthonius verheirathete sich nachher mit der Pasithea und zeugte mit ihr den Pandion. Man schrieb ihm selbst Drachensfüße zu, und weil ihn diese am Gehen hinderten, so erfand er den vierrädrigen bedeckten Wagen, um darin zugleich seine Füße zu verbergen. Dafür setzte ihn Jupiter unter die Sterne, wo er als Fuhrmann noch zu sehen ist.

Eridanus, ein mythologischer Fluß, dessen bei der Rückkehr der Argonauten erwähnt wird. Als Phaëton von Jupiters Blitzen erschlagen wurde, stürzte er hinein, und seine drei Schwestern, die Heliaden, beweinten ihn hier so lange, bis sie in Pappelbäume verwandelt wurden. Auch als solche weinten sie noch, und diese Tränen verwandelten sich in dem Wasser des Flusses zu dem durchsichtigen Bernstein. Dem gemäß wurde man den Eridanus ursprünglich im Norden der Erde zu suchen haben, wohin man auch die Fabel vom Falle des Phaëton versetzte. Später verstand man unter dem Eridanus den Po in Italien.

Erinyen, die Furien, die mit Schlangenhaaren umgeben, mit Vipern gegürtet und mit brennenden Fackeln und Geißeln bewaffnet, aus dem Tartarus emporsteigen, die Verbrecher mit schrecklichen Qualen zu martern. Sie heißen *Megæra*, *Mektis* und *Lisypnone*. Ihre Vorsteherin ist

Eriphyle, die Tochter des Talauß, des Sohnes des Bias und der Eysimache, heirathete den Amphiarauß, und als dieser sich mit ihrem Bruder Abraß um die Herrschaft stritt, gab sie als Schiedsrichterin dem Letztern zum Nachtheile ihres Gemahls Recht. Durch den Polynices, der ihr ein Geschenk mit einem Halsbande machte, welches Venus der Harmonia zu ihrer Hochzeit mit dem Cadmus gegeben hatte, ließ sich Eriphyle bewegen, ihren Gemahl zur Theilnahme an dem Kriege gegen Theben zu bereden, und den verbündeten Fürsten seinen verborgenen Aufenthalt zu verrathen, obgleich er als Wahrsager wohl wußte, daß er vor Theben seinen Tod finden würde. Amphiarauß, benachrichtigt von ihrer Verrätherie, trug seinem Sohn Alcmaon auf, die Mutter seinen Muren zu opfern, sobald Letzterer die Nachricht seines Todes erhalten würde. Das that Alcmaon um so williger, da das Orakel diese Rache billigte, und Eriphyle schon bei dem Zuge gegen die Epigonen sich durch Geschenke hatte bestechen lassen. Dennoch verfolgten die Furien den Alcmaon wegen dieses Mordes, aber Eriphyle wurde vom Aesculap wieder ins Leben zurückgerufen. Jenes Halsband war vom Vulkan verfertigt, welcher, aus Rache gegen die Harmonia, weil sie Venus mit dem Mars erzeugt hatte, gewisse Zauberdinge in seine Arbeit einmischte, die jeden, der das Halsband trug, unglücklich machten.

fast 2 bis 300 Studenten zählte. Die Einwohner, welche theils evangelisch, theils reformirt sind, nähren sich von Manufacturen, Brauerei und Ackerbau. Sehr bedeutend waren sonst die hiesigen Kattun- und Hutfabriken; aber sowohl diese als die noch vor kurzem sehr blühenden Hansschuhfabriken haben in den neuesten Zeiten überaus gelitten. Die hier fabricirten Pressspäne sind von vorzüglicher Güte; auch bereitet man hier das sogenannte *erlanger Blau*, eine dem berliner Blau ähnliche Farbe. Von ihrem Erbauer, dem Markgrafen Christian Ernst, heißt die Stadt auch *Christian-Erlangen*.

Erlaubt, oder sittlich möglich ist alles, was nicht durch sittliche Gesetze verboten ist. Im weiteren Sinne bezieht sich das Wort *erlaubt* auch auf gewisse materiale Bedingungen, z. B. Erlaubniß durch Privilegien u. s. w. In manchen Fällen können die Gesetze gewisse Handlungen dem Menschen frei lassen, sie weder gebieten noch verbieten; dies ist der Fall bei solchen Dingen, die nicht nothwendig zur wesentlichen Vollkommenheit des Menschen gehören. Indes kann eine an sich erlaubte Handlung in einzelnen Fällen und bei einzelnen Personen nach Verhältnis der individuellen Umstände unerlaubt werden, wenn sie mit einem solchen Gemüthszustande geschieht, welcher dem Gehorsam gegen das Sittengesetz widersteht. S. B. wenn man davon zweifelt, ob etwas erlaubt sey und es doch thut, oder wenn die Pflicht darüber versäumt wird. Uebrigens dürfen erlaubte Handlungen nicht mit Tugenden verwechselt werden; sie sind in ihren Folgen weder eine Belohnung noch Bestrafung fähig. Denn ob es gleich scheinen möchte, als wäre das Bewußtseyn, erlaubte Handlungen auf eine dem Sittengesetz angemessene Weise gethan zu haben, eine angenehme Folge, d. i. Belohnung, so rührt dies doch nicht von der Materie, sondern von der Form derselben her; diese aber ist jedesmal geboten.

Ernährung, die Aufnahme der Nahrungstoffe von außen und Verwandlung derselben in organische Masse, welche zum Wachsthum und zum Wiederaufbau der verlorenen Theile des organischen Körpers tauglich ist. Dieser Lebensact muß demnach allen organischen Wesen eigen seyn, da sie ihrer Natur nach sich selbst zu erhalten bestimmt sind; am deutlichsten ist er am lebenden thierischen Körper, welcher auf einer höhern Stufe der Organisation steht, wahrzunehmen. Bei diesem lassen sich deutlich drei Acte des Ernährungsprozesses unterscheiden. Der erste ist die Verdauung. Diese fängt schon im Munde an, indem die Nahrungsmittel mechanisch zerkleinert, verkleinert und mit Speichel vermischt den ersten Grad von Auflösung annehmen. Im Magen werden die durch eigenthümliche Vitalkraft desselben und den speichelähnlichen Magensaft die Nahrungstoffe in ihre feinsten Theile zertheilt und in eine breiartige Masse, welche Chymus genannt wird, aufgelöst. Indem nun durch die Verdauungskraft die eigene Natur der Nahrungsmittel überwunden ist, wird der Chymus aus dem Magen zunächst in den Zwölffinger-Darm ausgeleert, in demselben vermittelt der hinzuströmenden Galle und der pankreatischen Flüssigkeit eine Abscheidung der feinsten eigentlich nährenden Stoffe von den gröbern und unbrauchbaren Theilen bewirkt, welche letztere alsdann durch die Gedärme hindurch aus dem Körper ausgeworfen werden. Der feine Nahrungsaft, der in Gestalt einer wässrigen Flüssigkeit (Milchsaft, Chylus) sich von den gröbern Theilen abgesondert, wird durch den ganzen Zug der Gedärme hino

altde. Bibliothek. 3 Bände. 1773—79. 8. Opuscula oratoria, orationes, promissiones et elogia. Lugd. B. Edit. 2. 1767. 8. Opuscula philologiae criticae, ib. Edit. 2. 1776. 8. Christliche Predigten. 4 Theile. Leipzig 1768—82. 8. Archaeologia liter. Edit. 2. op. et stud. G. H. Martini 1790. Opuscula theologica. Edit. 2. 1792. 8. Opusculorum orat. novum volumen ibid. 1791. 8. (Deutsch von G. F. Mothe. Ebendasselbst 1791. Opuscula varii argumenti (ed. Th. F. Stange) ibid. 1794. 8. Fabricii Bibliotheca latina nunc melius dilecta, rectius digesta et aucta. Vol. I. et II. 1775. Vol. III. 1774. 8. etc. — August Wilhelm Ernesti, Rector des vorigen, geboren in Thüringen den 26sten November 1733. starb zu Leipzig den 20sten Juli 1801. Er war Professor der Philosophie und Redekunst, gleichfalls ein ausgezeichnetes Philolog, dem wir eine Ausgabe des Ennius unter dem Titel: Viti Livii Patavini historiarum libri qui supersunt omnes ex rec. Drakenborchii n. ind. rerum locupletissimo etc. Lips. 1801—1804, in 8. 3te Ausgabe, ferner Quinti Fabii Quintiliani de institutione oratoria liber decimus. Lips. in 8. 1775, Ammiani Marcellini opera ex recensione Valerio-Gronoviani. Lips. in 8. 1778. und Pomp. Melae de situ Orbis libri 5 ex recens. Gronoviana in usum Scholarum Lips. 1775. 8. verdanken. — Ernesti (Sünter Gottlieb), Hofprediger in Hilburghausen, geboren zu Coburg (25sten Juli 1759), studirte zu Jena, wurde 1786 Collaborator des geistlichen Ministeriums zu Hilburghausen, 1789 Hofdiaconus daselbst, bald darauf Hof- und Stadtdiaconus, 1794 Hofprediger, starb den 28sten Juni 1797. Mündlich und schriftlich verbreitete er mit Einsicht und Wärme religiöse Wahrheiten, und man schätzte mit Recht seine Predigten über verschiedene Texte. Hilbb. 1792, 8., und Predigten über die Sonn- und Festtagsevangelien des ganzen Jahres. Ebendaf. 1798. 8. Die letztern sind von J. G. Rosenmüller mit einer das Leben des Verf. enthaltenden Vorrede begleitet. Auch einen guten Katechismus hat man von ihm.

Ernst I. (genannt der Fromme, Herzog zu Sachsen-Gotha und Altenburg), Sohn des Herzogs Johannes von Weimar und dessen Gemahlin Dorothea Maria, gebornen Prinzessin von Anhalt-Cöthen, ward geboren den 25sten December 1601 auf dem Schlosse zu Altenburg, als der neunte unter seinen zehn Brüdern, deren Jüngster Bernhard der Große von Weimar war. Das Regenten- und Privatleben dieses Fürsten war eben so interessant als musterhaft, und in der Geschichte des sächsisch-ernestiniischen Hauses behauptet er nicht nur als Stifter der neuen gothaischen Linie, sondern vorzüglich auch wegen der neuen und vortrefflichen Organisation, die er seinen Staaten gab, den ersten Rang, während sein Name auch in den Annalen des dreißigjährigen Krieges ruhmvoll genannt wird. Auf diesem heutigen Schauplatze trat er zum ersten Male öffentlich auf als Oberster eines schwedischen Cavallerieregiments, und neben den Thaten einer wahren Tapferkeit erzählt man von ihm Züge der reinsten Menschlichkeit. Er zeigte den schwedischen Hauptarmee den Weg durch den Lech, indem er zuerst mit seinem Regiment durch den Fluß setzte; er trug viel zur Eroberung der Städte Füßen und München bei und focht mit Muth und Umsicht in den Schlachten von Rurnberg und Böhmen, in welchen letztern er, nach dem Falle Gustav Adolphe, den Sieg gegen den mit einem neuen Corps eben anrückenden Papenheim allein errang. Er verließ auf einige Zeit die Bahn der Kämpfe, als am 21sten Juli 1633 sein Bruder Bernhard, der das Ober-

Herzogthümliche Sorgfalt für die Erziehung seiner Kinder, die Stunden lang mit Psalmen, Sprüchen und Gebeten ihr Gedächtniß füllen mußten, sind eben so merkwürdige Erscheinungen in seinem Leben, als sie ihn selbst am besten charakterisiren und den Beinamen des Frommen hinlänglich rechtfertigen, den er auch in seinem täglichen Wandel verdiente. Drei Jahre vor seinem Tode (1672) kam er durch das Ableben des Herzogs Friedrich Wilhelm III. zu Altenburg zum Besitze sämmtlicher altenburgischen Lande, von denen er einen Theil an Weimar überließ, als die Ansprüche dieses Hauses die Ruhe eines Alters zu unterbrechen drohten. Er starb am 26sten März 1675 im 73sten Jahre an einem Schlagflusse und ward zu Gotha in der Margarethenkirche beigesetzt. Ein großes Verdienst hat sich der Ober-Consistorialrath Selbte zu Gotha erworben durch die Herausgabe einer historischen, actenmäßigen Darstellung des Lebens dieses großen Fürsten, welche 1810 bei Perthes zu Gotha in drei Bänden erschienen ist, und welche ausführlich alles das enthält und erzählt, was uns hierin nur anzudeuten gestattet war. Man kann dies Werk in jeder Hinsicht, besonders wegen seiner diplomatischen Wichtigkeit, nicht genug empfehlen. I.

Ernst II. (Ludwig, Herzog zu Sachsen-Gotha und Altenburg), der zweite Sohn Herzogs Friedrich III. und der geistreichen Louise Dorothee, Prinzessin von Meiningen, ein ur-ur-Enkel Ernst des Frommen, des Stifters der neugothaischen Linie ernestinischen Hauses, ward geboren den 30sten Januar 1745 und endete sein schönes Regentenleben am 20sten April 1804. Er folgte seinem Vater am 10ten März 1772 in der Regierung, nachdem er durch den Tod seines ältern Bruders zur Nachfolge gelangt war, und beglückte seine Staaten 35 Jahre lang durch Weisheit, Gerechtigkeit und Huld. Gotha und Altenburg befanden sich bei seinem Regierungsantritte durch den siebenjährigen Krieg und die darauf folgende Theurung eben nicht in den glücklichsten Umständen. Aber bald brachte er in das zerrüttete Finanzwesen wieder Ordnung; doch nicht durch neue Auflagen, nicht durch Reduction alter Diener oder Schmälerung der Besoldungen, sondern durch weise Oekonomie. Dies war sein erstes Werk. Eine hohe Achtung für die Justizpflege war ihm eine der heiligsten Regentenpflichten. Wenn und willig ließ er sein Ohr jeder Klage zu jeder Stunde; kein Mann nach der Uhr kann in seinem Geschäftsleben ordentlicher verfahren, als dieser großherzige Fürst that, denn eine Minute der Zeit, die den Geschäften gewidmet war, ihr entziehen, hielt er für einen Raub, den er an seinen Unterthanen und seinen Dienern zu begehen scheute. Eine große Ehrfurcht erfüllte Ernst den Gerechten für die Gesetze und ihre Aussprüche, doch eine überwiegende Milde waltete in ihm. Wachte er sich zwar nie an, das Gesetz und eine Kraft willkürlich zu lähmen, so übte er doch oft, sehr oft, das königliche Souverainetätsrecht, die zuerkannten Strafen zu mildern. Seine Pflichten gegen Kaiser und Reich erfüllte er stets mit strenger Rebligkeit. Dafür schätzte ihn aber auch der Kaiser als den zuverlässigsten der Fürsten, und in Regensburg, wo er durch seine Gesandten die Rechte seiner Mitstände, so wie seine eignen gegen alle ungerathlichen Zumuthungen stets verwahren ließ, ward er mit wahrer Verehrung betrachtet. Auch er trat zu dem Defensivbunde deutscher Fürsten, den Friedrich der Große zum Schutze gegen die gefürchtete Interwerfung bilden wollte. Doch setzte er sich mit Festigkeit gegen alle Verbündungen in seinen Landen, wie er denn selbst das Verlangen

des Königs von England, seines nächsten Anverwandten, ihm gegen ungeheure Subsidien Truppen nach Amerika zu geben, mit eben so vieler Bescheidenheit als Bestimmtheit von sich abmies. Als der Reichskrieg gegen Frankreich beschlossen war, konnte er seine Verbindlichkeit, als Reichsfürst ein Contigent zu stellen, sich freilich nicht entziehen. Aber der Gedanke schon, auch nur Einen seiner Unterthanen auf eine solche Weise zu verlieren, war ihm zu schmerzhaft und empörend; unaufhörlich sann er auf Mittel, seine eigenen Wünsche mit der Pflicht schicklich zu vereinigen, und er fand sie. Er brachte es nämlich dahin, daß ihm gegen bedeutende Summen die wirkliche Stellung der Truppen mehrere Jahre nach einander erlassen wurde. Als Fürst und als Privatmann ward nie eine gewissenhafterer Mensch gefunden! Mit der Verwaltung der innern Landesangelegenheiten beschäftigte er sich anhaltend. Jedes Jahr seiner Regierung kann eine außerordentliche, dauernde Wohlfahrt dieses Fürsten nachweisen. Unter die vorzüglichsten Denkmale, die seine Regententhätigkeit hinterlassen hat, nennen wir seine seltene Fürsorge für das Armenwesen in seinem ganzen Umfange, die Errichtung einer auf die sicherste Berechnung gegründeten Pensionsanstalt für die Witwen und Kinder seiner Diener, die Stiftung neuer Schulen und Verbesserung der alten, die Herstellung mancher Chaussees in beiden Fürstenthümern u. s. w. Ernst II. behauptete auch einen erhabenen Platz als wissenschaftlich gebildeter Mensch. Außer den Kenntnissen, welche in der Regel die Erziehung eines Fürsten gewährt, hatte sein eigener Hang zu den Wissenschaften aus ihm einen Gelehrten im wahren Sinne des Wortes gemacht. Vorzüglich war es, außer der Sprachkunde, die Mathematik, auf die er einen großen Werth legte, und der er selbst auf das eifrigste sich ergab. Seine unbekanntesten bedeutenden Verdienste um die Astronomie flossen aus seinem tiefen mathematischen Studium. Er selbst war astronomischer Schriftsteller, beförderte die Erscheinung manches Werks über diese Wissenschaft, und unternahm eine Gradmessung des Meridians, die erste in Deutschland. Manche mathematischen Arbeiten füllten seine Stunden der Muße aus, unter denen wir nur die Berechnung des Rösselsprungs im Schache, worüber er viele Tabellen stehen ließ, gedenken. Die Gründung und Dotirung der aus seinem Privatvermögen erbauten Sternwarte zu Seeberg gab der Sternkunde eines der wichtigsten Institute, und sichert dem Stifter einen unvergänglichen Ruhm in den Jahrbüchern der Wissenschaft. Doch nicht aus Eitelkeit oder aus Mode war er Beschützer aller Wissenschaften und Künste, sondern ein wahrer Freund und Gefährte gelehrter Männer von ausgezeichnetem Werth. Wie seinen Pflichten, so war er auch treu der Freundschaft, und wo er ja einen Mißgriff gethan hatte, da zog er leise und ohne Abndung sich zurück. So war Ernst II., dem den Namen des Mildderchten nicht die Stimme der Schmeichelei, sondern der Ruf aus dem Herzen seiner dankbaren Unterthanen gab. I.

Ernst, Churfürst von Sachsen. Dieser in seiner Jugend nebst seinem Bruder Albrecht von Kunz von Kaufungen geraubte Prinz, war der Stifter der ernestinischen Linie. Er wurde seinem Vater, Friedrich dem Sanftmüthigen, von der Erbherzogin Margaretha von Oesterreich im Jahre 1441 geboren, und starb 1486, nachdem er seine Regierung durch manche nützliche und wohlthätige Einrichtung bezeichnet hatte. Ausführlicher wird von ihm unter dem Artikel *Sachsen* die Rede seyn, worauf wir verweisen.

Eroberung, Eroberungsrecht. Eroberung ist die in Folge siegreicher Fortschritte bewirkte Besizergreifung eines feindlichen Landes oder feindlicher Sachen im Zustande des Kriegs. In wie fern nun unter civilisirten Völkern der Krieg nur die Entscheidung eines streitigen Rechts zum Zweck hat, in so fern gibt auch die Eroberung nicht unmittelbar dem Eroberer ein Eigenthumsrecht, sondern nur ein Recht, sie zu seiner eigenen Sicherheit, Erhaltung oder als Ersatz gegen die feindliche Macht zu gebrauchen, bis die Entscheidung erfolgt.

Eros, der Gott der Liebe, bei den Römern *Amor*. Wo er zuerst erscheint, bei Hesiodus und Orpheus, ist er dem losen Knaben, den man sich unter *Amor* gewöhnlich denkt, sehr unähnlich, denn da erkennen wir in ihm eine philosophische Idee zur Erklärung des Ursprungs der Welt. Diese verschwand indeß zeitig genug und verwandelte sich in ein bloßes Dichterbild. Jener erste Eros ist früher als die übrigen Götter, seinem Daseyn liegt die Idee zum Grunde: Liebe löste den Streit der uranfänglichen Elemente in Harmonie auf, und die Welt ward. Der spätere Eros ist ein Sohn von *Ares* und *Aphrodite* (*Mars* und *Venus*), dessen Mythos erst ziemlich spät ausgebildet wurde. Homer gedenkt seiner gar nicht, Hesiodus nur im Vorübergehen; auch bei den Dramatikern kommt er nur wenig vor. Die Lyriker, Elegiker, Epigrammatisten, deren liebster Gesang Spiel und Scherz war, und die ihm in ihrem Kreise am öftersten begegnen mußten, haben seinen Mythos vornehmlich ausgebildet. Seinen Charakter entwickeln, heißt offenbar nichts anders, als die Merkmale der Leidenschaft, deren Sinnbild er ist, aufsuchen, und diese im Geist und der Sprache der Alten aufstellen. Dies ist von Wanso in seinen mythologischen Abhandlungen auf eine Weise geschehen, die keinen unbefriedigt lassen wird. Bald vermehrte man das Gefolge der *Venus* und nahm *Eroten*, Liebesgötter in der Mehrzahl an. dd.

Erotisch heißt, was auf Eros, also auf Liebe, Beziehung hat. **Erotische Poesie** ist daher Liebespoesie. Gewöhnlich denkt man dabei an die leichtere lyrische Gattung, wie z. B. *Anakreons* Lieder, die sich lieber zum Spiel als zum Ernst neigt; vielleicht weil *Amor* sein ernstes Amt am liebsten als Spiel betreibt. Naivetät ist dann ihr Hauptcharakter. Sonst sind auch die Romane und die sogenannten Liebesgeschichten unter diesem Namen begriffen und **Erotiker** nennt man auch die Verfasser derselben, besonders die Verfasser der griechischen Romane, oder milesischen Märchen.

Erpenius (Thomas), eigentlich *Van Erpen*, einer der gelehrtesten Orientalisten, geboren zu Gorcum in Holland im Jahr 1584. Seine Aeltern hatten sich aus Frankreich der Religion wegen entfernt. Da ihr Sohn Neigung zu den Wissenschaften zeigte, ließen sie ihn in einem Alter von achtzehn Jahren die Universität Leyden beziehen; kaum aber hatte er hier seine Studien begonnen, als er an dem Erfolg derselben verzweifelte, und nahe daran war, sie gänzlich aufzugeben. Bald faßte er jedoch bessern Muth, und kehrte mit einem glükenden Eifer zu den Studien zurück, daß seine Fortschritte die gerechte Bewunderung seiner Lehrer erregten. Nach Gerhard Vossius zeichnete er sich vornehmlich in der Metaphysik aus. Gegenwärtig aber beruht sein Ruhm auf seiner Gelehrsamkeit in den orientalischen Sprachen, deren Erlernung er auf den Rath Joseph Scaligers begann. Ewig in ihrer Kenntniß noch mehr zu vervollkommen,

ten, mit chemischen Hypothesen, mit Sätzen der gastrischen, oder der Humoralpathologie, vermengt, oder durch Ideen der Naturphilosophie umgewandelt worden ist. H.

Errungenschaft heißt das von beiden Ehegatten im Laufe der Ehe gemeinschaftlich erworbene Vermögen, und wird dem bei Schließung der Ehe zugebrachten entgegengesetzt, da es andern Verfügungen der Gesetze, bei Ehescheidungen u. s. w. unterworfen ist.

Erscheinung ist alles dasjenige, was Gegenstand der innern oder äußern Anschauung ist, — hat sie keine Realität, so heißt sie Einbildung. Auch wird die Erscheinung dem Dinge an sich in der Philosophie entgegengesetzt, und bedeutet die Vorstellung von den Dingen, in wie fern sie in der Natur des Subjects gegründet ist, und von dessen Organen und Vorstellungsweise abhängt. Sie ist verschieden von dem Schein, s. d. Art.

Erskine, Lord Thomas, einer der berühmtesten jetzt lebenden Rechtsgelehrten und Staatsmänner Englands, der dritte Sohn des verstorbenen und der Bruder des jetzigen Grafen Buchan, ist gegen das Jahr 1750 geboren. Er widmete sich zuerst dem Seebienste, verließ diesen aber bald, besuchte nun die Universität Cambridge und bestimmte sich endlich für die Rechtsgelehrsamkeit. Sein erster öffentlicher Auftritt als Vertheidiger des Admirals Keppel entschied für einen Ruf. Später führte er unter andern die berühmt gewordenen Vertheidigungen des Lord Gordon, von Warren Hastings und von Thomas Payne. Er wurde mit Ehrenbezeugungen aller Art überhäuft, 1806 zum Pair, Lordkanzler und Sprecher im Hause der Lords erhoben, trat aber von diesen wichtigen Posten nach Lord Todds Tode zurück. Zugleich war er früher lange für Portsmouth Parlamentsmitglied. Sein ältester mit einer Tochter Washingtons vermählter Sohn war jüngst englischer Gesandter in Amerika. Von seinen gerichtlichen Werken hat man eine interessante Sammlung in fünf Bänden. Von einer Flugschrift, die er 1797 unter seinem Namen herausgab (a View of the causes and consequences of the present war with France. Ein Blick auf die Ursachen und Folgen des jetzigen Kriegs mit Frankreich), wurden nicht weniger als acht und vierzig Auflagen verkauft, ein Absatz, dessen man sich auch in England von keiner andern Schrift erinnerte.

Erycina, ein Beinamen der Venus, von dem Berge Eryx in Sicilien, wo sie auch einen berühmten Tempel hatte.

Erymanthos, Gebirge in Arkadien. Daher der berühmte erymanthische Eber; s. Hercules.

Eryfichthon oder **Erisichthon**, ein Sohn des Königs Erichonias von Theffalien, beging den Frevel, einen der Ceres geheiligten Hain umhauen zu wollen; er machte den Anfang mit einer schönen großen Eiche, die von einer Dryade bewohnt wurde, und unter deren Schatten die übrigen Dryaden ihre Tänze gewöhnlich anstellten. Trotz der Warnungen, die vorausgingen, trotz des Blutes der Nymphe, das beim ersten Hieb herausströmte, ließ er sich nicht zurückhalten, bis die Eiche fiel, und die geistige Bewohnerin derselben des Lebens beraubt wurde. Jetzt flüchteten die übrigen Dryaden zur Ceres, und flehten ihre Rache für diesen Frevel an. Die Göttin schickte den scheußlichen Hunger, der den schlafenden Eryfichthon mit seinen Flügeln umschattete, und ihm seinen giftigen Athem einhauchte; und von jetzt an wüthete ein nie zu stillender Hunger in seinen Eingeweiden. Bald verzehrte er sein ganzes Vermögen, nagte zuletzt, da

oder ausschließend empfohlen und betrieben werden. Nur aus ihrer zweckmäßigen Verbindung geht eine möglichst vollkommene Erziehung hervor. Ein für die Erziehung der Jugend ausschließlich oder wenigstens vorzugsweise bestimmter und eingerichteter Ort heißt eine Erziehungsanstalt, und wenn dabei hauptsächlich auf den Unterricht gesehen wird, eine Schule. Der wissenschaftliche Inbegriff der Regeln der Erziehung heißt Erziehungswissenschaft, und die Geschicklichkeit in der Ausübung dieser Regeln Erziehungskunst. Beides heißt auch mit einem aus der griechischen Sprache entlehnten Worte Pädagogik. Eben daher heißt der Erzieher ein Pädagog, und eine Erziehungsanstalt ein Pädagogium. Die Erziehungswissenschaft hat es vornehmlich mit Ausmittlung der besten Erziehungsmethode zu thun. Unter den Alten haben sich vornehmlich Plato, Aristoteles und Plutarch, unter den Neuern Vittorino von Feltre, Rousseau, Basedow, Kochow, Mesewitz, Campe, Salzmann, Olivier und Pestalozzi theils als pädagogische Schriftsteller, theils als practische Erzieher mit Auffindung jener Methode beschäftigt. Auch hat sich Niemeyer durch die Herausgabe seiner Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts für Aeltern, Hauslehrer und Schulmänner, wovon bereits mehrere Auflagen erschienen sind, ein nicht geringes Verdienst um die Pädagogik erworben, indem er darin nicht nur die bewährtesten pädagogischen Regeln und Hülfsmittel nach einem guten Plane zusammengestellt, sondern auch die verschiedenen Erziehungsmethoden nach ihrer practischen Anwendbarkeit mit vorsichtiger Ueberlegung geprüft hat. Weilers und Herbarts Schriften, Schwarz Erziehungslehre (4 Thl. Leipz. 1802. und ff.) und J. J. Wagners Philosophie der Erziehungskunst (Leipz. 1804. 8.) haben viel Eigenthümliches; noch origineller ist J. Pauls treffliche Levana oder Erziehungslehre, von welcher kürzlich eine zweite Auflage erschienen, und Grafer's Divinität (2 Thle. Hof 1811. 8.). S. übrigens Menschenbildung. In besonderer Beziehung auf dasjenige, was der Staat und dessen höhere Beamten für das Erziehungswesen zu thun haben, dürften damit noch folgende zwei Schriften zu verbinden seyn: Zacharia, über die Erziehung des Menschengeschlechts durch den Staat, Leipz. 1802. 8., und Arug, der Staat und die Schule. Leipz. 1810. 8. D.

Erziehung, physische, des Menschen, soll sich damit beschäftigen, die körperliche naturgemäße Ausbildung des Menschen zu befördern. Sie hat daher alle Hindernisse, welche der Thätigkeit der Natur entgegenstehen, zu beseitigen, und das, was die Gesundheit des Kindes erhalten und befestigen, was seine körperlichen Anlagen entwickeln kann, zu veranstalten. Die Natur ist stets thätig, das Alter der Kindheit und Jugend hat seine Perioden zu durchlaufen, welche auf die Ausbildung des Körpers großen Einfluß haben. Es stellen sich aber der Thätigkeit der Natur oft große Hindernisse entgegen, die entweder jene ganz an der harmonischen Ausbildung des Körpers verhindern, oder ihr eine so schiefe Richtung geben, daß sie mehr zum Nachtheil wirksam ist, und durch ungleiche Vertheilung der bildenden Thätigkeit Störung in der harmonischen Function der Systeme des Körpers und dadurch wirkliche Krankheiten, oder doch Anlage zu künftigen Uebeln in spätern Jahren erzeugen. Jede vernünftige Theorie der physischen Erziehung muß auf ein richtiges Studium der Natur des Kindes gebaut seyn, und daher vor allem auf

Wachen, Abwartung der Ausleerung u. ſ. w. werde der Menſch zur Ordnung erzogen. Die Erfahrung lehrt auch durch ihren Erfolg den Vortheil und die Nothwendigkeit davon. Jede Unordnung ſtört das Ganze, jede Function außer der Ordnung angeſtrengt (z. B. Betheuerung u. ſ. w.) erfordert mehr Kraftaufwand. Unordentliche Menſchen werden ſelten alt; die Störung der Harmonie ihrer körperlichen Berrichtungen reißt ſie bald auf. Alte Perſonen ſind immer ſehr an Ordnung gewöhnt. 3. Schutz gegen äußere Einflüſſe, aber auch allnählige Gewöhnung an dieſelben. Nicht alle äußeren Einflüſſe ſtehen in unſerer Gewalt, vielen können wir nicht oder doch nicht gänzlich entgehen, beſonders den atmosphäriſchen, Hitze und Kälte u. ſ. w. Wir müſſen daher ſuchen, den Körper mit ihnen vertraut und dadurch ihre Einwirkung weniger ſchädlich zu machen. Daher Gewöhnung an die Abwechſelung der freien Luft, täglicher Genuß derſelben und öfterer Aufenthalt in ihr, leichte, nicht zu warme Kleidung, Abhärtung gegen Hunger und Durſt u. ſ. w. nothwendig iſt. Nur darf dieſe Abhärtung nicht in zu plötzlichen Uebergängen und nicht im Uebermaß beſtehen. 4. Frühzeitige Übung der körperlichen Kräfte und Bewegung des Körpers. Vorzüglich nützlich ſind daher die gymnäſtiſchen Übungen zur Entwicklung der körperlichen Gewandtheit und Stärke und ſelbſt zur Erhaltung und Dauerhaftigkeit der Geſundheit, welches die ältern Völker, beſonders die griechiſchen, ſo gut wußten als wir, aber beſſer befolgten. Man laſſe von der erſten Kindheit an den Menſchen ſeine Glieder mehr brauchen, das Kind lieber auf der Erde ſich wälzen, als beſtändig getragen werden. Späterhin laſſe man ſie, nach Verhältniß des Alters und der Gelegenheit, alle gymnäſtiſchen Übungen vornehmen, ringen, laufen, klettern, werfen, baden, ſchwimmen u. ſ. w. 5. Vermeidung einer zu frühen Geiſtescultur. Erſt muß der Körper ſich entwickeln und ausbilden. Wird der Geiſt zu früh angeſtrengt, ſo geſchieht es nur auf Koſten der körperlichen Ausbildung. Iſt der Körper geſund und gedeihlich herangewachſen, ſo hat die Empfänglichkeit des Geiſtes eben dadurch auch gewonnen, und das Lernen geht dann um ſo geſchwinder, ſo daß gar nichts dabei verſäumt wird. Vor dem ſiebenten bis achten Jahre ſollte man kein Kind zum eigentlichen Lernen anhalten.

H.

Eſchen (F. A.), dieſer mit den ſchönſten Gaben des Geiſtes und Herzens ausgeſtattete Jüngling, der ſchon früh die Aufmerkſamkeit von J. H. Voß, deſſen Unterricht er genoß, auf ſich zog, und gewiß die ſchönen Hoffnungen, zu denen er das Vaterland berechtigte, nicht getäuſcht haben würde, wenn ihn nicht ein frühzeitiger Tod gewaltſam hinweggerafft hätte, ward 1777 zu Gütin im Holſteinischen geboren. Er vollendete ſeine Studien in Jena und ging darauf nach Bern, um die Leitung eines jungen Mannes zu übernehmen. Hier vollendete er ſeine wohlgerathene Ueberſetzung der Oden des Horaz. Verſchiedene eigene Gedichte voll Lieblichkeit und Zartheit verſprachen ihm einen ausgezeichneten Platz unter den deutſchen Dichtern. Auf einer Reiſe an den Ufern des genfer See's fand er im Jahr 1800 in der Blüthe der Jahre ſeinen Tod, als er den Buet beſtieg. Benzenberg theilt uns darüber folgende, an Ort und Stelle geſammelte Details mit. Eſchen kommt von Genf und trifft unterwegs einen Mann, der ſich erbietet, ihn auf den Buet zu führen, deſſen Spitze 1000 Fuß über dem Meere iſt. Der Führer aber kannte den rechten Weg nicht, welcher weder gefährlich noch unbequem iſt, und führte Eſchen von der unrechten Seite hinauf. Eſchen geht über die Glet-

scher und verschwindet. Eine dünne Schneedecke, über die er ging, brach durch, und er fiel in einen Eisclund von hundert Fuß Tiefe. Sein Reisegefährte Simsen lief nach Servoz, welches ungefähr sechs Stunden entfernt ist, um Hülfe zu suchen, da sie keine Stricke bei sich hatten. In der folgenden Nacht gingen vier Führer von Servoz nach dem Buet, und ließen sich an Stricken in die Eispalte hinunter. Sie fanden den unglücklichen Eschen in der Eispalte eingeklemmt, mit den Händen über den Kopf und ganz erfroren. Er war ohne Verlegung gewesen, hatte sich aber in der Verzweiflung der Todesangst die Nägel von den Fingern gekrast; doch aus diesem Eisgrabe war keine Erlösung. Eine granitne Denksäule mit marmornem Postamente deckt seine Gebeine. Dieses einfach edle Monument erhebt sich hart an der Landstraße unweit Servoz, und rührt, wie die Inschrift, welche den Todten preist und die Lebenden warnt, von dem Departements-Präfecten Gynar zu Genf her.

Eichenbach (Wolfram von), dessen Blüthe in die erste Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts fällt, ist unter allen Dichtern des schwäbischen Zeitraums oder den Minnesängern nicht allein einer der fruchtbarsten, sondern überhaupt der vorzüglichste. Reich und neu in der Darstellung und ein gewandter und zierlicher Meister der Sprache und des Versbaues, erhebt er sich zu einer epischen Höhe, die vor und nach ihm nicht erreicht worden. Von seinen persönlichen Umständen wissen wir nicht mehr, als daß er aus einem adeligen Geschlechte, wahrscheinlich aus der Oberpfalz, stammt. Er empfing zu Hennenberg den Ritterschlag, und brachte sein Leben auf Rittertügen zu, wobei er von seinem Dichtertalente und der Freigebigkeit der Fürsten lebte. Gegen das Ende seines Lebens zog er sich auf den Wohnsitz seiner Väter zurück, und wurde in der Frauenkirche des Marktes Eichenbach begraben. Er hat wahrscheinlich das Jahr 1207 überlebt. Er war seinen Zeitgenossen Meister des Gesanges. S. über ihn das Museum für altdeutsche Literatur und Kunst, herausgegeben von Hagen, Doen und Büsching, im 1sten Bande. Seine Gedichte sind theils von seiner eigenen Erfindung, theils nach französischen und provenzalischen Mustern gearbeitet. Die vorzüglichsten seiner zahlreichen Werke sind: der Parcival, der Titurell oder die Pfleger des Graals, der trojanische Krieg, Wilhelm von Orange, und Gottfried von Bouillon. Der Parcival und Titurell sind 1477, ersterer auch bei Müller gedruckt; vielleicht verdanken wir die Mittheilung der übrigen bald den für die vaterländische Literatur thätigen Herren v. d. Hagen und Büsching.

Eichenburg (Johann Joachim), Hofrath und Professor am Carolino in Braunschweig, wurde den 1sten Dec. 1743 zu Hamburg geboren, woselbst sein Vater die Handlung trieb. Dieser mit dem lebenswürdigsten Charakter und einer ausgebreiteten Gelehrsamkeit ausgestattete Veteran unserer Literatur hat sich als Lehrer und Schriftsteller dauernde Verdienste erworben. Seinem rastlosen Fleiße, den er auf verschiedene Zweige des menschlichen Wissens richtete, verdanken wir hauptsächlich eine genauere und gründliche Kenntniß der englischen und vaterländischen Literatur. Seine Uebersetzungen aus dem Englischen, unter denen seine Verdeutschung des Shakespeares die erste Stelle verdient, verrathen einen tiefen und gründlichen Sprach- und Sachkennner, und sein Entwurf einer Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften, die dazu gehörige Beispielsammlung, so wie sein Handbuch der

klassischen Literatur zeigen ihn als einen geschmackvollen Literatur, der die Werke alter und neuer Zeit in ihrem ganzen Umfange kennt.

Escoiquiz, Canonicus, ein Mann, der in der neuern Geschichte Spaniens sehr merkwürdig geworden. Er war als Lehrer der schönen Wissenschaften vom Friedensfürsten beim Prinzen von Asturien (jetzigem König Ferdinand VII.) angestellt worden, als der Prinz kaum 13 Jahr alt war. Escoiquiz gewann bei Ferdinand nach und nach den größten Einfluß, und er wagte es bald, sich auch in die Staatsangelegenheiten zu mischen. Er war sogar so kühn, dem Könige selbst Vorstellungen über die Verfahrungsweise des Friedensfürsten zu überreichen, wofür er aber, wie sich erwarten läßt, vom Hofe entfernt wurde. Indessen blieb er in genauer schriftlicher Verbindung mit seinem Zögling und leitete dessen Schritte bis zur berühmten Reise nach Bayonne im Jahr 1807. Das Nähere über diesen wichtigen Zeitpunkt in der Geschichte Spaniens wird man im Neunten Bande dieses Werks unter Spanien finden. In Bayonne hatte Napoleon mehrere Unterredungen mit Escoiquiz, die durch ihn selbst und de Pradt bekannt geworden und höchst merkwürdig sind. Sein früheres System für Ferdinand VII. war gewesen, ihn durch eine Heirath mit Napoleon in nahe Verbindung zu bringen und so dem Friedensfürsten entgegen zu wirken. In Bayonne war sein System dagegen die Ehre, die Integrität Spaniens und die Erhaltung der legitimen Dynastie. Es war ihm zugestanden, Ferdinand nach Valencia zu begleiten, er wurde aber bald von Napoleon nach Bourges exilirt, wo er mehrere Jahre bis zu seines Königs Zurückkehr nach Spanien zubrachte. Er folgte diesem, ward eine Zeitlang Minister, von diesem unbeständigen Souverain aber bald ins Exil geschickt.

Escorial (El Escorial), ein in der spanischen Provinz Segovia, in einer rauhen bergigen Gegend gelegener Flecken, 6½ Meile von Madrid, woselbst König Philipp II. wegen eines Gelübdes, nach dem bei St. Quentin 1557 erfochtenen Siege, jenes weltberühmte Kloster und Schloß erbaute, welches man gewöhnlich unter dem Namen Escorial versteht. Da die Schlacht von St. Quentin am 10ten August, als dem Festtage des heiligen Laurentius, gewonnen worden, so ward auch das Escorial diesem Heiligen geweiht. Es enthält eine Menge von Gebäuden, Höfen und Gärten, die mit allem, was die verschwenderische Pracht vereinigen kann, ausgestattet sind. Zweihundert Mönche von dem Orden des heiligen Hieronymus bewohnen die Klostergebäude und trieben sonst die einträglichste Schafzucht. In der prachtvollen Hauptkirche, welche 24 Altäre und acht Orgeln in sich faßt, befindet sich unter dem hohen Altar eine Capelle, Pantheon genannt, woselbst die verstorbenen Regenten Spaniens beigesetzt werden. Carl V. machte den Entwurf zu diesem Bau und Philipp II., III. und IV. führten ihn aus; er soll 5 Millionen Ducaten gekostet haben. Philipp II. legte zugleich die berühmte Bibliothek des Escorial an, und sein Sohn vermehrte sie ansehnlich. Sie enthält große, zum Theil noch unbenutzte und unbekannte handschriftliche Schätze, wiewohl leider ein Theil derselben durch einen Brand im Jahr 1671 vernichtet ward. Vergl. hierüber Casiri.

Eiselfeste, sogenannte, wurden im mittlern Zeitalter mehrere Jahrhunderte hindurch fast in ganz Europa um Weihnachtszeit gefeiert. Nachdem man nämlich vor den Kirchthüren einige Gesänge

angestimmt hatte, ließ man in der Kirche selbst (bis zu diesem Grade der Nuztheit wurden die ehrwürdigsten Gegenstände gemißbraucht!) einen Esel, mit einer großen Kutte behangen, erscheinen. Verkleidete Priester, unter welche sich bisweilen auch die Laien mächten, sangen ein Lied um den Esel, und zwischen durch wurde auch das Schreien dieses Thieres nachgeahmt. Aus dem Liede ist die Absicht dieses Festes sichtbar, nämlich die Propheten, welche Christi Geburt vorher verkündigt hatten, in Prozession vorzustellen. Bileam erschien auf einem Eseln; dies hat wahrscheinlich dem Feste den Namen gegeben. Nähere meinen, man habe damit die Flucht der Maria nach Aegypten veranlassen wollen.

Eskimo's, eine Völkerschaft, die aus Grönland stammt und die Küsten des nördlichen Labrador bewohnt; daher sie denn auch mit den Grönländern einerlei Sprache hat. Die Eskimo's sind von beschränktem Geiste, einer jedoch nicht gar zu häßlichen Gestalt; besonders klein sind ihre Hände und Füße. Ihre natürliche Farbe ist weiß, allein Unreinlichkeit und Schmutz läßt diese kaum erkennen. Sie führen ein höchst ärmliches Leben, und nähren sich von Fischerei und Jagd; oft wenn sie nichts haben, um ihren Hunger zu stillen, saugen sie ihr eigenes Blut ein. Ihre einfachen Zahlen gehen bis 6, und die zusammengesetzten bis 21; was darüber ist, heißt eine Menge. Auf gleiche Weise sind sie in ihren übrigen Begriffen beschränkt. Sie leben in völliger Gleichheit, ohne Regierung, außer daß der Stärkere, Herzhaftere, oder der mehr Weiber und Kinder hat, einigermaßen vorgezogen wird. Eben so wenig haben sie Gesetze; die einzige Strafe ist allgemeiner Tadel. Alle religiösen Begriffe sind ihnen fremd; die mährischen Brüder haben versucht, das Christenthum unter ihnen einzuführen, und 1777 wurde der erste Eskimo getauft.

Esmenard (J.), einer der vorzüglichsten neueren französischen Dichter, und Mitglied des Instituts, war 1770 in dem kleinen Orte Pelissanne in der Provence geboren und kam 1790 mit einem Auftrag der Stadt Aix nach Paris, wo er sich mit einigen königlich gesinnten Journalisten verband. Dies brachte ihn auf die Proscriptionsliste. Er flüchtete, durchstrich Italien, Deutschland, England und kam 1796 wieder nach Paris, wo ihn der batavische Gesandte Schimpenntul in seinem Bureau anstellte. Dennoch ward er als Emigrant verfolgt und wieder nach Deutschland deportirt. Erst nach der Revolution vom 9ten November 1799 (den 18ten Brumaire) wagte er sich zurück und genoß Sicherheit. Nun arbeitete er mit Chateaubriant, Raharpe und Fontanes am französischen Mercur. Im Jahr 1803 ging er mit dem General Leclerc nach St. Domingo, kam wieder und reiste nach Martinique, wo er Generalsecretär der Regierung ward. Aber schon zu Ende 1804 war er wieder zu Paris und bald vornehmster Redacteur der Gazette de France. Zuletzt ging er mit Aufträgen nach Italien. Auf dem Wege von Neapel nach Rom hatte er das Unglück, auf einem steilen Wege zwischen Stri und Fondi mit dem Wagen umgeworfen und mit dem Kopfe gegen die Felswand geschleudert zu werden. Man trepanirte ihn zu Fondi, aber er starb acht Tage nachher, 42 Jahre alt im Jahr 1811. Er ist vorzüglich bekannt durch sein größeres didaktisches Gedicht: *La navigation*. Dies Gedicht war von ihm 1796 in Venedig angefangen, und seit diesem Zeitpunkte hatte er, ein anderer Berner, alle Gelegenheiten aufgesucht, um gefährvolle Seereisen zu unternehmen, damit er sie einß beschreiben könne. Auch in der theatralischen Poesie hat er sich

mit Glück versucht; wir nennen von ihm in dieser Gattung *Le triompho de Trajan* und *Fernand Cortez*. Seine Sprache ist edel und seine Darstellung voll Würde.

Esoterisch, geheim, bloß für Geweihte bestimmt. Bei den Mythen über geheimen Gesellschaften der Alten nämlich hatte man esoterische und exoterische Lehren, jene für die Geweihten, diese für die Ungeweihten. Auch in den Wissenschaften hat man in der Folge diejenigen Vorstellungs- und Lehrarten, welche nur für gelehrte Kenner (Esoteriker) gehören, esoterische, und diejenigen, welche den Fassungskräften der Ungerlehrten (Exoteriker) angemessen sind, exoterische genannt.

Espagnolet (eigentlich Joseph Ribeira, mit dem Zunamen Espagnolet), war 1589 zu Xativa im Königreich Valencia geboren. Dieser unter den spanischen Malern zu den vorzüglichern gehörende Künstler studirte besonders den Correggio und strebte durch seine Arbeiten die Werke des Dominico zu verdunkeln. Schreckliche und schauerhafte Gegenstände behandelte er am glücklichsten, doch fehlte ihm Geschmack und Adel. Seine mit zu greller Wahrheit ausgeführten Gemälde erregen nicht Schauern, sondern Entsetzen, und man erzählt von einem auf Rad geflochtenen Spion, der noch im Lustschlosse Buen Retiro gesehen wird, daß eine Frau nach dem Anblick desselben einen unzeitigen Knaben mit eben so verdrehten Fingern geboren habe, wie auf diesem Gemälde gesehen wurden. Er lebte lange in der Armuth, in der er geboren war, und obgleich ihn ein Cardinal aus derselben ziehen wollte, kehrte er doch freiwillig zu ihr zurück, weil er bemerkt hatte, daß ihm Gemächlichkeit die Lust zur Arbeit raubte. Neapel, wo er sich niederließ, betrachtete ihn als seinen ersten Maler. Er starb, daselbst 1656. Andere erzählen, daß sein Tod an einem unbekannten Orte erfolgt sey, wohin er sich aus Kummer über das Verhältniß, das Don Juan, der natürliche Sohn Philipps IV., mit seiner Tochter angesponnen hatte, zurückzog. Außer seiner Eifersucht auf Dominico, die ihn oft zu weit führte, fällt seinem Charakter nichts Tadelhaftes zur Last. Seine Hauptwerke finden sich in Neapel und Spanien. Das pariser Museum besitzt unter andern sein von ihm selbst gemaltes Portrait.

Espinasse (Julie de l'). Diese einst in Frankreich als der Sinnbegriff aller Lebenswürdigkeit bewunderte Frau vereinigte die glänzendsten Geistesgaben mit einem der heftigsten Liebe fähigen Herzen, und glänzte als eine seltene Erscheinung ihres Geschlechts in den feinsten, gebildetsten und erlesensten Circeln von Paris. Sie war zu Lyon im J. 1732 geboren, und obgleich ihre uneheliche Geburt sammt den sie begleitenden Umständen keinesweges unbekannt war, so wurde sie doch für eines Bürgers Tochter ausgegeben und führte stets den Namen desselben, ohne je ihre wahre Abstammung in Anspruch zu nehmen. Damit erfüllte sie treu das Versprechen, das sie ihrer Mutter, der Madame d'Albon, auf dem Sterbebette gegeben, wogegen sie von dieser ein kleines Vermächtniß erhalten hatte. Damals versammelte die Frau von Deffand gleichsam einen Hofstaat der gebildetsten und geistreichen Männer um sich, die einander unter ihrem Vorherrschaft mit Scharfsinn, Witze und Galanterie wettscherend bekämpften, und über Wissenschaften und Politik richteten. Diese Dame, deren im Alter überhand nehmende süßle Laune, wie sie selbst fühlte, der freien Mittheilung ihrer Freunde oft Eintrag that, sehnte sich um so mehr nach einer Gesellschafterin, als ihr Zustand durch die Leiden noch verschlimmert wurde, die der Verlust des Gesichts ihr verursachte. Ihre Wahl fiel auf Julie de l'Espinasse,

die gern ihren Anerbietungen folgte, da sie in einer dürftigen Lage lebte. Anspruchlos trat das harmlose Mädchen in das Haus der Frau von Dessand, und ahnete nicht, daß sie bald das glänzende Gestirn seyn sollte, um das sich die gebildetsten Geister ihrer Zeit versammeln würden. Anfangs lebten beide Frauen in bester Harmonie, die Dessand ohne Arg und Tulle ohne Anspruch, in glücklicher Unbewußtheit der Vorzüge, die sie eben so berühmt als unglücklich machen sollten. Aber die Verschiedenheit zwischen diesem jungen, durch Schönheit nicht minder als durch geistige Vollkommenheiten bezaubernden Geschöpfe und ihrer zwar höchst geistreichen, aber bejahrten, oft heftigen und übelgelaunten Gebieterin gab zu Vergleichen Anlaß, die nicht zum Vortheil der letztern ausfallen konnten, und deren Wirkungen dieser, sobald sie Kunde davon erhielt, um so weniger gleichgültig seyn konnten, als sie auch in ihrem Alter die Ansprüche nicht aufgeben wollte, wozu allein Jugend und Schönheit berechtigten. Nur zu bald wurden Juliens Vorzüge erkannt, Aller Herzen huldigten ihr, selbst b'Allembert, der geprüfteste Verehrer der Frau von Dessand, fühlte sich von der Gewalt ihrer Reize besiegt und bekannte ihre seine Liebe. Anfangs gelang es, die neuen Verhältnisse zu verbergen, so groß auch die Schwierigkeiten waren. Denn nicht nur bei Tage war Julie stets um ihre Gebieterin beschäftigt; sie hatte auch das qualvolle Amt, die langen schlaflosen Nächte derselben durch Vorlesen zu verkürzen. Nur die wenigen ihr zur Ruhe vergönnten Nachmittagsstunden konnte sie zu geheimen Zusammentreffen oder schriftlichen Unterhaltungen mit ihren Freunden benützen. Dieser Zwang führte die Entdeckung herbei, der augenblicklich die Trennung folgte. Aber die Verstoßene hatte bereits zu zahlreiche Verehrer, um sich verlassen zu finden; ja man bewirkte durch den Herzog von Guiseul, daß der König ihr ein anständiges Jahrgeld ansetzte. Von jetzt an trat sie in die große Welt ein und die glänzendsten Circel wetteiferten um die Ehre ihres Besites. D'Allembert entsagte fortan der Frau von Dessand, um sich ganz derjenigen zu widmen, die sein Herz gefesselt hielt, und von der er, wiewohl vergebens, Gegenliebe ersuchte. Nur die wohlwollendste Freundschaft konnte sie für ihn empfinden, und diese bewies sie ihm, als er von einer schweren Krankheit ergriffen ward, durch die sorgfältigste Pflege. D'Allemberts Sehnsucht, seiner geliebten Freundin stets nahe zu seyn, ward dadurch nur vermehrt, und sie gewährte ihm den Wunsch, eine Wohnung mit ihr beziehen zu dürfen. Aber jetzt sollte dieselbe Leidenschaft, die sie b'Allembert nicht erwidern konnte, für einen andern in ihrem Herzen erwachen. Der Marquis von Mora, ein spanischer Jüngling, der männlichen Adel mit höchstem Liebreiz und ein glühendes Herz mit dem gebildetsten Verstande vereinigte, ward von ihr geliebt und liebte sie wieder. D'Allembert, der redliche, seinen Schmerz still in sich verathelnde Freund, opferte nicht nur seine Liebe dem Willen seiner Verehrten, sondern war selbst großmüthig genug, das Amt des Mittlers zwischen Beiden zu übernehmen. Schon waren die sehnlichen Wünsche der Liebenden dem Ziele nahe, als plötzlich Mora erkrankt. Julie will vor Kummer vergehn, doch in demselben Augenblick legt eine neue Liebe ihr Fesseln an und vertilgt das Bild des sterbenden Freundes noch vor seinem Tode aus ihrer Seele. Der Oberst Guibert, bekannt durch seine Verhältnisse mit Friedrich II., der die Gunst der Frauen als einen seinen Eigenschaften gebührenden Tribut zu betrachten gewohnt war, zog sie um so unwiderstehlicher an sich, je mehr seine Liebe nur ein galantes Spiel war, das bestimmt schien, die an Mora verübte treulose Wankelmüthigkeit und die Ver-

stalt verband er eine lebhaftere Phantasie, richtiges Gefühl und eine treffende Beurtheilungskraft. So war es ihm möglich, sich bald die Gunst des Publikums zu erwerben. Nach Verfluß eines halben Jahrs folgte er einem Rufe des Theaters zu Passau, welches damals unter der Leitung des Schauspielers Schopf stand. Dieser für jene Zeit sehr verdienstvolle Künstler war, ungeachtet mancher Gebrechen, welche dem denkenden Anfänger nicht entgingen, Eclair's Lehrer und Vorbild und für diesen von wesentlichem Nutzen. Daß aber auch Schopf dem aufkeimenden Talent des Schülers Gerechtigkeit widerfahren ließ, bewies er dadurch, daß er ihn im Jahr 1798 bei Organisation des deutschen Schauspiels in Prag unter Quarbasson's Leitung ausdrücklich dahin berief. Kurz zuvor hatte sich Eclair mit seiner ersten Gattin, welche keine Schauspielerin war, vermählt, und hoffte nun durch seine Kunst so viel erwerben zu können, als zu Bestreitung seiner ökonomischen Bedürfnisse erforderlich war; allein hierin hatte er sich getäuscht. Zwar erkannte das Publikum die Kunstleistungen des jungen, feurigen Mannes durch ungetheilten Beifall an, aber der Theaterunternehmer war zu keiner Erhöhung des Gehalts zu bewegen, weil er wohl wußte, daß Eclair die Prager Bühne, welche damals sehr vorzügliche Mitglieder aufzuweisen hatte, um sein Kunsttalent noch weiter auszubilden, nicht so leicht verlassen würde. Neben den unausgesetzten geistigen Anstrengungen auch noch mit täglichem häuslichen Mangel kämpfend, ergab endlich seine sonst feste Constitution, und dies bewog ihn, unterstützt von einem bewährten Freunde, dem geachteten Deklamator Solbrig, Prag zu verlassen, und für sich und die Seinigen eine ergiebigere Stelle aufzusuchen. Im Jahr 1800 kam Eclair zum erstenmal nach Stuttgart, wo das damalige Hoftheater an Haselmaier verpachtet war. Eclair erhielt nach den herkömmlichen Prüfungsdarstellungen sogleich ein Engagement, allein hiemit war leider wieder nur ein sehr mäßiger Gehalt verbunden, so daß er keine Aussicht hatte, seine zerrütteten Vermögensumstände zu verbessern. Es ist wirklich ein Beweis des herrlichsten Talents, daß unter solchen widrigen Verhältnissen dieser Mann in der Kunst nicht zurückging oder stehen blieb, sondern vielmehr bedeutende Fortschritte machte. Aber in seine vier enge Wände eingeschlossen, den häuslichen Jammer immer vor den Augen und mit dem Gefühl des Unvermögens, sich aus dieser Lage zu retten, hätte er schwerlich die schon damals den Meister bewährenden Darstellungen geben können. Es trieb ihn daher hinaus in die freie Natur und Tage lang verweilte er in den walddichten Umgebungen Stuttgarts und studirte hier mit lauter Stimme die ihm zugetheilte Rolle. Gute Vorbilder sah er in dieser Epoche nur selten; ihm blieb nichts, als die Erinnerung an die Leistungen eines Lange, Broßmann, Marchand, Huf, Junfer u. a. und die ihm inwohnende unversiegbare Geistesquelle. Nach Auflösung der Augsburger Bühne, welche, wie die Stuttgarter, unter der Leitung Haselmaier's gestanden hatte, und zu deren Emporbringung Eclair nach Augsburg verpflanzt wurde, ging dieser auf das Theater in Nürnberg. Während er nun dort das Publikum durch seine Darstellungen ergötzte, nagte der Kummer über die häuslichen Leiden an seinem Herzen. Endlich brachte der im Jahr 1806 erfolgte Tod seiner ersten Gattin eine bedeutende Veränderung in sein Kunstleben. Vier mutterlose Kinder setzten ihn in die Nothwendigkeit, zu einer baldigen zweiten Verbindung zu schreiten, und er wählte seine noch lebende Frau, welche unter dem Namen Elise Müller schon früher als Schauspielerin bei einigen großen Theatern bekannt war. In

die Universität Upsala und im J. 1771 Göttingen. Im Jahre darauf trat er in die militärische Laufbahn und ward Offizier bei den württembergischen Husaren. Als 1777 König Gustav III. ein tournoiermäßiges Carroussel veranstaltete, ward auch der damalige Freiherr von Essen dazu geladen, und der Monarch gewann ihn bald so lieb, daß er ihn in kurzer Zeit bis zum Generalmajor beförderte. Im J. 1783 begleitete Essen seinen König nach Italien und 1788 in den finnländischen Feldzug. Als im Jahre darauf die bekannte Conspiration ausbrach, war er der einzige Begleiter des Königs nach Stockholm und von da nach Gothenburg. In kurzer Zeit war durch seinen Eifer die Landwehr von West Gothland versammelt; er zog die Truppen aus Schonen heran und Gothenburg ward entsetzt. Er stieg täglich in der Gunst Gustavs. Vergebens benützte Essen die ihm zugekommenen Gerüchte, im März desselben Jahres seinen König von der Maskerade zurückzuhalten, die ihm das Leben kosten sollte; er mußte sich vielmehr mit ihm dahin begeben, und ward von dem Blute des Königs bespritzt. Aber auch bei diesem Vorfall verlor er seine Fassung nicht, und befahl, das Haus zu schließen. In den folgenden Jahren ward er in den Reichsherrnstand erhoben. Im J. 1795 begleitete er den Herzog von Südermannland (jetzt König Carl XIII.) nach Petersburg, ward dann Befehlshaber der Hauptstadt Stockholm und zog sich 1797 auf seine Güter in Upland zurück. Auf dem Reichstage zu Nordföping im J. 1800, wohin ihn König Gustav Adolph IV. berief, verrichtete er das Amt eines Reichsstatthalters; in demselben Jahre wurde ihm das Gouvernement von Pommern und Rügen und 1806 das Obercommando der in Pommern versammelten Armee übertragen. Er vertheidigte Stralsund in einer zehnwochenentlichen Belagerung, und schloß endlich mit den Franzosen einen vortheilhaften Waffenstillstand. Als der König von Schweden das Commando der pommerschen Armee selbst übernahm, zog sich Essen wieder auf seine Güter zurück, von wo ihn die schwedische Nation abermals in die Hauptstadt berief und zum Staatsrath ernannte. König Carl XIII. erhob ihn zum Röhne für seine vielfachen Verdienste um Reich und Krone in den Reichsgrafenstand, und sandte ihn nebst dem Staatsrathe Lagerberg als Friedensunterhändler nach Paris, wo er die Rückgabe von Schwedisch-Pommern bewirkte, und den Frieden abschloß. Im J. 1812 und 1813 commandirte er die schwedische Observationsarmee gegen Norwegen, ward dann schwedischer Feldmarschall und im J. 1814 Statthalter von Norwegen, legte aber diese Stelle im J. 1816 nieder, und zog sich auf seine Güter in Schweden zurück.

Esser (Robert d'Erreux, Graf von), ein berühmter englischer Staatsmann, aus einer ursprünglich normannischen Familie entsprossen, ward zu Methewood in der Grafschaft Hereford 1567 geboren. Das Glück erhob ihn schnell zum ersten Liebling einer der mächtigsten Monarchinnen; aber Esser verstand nicht die Kunst des Schicksals zu fesseln. Jingerafft von der nur zu oft dem Glücke beigefügten Verblendung, stürzte er sich selbst von der Höhe desselben herab, und ließ den Ausspruch der Alten an sich wahr werden, daß es schwerer sey, glücklich zu seyn, als unglücklich. Esser hatte bereits in Holland unter den englischen Hülfsstruppen gedient, als er an dem Hofe der Königin Elisabeth erschien. Seine Schönheit, die durch seine ritterliche Galanterie noch längerer erschien, gewann ihm das Herz seiner Monarchin, wozu folgende Begebenheit den Anlaß gegeben haben soll. Die Königin machte einst einen Spaziergang, und kam an eine Stelle, über die Sie nicht hingehen konnte, ohne die Füße zu beschmutzen. Esser, der in ihrem

Gefolge war, breitete sogleich seinen goldgestickten Mantel auf den Boden. Der eble und reizende Anstand, womit er diese Handlung der Galanterie ausführte, rührte das Herz der Königin, die, obgleich schon 58 Jahre alt, von den Schwächen ihres Geschlechts keinesweges frei war. Wie in der Gunst der Monarchin, so stieg auch Essex schnell zu den ersten Ehrenstellen empor, aber in dem Wahne, die Königin unumschränkt zu beherrschen, ließ er sich selbst von Uebermuth und Anmaßung beherrschen. Dadurch erstickte er die Regungen einer allerdings heftigen Liebe, welche Elisabeth für ihn hegte, und bewog sie, als er eine Armee von 20,000 Mann, die er 1600 als Vizekönig nach Irland gegen die Rebellen geführt, hatte umkommen lassen, ihn seiner Ämter zu entsetzen und vom Hofe zu verweisen. Nachdem Essex vergebens versucht hatte, die Gunst seiner Monarchin durch Bitten und Flehen wieder zu gewinnen, erwachte sein Stolz und gab ihm den Entschluß ein, sich zu rächen. Er versammelte eine Partei um sich, regte die Katholiken und Mißvergnügten an und ging so weit, dem Könige Jacob von Schottland den englischen Thron zu versprechen. Elisabeth war von allem unterrichtet; selbst die Schmähungen, die Essex wider ihre Person ausgestoßen, wurden ihr hinterbracht. Unheilbare Wunden für ein weibliches Herz. Als daher Essex mit 200 Begleitern in der Stadt erschien, und vergebens das Volk zum Aufstand aufgemuntert hatte, ward er ergriffen und von den Richtern als Hochverräther zum Tode verurtheilt. Lange zögerte die Königin, in deren Herzen in diesen Augenblicken der letzten Entscheidung die einst gefühlte Liebe zu erwachen schien, das Todesurtheil zu unterschreiben. Ein Moment indeß, in welchem das Gefühl der gekränkten Eitelkeit die Regungen der Liebe erstickte, entschied, und Essex verlor 1601 seinen Kopf durch das Beil im Tower, im 34sten Jahre seines Alters. Kaum aber war dies geschehen, als sich Elisabeth, überwältigt von der erwachten Neigung für ihren einstigen Günstling, einem tiefen Schmerz hingab, den sie zu verbergen weder suchte, noch vermochte, und den sie bis an ihren Tod nährte. Man erzählt, daß einst, in einer Stunde der vertrautesten Gunst, die Königin dem Grafen einen Ring gegeben habe, mit dem Versprechen, daß ihm, wenn er je ein Mal, verdient oder unverdient, ihren Unwillen auf sich ziehen würde, die Vorzeigung dieses Ringes Gnade auswirken solle. Die Königin soll vergebens dieses Zeichen der Reue und Unterwerfung erwartet, und erst nach des Grafen Tode zur Vermehrung ihres Grams erfahren haben, daß der Ring ihr von Essex zugesandt, von einem übelwollenden Höfling aber zurückgehalten worden sey. Das bekannte Trauerspiel Essex, nach dem Englischen des Henry Jones von Dof bearbeitet, enthält nicht nur diesen Zug, sondern gibt auch ein anderes Motiv an, wodurch Essex der Gnade Elisabeths verlustig und des Todes schuldig geworden; historisch erwiesen sind indeß diese Umstände nicht.

Essig. Jede aus Wein oder weinartigen Flüssigkeiten durch die zweite oder saure Gährung (welche darum auch Essiggährung genannt wird) erzeugte Säure heißt Essig. Nach der geistigen Gährung ist jede solche Flüssigkeit von selbst geneigt, in die saure überzugehen, und kann nur durch künstliche Mittel daran verhindert werden. Bei Bereitung des Essigs hingegen werden Mittel zu ihrer Beschleunigung und Beförderung angewandt. Der Essig ist um so besser, je stärker er ist; ist er durch Destillation von allen fremdbartigen Stoffen getrennt und gereinigt worden, so heißt er Essigsäure, welches eine überaus scharf, flüchtige und durchdringende Flüssigkeit ist. Da der Gebrauch des Essigs sehr vielfach ist, so macht die Fabrikation desselben einen bedeutenden

Gegenstand der menschlichen Industrie aus. Toiletten, und feine wohlriechende über Kräutern abgezogene Essige liefert Paris in großer Menge und versieht mit diesem Luxusartikel halb Europa. Man findet bei dem berühmten Essig- und Sessfabrikanten Maille in Paris über 200 Arten solcher feinen Essige. — Gewöhnliche französische Weinessige zieht man aus Bordeaux, Nantes und andern Seeplätzen.

Estaing (Jean Baptiste Charles, Graf d'), einer der verdienstvollsten französischen Krieger, welcher sich im nordamerikanischen Kriege großen Ruhm erwarb. Er stammte aus einem alten Geschlechte und war ungefähr 1730 zu Navel in Auvergne geboren. Er nahm zeitig Kriegsdienste und eröffnete seine Laufbahn unter dem Generallieutenant de Lally in Ostindien, wurde aber von den Engländern gefangen, und da er, seines Versprechens ungeachtet, vor seiner Auswechslung wieder Kriegsdienste nahm und von neuem gefangen wurde, warf man ihn in Portsmouth in ein hartes Gefängniß. Aus Rache über diese Behandlung schwur er den Engländern ewigen Haß. Er wurde 1763 Gouverneur von St. Domingo, auf welchem Posten er mit den Engländern schon bei jeder Gelegenheit Handel anfang, auch deshalb zurückgerufen wurde. Man hatte ihn indessen als einen tapfern und unternehmenden Mann kennen gelernt, und übertrug ihm daher, nach Ausbruch des Seekrieges zwischen England und Frankreich, 1778 das Commando einer Flotte, welche von Toulon nach Nordamerika segelte. Anfangs war er nicht glücklich, und wurde überall, zum Theil auch durch Stürme, zum Rückzuge genöthigt. Desto rühmlicher war für ihn das folgende Jahr. Denn am 4ten Juli eroberte er die Insel Grenada, und schlug den englischen Admiral Byron, der die Insel mit einer Flotte von 17 Kriegsschiffen wieder wegnehmen wollte. Kurz vor dem Pariser Frieden von 1783 war er zum Oberadmiral der vereinigten französischen und spanischen Flotten ernannt, der Friede aber setzte ihn in Ruhe. Im J. 1787 ward er bei der Zusammenberufung der Notablen Mitglied derselben und 1789 Commandant der Nationalgarde. Im J. 1792 wurde er noch zum Admiral von Frankreich ernannt; allein am 28ten April 1794 verlor er sein Leben unter der Guillotine.

Este, ein altes, schon im 10ten Jahrhunderte bekanntes, ursprünglich lombardisches Geschlecht, dessen Glieder sich in den Annalen der Geschichte durch Tapferkeit und Kunstliebe einen glänzenden Namen erworben haben. Wir erinnern nur an Borso von Este, den ersten Herzog von Ferrara, Modena und Reggio, an Alfonso, den Beschützer Tasso's, und den berühmten, von Ariost vielfach gepriesenen, Cardinal Hippolyt von Este. Mit dem ehemaligen letzten Herzog von Modena, Hercules III., starb 1803 dieses Geschlecht ganz aus.

Estocq (Johann Herrmann E'), ein in der russischen Geschichte merkwürdig gewordener Mann, der während seines langen und thätigen Lebens die ganze Wankelmüthigkeit des Glücks erfuhr, das ihn zwei Mal erhob, um ihn zwei Mal zu stürzen, aber auch durch die härtesten Streiche nicht vermochte, seinen bis ans Ende ungetrübten Frohsinn zu ersticken. E. Estocq war im Hannöverschen im Jahre 1692 von französischen Aeltern geboren, die sich vor den Religionsverfolgungen Ludwig XIV. dahin geflüchtet hatten. Er lernte von seinem Vater die Wundarzneikunst, und da er mit einem hellen Kenntnißreichen und unternehmenden Geiste sein Glück zu machen hoffen durfte, begab er sich nach Rußland, wo es geschickten Ausländern damals leicht ward, sich emporzuschwingen. Er trat als Wundarzt in die Dienste Peters des Großen, dessen Gunst und Vertrauen er in weitem Umfange genoß. Aber

die Gefinnungen des Kaiſers änderten ſich plötzlich, und Eſtoq ward aus unbekannter Veranlaſſung nach Caſan verbannt. Catharina I., die ſich ſeiner Dienſte erinnerte, rief ihn nach Peters Tode zurück und ernannte ihn zum Wundarzt an dem Hofe ihrer Tochter Eliſabeth. Hier fand Eſtoq einen weiten Schauplaß für ſeinen unternehmenden Geiſt. Mit unverbrüchlicher Treue ſeiner Gebieterin zugethan, bot er ihr ſchon nach dem Tode Peters II. ſeine Dienſte an, um ſie auf den Thron zu ſetzen; damals aber wurden ſeine verwegenen Pläne verworfen. Als ſich aber elf Jahre ſpäter (1740), zur Zeit des unmündigen Jwan und ſeiner die Regierung verwaltenden Mutter Anna, neue günſtige Gelegenheiten darboten, erneuerte er ſeine Anträge und fand Gehör. Mit Gewandtheit und Staatsklugheit leitete Eſtoq vorzüglich das kühne Unternehmen, verlor in den gefahrvollſten Augenblicken nie ſeine Ruhe und Kaltblütigkeit, und gelangte glücklich zum Ziele. Er bewog die Prinzessin, die Ausführung des Plans zu beſchleunigen; alles gelang vollkommen gut, und Eliſabeth beſtieg den Thron (den 24ſten Nov. 1741). Die Dankbarkeit der neuen Kaiſerin gegen den Mann, dem ſie ſo viel zu verdanken hatte, war ſehr ausgezeichnet; er ward wirklicher geheimer Rath, erſter Leibarzt und Director ſämmtlicher mediciniſchen Anſtalten; der König von Polen erhob ihn in den Grafenſtand und überſandte ihm ſein Bildniß, um es wie einen Orden im Knopfloch zu tragen. Aber Eſtoq mußte ſich nach dem Willen der Kaiſerin auch in Angelegenheiten miſchen, die außer ſeinem Wirkungskreiſe lagen. Dadurch, und durch ſeine Unbefangenheit und Freimüthigkeit vermehrte er die Zahl ſeiner Feinde und Neider, denen es endlich gelang, ihn bei der Kaiſerin verdächtig zu machen, und ſeine Anhänglichkeit an den Thronfolger, den nachherigen Peter III., als gefährlich und ſtrafbar vorzuſtellen. Eſtoq ward 1748 arreſtirt und in die petersburger Feſtung gebracht, um gerichtet zu werden. Anfangs ertrug er dieſen Wechsel des Glücks mit Gleichmuth und Heiterkeit, als er aber durch die Folter zum Beſtändniß gebracht werden ſollte, bekannte er ſich für ſchuldig. Er wurde aller Ehrenſtellen und Güter beraubt und nach Uglitſch verbannt, wo er drei Jahre das äußerſte Elend mit dem gefaſteſten Muth ertrug. Dann ward er nach Uſting-Weliky gebracht, wo er noch neun Jahre in gleicher Lage verlebte. Seine würdige dritte Gemahlin, Maria Aurora, geb. Freiin von Mengden, begleitete ihn überall, und theilte das Schickſal ihres Gemahls mit muſterhafter Aufopferung. Als Peter III. den Thron beſtieg, ward Eſtoq zurückberufen und erhielt ſeine Ehrenſtellen wieder. Catharina II. gab dem Grafen Eſtoq ſeinen ſonſtigen Gehalt, entfernte ihn aber von allen Geſchäften. Er ſtarb im J. 1767, ohne Kinder zu hinterlaſſen.

Eſtoq (Anton Wilhelm), General der Cavallerie, Ritter des preußiſchen ſchwarzen und rothen Adlers, ingleichen des Verdienſtordens, auch des ruſſiſchen St. Alexander-Newſky- und St. Georgen-Ordens zweiter Claſſe, Domprobſt zu Brandenburg u. ſ. w., ſtarb im 77ſten Jahre ſeines Alters am 3ten Jan. 1815 an einer Lungenentzündung. Geboren zu Hannover den 18ten Auguſt 1738 trat der Berewigte 1758 im Regiment Sene d'Armes als Junier in königl. preußiſche Dienſte, dann als Adjutant des General von Sietzen in das Leibhuſarenregiment; ſtieg von Stufe zu Stufe bis zum Chef des grünen Huſarenregiments und ſpäter zu dem des Regiments Towarczns; wurde ſucceſſive Gouverneur von Neu-Oſtpreußen, commandirender General in Preußen, hierauf Gouverneur von Berlin, und wiederholt von Berlin und den Provinzen zwiſchen der Oder und Elbe. Während dieſer gan-

gen Laufbahn zeichnete er sich aus als Held, Patriot und Menschenfreund; was ihn aber in den Annalen der Monarchie verewigen wird, sind seine Thaten bei Gylau und Heilsberg, wo er an der Spitze einer verhältnißmäßig kleinen Schaar dem übermüthigen Feinde zuerst bewies, was preussische Tapferkeit unter Leitung eines einsichtsvollen Feldherrn vermag, das Heer mit neuem Muthе begeisterte, die Nation wieder zum Vertrauen zu sich selbst erhob, und vielleicht dadurch zuerst die glorreichen Ereignisse der letzten Zeit vorbereitete. Dies sind die Verdienste des Verewigten als Krieger; als Mensch waren seltene Tugenden in ihm vereinigt, und jene reine Humanität, jene Entfernung von aller Selbstsucht, jene große Bescheidenheit, die nichts als Pflichten erfüllt zu haben glaubte, jene unbegranzte Treue und Anhänglichkeit für König und Vaterland, die ihn bejeelten, sichern ihm auf immer den gerechten Nachruhm, nach dem er nie geizte.

Estrées (Gabriele d'), geboren ungefähr 1576, insgemein die schöne Gabriele genannt, hatte zuerst den Herzog von Bellegarde zum Liebhaber. Als derselbe ihr einst in Begleitung Heinrichs IV. einen Besuch abstattete, ward dieser ritterliche König von den Reizen ihrer Gestalt und der Anmuth ihrer Unterhaltung so hingerissen, daß er den Entschluß faßte, sie um jeden Preis zu besitzen. Sie zu besuchen, nahm er Bauerkleider, schlich sich mit Gefahr des Lebens durch die feindlichen Posten, und nach vielen Bemühungen gelang es ihm, sie von der Aufrichtigkeit seiner Liebe zu überzeugen und ihre Gunst zu gewinnen. Heinrich liebte sie ganz im Geiste jenes Zeitalters der Chevalerie. „Werde ich besiegt,“ schrieb er ihr einst unter gefährlichen Umständen, „so kennen Sie mich wohl genug, um zu glauben, daß ich nicht fliehen werde; mein letzter Gedanke wird an Gott, mein vorletzter an Sie seyn.“ Wahr und schön zugleich bezeichnen daher die Verse Thümmels des Königs Liebe:

Wenn Heinrich in dem Arm der schönen Gabriele
Nach einer edeln That der Liebe Lohn empfäht,
Wer zweifelt, daß nicht da die Farbe seiner Seele
Auf einen Bastard übergeht;
Indeß der Erbe seiner Krone
Nicht ihm, nur seinem Mißmuth gleicht,
Mit welchem er zur königlichen Frohne
Ins Bette der Infantin schleicht.

Wirklich war die Neigung des Königs eben so edel als glühend und unauslöschlich; er hatte, um seines Verhältnisses mit ihr freier genießen zu können, Nicolas d'Amerval, Herrn von Eiancourt, ihr zum Gemahl gegeben. Aber wahrhaft Liebende glauben nichts genossen zu haben, so lange ihnen noch ein einziger Wunsch bleibt; und Heinrich dachte daran, sich selbst mit ihr zu verbinden. Er bedurfte dazu einer zwiefachen Scheidung, da auch er bereits mit Margarethe von Valois vermählt war. Die ersten Schritte waren schon geschehen und ein Theil der Schwierigkeiten hinweggeräumt, als der Tod durch einen plötzlichen Streich den Knoten aller Hindernisse löste. Gabriele starb am 10ten April 1599, nach einem wohl nicht grundlosen Verdachte, an Gift, das ihr auf Margarethens Antrieb durch den Finanzier Jamet beigebracht worden. Heinrich hatte nie eine Geliebte, der er mit gleicher unbegrenzter Neigung zugethan gewesen; dennoch erlaubte er ihr nicht, sich in die Angelegenheiten des Staates zu mischen, und als sie es sich einst herausnahm, die Entfernung Cully's zu fordern, der ihr mißfiel, erklärte ihr der König unversteht, daß er lieber zehn Geliebte als einen

Etienne (Ch. Guillaume), Mitglied des französischen Nationalinstituts zur Zeit Napoleons, und einer der vorzüglichsten neuen französischen dramatischen Schriftsteller, wurde 1777 im Departement der Haute-Marne unweit St. Dizier geboren, und kam in seinem 21sten Jahre nach Paris. Hier bekleidete er verschiedene Posten, bis er geheimer Secretär des Herzogs von Bassano, Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, wurde, den er nach Italien, Oesterreich, Preußen und Polen begleitete. Nach dem russischen Frieden ernannte ihn der Kaiser Napoleon zum Redacteur des Journal de l'Empire, welchen Posten er bis zu dem Sturze Napoleons bekleidete. Mit einer von Gresnich componirten komischen Oper *le Révo* trat er zuerst als dramatischer Dichter auf; ermuntert durch den Beifall, der ihm gleich anfangs und mit jedem neuen Stücke reichlicher und allgemeiner zu Theil wurde, schrieb er für das Theater Feydeau nach und nach, *une heure de mariage*, *Gulistan*, *un jour à Paris*, *Cendrillon* und *Jaconde*; für das Theater Louvois aber schrieb er *la jeune femme colère*, und gemeinlich mit Manteuil, *le Pacha de Surène*, *les deux Mères*, *la petite école des pères* und *le nouveau reveil d'Epiménide*. Alle diese Stücke sind mit rauschendem Beifall aufgenommen worden, vor allen *Cendrillon* (Aschenbrödel), die auch bei uns ein ausgezeichnetes Glück gemacht hat; auf dem genannten Theater aber erregte nie ein Stück größeres Aufsehen. Auch auf dem Théâtre Français ist Etienne erschienen, zuerst mit einem höchst ergötzlichen und zierlichen kleinen Lustspiele *Bruyes et Palaprat* (i. d. Deutsche von Blümler übersetzt), und zuletzt mit *les deux Gendres*, einem Sittens- und Charakterstück, das dem Ruhme des Verfassers das Siegel aufgedrückt, und ihn, nach dem Urtheil der Franzosen, in die Zahl der Schriftsteller gesetzt hat, die der französischen Bühne zur wahren Zierde gereichen. Auch verdankt er demselben seine Aufnahme in das Institut. Nach der zweiten Usurpation Buonaparte's zeigte er sich als einen abgesagten Feind der Bourbons, und haranguirte Napoleon an der Spitze des Instituts. Er wurde daher auch späterhin von dieser gelehrten Gesellschaft ausgeschlossen.

Etikette oder französisch *Etiquette*, heißt zunächst das bei Hofe vorgeschriebene strenge Ceremoniell, nach welchem man sich, sobald man hier erscheint, genau richten muß; daher auch der Hofzwang, steifes Ceremoniell, dann überhaupt der Wohlstandsbrauch, wie es Campe verdeutscht.

Etruria, siehe d. Art. *Wedgwood*.

Etrurien, auch *Petrurien*. Dieses reizende Land, westlich vom mittelländischen Meere, östlich von den Apenninen, nördlich vom Flusse Magra, südlich von der Tiber begrenzt, dieses Vaterland der kunstreichen Etrusker, die in der Geschichte des neuesten Kunstgeschmacks und bei den wichtigsten archäologischen Untersuchungen wieder aus dem Grabe der ältesten Vorzeit hervorgerufen worden sind; dieses Land, das späterhin *Toscana* hieß, wurde (1801) im Luneviller Frieden dem Erbprinzen von Parma, Ludwig, unter dem Namen: Königreich Etrurien, zur Entschädigung für Parma überlassen, im J. 1809 aber als ein General-Gouvernement, unter der Benennung: Großherzogthum *Toscana*, mit Frankreich vereinigt. Seit 1814 ist das Großherzogthum *Toscana* wieder an seinen ehemaligen Regenten, Ferdinand, der es 1801 hatte abtreten müssen, gekommen. Das alte Etrurien war eine, wohlgeformte

Conföderation, regiert durch die Oberhäupter der zwölf Hauptstädte des Landes, von denen jede eine Republik war; bei dem Tempel der Volturna hielten diese Volksrepräsentanten, Lucumonen genannt, die zugleich Oberpriester und Feldherren waren, ihre Landtage, wo die allgemeinen Landesangelegenheiten in gemeinschaftliche Berathschlagung gezogen wurden. Ein solcher Lucumo war der aus der römischen Geschichte bekannte Porfenna. In seiner schönsten Blüthe stand Etrurien schon, als Rom erst erbaut wurde, dessen Schule es ward; nur von den Griechen in ihrem höchsten Flor übertroffen, waren die Etrusker berühmt in der Architektur, Schiffbaukunst, Arzneikunde, Waffenschmiedekunst, Befestigungskunst, Tactik, und besonders auch durch ihre technologischen Fertigkeiten in jeder Gattung der Bedürfnisse und des Luxus. In Italien und Griechenland trieben sie einen ausgebreiteten Handel mit ihren Kunstproducten, und besaßen auf vielen Punkten bedeutende Etablissements. Da sie durch ihren Handel in häufige Berührung mit Griechenland kamen, so erreichten sie, bei eigenen natürlichen Fähigkeiten, bald den Grad von Cultur, der sie rivalisirend neben die Griechen hinstellte. Für den Archäologen und Kunstkenner sind aus jenem Zeitalter der Etrusker besonders die Fortschritte, die sie in der Malerei und Plastik gemacht hatten, interessant, indem das Studium der davon noch vorhandenen Denkmäler (geschnittene Steine, Sarkophage, Schalen u. s. w.) auch Aufschlüsse über ihre Mythologie gewährt. Aus Griechenland und Aegypten erhielten sie die Reime ihres Geschmacks, der Reiz genug in sich hatte, um selbst eine Epoche in dem Geschmacke der neuern Zeit bestimmen zu können. Die etruskischen Gefäße (Vasen u. s. w.) mit ihren charakteristischen Basreliefs und Malereien sind besonders von Mellin und in Böttigers Abhandlung über die Vasengemählde der genauesten Untersuchung unterworfen worden. (Man vergleiche den Artikel Vasen.) Die Mischung der Farben, Schattens- und Lichtvertheilung kannten die etruskischen Maler jedoch nicht; schwarz oder roth (braunroth) waren ihre gewöhnlichen Farben. Theaterspiele, Musik und Poesie waren ihnen nicht fremd. Doch wie die Griechen, ihre Kunstverwandten, so gingen auch sie und ihre Kunstfertigkeiten, noch ehe sie die Höhe der griechischen erreichten, theils durch innern Zwiespalt, theils durch das Andrängen fremder Völker, im Sturme der Zeiten unter. Sie selbst verjagten die in Etrurien früher sich angesiedelten Pelasger, während sie deren Sitten, Einrichtungen, Sprache und Mythologie fast ganz sich zu eigen machten. Die Römer bekamen von ihnen ihr religiöses Ceremoniell, ihre frühere Baukunst &c. Am Schlusse der Periode ihres Ruhmes kam ein anderes Volk aus Gallien und vertrieb sie aus ihren Pflanzstädten in Ober-Italien; ein Theil von ihnen flüchtete in die Alpen, und die Rhätier erhielten dadurch ihr Daseyn. Endlich wurden sie ein Opfer der römischen Herrschsucht, und fielen mit Rom zugleich unter die Gewalt fremder Sieger. Von dieser Zeit an ist die Geschichte von Etrurien, oder wie es in der Folge genannt wurde, Toscana, in die Geschichte Deutschlands und Italiens verwebt. Unter den Longobarden wurde es von Herzogen, unter Carl dem Großen von Grafen, und unter seinen Nachfolgern von Markgrafen regiert, bis die Zeit der Unabhängigkeit für die sogenannten Lombardischen Städte erschien, unter denen Florenz, Toscana's Hauptstadt, keine der kleinsten Rollen behauptete. Dantals schien ganz Oberitalien zu einem neuen Leben zu erwachen; eine

freie Regsamkeit in allen Angelegenheiten, ein hoher aufstrebender Geist, der die kleinen Republiken bald für, bald wider einander in Bewegung brachte, eine Thätigkeit, die aus gegenseitiger Rivalität entsprungen, zu wohlthätigen Reibungen führte, erhob auch Toscana zu einer hohen Cultur. Es war dort das Blüthenalter der schönen Kunst, deren Priester und Jünger besonders in dem reichen Florenz, unter dem mächtigen Schutze der gefeierten Mediceer eine sichere Zuflucht fanden. Nach dem Aussterben des medicischen Hauses 1737 kam Toscana an das Haus Lothringen. (S. Toscana.) Bis zum Jahre 1801 wurde es von dieser Dynastie in der Secundogenitur besessen, bis es nach der Schlacht von Marengo, in dem Lüneviller Frieden von dem Großherzog Ferdinand abgetreten, und unter dem Namen Königreich Etrurien, dem damaligen Erbprinzen von Parma, Ludwig, Infanten von Spanien, einzigem Sohne Ferdinands I., Herzogs von Parma, als König des neuen Reichs, überlassen wurde. Nach Ludwigs Tode (1803) übernahm seine Witwe, Marie Luise, König Karls IV. von Spanien Tochter, die Regierung als Vormünderin ihres Sohnes, Carl Ludwig, legte sie aber am 10ten December 1807, in Folge eines kurz vorher zwischen Frankreich und Spanien geschlossenen Vertrags, nieder, und lebt jetzt mit ihrem Sohne in Rom. Nun war Etrurien eine französische Provinz geworden, da es durch eine ungeheuere Staatsschuld niedergedrückt, bei nur 12,650,000 Franken jährlicher Einkünfte, seine Selbstständigkeit ohnehin nicht mehr hätte behaupten können. Doch hieß es noch nicht einverleibt. Diese Einverleibung geschah erst durch ein Senatus-Consult vom 30sten Mai 1808; die Staaten von Toscana wurden unter dem Titel der Departements vom Arno, vom mittelländischen Meere und von Durance für einen ergänzenden Theil des französischen Reichs erklärt, und vorläufig mit unter die Aufsicht des General-Gouverneurs jenseits der Alpen, des Fürsten Borghese, Napoleons Schwager, gestellt. Im Jahr 1809 wurde das damals unglückliche Land der Schwester Napoleons, der sogenannten Prinzessin Elisa, die nun Großherzogin von Toscana genannt wurde, übergeben. Dies Unwesen dauerte bis 1814. Daß Toscana seit dieser Zeit seinen ehemaligen Regenten wieder erhalten, ist schon oben erwähnt worden. I.

Etymologie ist derjenige Theil der Sprachlehre, welcher sich mit der Abstammung der Wörter beschäftigt, und sie auf ihre Wurzeln oder Stammwörter zurückführt; daher Etymolog und etymologisch.

Eucharistie, der ältere Name des Abendmahls, die Feier des Abendmahls.

Euclides, 1. einer der berühmtesten Mathematiker, wahrscheinlich aus Sicilien, den man mit Recht den Vater der Mathematik nennen darf. Zu Alexandria in Aegypten, ungefähr 300 Jahre vor Christus, geboren, studirte er zu Athen unter Plato, lehrte dann zu Alexandria unter Ptolemäus Soter die Geometrie mit großem Beifall, und erweiterte das Gebiet der Mathematik mit großem Scharfsinn. Unübertroffen ist die Strenge seiner Methode. Seine Elemente (*στοιχεῖα*) besitzen wir nach einer im vierten Jahrhundert nach Chr. Geh. veranstalteten Revision (deutsch von Lorenz, 2te Aufl., Halle 1793. 8.). Als die scharfsinnigste seiner Schriften wird die über die geometrische Analyse gerühmt. Was er über die Musik geschrieben, gibt uns den besten Begriff von dem Zustande

Eusebius, mit dem Namen Pamphili, der Vater der christlichen Kirchengeschichte, geb. in Palästina gegen 270 nach Chr. Geb., gest. 340. Er war der gelehrteste Mann seiner Zeit, Presbyter und dann (von 314) Bischof zu Caesarea in Palästina. Durch ansehnliche Hülfsmittel, selbst vom Kaiser Constantin unterstützt, schrieb er seine griechische Kirchengeschichte in 10 Büchern von Christo bis 324 (die beste Ausgabe von Valesius, Paris 1659, Fol.); dann seine Chronik, welche nur in lateinischen Uebersetzungen und in Bruchstücken erhalten worden ist. Außerdem haben wir von ihm noch 15 Bücher seiner praeparatio evangelica, welche, da sie viele Stellen aus verlornen philosophischen Schriften enthält, vorzüglich schätzbar ist, und von den 20 Büchern seiner demonstratio evangelica, in welcher er die Vorzüge des Christenthums vor der Judenthum zeigt, 10 nicht ganz vollkommen erhaltene Bücher, endlich auch eine Lebensbeschreibung oder vielmehr eine Lobrede auf den Kaiser Constantin. Nachrichten von seinem Leben findet man in der genannten Ausgabe des Valesius.

Eustachius (Bartholdmäus), ein berühmter Anatom des 16ten Jahrhunderts, welcher den Galen gegen Vesalius eifrig vertheidigt, und viele köstliche anatomische Zeichnungen verfertigen ließ. Sein Hauptwerk über die Streitigkeiten der Anatomen vollendete er nicht. Die dazu gehörigen 29 Kupfertafeln wurden 1712 entdeckt und mit der Erklärung des Lanast Neri 1714 herausgegeben, der auch Nachrichten von seinem Leben gegeben hat. Seine opuscula anatomica, die wir noch haben, erschienen zuerst 1564, 4. Er hat die von ihm benannte Eustach's Röhre (tuba Eustachii), die hinter dem beweglichen Gaumen liegt, entdeckt. Er war zu Gansverino geboren, und starb als Professor zu Rom 1570.

Eustathius, dieser berühmte Commentator des Homer und des Erbschreibers Dionys, war aus Constantinopel gebürtig, anfangs Mönch, hernach Diaconus, und endlich 1155 Erzbischof von Thessalonich. Er starb nach dem J. 1194. So gering auch seine theologische und religiöse Aufklärung gewesen seyn mag, so groß war seine Beliebenheit in den Classikern, und der Umfang seiner gelehrten Kenntnisse, wie seine Commentare beweisen, von denen besonders der homerische eine uner schöpfte Fundgrube philologischer Gelehrsamkeit ist.

Euterpe, die Muse der Musik; die Erfindung der Flöte wird ihr zugeschrieben. Sie wird dargestellt als eine mit Blumen bekränzte Jungfrau, eine Flöte und Musikblatt in der Hand und verschiedene andre Instrumente neben sich habend. Sie ist die Geberin des Vergnügens. S. übrigens den Art. Musen.

Euthanasia, ein sanftes, leichtes glückliches Sterben. Wie- und gab diesen Namen einer seiner Schriften.

Eutin, eine kleine Stadt, sonst Residenz des Bischofs von Abeck, mit einem evangelischen Collegiatstift. Besonders berühmt ist die Stadtschule daselbst, welche drei der berühmtesten Männer, 1. Eckermann, den trefflichen Joh. Heinr. Wolf, der auch als Schulmann 20 Jahre lang hier segensreich wirkte, und nach ihm seinen Schüler Breckow zu Rectoren hatte.

Eutropius (Flavius), ein lateinischer Geschichtschreiber, welcher, wie er selbst sagt, unter dem Julian die Waffen getragen. Sein Geburtsort ist unbekannt, wie auch die Umstände seines Lebens. Er blühte um 360 nach Chr. Geb. Sein Abriß der römischen Ge-







Exarchus, Exarchat, Als Narses, der Feldherr des morgenländischen Kaisers Justinian, die Gothen und ihre Verbündeten in Italien ganz besiegt hatte (552 — 554), behandelte Justinian den mittlern Theil Italiens als eine Provinz des morgenländischen Kaiserthums, und ließ es durch einen Statthalter, der Exarchus hieß und seinen Sitz zu Ravenna hatte, regieren. Der Theil Italiens, der unter diesem Statthalter stand, hieß das Exarchat. Aistulph, König der Langobarden, eroberte Ravenna und das ganze Exarchat (752), aber der fränkische König Pipin nöthigte ihn (755) es zurückzugeben, und schenkte es Papst Stephan III. Seit dieser Zeit ist Ravenna und sein Gebiet mit dem Kirchenstaate vereinigt geblieben. — Bei den heutigen Griechen ist Exarchus ein Deputirter des Patriarchen, welcher in den Provinzen herumreist, und die Bischöfe und Kirchen visitirt.

Exception, Ausflucht, besonders gerichtliche, s. Klagen und Einreden.

Exchequer, die königliche Rent- oder Schatzkammer in England, sie steht unter dem Großschatzmeister, gewöhnlich aber, wie jetzt, unter gewissen Commissarien, von denen der erste Lord der Schatzkammer, und der Kanzler der Schatzkammer (jetzt Banksittart) zu den königlichen Ministern gehören. — **Exchequer-Bills,** Schatzkammerscheine: Obligationen, zu deren Ausstellung das brittische Finanzministerium durch ein Creditvotum vom Parlament autorisirt wird. Sie sind nicht auf einen bestimmten Abzahlungsstermin gestellt; so lange sie laufen, tragen sie $3\frac{1}{2}$ Pence von 100 Pfund Sterling tägliche Zinsen, welches 5 Procent beträgt, und stehen gewöhnlich um ein wenig besser als baares Geld, weil Banquiers und Kaufleute ihren Cassensbestand gern in diesem zinsentragenden Papiere halten. Die Zinsen sind aber nicht fundirt, sondern werden aus den allgemeinen Revenüen entrichtet. Um nun den zu großen Anwachs dieser Obligationen zu verhindern, deren Emission ein nothwendiger Theil des Mechanismus der brittischen Finanzen ist, ruft der Staat alljährlich einen Theil derselben auf, um sie abzuführen oder unter bestimmten Bedingungen in den Stock zu fundiren, d. h. in eine permanente Schuld zu verwandeln, deren Zinsen durch bestimmte, dazu aufgelegte Abgaben gesichert sind. Erzwungen kann aber diese Verwandelung nie werden: wer sie sich nicht gefallen lassen will, kann, wenn seine Serie aufgerufen wird, baare Zahlung verlangen.

Excommunication, die Ausschließung aus der Gemeine (Commune), wiewohl darunter insonderheit eine religiöse Verbindung verstanden wird, mithin vornehmlich der kirchliche Bann, Kirchenbann, vornehmlich der von milderer Art. **Excommuniciren,** in den Bann thun. **E. Bann.** D.

Excussion, die Ausklagung des Hauptschuldners, daher *beneficium excussionis*, die Rechtswohlthat für denjenigen, welcher sich für jemand verbürgt hat, verlangen zu können, daß der Hauptschuldner zuerst ausgelastet werde.

Execution, die Ausführung (z. B. einer Musik), Vollstreckung (eines Urtheils), Beitreibung der Abgaben. **Executor,** Vollstrecker, z. B. eines Testaments. **Executiv,** vollstreckend, z. B. vollstreckende, ausübende Gewalt im Gegensatz der gesetzgebenden. **Executorialen** (*executoriales litterae*), Vollstreckungs- oder Beitreibungsbefehle.

Exegese ist ein griechisches Wort, welches Erklärung bedeutet, vorzugsweise aber von der Erklärung der heiligen Bücher gebraucht wird. Von der Erklärung der Profanscribenten pflegt man häufiger das lateinische Wort *Interpretation* zu brauchen. Ein *Exeget* ist ein gelehrter Schriftausleger, und *exegesisiren* heißt zuerst überhaupt erklären, auslegen; dann aber besonders den Sinn der heiligen Schriften durch Anwendung der Sprachkenntnisse und anderer Hülfsmittel entwickeln. Die Wissenschaft, welche die Grundsätze der Auslegungskunst darstellt, kann man *Exegetik* nennen; gewöhnlich indeß wird sie mit einem andern, aus dem Griechischen entlehnten Worte *Hermeneutik* genannt. Da die heiligen Bücher in einer fremden Sprache, von Verfassern einer fernern Zeit und eines fremden Volks geschrieben sind, so leuchtet von selbst ein, daß, um ihr Verständniß zu öffnen, nicht nur eine tiefe Sprachkunde, sondern auch eine Menge historischer, geographischer oder antiquarischer Kenntnisse erfordert werde, und da die Kenntniß der christlichen Glaubens- und Sittenlehre aus den heiligen Büchern geschöpft werden muß, so ergibt sich, daß das ganze theologische Studium von der Exegese ausgehe. Die berühmtesten Exegeten unter den Kirchenvätern waren Origenes, Chrysostomus, Theodoret, Diodorus von Tarsus und Hieronymus. Im Mittelalter, als man sich fast ausschließlich an die Vulgata, d. h. an eine lateinische Bibelübersetzung hielt, welche allgemein im Gebrauche war, und es den meisten Theologen an Sprachkenntnissen fehlte, ward die Exegese sehr vernachlässigt. Durch die Reformation aber ward dieses Studium von neuem belebt, und die letzten Jahrhunderte haben eine lange Reihe vorzüglicher Exegeten, besonders in der protestantischen Kirche, hervorgebracht. N.

Exequien, die Todtenfeier. Man versteht in der catholischen Kirche unter Exequien nicht sowohl das Leichenbegängniß selbst, als vielmehr die feierlichen Seelenmessen, welche (gewöhnlich einige Wochen darauf) für den Verstorbenen gelesen werden. Bei den Exequien hoher und besonders fürstlicher Personen wird zugleich ein Trauergerüst errichtet, eine feierliche Musik aufgeführt, die Kirche schwarz behangen u. dgl. m. S. auch Requiem.

Exhaustion, Erschöpfung, ist in der Mathematik die Lehre von völliger Gleichheit der Größen. Die Alten bewiesen diese Gleichheit dadurch, daß sie zeigten, es sey Unsinn, eine Größe noch für größer als die andere anzunehmen und nannten daher diese Methode die *Reductio ad absurdum*. Nach Euclides sind zwei Größen gleich, deren Differenz kleiner als jede wirkliche Größe ist, ungleich aber, wenn noch eine auch noch so kleine Differenz vorhanden ist, die durch Multiplication größer wird. Auf dieser Lehre beruht unter andern der Satz, daß ein Circle einem in oder um ihn beschriebenen Viereck von unendlich vielen Seiten gleich sey und sich als solches berechnen lasse.

Exil, eine Strafe, wodurch jemand genöthigt wird, die Stadt, Provinz oder auch das Land zu verlassen, wo er sich bis dahin wesentlich aufhielt, mithin ein bürgerlicher Bann oder politische Verweisung. Die alten Freistaaten exilirten zuweilen Männer um des bloßen Verdachtes willen, daß sie der republikanischen Freiheit gefährlich werden könnten. In diesem Falle war das Exil nicht Strafe, sondern Vorsichtsmaßregel. Babylonisches Exil, s. Hebräer und Juden. N.

Exorcismus ist ein griechisches Wort, welches Beschwörung und Beschwörungsformel bedeutet, so wie *exorcisiren*, beschwören.

ren, bannen, namentlich böse Geister bannen, heißt. In der alten Kirche herrschte die Meinung, daß gewisse Personen, namentlich gewisse Kranke, besonders Wahnsinnige und Epileptische, von bösen Geistern besessen wären. Ueber dergleichen Personen nun wurden Beschwörungsformeln ausgesprochen, und diese Handlung nannte man Exorcismus. Es gab sogar eine eigene Gattung von Gesellschaftspersonen, Exorcisten genannt, welche dieses Geschäft zu verrichten pflegten. Seit dem dritten Jahrhunderte ward die Meinung verbreitet, daß die Heiden und die Häretiker von bösen Geistern besessen wären, und daher kam es, daß der Exorcismus nunmehr mit der Taufhandlung verbunden ward. Und nachdem Augustins Lehre von der Erbsünde allgemeinen Eingang gefunden hatte, pflegte man ihn seit dem fünften Jahrhunderte auch bei der Kindertaufe zu brauchen. Luther ließ diesen Gebrauch stehen; die reformirte Kirche aber gab ihn frühzeitig auf, und auch unter den lutherischen Geistlichen gab es schon im sechzehnten Jahrhunderte, zu der Zeit der cryptocalvinischen Streitigkeiten, viele, welche ihn mißbilligten. Dennoch dauerte er in der lutherischen Kirche bis auf die neuern Zeiten fort, ob man ihm gleich eine vernünftige Deutung gab, und erklärte, daß er nicht als eine Austreibung des Satans, sondern als ein Bekenntniß des angeborenen Verderbens und der Nothwendigkeit der Erlösung zu betrachten sey. Er ist aber ein unschicklicher Gebrauch, welcher sich leicht dem Aberglauben nähern kann, und es ist daher sehr zu billigen, daß man ihn in den neuern Zeiten fast aller Orten abgeschafft hat. N.

Exoterisch, Exoteriker, s. Esoterisch.

Expansion, Ausdehnung, Ausbreitung, Erweiterung; daher Expansivkraft, Ausdehnungskraft der Materie, vermöge welcher sie von ihrem Mittelpunkte aus einen Raum einnimmt, entgegen gesetzt der Contractivkraft oder zusammenziehenden Kraft.

Explorator ist ein 132 Fuß langer Draht, dessen isolirte, mit Sinnendpfchen versehene Enden an einer Stange über dem Schornstein oder an den Gipfel eines Baums befestigt werden. Von diesem Draht wird ein anderer durch eine mit Siegellack überzogene Glasröhre ins Zimmer geleitet; an dem Draht im Zimmer befindet sich ein Electricitätsmesser, mittelst dessen man die tägliche Lustelectricität beobachten kann. Der Erfinder dieses Instruments ist Beccaria.

Explosion ist eine plötzliche und gewaltsame Ausdehnung einer elastischen flüssigen Materie, welche nach allen Richtungen wirkt, die Hindernisse, die sie einschließen, an den schwächsten Orten durchbricht und gemeiniglich mit einem Knall begleitet ist, besonders das Sprengen bedeutender Pulvermassen, wie in Leiden, Eisenach, Dresden, Danzig u. s. w. Das Schießpulver, Knallpulver, Knallgold u. dgl. erzeugen bei ihrer Entzündung oder Erhizung plötzlich eine große Menge elastischer Materien, welche sich gewaltiam auszudehnen streben. Sind diese Materien noch überdies eingeschlossen, so treiben die erzeugten elastischen Flüssigkeiten die Pfropfe, welche sie einschließen, mit ungemeiner Kraft fort oder zersprengen die Körper, in denen sie enthalten sind. Von diesen Explosionen hängen die Wirkungen aller Feuertgewehre, der Minen und Bomben ab. Die Dämpfe, in welche das Wasser durch die Hitze verwandelt wird, sind in einem hohen Grade elastisch. Wenn man daher Wasser in einem verstopften oder erschlossenen Gefäße erhitzt, so üben diese Dämpfe gegen die Wände des Gefäßes oder gegen den Pfropf, der es verschließt, eine überaus große Gewalt aus.







gebraucht, indem man ein Mal in epischen und dramatischen Gedichten das Gewebe der Begebenheiten (das Sujet), dann aber auch eine eigne Dichtungsart oder Redeproduct mit diesem Namen bezeichnet. Zum Unterschied pfllegt man diese Dichtungsart die äsopische Fabel, öfters auch Apolog, zu nennen. Wenn man von der Fabel der epischen und dramatischen Gedichte spricht, so geschieht es im Gegensatz der Geschichte. Die letztere muß treu seyn; die Begebenheiten müssen so dargestellt seyn, und so auf einander folgen, wie es in der Wirklichkeit der Fall war; des Dichters Darstellung hingegen strebt nach Schönheit, sein dargestelltes Ganzes soll gefallen, er wird also die Begebenheiten so ordnen und einrichten müssen, wie es sein Zweck erheischt. Nicht das Wirkliche soll er darstellen, sondern das Mögliche; nicht wie es war, sondern wie es wahrscheinlich ist; nicht mit historischer Treue, sondern mit poetischer Nothwendigkeit. Der Dichter läßt daher weg, was nicht wesentlich zum Ganzen gehört, ändert ab, damit sich alles zum Zwecke füge, setzt hinzu, wodurch dieser besser erreicht wird. Auch der historisch gegebene Stoff wird dadurch Werk seiner Erfindung, er schafft etwas Neues aus dem Alten. Mag der Stoff von der Geschichte geliehen oder neu erfunden seyn, so unterwirft ihn der Dichter dem Gesetz der poetischen Form, von welcher an seinem Orte wird gehandelt werden. Abgesehen nun von dem, was zur Behandlung der Fabel gehört, kommt bloß der Grad in Betracht, in welchem sie interessant ist. Ein wichtiger Punkt ist aber noch ihr Verhältniß zum Charakter. (S. d. Art. Charakter.) Zu unterscheiden ist dabei das epische und dramatische Gedicht; in die Begebenheit wird der Charakter verschlungen, die Handlung geht aus Freiheit (dem Charakter) hervor. Die äsopische Fabel oder den Apolog rechnet man mit Recht zu den didaktischen Gedichten, und zwar ist sie eine Art Allegorie. Man kann sie erklären als Darstellung einer practischen Regel der Lebensklugheit oder Lebensweisheit unter einem aus der physischen Welt hergenommenen Sinnbild. Sie besteht demnach aus zwei wesentlichen Theilen: dem Sinnbild und der Anwendung, oder einer in denselben liegenden Lehre, die man mit Unrecht die Moral der Fabel genannt hat, die aber nicht nothwendig mit den klaren Worten nackt ausgesprochen werden muß, wenn die Fabel poetisch seyn soll. Wegen ihres Zwecks, welcher auch die Erfindung bestimmt, liegt die Fabel auf der Gränze der Poesie und Prosa; selten ist sie rein poetisch und gefällt abgesehen von ihrem Zwecke. Clodius sagt sehr richtig, sie sey eine Belebung der todten Natur, Prosopöie. Dieses Wohlgefallen an ihr wird nicht bloß erregt durch das Vergnügen, welches der Witz an der sinnlichen Einkleidung findet, sondern es liegt tiefer, in der anschaulichen Erkenntniß, daß die Haushaltung der Natur nach ewigen Gesetzen, in unveränderlichen Charakteren fortgehe, in der physischen und moralischen Welt dieselbe sey. In der nicht moralischen Welt zeigt sich nur die ewige Bestandtheit jener Gesetze und Charaktere deutlicher und offener, als in der Menschenwelt, und dies ist der Grund, warum der Fabeldichter (dem es also nicht bloß darum zu thun ist, eine Lehre durch einen gegebenen Fall anschaulich zu machen, wozu ihm das Gleichniß, die Parabel, hingereicht haben würde) seine Acteurs aus der nicht moralischen Welt wählt. Herder hat hierüber das Treffendste gesagt, und wer sich weiter davon unterrichten will, kann es durch ihn. Er hat gezeigt, die Fabel mache eine Lehre als Naturgesetz in einem einzelnen

Fall der großen Naturordnung anschaulich. Was die verschiedenen Arten der Fabeln betrifft, so hat man diese seit Apollonius in vernünftige, sittliche und vermischte eingetheilt. Herder theilt sie in: 1. theoretische (den Verstand bildende); ein Factum der Natur als Gesetz und Weltordnung aufgestellt, übt den Verstand. Dies wird, wenn man mit vollem Munde nach dem Bild im Wasser schnappt, jenes, wenn man als Schaf mit dem Wolfe streitet; jenes, wenn man als Hase mit dem König Löwen jagt. 2. Sittliche. Nicht Moral sollen und können wir von den Thieren lernen, die große Haushaltung der Natur aber sehen wir, und erkennen, wie sie die Glückseligkeit aller Lebendigen an unveränderliche, ewige Gesetze des Strebens geknüpft hat. Gehe hin zur Ameise, du Träger! 3. Schicksalsfabeln. Nicht immer kann im Naturgange selbst anschaulich gemacht werden, wie aus diesem ein Anderes durch innere Consequenz folge; da tritt nun die große, höhere Folge der Begebenheiten, die wir bald Schicksal, bald Zufall nennen, ins Spiel, und zeigt, wie dies und das, wo nicht aus, so doch nach einander folgt, durch eine höhere Anordnung. Der räuberische Adler trägt mit dem Raube einen Funken vom Altar in sein Nest, der es in Flammen setzt, und seine unbesiegbaren Jungen dem zur Beute gibt, dem er einst treulos die Jungen geraubt. Bei den schönsten Fabeln dieser Art wird unsre Seele groß und weit wie die Schöpfung. Nach dieser dreifachen Einteilung des Inhalts und Ganges der Fabel richtet sich auch der Vortrag. Im Allgemeinen muß er einfach seyn, damit das Ganze leicht durchschaut werde, edel, weil der Gegenstand eine gewisse Würde hat. Doch schließt dies den Scherz nicht aus, weil gleichsam mit dem Wunderbaren ein Spiel getrieben wird, noch das Satirische, weil ein Theil der Fabeln auf Ironie ruht; einige sind rührend und die Schicksalsfabeln streifen an das Erhabene hin. Ganz einfach, heiter und ernst in ihrer Darstellung waren die alten Fabulisten (Fabeldichter); Lafontaine führte den Scherz ein und sprach im geselligen Weltton, Lessing, Pfeffel u. A. bestreuten sie mit der Satire durch die Pointe des Sinngedichts. In jedem kann man zu viel thun, und es ist nicht zu läugnen, daß besonders ein gewisser scherzhaft seyn sollender Schnickschnack die Fabel nicht nur breit, sondern wohl gar verächtlich gemacht, das Fäschchen nach Wig und Pointe sie aus ihrer Sphäre gerückt hat. Manches Histröchen, das wir unter den Fabeln sehen, mag witzig, sinnreich und anmuthig seyn, nur eine Fabel ist es nicht. Die Form der Fabel ist übrigens verschieden, es gibt bloß erzählende, es gibt dialogisirte; man hat in Reinecke der Fuchs ein ganzes Fabel-Epos, und man sieht nicht, was in einem Fabel-Drama als Burleske Widersinniges seyn sollte. ad.

Fabius Maximus (Quintus), mit dem Beinamen Cunctator, der Zauberer, einer der größten Feldherren des alten Rom, rettete sein Vaterland, als es nach der unglücklichen Niederlage am Trasimen dem Untergange nahe schien, und Hannibal mit seinem siegreichen Heere gegen die Hauptstadt selbst im Anzuge war. In jenem entscheidenden Zeitpunkte trat Fabius, mit der Würde des Dictators bekleidet, an die Spitze der römischen Legionen, und entwarf, da er sein eigenes Heer muthlos und bestürzt, das feindliche aber furchtbar und zahlreich fand, um nicht das Schicksal der Republik auf den Ausgang einer Schlacht zu setzen, den weisen Plan, jedes Treffen zu vermeiden und seinen mächtigen Feind durch Marsche und Zaudern zu ermüden und zu entkräften. Hannibal, der seinen gefähr-

lichen Feind wohl erkannte, ließ ihm sagen, um ihn zu einer Schlacht zu reizen: „Wenn Fabius ein so großer Feldherr ist, als er uns glauben machen will, so steige er herab in die Ebene und nehme die Schlacht an, die ich ihm biete.“ Fabius aber antwortete ihm kalt: „Wenn Hannibal ein so großer Feldherr ist, als er glaubt, so zwingen er mich, sie anzunehmen.“ Unzufrieden mit seinen langen Zögerungen, deren Grund sie nicht einsahen und falsch deuteten, riefen die Römer ihn unter dem Vorwande zurück, einem feierlichen Opfer beizuwohnen, und übertrugen unterdeß die Hälfte seiner Gewalt dem Minutius Felix, der eben so verwegen als Fabius vorsichtig war. Schon war dieser in einen Hinterhalt des punischen Feldherrn gefallen, und einer Niederlage nahe, als Fabius noch zeitig genug herbeieilte und ihn rettete. Von Dankbarkeit durchdrungen, gab ihm Minutius seine Truppen zurück, um von ihm schlagen und siegen zu lernen. Als er mit Hannibal über das Lösegeld der in der Schlacht bei Cannä gefangenen Römer sich vereinigt hatte, der Senat aber den Vertrag nicht halten wollte, verkaufte er alle seine Güter, um sein Wort zu lösen, und bewährte dadurch eben so sehr seine unverbrüchliche Redlichkeit, als er im Felde sein Feldherrntalent bewiesen hatte. Er starb im Jahre Roms 552 in einem hohen Alter.

Fabliers und Fabliaux, s. d. Art. französische Poesie und Troubadours.

Fabre d'Eglantine, Schauspieler, Gelehrter in dem Sinne, was die Franzosen *homme de lettres* nennen, und Conventsdeputirter, geb. 1755, und am 13ten Jan. 1794 mit Danton und andern Revolutionairs guillotiniert. Er war ein Mann von Talent und Geist, und seine Fortsetzung des *Misanthrope* von Molière durch seinen *Philinte de Molière* gehört zu den bessern Stücken des neuern französischen Theaters. Seine *Précepteurs*, ein anderes Lustspiel, sind ebenfalls verdienstvoll. Als Deputirter beim Convent gehörte er zu der Faction der Cordeliers, Dantons und Heberts, und theilte dieser ihr Schicksal. An der Verfertigung des republikanischen Calenders hatte er bedeutenden Antheil, und der Bericht darüber im Convent ging von ihm aus.

Fabricius (Cajus), mit dem Beinamen *Euscus*, ein Muster altrömischer Tugend, vorzüglich durch seine Furchtlosigkeit, Rechtschaffenheit, Enthaltensamkeit und Tapferkeit. Nachdem er mehrere Feinde Roms geschlagen und sein Vaterland mit einer ungeheuern Beute bereichert hatte, von welcher er allein nichts behielt, wurde er als Gesandter zu dem König von Epirus, Pyrrhus, geschickt, um die gefangenen römischen Soldaten auszulösen. Pyrrhus wollte den Fabricius, dessen Armuth ihm bekannt war, durch Geschenke für den Frieden gewinnen; allein Fabricius lehnte sie mit römischer Seelengröße ab; eben so wenig aber ließ er sich von einem Elephanten schrecken, welchen Pyrrhus hinter einer Tapetenwand hervortreten ließ. Mit Bewunderung entließ ihn Pyrrhus, und erlaubte den Gefangenen nach Rom zu den damals einfallenden Saturnalien zu gehen, unter dem Versprechen, nach der Feier in die Gefangenschaft zurückzukehren, welches sie auch hielten. Pyrrhus wurde bald so für Fabricius eingenommen, daß er ihm die erste Stelle in seinem Reiche anbot, wenn er nach geschlossenem Frieden zu ihm kommen wollte, welches Anerbieten Fabricius freimüthig ablehnte. Als Consul im Jahre Roms 475 (278 vor Chr. Geb.) zwang er dem Pyrrhus von neuem Bewunderung ab, indem er ihm Nachricht gab, daß sich des

Römisches eigener Leibarzt erboten habe, ihn gegen eine Belohnung zu vergiften. Pyrrhus sagte hierbei: eher kann die Sonne von ihrem Laufe, als dieser Römer von dem Wege der Rechtschaffenheit abgelenkt werden. Aus Dankbarkeit entließ er die gefangenen Römer ohne Lösegeld. In dieses Jahr ist auch die Schlacht bei Asculum zu setzen, in welcher Pyrrhus zwar siegte, aber den besten Theil seiner Armee verlor. Im Jahre Roms 478 bekleidete Fabricius mit dem Aemilius Papus das Censoramt, vermöge dessen er den Cornelius Rufinus aus dem Senat stoßen half, weil derselbe zehn Pfund Silber an Tischgeräthen besaß. Ein Mann, wie Fabricius, konnte nicht reich sterben; er starb so arm, daß seine Tochter aus dem öffentlichen Schatze verheirathet werden mußte. Um ihn noch im Tode zu ehren, wurde von dem Gesetze der zwölf Tafeln, welches die Begräbnisse in der Stadt verbot, eine Ausnahme gemacht.

Fabricius (Johann Albert), gehört zu den durch tiefe und ausgebreitete Gelehrsamkeit berühmt gewordenen Deutschen. Er umfaßte sämtliche Zweige des menschlichen Wissens, und wucherte mit seinen Kenntnissen als Lehrer und Schriftsteller reichlich. Er besaß eine unglaubliche Belesenheit, und einen unerschöpflichen Schatz, besonders philologischer Gelehrsamkeit. Er war zu Leipzig den 1ten Nov. 1668 geboren, wo er auch studirte. Darauf begab er sich zu Verwandten nach Hamburg, woselbst er nach Vincent Glacius Tode Professor der Beredsamkeit wurde. Im Jahre 1719 trug ihm der Landgraf von Hessen-Cassel die erste theologische Professur zu Gießen und die Superintendur der protestantischen Gemeinden in seinem Lande an. Fabricius war versucht, diesen glänzenden Einladungen zu folgen, allein der Magistrat von Hamburg wußte ihn für die gebotenen Vortheile zu entschädigen. Dieses Wohlwollen hielt ihn in Hamburg zurück, woselbst er den 3ten April 1736 in einem Alter von 68 Jahren starb. Ein Muster einer verständigen und geistvollen Behandlung der griechischen Literatur ist seine Bibliotheca graeca, deren Beendigung der gelehrte Harles übernommen hat. Nicht minder brauchbar sind seine Bibliotheca latina, und die Bibliothecae mediae et infimae aetatis und Bibliographia antiquaria. Ueberdies zeugen von seinen gründlichen und ausgebreiteten Kenntnissen seine Ausgaben des Sertius Empiricus und seine Anmerkungen zum Dio Cassius. Schröder hat in seinen Lebensbeschreibungen (2. Bd. S. 344 u. ff.) dieses literarischen Polyhistor's Leben geschildert.

Fabrik heißt die Werkstätte oder Anstalt, wo Waaren im Ganzen verfertigt werden, zu deren Zubereitung Feuer und Hammer nöthig sind. Durch die letztere Bestimmung unterscheidet sich Fabrik von Manufactur; daher sagt man Gewehrfabrik, hingegen Tuch-, Kattunmanufactur. Fabrikat, was in der Fabrik verfertigt worden ist. (Vergl. Manufactur.)

Fagade nennt man die Außenseite oder äußere Ansicht eines Gebäudes, deren ein freistehendes vier hat, und unter denen die, wo sich der Haupteingang befindet, die vorzüglichste ist. Weil man an den wenigsten Gebäuden vier, an vielen nur zwei, an den meisten bloß eine Außenseite zu sehen bekommt, die nach der Straße schenkt, so hat man diese Außenseite mit dem Haupteingang auch vorzugsweise Fagade genannt. Als Werk schöner Baukunst muß sie ein Ganzes bilden, dessen Theile ein schönes Verhältniß an sich, eine symmetrische Stellung gegen einander und Harmonie im Ganzen haben, und in derselben muß sich vorzüglich der Charakter des Gebäudes ausdrücken. dd.

Facette, Kasette, die rautenförmig geschliffene Seite, Spitze oder Ecke eines Glases oder Edelsteins. Die Menge von Kasetten, durch welche man einen Diamant bisweilen heben will, wird demselben im Gegentheil oft nachtheilig. **Kasettenschleifer**, ein Glashschleifer, der die rautenförmigen Flächen auf Spiegeln, Kronleuchtern u. s. w. einschneidet.

Fachingen, ein Dorf im Herzogthum Nassau, dicht an der Lahn, eine halbe Stunde von Diez, berühmt wegen seines Sauerbrunnens, wovon über 200,000 Krüge jährlich verschickt werden. Das Wasser ist ein salzhaltiges, mit fixer Luft durchzogenes Mineralwasser, das gleich nach dem Abschiede des Winters am kräftigsten seyn soll. An einer Einrichtung für Gurgäste fehlt es am Orte ganz.

Fächser heißt jeder zur Fortpflanzung bestimmte und in die Erde gepflanzte Gewächszweig; insbesondere die umgelegten Weinreben, wenn sie zwei Jahr alt sind und Wurzeln fassen.

Fackeltanz. Tanz und Musik waren den Griechen und Römern, wie sie es uns sind, zwei nothwendige Erfordernisse zur Verherrlichung eines Festes; vor allem durften sie bei der Hochzeitfeier nicht fehlen, welche sich damit endigte, daß die Verlobte ihrem Bräutigam durch Paranymphe ins Haus geführt wurde, wobei ihr ein Jüngling, der den Hymen vorstellte, die brennende Hochzeitsfackel vortrug, und Hymnen zur Verherrlichung dieses Gottes gesungen wurden. Die Römer, welche diese Gebräuche von den Griechen angenommen hatten, mischten ihre Fescennien hinein. Dies scheint der Ursprung des Fackeltanzes zu seyn, den schon Kaiser Constantin, als er seine Residenz von Rom nach Byzanz verlegte, am Hofe einführte. So war dieser Tanz schon dem ersten christlichen Kaiser im vierten Jahrhundert als ein Hof- und Ceremonientanz bekannt. In späteren Ritterzeiten ward er ein Theil der Tourniere, womit Kaiser und Könige ihre Hochzeiten verherrlichten. Auf den Tournissen, die Heinrich der Vogler anstellte, tanzte der Ritter, der den Sieg davon getragen, mit der Dame, die ihm den Dank ertheilt hatte, unter Vor- und Nachtragen der Fackeln ganz allein. Als die Tourniere aufhörten, blieb der Fackeltanz zurück als ein Denkmal der alten Ritterzeit, und bis auf unsere Zeiten pflegt er bei der Vermählung fürstlicher Personen zum Beschluß mit vieler Pracht und Feierlichkeit getanzt zu werden, wenn das Paar in das Brautgemach geführt wird.

Fac Simile heißt eine der Originalhandschrift in allen ihren Zügen und Eigenthümlichkeiten nachgebildete Copie. Man pflegt dergleichen von alten Manuscripten oder auch von der Schrift berühmter Männer in Kupferstich zu liefern, im ersten Fall, weil die Beschaffenheit der Schriftzüge ihr Alter bestimmt, im letztern Fall aber, weil man geneigt ist, nach Lavaters und anderer Meinung, in der Handschrift etwas Charakteristisches zu finden.

Factor, in der Arithmetik (so viel als Efficient) eine Zahl, welche man mit einer andern multiplicirt; im Kaufmannswesen der Aufseher, Vorsteher einer Handlung, Fabrik, Manufactur oder sonstigen größern öffentlichen oder Privatunternehmung, z. B. Bergwercksfactor. Sein Amt. **Factorie**, aber auch die Niederlage, oder das Amt eines Factors. Die Engländer nennen so alle in Ostindien befindlichen, den Europäern zugehörige Comtoirs. **Factoriehandel**, der Commissionhandel, wenn für fremde Rechnung Waaren eingekauft und verkauft, Geld und Waaren empfangen und verschickt wird.

Factur (italienisch *fattura*, französisch *facture*), die Rechnung über solche Waaren, welche für eines Andern Conto eingekauft worden sind, oder ein Verzeichniß der Waaren, die ein Factor seinem Prinzipal, der Commissionär seinem Committenten, oder auch ein Kaufmann dem andern übersendet. **Facturbuch**, Hülfsbuch, in welches diese Facturen von dem Absender eingetragen werden.

Facultäten. Die gesammten Wissenschaften, welche auf Universitäten gelehrt werden, ordnen sich unter vier Abtheilungen oder Facultäten, welche nach und nach in folgender Ordnung entstanden: zuerst die philosophische, dann die theologische, später die juristische und zuletzt die medicinische. Papst Gregor IX. ist der erste, der 1231 aller vier Facultäten erwähnt. Die ersten Lehrer hießen Magistri und Lectores, später erst Professores. Alle zu einer Facultät gehörigen Professoren bilden das Collegium facultatis, und die wirklichen Beisitzer heißen Facultisten, besonders in der Juristenfacultät. So unvollkommen auch diese Eintheilung ist, so hat sie sich doch noch auf allen Universitäten erhalten. S. d. Art. Universitäten und Decan.

Faden, ein Seelängenmaß von 6 Schuh oder 1 Klafter.

Fagott, ein sanft klingendes, in den höhern Tönen dem Tenor sich näherndes Blasinstrument, welches ehemals der Hoboe zur Begleitung diente, daher es auch Basson de hautbois hieß; es ist aber jetzt durch mehrere Klappen so vervollkommenet, daß man auch darauf Solo bläst. Es umfaßt drei Octaven, und seine Vorzeichnung ist gewöhnlich der F. Schlüssel; doch bedient man sich auch jetzt in den höheren Tönen, der bequemern Uebersicht wegen, des Tenorschlüssels. Es bildet bei den Harmonien blasender Instrumente gewöhnlich den Bass. Viel tiefer steht der stärkere Quartfagott, dessen man sich jetzt bei Feldmusik statt des sonst mehr gebrauchten Serpent bedient.

Fahne war ursprünglich ein Zeichen, das auf eine Stange, einen Spieß oder Balken aus verschiedenen Absichten aufgesteckt wurde. Unter den Hebräern waren die Fahnen schon zu Moses Zeiten bekannt; sie waren schon damals mit Sinnbildern geschmückt. S. Driflamme. Ephraim führte einen Stier, Benjamin einen Wolf u. s. w. Ein Gleiches finden wir bei den Griechen; die Athenienser hatten eine Eule, die Thebaner eine Sphinx auf ihrer Fahne, durch deren Emporheben oder Senken sie das Zeichen zum Angriff oder Rückzug gaben. Die Fahne des Romulus war ein Heubündel, welches an einer Stange gebunden war. An die Stelle desselben trat später eine Hand, und dann ein Adler. Die wirklichen Fahnen kamen erst unter den Kaisern auf; sie behielten den Adler bei. Außerdem aber hatten die Fahnen auch Drachen und silberne Kugeln zum Zeichen; die Fahnen der römischen Reiterei bestanden aus einem viereckigen purpurfarbenen, mit Gold gezierten Tuche, worauf man in der Folge noch das Bild eines Drachen anbrachte. Die Deutschen knüpften ein Band an eine Lanze, welche der Herzog vor dem Heere hertrug. Von diesem Bande soll das Wort Fahne entstanden seyn, indem aus Band Ban, Fan, Fahne geworden sey; man führt dafür an, daß bandum und banderium (bandiera, Banner, Panier) eine Fahne und banderesius ein Fahndrich heißt. In der Folge wurde aus diesem Bande ein großes Tuch, das mit Emblemen und Inschriften geziert wurde. Die neuen französischen Heere hatten zu ihren Fahnen, nach Art der römischen, Adler, nur von etwas verschiedener Gestalt.

Fahnenreid heißt der Soldatenreid, weil die Soldaten auf die Fahne schwören müssen. **Fahnenlehen**, ein kaiserliches Lehen, weil es ehemals mit Ueberreichung einer Fahne verliehen ward, welches in der Folge vermittelst eines Schwertes geschah, dessen Knopf der auf dem Throne sitzende Kaiser den Vasallen nach abgelegtem Lehnseide lassen ließ. **Fahnenreid**, ein Feldreid bei einer Fahne der Ketterei. **Fahnenreid** ist die lederne Scheide, worein das Untertheil der Fahnenstange gesteckt wird. **Fahnenreidung** war die feierliche Ehrlichmachung eines durch ein Verbrechen oder eine Beischimpfung unehrlich gewordenen Soldaten, die mit verschiedenen Ceremonien geschieht. **Fahnenwache** ist die Wache vor der ersten Linie des Lagers.

Fahrbüchse heißt bei der Münze diejenige Art von Büchse, in welche der Münzwardein ein Stück von jeder geprägten Münze einwirft, um sie nachher auf Kreis-Probationstagen nach dem Schmelz- und Tiegellregister gehörig untersuchen zu lassen. **Fahrende Habe** oder **Fahrniß** heißen im deutschen Rechte bewegliche Güter, oder alles dasjenige, was von einem Orte zum andern gebracht werden kann, und den liegenden Gründen entgegengesetzt ist. Desgleichen auch Hausgeräth, im Gegensatz von Geld und Kleinodien. **Fahrrecht** heißt so viel als Standrecht; auch das an dessen Stelle eingeführte Berggeld. **Fahrt** ist beim Bergwesen eine Leiter, wodurch man in die Grube steigt. Eine ganze Fahrt ist zwölf, eine halbe sechs Ellen lang. **Fahrt**, wo man in die Grube fährt; sie ist von der Vorderschaft mit Bretern unterschieden. **Fahrtwasser** ist diejenige Gegend eines Canals, Hafens oder Stroms, wo keine Untiefen sind und wo daher ein Schiff gut und sicher fahren kann.

Fahrenheit (Daniel Gabriel), aus Danzig, ward anfangs zur Handlung bestimmt, aber seine Neigung zog ihn zur Physik, die er mit Eifer studirte. Er beschäftigte sich mit der Verfertigung von Barometern und Thermometern, und brachte es darin zu einer großen Vollkommenheit. Statt des Weingeistes bediente er sich 1720 des Quecksilbers, wodurch das Instrument ungemein an Genauigkeit gewann. Er ging nach Holland und England, und starb daselbst gegen 1740. Wir besitzen von ihm eine Abhandlung über die Thermometer, die er 1724 herausgab. Von der genauen Einrichtung des Thermometers, das von ihm den Namen des fahrenheitschen hat, siehe unter Thermometer.

Fakir oder **Genassen** ist in Ostindien eine Art von heidnischen Bettelmönchen, die sich von der Welt absondern und der Betrachtung widmen. Sie bestreben sich zum Theil durch grausame und lächerliche Kasteiungen ihres Körpers sich Unterhalt und Ehrfurcht bei dem großen Haufen zu verschaffen. Manche wälzen sich im Roth, andere halten einen Arm so lange unbeweglich in die Höhe, bis er völlig erstarrt und lebenslang in dieser Richtung bleibt; andere halten die Hände so lange zusammengedrückt, bis die Nägel in die flache Hand hineinwachsen und auf der andern Seite herauskommen; wieder andere drehen das Gesicht über die Schulter oder die Augen gegen die Nasenspitzen so lange, bis sie in dieser Stellung oder Richtung unveränderlich bleiben. Sie küssen und waschen sich nie, und thun das Gelübde der Armuth, um auf Kosten der frommen Gläubigen zu leben.

Falconet (Etienne), einer der geschicktesten und gelehrtesten Bildhauer seiner Zeit, im Canton Vaud in der Schweiz geboren. Sein erstes Werk war die Büste seines Onkels, des berühmten Arztes, Camille Falconet. Sein ausgebreiteter Ruf machte, daß er im J. 1766 von der Kaiserin Catharina nach Petersburg eingeladen wurde, um die Statue



fahrer, Gebald de Wert, kam im J. 1598 in diese Gegend, und nannte die Inseln nach sich Gebaldinen. Als im J. 1689 der englische Admiral Strong zuerst die Meerenge durchschiffte, welche die beiden Hauptinseln trennt, gab er dieser den Namen von seinem Gönner, dem Lord Falkland, und diese Benennung wurde nachher auf alle darum gelegenen größern und kleinern Inseln ausgedehnt. Im spanischen Successionskriege wurden die Inseln von französischen Seefahrern aus St. Malo bemerkt, und erhielten von ihnen den Namen Malouinen, die man ihnen noch in Frankreich und Spanien gibt. Im J. 1764 wurde von dem berühmten Weltumsegler Bougainville eine Colonie auf der östlichen Insel angelegt, die ziemlich wohl gedieh, und den Namen Port-Louis erhielt; aber drei Jahre darauf verkaufte Frankreich die Insel für etwa 600,000 Livres an Spanien. Port-Louis bekam nun den Namen Puerto de Solidad (Hafen der Einöde). Um dieselbe Zeit dachten die Engländer auf ein Etablissement auf den Falklandsinseln, um ihrer Schifffahrt nach der Südsee mehr Sicherheit und Bequemlichkeit zu verschaffen, und im Jahr 1765 kam Commodore Byron daselbst an, und nahm, ohne Frankreichs früheres Recht zu kennen, die Insel im Namen seines Königs in Besitz. Im folgenden Jahre erbaute Capitain Macbride ein aus England mitgebrachtes hölzernes Blockhaus an der geräumigen Bay, und gründete eine Colonie, die zu Ehren des Lords Egmont, der das Unternehmen besonders betrieben hatte, Port-Egmont genannt wurde. Darauf umsegelte Macbride die Insel, und war sehr erstaunt in Port-Louis, dessen Existenz er nicht kannte, eine französische Besatzung zu finden. Im J. 1769 versuchte der Capitain Punt, englischer Befehlshaber auf Falkland, die spanische Besatzung in Port-Solidad zu vertreiben. Man protestirte von beiden Seiten, und plötzlich erschienen fünf spanische Fregatten mit 1700 Mann Landtruppen bei Port-Egmont, und zwangen die Engländer zum Abzuge. Dieses Ereigniß drohte einen Bruch zwischen England und Spanien herbeizuführen, als man sich auf Frankreichs Vermittelung im J. 1771 dahin verglich, daß England die westliche Insel und Port-Egmont wieder erhalten, Spanien dagegen im Besitz der östlichen Insel bleiben solle. Beide gaben aber bald darauf den Besitz freiwillig auf, denn die aus Fels und Torf bestehenden Inseln sind ein elender und trauriger Aufenthalt für Menschen, die sich höchstens des Wallfischfanges wegen auf kurze Zeit dahin begeben mögen. Uebrigens gibt es auf diesen Inseln viel wildes Geflügel, und einige, aus Europa dahin gebrachte vierfüßige Thiere.

Fall der Körper. Alle Körper auf der Erde streben vermöge ihrer Schwere und der Attraction dem Mittelpunkte der Erdoberfläche zu. Kann dieses Streben frei wirken, so entsteht daraus der Fall, wird es aber durch ein Hinderniß aufgehalten, so entsteht der Druck; ist es zum Theil aufgehoben und zum Theil wirksam, so äußern sich Druck und Fall zugleich. Die Kugel, auf der Hand getragen, drückt; frei gelassen, fällt sie senkrecht herab; auf eine schiefe Fläche gelegt, rollt sie herab, wobei sie zugleich die Fläche mit einem Theile ihres Gewichts drückt. Nach welchen Gesetzen aber diese Bewegung geschieht, darüber bestanden ehemals die sonderbarsten und irrigsten Vorstellungen. Nach der aristotelischen Physik verhält sich die Geschwindigkeit des Falles verschiedner Körper zu einander, wie das Gewicht derselben. Demnach sollte ein zehn Mal schwererer Körper auch zehn Mal schneller fallen, als der leichtere. Diesen Irrthum bestritt

Galilei schon zu der Zeit, als er noch in Pisa studirte. Raum war er aber Lehrer daselbst geworden, als er sich öffentlich gegen diesen und andere Lehrsätze der peripatetischen Philosophie erklärte. Er bestieg die Kuppel des dortigen hohen Thurms, und ließ Körper von sehr ungleichem Gewicht herabfallen, die, wenn ihre Materien nur nicht zu sehr an Dichtigkeit verschieden waren, den Boden fast zu gleicher Zeit erreichten. Diese Versuche zogen Galilei so heftige Feinde zu, daß er Pisa verlassen mußte und eine Lehrstelle in Padua annahm. Er erwies in der Folge die Richtigkeit seines Satzes auch durch zwei Pendel von gleicher Länge und sehr ungleichem Gewicht, die dessen ungeachtet ihre Schwingungen mit gleicher Geschwindigkeit verrichteten. Zu eben so irrigen Vorstellungen hatte die Wahrnehmung Anlaß gegeben, daß die Schnelligkeit des Falls mit der Länge des Weges zunimmt. Die Aristoteliker sagten, alle Körper hätten ein inneres Bestreben nach dem Mittelpunkt der Erde, und eilten demselben um so schneller zu, je näher sie ihm kämen. Andere erklärten die zunehmende Schnelligkeit des Falles aus dem zunehmenden Drucke der Luft; und zwar war, was die Gesetze dieser Beschleunigung betrifft, die allgemeine Meinung, daß die Geschwindigkeit in dem Verhältnisse des zurückgelegten Raums zunehme, daß also ein Körper, wenn er fünf Klaftern gefallen sey, fünf Mal so viel Geschwindigkeit erlangt habe, als er am Ende der ersten Klafter Weges gehabt; eine Meinung, die bei ihrer großen Einfachheit und scheinbaren Natürlichkeit doch etwas ganz Unmögliches enthält. Auch Galilei hatte Mühe, sich von ihr loszumachen. Endlich aber gelang es ihm, ihre Richtigkeit zu beweisen, indem er darthat, daß sie bei der Anwendung auf den Fall der Körper mit sich selbst streite, weil aus ihr folgen würde, daß der Körper durch fünf Klaftern in eben der Zeit falle, in welcher er durch eine Klafter fällt. Dagegen kam dieser scharfsinnige Naturforscher auf den glücklichen und richtigen Gedanken, daß die Geschwindigkeit beim Falle im Verhältnisse der verflossenen Zeit zunehmen müsse, und zeigte, daß, da die Körper von der Schwere nie verlassen werden, auch also in jedem Zeittheile einen neuen Eindruck von derselben erhalten, der sich mit der Wirkung der vorigen verbindet, die Geschwindigkeit, welche die Schwere mittheilt, im ersten Zeittheile einfach, im zweiten doppelt, im dritten dreifach sey, und sich folglich überhaupt wie die vom Anfange des Falls verflossene Zeit verhalte. Beträgt daher die Schnelligkeit im ersten Zeittheile 1; so wird sie im zweiten 4, im dritten 9, im vierten 16, im fünften 25 betragen u. s. f.

Fallgut, Fallehen, ein Gut, das bei jedem Todesfalle dem Herrn wieder heimfällt, wofern er nicht aus freiem Willen die Erben von neuem damit belehnt. Fallehnsmann, der zeitige Besitzer eines solchen Gutes.

Falliment tritt ein mit der constatirten Insolvenz eines Schuldners und heißt Banquerott, wenn grobe Fahrlässigkeit oder Betrug es herbeiführen. Es ist ein Hauptgegenstand aller Handelslegislationen, und namentlich zeichnen sich das preussische Landrecht und das französische Gesetzbuch durch zweckmäßige Verfügungen, besonders über die Fallimente der Kaufleute, so rühmlich aus, als die gemeinen Rechte, desgleichen der sächsische Concursprozeß, entsehligen Mißbräuchen und Uebelständen Raum geben, welche, wenn sie auch bei verwickelten Concursen, als Lehnsconcursen, Creditwesen insolvent verstorbenen Geschäftslente, bei Bürgern und Bauern, welche über ihren Haushalt

weder Buch noch Rechnung führen und vergleichen, kurz, bei Insolvenzen von Nichtkaufleuten nicht ganz vermieden werden können, doch desto auffallender und vermeidlicher bei Kaufleuten sind. Der Zweck der Concursprocebur ist zuvörderst Berichtigung der activen und passiven Masse und sodann deren gerechte Vertheilung. Daß beides möglichst schnell geschehe, erfordert die Natur der Sache, zumal eines merkantilen Creditwesens. Nach dem französischen Recht muß der Fallit binnen drei Tagen, von Einstellung seiner Zahlung an, seine Insolvenz beim Handelsgericht anzeigen, welches sofort mit der Besiegelung und mit Ernennung eines Commissärs und einiger verpflichteten Agenten verfährt und den Falliten entweder ins Gefängniß oder unter Wache setzt, falls er nicht einen *salvum conductum* sich ausgemacht hat. Diese Verfügungen werden öffentlich angeschlagen und in den Zeitungen eingebracht. Der Commissär und die Agenten betreiben die Procebur, und letztere verwalten die Geschäfte des Falliten, welcher ihnen binnen 24 Stunden von Antritt ihres Amtes eine Bilanz exhibiren muß. Die Agenten, deren provisorische Geschäftsführung nicht länger als 14 Tage dauern darf, übergeben die Bilanz sofort dem Commissär, welcher binnen drei Tagen das Verzeichniß der Gläubiger aufstellen und diese durch Briefe und öffentliche Blätter zusammenberufen muß. Die Gläubiger sollen sich am bestimmten Tage und Orte in Gegenwart des Commissärs versammeln und diesem die Liste überreichen, welche drei Mal so viel Namen enthält, als ihrer Meinung nach provisorische Curatoren (*Syndics provisoires*) der Masse zu ernennen sind, welche nach dieser Liste vom Handelsgericht erwählt werden. In den nächsten 24 Stunden nach Ernennung der provisorischen Curatoren stellen die Agenten ihre Berichtigungen ein und legen den Curatoren Rechenschaft ab, welche nun unter Aufsicht des Commissärs das ganze Creditwesen verwalten. Diese Curatoren tragen nun gleich auf Entsezelung an, inventiren in Gegenwart des Friedensrichters und mit Beziehung des hierzu vorgeladenen Gemeinschuldners. Sie müssen binnen acht Tagen, von Antritt ihres Amtes, bei der Polizeibehörde eine pragmatische Uebersicht des Creditwesens eingeben, übernehmen nach geschahener Inventur die Masse und vertreten solche activ und passiv. Alle eingehenden Gelder kommen in eine Casse mit doppeltem Schloß, wovon der älteste Curator den einen Schlüssel, den andern ein vom Commissär hierzu erwählter Gläubiger erhält. Alle Wochen erhält der Commissär einen Auszug vom Cassenbestande des Creditwesens, welcher nach Maßgabe für Ausleihung des Bestandes zu sorgen hat. Die Curatoren haben die Activa einzutreiben und durch Hypothekgesuche zu sichern, auch auf alle ihnen bekannte unbewegliche Güter des Falliten im Namen der Masse Hypothek zu suchen, begleichen unverzüglich alle Creditoren durch Briefe oder öffentliche Blätter zu benachrichtigen, daß sie binnen 40 Tagen persönlich oder durch Bevollmächtigte bei den Curatoren sich einsinden und in *quali et quanto* liquidiren, die Beweisurkunden einreichen oder in der Kammer des Handelsgerichts niederlegen sollen. Das Liquidationsverfahren zwischen den Gläubigern und den Curatoren geschieht mündlich binnen 14 Tagen nach jener Frist von 40 Tagen, zum Protocoll des Commissärs, und jeder Gläubiger, dessen Forderungen erörtert und beschworen sind, kann den Erörterungen der übrigen Forderungen beiwohnen, und dabei seine Einwendungen an die Hand geben. Nach erfolgter Erörterung binnen acht Tagen muß jeder Gläubiger in die Hände des Commissärs einen Eid ablegen, daß seine Forderung wahr und richtig sey. Ob über

Freitige Forderungen ein Beweisverfahren Statt finden solle, entscheidet das Handelsgericht. Nach Ablauf der für die Verification der Forderungen festgesetzten Fristen haben die Curatoren die außengebliebenen Creditoren aufzuzeichnen, welche, nachdem der Commissär dies Protocoll für geschlossen erklärt, für außengeblieben geachtet werden. Der Commissär berichtet nun ans Handelsgericht und dieses setzt mittelst Bescheides eine neue Frist für die Verification fest, welche rücksichtlich der inländischen Creditoren nach der Entfernung des Wohnorts des nicht erschienenen Gläubigers bestimmt wird, so daß für jede Entfernung von drei Meilen ein Tag gerechnet wird. Bei ausländischen Creditoren werden Fristen gestattet. Nach Verlauf dieser Fristen werden die Außengebliebenen von künftiger Distribution ausgeschlossen. Binnen drei Tagen nach der Frist der Eidesleistung werden die für zulässig erkannten Gläubiger von den Curatoren zusammenberufen und ihnen in Gegenwart des Commissärs und des Gemeinschuldners der Zustand des Creditwesens vorgelegt. Hier tritt der Zeitpunkt des Accords ein. Die Majorität der Gläubiger erfordert, außer der Mehrzahl noch $\frac{1}{2}$ der liquidirten Passivorum, und Hypothekarier haben dabei keine Stimme. Im Falle oder bei Präsumption eines Banquerotts darf kein Accord geschlossen werden. Kommt der Accord zu Stande, so muß er noch während der Sitzung unterzeichnet werden. Wer gegen den Accord ist, hat binnen einer Nothfrist von acht Tagen seine Einwendungen den Curatoren oder dem Gemeinschuldner anzuzeigen. Der Accord muß gerichtlich bestätigt werden und retablirt den Falliten in seine kaufmännische Qualität. Kommt kein Accord zu Stande, so haben die versammelten Gläubiger, nach persönlicher Stimmenmehrheit, definitive Curatoren (Syndics definitifs) und einen Cassirer zu ernennen, welche die Masse eruiren und monatlich dem Commissär eine Uebersicht des Creditwesens und des Cassenbestandes exhibiren, der sodann die Distribution und die Dividende zu bestimmen hat. Vor der letzten Distribution werden die Gläubiger unter Vorsitz der Commissärs zusammenberufen und von den Curatoren die Schlußrechnung abgelegt. Das Unterpfandrecht der Ehefrau rücksichtlich ihrer Illaten betrifft bloß die unbeweglichen Güter des Gemeinschuldners, welche er zur Zeit der Verheirathung besaß, und das Separationsrecht bloß die Immobilien, welche die Ehefrau laut des Ehecontracts von der Gütergemeinschaft ausnimmt, oder ererbt oder geschenkt bekommen hat, oder welche auch aus dem Erlöse solcher ererbter oder geschenkter Immobilien acquirirt worden. Hingegen auf Mobilien darf die Frau kein Separationsrecht ausüben, ausgenommen auf Schmuck, Diamanten und Geschirr (vaisselle), wenn sie beweist, daß sie ihr durch den Ehecontract zugeeignet oder durch Erbschaft zugefallen sind. Windicirt können werden die abgesendeten Waaren, so lange sie noch unterwegs und noch nicht in das Waarenlager des Falliten oder des von diesem zum Verkaufe beauftragten Commissionärs abgeliefert sind, doch haben die Curatoren das Recht, die Waaren gegen Erlegung des bedungenen Preises zu behalten; dergleichen können zurückgenommen werden Commissionswaaren und zwar sogar deren Erlös, wenn der Fallit solche noch nicht in laufende Rechnung gebracht hat; ferner Remessen in Handelspapieren, welche sich noch im Portefeuille des Falliten vorfinden, und ihm zum Incasso mit oder ohne Disposition gemacht waren, jedoch im letzten Falle bloß dann, wenn sie in einer laufenden Rechnung eingetragen worden, nach welcher der Remittent ohnehin gut hat. Der einfache Banquerottirer (d. h. welcher der Fahrlässigkeit überführt wird) hat Gefängnißstrafe verwirkt, welche nicht unter einem

Monat, und nicht über zwei Jahr erkannt werden kann. Der verträgerische Banquerottirer wird auf bestimmte Zeit zu öffentlichen Arbeiten (*travaux forcés*) condemnirt. Nach englischen Rechten kann bloß ein Kaufmann zum Falliment im gesetzlichen Sinne des Worts kommen; und es sind gewisse Handlungen festgesetzt, welche den Gläubiger berechtigen, seinen Schuldner für insolvent anzugeben. Dahin gehören: die Flucht des Schuldners aus England, wenn der Schuldner das Haus hütet, und sich, wenn er gemahnt wird, verlängern läßt. Ferner Veräußerungen in *fraudem creditorum* etc. Ein Gläubiger, welcher seinen Debitor zum Falliment bringen will, muß die Richtigkeit seiner Schuld, daß der Debitor ein Handelsmann und solche Handlungen vorhanden sind, um eine Commission gegen den Debitor beim Lord Chancellor auszubringen. Die Schuld muß wenigstens 100 Pfund seyn, wenn ein Creditor, 150 Pf. wenn zwei, und 200 Pf. wenn mehrere Creditoren um Commission nachsuchen. Der Lord Chancellor erkennt und ernennt sodann die Commission, welche alle Effecten des Schuldners in Beschlag nimmt und untersucht, ob der Fallit dafür zu erklären sey. Unmittelbar nach dieser Erklärung convociren die Commissäre die Creditoren (zu London in the Guildhall), um zur Wahl der Curatoren zu schreiten, welche aus der Creditorschafft, jedoch nur aus solchen Creditoren gewählt werden, welche 10 Pf. und drüber zu fordern haben. Die Curatoren müssen vier Monat nach und innerhalb zwölf Monaten von der erkannten Commission an eine Dividende in der Zeitung ankündigen, und binnen achtzehn Monaten eine zweite Dividende vornehmen, in welcher Zeit auch noch sich meldende Creditoren zugelassen werden. Der Debitor muß von der Zeit der Erklärung seines Falliments an, bis zu einer gewissen Zeit sich den Commissarien überliefern und dem strengsten Verhör unterwerfen. Wird seine Angabe treu und er ohne Betrug erfunden, so kann er nach dem letzten Verhör durch ein besfalliges Certificat von allen Schuldnern, so er beim Ausbruch des Falliments gehabt, befreit werden, und sein Geschäft von neuem anfangen. Dies Certificat bedarf zu seiner Gültigkeit, daß $\frac{2}{3}$ der Creditoren, die nicht unter 20 Pf. zu fordern haben, ihren Consens unterzeichnet, sodann die Curatoren beigetreten und daselbe vom Lord Chancellor bestätigt worden. Ohne solches Certificat heißt der Fallit ein ungerechtfertigter Fallit (*uncertificated bankrupt*) und bleibt mit seinen Effecten den Curatoren unterworfen. Die Competenzwohlthat richtet sich nach der Größe der Dividende, doch darf sie nie über 200 Pf. steigen. In Holland bestand seit 1643 zu Amsterdam und andern holländischen Handelsstädten ein besonderes Concursgericht (*Kamer van desolato Boedel*) halb aus Rechtsgelehrten, halb aus Kaufleuten, welche zwei Mal in der Woche sich versammeln, um die laufenden Banquerottsachen vorzunehmen. Bei Ausbruch des Concurses deputirt dieses Gericht zwei Commissarien (einen Kaufmann und einen Juristen) zur Direction des Creditwesens, welche sich nebst einem Secretär sogleich zum Falliten begeben, versiegeln, inventiren, die Bücher an sich nehmen u. s. w. Den folgenden Tag berufen sie die inwohnenden Gläubiger zusammen, und legen darüber und über nachfolgende Versammlungen der Creditoren einen Bericht auf. Nun werden zwei oder drei Creditoren ernannt, der Effecten des Falliten sich zu versichern und solche zu administriren und zur Liquidation zu bringen. Von da an hat der Fallit einen Monat Zeit, seinen Creditoren einen Accord vorzulegen,

welcher von den Commissarien durch Edictanschlag den in- und ausländischen Creditoren bekannt gemacht wird. Hat ein Gläubiger dagegen etwas einzuwenden, so muß er dies triftig anführen. Soll darauf Rücksicht genommen werden, so muß es entweder ein Hauptgläubiger seyn, der $\frac{1}{2}$ oder $\frac{1}{3}$ zu fordern hat, oder wenigstens zwei Gläubiger, welche $\frac{1}{2}$ zusammen zu fordern haben. Kommt kein Accord zu Stande, so wird der Fallit von den Commissarien für insolvent erklärt, seine Masse zur Curatel gebracht, und die geistherigen Sequester werden in Curatoren verwandelt, die mit Hülfe eines Buchhalters zur Liquidation schreiten. Die Insolvenz wird nun von der Sequestration datirt und alle vier Wochen vorher geschehene Gesten, Deckungen &c. für null und nichtig angesehen. Die Curatoren berichtigen nun die Masse und distribuiren, jedoch muß die letzte Dividende achtzehn Monate nach erkannter Curatel berichtet seyn. Die Competenzwohlthat findet nach Maßgabe der Dividenden Statt, $\frac{1}{2}$ bis 10 pC.; doch darf sie nie über 10,000 Fl. steigen. Wird der Fallit schuldlos erfunden, so kann er ein Certificat erhalten, welches von den Curatoren und von den Creditoren wenigstens von $\frac{1}{2}$ der Zahl und $\frac{1}{3}$ der Schuld, oder von $\frac{1}{3}$ der Zahl und $\frac{1}{2}$ der Schuld, unterzeichnet seyn muß, und ihn nicht nur in vorigen Stand retabliert, sondern auch von allen Nachforderungen bisheriger Creditoren freimacht. Auch in Dänemark hat man ein besondres Theilungsgericht (Skifteret), welches Curatoren ernennt, die das Verhältniß mit den Creditoren unter Approbation des Gerichts arrangiren. Kein Creditor darf unter diesen Curatoren seyn. In Schweden muß der Schuldner von Anzeige der Insolvenz an sich zu Hause halten. Die Creditoren des Orts und der Nachbarschaft werden sofort convocirt und der Fallit beschwört sein Inventarium. Die Creditoren geben die Massen zu einstweiliger Verwaltung an zwei oder mehrere gute Männer über, und die Gläubiger werden auf einen sechsmonatlichen Termin edictaliter vorgeladen, in quali et quanto zu liquidiren. Vor zwölf Uhr müssen die Creditoren am Liquidationstage erscheinen und ihr Anbringen wird vorgelesen und wo möglich an demselben Tage die Liquida beschworen. Nun treten die guten Männer ab, und zwei von den Gläubigern erwählte Curatores honorum bekommen die Masse über. Drei Wochen nach dem Liquidationstermin geschieht der zweite, und vierzehn Tage nachher der dritte Aufruf an die Gläubiger und nun wird vertheilt. Alle diese Legislationen sind zweckmäßiger, als die gemeinrechtlichen Vorschriften über den Concurse, obgleich in deutschen Handelsorten häufig durch Statuten abgeholfen ist. Die Verschleifung und Kostbarkeit der deutschen Concursur ist sündlich, und selbst der redlichste Richter ist oft nicht im Stande, die Chicanen einzelner Interessenten zu hindern. Die langweiligen Edictalcitationen, die vielfachen Liquidationsverfahren, die Zulassung der verzögernden Rechtsmittel, die häufigen Controversen über Priorität, alles dieses trägt dazu bei, daß die Kaufleute überhaupt, zumal auswärtige, einen Abscheu gegen alle Concursurprocedur haben und wo möglich außergerichtlich accordiren. Oft mehr als die Hälfte der Masse wird durch die Kosten oder durch den oft unvermeidlichen Verzug der Verfilberung absorbiert und man hat traurige Beispiele, daß Concursur über hundert Jahr gedauert haben. Die Strafe der leichtsinnigen und hochhaften Banquerottirer ist arbiträr, gewöhnlich Arrest oder Zuchthaus.





mit dem Minderjährigen in einem das Interesse desselben wichtig tangirenden Prozesse befangen sind, und endlich zu infamirenden Strafen Verurtheilte, Leute von notorisch schlechtem Rufe, von einer Vormundschaft Entsetzte &c. Ueber den Werth dieses Instituts ist man verschiedner Meinung. Auf der einen Seite scheint nichts vorzuziehlicher zu seyn, als das Wohl der Pupillen in die Hände derer zu legen, welche durch Religion und Natur schon für sie am wärmsten interessiert sind, und hierdurch auch die leidigen Kosten zu vermeiden, welche mit der gerichtlichen Verhandlung von Vormundschaftsangelegenheiten verbunden sind; allein der Familiencabale scheint das Spiel freier gemacht und die Beschränktheit der guten Großmutter, die sich kreuzenden Interessen der Brüder und Schwäger, die Bervielfachung der interessirten Personen, der oft erwachsende Uebelstand aller aus Nichtgeschäftsleuten bestehenden und doch geschäftlich berathschlagenden Versammlungen &c. dürfte nicht ohne Grund gegen den Familienrath eingewendet werden. Alles scheint auf der Einsicht und Recllichkeit des Friedensrichters zu beruhen, und darum dürfte doch eigentlich unsre Verfassung, wo sie zumal durch Errichtung eigener Pupillenbehörden verbessert ist, verbunden mit dem gegen die Unmündigen so wohlwollenden Genius unsrer Legislation, zweckmäßiger seyn.

Fanal heißt 1. überhaupt jedes Feuer, welches auf hohen Thürmen, Bergen &c., wohl auch am Eingange eines Hafens oder an den Küsten des Nachts unterhalten wird, damit es als Signal diene; dann heißt es auch besonders 2. ein Leuchtthurm für die Seefahrer, ein Pharos; 3. bei den Schiffen eine große Schiffsalaterne, welche am Hintertheile des Schiffes oder am Mastkorbe angebracht ist; 4. bei der Artillerie die Lärmstange.

Fanatismus oder Fanaticismus ist die durch religiöse Meinungen entzündete Schwärmerei, die Verirrung derer, welche bei dem Urtheile über Gott und die göttlichen Dinge nicht der Vernunft und der Schrift, sondern Einbildungen und Gefühlen folgen, und von denselben bis zum wüthenden und verfolgenden Religioneifer, welchen man vorzüglich Fanatismus nennt, fortgerissen werden. Zuweilen werden die Worte Fanatismus, Fanatiker und fanatisch auch von andern Schwärmereien und Schwärmern gebraucht, welche sich lebhaft und stürmisch äußern. Es kann verschiedne Gattungen und Grade des Fanatismus geben, nach der Verschiedenheit der Meinungen, von denen er ausgeht und der größern oder geringern Stärke, mit welcher die Phantasie wirkt. Eine besondre Art des Fanatismus ist die Enthusiasterei oder der Wahn, wo man in Gemeinschaft mit höheren Naturen zu stehen und ihren Einfluß zu fühlen meint. Bald glaubt der Fanatiker mit den Engeln und mit den Seelen der Verstorbenen umzugehen, bald wähnt er Jesum und Gott selbst mit leiblichen Augen zu schauen, bald kämpft er mit bösen Geistern, bald fühlt er sich in unaussprechliche Entzückungen versetzt. Die Tüge, welche den Fanatiker charakterisiren, sind glühende Einbildungskraft, verbunden mit einem tiefen und innigen Gefühle, stolze Verachtung derer, welche dem kühnen Schwunge seiner Phantasie nicht folgen können, hartnäckige Rechtshaberei, weil Beweise nichts über ihn vermögen, Geringschätzung der Gelehrsamkeit und des mühsamen Forschens, oft eine sanfte und harmlose Seelenruhe, die ihn einnehmend und liebenswürdig macht, oft aber auch Unbuddsamkeit und Verfolgungssucht.

Handango, ein alter Nationaltanz in Spanien, wo er auf dem Lande am schönsten und graziösesten getanzt wird. Er schreitet von einer einförmigen zu der lebhaftesten Bewegung fort, welche den ganzen Körper erschüttert. Der Tact wird dazu mit Castagnetten martirt.

Fanfara, ein kleines, für das Militär bestimmtes Tonstück von glänzendem Charakter für Trompeten und Pauen; daher auch ein lärmendes Stück (daher auch der Ausdruck **Fanfaron**, Großsprecher, Prahler, Windbeutel, und **Fanfaronade**, Großsprecherrei); so heißen auch bei uns kleine, bei der Jagd eingeführte Tonstücke für zwei Hörner von munterer Bewegung. dd.

Fang, in der Jagdsprache ein Hirschfängerstich. **Fänge** heißen die Klauen der Raubvögel; bei den Hunden und dem Wildpret die großen hervorragenden Spitzähne.

Fantasie, **Fantast**, **Fantom**, **Fantasma**, **Fantasmagorie**. S. unter Ph.

Fara, auch **Faro** oder **Phara**, ein Hazardspiel, bei welchem Einer Bank hält, und die übrigen auf selbstgewählte Kartenblätter, die sie vor sich hinlegen, Geld setzen. Der Banquier hält eine vollständige Karte in der Hand, und schlägt je auf einmal zwei Blätter um, wovon er das erste auf einen Haufen zur rechten Hand, das zweite auf einen zur linken wirft. Ist das erste Blatt eins von denen, worauf die Mitspielenden (**Pointeurs**) gesetzt haben, so gewinnt er das darauf stehende Geld; ist es das zweite, auf die linke Seite fallende, so muß er den Satz an die Spielenden bezahlen, die nicht selten ihren Gewinn stehen und auf das Doppelte, Drei- und Sechsfache steigen lassen. Es gehört in den meisten Staaten zu den verbotenen Hazardspielen. Vergl. Hazardspiele.

Farbe ist eine Eigenschaft des Lichtes, welche sich durch keine Beschreibung geben, sondern bloß durch den Sinn des Gesichts erlangen läßt. Körperliche Farben oder **Pigmente** nennt man die farbigen Körper, deren man sich bedient, um andern Körpern durch Ueberziehen oder durch Mischung mit denselben eine bestimmte Farbe zu geben. Weiß und Schwarz rechnet man zwar mit zu den Farben im erstern Sinne, nicht aber, oder wenigstens nicht immer, im letztern Sinne, in welchem man einen weißen Körper häufig farbenlos nennt. Schwarz ist Mangel an allem Lichte. Die Farben haben durch ihre verschiedene Wirkung auf die Empfindung nicht nur an sich, sondern auch vereint, durch Harmonie oder Contrast, verschiedene Eigenschaften, welche besonders der Mahler richtig beurtheilen muß; was jedoch Sache der Empfindung und nicht der Worte ist. Scharlachroth ist z. B. eine brennende, dem Auge wehthuende Farbe, daher manche Thiere bei ihrem Anblick in Zorn gerathen. Grün ist eine milde, dem Auge schmeichelnde Farbe. Gelb ist unter allen farbigen Lichtern das hellste, roth das heißeste, dunkelbraun und violet das sanfteste; dieses nähert sich mehr dem Dunkel und dem Schatten, scharlachroth mehr dem brennenden Weiß, wovon es sehr viel in seiner Mischung hat. Die Uebergänge einer Farbe in die andre durch Mischung hat man auf verschiedne Arten zum Behufe der Mahler, der Färber, der Mineralogen, in Tafeln, in Pyramiden u. s. f. darzustellen versucht; nur eigne Beschäftigung mit den Farben drückt der Seele die Bilder derselben tief genug ein, um diese feinen Nuancen sogleich zu erkennen und über sie richtig zu urtheilen. U.

Färbekunst, Färberei, ist die Kunst, allerlei Dingen, Geweben oder Geweben allerhand bestimmte Farben zu geben. Sie bildet ein künstiges Gewerk und theilt sich in Schwarz-, Schön- und Seidenfärberei. Der practische Färber unterscheidet einfache Farben, wohin er roth, blau und gelb rechnet, und zusammengesetzte. Die Kunst selbst beruht hauptsächlich 1) auf der Vorbereitung der zu färbenden Stoffe, indem ihnen der firnissartige Ueberzug, den sie im natürlichen Zustande haben, und der die Annahme des Farbestoffes hindert, genommen, und ihnen durch Weizmittel die gehörige Verwandtschaft gegeben wird; 2) auf der richtigen Bereitung der Farben; 3) auf der Auswahl dauerhafter Farben, daher man echte und unechte Farben unterscheidet. Die Operationen des Färbens sind bei der Wolle: das Ansieden oder das Aufkochen mit der Seize, das Ausfärben oder das Eintauchen in die bestimmten Farben (Flotzen genannt), das Spülen in kaltem reinen Flußwasser, und zuweilen noch das Schauen oder Scheuen oder das Hinzusetzen eines gewissen Stoffes, durch dessen chemische Einwirkung die schon fertige Farbe noch abgeändert wird. Die Seide muß allemal zundörderst durch Seife degummirt werden. Baumwolle bedarf zur Vorbereitung (Entschälung) einer schwachen Pottaschenauflösung; bei der Leinwand wird dasselbe durch die Bleiche erreicht.

Farben der Pflanzen. Man nimmt als Grundfarben folgende acht an, die man auch reine, ungemischte Farben nennt: weiß, grau, schwarz, blau, grün, gelb, roth, braun. Jede derselben gibt sieben bestimmte Abänderungen, die sich, hinsichtlich ihrer Abstufungen, fast durchaus gleich sind, z. B. das Weiß gibt: Klein- oder Schneeweiß, Weißlich oder Schmutzigweiß, Milch- oder Blaulichweiß, Amiant- oder Graulichweiß, Elfenbein- oder Gelblichweiß, Porzellan- oder Röthlichweiß, und Kreide- oder Bräunlichweiß. Merkwürdig sind die Verwandlungen der einen Farbe in eine andre. Der blaue Crocus verwandelt sich oft in gelben, das blaue Weiden oft in ein weißes, das blaue Akeley in ein rothes, die rothe Tulpe in eine gelbe, und die gelbe in eine weiße u. s. w. Ein gleiches läßt sich an Früchten beobachten. Linne hat von den Farben der Pflanzen auf ihre Eigenschaften, besonders auf ihren Geschmack, geschlossen. Gelb verräth nach ihm einen bittern, Roth einen sauren, Grün einen rohen alkalischen, Weiß einen süßen und Schwarz einen ekelhaften, unangenehmen Geschmack, und überdies noch eine verderbliche, ja tödtende Eigenschaft.

Farben zum Malen, s. Malerfarben.

Farbengebung (Colorit), ein Hauptbestandtheil der Malerei (s. Malerei), hat ihren technischen und ästhetischen Theil. In dem technischen Theile gehören die Handgriffe des Malers zur Bereitung und Mischung der Farben, und für das ganze Verfahren von der Anlage bis zur Vollendung eines Gemäldes, welche in den verschiedenen Arten der Malerei nach dem Materiale einer jeden verschieden sind. Sie machen das eigentliche Handwerk des Malers aus, welches der Schüler von dem Meister lernen muß. Ferner kann man noch hieher rechnen die Kenntniß der Gesetze des Lichts und der Farben, und was aus der Beobachtung ihrer Wirkungen in der Natur für die Ausübung des Malers als Regel aufgestellt werden kann, z. B. über die Farbenbrechung (welche nicht mit Farbmischung verwechselt werden muß), d. h. diejenige Farbmischung

schung, wodurch ein Gegenstand vor dem andern ausgezeichnet wird. Leonardo da Vinci in seiner Abhandlung von der Malerei, Comazzo, Gerhard Vaireffe in seinem Malerbuch, Mengs in seinem practischen Unterricht und Andere haben davon gehandelt. Goethe in seiner Farbenlehre gibt uns gleichsam eine geistige Geschichte des Colorits. Mit allem diesen aber ist noch nicht erreicht, was erreicht werden soll; es ist noch etwas übrig, was allein von der Empfindung und dem Geschmacke des Künstlers abhängt, der ästhetische Theil, der es mit Wahrheit und Schönheit der Farbengebung zu thun hat. Hierzu wird eine besondre, in der Empfindung gegründete Anlage vorausgesetzt, die ein wesentlicher Bestandtheil des Kunsttalents ist, die Anlage nämlich: den eigenthümlichen Stoff und die Farbe der Gegenstände unter den Einflüssen des Lichts und der Luft mit Empfindung aufzufassen, und in der Nachbildung mit charakteristischer Wahrheit auszudrücken. Soll dieser Ausdruck in der Nachbildung gelingen, so wird genaue Beobachtung der Localtöne und Dinten erfordert. Unter Localtönen versteht man die natürliche Farbe eines Gegenstandes, wie sie aus dem Standorte desselben oder in der Entfernung vom Zuschauer erscheint. In der Kunst erscheint aber die natürliche Farbe der Gegenstände immer nur als Localton, weil Alles nur als von einem gewissen Standpunkte aus betrachtet, und dem gemäß auch die natürliche Farbe nach dem jedesmaligen Abstand abgestuft wird. Unter Dinten versteht man (in engerer Bedeutung) die von der Localfarbe abweichenden Mischungen, deren der Maler sich in den Lichtern, Halbschatten, Schatten und Widerscheinen bedient, um die feinem und stärkern Abstufungen, welche Licht und Schatten auf der farbigen Oberfläche hervorbringen, auszudrücken. An keinem Gegenstande der Kunst finden sich diese Veränderungen und Verschattungen in größerer Klarheit und Mannichfaltigkeit als an dem Nackten des menschlichen Körpers, der daher auch der schwierigste Gegenstand des Malers ist. Die Farbengebung, in so fern sie sich mit der Nachahmung der Farbe und Beschaffenheit des Fleisches (des Nackten) beschäftigt, heißt Carnation, oder Incarnation. Kommt zu der genauen Uebereinstimmung der natürlichen Farbe, der Localtöne und Dinten eines Gemählde mit dessen Gegenstand in der Natur noch getroffener Ausdruck des eigenthümlichen Charakters des Stoffes, woraus der Gegenstand besteht, so heißt die Farbengebung wahr. Zur Wahrheit soll sich aber die Schönheit gesellen, welche durch harmonische Vereinigung aller Töne des Gemählde in Einen Hauptton erreicht wird. Das Colorit muß dem ästhetischen Zwecke der Darstellung gemäß seyn und diesen unterstützen, bei aller Wahrheit der Localfarbe und des Stoffes im Einzelnen, durch die Harmonie der Farben und der Beleuchtung ein kunstmäßiges schönes Ganzes ausmachen. Die Wahl der Beleuchtung, die Vertheilung der Farben sollen nicht allein auf die Deutlichkeit der Darstellung, sondern zugleich auch auf die Bewirkung einer zweckmäßig wohlgefälligen, ernsten oder reizenden, düstern oder heitern Harmonie abzielen, welche den Gesamteindruck des Kunstwerks unterstützt. Dieser Forderung zu Folge gehören auch Beleuchtung, Haltung und Hell Dunkel mit in den Begriff einer kunstmäßig schönen Farbengebung.

Farbenlehre, die Lehre von dem Ursprunge, der Mischung und den Wirkungen der Farben, als Eigenschaften des Lichts. Vorher kommt es, daß einiges Licht sich farblich, anderes weiß zeigt,

und nach welchen Gesetzen erfolgen die Erscheinungen der Farben? Diese Fragen sind es hauptsächlich, welche die Farbenlehre zu beantworten hat. Das Glasprisma ist die erste Vorrichtung, welche zu gründlichen Antworten auf die Fragen geführt, und Isaac Newton der erste Physiker, der diese Antworten der Natur zu entlocken gewußt hat. Läßt man in ein verdunkeltes Zimmer durch ein kleines rundes Loch einen Sonnenstrahl auf einen geschliffenen, dreiseitigen, senkrecht prismatischen Glaskörper fallen, so sieht man sehr deutlich: 1. daß der Lichtstrahl bei dem Eintritte in den Glaskörper und wieder bei dem Austritte aus demselben von seiner Bahn abgelenkt, und in eine andre geradlinige Bahn (von dem Winkel der beiden Glasflächen, durch die er ein- und austritt, dem sogenannten Brechungswinkel, abwärts) gebrochen wird; und 2. daß der Lichtstrahl, der vor dem Prisma auf ein Papier (welches man in denselben so hält, daß er darauf senkrecht fällt) einen völlig weißen Kreis bildete, hinter dem Prisma auf einem eben so gehaltenen Papiere ein farbiges Bild darstellt, das ungefähr fünf Mal so lang als breit ist, und die Farben des Regenbogens genau in derselben Folge und Art zeigt, wie wir sie in diesem Luftgebilde sehen. Man nennt dieses Bild das prismatische Farbenbild oder Farbenspectrum. Die Länge desselben befindet sich in einer auf der Achse des Prisma senkrecht stehenden Ebene; an dem Ende, welches nach dem brechenden Winkel des Prisma zu liegt, ist es roth, an dem von dem brechenden Winkel am weitesten abwärts liegenden Ende violett, dazwischen orangefarben, gelb, grün, blau und indigblau. Newton hat aus diesen und vielen ähnlichen, mannichfach abgeänderten und genau beobachteten Erscheinungen geschlossen, daß diese farbigen Lichter die einfachen sind, und daß alles weiße Licht aus ihnen nach eben dem Verhältnisse zusammengesetzt ist, worin sie sich in dem prismatischen Farbenbilde zeigen. Jeder weiße Lichtstrahl enthält nach ihm alle siebenfarbigen Lichter zugleich; diese erkennen wir aber nicht, weil sie in ihrem Zusammenwirken auf jedem Punkte der Netzhaut, in ihrem völligen Verschmelzen in der Empfindung, den Eindruck, welchen wir weiß nennen, hervorbringen. Diese farbigen Lichter werden von den Körpern alle nach einerlei Gesetz zurückgeworfen, daher weißes Licht beim Zurückwerfen weiß bleibt. Aber sie haben eine verschiedene Brechbarkeit; die rothen Strahlen die kleinste, die grünen die mittlere, die violetten die größte, und werden daher, so oft weißes Licht eine Brechung erleidet, von einander gesondert, weil sie vermöge ihrer verschiedenen Brechbarkeit, wenn sie gleich parallel einfallen, doch in verschiedene Grade abgelenkt, und daher in verschiedene Richtungen gebrochen werden, das Roth am wenigsten, Orange stärker, noch stärker Gelb, Grün, Blau, Indig, und am allerstärksten Violett oder Purpur. Wenn diese siebenfarbigen Strahlen wieder möglichst nahe einer neben dem andern parallel ins Auge fallen, sehen wir sie als weißes Licht. Die meisten Körper haben die Eigenschaft, von den farbigen Strahlen, welche darauf fallen, einige zu binden und zu verschlucken, und nur eine oder ein Paar Arten zurückzuwerfen oder durch sich hindurch zu lassen; daher rühren nach Newton die Farben der Körper. Blaue Seide z. B. verschluckt sechsfarbige Lichter des weißen Strahls und wirft nur das blaue Licht zurück, und Cochenilletinctur läßt vom weißen Lichte bloß den rothen Theil hindurch und verschluckt die andern Theile. Für alles dieses sprechen Versuche mit Farbenscheiben, die

auf einem kleinem Rade schnell in die Runde getrieben werden, und Versuche mit dem Farbenspectrum, das man auf farbige Körper fallen läßt; Newton hat diese Theorie in seiner Optik (welche viele mehr die Ueberschrift Farbenlehre verdiente) aus einander gesetzt; sie ist alles Scharfsinns ungeachtet, welcher aus ihr hervorleuchtet, nicht in jeder Hinsicht genügend. Mehrere haben daran geändert und gebessert, besonders was die Zahl der einfachen Farben betrifft, die einige auf drei, andre auf zwei haben vermindern wollen. U.

Farbenlehre, göthische. Im Jahr 1810 gab Göthe ein neues Werk über die Farben, unter dem Titel: Zur Farbenlehre, heraus, welches das ästhetische Genie seines Verfassers bezeugt. Es besteht aus zwei Theilen, einem theoretischen, meistens polemischen Inhalts, und einem historischen, voll schätzbare Notizen. In jenem verwirft Göthe Newtons Theorie von den Farben und kehrt zur alten Vorstellung wieder zurück, nach welcher die Farben durch Mischung des Lichts und der Finsterniß, oder wie er es ausdrückt, durch Mischung trüber und heller Mittel entstehen. Nach ihm ist das Sonnenlicht und in Lebensluft brennender Phosphor das höchst energische Mittel. Es ist farblos, wie die Finsterniß, aber durch ein trübes Mittel gesehen, wird es gelb, und nähert sich desto mehr dem rothen, je trüber jenes ist. Wird dagegen die Finsterniß durch ein helles Mittel gesehen, so wird sie blau, z. B. wenn wir zum wolkenlosen Himmel schauen, so sehen wir in die Finsterniß, weil aber am Tage das helle Mittel des Sonnenlichts dazwischen ist, so erscheint jener blau. Sieht man das blaue wieder durch ein helles Mittel, so erscheint es grün. — Diese Theorie beruht meistens auf Gründen, welche aus den Erscheinungen genommen sind, die newtonische dagegen auf mathematischen Gesetzen, und in ihr ist alles nach Maß und Zahl bestimmt. Obwohl daher den Göthischen bis jetzt noch kein Physiker Beifall gegeben hat, so findet man dagegen in diesem Werke das wahre Princip der Harmonie der Farben aufgestellt, und einen schätzbaren Reichthum an Bemerkungen und Andeutungen, welche fruchtbare Reime künftiger Untersuchungen enthalten. Den Grund der angenehmen und unangenehmen Eindrücke der Farben findet Göthe in dem wechselseitigen Gefordertseyn der verschiednen Farben im Auge bei denjenigen Erscheinungen, worin sich die physiologischen Farben zeigen. Ist der ästhetische Theil dieses Werks insbesondre für den Freund und Kenner der Malerkunst von dem höchsten Interesse, so ist es nicht minder für den Psychologen diejenige Abtheilung desselben, welche von den moralischen Wirkungen der Farben handelt, und das Genie seines Urhebers verherrlicht. Zwei sehr treffliche Beurtheilungen finden sich in den Ergänzungsblättern zur jenaischen Literaturzeitung Jahrgang 1813, Nr. 3 u. ff. S. x.

Farbestoffe, Pigmente, alle zum Färben, Mahlen oder Anstreichen brauchbaren Materiale, dergleichen alle Reiche der Natur liefern. Blaue Farben geben Indig, Waid, Campechenholz, Berlinerblau; rothe, Cochenille, Krapp, Brasilienholz, Rothholz, Saffor; gelbe, Bau, Gelbholz, Quercitronrinde, Scharte, Fäsetholz; schwarz färben Galläpfel, Knoppeln, Schmaack, Campechenholz mit Eisenvitriol. Die übrigen Farben sind aus den genannten zusammen gesetzt.

Farce (Farse), ein Lustspiel, das, ohne höhern Zweck, bloß Sachen erregen will, und mit unserm deutschen Wort Possé über;

einstimmt. Es herrscht darin das liebte Römische, und viele Nationen haben eigne stehende Charaktere dazu, die Spanier den Gracioso, Gallego, die Italiener den Arlecchino, Scaramuz u. A., die Deutschen den Hanswurst, Kasperle u. s. w. (s. Römisch). Der Ausdruck Farse kommt von dem italienischen Farsa; dieses aus dem Lateinischen von farsum (gestopft), und bedeutet eigentlich ein Witzmasch von Allerlei. Lessing will, man soll Farse, nicht Farce schreiben, damit es weniger französisch aussehe, und wir nicht aus der dritten Hand zu borgen scheinen, was wir so gut als die Franzosen aus der ersten nehmen können. Adelung bemerkt, daß in den mittlern Zeiten Farsa eine Art Gesänge gewesen sey, welche zwischen den Gebeten u. s. f. gesungen wurden. Demnach könnte vielleicht die ursprüngliche Bedeutung dieses Wortes auf die Komödie angewandt, so viel als Intermezzo, Zwischenspiel, seyn. Nach der Meinung des Provenzalen Abbate Paolo Bernardy wäre es von einem provenzalischen Verichte Farsum herzuleiten.

Farinelli (Carlo Broschi, genannt). Dieser ausgezeichnete Virtuos, der sich durch sein seltenes Talent den Ruf eines der vollkommensten Sänger des vorigen Jahrhunderts erworben hat, wurde zu Neapel den 24sten Januar 1705 geboren. Sein Vater unterrichtete ihn in den Anfangsgründen der Musik; darauf genoss er der Anweisung des rühmlichst bekannten Porpora, den er auf mehreren Reisen begleitete. Er war 17 Jahr alt, als er sich nach Rom begab, wo er mit seiner hellen und volltönenden Stimme einen Wettstreit einging mit einem berühmten Virtuosen auf der Trompete. Beide Nebenbuhler boten in diesem, dem Anscheine nach so ungleichen Kampfe den ganzen Umfang ihres Talents auf, aber Farinelli begann, als bereits sein Gegner erschöpft verstummte, seinen Gesang aufs neue mit so viel Kraft und Anmuth, führte ihn mit solcher Schärfe der Töne durch, daß seine Stimme alle Gränzen der Möglichkeit zu übersteigen schien und ihm den Preis gewann. Bald darauf ging er nach Bologna, um Bernacchi, damals den ersten Sänger Italiens, zu hören und seinen Unterricht zu genießen. Im J. 1728 reiste er nach Wien, wo Kaiser Carl VI. ihn mit Wohlwollen und mit reichen Geschenken überhäufte. Dieser Kaiser war es, der einst, als er Farinelli gehört hatte, zu ihm sagte, daß er zwar durch den Umfang und die Schönheit seiner Stimme Erstaunen erzeuge, daß es aber nur von ihm abhänge, auch zu rühren und zu interessiren; wenn er sich eines natürlicheren Gesanges befleißigen wolle. Farinelli benutzte diesen Wink, und bezauberte seitdem seine Hörer eben so sehr, als er sie überraschte. Als im J. 1734 Porpora eine Theatergesellschaft nach London führte, berief er Farinelli zu sich, der durch die Schönheit seiner Stimme und den Zauber seines unvergleichlichen Gesanges das Publikum dergestalt anzog, daß Handel, der an der Spitze einer andern Gesellschaft stand, vergebens alle Hülfsmittel seines Genies aufbot, die Auflösung derselben zu verhindern. Laborde verbürgt die Wahrheit folgender Anekdote. Senesino und Farinelli waren beide zu derselben Zeit in England, aber an zwei verschiedenen Theatern engagirt; und da sie immer an gleichen Tagen sangen, hatten sie nicht Gelegenheit, sich zu hören. Ein Zufall führt sie einst zusammen. Senesino hat einen blutdürstigen Tyrannen, Farinelli einen unglücklichen, in Fesseln schmach tenden Helden darzustellen. Farinelli's erste Arie aber erweicht das harte Herz des grausamen Tyrannen so sehr, daß Senesino, den Charakter seiner Rolle vergessend,

sich ihm in die Arme stürzt, um ihn entzückt an seine Brust zu drücken.
 Im J. 1737 ging er nach Paris, wo er vor dem König sang, der ihn
 reichlich beschenkte. Nach einem kurzen Aufenthalt in Frankreich ging
 er nach Spanien. Zehn Jahre hindurch sang er jeden Abend vor
 Philipp V. und der Königin Elisabeth. Als dieser Fürst in eine tiefe
 Melancholie versank, welche machte, daß er alle Geschäfte vernach-
 lässigte, versuchte die Königin die Gewalt der Musik, um ihn zu
 heilen. Sie ließ heimlich ein Concert dicht neben dem Appartement
 des Königs veranstalten, und Farinelli sang plötzlich eine seiner
 schönsten Arien. Der König schien anfangs betroffen und bald heftig
 bewegt. Am Schluß der zweiten Arie rief er den Virtuosen zu sich,
 überhäufte ihn mit Liebkosungen, und fragte ihn, welche Belohnung
 er verlange, indem er ihm alles gewähren zu wollen schwur. Farinelli
 bat den König, sich rasiren zu lassen, und in das Conceil zu
 gehen. Von dem Augenblick an wurde die Krankheit des Königs
 einer ärztlichen Behandlung fähig, und Farinelli hatte die ganze
 Ehre seiner Genesung. Dies war der Grund seiner unbeschränkten
 Gunst. Er wurde erster Minister, Ritter des Calatravaordens, aber
 er vergaß nicht, daß er zuvor Sänger gewesen war. Er nahm nie
 die Einladungen der Großen des Hofes an, bei ihnen zu speisen.
 Von seiner wahrhaft edelmüthigen und weisen Mäßigung gibt fol-
 gende Anekdote einen sprechenden Beweis. Als er sich eines Tags
 in das Zimmer des Königs begab, hörte er, daß ein Gardeoffizier
 zu einem andern sagte: „Die Ehrenstellen regnen auf einen elen-
 den Theaterhelden, und ich, der ich dreißig Jahre diene, bin ohne
 Belohnung.“ Farinelli beklagte sich beim König, daß er seine Die-
 ner vernachlässige, ließ ihn auf der Stelle ein Patent unterzeichnen,
 und übergab es mit den Worten dem Offizier: „Ich hörte Sie kurz
 vorher sagen, daß Sie dreißig Jahre dienen; Sie hatten Unrecht hin-
 zuzufügen, daß Sie unbelohnt geblieben wären.“ Einen nicht minder
 charakteristischen Beweis seiner Herzensgüte gibt folgende, auch für
 die Bühne bearbeitete Anekdote: Ein Schneider in Madrid, der ihm
 ein Kleid gemacht hatte, verweigerte die Annahme jeder Bezahlung,
 und erklärte, daß er sich für reichlich belohnt halten würde, wenn er
 so glücklich seyn könnte, von einem so großen Meister eine Arie singen
 zu hören. Farinelli, der ihn umsonst zur Annahme des Geldes ge-
 nöthigt hatte, gewährte ihm seinen Wunsch. Als er geendet hatte,
 dankte ihm jener, außer sich vor Entzücken, und war im Begriff sich
 zu entfernen. Farinelli hielt ihn zurück, „Ich habe Ihnen nachge-
 geben,“ sagte er, „es ist billig, daß Sie auch Ihrer Seite mir
 nachgeben;“ zog seine Börse und bezahlte dem Schneider den dop-
 pelten Werth seines Kleides. Ueberall bediente sich Farinelli der
 Gnade des Königs nur, um Gutes zu thun. Daher kam es auch, daß
 nach einander drei Könige von Spanien, Philipp V., Ferdinand VI.
 und Carl III., ihn mit ihrer Gunst beehrten. Nachdem Farinelli
 zwanzig Jahre lang die höchsten Ehren in Spanien genossen hatte,
 sah er sich genöthigt, im J. 1761 nach Italien zurückzukehren. Er
 wählte Bologna zu seinem Aufenthalt, und ließ sich eine Stunde von
 dieser Stadt ein geschmackvolles Landhaus bauen, auf welches er die
 Inschrift setzen ließ: Amphion Thobas, ego domum. Hier erwartete
 er sich das Verdienst, den P. Martini zur Abfassung seiner Geschichte
 der Musik zu veranlassen, die dieser gelehrte Literatur jedoch nicht
 vollenden konnte. Farinelli setzte ihn in den Stand, die ansehnlichste
 Bibliothek für Musik zusammenzubringen, die man je in Europa ge-

sehen hat. Er starb im J. 1782, noch in seiner Zurückgezogenheit unablässig mit der Literatur und der Musik beschäftigt, nachdem er in einem glücklichen Alter der Huldigungen seiner Mitbürger und besuchenden Fremden in reichem Maße genossen.

Farnese (Peter Mons) war der älteste Sohn Papstes Paul III. (vorher Alexander Farnese, aus einer alten florentinischen Familie), der ihn aus einer geheimen, vor seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl geschlossenen Ehe erzeugt hatte. Der Papst ertheilte ihm die Herzogthümer Parma, Piacenza und Castro im Jahr 1545, welche dieser neue Fürst mit eben so viel Stolz als Ausgelassenheit beherrschte. Er wurde, seiner Ausschweifungen wegen, von einigen gegen ihn Verschwornen zu Florenz ermordet. Seine Nachkommen besaßen jene Herzogthümer bis auf den Cardinal Antonio Farnese, welcher im Jahr 1731 ohne männliche Erben starb. Die Nichte des letztern, Elisabeth Farnese, Gemahlin Philipps V. von Spanien, vererbte sie auf ihren zweiten Sohn Don Carlos, der sie im Jahr 1735 dem Kaiser Carl VI. abtrat, und dagegen das Königreich beider Sicilien erhielt. Peters Enkel, Alexander Farnese, war der große Feldherr, der Spanien in den Niederlanden so wichtige Dienste leistete, wo er auch im Jahr 1592 als Generalstatthalter starb.

Farnesischer Palast, in Rom, nach dem Modell des Theaters des Marcellus, von Michael Angelo erbaut, ist eben so sehr durch seine Schönheit, als durch die herrlichen Kunstwerke berühmt, die er in sich faßt. In der berühmten Gallerie desselben haben die Brüder Caracci acht Jahre hindurch ihre vorzüglichsten Meisterstücke gearbeitet. Im Hofe sah man den vortrefflichen farnesischen Hercules, eine bewundernswürdige Flora und die Urne der Cécilia Metella; auch gehörte zu diesem Palast die Gruppe, die unter dem Namen der farnesische Stier (Toro) bekannt ist, welche aus einem Stier, fünf Menschen und einem Hunde besteht, und unstreitig die größte marmorne Gruppe in der Welt ist. Sie stellt die Bestrafung der Dirke durch Amphion und Zethos, die Söhne der Antiope, vor. S. die Ausleger zu Properz III. 15, 37. Plinius gedenkt dieser Gruppe als einer Arbeit des Apollonios und Tauriskos zu Rhodos, von wo sie nach Rom gebracht worden sey. Hier ward sie um die Mitte des 16ten Jahrhunderts gefunden und in den Palast Farnese gebracht. Dieser schöne Palast gehörte zuletzt dem Könige von Neapel, dem er durch die farnesische Erbschaft mit allen Seltenheiten zugefallen war. Das österreichisch-kaiserliche Haus war Miterbe dieser unschätzbaren Verlassenschaft. Die vorzüglichsten Kunstfachen sind in der Folge nach Neapel gebracht worden, wo sie das Museum im Gebäude der Studj zierten.

Farquhar (Georg), ein englischer Dramatiker, war 1678 in Londonderry in Irland geboren. Er verließ Dublin, wo er auf Schulen war, um sich mit einer Gesellschaft von Schauspielern zu vereinigen. Da er aber auf der Bühne kein Glück machte, ging er nach London und trat als Lieutenant in das Regiment des Grafen Orrery. Seine Neigung fürs Theater hatte ihn jedoch nicht verlassen und er befriedigte sie durch Arbeiten für dasselbe. Im Jahr 1698 trat er mit seinem ersten Lustspiel: Amor in einer Flasche, hervor, welches gefiel. Im Jahr 1700 gab er die standhaften Liebenden, und bald darauf: Sir Harry Wildair, den Unbeständigen und den Offizier auf Werbung. Sein letztes

und mit dem größten Erfolg aufgeführtes Lustspiel sind die **Kriegslisten**. Er starb in der Mitte seiner Laufbahn und hatte sich durch seine höchst ergötzlichen und ziemlich ausgelassenen Theaterstücke einen vortheilhaften Namen erworben.

Fasanerien. Die Anlage zur Hezung der Fasane nennt man **Fasanerie**. Man unterscheidet wilde und zahme Fasanerien. In erster ist der Fasan sich selbst überlassen und wird nur im Winter gefüttert. Es bedarf keiner Gebäude, sondern nur hie und da einiger Arrangements und Stände in dem Gebüsch, auf welchen man zu gewissen Zeiten mit Haferstroh, Kampfer, Anis und einigen andern Ingredienzien räuchert, um die Fasane zusammenzuhalten; denn sie lieben diesen Geruch sehr. Mehr Sorgfalt und Kosten erfordert eine zahme Fasanerie. Außer einem gutgewählten Local, von dem alle Raubthiere möglichst abzuhalten sind, werden ein Fasanenhaus mit einem heizbaren Zimmer zur Beherbergung derselben, vor demselben ein Zwinger, der mit den Stuben des Hauses durch Löcher zum Ein- und Auslassen in Verbindung steht, ferner ein Bruthaus, ebenfalls mit einem Zwinger und außerdem noch ein Häuschen für Trut- und Haushühner, noch verschiedene kleine Häuschen mit Zwingern und eine Wohnung des Fasanenwärters erfordert. In jeden Zwinger setzt man einen Hahn mit neun bis zehn Hennen, welche man wohl füttert, und Abends und Morgens ein- und austreibt. Zur Peggzeit sammelt man sorgfältig die Eier und läßt sie entweder durch die Fasanenhennen oder durch Trut- und Haushühner ausbrüten. Da das Fleisch dieses Vogels sehr geschätzt und beliebt ist, und für etwas besonders Kostliches und Feineres gilt, so ist er in den meisten Ländern Eigenthum des Landesherrn, dem es auch allein zukommt, Fasanerien anzulegen. Als die prächtigsten von allen Fasanenarten nennen wir den chinesischen Goldfasan und Silberfasan, welche beide Gattungen auch in unserm nördlichen Clima recht gut fortkommen.

Fasces, ein Ehrenzeichen der römischen Magistratspersonen, welches in Bündeln glatter Stäbe bestand, in deren Mitte sich, zum Zeichen der Gewalt über Leben und Tod, ein Beil befand. Diese **Fasces**, deren Anzahl verschieden bestimmt war, wurden den höhern Magistratspersonen von den **Victoren** auf den Schultern vorgetragen. Vor dem Volke mußten jedoch die Victoren, zu Anerkennung der Obergewalt desselben, die **Fasces** senken; auch wurden in der Hauptstadt die Beile aus denselben weggelassen.

Fasch (Carl Friedrich Christian), Kammermusikus des Königs von Preußen und Cembalist zu Berlin, war geboren zu Zerbst den 18ten Nov. 1736, wo sein Vater Capellmeister war. Sein musikalisches Talent entwickelte sich früh. Er lebte seit seinem vierzehnten Jahre in Strelitz, kam 1756 in die Capelle Friedrichs II. nach Berlin und starb daselbst den 3ten August 1800. Er war ein großer Musiker, in dessen Werken die tiefste Kenntniß der musikalischen gelehrten Kunst mit dem verständigsten Sinn und dem innigsten Ausdrucke verknüpft waren. In vielstimmigem Gange zeigt er eine Vollkommenheit, die vor ihm nicht erreicht worden war. Man findet darin den künstlichsten Contrapunkt verbunden mit der größten Simplizität und mit der ausdrucksvollsten Melodie in allen Stimmen. Besonders zeichnet sich in dieser Hinsicht sein achtstimmiges *Miserere* als ein vollendetes Meisterstück aus. Ein sechzehnstimmiges *Kyrie* und *Gloria* wurde von Hiller als ein Werk angekündigt, das an Tiefe und Geschmack alles übertreffe, was man von Benevoli, Antonio Cotti,



Durch Papst Gregor den Großen wurde, um das Jahr 600, die Aschermittwoche zum Anfang der Fasten gesetzt, und der Tag vorher hieß Fastnacht, weil in der Nacht derselben, mit 12 Uhr, die Fastenzeit eigentlich anhub. Diesem Fasten voran ging ein dreitägiges, wie ehemals die strengen Eiferer sich ausdrückten, ganz teuflisches Fest, das sie die Bacchanalien nennen. „Da die Christen,“ heißt es, „an diesen Tagen vorsätzlich raseren, so banden sie Karven vor, tauchten die Geschlechter aus, verkleideten sich in Gespenster, gaben sich dem Bacchus und der Venus hin, und hielten allen Muthwillen sich erlaubt.“ Dies ist der Ursprung des heutigen Carnivals oder Faschings, wie er im südlichen Deutschland genannt wird. Der Name Carnival wird aus dem Lateinischen, von carne und vale abgeleitet, weil man gleichsam dem Fleische Lebewohl sagte. Man wollte sich vorher noch gütlich thun, und dies geschah im reichsten Maße, vornehmlich während der drei letzten Tage des Carnivals. Uebrigens ist das Carnival selbst nichts anders als die neuen Saturnalien der christlichen Römer, die aber ihre heidnischen Feste noch nicht vergessen konnten, und am wenigsten ein solches, als die Saturnalien waren, die dem Saturn und der goldenen Zeit seiner ehemaligen Weltregierung zu Ehren, um das Andenken der Freiheit und Gleichheit der Menschen in der ersten Jugend der Welt lebendig zu erhalten, alljährlich im December mit allerlei Muthwillen, Scherz und Ausgelassenheit gefeiert wurden. Besonders zu Rom selbst brachte das Carnival die alten Saturnalien in einem neuen Costume lebhaft wieder vor's Auge, und bei den neuen Ceremonien schimmern die alten Gebräuche durch. Weil in den letzten Tagen des Carnivals, also Fastnacht, und vornehmlich noch an dem dieser Nacht langer Fasten vorübergehenden Tage, der Muthwille in Mummereien, Scherzen, Possen und Ausgelassenheiten aller Art sich drängte; so erschien Fastnacht besonders als die Zeit des privilegierten Muthwillens, und Fastnachtsstreich galt für gleichbedeutend mit muthwilliger Poesie. Aus Italien gingen die neuen Saturnalien in die andern christlichen Länder über, und Deutschland blieb mit Mummereien, Schmausereien und lustigen Possen um diese Zeit nicht dahinten. Merkwürdig ist, daß in Deutschland die dramatische Poesie dadurch entwickelt wurde, was erst geschehen konnte, nachdem die Städte zu Wohlhabenheit gelangt waren. Im 13ten Jahrhundert zeigen sich die ersten Spuren. Die Mummereien des Carnivals führten von selbst auf den Gedanken, eine angenommene Rolle durchzuführen. Um dem Hause zu gefallen, copirte man die Sitten des gemeinen Lebens mit Caricatur, um das Lachen desto sicherer zu erregen. Was anfangs nur ein Fastnachtseinfall gewesen war, erhielt nachher Ausbildung. „Um die Fastnachtszeit,“ sagt Gögel in seiner Geschichte der kömischen Literatur (Bd. 4. S. 292), „zogen zuweilen verkleidete Personen aus einem Haus ins andere, um ihren Freunden und Bekannten eine Lust zu machen. Eine lustige Gesellschaft dieser Art kam auf den Einfall, in dieser Verkleidung etwas vorzustellen, und eine dieser Mummerei gemäße Unterredung zu halten. Dieser Versuch gelang ihr; man lobte die unbekannten Schauspieler, man bewirthete sie wohl, oder beschenkte sie gar. Durch diesen Beifall aufgemuntert, verstärkten sich die Banden, und ihre Fabeln und Gespräche wurden allmählig länger, bis sie zu ordentlichen Nachahmungen menschlicher Handlungen anwuchsen.“ In Nürnberg, wegen seiner Waaren und seines Wises berühmt, war es, wo aus der Bekan-

schaft der Meistersänger die ersten Fastnachtsspiele hervorkamen, herb und lustig, wie sie dem bürgerlichen Geschmacke der Reichsstädter zusagten. Hans Fols, der Barbier, und Hans Rosenblüt, der Wappenmaler, genannt der Schnepperer, d. i. der lose Schwäger, wegen der Zügellosigkeit, womit sich sein Witz ergoß, führten zuerst diese Gattung in die deutsche Literatur ein. Der zweite wurde schwerlich von einem seiner Zeitgenossen in der Frechheit der Fastnachtsscherze übertroffen. Man findet seine Fastnachtsspiele im zweiten Theil von Gottscheds dramatischem Vorrath. Züchtiger trat später der wackere Hans Sachs darin auf, der

Mit Gottes Hülff schier zweihundert

Mancher Art, daß ihn selber wundert,

solcher Stücke gedichtet hat, in deren vielen seine ergögliche Laune, sein munterer Witz, gemüthvolle Darstellung und oft bewundernswerthe Charakteristik in allen Zeiten erfreuen werden. Diese Stücke sind verwandt mit den Masks der Engländer und den Farces der Franzosen, und die geistlichen Fastnachtsspiele, religiöse Burlesken, mit den Mystères und Moralités. Nach alter Sitte wurden diese Fastnachtsspiele durch einen Ausrufer oder Herold eröffnet und beschlossen. In den neuesten Zeiten hat man die Fasten aus der Religion größtentheils in die Heilkunde verwiesen. Die Catholischen haben noch als Fasttage die Mittwoch, Freitage und Sonnabende der Quatemberwoche und die Tagen vor den Festtagen; als Abstinenztage, an welchen nur die Fleischspeisen verboten sind, alle Freitage und Sonnabende. Luther nennt das Fasten eine feine leibliche Zucht, und wenn man noch jetzt in protestantischen Ländern Fasttage hält und ausschreibt, so sind dies Ueberbleibsel der catholischen Liturgie. A. dd.

Fatalismus, der Glaube an ein **Fatum**, d. i. ein sogenanntes absolutes oder unbedingtes Verhängniß, oder an eine von Gott ohne Rücksicht auf das Verhalten des Menschen bestimmte Nothwendigkeit, welcher man mit aller Vorsicht und Klugheit nicht ausweichen kann. Die Türken haben diesen Irrglauben, daher sie selbst gegen Pest und Viehseuche keine Anstalten treffen. Fatalist heißt ein Anhänger jenes Glaubens. (S. **Fatum**.)

Fata Morgana heißen auf der Küste der sicilianischen Meerenge die bei heiterem, warmen und stillem Wetter über dem Meere aufsteigenden Lusterscheinungen, die sich oft zu seltsamen Bildern von Schiffen, Thürmen, Schloßern u. s. w. gestalten, und leicht den Naturkundigen täuschen. Sie entstehen aus den von der Sonne emporgezogenen Dünsten des Meeres; daher Traum- Zauberbilder.

Fatum, sagt Minucius Felix, ist nichts anders, als was Gott über einen jeden unter uns beschlossen oder ausgesprochen hat. In der Folge verband man damit den Begriff der unvermeidlichen Nothwendigkeit. Alles, was dem Menschen begegnet, kann man sich denken, entweder als unbedingte Nothwendigkeit ohne Hinsicht auf göttlichen Rathschluß, oder als bedingte Nothwendigkeit, vom göttlichen Rathschluß abhängig; oder endlich als völlige Zufälligkeit aller Veränderungen oder nur der moralischen Wesen. Im Allgemeinen verstanden die alten Philosophen unter dem **Fatum** im engsten Sinn eine gewisse unvermeidliche Nothwendigkeit der Ereignisse und Begebenheiten in der Welt, wodurch sie freilich in die größten Widersprüche mit ihren eigenen Systemen, mit der Lehre von der menschlichen Freiheit und selbst mit der Natur der Gottheit verwickelt werden

mußten. Es ist aber schwer zu bestimmen, ob alle Weltweisen, besonders die Stoiker, in der Bedeutung des *Fatum* behauptet haben, in welcher man sie gewöhnlich desselben beschuldigt. Man unterscheidet gewöhnlich folgende Arten des *Fatums*: das vernünftige, spinozistische, astrologische, türkische und stoische. Jene unvermeidliche Nothwendigkeit der Begebenheiten hängt nämlich entweder davon ab, daß die Welt den Grund ihrer Wirklichkeit in sich selbst hat und keine andere Ursach außer sich erkennt (und heißt das *spinozistische*), oder von einem Wesen, das nicht zur Welt gehört und zwar entweder mittelbarer Weise durch den Einfluß der Gestirne, worin freie Wesen nichts ändern können (das *astrologische* der Chaldäer), oder unmittelbarer Weise, und zwar wieder entweder ohne Hinsicht auf gewisse Mittelursachen, dergestalt, daß dasjenige, was einmal beschlossen ist, geschehen müsse, es mögen die Begebenheiten eine Ursache haben oder nicht (das *türkische*), oder mit Hinsicht auf gewisse Mittelursachen, und zwar entweder, daß diese Mittelursachen und ihre Subordination von einem absoluten Entschluß, worauf das Betragen verständiger Wesen aus Bewegungsgründen gar keinen Einfluß habe, berühre (das *stoische*), oder, daß die Subordination der Ursachen von einem freien Entschluß der Gottheit und objectiv in Hinsicht des freien Betragens vernünftiger Wesen herkomme (das *vernünftige Fatum*). Wir begnügen uns, von dem letztern noch dies zur Erläuterung hinzusetzen. Der Mensch ist als ein Einwesen physischen Gesetzen unterworfen. Da er nicht Herr der Natur ist, muß er sich ihren Einflüssen auf seine Lage und Umstände unterwerfen. Wann, von wem, und wo er geboren wurde, stand nicht in seiner Gewalt zu bestimmen. Indem er nun sagt, das Verhängniß oder Schicksal hat es so gewollt, so glaubt er damit nicht an ein blindes Ungesähr, sondern er beruft sich nur auf Ursachen, die über seinen Kräften und Einsichten sind. Glaubte er dabei 1. daß die Veranstellung und Subordination aller vorherhenden Ursachen von einem höhern Wesen, welches nicht zur Welt gehört, angelegt, 2. daß dieses Wesen durch einen freien Entschluß diesen großen Weltplan realisiere, und 3. nach Verhältniß seines sittlichen Verhaltens, nach der Quantität und Quantität seiner Kräfte, auch ihn in diesen Plan mit aufgenommen und dergestalt bedacht habe, daß es ihn an denjenigen Posten in der Welt, durch den Zusammenfluß zwar lauter natürlicher, ihm aber oft undurchdringlicher, unbegreiflicher Ursachen gestellt, wo er nach seinen Kräften für das Ganze das Meiste wirken und an einer sittlichen Ordnung Antheil nehmen kann: so statuirt er ein *vernünftiges Fatum*. Das Verhalten des Menschen kommt als objectiver Grund durchaus dabei in Anschlag. Denn es wäre ungereimt, ein Schicksal in der Bedeutung anzunehmen, daß alles, was einem begegnet, unabhängig von dem eignen Handeln, und ohne vorgängigen Grund geschehe. Es ist falsch zu sagen, das Zukünftige wird geschehen, man thue auch, was man wolle; sondern es geschieht, weil man etwas thut, wodurch es veranlaßt wird. Ist im Buche des Verhängnisses das Zukünftige geschrieben, so ist auch zugleich die Ursach davon geschrieben. Es gibt daher keine absolute, sondern nur eine hypothetische Nothwendigkeit.

Fäulniß, der dritte Grad der Gährung, in welchem sich sowohl vegetabilische als auch thierische Substanzen, eine jede nach ihrer Eigenthümlichkeit oder Natur, freiwillig, unter Entwicklung kohlensaurer, stick- und wasserstoffhaltiger Gasarten, denen durch

die Vermischung von mehr oder weniger Schwefel und Phosphor in eben so mephitischer Geruch zugesellt ist (was jedoch mehr bei Fäulung thierischer Substanzen gefunden wird), zerfallen, und zuletzt eine mehr oder weniger erdige reine Masse zurücklassen, an der die vor-
ausgegangene Fäulung durch den diesen Act begleitenden Geruch zu-
weilen noch lange errathen werden kann. Ein sehr geminderter Grad
oder gänzliche Aufhebung der Lebensthätigkeit, Zutritt der Luft,
Wärme und Feuchtigkeit, Annäherung schon faulender Substanzen
bedingen, unterhalten und vollenden sie, jedoch ist der Ausdruck von
Fäulung bei noch vorhandenem, wenn auch sehr vermindertem Leben
nicht so deutlich; daher auch nur Geneigtheit zur Fäulnis in den so-
genannten Faulfiebern, Faulkrankheiten, und nicht wahre
Fäulnis angenommen werden kann. Beim kalten Brande eines
Theiles hingegen ist wahre Fäulung, hier ist aber auch in dem bran-
digen Theile alles Leben völlig verschwunden, es ist eine örtliche
Fäulnis zu nennen. Man unterscheidet die Fäulung vegetabili-
scher und animalischer Substanzen. Bei erstern geht alles
langsamer vor sich, sie müssen mit Wasser angefeuchtet seyn, der
Gestank ist nicht so durchdringend, der Rückstand schwärzlich, erdig,
gesäuert und mit Kohle verbunden; letztere faulen schneller, der
Gestank ist viel durchdringender, es entwickelt sich mehr Stickstoff,
der, mit Wasserstoffgas zu Ammonium verbunden, größtentheils sich
verflüchtigt, sobald dieses sich gebildet hat; es vermindert sich die
Masse der faulenden Substanzen beträchtlicher, und nichts als eine
fette, schmierige, noch stinkende Erde (*terreau animal*) bleibt zurück,
die erst sehr spät so austrocknet, daß sie wie Asche aussieht. Sol-
ste u hat den zur vollkommenen Zersetzung erforderlichen Zeitraum in
vier Perioden getheilt. Fälschlich wird die Fäulung thierischer Sub-
stanzen alkalische Gährung genannt, weil sich nicht allein Kali
(Laugensalz) bildet. Fehlen gewisse Bedingungen, so kann zwar
auch eine Zersetzung der Bestandtheile geschehen, die aber nicht Fäul-
nis ist, so z. B. verwandeln sich im Innern der Erde die Vegetabi-
lien in bituminöse, versteinerte Hölzer, in Torf, Erbhörze man-
cherlei Art. Nicht so ist es unter gleichen Umständen mit thierischen
Substanzen der Fall, diese haben schon viel Feuchtigkeit in sich,
werden unter der Erde für sich warm, in der Erde selbst ist etwas
Luft, sie faulen nur langsam; so z. B. fand man beim Ausgraben
der Leichname auf dem Kirchhofe des Innocens zu Paris, daß manche
in einer Zeit von sieben, dreißig und mehr Jahren, aber auch manche
früher ihre weichen Theile verloren hatten. Je mehr Leichname zu-
sammen auf einem kleinen Raume liegen, desto später faulen sie zu
einer erdigen Masse, sie bilden mehr eine seifenartige Masse. Da
die Bedingungen zur Fäulnis so bekannt sind, so kann man, wenn
man sie entfernt hält, die Fäulnis abhalten, wonach das Räucher-
n, Austrocknen, Kalthalten, in Säure einlegen, Einbödeln, hergehet
ist: daher sind in dem ägyptischen Sande Körper ohne weiteres Zu-
thun mumienartig ausgetrocknet worden. Die Fäulnis wird benutzt,
um mancherlei Zubereitungen verschiedener Substanzen möglich zu
machen, so z. B. beruht hierauf das Rösten der Glaspflanze, des
Leins, die Papierbereitung; durch sie entsteht der Dünger, die Gar-
ten- und Pflanzenerde (*terreau*), die Möglichkeit, das Leder zu
gärben u. s. w.

Fauna, der Inbegriff der in einem Lande oder Erdtheile ein-
heimischen Thierclassen, auch ein Verzeichniß derselben.

Faunen sind Waldgötter, d. i. eine Art von Dämonen, welche in Wäldern und Hainen wohnten, und vorzüglich von denen, die das Feld bauten, verehrt wurden. Sie werden meistens ganz in menschlicher Gestalt abgebildet, nur mit einem kleinen Ziegenschwanz, spitzigen Ohren und hervorstechenden Hörnern. Ihre Kleidung ist ein Ziegenfell oder ein anderes Thierfell. Man sieht sie auch mit Weinranken bekränzt, weil sie gleich den Satyren zu dem Gefolge des Bacchus gehören. Die Dichter schildern sie uns als mißgestaltete, sinnliche Götter, und diesen Charakter erkennen wir auch in den auf uns gekommenen alten Statuen. Sie werden als Söhne des Fauns betrachtet. Dieser wird für einen der ältesten Könige in Latium, zugleich als weissagender Gott verehrt, und ist der Pan der Römer, so wie auch seine mit der Fatua oder Fauna erzeugten Söhne wie die griechischen Panen, als Hüter und Mehrer der Heerden, Wald- und Feldgötter verehrt wurden.

Faust. Johann Faust oder Fust war ein Goldarbeiter zu Mainz, der um Beförderung der erfundenen Buchdruckerkunst nicht unwichtige Verdienste hat. Guttentbergen, der sie zu Straßburg erfunden hatte, mangelte Vermögen zur Betreibung der Kunst, er ging (1450) nach Mainz, und Faust, der, wie man vermuthet, auch schon mit ausgeschnittenen hölzernen Formen gedruckt hatte, unterstützte ihn mit seinem Vermögen. Guttenberg wurde von Faust wegen einer Forderung von 2020 Gulden verklagt, und durch einen Ausspruch des Gerichts zur Bezahlung verurtheilt. Da er nicht bezahlen konnte, behielt Faust für seine Forderung die Druckerei, und betrieb sie nun selbst mit seinem ehemaligen Diener und nachherigen Schwiegersohn Schoiffer (Schoeffer), der die neue Kunst durch Erfindung der Bunzen und Matrizen zum Schriftgießen und der Buchdruckerschwärze zur Vollkommenheit brachte. Wann das erste gedruckte Buch von ihnen erschienen sey, ist ungewiß; gewiß aber nicht vor 1457, in welchem Jahre sie den Psalter herausgaben. Im Jahre 1562 erschien zum ersten Male die Bibel ganz von ihnen gedruckt. Verschieden von diesem ist der berühmte Schwarzkünstler D. Johann Faust, im Anfang des 16ten Jahrhunderts. Ob er aus Knittlingen im Oberamt Maulbronn in Schwaben, oder aus Anhalt, oder aus der Mark Brandenburg sey, ist unentschieden. Das erste ist am wahrscheinlichsten. Er war der Sohn eines Bauern, der ihn nach Wittenberg zu Verwandten sendete, wo er sich den Wissenschaften widmete. In seinem sechzehnten Jahre ging er nach Ingolstadt, studirte Theologie, wurde drei Jahre nachher Magister, wendete sich aber von der Theologie zu der Medicin, Astrologie und Magie, worin er auch seinen Famulus, Joh. Wagner, eines Predigers Sohn zu Wasserburg, unterrichtete. Nachdem er die reiche Erbschaft seines Oheims verschwendet hatte, bediente er sich seiner erlangten Kraft, die Geister zu beschwören, beschwor den Teufel, und machte mit ihm einen Bund auf 24 Jahre. Er erhielt einen Geist, Mephistopheles, zu seinem Diener, mit welchem er nun umherreisete, lustig lebte und durch Wunder die Welt in Erstaunen setzte (z. B. auf einem Weinfasse aus Auerbachs Keller 1523 in Leipzig davonritt, worauf sich noch ein altes Bild in diesem Keller bezieht), bis endlich in dem Dorfe Rimbach-Nachts zwischen 12 und 1 Uhr der Teufel ihn grausamlich umbrachte, wie solches von Georg Rudolf Wiedemann in den wahrhaftigen Historien von denen greulichen Sünden D. Johann Faustens, 1599 Hamb. und in dem alten beliebten Volks-

Buche: „Des durch die ganze Welt verrufenen Erzscharzkünstlers und Zauberers D. Faust mit dem Teufel aufgerichtetes Bündniß, abenteuerlicher Lebenswandel und schreckliches Ende,“ gedruckt zu Köln am Rhein und Nürnberg, des breiteren berichtet wird. Ob an dieser Sage etwas wahr sey oder nicht, darüber ist mancherlei Streit gewesen. Einige, welche diesen Faust mit dem vorigen verwechselten, waren der Meinung, die Mönche, welche damals durch Abschreiben der Bücher nicht wenig verdienten, und durch Erfindung der Buchdruckerkunst sich beeinträchtigt sahen, hätten, aufgebracht hierüber, die neue Erfindung als des Teufels Werk verschrien, und dem Namen Fausts ein ewiges Brandmal durch die Erfindung jener Geschichten aufdrücken wollen. Diese Meinung aber widerlegt sich dadurch, daß jener Faust in das 15te, dieser in das 16te Jahrhundert gehört und gegen 1560 verschwand. Die, welche sein Daseyn gänzlich läugnen wollten, haben die Zeugnisse Tritheims, Melancthons u. A. gegen sich, die ihn selbst gesehen hatten. Demnach würde uns wohl am Ende ein ungewöhnlicher Mensch übrig bleiben, mit physikalischen Einsichten, die sein Zeitalter als Wunderwerke, und mithin als Werke des Teufels, anstaunte und fürchtete. Vielleicht fehlte es ihm auch nicht an Charlatanerie, und er zog umher, durch Taschenspielerkünste und natürliche Magie die Augen der Menge zu blenden. Die Erzählung der faustischen Abenteuer hat die Entstehung eines andern Buchs veranlaßt: „Fausts Höllenwang oder der schwarze Kabe.“ Diesem Buche schrieb sonst der Aberglaube Wunderdinge zu. Es enthält schon auf dem Titel, dem zufolge es 1404 zum ersten Mal gedruckt ist, eine Lüge und ist mit lauter sinnlosen Charakteren und Figuren, und schändlich gemißbrauchten Bibelsprüchen angefüllt. Sey dem aber wie ihm wolle, uns muß jede Legende lieb seyn, weil sie der Poesie Stoff zu mehr als einem Meisterwerke geliefert hat. Nachdem dieser Stoff lange Zeit nur für Farcen und Marionetten-Theater war benutzt worden (siehe Götzes über die deutschen Volksbücher, verglichen mit den Spittlerischen Zusätzen zu Mosers württembergischer Bibliothek, sagte Lessing die Idee, ihn zu höhern Zwecken zu benutzen, und entwarf zwei Trauerspiele von D. Faust, wovon leider nur ein kurzes, aber sehr meisterhaftes Bruchstück übrig ist. Von welcher Idee Lessing dabei ausgegangen, zeigt folgende Stelle. Satan. Sag an, du vierter Teufel, was hast du für Thaten gethan? Teufel. Keine, Satan. Aber einen Gedanken gedacht, der, wenn er That würde, aller Jener Thaten zu Boden schlage. Satan. Der ist? Teufel. Gott seinen Liebling zu rauben. — Einen denkenden, einsamen Jüngling, ganz der Weisheit ergeben; ganz nur für sie athmend, für sie empfindend; jeder Leidenschaft absagend, außer der einzigen für die Wahrheit; dir und uns allen gefährlich, wenn er einst Lehrer des Volks würde — den ihm zu rauben, Satan! Satan. Trefflich! Herrlich! Und dein Entwurf? — Teufel. Sich, ich Intrigue; ich habe keinen. Ich schlich von allen Seiten um seine Seele, aber ich fand keine Schwäche, bei der ich ihn fassen könnte. Satan. Thor! hat er nicht Wißbegierde? Teufel. Mehr als irgend ein Sterblicher. Satan. So laß ihn nur mir über! Das ist genug zum Verderben. — Von derselben Idee gingen zwei andere große Dichter aus. Klingers in Fausts Leben, Thaten und Höllensfahrt; und Göthe in seinem unübertroffenen und unübertrefflichen Faust, nur mit dem Unterschied, daß es bei Beiden nicht der Teufel ist, der Fausten an der schwachen Seite der Wißbegierde faßt, um ihn zu ver-

leiten, sondern daß die Wißbegierde selbst ihn dem Teufel in die Arme führt, so daß man mit dem göthelchen Mephistopheles sagen möchte:

Und hätt' er sich auch nicht dem Teufel übergeben,
Er müßte doch zu Grunde gehn.

Faust ist bei Beiden eine hypergeniale Natur. Früh schon fand er die Grenzen der Menschheit zu enge, und stieß mit wilder Kraft dagegen an, um sie über die Wirklichkeit hinüber zu rücken. Er warf sich in die Wissenschaften. Kaum aber hatte er ihren Zauber gekostet, als der heftigste Durst nach Wahrheit in seiner Seele entbrannte. Nach langem Herumtappen waren seine Ernte: Zweifel, Unwille über die Kurzsichtigkeit der Menschen, Mißmuth und Murren gegen den, der ihn geschaffen, das Licht zu ahnden, ohne die dicke Finsterniß durchbrechen zu können. In der weitem Ausführung weichen Beide von einander ab, und es findet eigentlich keine Vergleichung zwischen Klingers Roman und Goethes Drama weiter Statt; jener ist durchdrungen von philosophischem, dieser von poetischem Geiste. Bei Klinger trifft Faustens das unvermeidliche Schicksal, des Teufels Beute zu werden; Goethes Drama ist zwar leider auch in der neuen Ausgabe nur Fragment, allein irren wir nicht gänzlich, so muß nach dieser Anlage Faust gerettet werden. Darum ist auch bei Klinger alles greller und düster, bei Goethe milder und zarter gehalten. Bei Klinger vermischen sich die Sagen von beiden Fausten, Goethe aber hat sich bloß an die von Faust dem Zauberer gehalten. Nach Goethe und Klinger verdienen die Bearbeitungen dieses Stoffes von Schink, Schreiber und dem Maler Müller genannt zu werden; die letztere ist die roheste, aber unter diesen dreien die kräftigste und genialste. ad.

Faust (Ph. Ep.), lebt gegenwärtig als Doctor der Medicin und Hofrath zu Bückeburg, und ist als Schriftsteller seit 1780 sehr bekannt. 1794 schrieb er über die Perioden des Lebens. Sein Streben nach Gemeinnützigkeit ließ ihn bei solchen gelehrten Gegenständen nicht allein verweilen, er ergriff, obschon bejahrt, gleich einem Jünglinge mit warmen Eifer oft die Feder, um die Mitwirkung Hoher und Niederer für das gemeine Gesundheitswohl zu gewinnen und hie, hinderliche Gebräuche abzustellen. Schon 1794 stellte er einen Versuch auf über die Pflicht der Menschen, jeden Blatternkranken von der Gemeinschaft der Gesunden abzusondern und dadurch die Ausrottung der Blatternpest zu bewirken. Und obschon man diesen für die Sache der Menschheit beherzigungswerthen Vorschlag fast unbeachtet gelassen hatte, ließ sich Faust nicht abhalten, denselben sogar den zum Friedenscongreß zu Rastadt versammelten Ministern 1798 nochmals vorzulegen. Späterhin 1802 und 1804, als Jenners Entdeckung Fausts philanthropischem Plane zu Hülfe kam, that auch dieser viel für die Verbreitung der Kuhpocken; er schrieb deshalb einen Ruf an die Menschen, schlug auch schon öffentliche Impfanstalten vor. Mehrere Gebrechen, die in der Ausübung der Geburtshülfe eingewurzelt sind, entgingen ihm nicht, und um den Nachtheil, der oft daraus entspringt, abstellen zu helfen, hat er viele gute und gut gemeinte Vorschläge bekannt gemacht. Mit noch eindringendern Worten nahm sich Faust bei im Kriege Verwundeten an und sprach für ihre menschlichere Behandlung auf dem Schlachtfelde in allen periodischen Blättern, auch mit Ph. Hunold gemeinschaftlich über die Anwendung und den Nutzen des Oels und der Wärme bei chirurgischen Operationen, dem drei Abhandlungen angehängt sind über die Heiligkeit der

Feldlazarette. Beschreibung einer Weinbruchmaschine und das Lebendig begraben auf den Wahlplätzen zu verhüten. 1806. Sein gemeinnützigstes Werk bleibt über seine populäre Diätetik, welche als Gesundheitskatechismus hinlänglich bekannt ist und viele Auflagen erlebt hat. F.

Faustina. Zwei römische Kaiserinnen führten diesen Namen: die Gemahlin des Antoninus Pius, und dessen Tochter, welche nachher an den Kaiser Marcus Aurelius Antoninus verheirathet wurde. Die Geschichtschreiber der damaligen Zeit haben die schönen Beschreibungen, welche sie von dem glücklichen Zustande des Reichs unter der Regierung dieser Antonine machen, mit ärgerlichen Anekdoten von ihren Gemahlinnen besetzt. Aber zur Ehre der jüngern Faustina, welche diese Flecken am meisten treffen, darf man nicht verhehlen, daß ihr eigener Gemahl, Marcus Aurelius, der sich durch seinen trefflichen Charakter und durch seine Neigung zur Philosophie den Beinamen des Philosophen erwarb, ihrer Tugend volle Gerechtigkeit widerfahren ließ und ihr, in den Betrachtungen über sich selbst, das Lob einer musterhaften Gattin beilegte. In unsern Tagen hat Wieland versucht, sie von den Schmähungen der plauberhaften Geschichtschreiber der römischen Kaisergeschichte zu retten.

Faustrecht. Die Burgen, deren Erbauung Kaiser Ludwig der Deutsche den größern Vasallen erlaubte, um dadurch Deutschlands Gränze gegen die Einfälle der Sorben, Böhmen und Obotriten zu schützen, vermehrten sich bald so sehr, daß sie bei den Gewaltthatigkeiten der Vasallen, selbst den Kaisern gefährlich wurden. Doch der damalige Zeitgeist war ein zu starker Damm gegen den kaiserlichen Willen, denn die Vasallen wußten nur zu gut, daß sie die Mittel für die Zwecke des Thrones waren, und übten daher eine Willkür der Selbsthülfe unter einander, welche unter dem Namen Faustrecht sechs Jahrhunderte lang alle Ordnung zerstörte. — Das Schwert war bald der alleinige Schiedsrichter geworden, und war um so schwerer zu verbannen, als ihm durch Einführung der Gottesurtheile (Orbailien) eine gewisse Heiligkeit verliehen worden war. Die Bekämpfung der Edeln unter sich selbst, welche überhaupt durch den damaligen kriegerischen Nationalgeist der Deutschen beständig Nahrung erhielt, die mangelhafte Verfassung, welche einen Richterstuhl für solche Ausbrüche der ursprünglichen, nur langsam verschwindenden Rohheit, entweder noch nicht constituirt hatte, oder dem Throne selbst die nöthige Achtung nicht genug zu sichern vermochte, führte bald genug eine Verwirrung aller Verhältnisse, eine Schutzlosigkeit der Unbewehrten oder Unmächtigen, eine frevelhafte Nichtachtung der heiligsten Verträge und selbst der Privilegien geheiligter Stätten herbei, daß die Kirche endlich die Steuerung der Unbilden übernahm. Von Burgund aus, von dort aus, wo die Greuel des Faustrechts am heftigsten wütheten, geschah der erste Schritt zu ihrer Abstellung. Mehrere burgundische Bischöfe promulgirten einen vom Himmel gefallenem Brief, der auf vier Tage in der Woche, mit Einschluß des Sonntags, alle Privatbefehdungen untersagte, so daß drei Tage nur dem wilden Ritter für seine blutigen Gerichte, die er über den wirklichen oder vorgeblichen Beleidiger halten wollte, übrig blieben, und nach welchem Kirchen, milde Stiftungen und landesherrliche Schlösser verschont seyn sollten. Kaiser Conrad II. sanctionirte 1038 die Vorschriften dieses Briefes, den man Gottesfriede nannte, und es schien auch ein milderer,

rechtlicherer Geist walten zu wollen, besonders da das Ritterwesen mehr veredelt und ein Codex für dasselbe errichtet wurde, worin Jedem, der ehrlöser Fehde schuldig war, die Turnierschranken verschlossen blieben. Schon war viel gewonnen, als der Begriff von ehrlicher und ehrlöser Fehde sich auszubilden begann. Aber das schwache, kraftlose Regiment mehrerer Kaiser, die es nicht vermochten, den Anmaßungen der Vasallen und der Rohheit manches Einzelnen gehörige Gränzen zu setzen, vernichtete bald alles frühere Gute wieder, und trotz des von Friedrich I. errichteten Land- und Burgfriedens, der alle Befehdungen auf dreitägige Vorherkündigung beschränkte, ungeachtet der nach und nach entstehenden Schütz- und Trugsbündnisse, worunter vornehmlich auch die alte Hanse gehörte, wurde doch das leidige Faustrecht mit einer empörenden Zügellosigkeit, mit einer unbeschränkten Verhöhnung aller Gesetze wieder gehandhabt, die arbeitende Classe von dem niedern Adel, welcher sich der Arbeit schämte, und von den Rittern, welche sich durch die Kreuzzüge oder Verschwendung zu Grunde gerichtet hatten, angefallen, so daß, als die anargischen 22 Jahre von 1250 bis 1272 (das große Interregnum) eintrafen, es nun durchaus der kräftigen Hand eines Rudolfs von Habsburg bedurfte, um einige Ordnung wieder herzustellen. Siebenzig Burgen oder Hausschlösser, von welchem aus reisende Kaufleute und andere Personen angefallen zu werden pflegten, wurden durch ihn zerstört, und seine äußere Macht und innere Kraft legte der ritterlichen Zügellosigkeit, die sich nicht mehr mit der blutigen Rache erlittener Kränkungen begnügte, sondern in schrecklichen Despotismus und Räuberei ausartete, eiserne Fesseln an. Nach seinem Tode wurden diese Fesseln wieder lockerer; die Streitigkeiten der Kaiser mit dem päpstlichen Stuhle, die Erscheinung mehr als eines römischen Königs zu gleicher Zeit, erleichterten dem fecken Ritter seine Versuche, die möglichste Unabhängigkeit zu erlangen, und schon war die goldene Bulle (1356) nicht mehr vermagend, das neu erhobene Haupt der Hydra zu zerdrücken. Schon war Amerika entdeckt, Albrechts II. Eifer mit ihm fruchtlos zu Grabe gegangen, als immer noch des Faustrechts entseßliche Scenen sich wiederholten, öffentliche Wehlfahrt und Sicherheit untergruben und Veranlassung zum Bunde der größern deutschen Fürsten und der sächsischen Städte (1488) geben mußten. Da ward die Herstellung einer bessern Ordnung und Verfassung im deutschen Reiche bringendes Bedürfnis, und der Wunsch Aller, die in Friede und Sicherheit leben wollten und das Recht achteten. Kaiser Maximilian I. hörte diese Bitten auf seinem Reichstage zu Worms, (1495), und gab dem bedrückten Reiche eine feste, rechtliche Organisation. Zum größten unvergeßlichen Festtage für Deutschland ward der 7te August 1495, an welchem ein ewiger Landfriede errichtet wurde. Dies organische Gesetz hob das Faustrecht mit einem Male gänzlich auf; alle Befehdungen wurden darin bei Strafe der Reichsacht und bei 2000 Mark seines Goldes, auch bei Verlust aller Privilegien, Lehnsgüter und anderer Ansprüche im ganzen Reiche und auf ewig verboten: gleiche Strafe wartete denen, der einen Landfriedensbrecher beherbergen oder ihm förderlich seyn würde. Dagegen wurde eine Kammergerichtsordnung an demselben Tage publicirt; das Kammergericht sollte über alle Streitigkeiten zwischen den Ständen entscheiden, ihm war die Aufsicht über die Aufrechterhaltung des Landfriedens, ihm die Bestrafung der Uebertreter übertragen. Dies Tribunal trat an die Stelle des sonst stets gezückten Schwertes. Der Reichstag im J.

1512, welcher Deutschland eine neue zweckmäßige Territorialeintheilung gab, verschaffte hierdurch dem Landfrieden eine noch festere Dauer, und so konnten freilich Ritter Wilhelm von Grumbach als Landfriedensverbrecher, in seinen Streitigkeiten mit dem Bische von Würzburg, und sein Beschützer, Herzog Johann Friedrich der Mittlere von Gotha, ihrem Schicksale nach der Strenge des Landfriedensgesetzes (1563—1567) nicht entgehen, das früher schon durch Kaiser Carl V. auf dessen erstem Reichstage zu Worms erneuert worden war. Und auf diesem Reichsgrundgesetze, das durch den westphälischen Frieden nur noch mehr befestigt wurde, gründet sich von nun an die Ruhe von ganz Deutschland.

Favart, geb. 1710, gest. 1793, der Schöpfer der komischen Oper im voredelsten Stile unter den Franzosen. Er ist in Raubetät und Feinheit, in Anmuth, Zartheit und Gefühl unübertroffen geblieben und wurde er trotz seiner Fruchtbarkeit nur selten in seinem Stile nachlässig. Seine Stücke werden auch nie gänzlich von der Bühne verschwinden. Als einige der liebtesten nennen wir bloß *les trois Sultanes* und *Nanette à la cour* (von Weisse unter dem Titel *Pottchen am Hofe* nachgebildet). Seine Gattin war eine der vortrefflichsten Schauspielerinnen und Sängern ihrer Zeit. Sie war geboren 1727, debütierte 1749 und starb 1772.

Faxardo (Diego de Saavedra), berühmt als ein talentvoller und gewandter Staatsmann, und als einer der geistreichsten spanischen Prosaisken. Er war zu Ende des 16ten Jahrhunderts aus einem edlen Hause in der Provinz Murcia geboren, studierte zu Salamanca, ward daselbst Doctor der Rechte, und erhielt darauf ein Canonicat. Als Secretär für die neapolitanischen Geschäfte ging er mit dem spanischen Gesandten Borgia nach Rom, wurde hierauf spanischer Agent am römischen Hofe, in welcher Eigenschaft er bei den Papstwahlen Gregorius XV. und Urban VIII. zugegen war, und begab sich 1636 zur römischen Königswahl Ferdinands nach Regensburg. Nach anderen diplomatischen Geschäften wurde er von Philipp IV., Könige von Spanien, im Jahr 1643 auf den Friedenscongreß nach Münster geschickt. Von hier ward er 1646 nach Madrid zurückberufen, wo er als Mitglied des hohen Rathes von Indien 1648 starb. Seine von Geist und Wis. zeugenden Schriften sind folgende: *Idea d'un principe politico Christiano representado en cien Empresas* (ein Fürstenspiegel in Emblemen), Monaco 1640 und mehrmals, auch italienisch, französisch, lateinisch und deutsch, Amsterdam 1655. Völn 1674, 12. u. f. w.; ferner *Corona Gotica, Castellana y Austriaca. Politicamente illustrada*. Münster (vielmehr Amsterdam) 1646. 4. und mehrmals. Er wollte von diesem in den historischen Untersuchungen unkritischen und flüchtigen, aber classisch geschriebenen Werke drei Theile herausgeben; es ist aber nur dieser erste erschienen. Alphons Ruiz de Castro lieferte eine schlechte Fortsetzung. *Republica literaria* (eine launige, oft beißende Kritik älterer und neuerer, vorzüglich spanischer, Schriftsteller) 1655 und mehrm. 18., deutsch, Leipz. 1748. 8. und Jena 1808. 8.; *Locuras de Europa, dialogo posthumo*, 1748. 8.; *Obras*. Antwerpen 1683. 4.

Fayance, Halporzellan oder unechtes Porzellan, ist eine Art von feinem Geschirr aus einer weißen Erde, und unterscheidet sich von der gemeinen Töpferarbeit durch Feinheit, edlere Formen, bessere Malerei und feinere Glasur. Es hat seinen Namen von der Stadt Faenza in Romagna erhalten, wo es nach der gemeinen Meinung im J. 1299 erfunden seyn soll. Man versfertigte dort zu jener Zeit eine Art feiner irdener Gefäße, welche die Italiener Majolica nannten. Einige

Stücke wurden von den damals lebenden großen Künstlern, einem Raffael, Sullus Romanus, Tizian u. s. w. mit Mahlereien geziert, und stehen als Denkmäler alter Kunst in hohem Werth. Der König von Württemberg besitzt eine kostbare Sammlung davon. Die Erfindung der eigentlichen heutigen Fayence scheint aber erst gegen die Mitte des 16ten Jahrhunderts zu Faenza gemacht worden zu seyn, und bekam den Namen Fayence in Frankreich, als ein Mann aus Faenza durch Auffindung einer ähnlichen Erde bei Nevers in Frankreich die Kunst dahin verpflanzte. Gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts zeichnete sich die Stadt Delft in Holland durch Fabrikation der Fayence aus, welches man wohl auch delftisches Porzellan nannte. Es hält aber im Feuer wenig Stand. Das englische Steingut, welches aus gestoßenen Feuersteinen bereitet wird, ist zwar der Fayence ähnlich, aber doch wesentlich davon verschieden.

Fayette (der Marquis de la), Generallieutenant, Deputirter bei den Generalstaaten, der Kammer von 1815 u. s. w. Er ward im J. 1757 aus einem der ältesten und edelsten Geschlechter Auvengne's geboren und befand sich in einem Alter von 20 Jahren Herr eines großen Vermögens. Er umfaßte beim Ausbruch der amerikanischen Streitigkeiten das Interesse der amerikanischen Colonien mit Enthusiasmus; er beschloß, ihnen Leben und Vermögen zu widmen, und im April 1777 landete er in Charles-Town. Er bot dem Congreß seine Dienste als Freiwilliger an, erhielt aber gleich ein ausgezeichnetes Commando. Seine Thaten in der neuen Welt sind bekannt, insbesondere hatte er die Ehre der Capitulation von Cornwallis. Der wackere, aber unglückliche englische Feldherr wollte nur in Fayette's Hände seinen Degen niederlegen. Fayette wurde der Held seiner Zeit. So kam er nach Frankreich zurück, voll von Ideen über bürgerliche Freiheit und Gleichheit, Volksrechte, Volksvertretung und all' den Elementen, aus denen sich der Vulkan der französischen Revolution endlich entzündete. Er ward zu den Generalstaaten von dem Adel seiner Provinz deputirt, wo er sich bei allen Discussionen auf die Seite der Liberalen hielt und eine der stärksten Stützen der Volkspartei wurde. Man ernannte ihn zum Chef der pariser Nationalgarde und er machte sich des Vertrauens, was ihn zu diesem wichtigen Posten ernannt hatte, durch Mäßigung und weise Umsicht würdig, mißfiel aber auch dadurch den Anarchisten, die ihn von jetzt an nicht zu verleumben aufhörten. Nach dem Ausbruch des Krieges im J. 1792 erhielt er das Commando der Ardennen-Armee. Er erfuhr auf diesem Posten und in Sedan die Catastrophe des 10ten Augusts. Nachdem er sich überzeugt hatte, dem Orkan, der damals im französischen Volke wüthete, nicht bezwingen zu können, beschloß er, mit einigen erwählten Freunden sein undankbares Vaterland zu verlassen und zu seinen alten Freunden in der neuen Welt zurückzukehren. Von den österreichischen Vorposten angehalten, wurde er, anstatt als Freund, wie er geglaubt hatte, behandelt werden zu müssen, als Staatsgefangener betrachtet, erst nach Luxemburg und dann nach Wesel und Magdeburg und endlich nach Olmütz gebracht und mit unedler Härte behandelt. In Olmütz suchten ihn 1794 zwei junge Amerikaner, D. Bollman und Huger, zu befreien, allein acht Meilen von Olmütz wieder eingeholt, wurde sein Schicksal nun noch härter. Endlich nach fünfjähriger Gefangenschaft erhielt er 1797 durch Bonapartes Verwendungen die Freiheit. Er ging erst nach Hamburg, wo er an Archenholz, der fünf Jahre lang vergebens durch seine Minerva und Privatverwendungen seine Freiheit zu bewirken gesucht hatte, einem



schlug sich auch wieder auf die Seite Bonapartes, als dieser ein Jahr später zurückkehrte, und wurde deshalb nach seiner zweiten Cassastrophe aus der Liste der königlichen Pairs gestrichen.

Febronius, s. Bontheim.

Fezialen, eine Gattung römischer Priester, welche, wie bei den Römern die Herolde, den Krieg ankündigen und Frieden ausrufen, vorzüglich aber auch über die jedesmalige Befugniß, Krieg anzufangen, einzusetzen und zu verhüten suchen mußten, daß die römische Republik nicht unnütz in Krieg verwickelt wurde.

Fechtkunst an sich, die Kunst des geschickten persönlichen Angriffs und Vertheidigens, besonders durch Degen oder Schwert, kann nicht bloß im Fall des wirklichen ernstlichen Kampfes, sondern auch zur Stärkung und Geschmeidigung des Körpers durch regelmäßige Bewegungen, ja selbst zur höheren Belustigung, als vollendete Darstellung eines wechselseitigen Kampfes angewendet werden, und nähert sich hierdurch der schönen Kunst, obgleich die Bewegungen des Körpers nicht frei, sondern durch den Zweck des Angriffs und der Vertheidigung sehr beschränkt sind. Im letztern Falle aber muß sie nicht als wirklicher Kampf auf Tod und Leben, sondern durch Nachahmung als Spiel erscheinen und sich darum besonders der Hieb- und Stechrappiere bedienen. In der Fechkunst haben es vorzüglich die Franzosen weit gebracht. Die Fechkunst des Cavalleristen aber hat mit der gewöhnlichen Fechkunst sehr wenig gemein. Schriftlichen Unterricht erhält man in Schimits Lehrschule der Fechkunst, der beste ist aber hierin der praktische.

Feder. Die Federn sind das charakteristische Eigenthum des ganzen Vogelgeschlechts; sie bestehen, ihrer äußern Bildung nach, aus zwei Theilen, dem Rieme und der Fahne. An dem Rieme unterscheidet man wieder zwei Theile: die Spule, welche einer runden, durchsichtigen, hohlen, hornartigen Röhre gleicht, und gleichsam die Wurzel der Feder ist, und den Schaft, welcher elastisch ist und aus einem weichen, trocknen und sehr leichten Mark besteht. In der Spule findet sich ein häutiges Gefäß (Seele der Feder), welches aus lauter in einander geschobenen Trichterchen oder Bläschen besteht, die mit einander Gemeinschaft haben. Oben endigt es in einer Röhre, unten aber sieht es mittelst einer kleinen Oeffnung des Riems mit der Haut des Vogels in Verbindung, und ist wahrscheinlich das Werkzeug, wodurch der Feder Nahrung zugeführt wird. Der Schaft ist zu beiden Seiten mit parallel laufenden, dicht neben einander stehenden Fasern besetzt, deren jede wieder einen kleinen Schaft mit ähnlichen kleinen Seidenfäserchen enthält. Diese Bekleidung des Schafts nennt man die Fahne, welche bald zu beiden Seiten gleich, bald auf der einen kleiner und auf der andern größer ist, je nachdem die Federn aus dem Flügel, aus dem Rumpfe oder aus dem Schwanz des Vogels sind. Der Bau der letztern ist so beschaffen, daß die Fahne derselben ein dicht zusammenhängendes Blättchen bildet, welches die Luft nicht durchläßt, ohne daß jedoch die Fasern verwachsen wären. Sie sind vielmehr mit Härchen und Häkchen besetzt, mittelst welcher sie sich so fest an einander schließen, daß sie an einander zu kleben scheinen. Das Gefieder der Vögel hat die Eigenthümlichkeit, daß es sich zu gewissen Zeiten erneuert; wir nennen dies Mausern. Bei den meisten einheimischen Vögeln geschieht es nur einmal im Jahre, und zwar im Herbst, bald früher, bald später; nur wenige, wie die Wachteln, mausern sich zwei Mal des Jahres. Da die Federn die Eigenschaft haben, daß sie, wenn sie ihr Wachsthum voll-

bet haben, trocken werden, und nur die Spule oder das in ihr enthaltene Gefäß noch einige Feuchtigkeit oder Fettigkeit einsaugt, so wächst auch ein abgeschnittener Theil der Feder nicht wieder, und ein Vogel, dem die Flügel verschnitten sind, bleibt bis zur nächsten Mauserung in diesem Zustande, wo dann die Stumpfen ausfallen und ihm neue Schwungfedern wachsen, man müßte sie ihm denn früher allmählig ausziehen, wobei der Vogel nichts leidet und sein Gefieder in einigen Wochen wieder erlangt. Welchen Gebrauch wir von den Federn machen, ist bekannt; die Bewohner des hohen Nordens bedienen sich der abgezogenen besiedelten Häute mehrerer Wasservögel zur Unterkleidung. Der Grönländer trägt den Federbalg der Eider mit der Federseite auf dem bloßen Körper, und widersteht darin der furchtbaren Kälte seines Himmelsstrichs. Die alten Mexicaner verfertigten aus den prachtvollen Federn ihres Colibri's allerlei Gemälde, nach Art der Mosaik, die aber höchst unvollkommen seyn mußten, und nur einem Volke genügen konnten, das auf einer so niedrigen Stufe der Kunstbildung stand. Professor Blank in Würzburg hat eine Federpflanzenmosaik ähnlicher Art gefunden.

Federharz (auch und insbesondere *Gummi elasticum* genannt). Der Baum, von welchem dieses merkwürdige Naturproduct gewonnen wird, wächst in mehreren Gegenden Südamerikas, und wird von Smélin unter dem Namen *Caoutchova elastica* im System aufgeführt. Richt man den untern Theil seines Stammes mit einem Messerinstrumente, so ergießt er einen milchähnlichen Saft, der sich an der Luft verdickt. Die Eingebornen ziehen diesen Saft zur Zeit seiner Flüssigkeit über thönerne Formen, die sie nachher im Wasser auflösen und herauspülen, daher rührt die birnenförmige Gestalt, in der er nach Europa kommt.

Federici (Camillo). Wir besitzen unter diesem Namen eine aus einigen zwanzig Stücken bestehende Lustspielsammlung, die sich sehr vorthellhaft auszeichnet, deren Verfasser aber eigentlich Dgotti hieß. Er war aus Obermontferrat gebürtig, studirte zu Turin, ward Doctor der Rechte und widmete sich der Advocatur. Im Jahr 1784 war er Richter zu Govon, einem Flecken der Provinz Asti. Hier lernte ihn der König Victor Amadeus III. kennen, und ernannte ihn zum königlichen Richter in Moncalieri, einem Städtchen unweit Turin. Ungeachtet er sich allgemeine Liebe erwarb, gab er doch, aus unbekannten Ursachen, seinen Posten auf, veränderte seinen Namen und widmete sich dem Theater. Im Febr. 1803 starb er zu Turin. Seine Stücke sind verdienstvoller Weise mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden; sie haben einen regelmäßigen Gang und einen Reichthum an interessanten Situationen. Die Charaktere sind treffend und ohne Ueberladung gezeichnet. Der Dialog ist fließend und correct, und die Feinheit der Scherze verräth einen Mann, der seine Bildung der vornehmern Welt verdankt. Sein Lustspiel *La bugia vive poco* ist unter dem Titel: *Gleiches mit Gleichem*, von Vogel bearbeitet, auf die deutsche Bühne gebracht worden, und wird noch immer gern gesehen.

Federkraft, s. Elasticität.

Feen, Feenmährchen. Daß die Feen weibliche Geister seyen, eine Art von Schicksalsgöttinnen, weiß jeder aus seiner Kindheit. Bekanntlich gibt es zweierlei Arten, gute und böse, und gewöhnlich sind jene die schönsten Damen von der Welt, diese die häßlichsten Mißgeburten, die man sich vorstellen kann. Wichtig ist ihr Einfluß auf das Leben der Menschen. Ost finden sie sich bei der Wiege oder in ent-

überwiegenden Augenblicken des Lebens ein, bestimmen und wenden das Schicksal, geben und nehmen Geschenke. Neben einer Art von Allwissenheit ward ihnen die hohe Macht, und ihr Stab that Wunder, wie ein Zauberstab. Doch sind beide, ihr Wissen und ihre Macht, nicht unbeschränkt, und zumal der letztern Art wirken oft andere Feen, oder Zauberer entgegen. Was eine Fee gewirkt hat, kann eine andere nicht sogleich aufheben, der Macht des Zauberers unterliegen sie oft selbst, und man hat Beispiele, daß Feen, die sonst durch eigene Macht die wunderbarsten Verwandlungen der Wesen bewirkten, selbst Verwandlungen unterliegen mußten. Beschränkt, wie ihre Macht, ist auch ihre Willkür; nur unter Bedingungen, die nicht in ihre Macht gegeben sind, können sie wirken, denn mächtiger als Feen und Zauberstab ist das im Dunkeln waltende Schicksal. Wer erkennt nicht in diesem poetischen Wesen und ihrer Wirksamkeit einen Versuch, das ewige Räthsel der oft bis zum Wunderbaren verschlungenen Begebenheiten des Lebens zu lösen, und die unsichtbaren Bewegur der Natur kennen zu lernen! Freilich ein Kindesversuch, der statt der Vernunft durch Einbildungskraft gemacht wird, und an die Stelle eines philosophischen Systems von natürlichen Ursachen ein poetisches System von Mythologie setzt. Je angenehmer das Wunderbare und Uebernatürliche ist, desto lieber ergreift es die Imagination; das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind, besonders wenn es von der Poesie gepflegt wird. Das Vaterland dieser Mythologie der Feen ist Arabien, von woher sie durch die Troubadours nach Europa verpflanzt ward. Der europäische Name Fee kommt von *latum*, d. i. Schicksal, und bei den Italienern heißt Fee noch *fata*. In den historischen Sagen der Italiener stößt man öfters auf Feen, und es gab hier, wie bei den Arabern, Sagen, worin behauptet ward, daß eine Provinz von Feen bewohnt sey. In Frankreich erhielten sie im zwölften Jahrhundert durch Lancelot vom See ihre poetische Beglaubigung. Die wunderbare Macht der Dame vom See verbreitete in Frankreich und dem Auslande den Geschmack an der Feerei, wozu Philipp, Graf von Flandern (1191), nicht wenig beitrug. Die Klügern glaubten daran in den Romanen, das Volk sah Feen überall, besonders aber in verfallenden Schlössern, oder solchen, die in Wäldern lagen. Im Schlosse von Lusignan waltete die Fee *Reusine*; aber auch um Quellen und Bäume webten sie. Eine bedeutende Rolle spielten sie fortan in den Ritterromanen und Fabliaux, und gaben der romantischen Poesie des christlichen Ritterthums einen eigenen Reiz; sie machten die Maschinerie derselben aus, und die romantisch-epischen Gedichte eines Bojardo, Ariosto u. A. gewannen nicht wenig dadurch. In England führten sie nicht etwa bloß Chaucer und Spenser durch seine Feen-Königin (*The Fairy-Queen*) ein, sondern Erzählungen von ihnen waren so ungemeln gewöhnlich, einem jeden geläufig, und in den Glauben des Volks übergegangen, daß die Feen selbst dann nicht seltsam und unnatürlich schienen, als Shakspeare sie auf die Bühne brachte. Neben der christlichen Lehre von guten und bösen Geistern konnten sie recht gut bestehen, und Tasso machte in seinem befreiten Jerusalem einen Versuch, diese geistigen Mittelwesen des Christen- und Heidenthums in eine poetische Harmonie zu bringen. Im letzten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts wurden aber besonders die eigentlichen Feenmärchen Mode, und es scheint, daß auch hier die Italiener vorangingen. Der *Pentamerone* von Basilio, vermehrt von Alessia Abbatuti, brach 1672 die Bahn. Durch Ursachen, welche ihren Grund in der Privatgeschichte Ludwigs XIV. haben, kamen diese Märchen, seit der Aufhebung des













Antiope, die Herzogin von Burgund, im Protektus den Bonois, in dem Boonenens den König Jacob, und im Gesoftris Ludwig XIV. Deute von Geschmact, die nur auf das Werk selbst sahen, bewunderten es als ein Meistersstück, das eine treffliche Regentenmoral in dem gefälligsten, wenn auch modernen Gewande vorträgt, und alle Reize der Fabel mit der ganzen Gewalt der Tugend verbindet. Erst zwei Jahre nach des Verfassers Tode gaben seine Erben den vollständigen Telemach in zwei Bänden heraus; er ist seitdem unzählige Mal wieder gedruckt worden. Man rechnet auf 150 Ausgaben und mehr als 100 Uebersetzungen. Die Eloges von La Harpe und d'Alembert auf Fenelon enthalten manches interessante Detail.

Ferdinand, römisch-deutscher Kaiser. Hieher gehört 1. Ferdinand I., Carol V. Bruder, dem er auch als deutscher Kaiser 1558 folgte, nachdem er schon vorher 1531 zum römischen König erwählt worden, und seit 1526 König von Ungarn und Böhmen war. Schon im folgenden Jahre (1559) hielt er einen Reichstag zu Augsburg, auf welchem Deutschland eine allgemeine Münzordnung erhielt, die aber nicht immer allgemein beobachtet worden ist, und von den Protestanten mehrere Religionsbeschwerden vorgetragen wurden. Ferdinand war sehr tolerant, und wirkte auf dem tridentinischen Concilium, das 1562 wieder eröffnet worden war, seinen Unterthanen mehrere religiöse Freiheiten aus, weshalb er auch bei ihnen sehr beliebt war. Auch erhielt unter ihm der Reichshofrath durch eine Reichshofrathsordnung seine bestimmte Organisation. Doch er betrieb schon zu bejahrt den deutschen Thron, um so viel Gutes, als er gekonnt, für Deutschland auszuführen. Er starb 1564. 2. Ferdinand II., dem Matthias, welchem er als deutscher Kaiser folgte, schon früher (1617) die Succession in seinen gesammten Staaten zugesichert hatte, bestieg zu einer Zeit den Kaiserthron, wo der dreißigjährige Krieg (s. d. Art.) im Ausbruche und das österreichische Haus in großer Gefahr war. Er war ein finsterner verschlossener Mann, von den Jesuiten zu Ingolstadt erzogen, und in religiöser Hinsicht seinen Vorfahren Ferdinand I., Maximilian, ja selbst Rudolph und Matthias sehr unähnlich. Gegen jede von dem tridentinischen Lehrbegriffe abweichende Meinung erglühete sein wilder Eifer, der hartnäckig seiner beschränkten und einseitigen Religionsansicht folgte. Der Rückzug der Böhmen, die schon unter Thurns Anführung vor Wien standen, gewann ihm Zeit, seine Kaiserwahl trotz aller Protestationen der Union und der Böhmen (1619) durchzusetzen. Die Unterstützung der Ligue und des Churfürsten von Sachsen, Johann Georg I., der auf seine Seite trat, befestigte ihn auf dem Thron von Böhmen, desto härter und willkürlicher verfuhr er nun in diesem Lande gegen die Protestanten. Ueberall mußte ihr Blut fließen; die protestantischen Lehrer wurden vertrieben und viele tausend fleißige Böhmen wanderten damals ins Ausland; die Jesuiten aber rufte er zurück und zerschchnitt mit eigener Hand den Majestätsbrief. Seine Gegner, vorzüglich Friedrich V., erklärte er in die Reichsacht und die Churwürde der Pfalz, trotz des Widerspruchs von Chursachsen, übertrug er 1622 dem Herzoge von Bayern, der ihm Beistand geleistet. Durch Tilly und Wallenstein wurde er auch Sieger über Christian IV., König von Dänemark, Christian von Braunschweig und den Grafen von Mansfeld; die beiden Herzoge von Mecklenburg, welche an dem dänischen Kriege Theil genommen, that er in die Acht, und belehnte Wallenstein mit Mecklenburg; auch wollte er sich der





on seinen Meeren besetzen, und nöthigte die königliche Familie, nach Sicilien überzuschiffen. Hier mußte sich Ferdinand mit Hülfe der Engländer zu behaupten, zog sich jedoch auf etnige Zeit von allen Beschäften zurück, indem er 1512 provisorisch resignirte und seinem Sohne Franz die Regierung übergab. Der wiener Congress hat Ferdinand IV. in allen seinen Rechten als König beider Sicilien anerkannt (1814); die königliche Familie ist seitdem wieder nach Neapel gegangen, wo sie am 17ten Juny 1815 einzog, und die Regierung wird im Namen des Königs Ferdinand IV. geführt. (S. Neapel und Sicilien.)

Ferdinand V., König von Aragonien, wegen der Vertreibung der Mauren der Catholische genannt, war der Sohn Königs Johann II. von Aragon, und wurde im Jahr 1453 geboren. Durch seine Vermählung mit der Königin Isabella von Castilien legte er den Grund zur Vereinigung aller einzelnen spanischen Königreiche, welche 42 Jahre später völlig zu Stande kam. Ferdinand und Isabella lebten mit einander, bemerkt ein Geschichtschreiber sehr richtig, nicht wie zwei Gatten, deren gemeinsames Eigenthum unter den Befehlen des Mannes steht, sondern wie zwei ihres gemeinsamen Interesses willen eng mit einander verbundene Monarchen. Isabella verstattete ihrem Gemahl keinen weitem Antheil an der Regierung Castiliens, als seinen Namen den Verordnungen zu unterzeichnen und sein Wappen dem ihrigen beizufügen. Beide vereint bildeten eine Macht, wie sie Spanien zuvor noch nicht gesehen hatte. Sie unterwarfen sich mittelst derselben nach einem langen und blutigen Kampfe Granada, das einzige Reich, welches den Mauren in ganz Spanien noch übrig geblieben war; aber den höchsten Glanz gewann ihre Regierung durch die Entdeckung Amerika's, wozu Ferdinand die Schiffe ausgerüstet hatte, und die ihn zum Souverän einer neuen Welt machte. (S. Columbus.) Nicht zufrieden, seine Macht in Spanien durch die Eroberung Navarra's noch weiter auszubreiten und in einem neuen Welttheile weitläufige und reichbegabte Länder zu erwerben, sandte er seinen Feldherren, Gonzalvo von Corbova, nach Italien, und bemächtigte sich auch des Königreichs Neapel, ohne weder für die Eroberung noch für die Besignahme von Navarra einen rechtmäßigen Grund anführen zu können. Daher kam es denn, daß Ferdinand, der in Spanien der Weise und Kluge, und in Italien der Gottesfürchtige hieß, in Frankreich und England nur der Herrschsüchtige und Treulose genannt wurde. Diese Flecken verdunkelten seine unläugbar großen Eigenschaften, die ihn zum ersten Monarchen seines Jahrhunderts machten. Er schien nur Einen Gegenstand im Auge zu haben, die Vergrößerung und Befestigung seiner Macht; aber dieses unverwandte Bestreben und der ihm eigne Fanatismus verleiteten ihn zu großen Mißgriffen. Er wollte seine Macht selbst über das Gewissen einer Unterthanen erstrecken, und schuf das furchtbare Tribunal der Inquisition, ohne einzusehen, daß er dadurch der Beisilichkeit eine Gewalt einräumte, die sie bald auch über den Monarchen selbst ausüben würde. Eine eben so falsche Maßregel war die gewaltsame Vertreibung der Juden, die durch ihre Gegenwart seinem Reiche eben so nützlich werden konnten, wenn er sie durch sonste und weise Geseze zu arbeitsamen Bürgern zu bilden suchte, als ihre grausame Verfolgung und Verbannung dem Lande tiefe Wunden schug. Nach dem Tode seiner Gemahlin Isabella im

Dienerſchaft wurden im Eſcurial arretirt; das Verhör deſſelben fand in der Nacht vom 28ſten — 29ſten October in den Zimmern des Königs, in Gegenwart der Miniſter und der Präſidenten des Conſeils Statt. Eine Proclamation vom 30ſten October 1807 machte die Nation mit dieſem Schritte und den Urfachen bekannt. Der Prinz unterzeichnete in ſeinem Arreſt einen Brief, worin er ſeinen königlichen Vater um Verzeihung bat. Dieſer verzieh, aber gegen die Mitſchuldigen ging die Unterſuchung fort, in deren Folge der Herzog von Infantado und der Canonicus Eſcoiquiz exilirt wurden. Allein die Beſorgniſſe des Friedensfürſten, einmal aufgereg, waren dadurch nicht beruhigt. Die Unthätigkeit des franzöſiſchen Hofes bei dieſen Vorfällen und die laut werdende Stimme des Volks ſchien ihm eine ungünſtige Vorbedeutung. So wurde durch die verſchiedenen Hofparteien, durch die Spannung und Unruhe des Volks die Revolution von Aranjuez herbeigeführt, die am 19ten März 1808 ausbrach. Am 19ten Abends hatte der Prinz zu einem Gefreiten der Garde geſagt: „Dieſe Nacht zähle ich auf Euch!“ Da fiel dieſe in der Nacht über die Gardes des Friedensfürſten her, das Volk vereinigte ſich mit ihr; die Wohnung des Günstlings wurde geſtürmt, man ſchleppte ihn heraus, und mit Wunden bedeckt verbarg er ſich in einem Stall unter Stroh, wohin ſeine Gardes ihn gerettet hatten. Seine Entſetzung und Unterwerfung unter ein Criminalgericht, die Carl IV. am andern Morgen verhängte, konnte das Volk jezt nicht mehr beruhigen; und der König entſagte noch an demſelben Tage ſeiner Krone, und ſetzte ſie auf das Haupt des Prinzen von Aſturien, der den Namen Ferdinand VII. annahm und von dem Volk als Retter des Vaterlandes begrüßt wurde. Der Herzog von Infantado ward Commandant der ſpaniſchen Gardes und Präſident des Raths von Caſtilien. Gegen Godoy war der Proceß inſtruit. Allein während der durch den Jubel des Volks berauſchte Ferdinand ſeines Triumphs genoß, änderte der alte König ſeinen Entſchluß, erklärte ſeine Thronenſagung für erzwungen, ſeinen Sohn für einen Kronräuber, und ſoderte den franzöſiſchen Kaiſer zum Schiedsrichter in dieſer Sache auf. Dieß geſchah unter dem Schutze einer franzöſiſchen Armee, die unter dem damaligen Großherzog von Berg gegen Madrid vorgerückt und am 23ſten März daſelbſt angekommen war. Dennoch zog am folgenden Tage Ferdinand VII. als König in Madrid ein. Er hatte an Napoleon geſchrieben, ihm ſeine Thronbeſteigung bekannt gemacht, und um eine Prinzessin angehalten; zugleich aber durch die Bekanntmachung der Actenſtücke über die Begebenheiten im Eſcurial ſich von der Beſchuldigung ſeines Vaters zu reinigen geſucht. Napoleon hatte indeß beſchloſſen, die Schwächen des alten Königs Carl IV. zu benutzen; er meldete daher dem Prinzen Ferdinand, daß er ſich auf der Reiſe nach Spanien befinde, und lud ihn durch Savary ein, ihm auf halbem Wege entgegen zu kommen, um mündlich dieſe Angelegenheiten zu reguliren. Auf dieſen Brief reiſte Ferdinand in Begleitung des Herzogs von Infantado, des Staatsſekretärs Cevallos, des Canonicus Eſcoiquiz und Anderer, am 10ten April wirklich ab. Nahe an ſeines Reiches Gränze erhielt er ein Schreiben Napoleons aus Bayonne vom 16ten April, worin dieſer ihm erklärte: daß er ihn nur dann als König von Spanien anerkennen werde, wenn ſeines Vaters Abdicatlon freiwillig geſchehen, und nicht durch die Begebenheiten in Aranjuez erzwungen worden ſey. Ferdinand ſetzte indeß ſeine Reiſe fort, und kam am 20ſten April zu Bayonne an, wo zehn Tage ſpäter

auch der gekränkte Vater und die erbitterte Königin nebst dem Friedensfürsten eintrafen. Napoleon empfing die altkönigliche Familie mit vieler Theilnahme. Ferdinands Bemühungen, sich mit seinem Vater zu versöhnen, blieben fruchtlos, und nach einer persönlichen Vernehmung am 5ten Mai mußte er der Krone Spaniens entsagen, und folgte, nachdem Carl IV. alle seine Rechte an Spaniens Thron feierlich auf Napoleon übertragen hatte, seinen Aeltern nach Bordeaux, wo er mit seinen Brüdern am 12ten Mai der väterlichen Entsagungsacte beitrug. Dagegen erhielt er als Apanage a. eine jährliche Rente von 400,000 Franken für sich und seine Nachkommen aus dem Kronschatz von Frankreich, b. die Paläste, Parks und Pächtereien von Navarre bis zum Belauf von 50,000 Morgen, schuldenfrei als völliges Eigenthum für sich und seine Erben, und c. noch eine jährliche Rente von 600,000 Franken, ebenfalls auf den Schatz von Frankreich angewiesen. Er bezog hierauf das Schloß Valangay, wo er so streng bewacht wurde, daß der Plan des englischen Ministeriums im Jahr 1810, ihn von dort zu entführen, fehlgeschlug. Dasselbe hatte einen gewissen Baron Kolly an ihn abgeschickt, welcher aber verhaftet wurde, und die Absicht seiner Sendung nicht länger verheimlichen konnte. Der Prinz wollte sich den Schein geben, als verabscheue er selbst das beabsichtigte Unternehmen, machte (freilich zu einer Zeit, wo alles schon entdeckt war) eine Anzeige davon, und erniedrigte sich so sehr, nicht nur Napoleon seiner unbegrenzten Ergebenheit zu versichern, sondern auch den Wunsch auszudrücken, von ihm adoptirt zu werden. In den Bedrängnissen, in denen sich Napoleon am Ende des Jahres 1813 befand, bot er, um seinen Rücken zu sichern, Ferdinand die Wiederherstellung auf seinen Thron an, und dieser nahm auch den am 11ten December zu Valangay unterzeichneten Vertrag an, der ihm zwar den Besitz seiner Reiche wieder zusicherte, ohne jedoch eine Bürgschaft gegen die so oft erprobte Treulosigkeit des andern Contractanten zu enthalten. Durch ihn trennte der König sein Interesse von der Sache von Europa, und setzte dieselbe in die größte Gefahr, indem er die Verlegenheit des gemeinschaftlichen Feindes verminderte. Die Cortes verweigerten, aus triftigen Gründen (s. Cortes) die Bestätigung dieser Uebereinkunft. Ferdinand blieb deshalb in Frankreich zurück, bis die Macht der Franzosen in Spanien vernichtet, und die Herrschaft der Bourbons auf den Trümmern von Napoleons Thron wieder hergestellt war. Am 14ten Mai 1814 zog er wieder in Madrid ein, und wurde mit den rührendsten Bezeugungen von Liebe und Treue von seinen Unterthanen empfangen. Daß er die Bedingungen nicht annahm, welche die Cortes ihm, als dem künftigen Regenten des Reichs, in ihrer Constitution vorschrieben, mochte wohl gerechtfertigt werden, nicht nur weil diese Bedingungen die Macht der höchsten Staatsgewalt auf eine dem allgemeinen Besten nicht zuträglich Weise lähmten, sondern auch, weil er wußte, daß die Partie, welche ihm freiere Hände lassen wollte, die überwiegende war; überdies ertheilte er die feierliche Versicherung, selbst eine Constitutionsurkunde zu geben, wie sie die Aufklärung von ganz Europa, die Vertlichkeit und die allgemeinen Bedürfnisse der spanischen Unterthanen auf beiden Halbkugeln der Erde nothwendig machen. Aber es wurde diese Versicherung nicht nur nicht erfüllt, sondern es erfolgten auch von dem Augenblicke des Regierungsantritts des Königs Schritte und Handlungen, welche die unzulässigsten Maximen voraussetzten, und das Ersauern und die Mißbilligung von Europa erregten. Es bildete sich ein

Ferdinand (Fried. Christ. Ludw.) Prinz v. Preußen

furchtbares Verfolgungssystem gegen alle diejenigen Personen, denen man in politischer Hinsicht liberale Ideen zutraute, und seine Schläge trafen viele von den verdienten Männern, deren patriotischem Sinne Ferdinand die Wiederherstellung seines Thrones verdankte. Hinrichtungen, Arretirungen, Verbannungen und Vermögensconfiscationen hatten in allen Gegenden des Reichs Statt, und wurden oft durch unmittelbares königliches Erkenntniß verfügt. Die Pressfreiheit wurde aufgehoben, und die Censur in ihrem ganzen ehemaligen Umfange wieder hergestellt. Alle Mönchsorden von beiden Geschlechtern erlangten ihre vorige Verfassung und ihre Güter. Sogar die Inquisition trat in ihre alten Rechte ein. Die Geistlichkeit erhielt die ausgezeichnetsten Begünstigungen. Der Jesuitenorden wurde wieder hergestellt. Es erwies sich in allen Acten der Regierung ein despotischer, mit Heftigkeit durchgreifender, überall auf Unterdrückung der Geistesfreiheit und des selbstständigen Lebens der Individuen strebender Charakter. Unzählige Mal wechselten die ersten Staatsbeamten ihre Rollen; aber immer blieb dieser Charakter derselbe. Es erhoben sich Bewegungen im Reiche; die Straßen waren überall unsicher; die Gewerbe lagen tief darnieder; die Cassen des Staats befanden sich in der tiefsten Erschöpfung; die Colonien in Amerika beharrten in einer immer weiter greifenden Empörung; selbst die auswärtigen Mächte ließen den König daran erinnern, was er der so herrlich bewährten Treue seines Volkes und dem Geist der Zeit schuldig sey. Indessen dauerte dieser unglückliche Zustand von Spanien bis jetzt fort, und wenn auch im Einzelnen mancher Rückschritt gemacht wurde, der die Bereitwilligkeit erwies, frühere Fehler zu verbessern, so ist doch für die radicale Heilung der herrschenden Uebel noch wenig geschehen. Im Jahr 1816 hat sich der König Ferdinand mit der zweiten Tochter des Prinzen Regenten von Portugal, Maria Isabella Franziska, vermählt. (Vergl. Spanien.)

Ferdinand (Friedrich Christian Ludwig), Prinz von Preußen, gewöhnlich Louis Ferdinand, oder Prinz Louis genannt, um ihn als Sohn des Prinzen August Ferdinand von den übrigen zu unterscheiden, ward geb. den 13ten November 1772 und blieb in der Affaire bei Saalfeld am 10ten October 1806. Dieser Prinz ist für Preußen höchst merkwürdig geworden, da der Krieg von 1806 und 1807 gegen Frankreich angeblich zum Theil sein Werk und das unglückliche Beginnen desselben bei Saalfeld zum Theil seine Schuld war. Seiner lebendigen Kraft und seinem glänzenden Talent fehlte nur eine richtige Leitung, und gehöriges Maas. Als er im ersten Kriege Preußens gegen das revolutionirte Frankreich seine militairische Laufbahn eröffnete, als er da mit vielem Muthe focht, bei Mainz einen schwer verwundeten Oesterreicher auf seinen Schultern aus dem feindlichen Feuer trug: da erhob sich die Hoffnung auf den jungen Helden. Konnte der Prinz immer nur im Waffenrocke seyn und auf den Schlachtfeldern, so wäre er gewiß ein anderer Mensch geworden, als er war. Die Unthätigkeit, die dem bloß auf die Wachtparade beschränkten Generallieutenant bei seinem natürlichen Feuer peinlich werden mußte, ward ihm unerträglich, und so verfiel er auch in manche Ausschweifung. Es waltete in ihm eine glühende Liebe zur Freiheit, die nur mit seinen Einsichten nicht im Gleichgewicht stand, und ihn durch kühnes Selbstvertrauen über die Kraft des neuen Imperators von Frankreich und seiner Heere verblendete. Das Schwert wurde gezogen, und der Prinz suchte einen wichtigen Platz

bei der Armee; lange blieb seine Bestimmung unentschieden; endlich übertrug ihm der Fürst von Hohenlohe, trotz der Vorstellungen des Obersten Massenbach, das Commando seiner Avantgarde, und von diesem Augenblicke an näherte sich Louis Ferdinand mit starken Schritten dem unabwendbaren Verhängniß, das seiner harnte. Als am 9ten October der General Tauenzien bei Schleiz zurückgeworfen worden, wendeten die Marschälle Fannes und Nugereau sich gegen die hohenzollernsche Avantgarde, welche, etwa 3000 Mann stark, bei Saalfeld stand. Die erste Nachricht hiervon electrifirte den Prinzen in so hohem Grade, daß er sein ganzes militärisches Verhältniß vergaß, und sich mit dem Feinde zu messen beschloß, ehe er noch dem Fürsten von Hohenlohe Nachricht davon gab. Sogleich traf er seine Disposition, und um 9 Uhr früh am 10ten October waren schon die Truppen engagirt. Als Louis die Ueberzeugung erhielt, daß er nicht im Stande sey, dem fast viermal stärkern Feinde zu widerstehen, ordnete er mit aller Besonnenheit den Rückzug an. Im Begriffe, persönlich die Artillerie durch Saalfeld zurückzubringen, hielt er sich bei der zerbrochenen Mäule einer Kanone so lange auf, daß unterdessen eine starke Colonne französischer Cavallerie eingebrungen war und die preussische und sächsische angreifen konnte. An der Spitze der Husaren brach der Prinz auf Seelos; doch der Mangel an Einheit in diesem Manoeuvre ließ es misslingen; die Schwadronen wurden in Unordnung zurückgeworfen, der Prinz in das Handgemenge verwickelt und von feindlichen Husaren umzingelt. Er lehnte mit Festigkeit den dargebotenen Pardon ab, seine kühnen Plane hatten ihr Ziel gefunden; er war das erste Opfer eines Kriegs, dessen erste Kanonenschüsse er seit Jahren kaum hatte erwarten können. In der Kirche von Saalfeld wurden die Ueberreste des Bedauernswürdigen beigesetzt. Seine beiden natürlichen Kinder, Louis und Blanche, wurden 1810 unter dem Namen von Wilhelmsbruch vom Könige von Preußen in den Adelsstand erhoben. Noch ist zu bemerken, daß er eins der größten musikalischen Genies, und nicht nur einer der ersten Clavierspieler, sondern auch trefflicher Componist war. I.

Ferdusi (Hassan Ben Sheriffshah), der wichtigste epische Dichter der Perser, blühte um das Jahr Christi 1020. Er war zu Thus geboren, woselbst seine Aeltern als Ackerleute lebten. Die alte Geschichte Persiens reizte seine Wissbegierde, und als er sich mit ihr bekannt gemacht hatte, beschloß er, sie durch die Dichtkunst zu verherrlichen. Einige Beschwerden anzubringen, wanderte er nach Gasne, wo Sultan Mahmud seinen Hof hielt, welcher Dichter und Gelehrte um sich versammelte. Er trat in den Garten des kaiserlichen Palastes, und fand in einer Laube zwei Dichter des Kaisers, welche sich eben mit Versmachen aus dem Stegreif unterhielten. Ferdusi näherte sich ihnen, und mischte sich in ihre Unterhaltung. Aufart, einer jener Dichter (berühmt als Lyriker), erstaunte, einen Fremdling in Bauernkleidern so geistreich sich äußern zu hören, und setzte das Gespräch mit ihm fort. Er erfuhr von ihm, in welcher Absicht er gekommen sey, und erzählte den Vorfall dem Kaiser, welcher dem Ferdusi, nachdem er ihn genauer geprüft hatte, den ausdrücklichen Auftrag gab, die Thaten der alten Perserkönige zu besingen, und ihm für jeden Vers ein Goldstück verhielt. Ferdusi widmete eine Reihe von Jahren dieser Arbeit, und brachte ein großes historisches Gedicht von 60,000 Versen, *Shahnameh* (Buch der Könige) betitelt, zu Stande, welches die Geschichte Persiens





vember 1763 zu Blumenhagen, einem Dörfchen bei Pasewalk in der
 Uckermark, geboren, woselbst sein Vater als Knecht auf dem Edel-
 hofe diente, später aber ein kleines Eigenthum erwarb. Die Treue
 und Geschicklichkeit des Vaters diente auch dem Sohne zur Empfeh-
 lung, der sich bei der Gutsheerrschaft, der Frau von Mecker und ih-
 ren drei Töchtern, bald so beliebt machte, daß ihn das dritte Fräu-
 lein in seinem fünften Jahre formlich zu sich nahm und mit mütter-
 licher Bärtlichkeit für seine Erziehung sorgte. Der Knabe gab bald
 auffallende Proben seines leichten Fassungsvermögens, und man be-
 schloß, ihn den Studien zu widmen. Allein die Frau von Mecker,
 gezwungen, das Gut zu verlassen, sah sich außer Stand, ihren zwölf-
 jährigen Pflegling ferner zu unterstützen, und mußte einwilligen,
 daß dieser nach Pasewalk in das Haus seines vormaligen Lehrers
 zog, der daselbst Notar geworden war, um demselben als Copist zu
 dienen. Hier befand er sich in einer drückenden Sclaverei. Die
 trockne Beschäftigung des Abschreibens, die ihm keine Zeit zum Ver-
 nen übrig ließ, drohte, ihn in seinen Kenntnissen ganz wieder zu-
 rückzubringen; und nur auf Vermittelung seiner Beschützerin, die
 ihm fortwährend die lebhafteste Theilnahme schenkte, wurde ihm so
 viel Zeit vergönnt, daß er die Schule regelmäßig besuchen konnte.
 Er hatte zwei Jahre in Pasewalk gelebt, als ein jugendliches Ver-
 gehen, wozu ihn selbst der anbrechende Sinn für Kunst verführte,
 seinem Schicksale eine veränderte Richtung gab, und seinem Vater
 und seiner Beschützerin, zu denen er geflohen war, bewog, den Kna-
 ben, der bereits ziemlich Kenntnisse besaß, zu einem Apotheker in
 die Lehre zu thun. Wiewohl sein Herr ein harter, strenger Mann
 war, gewann er doch den jungen Fernow lieb, ohne ihn darum
 milder und schonender zu behandeln. Doch kam ihm dieses Mannes
 Wohlwollen bei einem Ereigniß zu Statten, das, an sich unglück-
 selig, für den armen Jüngling die traurigsten Folgen haben
 können. Ein Jägerbursche kommt eines Morgens sehr früh in die
 Apotheke, als Fernow und ein zweiter Lehrbursche eben geöffnet
 hatten. Fernow, der mit dem Jäger scherzt, nimmt dessen Gewehr,
 legt es auf ihn an und drückt es los, ohne zu ahnen, daß es getar-
 den ist. Der unglückliche Schuß tödtet jenen auf der Stelle; der
 Apotheker eilt herbei, vernimmt das Geschehene, und beschließt auf
 der Stelle, Fernow zu retten, er verbindet den andern Burschen
 durch einen Eid zum ewigen Stillschweigen, und man gibt vor, die
 von selbst losgegangene Kinte des Jägerburschen habe ihn getödtet.
 So war Fernow einer langwierigen peinlichen Untersuchung entza-
 gen; aber erst spät konnte er sein Herz einigermaßen beruhigen.
 Indes beendigte er seine Lehrjahre, während welcher er seine Nei-
 gung zum Zeichnen und zur Dichtkunst nur selten hatte befriedigen
 können, und begab sich, um den Werbern zu entgehen, nach Lübeck.
 Hier war er so glücklich, eine gute Condition zu finden, die ihm bei
 einem genügenden Unterhalt einige Zeit übrig ließ, an seiner höhern
 Bildung mit Erfolg zu arbeiten. Er fuhr fort, im Zeichnen und
 Dichten seine Kräfte zu üben, machte die Bekanntschaft des treffli-
 chen Carstens (s. b.), und gewann durch den vertrauten und be-
 lehrenden Umgang mit diesem originellen Künstler höhere und richti-
 gere Ansichten der Kunst; bis endlich seine immer steigende Liebe
 für die Malerei und seine sichtbaren Fortschritte, die er darin
 machte, ihn zu dem Entschlus brachten, der Apothekerkunst zu ent-
 sagen, um sich ganz seiner Lieblingsneigung zu widmen. Von nun

an lebte er vom Porträtiren und Zeichenunterricht, übte sich nebenbei auch in der Dichtkunst; aber seine Arbeiten sowohl in dieser, als jener Kunst bewiesen bei manchen löblichen Eigenschaften doch, daß sein Beruf nicht in der Ausübung derselben sey. In Ludwigslust, wohin er sich auf einige Zeit begeben hatte, lernte Kernow ein junges Frauenzimmer kennen, an welches ihn bald die reinste Liebe knüpfte. Das Mädchen war aus Weimar, und berebete Kernow leicht, ihr dahin zu folgen, indem sie ihm die günstigsten Aussichten vormahlte. Leider fand er sich getäuscht; Mißmuth und gebietende Noth zwangen ihn, Weimar zu verlassen, um nach Jena zu gehen. Hier machte er die vertraute und lehrreiche Bekanntschaft des trefflichen Reinhold, in dessen Hause er Baggesen kennen lernte, der im Begriff war, nach der Schweiz und Italien zu reisen, und gleich in den ersten Tagen Kernow den Antrag machte, ihn dahin zu begleiten. Dieses unerwartete Glück führte schnell und unverhofft den nach höherer Ausbildung ringenden Jüngling an das Ziel seiner kühnsten Wünsche. Er sah das Land vor sich aufgethan, das als die gepriesene Pflegerin der Künste und im Besitze der künstlichsten Denkmäler alter und neuer Kunst, ihm allein Befriedigung seiner Lernbegierde versprach. Die Reise ward schnell beschlossen, beide trafen in Bern zusammen, hatten aber erst einen kleinen Theil Italiens gesehen, als Baggesen durch unerwartete Familienereignisse zurückgerufen wurde. Kernow fand in dem Baron Herbert und dem Grafen Burgstall zwei Mäczen, die ihn in den Stand setzten, sich dennoch nach Rom zu begeben (1794) und dort einige Zeit aufzuhalten. Entzückt durch die kunstreichen Umgebungen der alten Weltgebieterin, geleitet und bekräftigt durch seinen väterlichen Freund Carstens, den er in Rom fand, und mit dem er zusammenzog, begann er jetzt die Theorie und Geschichte der Kunst, so wie die Sprache und Dichter Italiens mit Eifer zu studiren; seine Ansichten erweiterten und berichtigten sich, und als die Unterstützung seiner Mäczen aufhörte, wußte er durch Vorlesungen sich in den Stand zu setzen, seinen Aufenthalt in Rom fortzusetzen. Nachdem er mehr als acht Jahre in Rom auf das eifrigste Studium der Kunst gewandt, und seinen Geist mit den schönsten Kenntnissen bereichert, nachdem er im Laufe dieser Zeit seinen innig geliebten Carstens in seinen Armen hatte sterben sehen, und die ihm angeborene Neigung zur Häuslichkeit ihn in seinem 36sten Jahre bewogen hatte, sich mit einer zwar weder reichen noch schönen, aber durch Herzengüte und häusliche Tugend sich empfehlenden Römerin zu verheirathen, erwachte in ihm der Wunsch, in sein Vaterland zurückzukehren, um in einem angemessenen Amte seiner Familie einen anständigen Unterhalt zu gewähren, und die Früchte seines Fleißes zu genießen und der Welt mitzutheilen. Ein Ruf als außerordentlicher Professor auf der Universität Jena entsprach diesen Wünschen, und bewog ihn im Jahre 1803 Rom mit den Seinigen zu verlassen. Als Früchte seines Aufenthalts in Italien sind seine römischen Studien zu betrachten. Aber auf dieser Reise über die Alpen sog er das Uebel ein, das seitdem unablässig an dem Keime seines Lebens nagte. Wohl aufgenommen in Weimar, begab er sich nach Jena, und begann seine Vorlesungen daselbst. Seine nicht ganz günstige Lage daselbst dauerte nur bis zum Frühjahr 1804, wo er die durch den Tod des Raths Tagemann erledigte Bibliothekarstelle bei der vermittelten Herzogin Amalie bekam, und nach Weimar zog. Dieses Amt gewährte zwar kein

hinreichendes Auskommen, raubte aber auch nur wenig Zeit, und hätte Kernow vollkommen in den Stand gesetzt, in ungestörter Ruhe den Schatz seiner Kenntnisse zu verarbeiten und in trefflichen Werken der Welt vorzulegen, wenn nicht seine immer mehr zerrüttete Gesundheit ihm nur in Zwischenräumen eine freie Geistesthätigkeit verstatte und ihm vielfache körperliche Leiden zugezogen hätte, denen er, nachdem er vergebens in Karlsbad und Biberstein Genesung gesucht hatte, am 4ten December 1803 erlag. Er starb an einer unheilbaren Pulsadergeschwulst in einem Alter von kaum 45 Jahren, nachdem er schon in den Erstlingsgaben seiner grammatischen und ästhetischen Forschungen Werke von bleibendem Werthe geliefert hatte. Seine gelehrte und geschmackvolle Ausgabe der italienischen Dichter bei Frommann in Jena, seine noch in Gründlichkeit und Vollständigkeit unübertroffene italienische Sprachlehre werden seinen Namen erhalten. Eine Freundin des Verstorbenen, Johanna Schopenhauer, hat uns seine Lebensumstände in einer eigenen Biographie auf eine Kernows würdige Weise mitgetheilt.

Fernrohr (auch **Perspectiv**, **Gehrohr**, genannt), **Telescop** und **Tubus**, müssen wegen ihrer genauen Verwandtschaft in Verbindung betrachtet werden. Das **Kernglas** ist ein einzelnes Glas, welches entweder auf beiden oder nur auf einer Seite hohl geschliffen ist, und dazu dient, entfernte Gegenstände zu verdeutlichen. Das **Fernrohr** hingegen ist ein aus einer oder mehreren in einander geschobenen Röhren bestehendes Werkzeug, welches einige kunstmäßig geschliffene und in gehöriger Entfernung eingesetzte Gläser enthält, und vermöge dessen entfernte Gegenstände näher und vergrößert vor's Auge gebracht werden. Willkürlich, aber sehr gewöhnlich nennt man ein kleineres Fernrohr **Perspectiv**, ein größeres vorzugsweise **Fernrohr** oder **Tubus**. **Telescop** ist wie **Tubus** eigentlich ein allgemeiner Name für jedes Fernrohr, doch bezeichnet man damit vorzugsweise diejenige Art der Fernröhre, bei welchen statt des Objectivglases ein Spiegel gebraucht wird (**Spiegeltelescop**) oder die zu astronomischem Gebrauche dienlichen Fernröhre. Die Erfindung der Kerngläser und Fernröhre gehört zu den wichtigsten und nützlichsten. Sie machte den Anfang des 17ten Jahrhunderts zu einer in der Geschichte der Dioptrik und Astronomie unvergeßlichen Epoche. Den Alten waren sie völlig unbekannt, und ungeachtet der Spuren, die sich bei Baco und Andern von dem Gebrauche geschliffener Gläser finden, können doch erst die Jahre 1608 und 1609 als die wahre Zeit dieser Erfindung angesehen werden, welche von Holland ausging, ohne daß wir den Urheber derselben genau anzugeben wissen. Unbestimmte Nachrichten nennen einen Brillenmacher in Middelburg. Galilei, damals Professor der Mathematik zu Padua, befand sich gerade in Venedig, als er hörte, daß man in Holland dem Prinzen Moriz von Nassau ein Werkzeug überreicht habe, welches entfernte Gegenstände nähere und verdeutliche. Ein Brief aus Frankreich bestätigte ihm die Sache, und sein scharfsinniger Geist errieth schnell die Zusammenfügung. Ein Versuch, den er sogleich mit einem planconvexen und planconcaven Glase anstellte, die er in eine bleierne Röhre fügte, entsprach seiner Erwartung, ungeachtet der schlechten Beschaffenheit der Gläser. Er verfertigte angesäumt ein besseres Gehrohr; legte es den Senatoren der Republik vor, und erntete Bewunderung und Belohnungen. Bei dem allen war Galilei's Fernrohr noch höchst unvollkommen, und darf nicht für seine Erfindung gelten. Es bestand dies aus



genstandes ausgehenden Strahlen so, als ob sie aus einem in der Achse des Glases liegenden näheren Punkt ausgegangen wären. Für parallel auffallende Strahlen heißt dieser Punkt auch der Brennpunkt, und sein Abstand die Brennweite des Glases, eigentlich der Zerstreungspunkt und die Zerstreungsweite desselben. 3. Strahlen, welche auf ein erhabenes Glas aus seinem Brennpunkte oder Brennraume kommen, oder auf ein Hohlglas fallen, als ob sie sich in seinem Brennpunkte vereinigen wollten, werden von beiden so gebrochen, daß sie nachher mit einander parallel laufen. 4. Wenn die Gläser nicht allzudick sind, läßt sich ohne Fehler annehmen, daß der Strahl, der auf ihre Mitte fällt, ungebrochen durchgehe.

Feronia, die römische Göttin der Lustwälder und der Freiheit. In ihrem Tempel empfingen die Freigelassenen einen Hut zum Zeichen der Freiheit.

Ferrara, ehemaliges Herzogthum in Italien, welches gegen Norden an das venetianische Gebiet, gegen Westen an die Herzogthümer Mantua und Mirandola, gegen Süden an das Bolognesische und Romagna und gegen Osten an den Golfo von Venedig gränzt, und eine ungesunde Lage hat. Das alte aus Toscana stammende und schon im neunten Jahrhundert berühmte Haus Este hatte über Ferrara das Vicariat. 1130 VI. wurde beständiger Herr von Ferrara genannt (1208). Aber im Anfange des 14ten Jahrhunderts hatte das Haus Este mehrere seiner Besigungen verloren. Papst Clemens V. ward 1310 Herr von Ferrara; doch bald rüste das bedrückte Ferrara das Haus Este zu Hülfe (1317), welches mit Papst Johann XXVII. kämpfte, endlich aber durch einen Vergleich das Vicariat von Ferrara 1327 gegen Zins erhielt. Der Markgraf Nicolaus III. wurde vom Papste Nicolaus III. zum Herrn von Ferrara erklärt. Sein natürlicher Sohn Borso folgte ihm und wurde vom Papste Alexander VI. zum Herzoge von Ferrara ernannt (1471), der auch nachher Hercules I., Nicolaus III. rechtmäßigen Sohn, obgleich er ihm früher Ferrara entzogen, weil er sich mit Mailand verbündet hatte, für sich und seine Nachkommen mit den Herzogthümern Ferrara, Massa &c. belehnte. Sein Sohn Alphons I. konnte sich nur unter langen Kämpfen gegen Venedig und den Papst in seinem Erbe behaupten, weil er bei Ludwigs XII. Angriffen auf Italien die französische Partei ergriffen hatte. Ihm folgten Sohn und Enkel, Hercules II. und Alphons II. (st. 1597), mit welchem der Mannstamm der Hauptlinie des Hauses Este erlosch. Dem letztern folgte sein Vetter aus der Nebenlinie, César; diesem entriß aber Clemens VII. Ferrara (1598), das er zum Kirchenstaate schlug, und so das Lehn einzog. Die Herzoge von Modena haben ihre Ansprüche darauf nicht wieder geltend machen können. Ferrara war das Vaterland mehrerer großen Dichter und Künstler, und seine Herzoge waren sorgsame Pfleger der Kunst und Wissenschaft. Die Stadt Ferrara am Po, groß, wohlgebaut, mit ansehnlichen breiten Straßen und vielen Palästen; sie hat noch den alten herzoglichen Palast, der die Residenz des Cardinallegaten ist; schöner ist der neue, sogenannte Diamantepalast. Die Stadt hat gegen 24,000 Einwohner und viele Klöster und Kirchen. In der Benedictinerkirche ist das prächtige Grabmal des Dichters Ariost. Die Universität (gestiftet 1391) war ehemals sehr berühmt. **Ferro** ist die westlichste unter den canarischen, der Krone Spanien gehörigen Inseln. Die mehresten Geographen ziehen durch diese Insel den ersten Mittagskreis.



den; noch fruchtlosen Bemühungen führte Silversparre den Unglücklichen selbst aus dem Hause; aber vergebens betheuerte der Graf seine Unschuld. Seiner Orden, seines Degens und Mantels beraubt, ward er das Ziel eines allgemeinen Regens von Steinen und Schlägen. So gelangte er bis ans Rathhaus, doch ehe er sich hineinflüchten konnte, ward er ergriffen, bei den Haaren geschleift, seiner Kleider beraubt, und so lange mit Stößen und Tritten bedeckt, bis er seinen Geist aufgab. Ueber Fescens Schuld oder Unschuld schwebt noch ein tiefes Dunkel.

Fescennische Verse haben ihren Namen von der Stadt Fescennia in Etrurien, wo sie zuerst gebräuchlich waren. Man verstand darunter Verse von schlüpfrigem oder schmutzigem Inhalt, vielleicht dramatische Impromptu's.

Fesch, Cardinal, Erzbischof von Lyon, Senator, hat durch seine Verwandtschaft mit der Bonaparte'schen Familie als Bruder der Mutter Napoleons eine Zeit lang eine große politische Bedeutung erhalten. Geboren zu Ajaccio im Jahr 1763, erhielt er seine erste Erziehung dort und dann in Aix in der Provence. Er umfaßte die Grundsätze der Revolution mit Feuer, war eine Zeit lang Magazinaufseher, warf sich dann in den geistlichen Stand und wurde, nachdem Napoleon durch Glück und Genie sich schnell emporgeschwungen hatte, nicht minder schnell ebenfalls zu großen Ehren befördert. 1802 zur Zeit des Concordats wurde er Erzbischof von Lyon, 1803 erhielt er den Cardinals-hut. Er wurde nun als französischer Gesandter nach Rom geschickt, und er betrug sich auf diesem Posten mit Verstand und Feinheit. Späterhin ernannte der Fürst Primas ihn zu seinem Nachfolger, allein Napoleon genehmigte dies nicht, weil er sich im Nationalconcilium seinen Ansichten widersetzt hatte. Er schlug nun seiner Seite das Erzbisthum von Paris aus und lebte in einer Art von Ungnade bei Napoleon bis zum Zeitpunkt seiner Absetzung. Indessen stellte er sich nach der Zurückkunft von Elba nebst allen andern Mitgliedern der Familie doch auch wieder in Paris ein, und wurde zum Pair ernannt, mußte aber nach der Schlacht von Waterloo bald wieder auf die Rückreise nach Italien denken, wo er seitdem mit seiner Schwester Tatitia in Rom lebt.

Fes oder Fes und Marokko, auf der nordwestlichen Küste von Afrika, in der sogenannten Barbarei (Berberei). Im J. 1647 warf sich Muley Sherif, ein angeblicher Abkömmling des Propheten Mohammeds, zum König von Fasilet auf; sein Sohn brachte auch die Reiche Fes und Marokko an sich, und seine Nachkommen besitzen sie noch jetzt. Der Beherrscher dieser Reiche (Sherif, Kaiser) will die Oberherrschaft der Pforte nicht mehr anerkennen, und regiert ganz despotisch. Seine Einkünfte sollen 2 Millionen Gulden jährlich betragen. Der Flächeninhalt dieser Länder beträgt gegen 8000 Quadratmeilen. Das Klima ist wegen der verschiedenen Arme des Atlasgebirges, die das Land durchstreichen, und wegen der Nähe des Meeres gemäßiget. Der überaus fruchtbare Boden bringt Getraide im Ueberfluß, Wein, Baumwolle und Südfrüchte hervor; und die Viehzucht, hauptsächlich die Pferdezuucht, ist vortrefflich. Die Bergwerke sind ergiebig an Gold, Silber, Eisen und Kupfer. Die Manufacturen liefern vorzüglich Corduan, Cassian und vergoldetes Leder. Mit diesen Artikeln und mit den natürlichen Producten des Landes wird ein bedeutender Handel geführt. Die Einwohner, gegen 3½ Million, bestehen aus Mauren (Arabern), Berbern, Christen, Renegaten und Juden. Der

Monarch allein treibt Seeräuberei, die aber jetzt nicht einträglich ist, weil er mit den meisten christlichen Mächten in Frieden lebt, und von ihnen jährliche Geschenke erhielt. Seine Flotte besteht aus 12 bis 15 Fahrzeugen. Seine Landmacht ist ansehnlicher, und er kann im Nothfalle 100,000 Mann aufstellen. Fes ist die wichtigste Stadt des Reichs, an dem kleinen Flusse Fes (oder Perlenflusse) mit 70,000 Einwohnern und einem beträchtlichen Handel. Marokko, die eigentliche Hauptstadt und Residenzstadt, ist weitläufig, aber ziemlich verfallen, und hat nur noch gegen 30,000 Einwohner.

Fessler (Ignaz Aurelius), berühmt durch seine Schicksale, nicht minder als durch seine zahlreichen Schriften, wurde 1756 zu Preßburg in Ungarn geboren, trat 1773 in den Orden der Capuziner zu Mödling und wurde 1781 in das Kloster zu Wien versetzt. Im Jahr 1783 ernannte ihn Kaiser Joseph anfänglich zum Rector, und nachdem er die theologische Doctorwürde angenommen, zum ordentlichen Professor der orientalischen Sprachen und der Hermeneutik des alten Testaments auf der Universität zu Lemberg. - Zugleich wurde er auf sein Verlangen gesehlich aus dem Capuzinerorden entlassen. Sein Lehramt verwaltete er bis 1788; denn als er 1787 sein erstes Trauerspiel *Sidney* auf das Theater von Lemberg gebracht hatte, verwickelten ihn seine Feinde in einen fäkalischen Prozeß deshalb, denuncirten das Stück als ärgerlich, gottlos, religionswidrig und aufrührerisch, und nöthigten Fessler, der bei der eben ausgebrochenen, ebenfalls durch Aufklärungssucht entzündeten Revolution in den Niederlanden, keiner günstigen Entscheidung seiner Sache entgegen sah, auch bei dem zu vermuthenden nahen Tode Josephs seine ganze dortige Lage als sehr unsicher betrachtete, im folgenden Jahre sein Amt niederzulegen und sich nach Schlesien zu flüchten. Hier fand er bei dem Buchhändler W. G. Korn zu Breslau eine freundliche Aufnahme, und wurde bald bei dem Erbprinzen von Carolath vorthellhaft angestellt, der ihm, als er seinem Vater in der Regierung folgte, den wissenschaftlichen Unterricht seiner Söhne übertrug. Im J. 1791 trat er zur lutherischen Religion über, ging 1795 nach Berlin, woselbst er privatisirte, Consulent für die catholischen Angelegenheiten der neuorganisirten polnischen Provinzen mit einem angemessenen Gehalte ward, und sich theils als Schriftsteller, theils als Erzieher thätig erwies. In Berlin heirathete er, verließ aber diese Stadt 1803, und kaufte sich einen Landsitz in Kleinwall, ein Paar Meilen davon, wo er im Schooße seiner Familie und in ländlicher Ruhe seine literarischen Arbeiten fortsetzte. Die jenaer Schlacht und der darauf folgende Krieg vernichteten plötzlich sein stilles Glück. Er verlor sein Amt, mußte sein Grundeigenthum mit empfindlichem Verlust verkaufen, ließ sich in Niederschönhausen bei Berlin und bald darauf in Bukow nieder. Einzig an sich selbst gewiesen, keinen andern Erwerb vor sich, als der ihm aus seiner literarischen Thätigkeit entsprang, gedrückt von den harten Lasten des Krieges, umgeben von einer zahlreichen Familie, deren einziger Erhalter und Besorger er seyn sollte, bedurfte er eines mehr als gewöhnlichen Muths, den Drangsalen der äußersten Noth mit gefasster Seele zu beegnen. Er selbst hat ein lebhaftes Gemählde seiner damaligen Lage als dauerndes Denkmal aufgestellt, das kein Gefühlvoller ohne Nährung gelesen haben wird. Im Jahr 1810 wurde er mit dem Charakter eines Hofraths als Professor der orientalischen Sprachen und der Philosophie bei der Alexander-Neowsky-Akademie, mit einem Gehalt von 2500 Rubeln nach Petersburg berufen, gab aber auch diese Stelle bald wieder auf, weil

seine philosophische Ansicht mit der dort herrschenden nicht stimmte; ist aber nach seinem Abgange bei der Geseßcommission als Correspondent mit einem Gehalte von 2500 Rubeln angestellt worden. Er ging nun nach Wolsk im saratow'schen Gouvernemen, wo er die philanthropischen Ideen eines Collegienraths Globin realisiren sollte. Er traf sich hier auch mit Karl von Nügelsch zusammen. Aus diesen Entwürfen wurde aber nichts rechtes, und Fessler nahm keinen Theil daran, sondern beschäftigte sich mit schriftstellerischen Arbeiten, und insbesondere mit den Geschichten der Ungern, von denen auch bis jetzt (1817) schon mehrere Bände in Leipzig bei Gleditsch erschienen sind. Seine früheren schriftstellerischen Arbeiten, deren Aufzählung wir ersparen zu können glauben, zeigen Fessler als einen gelehrten, hellen, vortreflichen und gewandten Kopf und als einen scharfen Beobachter. Ungeachtet bedeutender Fehler, die zum Theil der Gattung des historischen Romans, welche er für seine ersten Darstellungen gewählt hat, überhaupt anhängen, verdient er den Namen eines geistreichen und gemüthvollen, männlichedeln und correcten Schriftstellers.

Fest- und Feiertage, dem gemeinsamen Gottesdienste der Kirche gewidmet, theilen sich in die Sonntage und eigentlichen Festtage; diese sind entweder ordentliche oder außerordentliche, bewegliche oder unbewegliche. Beweglich sind Ostern, Pfingsten zc., unbeweglich Weihnachten, Michaelisfest, Dreikönigsfest, Lichtmeß, Johannis, Marienfest zc. Man ist in allen aufgeklärten Staaten bemüht gewesen, ihre Zahl durch Abschaffung oder durch Verlegung auf den nächsten Sonntag zu vermindern: doch würde es süglicher seyn, bei manchen den Tag, welcher in vieler Hinsicht ein geschäftlicher Termin ist, zu lassen, und lieber den nächsten Sonntag zum Werktag zu machen. Es fehlt unserm Gottesdienste an Festtagen, welche mit den die Religiosität der Menschen ansprechenden Perioden der Natur in Berührung wären. Ein kirchliches Frühlingsfest, ein allgemeines Ernte- oder Herbstfest, eine allgemeine Todtenfeier zum kürzesten Tage und seit der Befreiung Deutschlands erhebende Feste der Dankbarkeit, Erinnerung und Stärkung der Nationalkraft mit weltlichen Festen verbunden, an welchen die Kraft der Nation durch öffentliche Uebungen sich prüfte und entwickelte zc., wären treffliche Weikel, um mit Beihülfe passender Liturgie den äußern Cultus zu heben. Denn nur dieser ist wegen der verschrobenen einformiaen Liturgie gesunken, nicht aber die wahre Religion, welche ihren Altar in jedem denkenden und fühlenden Menschenherzen findet und ihren Gottesdienst ohne Rücksicht auf den Calendar hält.

Festigkeit ist derjenige Aggregatzustand eines Körpers, in welchem seine Theile nicht durch eine jede Kraft sogleich aus ihrer Lage verschoben werden können, sondern (nach dem Grade der Festigkeit) mehr oder weniger Widerstand leisten. Dieses wird auch auf die Seele übergetragen und man redet von Charakterfestigkeit. Der Festigkeit steht die Flüssigkeit und Luftförmigkeit entgegen. Daß man das Wort Festigkeit in dem engern Sinne von solchen Körpern braucht, die einer starken, auf sie einwirkenden Kraft zu widerstehen vermögen, im Gegensatze zerbrechlicher Körper, ist bekannt. Beide Zustände sind indeß überhaupt relativ und fließen in einander. Die Stärke des Zusammenhangs äußert sich vorzüglich bei festen Körpern, wenn sie zerrißen oder zerbrochen werden sollen. Die Kraft, die zum Zerreißen erfordert wird, zeigt die absolute Festigkeit; diejenige, die zum Zerbrechen erfordert wird, die relative Festigkeit an.

Feston (Fruchtschnur, Gehänge) ist eine lebenslange oder künstliche und im letztern Falle entweder gemahlte, oder von Stein (oder Stucco) erhabene gearbeitete, architektonische Verzierung aus zusammengebundenen Zweigen mit Blumen und Früchten vermischt, bald an den Außenseiten der Gebäude, besonders über Thüren und Fenstern, bald im Innern der Gebäude, in Zimmern und Sälen. Desweilen nimmt man auch, je nach der Bestimmung des Ortes, statt der Blumen Früchte, Muscheln, mathematische und musikalische Instrumente, Thiere u. s. w. als Attribute der Fischerei, der Jagd, der Musik, der Jahreszeiten. Die Art, diese Festons aufzuhängen, ist verschieden, denn bald hängen sie nur an einem Ende gerade herab, bald sind sie an zwei Enden befestigt und bilden halbe Cirkelbogen, bald sind beide Arten vermischt. Wie dem sey, so ist immer ratsam, nicht allzuvieler anzubringen, am wenigsten an den Außenseiten der Gebäude, und sie leicht und locker zu bilden, weil die zu vollen und gedrängten stets die Idee der Schwerefälligkeit erwecken. dd.

Festung heißt ein durch Kunst für jeden möglichen Krieg so eingerichtetes Ort, daß sich Wenige darin gegen Viele, die ihn angreifen, vertheidigen können. Der Zweck einer Festung ist, außerdem daß sie als ein Magazin für Kriegsgegenstände aller Art dienen soll, den Feind in seinen Fortschritten aufzuhalten, und für die geschlagene Armee Zeit zu gewinnen; denn jener ist, um seinen Rückzug und seine Zufuhren nicht dem Ungefähr Preis zu geben, genöthigt, seine Kräfte ganz oder zum Theil auf die Eroberung derselben zu richten. Ihre Güte hängt demnach ab, theils von dem Verhältniß, in welchem die Vertheidiger zu den Angreifenden stehen, theils von der Zeit, während welcher sie sich halten können. Wenn man die äußere Polygonseite einer Festung zu 90 rheinländischen Ruthen annimmt, so braucht ohne Außenwerke ein Viereck von

Seiten,	zur Vertheidigung,	zum Angriff,	und hält sich	Größte Zahl der aufzubeh.
6	2400 Mann	30000	18-20 Tage	nach Umfang der Festung
7-8	3000-3500	40000	24 —	
9, 10, 11,	4000-5000	50000	30 —	
12 u. f.	5000-6000	60000	42 —	

Woraus sich denn ergibt, daß im Allgemeinen größern Plätzen der Vorzug vor kleinern gebührt. — Außer dem Umfange, welcher aus Bastionen und Courtinen besteht, sind folgendes die wesentlichen Theile aller Festungen: der Hauptgraben und dessen Uebergänge durch Sagenwerke vertheidigt, Halbmonde mit Reduits vor den Courtinen, der bedeckte Weg und das Glacis; in den eingehenden Winkeln des bedeckten Weges Waffenplätze für die Besatzung desselben und außen am Fuße des Glacis in denselben Winkeln Flecken für die außerhalb stehenden Wachen und Posten; statt der Contregarden lieber retranchirte Bastionen, allenfalls mit Cavaliers, die aber mit dem Retranchement verbunden seyn müssen. Zu dem allen aber gehört ein braver und thätiger Commandant, ein geschickter Ingenieur und eine tapfere Garnison, die entschlossen ist, sich bis auf den letzten Mann zu wehren. Alle Außenwerke sind wegen ihres geringen Nutzens als überflüssig zu betrachten. Zu der guten Lage einer Festung gehört, daß sie von feinen Anhöhen in der Weite eines Kanonenschusses überhöht ist; daß einzelne Seiten unangreifbar sind; daß Moräste oder zu veranstaltende Ueberschwemmungen den Zugang erschweren; daß man alle Bedürfnisse, selbst wenn der Feind davor liegt, hineinbringen kann; daß der Belagerer keine Seite finden darf, wo er ungehindert arbeiten kann; daß ihm Zufuhr

und Rückzug abgeschnitten werden können; daß Wasser und Felsen ihn hindern, die Laufgräben zu führen und Batterien zu errichten; daß sie Pässe und Ströme beherrscht u. s. w.

Fetfa, ein schriftliches Gutachten des Musti in rechtlichen oder Staatsangelegenheiten, welches allemal mit den Worten endiget: „Gott weiß es besser.“

Fetischismus. Mit diesem Worte bezeichnet man den natürliche oder künstliche Körper, belebte oder unbelebte Wesen als göttliche anbetenden Religionsdienst. Das Wort ist neu, die Sache alt. De Brosses in seiner Schrift: *de culte des Dieux Fetiches* (1760, übers. v. Pistorius. Stralsund 1785) hat den Ausdruck Fetisch, der entweder aus dem Portugiesischen von Fetisso, ein Zauberfloß, oder nach Winterbotten von Faticeira, Zauberin, abstammt, zuerst in Umlauf gebracht. Die Portugiesen nannten die Götzen der Neger am Senegal und die Manitus anderer wilden Nationen so, und nachher erhielt das Wort eine allgemeine, umfassendere Bedeutung. Man kann zweierlei Arten von Fetischen unterscheiden: 1. Theile und Werke der Natur, und 2. Werke von Menschenhand. Zu den ersten gehören Elemente und Berge, welche die Bewohner des Caucasus, die Perser, Araber, alten Deutschen, Mongolen, Peruaner, Neger, Buräten; Flüsse und Quellen, welche die Hindu, Parther, Kamtschadalen; Wälder und Bäume, welche die Slaven, Tscheremissen und Jakuten; Steine, welche die Syrer, Phrygier, Tunkinisen, Lappländer; Thiere, welche die Aegypter, Ostiaken u. A. anbeteten oder noch anbeten; ferner Häute, Gerippe, Klauen, Köpfe, Federn u. a. m. Die zweite Classe ist nicht minder zahlreich: Pfeile und Pfähle verehrten die Parias, Scythen, Taurier; andere hingegen Köpfe, Pfähle u. dgl. Wichtig ist die Frage, wie der Mensch wohl darauf gekommen sey, Fetischen zu verehren? Bei einigen dieser Fetischen ist's begreiflich, bei andern sollte man meinen, die Menschen hätten nur durchaus eine Gottheit haben wollen, und das erste beste dazu gemacht. Woher kam ihnen aber die Ahnung des Göttlichen, die sie nothwendig haben mußten, ehe sie darauf verfallen konnten, irgend etwas, was es auch sey, zum Gott zu erheben? Die Quelle alles Fetischismus ist die dem Naturmenschen eigenthümliche Ansicht von der Natur. Ihm unbewußt trägt er sein Leben hinüber in die Natur, und was dann außer ihm durch ihn lebendig geworden ist, das erscheint ihm höher und mächtiger als er selbst ist, und im fremden Wesen findet er das Eigene und Menschliche göttlich. Dies ist der reinere und edlere Fetischismus, der der Natur. Hierbei aber blieb es nicht. So wie der Naturmensch dem Todten außer sich sein Leben gegeben hatte, so gab er dem Lebenden, der Thierwelt, seinen Sinn und sein inneres Leben. Der Instinct des Thieres wurde ihm Absichtlichkeit und Ueberlegung, und da es durch Kunsttriebe, durch List, in der Art seinem Feinde zu entgehen, seine Nahrung zu finden, menschliches Nachdenken übertraf, da es sogar das Ungesehene mußte, durch Witterung seiner Nahrung aus der Ferne, Vorempfindung des Wetters; so gab die Thierwelt dem Menschen seinen eignen Sinn höher und übermenschlich zurück. (Thierfetischismus.) Nicht Thiere, sondern die belebte Natur mit Sinnen und Gestalt der Thiere betete ursprünglich dieser Fetischismus an. Den niedrigsten Fetischismus dieser Art erzeugten die brennendsten Climate von Afrika und die kältesten des Nordens. Die äußerste Ausartung des Fetischismus im Alterthum war unstreitig in Aegypten; von den Wilden der neuern Zeit ist es







bewundert wurde. Man hat von ihm mehrere Bildnisse Buonapartes, die zu den gelungensten gehören.

Giacre (Fiacre), eine Miethkutsche, dergleichen in großen Städten auf öffentlichen Plätzen zu Jedermanns Dienste immer bereit stehen. Sie hat angeblich ihre Benennung von dem heiligen Giacre, König der Schotten, im siebenten Jahrhundert, dessen Bildniß der erste Miethkutscher in Paris zum Schilde seiner Wohnung machte. In Paris sollen gegen 3000 Giacres seyn, ohne die Cabriolets zu rechnen.

Fibel, eigentlich ein Heft, um etwas zusammenzuhalten, dann ein Büchlein, woraus die Kinder lesen lernen — ABC-Buch. Bienenrod soll der Verfasser der ersten deutschen Fibel seyn.

Fiber, **Fibern**, sind die feinen Fasern oder zarten Fäden, mit welchen die festen Theile der Thier- und Pflanzenkörper zusammengewebt sind. **Fibrös**, faserig, was Fasern hat, oder fasericht, was aus Fasern besteht.

Fichte (Johann Gottlieb), geboren zu Rammenau bei Bischofsverda in der Oberlausitz den 19ten Mai 1762. Er erhielt seine erste Erziehung durch die Unterstützung eines Herrn von Miltitz. Nachher erhielt er in der Schulpforte eine classische Bildung, studirte zu Jena, Leipzig und Wittenberg, lebte dann einige Jahre in der Schweiz und in Preußen, wo er in Königsberg auch den Umgang Kants genoss. Zuerst leitete er die Aufmerksamkeit des philosophischen Publicums auf sich durch seinen Versuch einer Kritik aller Offenbarung (Königsberg 1792. 8.). Eben dieses Werk verschaffte ihm im Jahr 1793 nach Reinholds Abgang von Jena den Ruf als ordentlicher Professor der Philosophie an die dasige Universität, welchem Rufe er auch folgte und bis zum Jahr 1800 eine der ersten Zierden dieser Universität während ihrer glänzendsten Periode war. Hier machte er unter dem Namen der Wissenschaftslehre ein philosophisches System bekannt, welches er früher auf dem kantischen fortbaute, von welchem er aber nachher sich immer weiter entfernte. Wegen eines in das von ihm herausgegebene philosophische Journal (B. 8. H. 1.) eingerückten Aufsatzes: Ueber den Grund unsers Glaubens an eine göttliche Weltregierung, fiel er in den Verdacht einer irreligiösen Denkart. Das Aufsehen, welches dieser Aufsatz erregte, veranlaßte eine Untersuchung, welche bei der aufgeklärten und milden weimarischen Regierung keine nachtheiligen Folgen für den Verfasser gehabt haben würde, wenn derselbe nicht mit Niederlegung seiner Stelle gedroht hätte, die ihm seine strenge Wahrheitsliebe zur Pflicht machte, worauf er seine Entlassung erhielt. Er fand eine freundliche Aufnahme im preussischen Staate. Eine Zeit lang privatisirte er in Berlin. Im Sommer 1805 wurde er Professor der Philosophie in Erlangen, mit der Erlaubniß, den Winter in Berlin zuzubringen. Während des französisch-preussischen Krieges ging er nach Königsberg, wo er auch eine kurze Zeit Vorlesungen hielt, kehrte aber nach hergestelltem Frieden nach Berlin zurück, wo er im Jahr 1809 bei der neu errichteten Universität als Professor der Philosophie angestellt wurde, der er bis an seinen Tod seine schönsten Kräfte mit rastlosem Eifer widmete. Er wurde am 29ten Januar 1814 durch das verheerende Nervenfieber in seinem 51sten Jahre hinweggerafft. Fichte war ein Mann von großem Scharfsinn und hoher Beredsamkeit in seinem Vortrage. In seinen weniger wissenschaftlichen Werken ist ein Muster deutscher Prosa aufgestellt. Seinen Werth, seinen Einfluß auf die Geisterwelt, den gro-



hatte sich nicht bloß aus eiganem Antrieb, sondern auch auf seine Auf-
 oderung der Sorge für die Militärhospitäler in Berlin gewidmet.
 Sie ward vom Hospitalfieber befallen, von dem sie wieder genesen ist,
 ihn traf es, um ihn der Welt zu entreißen. Seine trauernden Colle-
 gen und Zuhörer, unter diesen sein 17jähriger, in der alten Literatur
 vorzüglich bewandter und sehr liebenswürdiger Sohn, sein einziges
 Kind, begleiteten am 31sten Jan. 1814 seine irdische Hülle zum Kirch-
 hof vor dem oranienburger Thore, wo sie, nachdem der Professor Mar-
 schnecke aus vollem Herzen eine Leichenrede gehalten, worin er das edle,
 nie unterbrochene Streben des Verewigten schilderte, in Gegenwart ei-
 ner Menge der angesehensten Einwohner Berlins in feierlicher Stille
 beigesetzt ward. Der Aufzählung seiner Werke dürfen wir uns überheben.

Fichtelberg. Es sind zwei verschiedene Berge, welche diesen
 Namen führen. Der höchste und wichtigste davon ist der Fichtelberg im
 Fürstenthum Bayreuth, aus dem mehrere Bergreihen nach al-
 len Gegenden auslaufen. Es ist mit vielen Fichten bewachsen und hat
 gegen sieben Meilen in der Länge und über vier in der Breite. Die
 Hauptmasse der beiden Bergspitzen, aus denen dieses Gebirge besteht,
 ist Granit, die Seitenzweige aber, vorzüglich gegen die Regnitz hin,
 sind Kalkstein. Er ist reich an Mineralien, als Eisen, Vitriol,
 Schwefel, Kupfer, Blei, Marmor. Bei Wunsiedel sieht man noch auf
 einer großen Anhöhe dieses Gebirges die Eurenburg, worauf das zer-
 störte Raubschloß Rudolphstein gestanden. Die vornehmsten Spitzen
 sind der Schneeberg, 3682 Fuß hoch, der Ochsenkopf, 3621 Fuß hoch,
 der Fichtelberg, 3521 Fuß hoch, der Zinnberg, 3316 Fuß hoch. Auf
 dem Schloßberg ist der Fichtelsee, ein ganz mit Moos und Schilf be-
 wachsenes Gewässer. Es entspringen auf diesem Gebirge die Saale,
 Eger, Rabe und der Main. Der sogenannte kleine Fichtelberg
 bei Wiesenthal ist der höchste Berg im sächsischen Erzgebirge. Seine
 Höhe beträgt 3731 pariser Fuß. Auf ihm entspringen die Ischoppe,
 Schme, Witwenba u. s. w., die mehrere schöne Wasserfälle bilden.

Hidalgo heißt in Portugal eine Person von gemeinem Adel; wie
 in Spanien **Hidalgo**. Auch die jungen Edelleute, die als Pagen am
 Hofe dienen, werden **Hidalgo** genannt. Vergl. **Hidalgo**.

Fideicommiss, die Verordnung eines Erblassers an den Erben,
 daß er die Erbschaft ganz oder zum Theil nach einer gewissen Zeit oder
 auf einen eintretenden Fall an einen Andern ablassen soll; auch das
 so anvertraute Gut oder Vermächtniß selbst; endlich überhaupt ein Gut,
 welches die Erben nur benutzen, nicht aber veräußern dürfen, indem es
 bei der Familie für immer bleiben soll. Der nuznießende Erbe heißt
Fiduciarius, der dritte **Fideicommissarius**. Gewöhnlich
 enthalten die **Fideicommiss** eine Substitution, indem der Erbe des Er-
 ben letzterem vorgeschrieben ist. In dieser Art sind die meisten Senio-
 rate und Majorate **Fideicommiss**. Sie sind jetzt, da die Aufklärung
 den Gastegeist verdrängt hat, sehr selten geworden, und haben alles
 das gegen sich, was gegen andere Institute zu Erhaltung des Fam-
 ilienglances zu sagen steht. Das französische Gesetzbuch verbot alle **Fideicommiss**
 und namentlich die **fideicommissarische** Substitution; wahr-
 scheinlich um die Spuren des Feudalsystems zu vertilgen. Doch waren
 hiervon ausdrücklich die zur Dotation einer von Napoleon für einen
 Prinzen oder zum Besten eines Familienhauptes gestifteten erblichen
 Würde bestimmten Güter ausgenommen.

Fides, die Treue, weihte Ruma zur Göttin. Ihre gewöhnli-
 chen Symbole verschlangene Hände, eine Zurteltaube.



Von diesem Stadium scheidet sich das Fieber und geht in das fünfte, das Stadium der Abnahme, über; die Zufälle nehmen in ihrer Stärke ab, manche verschwinden schnell; die einzelnen Anfälle des Fiebers endigen sich mit heilsamen und entscheidenden Ausleerungen, kommen später und lassen eher nach, werden folglich immer kürzer, bis sie endlich ganz aufhören; und das Stadium der Reconvalescenz erscheint. (Siehe Geneiung.) Um das Wesen des Fiebers, oder welches eins ist, die nächste Ursache desselben zu erörtern, müßten wir das Dunkel durchschauen können, welches das Innerste der Natur umgibt, müßten das Wesen der Organisation, das Princip des Lebens, die einfachen Stoffe des Organismus, deren Verhältnisse unter einander in ihrer Zusammensetzung, und die möglichen Veränderungen, welche sie erleiden können, ergründen, was keine Gegenstände der Erfahrung (siehe diesen Artikel), sondern der Speculation sind. Diese hat sich denn auch von jeher daran versucht. Die hippokratische Schule der alten, so wie noch alle Aerzte der neuern Zeit, welche mehr oder weniger in diese Reihe gehören, z. B. Sydenham, Celse u. A. m., hielten das Fieber für ein heilsames Bestreben der Natur, einen im Körper befindlichen schädlichen Stoff durch vermehrte Anstrengung der Thätigkeiten auszuwerfen. Van Helmont hatte beinahe die nämliche Idee, setzte aber an die Stelle der Natur den Archäus, einen dem Körper inwohnenden Lebensgeist, die innere Ursache des Lebens, der alles, was im Körper vorgeht, regiert, von dem jede Krankheit anfängt, der durch das Eindringen irgend eines fremdartigen, ihm widrigen Stoffes in Zorn und Unmuth versetzt, das Fieber erregt, um sich von ihm zu befreien. Stahl dachte sich die Seele als den Grund des Lebens, als die Bildnerin und Beherrscherin ihres Leibes, welche die Verrichtungen desselben leite, und durch die erregten fieberhaften Bewegungen eine heilsame Ab- und Ausscheidung des Schädlichen zu bewerkstelligen suche. Boerhave, Friedrich Hoffmann u. A. hielten Unthätigkeit und Hemmung des freien Umlaufs der Lebensgeister, oder Krampf in dem Nervensystem, der vom Rückenmark sich durch das ganze Nervensystem verbreite, für das Wesen des Fiebers. Cullen kommt unstreitig der wahren Idee des Fiebers schon um etwas näher, wenn er die nächste Ursache desselben in einer verminderten Energie des Gehirns und Nervensystems und dadurch bewirkten Schwäche aller Functionen, besonders in den Endigungen der (Blut-) Gefäße, sucht, welche Schwäche als ein indirecter Reiz auf das Gefäßsystem wirke, und es zu einer vermehrten Thätigkeit anreize, wodurch denn die Energie des Gehirns und Nervensystems wieder hergestellt, und das Fieber gehoben werde. Reil setzte die nächste Ursache (in seiner Fieberlehre 1799) in eine solche Veränderung der Mischung und Bestandtheile der fiebernden Organe, vermöge welcher sie zu hastigern, thierisch-chemischen Processen bestimmt werden. Er wagte jedoch nicht, die eigentliche Natur jener Veränderung in der Mischung der Stoffe des Körpers zu bestimmen. Andere Aerzte hingegen, welche gleichfalls den chemischen Vorstellungen anhängen, gingen in ihren Hypothesen noch weiter, und bestimmten sogar die einfachen Stoffe selbst. So behauptete z. B. Reich, daß Mangel an Sauerstoff im Körper die nächste Ursache des Fiebers sey. Ackermann hingegen in seiner Fiebertheorie sucht darzuthun, daß sie in einem Ueberfluß von Sauerstoff gegründet sey, welcher als Gas (aura oxygena) in einem Theile des Nervensystems angehäuft, und durch die Nervenknoten (Ganglien),

gleichsam als ihre natürlichen Schranken, eine Zeit lang zurückgehalten werde, dann aber diese durchbreche und auf andere Theile des Nervensystems überströme, sich mit den organischen Stoffen verbinde, und dadurch die Fieberbewegungen bewirke. Diejenigen Flüssigkeiten, welche den überflüssigen Sauerstoff aufgenommen hätten, würden dadurch, als gesäuerte und gleichsam verbrannte Stoffe, ab- und ausgesondert, und im kritischen Schweisse, und den Ausleerungen u. s. w. aus dem Körper geschafft. Andere Aerzte hielten sich mehr an die dynamische Vorstellungsbart und suchten die nächste Ursache in einem veränderten Zustande der Lebenskräfte, oder der Erregbarkeit. Hufeland nähert sich diesen, indem er das Wesen des Fiebers in einen Organisationsfehler, hauptsächlich des Nerven- und Blutgefäßsystems setzt, wodurch eine größere Reizbarkeit (Erregbarkeit im engeren Sinn) dieser Systeme und ein beschleunigter Lebensprozeß bewirkt werde. Brown, dieser rasche Reformator in der Medicin, verwarf das Forschen nach den verborgenen Ursachen der Dinge, trennte die bisher gangbaren Begriffe des Fiebers, setzte den sogenannten entzündlichen allgemeinen fieberhaften Zustand unter seine Classe der sthenischen Krankheiten, nannte ihn Pyrexie, und begriff unter dem Namen der Fieber nur asthenische, oder Krankheiten von Schwäche, worunter er z. B. die Wechselfieber, die nachlassenden (sogenannten Gallen-, Schleimfieber u. s. w.), die Nervenfieber, Faulfieber und die Pest zählte. Die Geschwindigkeit des Pulses in seinen Fiebern erklärte er dadurch, daß in diesen Krankheiten die Blutmasse um $\frac{1}{2}$ weniger betragen müsse, als in sthenischen Krankheiten, wo die Gefäße damit überfüllt seyen, sie könne also durch die nämliche Kraft um $\frac{1}{2}$ geschwin- der als in sthenischen Krankheiten fortgetrieben werden. Daher wären in Fiebern 100 Pulsschläge in der Minute der gewöhnliche Gang des Pulses, da die nämliche Zahl in sthenischen Krankheiten einen schnellen Puls ausmache. Dagegen sey aber im erstern Fall, wegen Mangels an Reiz, der der ganzen Blutmasse mitgetheilte Stoß um $\frac{1}{2}$ geringer und daher der Fieberpuls immer klein, schwach und weich. Diejenigen Aerzte, sowohl älterer als neuerer Zeit, welche der sogenannten humoralpathologie anhängen, suchten die Ursachen aller Krankheiten in einer bestimmten Veränderung der Säfte des Körpers. Sydenham, der Stifter dieser Lehre, hielt für die nächste Ursache des Fiebers die Galle, indem er behauptete, diese werde entweder sauer oder alkalisch, erzeuge im ersten Falle durch ihre Verdickung Störungen, im zweiten aber alle hitzigen anhaltenden Fieber. G. E. Hoffmann verband die humoralpathologische Ansicht mit einer dynamischen, und behauptete, daß eine faule Verderbniß der Säfte das Fieber nebst allen seinen Zufällen erzeuge. Mit Uebergang mehrerer andern (s. d. Artikel Erregungstheorie) schließen wir diese Reihe verschiedener Ideen von dem Wesen des Fiebers mit der neuesten, durch die naturphilosophische Bearbeitung der Medicin erzeugten, welche uns Marcus gibt. Entzündung und Fieber ist nach ihm wesentlich eins; Fieber ist im ganzen System, was Entzündung im einzelnen Organ ist. Entzündung, wie Fieber, gehören der Irritabilität an, und da die Arreribilität der positiven Seite der Irritabilität entspricht, und in allen Systemen (Dimensionen) den electrischen Moment repräsentirt, so muß auch bloß in ihr der Sitz des Fiebers seyn. Dieses besteht also in einem Sinken der Irritabilität, oder in einem ErgriFFenseyn des electrischen Moments in den Dimensionen. — Die Eintheilung der Fieber war ehemals eben so mancherlei, als die verschiedenen

Definitionen der Aerzte. Die größte Verwirrung entstand aber daher, daß man verschiedene Eintheilungsprincipien annahm, und die Fieber darnach benannte und eintheilte, ja selbst Classen, Ordnungen und Arten derselben unter einander mischte. Man kann die Fieber ordnen: 1. nach ihrer Dauer, in acute (hitzige), welche einen bis 30 Tage dauern können und daher wieder in verschiedene Unterordnungen zerfallen, und in chronische, welche länger und unbestimmte Zeit dauern; 2. nach dem Typus, oder der bestimmten Ordnung in den Erscheinungen der Fieber: in anhaltende (*febres continuas*), wo die wesentlichen Symptome des Fiebers von Anfang bis zu Ende der Krankheit immer vorhanden sind, entweder in gleichem Grade (*febris continua continens*, anhaltendes Fieber) oder mit Ab- und Zunahme (*febris continua remittens*, nachlassendes Fieber), und in aussetzende (*febres intermittentes*, Wechselfieber), wo die wesentlichen Fieberzufälle zuweilen ganz fehlen. Letztere werden nach der Periode der Wiederkehr ihrer Symptome wieder eingetheilt, in eintägige (*febres quotidianas*), dreitägige (*febres tertianas*), viertägige (*febres quartanas*) u. s. w. Die dritte Eintheilung geschieht nach den hervorstechenden Symptomen, oder dem vorzüglich angegriffenen Theile. Diese Eintheilungsart ist ehedem sehr gebraucht worden, und auch noch jetzt bei vielen Aerzten und im gemeinen Leben gebräuchlich, obgleich sie von dem wenigsten Werthe ist, und eine große Mannichfaltigkeit der Benennungen veranlaßt hat, indem jedes unwesentliche, sich zum Fieber gesellende Symptom, sobald es hervorstechend und anhaltend ist, zur Bestimmung einer eigenen Fieberart benutzt werden kann. Daher entstanden die Seitenstechfieber, Schnupfen-, Catarrhal-, Ruhr- und Magenfieber und unzählige andere. Eine vierte Eintheilungsart ist die, nach den entfernten Ursachen der Fieber, z. B. in Wundfieber, ansteckende, gastrische Wurmfieber, u. s. w. Die wichtigste Eintheilung, welche auf die, durch die naturphilosophische Bearbeitung der Medicin erhaltenen Verbesserungen sich gründet, ist die nach den drei Hauptsystemen des Organismus, dem System der Irritabilität, der Sensibilität und der Reproduction. Die positive Seite der Irritabilität ist die Arteriellität, deren Repräsentant das Arteriensystem vom Herzen an, bis in die feinsten Endigungen der Schlagadern ist. Diese Arteriellität findet sich aber, nur untergeordnet, auch in dem System der Sensibilität (dem Gehirn und ganzen Nervengewebe) und in der Reproduction (allen der Ernährung, den Ab- und Aussonderungen zc. geeigneten Organen). Da nun das Fieber der Irritabilität, und zwar der positiven Seite derselben (dem electrischen Momente oder der Arteriellität) angehört, so gibt es eigentlich drei Fieberordnungen: 1. die Synocha (arterielle, electrische Fieber); sie entspricht dem electrischen Moment in der Irritabilität selbst. Zu dieser Gattung gehören die entzündlichen Fieber. 2. Der Synochus (venöse Fieber), welcher dem electrischen Moment in der Reproduction entspricht, wohin die gastrischen Fieber (sonst Gallen-, Schleim- und Wurmfieber u. s. w. benannt) gehören. 3. Der Typhus (nervöse Fieber), dem electrischen Moment in der Sensibilität entsprechend, wohin die eigentlichen Nervenfieber gehören. Entzündungen und Fieber sind die häufigsten Krankheiten, weil das System der Irritabilität das vorherrschende ist, sich in allen Systemen wiederholt, und weil alle climatischen Einflüsse, Contagien und Miasmen ausschließlich auf dieses System wirken. Wo nun der electrische Moment (die Arteriellität) in einem System allein ergriffen ist, da ist

auch die Fieberordnung rein, daher gibt es rein entzündliche, rein gastrische, rein nervöse Fieber; oft sind aber mehrere Systeme ergriffen und die Fieber sind gemischt, daher entstehen entzündlich-gallichte, gallicht-säulichte, säulicht-nervöse Fieber u. d. m. Von einem, in der neuern Zeit besonders wichtig gewordenen, nämlich dem gelben Fieber, müssen wir noch einiges insbesondere hinzufügen. Diese durch den Handel aus der neuen Welt nach Europa verpflanzte pestartige Krankheit ist seit unendlichen Zeiten in den westindischen Colonien und in allen tropischen Gegenden als ein heftiges, auf Schwäche beruhendes, mit Gelbsucht und schwarzem Erbrechen verbundenen Fieber einheimisch, und wird wegen der dabei eintretenden Symptome mit dem nicht ganz passenden Namen des gelben Fiebers belegt. In den englischen Niederlassungen in Westindien ist es seit deren Begründung bekannt; es vernichtete Cromwells Macht, als er im Jahr 1655 Jamaica eroberte. Vorzüglich verheerend äußerte es sich seit 1748; damals ward es zuerst in Deutschland bekannt und von dem Engländer Hughes zuerst beschrieben. Im J. 1793 zeigte es zum ersten Male außer den tropischen Gegenden seine verheerenden Wirkungen. Westindische Schiffe hatten es nach Philadelphia gebracht; im Jahr 1798 wüthete es in den nordamerikanischen Freistaaten. Mit dem Anfange dieses Jahrhunderts kam diese occidentalische Pest auch nach Europa. Durch ein in Cadix angekommenes amerikanisches Schiff brach sie zuerst in der Nähe dieser Stadt und bald in Andalusien aus. Vorzüglich stark war die Sterblichkeit unter den jungen Personen männlichen Geschlechts. In drittehalb Monaten raffte sie gegen 100,000 Menschen hin. Mit dem Eintritt der kühleren Jahreszeit ließ sie allmählig nach, und ergriff dagegen Malaga und andre blühende Gegenden, die sie verwüstete, bis die verringerte Bevölkerung ihr ein Ziel setzte und sie von selbst ruhte. Sie war indeß nur auf kurze Zeit gewichen, und kehrte im J. 1804 mit so verwüstender Gewalt wieder, daß sie in wenigen Monaten ein Drittel der Bevölkerung von Malaga wegraffte, und sich auf der ganzen Küste des Mittelmeers verbreitete. Man bemerkte damals, daß sie auf schwächliche Personen minder einwirkte, als auf starke, und daß Neger, Amerikaner, Creolen, farbige Menschen und Spanier, welche die Krankheit schon bestanden hatten, ganz verschont blieben. Auch drohte dem weiblichen Geschlecht eine ungleich geringere Gefahr, und alte Frauen blieben ganz verschont. Die Krankheit wich mit dem Schlusse des Jahres, wurde aber zu derselben Zeit durch ein aus Cadix ausgelaufenes Schiff nach Livorno gebracht, wo Sorglosigkeit und Unkunde ihr anfangs freien Spielraum ließen. Zweckmäßige Anstalten setzten ihr aber auch dies Mal ein Ziel. Sechs Jahre nachher, zu Ende des J. 1810, kehrte diese schreckliche Seuche wieder zurück, und verbreitete sich von Malaga und Carthago auf die Küste hin bis Moson. Auch Gibraltar blieb nicht davon befreit. Zweckmäßige Anstalten verhinderten indeß ihre weiteren Wirkungen, und machten ihr auch dies Mal ein Ende. Zu derselben Zeit zeigte das gelbe Fieber in den Weltgegenden, wo es einheimisch ist, eine ungewöhnliche Heftigkeit. Es erreichte von Westindien aus den amerikanischen Continent und griff Georgien und Südcarolina an. Vorzüglich wurden Fremde, Europäer und selbst die Amerikaner aus den nördlichen Häfen Opfer dieses bössartigen Fiebers, welches in den Häfen des südlichen Provinzen des nordamerikanischen Freistaats, besonders in Charlestown und Savannah, herrschte. H.

Fiebern, gefiebert, 1. fiebern heißt eigentlich mit Fiebern versehen; uneigentlich nennt man 2. in der Botanik einen Moosstengel gefiebert (*pinnatus*), wenn er an zwei gegeneinander über stehenden Seiten einfache, in einer Fläche liegende Aeste von gleicher Länge hat; doppel-gefiebert (*bi-pinnatus*), wenn die Aeste desselben wieder eben so regelmäßig wie der Hauptstengel getheilt sind; dreifach-gefiebert (*triplicato-pinnatus*), wenn die Aestchen der Aeste wieder gefiebert sind. Es gibt der Bestimmungen, über das Gefiedertseyn der Blätter und Aeste in der Pflanzenlehre noch viele, worüber die Compendien dieser Wissenschaft nachzusehen.

Fieldding (Henry), wurde den 22sten April 1707 zu Sharpsham-Parck in Somersetshire geboren; sein Vater, der mit Ruhm unter Marlborough gefochten hatte, war bis zum Range eines Generallicutenants gestiegen. Den ersten Unterricht empfing er im väterlichen Hause von einem Lehrer, dessen Charakter er uns in seinem Roman Joseph Andrews unter dem erdichteten Namen Trulliber eben so lebendig als anmuthig geschildert hat. In der Folge wurde er in die Schule Eaton College geschickt, wo er mit Littleton, Fox, Pitt u. A. in der größten Vertraulichkeit lebte. Später ging er nach Leyden, um die Rechte zu studiren, verließ es aber in seinem zwanzigsten Jahre wieder, da die Bedürfnisse seiner übrigen zahlreichen Geschwister seinem sonst wohlhabenden Vater nicht erlauben wollten, ansehnliche Summen für ihn allein zu verwenden. Er begab sich darauf nach London, um in den Inns of Court (Collegien) seine Studien fortzusetzen; aber der mit einer feurigen Einbildungskraft und einem leidenschaftlichen Herzen geborne Jüngling hatte in seinem zwanzigsten Jahre noch zu wenig die Welt kennen gelernt, um den Lockungen der Verführung zu widerstehn. Ausschweifungen und Zerstreuungen aller Art, denen er sich hingab, erschütterten bald seine Gesundheit und setzten ihn in den hilflosesten Zustand. Die Noth ließ ihn auf neue Erwerbsmittel sinnen, und so begann er für die Presse und Bühne zu arbeiten. Der Beifall, der seinen beiden ersten Stücken: *Love in several masques* und *the Temple beau*, zu Theil ward, ließ ihn bis zum J. 1736 die Anzahl seiner Schauspiele bis auf achtzehn vermehren. Sie verrathen sämmtlich viel Menschenkenntniß und stellen mehrere komische Charaktere mit pikanter Natürlichkeit dar; haben aber im Ganzen wenig poetischen Werth, auch erlittete der Beifall des Publikums gegen sie bald. Um diese Zeit verheirathete er sich mit einem schönen, aber armen Mädchen, und verließ London, um zu Stower in Dorsethire, einem ihm durch den Tod seiner Mutter zu gefallenem Gute, zu leben. Die mäßigen Einkünfte desselben genügten seinem Hange zur Ueppigkeit nicht, und als er sich nach drei Jahren von allen Mitteln der Subsistenz entblößt sah, kehrte er 1740 nach London zurück, um seinen Vermögensumständen durch die wieder hervorgezogene Jurisprudenz aufzuhelfen, und wurde bald zu den vorzüglichsten practischen Juristen in London gezählt. Auch schrieb er einige moralische Abhandlungen. Er mußte aber bald diese Bahn verlassen, da er von dem Podagra befallen wurde, und fast ununterbrochen an dieser, durch seine früheren Ausschweifungen veranlaßten Krankheit litt. Ihm blieb nichts übrig als wieder die Feder zu ergreifen. Er arbeitete für eine damalige Zeitschrift *the Champion*. Das Gefühl seiner Kraft, die komische Seite des menschlichen Lebens darzustellen, und die Eifersucht auf Richardson führten ihn auf die ihm eigenthümliche Bahn, das Fach der komischen Familienro-





gebracht. Gleich zu Anfange des Tumults hatte sich Giesco vom dem Hafen begeben und gerufen „Es lebe die Freiheit!“ Der Ausruf wurde von den Galeerensclaven wiederholt; allein da er von dieser Begier nach Ausschweifungen befürchtete, wollte er, um Befehle zu ertheilen, selbst die Galeeren bestiegen. Indem er aber den Fuß auf ein von dem Ufer zu den Galeeren führendes Bret setzte, schlug dieses um, und er stürzte ins Wasser. Dagegen hier nicht tief, war es doch sehr schlammig, und da er sich von seinen schweren Waffen nicht losmachen konnte, niemand bei ihm war, und sein Geschick bei dem großen Tumult nicht gehört oder nicht geachtet wurde, versank er in den Schlamm, in welchem er ohne Hülfe ersticken mußte. Da man ihn nirgends fand, ahnete man seinen Tod. Sein Bruder Hieronymus, unüberlegt genug, den ihm entgegenkommenden Senatoren, die mit dem Grafen reden wollten, dessen Tod zu verrathen, verlangte, daß man ihm den Palaß der Republik (wo sich der Senat versammelte, und der regierende Doge wohnte) übergeben sollte; allein da es indessen Tag und des Grafen Tod allgemein bekannt ward, verlor sich das Volk, das ihm zur Liebe die Waffen ergriffen hatte, und selbst die Verschwornen zogen sich nach und nach zurück. Man trat in Unterhandlungen, die Verschwornen mußten die Waffen niederlegen, und erhielten dafür einen Generalpardon. Hieronymus Giesco begab sich darauf auf sein Schloß Montebio, und sein Bruder Ottoboni, Verina, Calcagno und Sacco seckelten auf des Grafen Galeere nach Frankreich, wo sie glücklich ankamen. Des Grafen Körper wurde erst nach vier Tagen gefunden; allein der Senat, der vielleicht einen neuen Tumult befürchtete, verbot, denselben aus dem Schlamm herauszu ziehen. Erst nach zwei Monaten wurde er heimlich herausgenommen und ins Meer geworfen. Hieronymus Giesco hatte indessen sein Schloß in Vertheidigungsstand gesetzt, theils weil er der zugesandenen Begnadigung nicht traute, theils weil er an neuen Entwürfen arbeitete. Bald fanden sich auch Verina, Calcagno und Sacco bei ihm ein; auch Ottoboni Giesco kam nach Italien zurück. Unter dessen wandte nun Andreas Doria, trostlos über den Tod seines Neffen, voll Rache alles an, die Begnadigungsacte vom Senat vernichten zu lassen; dies geschah, theils weil man sie, als erzwungen, für nichtig erklärte, theils weil keine hinlängliche Anzahl von Senatoren solche bestätigt hätte. Giesco's Familie und die vornehmsten Verschwornen wurden nun auf ewig aus Genua's Staaten verbannt, die Häuser und Paläste des Grafen dem Erdboden gleich gemacht, alle seine Güter confiscirt und alle Schlösser, bis auf Montebio, in Beschlagnahme genommen. Da sich Hieronymus auf diesem aufhielt und von hier aus Genua viel Schaden geschehen konnte, so ließ der Senat ihm für solches 14,000 Schinen anbieten; bei seiner Verweigerung schritt man zur Belagerung des Schlosses, das endlich, da man Bresche schoss, und die schlecht bezahlten Soldaten in dem Schlosse einen Aufstand erregten, ohne alle Bedingungen, nach einer 42tägigen Belagerung, sich auf Gnade und Ungnade ergeben mußte. Die Soldaten des Hieronymus wurden frei gelassen; allein keiner der Verschwornen erhielt Gnade; sie wurden entweder hingerichtet oder auf die Galeeren geschmiedet, und das Schloß geschleift. Ottoboni Giesco allein hatte sich zeitig genug wieder nach Frankreich begeben, und trat in französische Dienste. Aber als er nicht mehr hernach in die Gefangenschaft der Spanier fiel, bewirkte Doria, daß er an ihn ausgeliefert wurde, worauf er ihn in einen Sad nähen und ins Meer

werfen ließ. Des Grafen Wittwe war die einzige Person, die nicht mit in den Untergang der Familie ihres Gemahls verwickelt wurde. Sie heirathete in der Folge den berühmten General Chiappino Vitelli, der zuletzt als spanischer Generalfeldmarschall in den Kriegen wider die Niederländer diente und 1575 starb. Hingegen verlor sie noch in demselben Jahre, da ihres Gemahls Verschöderung erfolgte, auch ihren Bruder auf dem Schaffot, weil dieser, aus Haß gegen Doria und den Kaiser, Fiesco's Unternehmung erneuern und Genua in französische Hände bringen wollte, der Entwurf aber entdeckt wurde. Wenn wir übrigens in Schillers Trauerspiel Fiesco (s. Schiller) das Mißlingen der Verschöderung an einen andern Umstand geknüpft sehen, als das Umschlagen des Brets, auf welchem Fiesco in die Galeeren steigen wollte, so darf das nicht befremden, da es dem dramatischen Dichter nicht erlaubt ist, die Catastrophe auf eine Begebenheit zu gründen, die das Werk des blinden Zufalls war.

Figur, figürlich, figurirt, Figurant, Figurine u. s. w. Des Ausdrucks Figur bedient man sich bei mehreren Künsten, bei einigen in eigentlicher, bei andern in uneigentlicher oder figürlicher Bedeutung. Die eigentliche Bedeutung ist äußere Gestalt, welche entsteht durch jeden beschränkten und umschriebenen Raum, sey dies nun bei Flächen (Flächenfiguren), oder bei Körpern (körperliche Figuren). Auf diese Weise werden die mathematischen Figuren, z. B. Kreis, Triangel, Quadrat, nach Linien oder Winkeln bestimmt. In der Tanzkunst finden sich die Flächen-, in den bildenden Künsten auch die Körperfiguren; jedoch wird der Ausdruck Figur bei den bildenden Künsten meist in einem beschränkten Sinne gebraucht. In der Tanzkunst versteht man darunter den nach gewissen Linien beschriebenen Weg, welchen der Tänzer zu nehmen hat, bei der bildenden Kunst schränkt man den Begriff Figur meist auf die Menschenfigur ein, und bedient sich für die übrigen Gestalten des Ausdrucks Form. Da jede Figur als solche dem Raume angehört, so ergibt sich von selbst, daß nur in den Künsten des Raumes von Figur in eigentlicher Bedeutung die Rede seyn, und daß in den Künsten der Zeit dieser Ausdruck nur uneigentlich genommen werden könne. Dies ist namentlich der Fall in der Poesie. Gewöhnlich spricht man zwar bloß von theoretischen und nicht von poetischen Figuren, unstreitig aber nur darum, weil die Rhetoriker früher darauf Rücksicht genommen hatten, als die Poetiker. Wir wollen sie Redefiguren überhaupt nennen, und fragen zuvörderst, wie man wohl darauf kam, der Rede Figuren zuzuschreiben. Abeling, der diese Figuren für Modificationen des Ausdrucks erklärt, die Lebhaftigkeit des Stils zu bewirken, vermuthet, der Name Figur sey von den stärksten und lebhaftesten Hülfsmitteln dieser Art entlehnt, welche wirklich etwas Bildliches enthalten, und nachher auch auf die übrigen ausgedehnt worden; man kann aber im Allgemeinen sagen, diese Figuren seyen Arten der Sprache, sich besonders zu gestalten, und dann erklärt sich der Name von selbst. Wie dem aber sey, so ist gewiß, jene besondere Gestaltung sey jedes Mal eine Abweichung von der Sprache des gemeinen Lebens, mit der Absicht, lebhafter dadurch auf die Einbildungskraft zu wirken. Der Ausdruck ist nun nicht mehr eigentlich, um den Gegenstand für den Verstand durch Begriffe zu bezeichnen, sondern uneigentlich oder figürlich, bildlich, für die Einbildungskraft, um diese zu stimmen. Von einem Greise sagt man z. B. der Abend seiner Tage, und dadurch wird der trockne Be-



ein Tänzer, der figurirte oder theatralische Tänze zu tanzen versteht; das Gegentheil von Figurant. dd.

Filament, die Faser oder Faser bei Pflanzen und Thieren; auch in Blumen der Staubträger oder Staubfaden, der dem Staubbeutel zur Unterstützung dient.

Filangieri (Gaetano), ein berühmter Publicist, wurde geboren zu Neapel im J. 1752. Er entsagte frühzeitig den Militärdiensten wieder, in die er auf den Rath seiner Verwandten getreten war, und legte sich auf das Studium der Alten, der Geschichte und Philosophie. Später wählte er Moral, Politik und Gesetzgebung zu seinem Hauptfach. Seit 1774 arbeitete er als Advocat bei den Gerichtshöfen, wurde 1777 königlicher Kammerherr und Marschall, erhielt 1780 eine Commende und 1782 das Priorat von St. Antonio di Sarno. Mit königlicher Genehmigung bezog er 1783 nebst seiner Gattin ein Landhaus bei der Stadt la Cava, fünf deutsche Meilen von Neapel, um mit mehr Muße seine Studien fortsetzen zu können. Im J. 1787 trat er als Beisitzer in das königliche Oberfinanzcollegium; allein diesen ehrenvollen Posten bekleidete er nicht lange. Seine durch anhaltendes Studiren und durch wichtige Geschäfte im Dienste des Staats geschwächte Gesundheit erlag der Hypochondrie, und der Tod endigte den 22sten Juli 1788 sein rühmliches Leben. Die Resultate seiner vieljährigen Forschungen über alle Zweige der Staatsökonomie und der bürgerlichen Wohlfahrt sind in seinem unsterblichen Werke niedergelegt: *La scienza della legislazione*. Nap. 1781 — 85. 6 Vol. Wir besitzen es auch in einer deutschen Uebersetzung von Eink. Er gibt darin die vortrefflichsten Regeln zur Aufstellung guter Gesetze, belegt sie mit passenden Beispielen, und trägt die tiefgedachten Gegenstände mit eben so großer Deutlichkeit als Freimüthigkeit vor.

Filet, eine bekannte Art von gefnöppeitem Gewebe (oder solcher Strickerel), mit welchem sich die Frauen zu mancherlei Bedürfnissen mehr scherzend als ernst zu beschäftigen pflegen. Fileten werden bei den Buchbindern diejenigen Stempel genannt, mit welchen die goldnen Deckel und Rückenverzierungen der Bücher eingebrannt und eingedrückt werden.

Filial, eine Nebenkirche, Tochterkirche, auch Filia genannt, welche in eine andre (Hauptkirche, mater) eingepfarrt ist; daher das Dorf selbst, welches keinen eigenen Pfarrer hat.

Filigrain: Arbeit werden die zu Laubwerk durcheinandergesetzten Verzierungen aus Silber und Goldfäden (da, wo es die Form und die Zeichnung erfordert, auch zusammen verschmolzen) genannt, die man bei mancherlei Kunstfachen und Zierrathen anwendet. Es war solche ehemals mehr in Anwendung, als gegenwärtig. In Paris, London und Nürnberg war und ist man noch am gewandtesten in dieser Arbeit.

Filtriren, durchseihen, zeigt die Operation an, vermöge welcher man mittelst eines schicklichen Werkzeugs, z. B. eines Siebes oder Luches oder Lösspapiers, gröbere Theile von einer flüssigen Materie absondert. Zum Filtriren des Wassers bedient man sich einer gewissen Steinart von grobem Korn, welche die darauf gegossene Flüssigkeit leicht einsaugt und durchläßt, die unreinen Theile aber zurückhält. Ein solcher Stein heißt **Filtrirstein**. Außerdem hat man noch andre Apparate und Maschinen erfunden, durch welche sich selbst

schleimiges, verborbened und stinkendes Wasser klar und trinkbar machen läßt.

Filz, heißt überhaupt ein durcheinander gewirrted, geschlungenes und festes Gewebe oder zeugartige Masse. — Gewöhnlich wird Filz von einem zu Hüten vorbereiteten Werke der Hutmacher gebraucht, das aus Kardätschter Wolle und Kardätschten Haaren durch verschiedene Bearbeitung in einander geschlungen und getrieben worden ist. Es werden auch andere Kleidungsbedürfnisse daraus verfertigt. — Bei den Papiermachern wird Filz ein Stück von wollenem Tuche genannt, welches sie über das eben geschöpfte Papier ausbreiten. Uneigentlich wird im verächtlichen Sinne ein Geiziger auch ein Filz genannt.

Finale heißt der Schlusssatz eines Tonstücks, Opernactes, Ballets u. s. w. Es besteht aus verschiednen Sätzen von verschiedenem Charakter. Meistentheils hat in den Instrumentalstücken das Finale den Charakter der Munterkeit, und erfordert geschwinde Bewegung und lebhaften Vortrag. In der Oper besteht das Finale meist aus mehreren an einander gereihten Sätzen von verschiedenem Charakter und verschiedener Tactart und Bewegung, wobei die Handlung in voller Bewegung ist.

Finanzwissenschaft. Jedes Staatsglied hat die Pflicht, zur schützenden Macht des Staates eine Summe von Gütern und Kräften als seinen verhältnismässigen Beitrag zu stellen. Das Recht des Staats, diese einzuholen, wird durch die Constitution der Regierung übertragen, welche die Mittel zum Staatszweck zu wählen und in Kraft zu setzen, den Staatsbedarf hiezu zu ermessen, und nach diesem die herbeizuschaffende Summe von Kräften und Gütern zu bestimmen hat. Es wird also durch die Staatsgewalt, dem Staatsvereine gemäß, aus einem Theile des Nationalvermögens ein Staatsvermögen gebildet, als Mittel, die Sicherheit der Staatsglieder durch Gesetzgebung, Aufsicht und Vertheidigung zu sichern, und den bequemen Verkehr innerhalb des Staatsgebietes zu befördern. Das Schwierigste ist hierbei, auf eine zugleich rechtliche und sichere Weise das Verhältniß zu bestimmen, nach welchem das Staatsvermögen aus dem Nationalvermögen gezogen werden soll. Die Wissenschaft, welche dieses für Staats- und Volksglück so wichtige Problem aufzulösen hat, ist die Finanzwissenschaft, Cameralistik, von Manchen für gleichbedeutend mit Staatswirthschaft gehalten (s. Cameralwissenschaft), welche sich jedoch bestimmt von einander unterscheiden lassen. Wir lassen diesen Unterschied hier Statt finden, und nehmen Finanzwissenschaft in dem engeren Sinne als System der Grundsätze, nach denen die Staatseinkünfte auf eine die Staatsglieder am wenigsten drückende und die Staatszwecke am sichersten befördernde Weise erhoben werden. Sie lehrt 1. die Quellen der Staatseinkünfte, 2. die Gränzen, 3. die Hebung und 4. die Verwaltung derselben kennen. Die Quellen sind eigentlich nur zweifach: Benutzung eines gewissen Staatseigenthums und Abgaben von dem Privatvermögen; gewöhnlich nimmt man jedoch eine dreifache Quellen an; 1. aus den Krongütern, Domainen, Kammergütern u. s. w., die man nicht mit den Patrimonialgütern verwechseln muß, welche die Chatouille des Fürsten ausmachen; 2. aus den Regalien, Zollregal; entweder auf das Fuhrwerk oder auf die Waare gelegt, anfangs bloß zur Vergütung der Erhaltungskosten für Straßen, Brücken u. s. w., Postregal, Wasserregal (Wegezoll, Taxe auf Ein- und Aus-













Firmament bezeichnet im gewöhnlichen Sprachgebrauch beinahe die Beste des Himmels oder das scheinbare Himmelsgewölbe. Es ist einleuchtend, daß diese Benennung, die wir schon in den Religionsbüchern der Juden finden, in der allen rohen und unwissenden Völkern gemeinen Vorstellung, daß der Himmel ein festes Gewölbe sey, ihren Ursprung hat.

Firman, 1. bei den Türken ein Befehl, den der Großvezier im Namen des Kaisers ausfertigt; 2. in Ostindien, die christliche Erlaubniß, Handel zu treiben.

Firmeln oder **Firmen**, heißt in der römischen und griechischen Kirche ein Kind zu einer gewissen Zeit (gemeiniglich in seinem sechsten Jahre) mit Chrysam salben, mit dem Kreuze bezeichnen und ihm einen Namen geben. Die Handlung oder Ceremonie selbst, welche die Firmelung oder auch Firmung heißt, gleichsam die Taufbestätigung, Confirmation — daher auch der Name — geschieht von dem Bischof oder Weihbischof, in Beiseyn einiger Paten, und wird als eines der sieben Sacramente in der römisch-catholischen und griechischen Kirche betrachtet. Sonst geschah sie zu Ostern und zu Pfingsten. Es waren Paten dabei, welche den Namen des Firmlings ansagten und die Hand auf dessen Schultern legten. Die Kinder konnten vom sechsten bis vierzehnten Jahre zur Firmelung darge stellt werden, doch mußten sie, wenn sie über zwölf Jahre waren, zuvor dem Pfarrer beichten. Es wurden die über die Stirn hängenden Haare abgeschnitten, der Bischof gab dem Kinde einen leichten Backenstreich, betete über ihm, legte die Hand auf dasselbe, und ölte es. Die auf die Stirn gestrichene heilige Chrysam wurde mit einem Tuche verbunden, welches drei oder sieben Tage darauf blieb, hernach ward sie mit Salz abgewaschen und das Tuch ins Feuer, oder in ein Beinaus, oder ins fließende Wasser geworfen. War die Firmelung in einer Parochie beendet, so gab der Bischof die heilige Benediction. Diese Firmung (Confirmation) geschieht nur ein Mal, und die dabei üblichen Ceremonien sind folgende: Der Bischof zeichnet den zu Firmelnden, einem nach dem andern, im Namen Gottes des Vaters u. s. w. ein Kreuz mit geweihtem Oel auf die Stirn, legt ihm die Hand aufs Haupt und gibt ihm einen leichten Backenstreich. Das Zeichen des Kreuzes macht den Firmeling zu einem Streiter Christi, das Handauflegen versichert ihn des Schutzes der Kirche, der Backenstreich aber soll ihn erinnern, daß er selbst Widerwärtigkeiten und Verfolgungen für die Religion ertragen müsse.

Firmian (Carl Joseph, Graf und Herr von). Dieser verdienstvolle Staatsmann war 1716 zu Deutschneug im Trientischen geboren, und genoss seine erste Erziehung und Unterweisung in den Wissenschaften zu Erthal, Innsbruck und Salzburg. Nachdem er seine Studien vollendet hatte, wurde er noch in Holland ein Zuhörer des Wittrarius und errichtete Freundschaft mit Havercamp, Boerhave, Bynkershoek und andern berühmten Männern zu Leyden. Von da begab er sich nach Paris und bald darauf nach Italien, wo er seinen Geschmack für die schönen Künste ausbildete. Als Franz I. den kaiserlichen Thron bestieg, kehrte Firmian nach Deutschland zurück und widmete sich ganz den Staatsgeschäften. Maria Theresia ernannte ihn als ihren bevollmächtigten Minister nach Neapel. In der Folge wurde er zum bevollmächtigten Minister in der österreichischen Lombardie ernannt. Hier eröffnete sich ihm ein neues weites Feld, alle Tugenden eines durch Religion, Philosophie und Wissenschaften



Stechnadel und in dem Hai hat ein Pferd Plag. Die meisten Fische sind mit Schuppen bekleidet, die von einer hornartigen Substanz und von mannichfacher, zum Theil sehr schönen Bildung und Zeichnung und von Gold- und Silberglanze sind, und werden von außen noch mit einem besondern Schleim überzogen, der größtentheils aus kleinen, bei den meisten Fischen zu beiden Seiten des Körpers in der sogenannten Seitenlinie liegenden Schleimhöhlen abgeschieden zu werden scheint. Einige, z. B. der Saugfisch, haben keine Schuppen, sondern eine nackte schlüpfrige Haut. Die meisten Knorpelfische haben statt der Schuppen Schilde oder eine feste knöchige Schale. Die Flossen, die Bewegungswerkzeuge der Fische, bestehen aus dünnen Knochenartigen oder knorplichten Gärten, die durch eine besondere Haut mit einander verbunden, an eignen Knochen befestigt sind und durch bestimmte Muskeln bewegt werden. Ihrer bestimmten Lage nach heißen die obern Rückenflossen, die seitwärts hinter den Kiemen befindlichen Brustflossen, die am Bauche stehenden Bauchflossen, die hinter dieser Oeffnung, die Strichflosse, endlich am Schwanz, die Schwanzflosse. Die letzte hat immer eine verticale Lage und vertritt die Stelle eines Steuerruders zum Lenken, so wie die Brustflossen zum eigentlichen Fortrudern dienen. Die fliegenden Fische haben sehr lange und straffe Brustflossen, mit denen sie sich selbst über die Oberfläche des Wassers erheben und kleine Strecken weit fliegen können. Ein anderes Bewegungswerkzeug, besonders zum Steigen und Fallen, ist die Schwimmblase, die mittelst eines eigenen Canals mit dem Magen oder Schlund verbunden ist. Die Luft, mit der sie angefüllt ist, dehnt den Körper aus und macht ihn also leichter, so daß er oben schwimmen kann. Will der Fisch in die Tiefe, so preßt er vermittelst gewisser Muskeln die Luft aus der Blase, wodurch der Körper schwer wird und sinkt. Läßt der Druck nach, so steigt der Fisch wieder in die Höhe. In Ansehung des Aufenthalts theilt man die Fische in See- und Süßwasser-Fische. Einige verlassen auch wohl das Wasser und verweilen geraume Zeit auf dem Trocknen, wie der Aal, die Muräne; andere leben in warmen Mineralquellen. Die meisten, besonders aber die Seefische, sind des Nachts in Thätigkeit und halten sich am Tage ruhig in der Tiefe. Sie sind daher auch leichter des Nachts zu fangen. Viele Gattungen von Fischen unternehmen zu gewissen Jahreszeiten große Reisen; manche Seefische steigen, um zu laichen, in die Mündungen der Flüsse; andere, z. B. die Heringe, ziehen vom Nordpol nach den südlichen Meeren. Die Fische sind größtentheils fleischfressende Thiere, und mit mancherlei Mitteln und Werkzeugen ausgerüstet, ihre Beute zu fangen. Einige haben lange Bartfasern am Maule, um kleine Wasserthiere damit zu locken, wie der Sternseher, der Froschfisch; andere, wie der Barszenzahn, haben eine Spritzröhre, womit sie die über dem Wasser fliegenden Insecten herabschießen. Die Zitterfische haben eine eigne erschütternde Kraft, die Haifische und viele andere ein furchtbares Gebiß; der Sägefisch, Schwertfisch u. s. w. jeder seine besonderen Waffen. Die Sinne der Fische haben manches Eigenthümliche, und ihr Gefühl, Geruch, Gehör und Gesicht sind überaus scharf. Wenige haben keine wahre Zunge, sondern dafür einen fleischigen Gaumen. Nur sehr wenige, z. B. der Goldbrachsen, haben einen täglichen Erholungsschlaf; aber fast alle einen Winterschlaf. Außer den wenigen lebendiggebärenden Fischen, z. B. den Aalen und Aalmüttern, paaren sich wenige Fische. Bei den meisten befruchtet das Weibchen erst



Model vergossen, und ungefährlich obenhin, wie man den Grindigen lauset, in unser Mutter Falten über oder drunter gesetzt. Auch zu diesem Truct wieder auff den Amboss gedrogt und dermassen Panta-gruelisch verposset, verschmidt, und verdängtelt, daß nichts ohn ein Eisen Nisi dran mangelt; durch Guldrich Ellopofcleron u. s. w. Merkwürdig ist es, daß wir in diesem Werke die ältesten deutschen Hexameter antreffen, die wir bis jetzt in der Geschichte unserer Poësie aufzuweisen haben; sie sind der Anfang eines Gedichts, das wahrscheinlich ein scherzhaftes Epos hat werden sollen. Fischart sagt dabei, er habe diesen Versuch gemacht, „diem Weil daraus die Künstlicheit der teutschen Sprache in allerhand Carmina bescheint, und wie sie nun nach Anstellung des Hexametri oder sechsmäßiger Sylbenstim-mung und sylbenmäßigen Sechschlag weder den Griechen noch Latinen (die das Mus allein essen wollten) forthin weiche.“ Sie sind zugleich gereimt und in ihrem Bau sehr willkürlich. Vorher geht ein elegisches Gedicht an die Deutschen, in welchem die Verse auf gleiche Art construirt sind. An Sprache, Bildern und sinnlicher Fülle, sagt J. Paul Fr. Richter von ihm, übertrifft er den Rabelais weit, und erreicht ihn an Gelehrsamkeit und aristophantischer Wortschöpfung. Er ist mehr dessen Wiebergeklärer als Uebersetzer; sein goldhaltiger Strom verdiente die Goldwäsche der Sprach- und Sittenforscher. Sein fünftes Capitel über Eheleute ist ein Meisterstück sinnlicher Beschreibung und Beobachtung, aber keusch und frei wie die Bibel und unsere Vorfahren.

Fischbein, hierunter werden vorzüglich die Kiefern und Barten des Wallfisches verstanden, welche in Stäbe gespalten oder gerissen werden, auch schwarzes Fischbein, heißen und die man bekanntlich zu Schnürleibern, Corsets, zu Regen- und Sonnenschirmen u. s. w. verbraucht. — Weißes Fischbein nennt man die Wemme oder Knochen der Meerspinne oder Seelake, welches von den Gold- und Silberarbeitern gepulvert gebraucht wird.

Fischerring ist das Siegel des Papstes, womit die apostolischen Breven in rothem Wachs besiegelt werden. Es stellte den Apostel Petrus in der Gestalt eines Fischers dar.

Fischhaut, die Haut mehrerer Arten von Fischen, wie der Större, der Seehunde, des Engel-Rochen, die gehörig zubereitet von den Holzarbeitern zum Abputzen und Glätten ihrer Arbeiten gebraucht wird. Man vergl. Schagrin.

Fischwaarenhandel, ein bedeutender Handelszweig sowohl im großen als im kleinen Handelsverkehr. Zu diesem ist zunächst der Einzelhandel mit Fischen aus den inländischen Flüssen zu rechnen; zu jenem, der nur auf den Handel mit Seefischen anwendbar ist, gehört der Fang an sich, die Behandlung, ehe der Fisch für den Handel bereitet ist, und dann der Ein- und Verkauf derselben. Er beschäftigt in den Ländern, die an der See liegen, wie in Holland, England, Schweden u. s. w., einen sehr großen Theil der Volksmenge und ist folglich ein wichtiger Gegenstand der National-Oekonomie, und der National-Verfassung der verschiedenen Länder. Wallfische, Schellfische, Kabeljau (getrocknet Stockfisch genannt), Schollen, Butten, Sardellen, und insbesondere die Heringe sind die vorzüglichsten Gegenstände des Fischwaarenhandels im Großen. Wir haben den mehresten derselben besondere Artikel in unserm Vericon gewidmet. Auch ist der wichtige Handel mit Austeru nieber zu rechnen. Es bedarf wohl kaum erst der Erwähnung, daß nicht



Fixsterne nennen wir im Gegensatz gegen die Planeten, welche bei ihrem Kreislauf um die Sonne ihren Stand unter den Gestirnen unaufhörlich verändern, und gegen die Cometen, welche sich in eigenen parabolischen Bahnen bewegen, alle diejenigen Sterne, die stets in einerlei Lage zu einander und stets in einerlei Entfernung von einander zu bleiben scheinen; es sind mithin alle Gestirne am Fixsternnamen begriffen. Außer den scheinbaren Bewegungen der Fixsterne aber, welche von dem täglichen Umschwung unserer Erde um ihre Achse, von dem Fortrücken der Aequinoctialpunkte und von der Abirung des Lichts verursacht werden, hat man noch eine eigene sehr langsame Bewegung an denselben beobachtet, so daß die Angabe, daß die Fixsterne in einer gleichen Lage zu einander bleiben, nicht streng richtig ist. So hat man gefunden, daß z. B. der Sirius seit Tycho de Brahe um 2 Minuten von der Stelle gerückt sey u. s. w. Ferner hat man Sterne bemerkt, welche unvermuthet am Himmel erschienen und wieder verschwunden sind; an andern bemerkt man, daß ihre scheinbare Größe abwechselnd zu- und abnimmt. Ihre Entfernung von unserer Erde ist in der eigentlichen Bedeutung des Wortes unermesslich; die stärksten Telescope sind nicht vermögend, an ihnen einen merklichen Durchmesser wahrzunehmen und zu bestimmen; nur wenn dies der Fall wäre, würde man durch den Winzel, unter welchem sie erscheinen, ihre Entfernung berechnen können. Einen Begriff von der Größe derselben gibt der Umstand, daß, obgleich die Erdbahn einen Durchmesser von 40 Millionen Meilen beträgt, und wir uns ihnen also abwechselnd um 40 Millionen Meilen nähern und um eben so viel von ihnen entfernen, wir doch keinen Unterschied an denselben wahrzunehmen im Stande sind. Huygens hat, durch Vergleichung der Lichtstärke des Sirius und der Sonne, die Bestimmung seiner Entfernung von der Erde versucht, und sie, unter der Voraussetzung, daß der Sirius nur die Größe unserer Sonne habe, auf 27,664 Mal größer als die Entfernung der Sonne berechnet. So unsicher diese Resultate seyn mögen, so reichen sie doch vollkommen hin, uns zu überzeugen, daß der Welkenraum einen jede menschliche Fassungskraft übersteigenden Umfang habe. In gleicher Ungewißheit befinden wir uns über die Natur und Beschaffenheit der Fixsterne; doch können wir als höchst gewiß annehmen, daß sie leuchtende Welken oder Sonnen sind, um deren jede sich vielleicht, wie um unsere Sonne, eigene Planeten in festen Bahnen drehen, die Licht und Wärme von ihr empfangen. Die Fixsterne werden nach der Verschiedenheit ihres Glanzes, die auch dem bloßen Auge sehr wahrnehmbar ist, in Sterne erster, zweiter, dritter Größe u. s. f. eingetheilt. Über außer diesen als einzelne und gesonderte Lichtpunkte sich zeigenden Sternen, erblickt in hellen Winternächten das Auge noch helle und da kleine weiße Wölken unter den Sternen zerstreut; diese verschiedenartigen Flecken, deren das bewaffnete Auge noch viel mehr wahrnimmt, sind ganze Gruppen unzähliger Sterne, wie man deutlich durch Telescope wahrnimmt; und nur die Beschränktheit unserer vollkommensten Instrumente ist Ursache, daß wir diese Wahrnehmungen nicht ins Unendliche fortsetzen können. Um die einzelnen Fixsterne leichter bezeichnen und von einander unterscheiden zu können, hat man zum Theil schon im Alterthum den hervorstechendsten derselben Namen gegeben, und sie außerdem in gewisse Gruppen oder Sternbilder abgetheilt. Die Astronomen haben von allen nach ihren



Kirchen peitschten. So heftig indeß das Volk sich für diese neue Bräderschaft interessirte, so wenig fand sie die Billigung der Fürsten und des höhern Clerus. Die öffentliche schamlose Entblößung beleidigte die guten Sitten, das Umherschwärmen gab zu aufrührerischen Bewegungen und frechen Ausschweifungen aller Art Anlaß, das abgerungene Almosen setzte die ruhigen Bürger in eine nicht unbeträchtliche Contribution. Daher ergingen bald in Deutschland und Italien von mehreren Fürsten nachdrückliche Verbote gegen diese Aufzüge der Geißler, die Könige von Polen und Böhmen verjagten sie mit Gewalt und die Bischöfe setzten sich ihnen ernstlich entgegen. Dessen ungeachtet pflanzte sich dies Unwesen in andrer Gestalt unter die Rotten der Begarden und Vollarde (Beter und Bettler) in Deutschland und Frankreich und noch im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts unter den in Thüringen umherschwärmenden Kreuzbrüdern fort, deren 91 auf einmal 1414 zu Sangerhausen verbrannt wurden; auch die Kirchenversammlung zu Costniz sah sich noch zu entscheidenden Maßregeln gegen die Geißler genöthigt. Seit dieser Zeit hat man von einer Sette dieser Art nichts mehr gehört und auch des Geißelns sind Geistliche und Laien nach und nach überdrüssig geworden. (Vgl. Geißelungen).

Flageolet. 1. Der Name einer kleinen elfenbeinernen Flöte, womit man den Canarienvögeln kleine Melodien einlernt; 2. eine besondere Art des Tractements der Geigen, wodurch der Ton einer solchen Flöte nachgeahmt wird. Der Finger nämlich, welcher den zu intonirenden Ton greift, drückt die Saite nicht, wie gewöhnlich, auf das Griffbret nieder, sondern berührt sie nur ganz sanft, während der Bogen mit einem sehr gleichen, aber schneidenden Striche über die Saite geführt wird. Die Stellen, wo dies geschehen soll, pflegte man mit Flautino, oder Sons harmoniques, oder Suoni armonici zu bezeichnen, und über die ganze Stelle eine wurmförmige Linie zu ziehen; wo aber mit dem gewöhnlichen Tone soll fort gefahren werden, setzte man luogo, abbr. lo. oder ordinario. dd.

Flagge, die große insgemein viereckige Schiffsfahne von leichtem wollenen Zeuge, welche auf die Spitze eines Mastes oder auf das Hintertheil des Schiffs aufgesteckt zu werden pflegt, und sich durch ihre Breite und Größe von andern Schiffsfahnen unterscheidet. Alle Schiffe können hinten und vorn eine Flagge aufstecken: aber nur der Admiral führt die Flagge auf dem großen Maste, welche auf den Kriegsschiffen in engerer Bedeutung die Flagge genannt wird, und unter derselben noch eine kleinere Fahne, einen Wimpel. Das Wappen und die Farbe der Fahne bezeichnen die Nation, den Stand der Offiziere und die außerordentlichen Gelegenheiten, bei welchen auf dem Hintertheile des Schiffs besondere Arten von Flaggen gebraucht werden, z. B. die Hülfsflagge, durch welche andere Schiffe zu Hülfe gerufen werden; die Todtenflagge, wenn sich eine vornehmliche Leiche auf dem Schiffe befindet; die Friedensflagge, welche fast bei allen Nationen weiß ist. Das Streichen oder Senken der Flagge ist die größte Ehrenbezeigung, die ein Schiff einem andern erzeigen kann; das Halten der Flagge im Arme ist eine geringere. Die königliche Flagge, die ein königliches Schiff führt, streicht vor Niemand. In der Schlacht ist das Streichen der Flagge das Zeichen, daß sich das Schiff ergibt. — Das Flaggen Schiff, ein Schiff, auf welchem ein hoher Offizier befindlich ist, der seine Flagge wehen läßt.

Flamändische oder flämische Schule nennt man die Meister in der Malerei aus den spanischen Niederlanden, vornehmlich Brabant und Flandern. Sie haben sich besonders in der Oelmalerei hervorgethan, welche Joh. von Eyk, ein Niederländer, erfunden haben soll. Schönheit der Beleuchtung, Kenntniß des Hell- und dunkels, Vortrefflichkeit des Colorits zeichnen diese Schule aus. Sie schaute die Natur in ernsterer Bedeutung nach, als die holländische Schule (der andere Zweig der niederländischen) und nennt einen Rembrant, van Dyk u. a. große Künstler.

Flamen hieß bei den Römern ein Priester, dessen Dienst einer einzelnen Gottheit gewidmet war und der von ihr seinen Namen erhielt; z. B. Flamen Neptunialis, Pomonalis u. s. w.; auch von den unter die Götter versetzten Kaisern, z. B. Flamen Augusti. Die drei vornehmsten Flamines standen dem Dienste des Jupiter, Mars und Quirinus, d. h. Romulus vor, und hießen daher Flamen Dialis, Martialis und Quirinalis. Sie wurden allezeit aus den Patriciern gewählt, trugen ein langes weißes Gewand mit einem Purpursaum verbrämt, und einen spizigen mit einem Delzweig gezierten Hauptschmuck, apex genannt; auch durften sie sich der Sella curulis bedienen u. s. w.

Flämisch, bedeutet Flandrisch, aus Flandern betreuend u. s. w. Das Flämische Recht, ein besonderes Recht, welches vor Zeiten den Colonisten aus Flandern in Deutschland gelassen wurde, und hin und wieder noch gilt. In Gelbberechnungen gibt es Pfennig, Schilling und Pfund Flämisch. Siehe darüber Kellers Brechers Taschenbuch.

Flamme. Nicht alle entzündbare Körper brennen mit einer Flamme. Sie erscheint nur bei solchen, die entweder ihrer ganzen Substanz nach flüchtig, oder mit denen doch flüchtige Bestandtheile verbunden sind. Diese flüchtigen Theile steigen bei einem gewissen Grade von Hitze als Dämpfe in die Höhe, welche, indem sie in Brand gerathen, die Erscheinung der Flamme geben. Der Theil dieser Dämpfe, welcher sich dem Verbrennen entzieht, bildet den aufsteigenden Rauch, aus welchem, wenn er sich anlegt, Ruß entsteht. Die Temperatur bestimmt die zur Erzeugung der Flamme erforderliche Hitze auf 650 Grad Fahrenheit; die Flamme erlischt, sobald der Wärmegrad geringer wird. Nach der neuern französischen Chemie entsteht die Flamme aus dem Lichte und der Wärme, welche sich beim Verbrennen der Körper vorzüglich und beinahe allein aus dem Sauerstoffgas entwickeln.

Flamsteed (Johann), ein berühmter englischer Astronom, geboren 1644 zu Dörby, in der Grafschaft Derbyshire. Er zeigte schon frühzeitig eine entschiedne Neigung zu astronomischen Beobachtungen, und in seinem 25ten Jahre lieferte er astronomische Berechnungen für das bekannte periodische Werk, die philosophischen Transactions. Im Jahr 1668 gab er seine Diatribe de aequatione temporis etc. heraus. Er ging in der Folge nach London, wurde da mit Newton und Halley näher bekannt, und 1670 Mitglied der königlichen Societät. Carl II. ernannte ihn zum königlichen Astronom auf der von ihm errichteten Sternwarte (Flamsteedhause) zu Greenwich, mit 100 Pf. Sterling Gehalt. Hier setzte er vom J. 1671 an seine astronomischen Beobachtungen ununterbrochen fort bis an seinen Tod. Man wünschte die Resultate seiner vieljährigen Beobachtungen bekannt gemacht zu sehen, aber es lag in Flamsteeds Charakter, eben aus dem

Gründe weil man es wünschte, damit zurückzuhalten. Es war ein besondrer Befehl der Königin Anna nöthig, um ihn dazu zu bewegen, und so erschien denn sein Werk: *Historia coelestis Britannica*, Lond. 1712 in 2 Theilen, welches seine bisher angestellten Beobachtungen und sein berühmtes Verzeichniß von 3000 Sternen enthielt. Flamsteed selbst erklärte es für ein mangelhaftes Werk, und arbeitete unablässig an der Vervollkommnung desselben. Es kam aber erst nach seinem Tode 1725 zu London in 3 Theilen heraus. Die ersten beiden Theile enthalten seine Beobachtungen über die Sterne; im dritten Theile befinden sich eine Einleitung in die Geschichte der Astronomie, die sämtlichen vor seiner Zeit erschienenen Sternverzeichnisse, und sein eignes, vollständiger als alle vorhergehenden, unter dem Namen: der britische Catalog bekannt. Dieses Verzeichniß ist in den neuern Zeiten durch Herschel berichtigt und sehr vermehrt worden. Ein andres wichtiges und zur Kenntniß der Gestirne sehr brauchbares Werk Flamsteeds ist sein kostbarer Atlas coelestis, Lond. 1729. Fol. mit 25 großen Charten, auf welchen alle Constellationen in England vorgestellt sind. Eine neue, noch prächtigere Ausgabe dieses Werks erschien 1753 mit 28 Charten. Einen abgekürzten Nachdruck desselben, der aber vor dem Original manche Vorzüge besitzt, hat Fortin 1776 zu Paris besorgt. Flamsteed starb den 18ten Januar 1720. Er hinterließ den Ruhm eines gelehrten und gefälligen Mannes.

Flanke (*Flanque*) heißt alles, was auf der Seite ist. So ist z. B. die Flanke bei einem Regiment Soldaten die Seitenlinie, im Gegensatz der Fronte. Die Flanke eines Bollwerks heißt die Streichlinie. *Flanqueurs* sind herumstreifende Reiter, um den Feind theils zu beobachten, theils zu beunruhigen. *Flanquieren*, in der Kriegskunst, eine Festung mit Seitenwerken versehen, die Seiten decken; auch: von der Seite bestreichen, beschießen. *Flanquieren* und *umherflanquieren* heißt: umherstreifen, umherschweifen. In der Flanke angreifen, eine Operation, die fast bei jedem Gefecht oder in jeder Schlacht versucht wird, von der Seite angreifen.

Flasche (*leydener* oder *electrische*). Wenn man eine gläserne Flasche von außen und innen, bis auf einige Zoll unter dem obern Rande, mit Staniol überzieht, auf einen die Electricität leitenden Tisch stellt, und den Boden der Flasche mittelst eines Metalldrahts mit dem Conductor einer Electrisirmaschine in Verbindung setzt, alsdann die Maschine dreht, und mit der einen Hand den äußern Ueberzug der Flasche, mit der andern aber den Draht oder den Conductor, mit welchem der innere Ueberzug der Flasche noch in Verbindung steht, faßt, so zeigt sich ein mit Geprassel hervorbrechender Funke, der mit einer Erschütterung in dem Armgelenke begleitet ist. Einen ganz ähnlichen Erfolg nimmt man wahr, wenn man die Flasche nach dem Electrisiren (oder Laden) von der Maschine abnimmt und dann beide Ueberzüge zugleich berührt. In dem Zustande, wo die leydener Flasche den Funken mit Erschütterung gibt, heißt sie *geladen*, im entgegengesetzten Fall *entladen*. Wird sie überladen, so entlädt sie sich über dem unbelegten Raum von selbst, und nicht selten wird sie dadurch zerschmettert. Zu bemerken ist, daß die äußere Belegung der geladenen leydener Flasche allemal die entgegengesetzte Electricität der innern Belegung hat; sie hat negative, wenn jene positive hat, und umgekehrt. Isolirt man eine leydener Flasche und setzt ihre äußere Belegung mit der innern Belegung einer andern nicht isolirten



stattere der Minister und Gesandten zeichnet. Wir besitzen wenige Werke, die wichtiger in Ansehung des Stoffes und interessanter in Ansehung der Form wären. Nach Napoleons Sturze hat Herr von Blassan auch eine Geschichte der französischen Diplomatie vom Jahr 1791 an bis zum pariser Frieden in 6 Bänden angekündigt, die schon 1815 erscheinen sollte, aber bis jetzt (1817) noch nicht erschienen ist. Als Historiograph des Departements der auswärtigen Anlegenheiten begleitete er die französische Gesandtschaft 1814 zum wiener Congreß. dd.

Flau bedeutet im Niedersächsischen 1. lau, schaal; 2. ohnmächtig, kraftlos. Aus der niederländischen Schule haben die Maler das Wort beibehalten, und es ist selbst zu den Franzosen übergegangen: *flou* (sprich *flu*). Dennoch ist kein völlig bestimmter Begriff damit verknüpft, und es ist am besten, sich des Ausdrucks nicht zu bedienen, da er im Grunde doch kaum etwas anderes bezeichnen dürfte, als das Verblasene, *il sfumato*. (Es soll das sanfte oder matte Verschmelzen der Farben damit angedeutet werden.) dd.

Flaxman, ein noch lebender berühmter englischer Bildhauer bei uns durch seine (in Deutschland dreimal copirten, zuletzt von Schnorr, Leipzig bei Göschen 1804 u. 1807) Umrisse zu Homers Iliade und Odyssee, zum Hesiod zu Aeschylos und Dante (copirt im Verlage des Herausgebers dieses Vericon erschienen) besonders bekannt. Er besitzt vorzügliches Talent und Rühnheit in seinen Umrissen; die mehrsten seiner Entwürfe enthalten schöne Gedanken, aber wenige sind in Hinsicht auf Erfindung und Anordnung vollendete Kunstwerke. In England hat er sich außerdem den Namen eines der ersten Bildhauer erworben, der mehrere berühmte Denkmale, z. B. auf Lord Mansfield, Lord Howe, Abercrombie, die Büste Washingtons und die Statue Reynolds verfertigt hat.

Flechier (Esprit), ein ehrwürdiger Geistlicher, dem seine salbungsvollen und geistreichen Schriften eben so sehr die Achtung der Nachwelt erworben haben, als seine Herzensgüte und Wohlthätigkeit ihm die Liebe seiner Zeitgenossen gewann. Er war im Jahr 1632 zu Perne, einer kleinen Stadt in der Diöces Carpentras, geboren, wurde bei seinem Oheim, dem P. Hercule Audiffret, in dem Schooße der Wissenschaften und der Tugend erzogen, und trat in den Jesuiterorden, den er jedoch nach seines Oheims Tode wieder verließ, um in Paris als schöner Geist und Kanzelredner aufzutreten. Er erwarb sich in beiden Eigenschaften einen großen Ruf, und wurde von Ludwig XIV. mit reichlichen Wohlthaten überhäuft. Aufgemuntert durch diese Beifallsbezeugungen, strebte Flechier nach immer höherer Vollkommenheit, und lieferte in seinen Leichenreden auf Bossuet und Turenne zwei Meisterwerke, welche die Zuhörer hinrissen, und noch jetzt mit hohem Interesse gelesen werden. Der Hof belohnte seine Talente im Jahr 1685 mit dem Bisthum von Tavour, und im Jahr 1687 mit dem Bisthum von Montpellier, und Ludwig XIV. begleitete die Ernennung zu dem erstern mit den schmeichelhaften Worten: „Seyn Sie nicht verwundert, daß ich Ihr Verdienst so spät belohne; ich fürchtete, das Vergnügen beraubt zu werden, Sie zu hören.“ Außer seinen geistlichen Reden hat Flechier sich auch in seiner *Histoire de l'empereur Théodose le Grand* und der *Vie du Cardinal Ximenes* als einen schätzbaren und beredten historischen und biographischen Schriftsteller gezeigt. Er starb im Jahr 1710 zu Montpellier.

Flechten sind eine chronische Hautkrankheit, *impetigo*, und nach den Erscheinungen in drei Grade geschieden; im ersten Grad ist die Haut sehr wenig geröthet und wie mit Mehl bestreut, gewöhnlich

fühlt man einiges Zucken; hier heißen sie auch gemeinlich Schwinden; im zweiten Grade sind die rötheren Stellen mit einer gelben Borke bedeckt, unter welcher sich eine scharfe nach Aagenurin riechende Beschaffenheit absondert; im dritten ist eine freie schwärzende Stelle wahrzunehmen, die immer größer wird, ein fressendes Geschwür. Flechten nennt man auch ein kriechendes, wirrichtes Moos, welches gewöhnlich an Steinen, Bäumen, z. B. der Birke, vorkommt. Etwas anderes ist eine Korb- oder Wagensflechte. Auch wird der Name Flechte noch von einer weichen saftigen Ruthe und andern zum Verflechten tauglichen Sachen gebraucht, dann von großen geflechteten Körben.

Fleck, Joh. Febr. Ferd., einer der vorzüglichsten deutschen Schauspieler neuerer Zeit, war in Breslau den 12ten Jan. 1757 geboren. Von seinem Vater, einem dortigen Rathsherrn, zur Theologie bestimmt, besuchte er zu diesem Zweck im J. 1776 die Universität Halle. Sein innerer Beruf führte ihn aber bald zur Schauspielkunst. Er wendete sich zuerst an die Dresdner Hofschauspieler Gesellschaft, und betrat in Leipzig die Bühne, dann ging er zu Schöbbern nach Hamburg, und hierauf zu Döbbelin nach Berlin. Als hier nach Friedrichs II. Tode ein National-Theater errichtet wurde, gab man ihm den wichtigen Posten eines Regisseurs, und er behielt denselben bis zu seinem am 20sten Dec. 1801 erfolgtem Tode. In den Annalen der deutschen dramatischen Kunst wird sein Name unvergänglich bleiben. Die Natur hatte ihm zum Schauspieler reichlich ausgestattet. Eine herrliche schöne Gestalt, edle Haltung, ein sicheres kraftvolles Auftreten, ein glühendes Auge, verkündigten schon beim ersten Blick den großen Künstler. Nicht minder unterstützte ihn ein vortreffliches Organ bei seinen Darstellungen. Die von Wallenstein in der Schiller'schen Trias gehörten zu seinen gelungensten. Nur Gellert kann unter den jetzt (1817) lebenden deutschen Schauspielern Fleck an die Seite gesetzt werden.

Flecken werden in der Astronomie die dunkeln Stellen an der Sonne, am Monde und an den Planeten genannt. Die genaue Beobachtung dieser Flecken macht den Umschwung der Himmelskörper um ihre Achse bemerkbar. Am Monde zählt man 48 solcher Flecken, und haben die Astronomen einem Jeden einen Namen gegeben. Vgl. Sonnensflecken im 9ten Bande.

Fleisch, in der Malieren; s. Nactes.

Fleisch. Der thierische Körper besteht aus festen und flüssigen Theilen; die festen sind entweder harte feste Theile, z. B. Knochen, oder weiche feste Theile. Zu letztern gehört auch diejenige thierische Substanz, welche wir Fleisch nennen. Im engeren Sinne verstehen wir unter Fleisch nur die Muskeln des thierischen Körpers, die aus einem Gewebe faseriger Theile bestehen. Diese Fasern sind der feste Grundtheil des Fleisches und bestehen aus dem fadenartigen Theile des Bluts. Zwischen ihnen befinden sich aber noch andere Stoffe, nämlich eine eiweißartige Flüssigkeit, Gallert, fettes Oel, ein besonderer Extensivstoff und eine salzichte Materie. Entblößt man den Körper von seiner Haut, so nimmt man gewisse Abtheilungen im Fleische wahr, welche daher entstehen, daß ein Theil der Fleischfasern in dieser, ein anderer Theil in einer andern Richtung läuft. Jede solche Abtheilung besteht aus einem Bündel einzelner Fasern, und heißt Muskel.

Flemming (Paul), einer unserer trefflichsten vaterländischen Dichter des 17ten Jahrhunderts, wurde den 17ten Januar 1609 zu



Verlande zu retten. Noch ist es dunkel, was eigentlich den österreichischen Feldherrn zu diesem Rückzuge bestimmte; denn während seine beiden Flügel mehr oder weniger siegreich waren, hatte das Centrum fast noch gar nichts gethan. 1815 fiel in der Gegend von Fleurus zwischen den Preußen und Franzosen die Schlacht von Ligny vor. (S. 1. Art.)

Fleury (André Hercule de), Cardinal und Premierminister Ludwigs XV., war zu Lodeve in Languedoc den 22sten Juni 1653 geboren, und kam mit dem sechsten Jahre nach Paris. Er studirte die Schulwissenschaften in dem Jesuitencollegium und Philosophie in dem Collegium Harcourt; in einem wie in dem andern zeichnete er sich aus. Dem geistlichen Stande bestimmt, ward er Canonicus von Montpellier und Doctor der Sorbonne. Am Hofe gewann er bald durch eine einnehmende Gestalt und einen feinen Verstand allgemeine Gunst, und ward Almosenier der Königin und in der Folge des Königs. Im J. 1698 ertheilte ihm Ludwig XIV. das Bisthum Frejus, und ernannte ihn noch kurz vor seinem Tode zum Instructor Ludwigs XV. In der schwankenden Zeit der Regentschaft wußte er sich das Wohlwollen des Herzogs von Orleans zu erhalten, denn er suchte auf keine Weise sich geltend zu machen, foderte keine Gnadenbezeugungen und hielt sich von allen Intriguen fern. Der Herzog, der die Reigung des jungen Königs für seinen Lehrer bemerkte, trug ihm das Erzbisthum Rheims, eine der höchsten geistlichen Stellen in Frankreich an, aber Fleury schlug es aus, erster Duc und Pair von Frankreich zu werden, um sich nicht von seinem Zöglinge trennen zu müssen. Im Jahr 1726 ward er Cardinal, und bald darauf stellte ihn der junge König Ludwig XV. an die Spitze des Ministeriums. Die Last der Regierungsgeschäfte schreckte den bereits 73jährigen Greis nicht ab; und er leitete bis gegen sein neunzigstes Jahr die Angelegenheiten seines Vaterlandes mit vielem Glück. Den Krieg, den er (1733) wegen der polnischen Königswahl gegen Carl VI. und das deutsche Reich begann, endigte er rühmlich; er brachte in dem Frieden von 1736 Pothringen an Frankreich. Leider aber war die dadurch zurückgeführte Ruhe Europa's von keiner Dauer; ein neuer für Frankreich unglücklicher Krieg beunruhigte die letzten Jahre Fleury's, der, ohne den Ausgang desselben zu erleben, den 29sten Januar 1743 zu Issy bei Paris starb. Die Basis seiner Politik war die Erhaltung des Friedens. Während seines Ministeriums wurde Frankreich Vermittler zwischen dem Kaiser und Spanien; zwischen der Pforte, Oesterreich und Rußland, und beruhigte alle durch friedliche Mittel. Er war mehr als einmal bemüht, England mit Spanien auszuföhnen. Der Krieg von 1733 war kurz und der Friede ehrenvoll. Mit einem Worte, Fleury wog und leitete mit weiser Mäßigung die Angelegenheiten Europa's bis zum Jahr 1740. Der Krieg, der damals ausbrach, ist der einzige Flecken seines Ruhms. Die beiden Brüder Velle-Isle mißbrauchten sein hohes Alter und ihren Credit, um ihn zu überreden, daß er mit einer mäßigen Macht die Größe Oesterreichs zertrümmern könne; eine Hoffnung, welche Theresiens Heldemuth vernichtete. Als er an die Spitze des Staats trat, befand sich Frankreich in der bedenklichsten Lage. Die Finanzen waren zerrüthet, die Handlung verfallen, der Credit vernichtet, der Hof wenig geachtet, die Kirche in Verwirrung, das Sittenverderbniß allgemein, die Nation verarmt und entkräftet und von äußern Feinden bedroht. Fleury, minder stolz, als Richelieu, und minder ränkevoll, als Mazarin, heilte diese tiefen Wunden, und wenn er, in der falschen Bedeutung



ten sie sich bei ihren ersten Streifereien bedienten, erhalten haben, waren die kühnsten Abenteurer zur See, welche je die Geschichte irgend eines Volks aufgestellt hat. In geringer Anzahl, und nur mit geringen Mitteln, aber mit einer Kühnheit, die jeder Gefahr, und dem Tode selbst trogte, und alle Hindernisse besiegte, griffen sie nicht bloß einzelne Kauffahrer, sondern auch mehrere zugleich, ja selbst bewaffnete Schiffe, an. Ihr Hauptmanoeuvre bestand darin, daß sie das einbliche Schiff zu entern suchten, und das Schiff war ganz unfehlbar verloren, wenn ihnen der Versuch gelang. Sie machten vorzüglich auf die spanischen Schiffe Jagd, die, mit den Schätzen America's beladen, nach Europa segelten. Die Spanier waren durch die häufigen, Unfälle, welche sie von den Flibustiers erlitten hatten, so muthlos geworden, daß sie schon bei dem bloßen Anblicke derselben zitterten, und selten ernstlichen Widerstand leisteten. Einst wurde ein Schiff der Flibustiers von zwei spanischen Galeeren, deren jede 60 Kanonen und 1500 Mann am Bord hatte, überfallen. Es war den Flibustiers nicht möglich zu entfliehen, aber sie dachten auch eben so wenig daran, sich zu ergeben. Ihr Capitain Laurent hielt eine kurze, aber nachdrückliche Anrede an sie, ließ einen seiner Leute an die Pulverkammer treten, mit dem Befehle, auf das erste Zeichen, das er ihm geben würde, sogleich anzuzünden, und stellte nun sein Schiffsvolk auf beiden Seiten des Schiffes in Schlachtordnung. „Mitten durch die feindlichen Schiffe müssen wir segeln, ruft er seinen Leuten zu, und rechts und links auf sie schießen.“ Dieses Manoeuvre wurde, zum größten Erstaunen der Spanier, mit außerordentlicher Schnelligkeit vollführt. Das Feuer der Flibustiers hatte auf den beiden Schiffen so viel Leute getödtet, daß die Spanier einen weiteren Angriff nicht wagten. Der Commandant der Galeeren mußte mit seinem Kopfe für die Schande büßen, welche der spanischen Nation dadurch erwachsen war. Die häufig erlittenen Unfälle machten, daß die Spanier ihre Schifffahrt in Amerika sehr einschränkten, und sich selten auf dem Meere zeigten. Dies vermehrte nur die Kühnheit der Flibustiers, die nun Landungen an den Küsten unternahmen, die spanischen Städte plünderten, und nicht selten mit reicher Beute zurückkamen. Die Art, wie sie ihren Raub gewöhnlich theilten, war eben so sonderbar, wie ihr ganzes Leben. Jeder, der dem Zuge mitgemacht hatte, schwur mit aufgehobener Hand, daß er von der Beute nichts für sich behalten. Ein falscher Eid, der doch nur äußerst selten vorkam, wurde mit der Verbannung in eine unbewohnte Insel bestraft. Die, welche auf dem Zuge blieben waren, theilten zuerst ihren Antheil, der nach dem Verhältnisse der Blessuren bestimmt war. Das übrige wurde in eben so viel Antheile getheilt, als die Zahl der Mannschaft war; die Vertheilung selbst wurde durch das Loos entschieden. Der Anführer selbst erhielt nicht mehr als jeder andere; nur wenn er sich besonders ausgezeichnet hatte, theilte man ihm mehr zu. Auch die auf dem Zuge Verstorbenen wurden nicht vergessen, und der auf sie kommende Antheil ihren Verwandten oder Freunden, und in deren Ermangelung den Armen und den Kirchen vergeben. Denn bei allen ihren Excessen hatten diese rohen Menschen doch eine gewisse Religiosität, und sie fingen ihre wichtigsten Unternehmungen immer mit Gebet an. Die schnell erworbenen Reichthümer wurden im Spiel und Schwelgerei aller Art eben so schnell wieder verhypotheket; denn der Grundsatz dieser Abenteurer war, den Augenblick zu genießen, und nicht für die Zukunft zu sorgen. — Die Zahl der Flibustiers wurde nach und nach, durch Klima und Lebensart, sehr



Steuerrüber und Nothanker, aber keine Mästen. Fliegenbes Corps und Lager, ein nur mit leichtem Gepäc versehenes Corps oder Lager, das sich leicht hin und her bewegen kann; insbesondere ein kleines Heer leichter Truppen, das unter einem besondern Befehlshaber steht, und schnell nach dieser oder jener Gegend hin zu gewissen Unternehmungen abgesandt werden kann.

Fliesen, dünne viereckige entweder aus Stein gehauene oder aus Thon gebrännte Platten, die man gebraucht, um Wände, Camine und Fußboden zu bekleiden; sie sind gewöhnlich glazirt und werden in vorzüglicher Reinheit und trefflich ausgebrannt in Delft und in Gouda in den Niederlanden verfertigt. Schwedische Fliesen, dergleichen Platten aus einem groben Marmor, der in Gothland gebrochen wird.

Fließend ist dasjenige, was in sanfter, gleichmäßiger und ungeörter Aufeinanderfolge (Fluß) unser Vorstellungs- oder Gefühlsvermögen beschäftigt. Reizthigkeit, Sanftheit, Gleichmäßigkeit und Unmerklichkeit der Aufeinanderfolge ist der unterscheidende Charakter des Fließenden. Der Styl einer Rede, eines Gedichts ist fließend, wenn uns ein Gedanke so leicht zu dem andern leitet, daß wir den Uebergang nicht bemerken, wenn der Ausdruck desselben eine sanfte, wohlklingende Bewegung hat; auf gleiche Weise ist eine Tonreihe, eine Melodie, ein ganzes Tonstück fließend, wenn die Töne ohne merklich schnelle Veränderungen der Tonart und des Rhythmus auf eine leichte ungezwungene Weise aufeinander folgen. Ein Werk daher, das uns stark rühren soll, kann nicht fließend seyn, denn das Fließende bringt nur sanfte Bewegungen des Gemüths hervor, und ist dem Anmuthigen eigen.

Glinbers (Mathews), ein englischer Seemann, der sich in den neuesten Zeiten, durch seine Entdeckungen in Neuholland, einen rühmlichen Namen erworben hat. Er war zu Donington in der Grafschaft Lincolnshire geboren, ging zeitig zur See, und begleitete aus Begierde, Entdeckungen zu machen, als Freiwilliger den Capitain Hunter, der 1795 nach Port-Jackson segelte, um da den Oberbefehl über die Colonie in New-Südwallis zu übernehmen. Der Schiffschirurgus, George Bass, hatte gleichen Wunsch und gleichen Muth, und Glinbers vereinigte sich mit ihm, um seinen Plan auszuführen. Bei der Ankunft in der Colonie suchte man ihnen zwar ihr Vorhaben, als einen jugendlichen überspannten Einfall, auszureden, da dies aber nichts fruchtete, so erhielten die beiden Freunde, auf vieles Bitten, endlich ein kleines 8 Fuß langes Fahrzeug, nebst einem einzigen Schiffsjungen. Mit diesen geringen Mitteln untersuchten sie einen Theil von dem Laufe des Georgsflusses, und nahmen sowohl von demselben, als von verschiedenen bisher noch unbesuchten Punkten der Küste, Plane auf. Der glückliche Erfolg dieses Versuchs bewog den Gouverneur von New-Südwallis im J. 1798 dem Chirurgus Bass ein größeres Fahrzeug mit 6 Matrosen anzuvertrauen, um seine Entdeckungen fortzusetzen, und bald nachher erhielt Glinbers, zu gleichem Zweck, das Commando einer Corvette. Das Resultat ihrer beiderseitigen Untersuchungen war die Ueberzeugung von der Existenz einer Durchfahrt zwischen Van-Diemens-Land und Neuholland. Im September 1798 ging Glinbers abermals mit einer Corvette unter seinem Befehl, und mit seinem Freunde Bass, auf Entdeckungen aus; er untersuchte die Küsten von Van-Diemens-Land, und sammelte die Materialien zu einer Chartre von dem Canal, der zwischen dieser Insel und Neuholland ist, und



die Flinten oder Büchsen, nach Art der Feldstücke, mit Luntten aus ceier Hand abgebrannt, nachher erdachte man den Hahn, in welchen die Lunte eingeschraubt wurde, um sie mit einem Druck nach dem Lündloche zu leiten. Dies war das Luntenschloß. Dann schraubte man einen Feuerstein in den Hahn und brachte dabei ein stählernes Rad an, welches umlief und Feuer aus dem Riesel schlug. Dies ist das alte zu Nürnberg im J. 1517 erfundene deutsche Schloß, dergleichen man noch an den Doppelhaken sieht. Einige Nürnberger Meister und auch König Gustav Adolph brachten Verbesserungen daran an. So sicher auch dieses Schloß ist, so nimmt das jedesmalige Aufziehen desselben mit dem Schlüssel doch zu viel Zeit hinweg, als daß man nicht der französischen Erfindung des Schloßes mit der Kugel und der Pfanne, in dem man den Hahn mit dem Daumen zurückzieht und ihn gegen den Pfannendeckel abdrückt, wodurch dieser zurückgeschlagen wird und Feuer gibt, den Vorzug gegeben hätte. (Vgl. Feuerrohr.)

Flintenstein, s. Feuersteine.

Flintglas oder Rieselglas ist eine durch vorzügliche Reinheit und Helligkeit vor allen übrigen sich auszeichnende Glasart, welche in England (jetzt auch in Benedictbeuern in Bayern durch Reichenbach) verfertigt wird; sie verdankt diese Eigenschaft dem beigemischten Birkasche. Dollond hat sie zur Verfertigung seiner chromatischen Fernrohre angewandt, indem er dasselbe mit dem Crown-glas verband.

Flittergold; Flittersilber; Flittern. Producte der Fuggoldschläger, und werden solche vorzüglich in Nürnberg, in Berlin und Wien verfertigt, und zwar aus zwischen Leder dünn geschlagenem und cementirtem Messing. Es werden solche zu allerlei unechtem Puz angewandt. Von Flittern hat man auch welche von echtem Golde und Silber. Diese haben in der Mitte eine runde Oeffnung, vermittelst welcher sie mit Fäden auf den Puz oder in die Stickerei befestigt werden. Flittergold und Flittersilber wird in sogenannten Karren verhandelt. Bei dem ersten liegen 15 Tafeln, bei dem letzten 7 Tafeln zusammen. Flitterwochen nennt man die erste Zeit, welche Neuvermählte mit einander verleben.

Flögel (Carl Friedrich), dieser verdiente Literator wurde 1729 zu Jauer in Schlesiens geboren, erhielt auf der Schule seiner Vaterstadt und auf dem Gymnasium zu Breslau seine erste gelehrte Bildung, und widmete sich dann auf der Universität Halle der Theologie. Nach seiner Rückkunft von der Universität beschäftigte er sich zu Jauer einige Jahre hindurch mit dem Unterrichte junger Leute, wurde 1761 als Lehrer bei dem Gymnasium zu Breslau angestellt, bald darauf aber Prorector und 1773 Rector der Schule zu Jauer. Im J. 1774 erhielt er den Ruf als Professor der Philosophie an der Ritterakademie zu Liegnitz, welche Stelle er vierzehn Jahre hindurch bis zu seinem Tode (den 27ten Mai 1788) mit Ruhm und Nutzen bekleidet hat. Ihm verdankte mancher edle Mann seine frühere Bildung zum richtigen Denken, zu bessern Gesinnungen und zur Anleitung zu Geschmack und Kenntnissen. Seine Muse widmete er literarischen Forschungen, und seine Schriften beweisen seine ausgereitete Belesenheit und sein geläutertes Urtheil. Seine Schriften sind: Geschichte des menschlichen Verstandes, Breslau 1765. Die 3te vermehrte und verbesserte Auflage erschien 1776 und wurde 1788 in das Italienische übersetzt. Dieses Werk handelt von den Ursachen der Quellen des menschlichen Verstandes, größtentheils aus der Gen.

schichte mit vieler Belesenheit hergeleitet und angenehm vorgetragen. — Geschichte des gegenwärtigen Zustandes der schönen Literatur in Deutschland. Jauer 1771. — Geschichte der komischen Literatur, 4 Bde. Liegniz 1784 — 1787. Das erste Werk dieser Art, dergleichen noch keine andere Nation aufzuweisen hatte. Außer einer Abhandlung über das Komische und Bächerliche, und einer allgemeinen Geschichte der komischen Literatur, enthält es die Geschichte der Satyre und die Schilderung der vorzüglichsten ältern und neuern Satyriker, und zuletzt eine Geschichte der Komödie im weitläufigsten Sinne des Worts. Dieses Werk ist die Frucht vieler Untersuchungen, und enthält eine Menge interessanter Gegenstände. Eine weitere Ausführung einzelner Theile des Komischen enthalten: die Geschichte des Broteskomischen, (Poffenspiele bei christlichen Festen, komische Feste, komische Gesellschaften,) Liegniz 1788. Geschichte der Hofnarren, Ebn. 1789, welche den zweiten Theil des vorhergehenden Werkes ausmacht, und Geschichte des Buclesten, welche nach des Verfassers Tode (1794) herauskam.

Flor, Gaze, ist die feinste und dünnste aller Zeugarten von Seide, Kesselfarn und auch von Wolle. Man hat ihrer in unzähligen Sorten. Frankreich und Italien liefern die schönste Waare darin; Flor von Blumen, der Zustand wenn sie blühen, und die Zeit worin eine besondere Art blüht; auch nennt man in der Botanik Flor alle die Pflanzen, die aus einer Gegend herkommen und sich von da verbreiteten. In diesem Sinne nehmen die Botaniker für Europa mit Ausschluß der europäischen Türkei, fünf Flors an: die nordische, die helvetische, die österreichische, die pyrenäische und die apenninische.

Flora, die Göttin der Blumen und Blüthen, des Getraides und Weinstockes. Sie war die Gattin des Zephyrus (Westwindes), und wird als eine schöne weibliche Figur abgebildet, mit einem Blumenkranz auf dem Kopfe oder in der linken Hand; in der rechten hält sie gewöhnlich ein Horn des Ueberflusses. Ihr zu Ehren wurden in Rom die floralischen Schauspiele gehalten. In der Botanik heißt Flora ein Pflanzenverzeichnis.

Florence, ist eine Art von seidnem Taffent, der zur Kleidung der Frauen gebraucht, und aus Lyon und Avignon in großen Quantitäten zugeführt wird. Er hat seinen Namen von Florenz, wo er zuerst gemacht und ins Ausland verführt wurde. Es gibt doppelte, einfache und halbe oder sogenannte Mi-Florence.

Florentiner Arbeit ist eine Art musivischer Kunst, mittelst welcher man durch Zusammensetzung von Edelsteinen und Marmorstücken sowohl die Natur selbst als auch Gemälde in einem gewissen Grade nachahmt. Sie hat von Florenz den Namen, weil sich die Florentiner durch besonders gelungene Arbeiten in dieser Gattung auszeichnen. Uebrigens haben die Producte derselben alle Mängel mit den Mosaiikarbeiten gemein, und sind mehr Kunstleien als Werke von echtem Kunstwerth.

Florentiner Lack, eine bekannte Mahlerfarbe, welche ein Franciscaner zu Florenz er fand, als er die Linctur der Cochenille mit dem Sal tartari wider das Fleckstieber verfertigt hatte, und aus Verschen ein aufgelöstes Acidum hinzugieß. Es entstand ein Aufbrausen, aus dem sich ein hochrother Niederschlag bildete. Die Mahler fanden diese Farbe trefflich, worauf sich der Erfinder bemühte, sie in Menge und in größerer Vollkommenheit zu liefern.

Florenz (ital. Firenze), die Hauptstadt des Großherzogthums Toscana (s. Toscana und Etrurien), ist wegen ihrer vorzüglich schönen Lage in einer gut angebauten Landschaft, mit reizenden Hügel (colline) umgeben; so wie wegen der vielen Kunstschätze und andern Merkwürdigkeiten, die sie enthält, mit Recht berühmt, und nach Rom die vorzüglichste Stadt in Italien. Sie liegt auf beiden Seiten des Arna, über welchen 4 Brücken führen. Sie hat gegen 30,000 Einwohner in ungefähr 9000 Häusern. Die Straßen sind zum Theil schmal und enge, haben aber ein schönes, stets rein gehaltenes Pflaster von breiten Steinen. Unter den Gebäuden zeichnen sich vorzüglich aus: die Metropolitankirche, die achteckige Joanniskirche (il Batisterio) und die Lorenzkirche (Basilica di St. Lorenzo), in welcher sich die überaus prächtigen Grabmäler der Großherzöge aus der Familie Medici befinden; ferner: der alte Palast — die ehemalige Residenz der Großherzöge — und der Palast Pitti, die jetzige Residenz. Hinter dem letztern ist der schöne Garten Boboli. Unter den übrigen Sehenswürdigkeiten zeichnet sich die berühmte Galerie aus, deren vor einigen Jahren nach Paris geführten Kunstschätze wieder zurückgekommen sind. Florenz zeichnet sich durch verschiedene gelehrte und öffentliche wohlthätige Anstalten aus, so wie durch eine Menge von Fabriken und Manufacturen, besonders in Seide, und die Florentiner übertreffen alle übrigen Italiener an Kunstfleiß und an Thätigkeit. Die nächsten Umgebungen dieses gefeierten Florenz erhöhen noch seine Vorzüge. Die Schlösser Poggio imperiale und Pratolino, mit dem herrlichen Garten und darin die colossale Statue des Gottes Apennin, gehören zu den reizendsten Aufenthaltsorten.

Florett, Floretseide, Florettbänder u. s. w. Florett ist das rauhe Gespinnst, womit die Seidenwürmer ihre Arbeit anfangen, ehe sie ordentliche Fäden ziehen, und welches nicht mit abgehaspelt werden kann, sondern gesponnen werden muß. Die aus dieser Seide gewonnenen Bänder, Zeuge u. s. w. erhalten zugleich durch den Zusatz Florett die Bezeichnung ihrer Art und Gattung.

Florian (Jean-Pierre Claris de), ein durch zahlreiche Schriften voll Amuth und Geist allgemein bekannter Schriftsteller und Mitglied der französischen Akademie. Er wurde den 6ten März 1755 auf dem Schlosse Florian, unweit Sause in den Nieder-Sachsen, geboren, und dankt seiner Mutter Gillette der Salgue, einer gebornen Castilianerin, die lebhafteste Neigung, die er stets für die spanische Literatur hegte. Diese Geistesrichtung und eine damit verbundene Hinnelgung zur alten Chevalerie, die uns aus den romanischen Dichtungen der Spanier anspricht, lassen sich deutlich in seinen Werken erkennen. Aber zu Fernel vornehmlich sog er die Liebe zur Dichtkunst und zu den Wissenschaften ein und bildete seine Anlagen aus. Ein Onkel Florians hatte eine Nichte Voltaire's geheiratet; sein Vater ward von diesem berühmten Schriftsteller geliebt; er führte ihm seinen Sohn zu, und der Dichter der Henriade fand Vergnügen darin, die angeborenen Talente des Jünglings zu entwickeln, der bald sein Liebling wurde. Er verließ Fernel, um als Page in die Dienste des Herzogs von Penthièvre zu treten. Florian verlebte den größten Theil des Jahres mit dem Herzoge in Paris, wo d'Argental, ein Freund Voltaire's, der Gelehrte und Künstler um sich versammelte, ein Privattheater hatte erbauen lassen. Hier

trat Florian zuerst mit seinen theatralischen Arbeiten auf, in denen er die Rolle des Harlekin selbst übernahm. Florian setzte indes in seinen schriftstellerischen Beschäftigungen fort, und die Anzahl seiner Werke, so wie die bei der Akademie durch das Stück *Voltaire et le serf du Mont Jura*, ferner durch seine *Ettoae Bons et Ruchi*, gewonnenen Preise hatten seinen Namen bekannt gemacht. Weniger Beifall erhielt seine Ebschrift auf Ludwig XII. Im J. 1788 wurde er Mitglied der französischen Akademie. Beim Ausbruche der Revolution und nach dem Tode des Herzogs von Penthièvre hatte er sich aus dem Geräusche der Welt zurückgezogen, und da er allen denen unbekannt geworden, die es mit den Wissenschaften waren, durfte er hoffen, in ungestörtem Frieden das Glück einer freundlichen Ruhe zu genießen. Auf das Decret, das alle Adelige aus Paris verbannte, hatte er sich nach Seaux begeben. Hier ward er, während er sein Gedicht *Ephraim* zu vollenden beschäftigt war, auf Befehl des Sicherheitsausschusses arretirt und sein Leben schwebte lange in Gefahr. Der Sturm Robespierre's aber rettete ihn vom Schafot, und erlaubte einem seiner Freunde, für seine Befreiung zu arbeiten; leider war es aber schon zu spät; die erfahrenen Leiden und Kränkungen, vorzüglich aber die peinliche Ungewißheit, in der er lange das Schlimmste fürchten mußten, hatten seinen Geist niedergedrückt. Einige Tage nach seiner Befreiung aus dem Gefängnisse starb er am 13ten Sept. 1794 zu Seaux. Als Dichter hat er sich in mehr als einer Gattung mit Glück versucht. Im Allgemeinen sind Reichtigkeit, Anmuth und Wohlklang die hervorstechenden Eigenschaften aller seiner Werke; in den höhern Gattungen fehlt es ihm jedoch zuweilen an Lebendigkeit, Kraft und Colorit. Seine Werke erschüttern nicht, aber sie entzücken das Herz mit sanfter Gluth. Frei von Eifersucht, kannte er weder Haß noch Rache; er erfuhr Kritiken, wie jeder mit Beifall aufgenommene Schriftsteller, aber er erlaubte sich nie einen Ausfall gegen seine Richter. Alle seine Dichtungen wurden mit Begierde gelesen, denn er mahit, zwar nicht mit Energie, aber mit treffender Wahrheit die Sitten und Charaktere. Vor allen gelangen ihm Gemählde aus der Schäferwelt, wie z. B. in seinem beliebten Schäferroman *Estelle* in 6 Büchern, und Schilderungen der süßen Ruhe des Landlebens. Voltaire nannte ihn nur mit dem zärtlichen Namen Florianet, womit die Gattung, in welche Florian nach Geist und Charakter gehört, zugleich sehr treffend bezeichnet wird. Seine Hauptwerke sind: *Nouvelles*, *Numa Pompilius*, *les deux billets*, *Gonzalve de Cordove*, *Fables*, *Don Quichotte*, *Galathée* (beide freie Bearbeitungen des Cervantes), *Contes en vers*, u. v. a.

Florida, eine spanische Provinz in Nordamerika, zwischen den vereinigten Staaten, dem atlantischen Meere, dem mexicanischen Meerbusen und Louisiana, von 3100 N. M. Der Apalachicola (Fluß) theilt das Land in Ost- und Westflorida; in jenem ist die Hauptstadt St. Augustin, in dem letzten Pensacola. Andere Flüsse von Bedeutung darin sind: der Mississippi, Alabama, St. John, St. Mary. Der See Mayaco, die Bay von Pensacola, Apalache, vom heiligen Geist, die Carlos- und Chatain-Bay, das Vorgebirge Cap Cable verdienen erwähnt zu werden; auch im Innern gibt es Berge, die mit der apalachischen Gebirgskette (im Freistaat) zusammenhängen. Das Klima ist gewöhnlich heiß, aber größtentheils gesund. Das Land ist reich an Producten aller Art,

vorzüglich aus dem Thier- und Pflanzenreiche. Die Einwohner, etwa 10,000 an der Zahl, theilen sich in Eingeborne, die unter ihren eigenen Oberhäuptern stehen (Grecks-Indianer und Muscocalzen), und Europäer (Spanier, Franzosen, Engländer und Griechen); diese letztern wurden durch die Britten, um den Seidenbau zu cultiviren, aus dem Archipelagus dorthin versetzt. Im Frieden zu Fontainebleau (1762) trat Spanien Florida, das ihm nie sehr inträglich gewesen war, bis an den Mississippi, an England ab, für welches diese Besizung sehr wichtig war, weil es dadurch aus der unmittelbaren Berührung mit gefährlichen Nachbarn kam. Doch ward es im Frieden zu Versailles im Jahre 1763 genöthigt, sie wieder an Spanien zurückzugeben, nachdem von demselben ganz Westflorida schon zwei Jahre vorher, durch die Wegnahme der Hauptstadt Pensacola (am 9ten Mai 1781), erobert worden war. Seit jener Zeit ist Spanien im Besize verblieben, obgleich die Freistaaten Ansprüche auf Westflorida bis an den Fluß Vardibo machen wollen, weil dieser Theil ehemals zu Louisiana gehört habe. Und allerdings scheint Florida überhaupt schon seiner natürlichen Lage wegen mehr in das Interesse der nordamerikanischen Republik, als in das eines andern Staates zu gehören. I.

Florida-Blanca (Graf von), Spanischer Staatsminister unter Carl III., ein Mann von großen Talenten, der viel zum Besten Spaniens unternahm, aber auch viel getadelt worden ist, und einen großen Wechsel des Schicksals erfahren mußte. Sein eigentlicher Familienname war Monnino. Er wurde 1730 zu Murcia geboren, wo sein Vater Notarius war, der zwar nur geringe Mittel besaß, aber doch seinem Sohne eine sorgfältige Erziehung gab. Der junge Monnino zeigte frühzeitig viel Talente, die er auf der Universität zu Salamanca ausbildete, und arbeitete sich nachher durch großen Fleiß so empor, daß ihm der wichtige Posten eines spanischen Gesandten zu Rom unter Clemens XIV. anvertraut wurde, wo er sich großes Ansehn erwarb, in verschiedenen bedenklichen Fällen große Geschicklichkeit zeigte, besonders durch Bewirkung der Aufhebung des Jesuitenordens seinem Könige einen sehr angenehmen Dienst zu leisten Gelegenheit hatte, und zur Wahl Papst Pius VI. viel beitrug. Als König Carl III. sich genöthigt sah, seinen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Grimaldi, einen gebornen Genuesser, zu entlassen, und von ihm die Wahl eines Nachfolgers verlangte, schlug dieser den Monnino dazu vor. Monnino wurde hierauf zum Grafen von Florida-Blanca ernannt, und erhielt zu seiner Ministerstelle noch das Departement der Gnaden- und Justizsachen und die Oberaufsicht über die Posten, Heerstraßen und öffentlichen Magazine in Spanien. Er hatte einen viel umfassenden Geschäftskreis, und sein Ansehn war fast uneingeschränkt. Ehe er Minister wurde, waren Diligencen und ehrbare Poststraßen, einige wenige Landstraßen abgerechnet, in Spanien völlig unbekannt. Florida-Blanca dachte sogleich auf Verbesserung hierin. Auch auf die wichtigsten andern Zweige der allgemeinen Polizei richtete er seine Sorgfalt, besonders in der Hauptstadt, verschönerte diese, und zeigte sich allenthalben als einen thätigen Beförderer der Künste und Wissenschaften. Das gute Vernehmen zwischen dem spanischen und portugiesischen Hofe suchte er (1785) durch eine Doppelheirath zu befestigen, doch ist der Zweck, den er dabei hatte, einem spanischen Prinzen die Thronfolge in Portugal zu verschaffen, nicht erreicht worden. Die kriegerischen Unterneh-

mungen, zu welchen er seinen Monarchen bewog, der Angriff gegen Algier (1777) und die Belagerung von Gibraltar (1782), hatten aber einen nachtheiligen Ausgang. Kurz vor dem Tode Königs Carl III. im October 1788 verlangte er seine Entlassung, und legte dem König eine Apologie seines geführten Ministeriums vor, welche er diesem Monarchen selbst, in Gegenwart des Prinzen von Asturien (nachher Carl IV.), vorlas. Der König erklärte alles für Wahrheit, ertheilte aber die erbetene Entlassung nicht. Floris-Blanca hatte sich verschiedne Feinde zugezogen; er hatte alle seine Verwandten erhoben, nur seinen Vater ausgenommen, der fast verwohlet hatte etwas anzunehmen; die Großen des Reichs hatte er wenig geschont, und viele Mißbräuche der Selbstlichkeit, die er in Rom näher kennen gelernt hatte, wollte er abschaffen. Der französischen Revolution zeigte er sich, gleich beim Ausbruche desselben, durchaus abgeneigt. Alles dieses, und der Umstand, daß er den Gästling der jungen Königin (Gemahlin Karls IV.), den Herzog von Alcubia (nachmaligen Principe de la Paz) nicht achtete, trug zu seinem Sturz bei, der im Februar 1792 erfolgte, ohne daß er es im geringsten vorher geahndet hatte. Er wurde in die Citadelle zu Pampuna gebracht, nach einiger Zeit aber wieder freigelassen, und auf seine Güter bei Lorca verwiesen. Im Jahre 1808 erschien er noch einmal auf dem Schauplatz bei der Versammlung der Cortes, starb aber noch im nämlichen Jahre, am 20ten November, fast 30 Jahr alt.

Floris (Franz), ein berühmter niederländischer Mahler, dessen Familienname de Briendt war, geboren zu Antwerpen 1520, von seinen Zeitgenossen der niederländische Raphael genannt. Er studirte die Mahlerei zu Bütich bei Lombard. Der Schüler übertraf bald seinen Meister. Floris ging nach Antwerpen zurück und errichtete da eine Schule, hierauf nach Italien, und studirte in Rom die Antike, deren Studium bis dahin von seinen Landsleuten ganz vernachlässigt worden war. Die Meisterwerke Michel Angelo's trugen sehr viel bei, seinen Geschmack, besonders in der Zeichnung, zu bilden; doch erreichte er in der Anmuth und Reinheit der Formen die Meister der florentinischen und römischen Schule nicht, ob er gleich sich ihnen näherte. Als die Niederländer ihn ihren Raphael nannten, hatten sie nur noch wenige gute Mahler aufzuweisen; eine Vergleichung mit demselben war daher allerdings für Floris vortheilhaft. Seine Manier war groß, aber an seinem Colorit und den Umrissen seiner Figuren wird verschiedenes getadelt. Da er während dem Aufenthalte in Italien seinen Geist sehr ausgebildet hatte, wurde er nach der Rückkehr ins Vaterland von den angesehensten Personen gesucht. Er erwarb sich bald Reichthümer, verschwendete sie aber wieder durch Unmäßigkeit. Er rühmte sich, der stärkste Trinker seiner Zeit zu seyn, und machte, um diesen Ruhm zu behaupten, die unständigsten Wetten. Er mahlte mit außerordentlicher Eichtigkeit und, vom Weine befeuert, war er in der Ausführung bisweilen so kühn, daß er nachher selbst darüber erstaunte, wenn er seine Arbeit mit nüchternem Sinne betrachtete. Aber diese Unmäßigkeit stürzte ihn auch bald in das Grab. Als Carl V. seinen Einzug in Antwerpen hielt, mußte Floris die Triumphbogen mahlen, die dem Monarchen zu Ehren errichtete. In allen seinen Compositionen brachte er immer etwas von den Zeichnungen an, die er in Italien nach Antiken gemacht hatte, und bewirkte dadurch eine

glücklichen Effect. Die meisten seiner Werke, namentlich seine Triumpfbogen und die zwölf Arbeiten des Hercules, sind von geschickten Künstlern gestochen worden. Seine Gemählde finden sich in Flandern, Holland, Spanien und im Museum zu Paris. Er starb im J. 1570. Wenig Künstler haben so viel Schüler gehabt; er hatte deren 120. Unter ihnen waren seine beiden Söhne, von denen Franz Floris auch als Maler berühmt geworden ist.

Flöße, heißt sowohl die Anstalt an und auf einem Flusse, Holz auf demselben von einem Orte zum andern zu flößen oder fließen zu lassen, nebst dem Rechte dazu, als auch das Holz, welches so gefloßt wird, selbst. — Wenn nämlich das Holz in entfernten Waldungen gefällt worden, wird dasselbe für die entlegenen Gegenden, die dasselbe bedürfen, nach dem nächsten Strome gebracht (wo sich diese Möglichkeit vorfindet), und es so stromabwärts bis zu dem Punkte hingefloßt, wo man es haben wollte, oder wo es gesammelt wird, zu welchem Zwecke dort *Behre* angelegt sind. Insbesondere sind die Flöße auf dem Rhein, die in der Gegend von Andernach, Bingen und Coblenz aus großen Baumstämmen zusammengesetzt und den Rhein herunter nach Holland, vorzüglich nach Dortrecht gefloßt werden, merkwürdig. Der Werth dieser sehr kunstmäßig zusammengefüzten Flöße, zu deren Direction mehrere hundert Menschen sich für die Zeit der Fahrt, wie in einer Colonie, auf demselben ansiedeln und versorgt werden (zu welchem Ende alle Lebensbedürfnisse, sogar eine Anzahl Ochsen und anderes Vieh vom Ort der Abfahrt gleich mitgenommen werden), ist sehr bedeutend (kost 3 bis 400,000 Gulden) und für die Unternehmer sehr gewinnreich, wenn sie glücklich das Ziel ihrer Bestimmung erreichen. — *Scheitflöße* sind, wenn das Holz aus einzelnen Scheiten besteht, die bloß ins Wasser geworfen werden, herabfließen und an den *Behren* aufgefangen werden. Unter *Holzflöße* im vierten Bande ist noch einiges hieher gehörige bemerkt, das zu vergleichen.

Flöte (*Flauto*), Blasinstrument von Holz, Horn oder Elfenbein; im J. 1806 verfertigte ein französischer Künstler *Sarriston* auch eine Flöte von Crystall. Es gibt deren verschiedene Arten: 1. *Flauto beco* (*Flüte douce*, *Ploch*, *Plochflöte*) ist veraltet; war mit einem Kern versehen, hatte sieben Tonlöcher für die Finger, ein Tonloch für den Daumen, und wurde wie die *Hoboe* gehalten. Der Tonumfang erstreckte sich von dem eingestrichenen *f* bis zum dreigestrichenen *g*. 2. Die jetzt gewöhnliche und seit *Friedrich dem Großen*, dessen Lieblingsinstrument sie war, sehr beliebte *Querflöte*, *Flauto traverso*, aus dem Kopfstück, zwei Mittelstücken und dem Fuße bestehend. Das Kopfstück enthält Mundloch und Pfropfschraube, mittelst deren ein in der Höhlung des Instruments über dem Mundloch befindlicher Pfropf von Kork höher oder tiefer geschraubt werden kann, um bei dem Gebrauche verschiedener Mittelstücke die eine Stimmung der Octaven zu erhalten. Das obere Mittelstück hat drei Tonlöcher für die Finger der linken, das untere drei für die Finger der rechten Hand, und an dem Fuße befinden sich zwei Klappen für die Töne *es* und *dis*. *Tromlig* in Leipzig bereicherte die Flöte mit mehreren Klappen, um der Reinheit oder Stumpfheit einiger Töne und dem Triller auf verschiedenen Tönen zu Hülfe zu kommen. Der Umfang der Flöte erstreckt sich von dem eingestrichenen *d* bis zum dreigestrichenen *b*. Im Solo thut sie treffliche Wirkung; ganze Concerte aber sollte man nicht für sie schreiben und auf ihr spielen, da ihr Spiel auf die Länge ermüdet und nicht genug



nahl stärke, welches er alle Monate genoß. Zu ihm, dem erfahren, helfenden Mann, wallfahrte von nahen und fernen Orten, der Rath oder Trost bedurfte, und fand bei ihm Befriedigung. Bald wurde er selbst der Retter des ganzen Vaterlandes. Unter den acht Cantons, welche damals noch die Eidgenossenschaft ausmachten, war Eifersucht und Mißtrauen entstanden. Man argwohnte, daß die Reute vor kurzem bei Nancy erschlagenen Burgunder nicht gleich getheilt worden; die größern aristokratischen Städte hielten zusammen, und wollten Freiburg und Solothurn in ihren Bund aufnehmen, welchem Vorschlag die kleinern demokratischen Cantons sich widersetzen. Auf einer (1481) zu Stanz (dem Hauptorte des Cantons Unterwalden) zur Berathung über diese Angelegenheiten gehaltenen Tagung erloste sich der Parteigeist in so hohem Grade, daß eine Trennung des Bundes und mit ihm der baldige Verlust der Freiheit der Schweizer für unvermeidlich gehalten wurde. Da erschien plötzlich, durch einen Freund dazu aufgefordert, Bruder Claus in der Versammlung der Abgeordneten. Das große Ansehen des Mannes, seine imponirende Gestalt, in der man einen Boten des Himmels zu erblicken glaubte, seine herzliche, aber kräftige Rede, in welcher er die Gefahren der bevorstehenden Trennung schilderte, und zur Einigkeit ermahnte, ergriff die Versammlung so sehr, daß augenblicklich ein in der Schweizer-Geschichte berühmtes Grundgesetz — das Verkömmniß von Stanz — (d. 22sten December 1481) beschlossen und abgefaßt wurde; alle bisherigen Streitigkeiten wurden beigelegt, Freiburg und Solothurn in den Bund aufgenommen, und die Freiheit der Schweizer war nun aufs neue gerettet. Unter den Segnungen seiner Mitbürger kehrte Bruder Claus, nach vollbrachtem Werk, in seine Einsamkeit zurück, wo er fortfuhr, Tugend und Weisheit zu lehren, bis er den 22sten May 1487, siebzig Jahre alt, starb. Ganz Unterwalden begleitete seine Leiche zur Grabstätte, alle Eidgenossen betrauerten ihn; fremde Fürsten ehrten noch nach dem Tode sein Andenken; Papst Clemens X. versetzte ihn 1671 unter die Zahl der Heiligen.

Flügel 1. in der Baukunst: a) die an den beiden Enden des Hauptgebäudes angebauten Nebengebäude, auch wohl, wenn das Gebäude selbst lang ist und nur eine Hauptmasse bildet, die beiden Seiten desselben, die rechts und links von seiner Mitte abstehn; im Festungsbau die langen Seiten eines Horn- und Kronenwerks, welche von dem Haupt- oder Außenwerke bestrichen werden. b) Die beweglichen Theile einer Thüre oder eines Fensters, womit diese Oeffnungen geschlossen werden. 2. In der Musik, ein Tastinstrument in Gestalt des Flügels eines Vogels, dessen metallene Saiten von Federkielen, welche an den Tangenten befestigt sind, gerissen werden. Ehedem war das Clavecin das einzige Clavierinstrument in dieser Form, und wurde deshalb gemeinlich Flügel genannt; seit Erfindung des Pianoforte versteht man gewöhnlich ein Pianoforte in Flügelform darunter, und jenes ist wenig mehr gebraucht. 3. In der Kriegskunst, sind Flügel die beiden äußersten Enden oder Seiten eines Bataillons, Regiments oder auch ganzen Heers. Die Bestimmungen rechts und links sind von dem Gesichtspunkte der aufgestellten Masse aus zu verstehen.

Flurbuch, eine unter obrigkeitlicher Aufsicht verfaßte Beschreibung aller in einer Flur gelegenen Acker, Wiesen, Holzungen u. s. w. nach ihren genau bestimmten Gränzen.

Fluß ober Strom. Der Sprachgebrauch macht eigentlich keinen Unterschied zwischen beiden Benennungen, doch scheint es, daß man diejenigen Flüsse vorzugsweise Ströme nennt, welche sich bei ansehnlicher Größe unmittelbar ins Meer ergießen. Fast alle Flüsse entspringen auf Gebirgen aus Quellen, einige wenige, wie der Mississippi, der Don u. a., entstehen aus Seen. Die Natur des Wassers bringt es mit sich, daß die Flüsse in ihrem Laufe dem Abhange der Erdoberfläche folgen. Die meisten laufen nach Osten und Westen, nur wenige nach Norden und Süden. Merkwürdig ist es, daß sich die Geschwindigkeit der Flüsse nicht nach dem stärkern Abhange der Fläche richtet. So fließt die Donau viel schneller als der Rhein, obgleich das Bett des letztern bei weitem abhängiger ist. Die Donau, der Tiger und der Indus sind unter den bekannten die schnellsten Flüsse. Da in der Regel die Strömung eines Flusses in der Mitte am stärksten ist, so steht auch hier sein Wasser beträchtlich höher, als nach den Ufern zu; an der Mündung hingegen ist der Fluß in der Mitte niedriger oder hohl, weil das Meerwasser, mit dem er sich hier vermischt, an beiden Seiten am stärksten aufsteigt. Die Menge des Wassers, welches die Flüsse dem Meere zuführen, ist ungeheuer. Man hat z. B. berechnet, daß die Wolga in einer Stunde über 1000 Millionen Kubikfuß Wasser ins caspische Meer ergießt. — **Flußgötter**, die Schuttgötter der Flüsse oder die personificirten Flüsse selbst. Sie werden als Söhne des Oceanus, ein Ruder oder Füllhorn in der Hand, mit Schilf gekrönt und neben einer Urne, aus welcher der Strom fließt, liegend abgebildet.

Fluß, in der Mineralogie eine salzige Beimischung, durch welche die Schmelzung der Erze befördert wird (Salpeter, Borax, Weinstein, Augensalz u. s. w.), auch **Zuschlag** genannt, dann auch die Schmelzung selbst; **Glasfluß**, ist eine sehr harte Glasmasse, die zur Nachahmung der Edelsteine auf mancherlei Weise gefärbt und geschliffen wird. Es werden die unechten oder böhmischen Steine daraus gemacht.

Flußgalle, eine wässerige Geschwulst über dem Knie der Hinterfüße der Pferde. **Flußspath**, ein undurchsichtiger, weicher, blättriger Spath, welcher im Feuer nicht allein fließt, dagegen aber mit strengflüssigen Metallen, und daher zum Schmelzen der Metalle gebraucht wird.

Flußgebiet nennt man alle Quellen, Bäche, Flüsse, die ihre Gewässer durch eine Mündung ins Meer ausströmen, welches bei großen Hauptflüssen oft mehrere tausend Quadratmeilen beträgt. Zuweilen liegen die Quellen verschiedener Flußgebiete nahe bei einander, wie auf dem Fichtelberge die Quellen des Mains, der Rabe und der Saale, wovon die erste zum Rheingebiete, die zweite zum Donaugebiete, die letzte zum Elbgebiete gehören.

Flüssigkeit, **Fluidität**, ist der zwischen dem Zustande der Festigkeit und Luftartigkeit in der Mitte liegende Aggregatzustand eines Körpers, worin seine Theile zwar noch als ein einziger ununterbrochen zusammenhängender Körper erscheinen, sich aber leicht trennen und wieder vereinigen lassen. An allen flüssigen Körpern bemerken wir, daß sich ihre Theile fast ohne merklichen Widerstand trennen lassen, daß sie die Gestalt des Gefäßes annehmen, worin sie sich befinden, daß die Structur ihrer Theile nicht durch die Sinne wahrzunehmen ist, daß sie sich in Tropfen an einander hängen, und daß sie im Stande der völligen Ruhe eine ebne und wagrechte Oberfläche annehmen. Auch

den Körper selbst, der unter dieser Form erscheint, nennt man Flüssigkeit, oder richtiger Fluidum.

Flüte, die, das Flútschiff, ein großes und breites Pastschiff, welches im Verhältniß zu seiner Größe sehr kurze Masten führt und nur langsam segeln kann. Sie tragen bis zu 900 Lasten, und man bedient sich ihrer meist nur zum Wallfischfange.

Fluth, s. Ebbe.

Fluthen, Noachische Fluth. Fluthen oder größere Wasserausgießungen, zum Theil von sehr weiter Ausdehnung und bedeutendem Einflusse auf die Bildung der Erdoberfläche, kennt die Erdgeschichte mehrere aus älterer und neuerer Zeit. So überschwemmten im Jahr 1421 die Meeresfluthen das ganze Land zwischen Brabant und Holland, und im J. 1727 den Theil der Niederlande, der jetzt den Meerbusen Dollart bildet. Häufiger mußten solche Ueberschwemmungen in dem Jugendalter der Erde eintreten, als die Elemente noch im Streite lagen und die Ströme in flacheren Betten gingen. Daher die Sagen von vieler alten Völker von großen Ueberschwemmungen. Am merkwürdigsten ist die hebräische Sage von der Noachischen oder Sündfluth, mit der die von Berosus aufbewahrte babylonische Sage auffallend übereinstimmt. Aber auch die Griechen erzählten von ihrer Dgigischen und Deukalionischen Fluth, die Sinesen noch jetzt von der unter Yao erlittenen, und bei den Japanesen, Chilesen und mehreren nordamerikanischen Stämmen findet man Spuren ähnlicher Ueberlieferungen. Man hat hieraus einen Schluß auf die allgemeine Verbreitung der Noachischen Fluth machen wollen; aber mit Unrecht, da sich mehrere der übrigen, z. B. die griechische und sinesische, auf keine Weise chronologisch mit ihr vereinigen lassen, und da weder das Wort der Sage (die Sage nennt den kleinen ihr bekannten Raum wohl auch Welt), noch auch die mannichfaltigen Spuren von Wasserverwüstung auf der Erde (wie die über die ganze Erde zerstreuten Versteinerungen von Schalthieren und andern Seeproducten, die Mammuthsknochen, die in Canada am Ufer des Salzflusses unter der Erde gefundenen aufrechtstehenden Gerippe &c.) dafür sprechen, indem die letztern wohl eher theils der vor Beginn des Menschengeschlechts über der Erde gelegenen Wassermasse, theils spätern bloß theilweisen Ueberschwemmungen zugeschrieben werden müssen. Nach der hebräischen Sage (1 Mos. 6, 7.) enttrann Noach allein mit seiner Familie der Fluth, nach der babylonischen Xisuthrus, nach der spätern griechischen Deukalion. Uebrigens bildet die Noachische Fluth eine Epoche in der Erdgeschichte. Sie fällt nach der gewöhnlichen Berechnung ins Jahr der Welt 1656, und mit ihr endigte die vorsündfluthige (antediluvianische) Zeit. Vergl. Eichhorn über Moses Nachrichten von der noach. Fluth, im Repert. für bibl. und morgenl. Liter. Th. 5. Abth. — De l'âc Gesch. der Erde. — Die Sündfluth mit forschendem Auge betrachtet u. s. w. von Sack.

Flynz, Flynz, ein Göze der alten Deutschen, welcher nach einigen den Tod, nach Andern die Zeit vorstellte, und bald als ein Greis, der in der rechten Hand eine Fackel oder einen brennenden Stab hält und auf der Schulter einen stehenden Löwen trägt, bald als ein menschliches Gerippe in ein leichtes Gewand gehüllt, mit den nämlichen Attributen, bald als ein gekrönter kurzer blicker Mann, der auf einem Throne sitzt und eine Fackel hält, auch mit kurzen Füßen, welche anformliche Klauen haben, abgebildet wird.

Fo, Foe, Fohi, ist der Name des in China göttlich verehrten Stifters und Urhebers einer fremden Religion, welche im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung daselbst eingeführt wurde, und schnell sich verbreitete. Die Veranlassung zur Einführung dieser Religion wird auf folgende Weise erzählt. Der Kaiser Ming-ti der Fünfzente aus der Dynastie Han, erinnerte sich, durch einen Traum dazu veranlaßt, des Ausspruchs des Confucius: Im Abend findet man den wahren Heiligen; und sandte daher zwei Große des Reichs, den Tsay und Tsan-king nach jenen Gegenden, mit dem Befehle, nicht eher zurückzukehren, als bis sie den Heiligen gefunden und sein Gesetz gelernt hätten. Sie brachten aus Indien die Lehre des Fo mit. Die Bekenner dieser Religion geben von ihrem Stifter folgende Umstände an. Fo war um das Jahr 1027 vor der christlichen Zeitrechnung in Kaschmir geboren worden. Sein Vater, mit Namen In-fan-wang, war König dieses Landes, seine Mutter hieß Mone. Sie gebar ihn durch die rechte Seite des Leibes und starb bald nach der Geburt. Bei derselben sollen die Sterne verfinstert und neun Drachen vom Himmel gestiegen seyn. Beim Anfange der Schwangerschaft träumte seiner Mutter, sie habe einen weißen Elephanten verschluckt, wober sich die große Verehrung dieser Thiere in Indien schreiben soll. Nach andern Berichten soll die Mutter des Fo von der Erscheinung eines Lichtes empfangen haben. Im Augenblick, als er auf die Welt gekommen war, stand er sogleich aufrecht auf den Füßen, dann that er sieben Schritte vorwärts, zeigte mit der einen Hand gen Himmel und mit der andern auf die Erde, und sprach mit deutlichen Worten also: „Es ist niemand außer mir, weder im Himmel noch auf Erden, der Anbetung würdig.“ Damals hieß er Sch e : k i a oder Sch a k a. Als er siebzehn Jahre alt war, heirathete er drei Weiber und zeugte einen Sohn; aber in seinem neunzehnten Jahre verließ er die Seinigen, und zog mit vier Weisen in die Wüste. In seinem dreißigsten Jahre wurde er plötzlich von der Gottheit erfüllt, und zu einem Fo oder göttlichen Wesen gemacht. Durch große und außerordentliche Wunder bestätigte er seine Lehre; eine unglaubliche Anzahl von Schülern versammelte sich um ihn und verbreitete sein Gesetz durch den Orient. Sie und die Priester dieser Religion heißen in China Seng, in der Tartarei Lamas, in Siam Talapoinen und bei den Europäern Bonzen. Als der große Fo im neunundsiebzigsten Jahre seines Lebens sein Ende nahe fühlte, erklärte er seinen Schülern, „daß er bisher nur in räthselhaften und bildlichen Redensarten zu ihnen gesprochen habe, daß er ihnen aber jetzt, da er von ihnen scheide, das Geheimniß seiner Lehre offenbaren wolle.“ „Wisset,“ fuhr er fort, „daß kein anderes Grundwesen aller Dinge ist, als das Leere und das Nichts, daß daraus alle Dinge hervorgebracht werden, dahin wieder zurückkehren und darin alle unsre Hoffnungen sich endigen.“ Dieser letzte Ausspruch des Fo theilte seine Schüler in drei Secten. Einige stifteten demselben gemäß eine eigne atheistische Secte, die meisten blieben den frühern Lehren treu; noch andre endlich unterschieden eine öffentliche und geheime Lehre und bemühten sich, beide in Harmonie zu bringen. Diese öffentliche Lehre des Fo enthält die Moral. Sie unterscheidet das Gute und Böse; wer Gutes im Leben gethan hat, wird nach dem Tode belohnt, wer aber Böses gethan hat, wird bestraft; für beiderlei Seelen, heißt es, wären gewisse Plätze und darin jeder nach ihren Verdiensten eine Stelle bestimmt; der Gott Fo sey geboren, die Menschen zu retten, und die vom Wege der G.

igkeit Verirrten dahin zurückzuführen; er habe ihre Sünden abge-
 rüst und ihnen eine selige Wiedergeburt in der andern Welt erworben.
 Nur diese fünf Gebote habe er ihnen gegeben: kein lebendiges Geschöpf
 zu tödten; kein fremdes Gut an sich zu bringen; Unreinigkeit und Un-
 euschheit zu vermeiden; nicht zu lügen, und keinen Wein zu trinken.
 Insbesondere dringen sie auf die Ausübung gewisser Werke der Barm-
 herzigkeit; empfehlen die Freigebigkeit gegen sie, die Priester. Man
 soll ihnen Klöster und Tempel bauen, damit sie durch ihre Gebete und
 Bußübungen Andre von der Strafe der Sünden befreien, der sie au-
 ßerdem unterworfen sind. Sie erklären, daß, wer ihre Gebote ver-
 bräume, nach dem Tode die grausamsten Martern zu erwarten habe,
 und daß seine Seele in einer langen Wanderschaft selbst in die Körper
 der geringsten und unreinsten Thiere fahren werde. Die Hauptgründe
 der geheimen Lehre, in welche nur wenige eingeweiht sind, bestes-
 sen in folgenden. Der Grund und Zweck aller Dinge ist der leere
 Raum und das Nichts. Aus Nichts entstanden die Stammältern des
 Menschengeschlechts, und in dieses Nichts sind sie zurückgekehrt. Der
 erste Raum ist dasjenige, was unser Wesen und Substanz ausmacht.
 Aus dem Nichts und aus der Vermischung der Elemente ist alles Vor-
 handene entstanden, und alles muß dahin zurückkehren. Alle Wesen,
 belebte und unbelebte, sind nur in Gestalt und Eigenschaften verschie-
 den; sie machen sämmtlich nur ein Ganzes aus, und sind von ih-
 rem Grundwesen nicht unterschieden. Dieses Grundwesen ist von wun-
 derbarer Natur. Es ist eine reine, von aller Veränderung freie Sub-
 stanz, höchst zart und einfach, und um seiner Einfachheit willen die
 Vollkommenheit aller andern Wesen. Es ist höchst vollkommen und
 dabei in einer beständigen Ruhe, ohne Tugend, Macht, noch Verstand
 zu haben; ja was noch mehr ist, sein Wesen besteht eben darin, daß
 es ohne Verstand, ohne Wirksamkeit und ohne Verlangen oder Begier-
 de ist. Wer glücklich leben will, muß unaufhörlich seine Gedanken
 und Ueberlegung anstrengen, sich selbst besiegen und jenem Grundwesen
 gleich werden. Zu dem Ende muß man sich gewöhnen, nichts zu thun,
 nichts zu wünschen, nichts zu empfinden und nichts zu denken. Weder
 um Tugend noch um Laster, weder um Belohnung noch um Strafe,
 weder um eine Vorsehung noch um eine Unsterblichkeit der Seele hat
 man sich zu kümmern. Heilig ist derjenige, der aufhört zu sehn, um
 sich mit dem Nichts zu vermischen. Je ähnlicher einem Stein, desto
 vollkommener ist man. Die Tugend und Glückseligkeit besteht in einer
 gänzlichen Unempfindlichkeit und Unthätigkeit, in der Ausrottung aller
 Begierden, in der Aufhebung der Bewegungen des Leibes, in der Ver-
 richtung aller Kräfte der Seele, und in einer gänzlichen Ruhe der
 Gedanken. Wer diesen glücklichen Zustand erreicht hat, darf keinen
 Wechsel, keine Wanderung und überhaupt nichts mehr fürchten; er ist
 eigentlich selbst nichts, oder wenn er etwas ist, so ist er glücklich, so
 ist er dem Gotte Fo vollkommen gleich. Die öffentliche Lehre des Fo,
 welche Volksreligion wurde, heißt in Indien die brahmanische.
 Sie ist durch Hindostan, Tibet und die Tartarei verbreitet, jedoch mit
 manchen Modificationen. Die übrigen Anhänger des Fo folgten der
 Lehre vom Nichts und dem Leeren. Doch vereinigten sich alle in den
 Lehren von der Seelenwanderung. Wenn, nach denselben, eine Seele
 um ersten Mal auf Erden erscheint und den Körper eines Menschen
 belebt, so bewohnt sie den Körper eines Brahmanen. Nach seinem
 Tode wandert sie, nach Maßgabe seiner guten oder bösen Handlungen,
 in Menschen oder Thiere, bis sie in die Classe der Samander tritt,

und zuletzt in dem Felde eines vollkommenen Samanders erscheint. Ein solcher hat nicht mehr Fehler auszusöhnen; sie sind in den vorherigen Wanderungen schon abgewaschen; er braucht nicht mehr die Götter zu verehren, die nur Diener des höchsten Gottes der Welt sind. Frei von Leidenschaften und keiner Unreinigkeit mehr fähig, stirbt er nur, um wieder in die einzige Gottheit zurückzukehren, von der seine Seele ein Ausfluß ist. Dieses höchste Wesen, der Urstoff aller Dinge, ist von Ewigkeit her, unsichtbar, unbegreiflich, allmächtig, gütig, gerecht, barmherzig und hat seinen Ursprung von sich selbst. Es kann durch keine Abbildung dargestellt werden; man kann es nicht anbeten, weil es über alle Anbetung erhaben ist; aber seine Eigenschaften kann man abbilden, und diese verehren und anbeten. Hier fängt der Bilderdienst der indischen Völker an. Der Samander aber, in beständiger Betrachtung und Nachdenken über diesen großen Gott verloren, sucht nur sich selbst zu vernichten, um wieder in den Schooß der Gottheit zurückzukehren und sich in ihr zu verlieren, die alle Dinge aus dem Nichts gezogen hat und selbst nichts Materielles ist. Als dieser reine Geist die Materie erschaffen wollte, nahm er selbst eine materielle Form an und sonderte die in ihm vereinigten männlichen und weiblichen Kräfte. Durch die Wiedervereinigung derselben wurde die Schöpfung des Weltalls möglich. Der Lingam ist das Symbol dieser ersten Handlung der Gottheit. Durch sie wurden Brahma, Wischnu und Szwara hervorgebracht, welche nicht sowohl Götter als Eigenschaften oder Attribute der Gottheit sind.

Focus, s. Brennpunkt.

Föderativsystem, Staatenbund, und Föderativstaat, Bundesstaat, sind verschiedene, bisher nicht scharf genug bestimmte Begriffe. Bei jenem ist der Bund das Mittel, durch welches sich mehrere Staaten frei und auf immer rechtlich vereinigen, so daß sie in Ansehung des Bundeszwecks, einzeln genommen, aufhören, selbstständig zu seyn. Bei diesem ist der Staat, d. i. die Sicherheit aller Glieder des Vereins unter einer höchsten Gewalt, der Zweck, für welchen der Staatsverein errichtet ist. Hierin liegt es, warum jenes System seiner Natur nach die Freiheit oft unterdrücken muß, indem, was an sich nur Mittel seyn soll, von einigen zum Zweck erhoben wird: diese Staatsform hingegen die Freiheit Aller im Ganzen sichert. In dem Föderativsystem nämlich ist es dem mächtigeren Mitgliede, darum, weil es volle Selbstständigkeit besitzt, unangenehm, in die Kategorie eines Mittels für Andre zu treten. Der Schwächere hingegen wird für sehr oft in diesem Falle sehn; hieraus entsteht nothwendig eine Ungleichheit, jede Ungleichheit aber ist der politischen Freiheit nachtheilig. Ein politischer Bund, der für immer geschlossen wird, setzt mehrere unabhängige moralische Personen voraus, welche in Hinsicht gewisser Rechte, die mit ihrer Selbstständigkeit wesentlich zusammenhängen, einen besondern höchsten Willen als Staatsgewalt über sich setzen, entweder ihre Gesamtheit oder Einen unter sich; sonach liegt im Begriffe des Föderativsystems wie des Föderativstaats eine Beschränkung der jedem Theile zukommenden vollen Unabhängigkeit und selbstständigen Regierungsgewalt. Doch ist es in dem Föderativsystem erst der Fall, daß alle Staaten, einer mehr, der andre weniger, Einem aus ihrer Mitte — entweder ausdrücklich, oder stillschweigend — sich unterwerfen; in dem Föderativstaate hingegen gebietet jeder Theil, Einer wie der Andre, Allen als Einheit gedacht. Hier also gehorcht jeder sich selbst; dort folgt der Schwächere dem Zuge nach

dem Mittelpunkte der Macht; hier hat die Gesamtheit, dort hat gewöhnlich der Mächtigste die höchste Bundesgewalt; zwar der Form nach, unter einschränkenden Bedingungen, die aber so wenig Festigkeit haben, als sie dem Einflusse der Machtüberlegenheit steuern können. — Eine solche föderative Beschränkung kann einem Staate nur dann nothwendig und nützlich seyn, wenn er seine innere Unabhängigkeit, d. h. die Selbstständigkeit in der Landespolizei-, Gesetz- und Finanzverwaltung, nicht anders zu sichern weiß, als durch freiwillige Aufopferung seiner äußern, d. h. des selbstständigen Rechts, über seine politischen Verhältnisse zu andern Staaten aus eigener Machtvollkommenheit zu verfügen. Gewöhnlich treten mehrere Staaten in einen Bund zusammen, wenn das gegenseitige Bedürfnis, Schwäche und die gefährvolle Lage der Einzelnen, die drohende Nachbarschaft eines Mächtigen u. s. w. sie dazu nöthigt. Sind diese einzelnen Staatskörper in Ursprung, Sprache und Sitten einander ähnlich, so vereinigen sie sich in der Regel zu einem Föderativstaate. Ein für Alle gleiches Bedürfnis ist der Grund dieses Bundes. Ein Föderativsystem hingegen entsteht aus verschiedenartigen Rücksichten und Bedürfnissen. Der Mächtige sucht sich mit einer Reihe Mittelstaaten zu umgürten; der minder Mächtige will sich an den Stärkern anlehnen, um durch denselben etwas zu bedeuten oder zu gewinnen; den Schwachen treibt Furcht oder Zwang in den bedentlichen Bund hinein. Inbeß kommt auch hier alles auf die Bundesform an, wie nämlich der Zweck der äußern Unabhängigkeit Aller mittelst des Bundes, unbeschadet der innern Selbstständigkeit eines Jeden, erreicht werden soll. Inbeß folgt schon aus der verschiedenartigen Entstehungsweise des Föderativsystems, daß die Form desselben gewöhnlich unbestimmt und in wesentlichen Stücken mangelhaft bleibt, während sie in dem Föderativstaate ein festes, auf dem Grundsage der Gleichheit und Freiheit aller Staatstheile ruhendes Regierungsprincip hat. Wenn, wie die Erfahrung lehrt, ein Staatenbund, dergleichen der Rheinbund seyn sollte, oft keinen Bundesrath, noch weniger eine Bundesgesetzgebung und Regierung hat, so sind in dem Bundesstaate beide durch gemeinschaftliche Uebereinkunft festgesetzt. Dort entscheidet in der Regel der Mächtige, als der erste Stifter des Bundes, und die Leitung des Gesamtzwescks schwankt nach Zeit und Umständen; die Vollziehung aber hängt von der Kraft und dem Ansehen des vorstehenden oder des mächtigsten Bundesgliedes ab. Hier hingegen entscheidet die Stimmenmehrheit, und ihr Beschluß wird gesetzmäßig vollzogen, ohne daß ein mächtiges Staatsmitglied vorzugsweise dem Bunde Kraft und Willen verleiht. Dies alles sollte die Errichtung eines Staatenbundes, sobald er nicht einen ganzen Welttheil umfaßt, widerrathen; allein nach der Erfahrung in der Geschichte begeben sich die kleineren Staaten lieber in ein Föderativsystem, als in einen Föderativstaat, weil dort jeder noch immer einen Staat für sich vorzustellen glaubt, hier aber keiner allein der Staat ist, sondern Alle zusammen. Daher denken die mehrteux, dort sey größere Freiheit und mehr Würde, als hier. Allein jene Souveränität, welche die Mitglieder eines Staatenbundes zu reiten glauben, ist nichts als Selbsttäuschung. Alle diese souveränen Höfe bleiben dennoch abhängig von der Politik eines Mächtigen im Bunde. Im Bundesstaate dagegen ist freilich kein einzelnes Glied souverän; aber jeder ist frei und stolz mit und in dem Ganzen, nach dem politischen Sinnworte der Holländer: *Eintracht macht Macht*. — Die ältere Geschichte bestätigt diese Bemerkungen, wie die neuere. Die griechischen Völker-



entwerfene Staatsform nicht mehr für ein Föderativsystem passe. Dar-
 er wollte Friedrich II. die Fortdauer seiner Monarchie durch die Fort-
 dauer des deutschen Föderativsystems sichern, sich selbst aber den Ein-
 fluß auf das letztere durch eine passendere Form für dasselbe, durch den
 deutschen Fürstenbund, bewahren. Unterdessen neigte sich Europa
 durch das Gleichgewichtssystem, welches mehrere Allianzen oder
 Staatshypothesen veranlaßte, zu einem Gemeinwesen hin, das aus
 Konföderationen bestand. Jene Allianzen unterschieden sich aber da-
 durch von einem Föderativsystem, daß sie zu einem bestimmten Zwecke
 der auswärtigen Politik eingegangen, durch die Erreichung oder
 Dauer dieses Zwecks bedingt, und unter gegenseitigen Leistungen,
 bei der vollkommensten Gleichheit aller Teilnehmer, ohne eine oberste
 Leistungsmacht, geschlossen, und oft einseitig, selbst gegen die Be-
 stimmung des Vertrags, wieder aufgehoben wurden. Der natürliche
 Gegensatz zwischen Großbritannien und Frankreich leitete die revo-
 lutionäre Politik Napoleons auf das Continentsystem, durch
 welches er das britische Seesystem vernichten wollte. Zu Zug, um
 eine Universalmonarchie für möglich zu halten, wählte er das Föde-
 rativsystem als ein Erasmittel, um Frankreich zum Central-
 punkte der politischen Kräfte des festen Landes und dadurch über
 England zu erheben. Nun zeigten sich alle Erscheinungen, welche
 aus der Natur eines Föderativsystems, wie wir oben dargethan ha-
 ben, nothwendig erfolgen müssen. Der französische Kaiser tauschte
 eben einzelnen Staat mit dem Worte Souveränität, die er in die
 volle innere freie Staatsgewalt desselben setzte, indem er dessen
 äußere: Krieg, Friede, Bündnisse, Handel, dem Staatszwecke Frank-
 reichs unterordnete: aber auch jene innere Selbstständigkeit konnte
 nichts anders als ein Blandwerk seyn, da nach Napoleons Kriegs-
 system, oder nach seiner Staatskunst zuletzt, wenigstens mittelbar,
 das Handels- und Finanzsystem jedes Verbündeten sich fügen mußte,
 und die französischen Verwaltungsformen mehr oder weniger in den
 Staaten der Bundesgenossen Eingang fanden. Napoleon ketzte
 eben Staat auf verschiedene Weise an sein System; die einen enger,
 wie die Familienstaaten: Italien, Neapel, Holland, Spanien, West-
 phalen; die andern dem Anschein nach weniger enge, wie die Rhein-
 staaten, welche er mit dem Worte Bund bloß hinhielt, damit sie
 glauben sollten, sie hätten an der Einheit nichts verloren, an Macht
 und Sicherheit aber nur gewonnen, indem sie sich von Oesterreich
 weg unter Frankreichs oberste Leitung begaben. Noch andre benutzte
 er ganz militärisch politisch, wie die Schweiz, Warschau und Dan-
 zig, oder er machte sie unmittelbar von seiner Willkür abhängig,
 wie Illyrien und die ionischen Inseln. Die übrigen Mächte hielt er
 als Bundesglieder unter dem Namen von Allirten fest; sie mußten
 sein Continentsystem annehmen, und dadurch sich an sein Föderativ-
 system anschließen, oder sie hatten von ihm Krieg und Unterjochung
 zu fürchten. — Vorgeblich war der natürliche Zweck jeder politischen
 Verbindung, auch der Zweck dieses Systems: Sicherheit und Schutz;
 aber nur Furcht, oder Zwang, dann auch die Hoffnung, an Macht
 zu gewinnen, schlossen jenen Verein, durch welchen zuletzt keiner ge-
 wann als Frankreich. Der Rheinbund hatte keine Bundesform, keine
 Gleichheit des Rechts, keine Vertreter und keine richterliche Be-
 hörde. Die einzelnen Mitglieder wurden höchst verschieden behandelt, oder
 vielmehr mißhandelt. Hatten Herrschsucht und Vergrößerungstrieb
 dieses System hervorgebracht, so bildeten dagegen gemeinschaftlicher

Widerstand und Volkskraft den Bund der europäischen Hauptmächte, in welchem die Formen einer durch Erreichung und Sicherstellung des Zwecks bedingten Allianz oder Coalition wieder auflebten, jedoch so, daß die Hauptmächte die Leitung der Streitkräfte der hinzutretenden Mächte vom zweiten und dritten Range sich vorbehielten. (S. d. Art. Chaumont, Vertrag v.) — Der deutsche Bund (s. d. Art. Deutscher Bundestag) endlich schwankt noch zwischen einem Föderativsystem und einem Bundesstaate, weil, obgleich Oesterreich ein Art von Geschäftsleitung und den Vorsitz auf der Bundesversammlung hat, dennoch keine Regierungsgewalt und kein Bundesgericht bestimmt, übrigens aber allerdings die Freiheit und Gleichheit aller Bundesmitglieder so sehr als möglich berücksichtigt, und nur dem höhern Range mehr Stimmen zugetheilt sind. Nach dem 3ten Art. der deutschen Bundesacte vom 8ten Juni 1815 haben alle Bundesglieder, als solche, gleiche Rechte. Auch wird der deutsche Bund ein beständiger genannt; wie aber, wenn ein deutscher Fürst seine Unterschrift zurücknimmt? Zwar spricht die Generalacte des wiener Congresses von einer Föderativ-Constitution Deutschlands (Art. 32 und 43), aber noch ist die Competenz nicht bestimmt, und eben so wenig, wer die Bundesordnung handhaben, und wie man die Urtheile vollziehen soll. Bis jetzt also scheint es der Macht und der Staatskunst überlassen zu seyn, das Ganze zusammenzuhalten. Ueberdies hat der Präsidialgesandte in der Eröffnungsrede ausdrücklich die Form, im Gegensatz von Allianz und Bundesstaat, einen Staatenbund genannt; obwohl die öffentliche Meinung, nach Heeren's gehaltvoller Entwicklung, und die Natur der Sache einen Bundesstaat verlangen; ja selbst ein Bundesglied, Luxemburg, durch seinen Gesandten, den hessischen Freih. von Wägen, auf die Benennung Reichsbund und auf eine kraftvollere politische Einheit des Ganzen nachdrücklich hingewiesen hat. Nur dann erst wird der Gesamtwille Aller die Seele des Ganzen seyn. Solcher Staaten, wo jedes Bundesglied im Innern seine Selbstständigkeit ausübt, im Aeußern aber dem Gesamtwillen des Ganzen folgt, — dieser werde nun monarchisch erblich, oder durch Repräsentanten, mit oder ohne Directorialvorrechte Einzelner, ausgesprochen und vollzogen, — gibt es jetzt nur folgende: 1. die Freistaaten von Nordamerika, 2. die fünfzehnhundertjährige Eidgenossenschaft der Schweizer, 3. Norwegen und Schweden unter einem Erbprinze, mit zwei Verfassungen, unstreitig die freiesten in Europa; und in gewisser Hinsicht 4. Ungarn und Oesterreich, so wie auch Polen und Rußland unter einem erblichen Monarchen. In Asien und Afrika gibt es wohl rohe Föderativsysteme, aber keine Föderativstaaten. K.

Foe oder de Foe (Daniel), ein sehr fruchtbarer englischer Schriftsteller im ersten Drittel des 18ten Jahrhunderts, dessen Werke zwar größtentheils, da sie als politische Flugschriften einen bloß augenblicklichen Werth hatten, jetzt vergessen sind, der sich aber einen bleibenden Namen dadurch erworben hat, daß er Verfasser des allbekannten Robinson Crusoe ist. Foe, der Sohn eines Fleischers in London, war 1663 geboren, wurde in einer Schule der Dissenters, zu deren Partei der Vater gehörte, mit vieler Sorgfalt erzogen, und dann zu einem Strumpfhändler in die Lehre gegeben. Er verwendete jeden Augenblick, der ihm von seinen Beschäftigungen übrig blieb, auf die Lectüre, besonders öffentlicher Blätter. Der Parteigeist, den Jacobs II. unweise Regierung in England aufs neue erregt hatte, ergriß auch Foe,

ind in einem Alter von 21 Jahren trat er schon als politischer Schriftsteller auf. Später erregte ein Pamphlet von ihm, der echte Engländer, in welchem er die Sache Königs Wilhelm III. verfocht, so viel Interesse, daß der König nach dem Verfasser forschte und ihn so mann ansehnlich belohnte. Foe wendete die königliche Freigebigkeit, als rechtlicher Mann, dazu an, seine Gläubiger, die er bei seinem Bankrott — der natürlichen Folge davon, daß er über der Schriftstellerei sein eigentliches Gewerbe, das ihn nähren sollte, vernachlässiget hatte — zur zum Theil hatte abfinden können, nun völlig zu befriedigen. Ein Pamphlet, in welchem er, unter der Regierung der Königin Anna, die römisch-katholische Kirche angriff, und für dessen Verfasser er sich freimüthig bekannte, zog ihm von Seiten des Parlaments die Strafe des Prangers, einer starken Geldbuße und eines zweijährigen Gefängnisses zu. Während dieser Gefangenschaft schrieb er in Prosa und Versen über allerlei Gegenstände, vorzüglich aber fing er 1704 ein peribolisches Werk, *the Review* (die Musterung) an, welches er 1713 mit dem neunten Bande endigte. Dieses Werk übertraf alles, was bis dahin in dieser Art erschienen war, und soll Steele und Addison die Idee zum *Spectator* gegeben haben. In der Folge flossen aus Foe's fruchtbarer Feder satirische Pamphlets, Gedichte, moralische Schriften, historische Werke, Romane u. dergl., die längst vergessen sind. Das Werk, das ihn auch außer seinem Vaterlande bekannt gemacht hat, ist: das Leben und die Begebenheiten Robinson's Crusoe — die Lieblingslectüre der Jugend, deren sich auch wohl noch das spätere Alter mit Vergnügen erinnert. Foe hatte sich nicht als Verfasser genannt, und daher wurde Steele eine Zeit lang dafür gehalten. Als Foe im J. 1719 seinen Robinson vollendet hatte, suchte er lange Zeit einen Verleger dazu; endlich wagte es der Buchhändler W. Taylor, und gewann in kurzer Zeit damit tausend Pfund Sterling. Dieser unerwartete Erfolg veranlaßte Foe, vier Monate später, einen zweiten Theil des Robinson herauszugeben, der jedoch nicht so viel Beifall fand. Ob Foe die Abenteuer seines Robinson völlig erdichtet, oder die wahre Geschichte eines englischen Seemanns dabei zum Grunde gelegt, darüber sind die Urtheile verschieden. Wahr und bekannt ist es, daß ein Bootsmann, Alexander Selkirk, ein geborner Schottländer, im J. 1709 von dem Capitain Rogers auf der Insel Juan Fernandez gefunden wurde, wo er vier Jahre und vier Monate ganz einsam gelebt hatte, und auf welcher er, aus Mißvergnügen mit einem Capitain, zurückgeblieben war. Selkirk war in seiner Einsamkeit so verwildert, daß er selbst die Fertigkeit, seine Muttersprache zu reden, verloren hatte, und von seinen Landsleuten, die ihn fanden, nur mit Mühe verstanden werden konnte, und mag ihm Selkirk's Schicksal wohl die Idee dazu gegeben haben, die er nach seiner Art ausführte. Nie ist ein Gedicht oder Roman allgemeiner und länger gelesen, öfter übersezt, umgearbeitet und nachgeahmt worden, als Robinson Crusoe. Fast in allen europäischen Sprachen sind Uebersetzungen davon erschienen, und Nachahmer haben mehrere Robinsons, nicht nur von andern Nationen, sondern auch von einzelnen Städten geliefert. Die erste deutsche Uebersetzung, welche in Leipzig herauskam, ward in wenigen Wochen dreimal, und 1720 zum viertenmale gedruckt. Campe's und Bagel's Umarbeitungen des Robinson's sind unter uns hinlänglich bekannt. In England veranstaltete man eine Prachtausgabe des Originals, welche 1790 in 2 Octavbänden herauskam. Foe starb zu London im April 1731.

Foix (Germain François Poullain de Saint), ein bretonischer Edelmann, geb. zu Rennes 1703, besaß den Muth und die Lebhaftigkeit seiner Landsleute. Nachdem er einige Zeit in Militärdiensten gestanden, verlebte er fast zwölf Jahre in der Türkei, wo er die arabische Sprache erlernte. Nach Paris zurückgekehrt, widmete er sich den Musen, und arbeitete für die komische Bühne. Er studirte zu gleicher Zeit die Geschichte, und seine Kenntnisse in diesem Fach verschafften ihm die Stelle eines Historiographen des Heiligengeistordens. Seine Rechtschaffenheit wie seine Einsichten erwarben ihm vornehme Beschützer. Er war von geradem und großmüthigem Charakter, aber eigensinnig, anmaßend, unruhig und reizbar. Diese Eigenschaften zogen ihm manche unangenehme Händel zu. Die vorzüglichsten seiner Werke sind: 1. *Lettres turques*, im Geschmack der *Lettres persanes*, doch diesen um vieles nachstehend; 2. *Essais historiques sur Paris*, sieben Bände, wovon der letzte nach des Verfassers Tode erschien, ein zwar lehrreiches und unterhaltendes Werk, aber ohne Ordnung und Kritik. Seine Vermuthungen über die eiserne Maste sind durch nichts bewiesen; 3. *Histoire de l'ordre du Saint-Esprit*, 3 Bände, eine Sammlung von Anekdoten und Anekdoten, welche den Scharfsinn und Untersuchungsgeist ihres Verfassers beweist; 4. *Comédies*, unter welchen *Les Graces*, *L'Oracle*, *Le Sylphe* und *Les Hommes* am meisten gefallen haben. Es sind auch manche niedliche Gemählde voll Naiverat. Saint Foix starb zu Paris 1776.

Folard (der Chevalier Charles de), ein berühmter Tactiker, der daher den Namen des französischen Vegetius erhalten hat, stammte aus einer adeligen Familie, und war zu Avignon den 13ten Februar 1669 geboren. Schon als Kind zeigte er Neigung zum Kriegswesen, und dieser Trieb vermehrte sich durch die Lectüre des Julius Cäsar. In seinem 16ten Jahre nahm er Kriegsdienste. Er war Unterlieutenant im Regiment Berry, als er während des Feldzugs von 1688 als Partisan auftrat. Dieses Geschäft wurde für ihn eine Schule des Kriegs. Im Feldzuge von 1701 fand er neue Gelegenheit, seine Kenntnisse zu zeigen. Der Herzog von Vendôme machte ihn zum Generaladjutanten und überließ ihn nur ungern seinem Bruder, der in der Bombardirung commandirte. Folard entsprach den von ihm gefaßten Erwartungen. In der Schlacht von Cassano 1705 ward er gefährlich verwundet, aber mitten unter den heftigsten Schmerzen, die drei Schußwunden ihm verursachten, dachte er über die Anordnung dieser Schlacht nach, und bildete seitdem sein Colonnensystem aus, dem er einen Theil seines Ruhms ver dankt. Nachdem er sich bei mehreren Belagerungen in Italien, besonders vor Modena, ausgezeichnet hatte, ging er nach Flandern, wo bei Malplaquet verwundet, und bald nachher gefangen. Gegen Vermittlung vergebens, ihn durch die vortheilhaftesten Anerbietungen zu gewinnen. Er verwickelte den Wringen in ein nachtheiliges Manöver, da Villars aus einer sehr gefährlichen Lage zog. Nach seiner Rückkehr in sein Vaterland ward er Commandant von Bourbourg. Im J. 1711 ging er nach Malta, welches die Türken belagerten, und zeigte bei neuen Proben seines Talents. Der Wunsch, unter Carl XII. zu dienen, zog ihn nach Schweden. Carl wollte sich seiner bei einer projectirten Landung auf Schottland bedienen, allein des Königs Tod vereitelte diesen Plan, und Folard kehrte nach Frankreich zurück. Im J. 1711 machte er unter dem Herzog von Nemours als Mestre de Camp seinen letzten Feldzug. Er hatte sein ganzes Leben dem philosophischen Studium der Kriegskunst gewidmet, und ergründete sie noch mehr, als frei von allen Geschäften des Dienstes allein seinen Studien leben konnte.



Fonds angewiesen ist, so hat man, indem man ihn selbst als einen Theil dieses Fonds ansah, auch diese Benennung darauf übergetragen, und der Ausdruck „1000 Pfund in den öffentlichen Fonds“ bedeutet jetzt so viel, als ein Capital von 1000 Pfund, das nach Maßgabe der ursprünglichen Bedingungen der Anleihe gewisse jährliche, vom Staate zu bezahlende Interessen trägt. Die Staatsschulden, welche bis zur Abzahlung des Capitals Interessen tragen, werden in der Finanzsprache fortwährende oder einlösbare (perpetual or redeemable) Annuitäten, im gemeinen Leben aber Fonds oder Stocks genannt; ein kleiner Theil der öffentlichen Schulden besteht aus Annuitäten für eine gewisse Reihe von Jahren. Diese heißen gemeinhin lange oder kurze Annuitäten; den bei weitem größern Theil machen die fortwährenden Annuitäten aus, welche nach den Interessen verschieden sind, welche sie tragen. So oft aber die Regierung eine neue Anleihe macht, schlägt sie dieselbe zu dem Theil der öffentlichen Schuld, der gleiche Zinsen trägt, die zur Bezahlung der Zinsen der neuen Anleihe angewiesenen Auflagen aber zu dem Fonds, der zur Bezahlung der Zinsen des ältern Capitals vorhanden war. So werden die alten und neuen Schulden consolidirt und die ganzen Zinsen aus dem Gesamtertrag des Fonds bezahlt. — Die Geschäfte, welche täglich in diesen verschiedenen Fonds, aber hauptsächlich in den consolidirten 3 Procenten, worin der bei weitem größte Theil der Staatsschuld besteht, gemacht werden, sind außerordentlich groß, und werden durch eine Art Handel noch vermehrt, welcher in England stock-jobbing heißt, und darin besteht, daß zwei Theile nach dem gegenwärtigen Stande der Stocks einen Contract auf eine gewisse Summe schließen, welcher nach einer bestimmten Zeit erfüllt werden soll, wobei nicht das Capital, sondern nur die Summe bezahlt und empfangen wird, um welche der Stand der Stocks am Verfalltage von dem Stande am Tage des Abschlusses differirt. Obgleich die Gesetze diese Art Handel verbieten, und die Erfüllung der Verbindlichkeit nur von der Ehre der Parteien abhängt, so werden dennoch ungeheure Geschäfte darin gemacht. Man vergl. hie mit den Art. Effecten-Handel in diesem Theile.

Fontaine (Jean la), berühmt durch seine lieblichen Fabeln und Erzählungen, wurde zu Chateau-Thierry den 8ten Juli 1621 geboren, wollte sich in seinem 19ten Jahre dem geistlichen Stande widmen, entsagte diesem Entschlusse aber bald. Er war in einem Alter von 22 Jahren noch völlig unbekannt mit seinen ausgezeichneten Talenten für die Poesie, als er die schöne Ode Malherbe's auf die Ermordung Heinrichs IV. hörte, die plötzlich den in ihm schlummernden Dichtersfunken erweckte. Aufgemuntert nach seinem ersten Versuche von einem Anverwandten, sing er an, die besten französischen und fremden Schriftsteller alter und neuer Zeit zu lesen. Die Scherze Rabelais, die Raubetät Marots und die ländlichen Gemählde d'Urfes zogen ihn vor allen an, und bald charakterisirten ihn selbst und seine Dichtungen dieselbe Einfachheit, Treuherzigkeit und Raubetät, die er an jenen bewunderte. Wie hat sich ein Schriftsteller getreuer in seinen Werken gezeichnet als er. Sanft, aufrichtig, natürlich, leichtgläubig, nachgiebig, furchtsam, ohne Ehrgeiz, ohne Galle, alles zum Besten lebend, war er, nach dem Ausspruch eines geistreichen Beurtheilers, einfach, wie die Helden seiner Fabeln. Er sprach wenig und unbeholfen, ausgenommen, wenn er sich unter Vertrauten befand, oder wenn das Gespräch einen Gegenstand berührte, der seinen Geist zu erwärmen vermochte. Er verheirathete sich mit einem schönen und geistreichen



verbrennen, und allen den muthwilligen Gedichten, die er geschrieben hatte, zu einiger Vernichtung des dadurch gegebenen Kergernisses, zu entsagen. Man sagt indes, daß er auch nach seiner Bekehrung sich nicht habe enthalten können, noch einige Erzählungen zu dichten, unter andern die Clochette. Er starb zu Paris den 13ten März 1695. Unter den herrlichen Werken, die wir von diesem unachahmlichen Dichter übrig haben, stehen seine Erzählungen und vorzüglich seine Fabeln oben an. Er wird von seiner Nation hierin für ein unerreichtes Muster der Naivetät gehalten. Er ist anspruchslos, kunstlos, freundlich. Aber diese Kunstlosigkeit ist nur scheinbar; bei näherer Zergliederung findet man alles mit Bewußtseyn angeordnet, und die Nachlässigkeit wie ein reizendes Gewand über einen schönen Körper verbreitet. Ihm war die Sprache seiner Zeit schon zu geschliffen und rhetorisch; darum las er die besten älteren Schriftsteller und machte sich ihre Einfachheit und Frische eigen, übertraf sie aber durch Leichtigkeit, Lebendigkeit, Annuth und Feinheit. Außer seinen Fabeln und Erzählungen verdienen erwähnt zu werden: *Les amours de Psyche*; die beiden kleinen Lustspiele *l'Eunuque* und *Florentin*; sein *Poème sur le Quinquina*; ein anderes sur *St. Malch*, und ein kleines, aber meisterhaftes Gedicht, *Adonis*. Chamfort hat eine Eobreue auf ihn geschrieben, die ihn mit eben so viel Wahrheit als Geizmaß würdigt; seine Statue schmückt den Saal des Instituts. Seine Asche ruht im Museum der französischen Denkmäler in einem Grabmale, worauf die Worte stehen: *Jean Lafontaine est dans ce tombeau*.

Fontainebleau, eine Stadt von 7—3000 Einwohnern im Departement der Seine und Marne. Das hier befindliche Lustschloß ist rings mit Waldungen umgeben. Es besteht aus vier Gebäuden, zu welchen Franz I. den Grund gelegt, woran Heinrich IV., Ludwig XIV. und XV. bauten, und wo die du Barry's und Montespan's die Schätze des schönsten und reichsten Landes in Europa verschwelgten. Hier ist die Hirschgalerie, wo die schwebische Königin Christina 1654 ihren Stallmeister, den Grafen Ronalbeschi, hingerichten ließ. In dem Schlosse von Fontainebleau wurden am 3ten Nov. 1762 die Friedenspräliminarien zwischen Frankreich, England, Spanien und Portugal unterzeichnet, und den 20ten die Ratificationen ausgewechselt. Hier hielt Napoleon seit 1809 den Papst Pius VII. einige Jahre gefangen, und unterzeichnete am 11ten April 1814 seine Thronentsagung.

Fontana (Domenico). Mehrere Gelehrte und Künstler Italiens haben den Namen Fontana geführt. Domenico Fontana war ein berühmter Baumeister des 16ten Jahrhunderts, geboren 1543 zu Mili, einem Dorfe am Comer See. In seiner Jugend trieb er fleißig Geometrie; als er zwanzig Jahre alt war, ging er nach Rom, studirte die Antiken und die besten unter den neuern Meistern, und machte sich bald rühmlich bekannt. Der Cardinal Montalto (nachmals Papst Sixt V.) nahm ihn als Architect an, und trug ihm den Bau einer Capelle in der Kirche Sta. Maria Maggiore, und eines Palais in dem Garten dieser Kirche auf. Montalto hatte, wie viele andre italienische Große, den Wunsch, seinen Namen durch imponirende Werke zu verewigen. Fontana sollte daher keine Kosten bei diesem Bau sparen. Aber dem Cardinal fehlte endlich das Geld dazu, und der Bau wurde unterbrochen worden seyn, wenn Fontana nicht die Kosten aus seinen eignen Mitteln hergegeben, und so den Bau vollendet hätte. Montalto mußte es ihm sehr Dank, und als er bald nachher auf den päpst-

ichen Stuhl kam, bestätigte er ihn in seiner Stelle als Architect, und ließ durch ihn ein andres Palais in der Nähe der Bäder des Niccetan bauen. Sixt V. wollte den großen Obelisk, der nun auf dem Plage vor der Peterskirche steht, damals aber noch zum Theil unter Krümmern versteckt lag, aufrichten lassen, — ein Unternehmen, das schon mehrere Päpste dorthin beschlossen, aber, durch die Schwierigkeiten abgeschreckt, unterlassen hatten. Fontana erhielt den Auftrag dazu, und führte ihn (1586) glücklich aus. Der Papst ehrte und besohnte Fontana dafür reichlich. In der Folge richtete Fontana noch viel andre Obeliske, die man zum Theil erst unter den Ruinen gefunden hatte, an verschiednen freien Plätzen auf. Unter den übrigen Gebäuden, die er auf Befehl Sixt V. vollführte, und die den Fürsten, er sie anordnete, eben sowohl ehren, als den Baumeister, der sie ausführte, zeichnen sich die Vaticanische Bibliothek und die Wasserleitung, Aqua felice, aus. Auch unter Clemens VIII. vollführte Fontana verschiedene Baul- und Veränderungen mit den antiken Denkmälern. Endlich aber beschuldigte man ihn, daß er Gelder, die er zum öffentlichen Dienst erhalten hatte, unterschlagen habe. Er verlor seine Stelle am päpstlichen Hofe, erhielt aber sogleich einen Ruf als Architect und erster Ingenieur des Königs beider Sicilien, und begab sich 1592 nach Neapel. Hier baute er verschiedene Canäle, um die Ueberschwemmungen abzuleiten, eine Straße längs dem Meerufer und dem königlichen Palast in der Hauptstadt, der aber in der Folge sehr verändert worden ist. Sein Plan, einen neuen Hafen bei Neapel anzulegen, wurde erst nach seinem Tode durch einen andern Baumeister ausgeführt. Fontana starb zu Neapel 1607. Sein Sohn, Julius Caesar, wurde sein Nachfolger als königlicher Architect. Von Domenico Fontana ist ein Werk vorhanden, das zu Rom 1540 mit 19 Kupferstichen herauskam, und in welchem er die Methode angibt, deren er sich bediente, um den großen Obelisk zu transportiren. Diese Methode ist um so mehr als seine Erfindung anzusehn, da in den Schriften der ältern Baumeister keine Anleitungen zu dem in solchen Fällen zu beobachtenden Verfahren sich finden.

Fontana (Felix), Mathematiker und Physiker am großherzoglichen Hofe zu Florenz, geboren 1730 zu Pomarolo unweit Roveredo im italienischen Tirol, studirte zuerst auf den Schulen zu Roveredo und Verona, dann auf den Universitäten zu Padua und Bologna, ging alsdann nach Rom und von da nach Florenz. Der Großherzog Franz (nachmaliger Kaiser) ernannte ihn zum Professor der Physik auf der Universität zu Pisa. Der Großherzog und nachmalige Kaiser Leopold II. berief ihn nach Florenz als Mathematiker, mit Beibehaltung seiner Stelle in Pisa, und trug ihm auf, das Naturaliencabinet einzurichten, das noch jetzt eine von den vielen Sehenswürdigkeiten in Florenz ist. Einen wichtigen Theil dieser Sammlung machen die sogenannten anatomischen Präparate von gefärbtem Wachs aus, welche alle innern und äußern Theile des menschlichen Körpers in den kleinsten Details und nach allen denkbaren Verschiedenheiten, mit der größten Sorgfalt gearbeitet, vorstellen, — eine Sammlung, die, eben so interessant für den bloßen Beschauer, als belehrend für den eigentlichen Forscher, eine große Reihe von Zimmern füllt, wo sie in der schönsten Ordnung aufgestellt ist. Diese Präparate wurden, unter Fontana's Aufsicht und nach seiner Anleitung, von verschiednen Meistern gefertigt. Kaiser Joseph II. ließ durch ihn eine ähnliche Sammlung für die chirurgische Akademie in Wien veranstalten. Auf gleiche Art

wurden unter Fontana's Aufsicht eine Menge Pflanzen, Schwämme und andre Gegenstände der Naturgeschichte, die ihre eigenthümlichen Farben mit der Zeit verlieren, in gefärbtem Wachs nach der Natur abgebildet. Fontana ist Verfasser mehrerer Schriften über Gegenstände der Physik und Chemie, die auch zum Theil ins Deutsche und Französische übersetzt worden sind. Auch hat er verschiedene Entdeckungen über die Anwendung der Gasarten und der Kohlensäure gemacht. Er zeigt sich überall in seinen Schriften als scharfsinnigen und unermüdeten Beobachter. Seine politischen Grundzüge zogen ihm in den neuesten Zeiten bei den Veränderungen, die seit 1799 im Toskanischen viefielen, einige Unannehmlichkeiten zu. Ein unglücklicher Fall warf ihn aufs Krankenlager, wo er am 9ten Mai 1805 in einem Alter von 75 Jahren starb. Er wurde in der Kirche Santa Croce neben Galilei und Viviani begraben.

Fontanelle, insgemein Fontenell, ein künstlich herorgebrachtes Geschwür an irgend einem Theile auf der Oberfläche des Körpers, das immer offen erhalten wird, um dadurch unreine Gäfte und Feuchtigkeiten abzuführen. Auch die weiche Deffnung der Hirnschale bei neugebornen Kindern wird mit diesem Namen belegt.

Fontanes (C. von Riort Graf), Pair von Frankreich, Mitglied und seit 1816 Vicepräsident der französischen Akademie, geboren 1752 zu Riort. Er widmete sich der Literatur, als die Revolution ausbrach und ihn zum Journalisten machte. Während der Ehrenzeit hatte er den Muth, bei dem Convent eine Bittschrift für die unglücklichen Byoner einzureichen. Nach dem 9ten Thermidor ward er zum Professor der Centralchule von Paris und zum Mitglied des Instituts ernannt. Hierauf nahm er nebst La Harpe Theil an der Redaction des *Clef du Cabinet*, und später des *Memoriale*. Die Grundsätze der letztern Zeitschrift verwickelten ihn in die Proscription vom 18ten Fructidor. Er flüchtete nach England, wo er bis zum 18ten Brumaire blieb. Hierauf kehrte er nach Paris zurück, nahm seine Stelle im Institut wieder ein, wurde zum Mitgliede des gesetzgebenden Körpers ernannt, und erhielt im Januar 1804 die Präsidentenstelle auf Ein Jahr. Napoleon bestätigte ihn darin. Im J. 1809 legte er sie nieder und ward zum Großmeister der sogenannten kaiserlichen Universität (d. h. zum Vorfeser des gesammten Erziehungswesens in Frankreich) ernannt. Er gehörte zu den beredtesten Vertheidigern und Stützen Napoleons im Senate, wie von ihm fast alle Prunkreden und Adressen desselben gehalten oder abgefaßt wurden, und nur seinen überwiegenden Talenten dürfte es daher beizumessen seyn, daß er auch vor Ludwig XVIII. Gnade gefunden und selbst zum Pair ernannt worden.

Fontanges (Herzogin von), geboren im J. 1661, stammte aus einer alten Familie von Rouergue, und ward Ehrendame der Königin Mutter. Schön wie ein Engel, sagt der Abt von Choisy, aber albern in gleichem Maße, unterjochte sie nichts desto weniger das Herz Ludwigs XIV., das der herrschsüchtigen und bizarren Laune der Frau von Montespan überdrüssig war. Sobald sie die Leidenschaft kannte, die sie eingeflößt hatte, überließ sie sich ganz dem Hochmuth und der Verschwendung, welche die Hauptzüge ihres Charakters ausmachten. Sie gab der Frau von Montespan hundertfach die von ihr empfangenen Blicke der Verachtung zurück; brachte monatlich hunderttausend Thaler durch, war die Spenderin aller Gnadenbezeugungen, und gab den Ton für alle Aechen an. Als ihr auf einer Jagd-

artie der Wind den Kopfsputz in Unordnung gebracht hatte, ließ er ihn durch ein Band wieder befestigen, dessen Knoten ihr auf die Stirne fielen; diese Mode verbreitete sich unter ihrem Namen durch ganz Europa. Der König erhob sie zur Herzogin; allen sie genoß dieses Ranges nicht lange, denn sie starb, kaum zwanzig Jahre alt, an den Folgen einer Niederkunft im Juni 1681, in der Abtei Port-Royal zu Paris.

Fontenai, ein Flecken im ehemaligen Bourgogne, wo am 5ten Juli 841 die blutige Schlacht zwischen Carl der Kahle und seinen Brüdern vorkam, welche den Theilungsvertrag zu Verdun zur Folge hatte, vermöge dessen Carl der Kahle Frankreich bekam, und in welchem die Gränzbestimmung gemacht wurde, auf welcher der ursprüngliche conventionelle Grund der Gränzen zwischen Frankreich und Deutschland beruhte.

Fontenelle (Bernard le Bovier de), ward den 11ten Febr. 1657 zu Nonen geboren. Er war der Sohn eines Advocaten und einer Schwester des großen Corneille. Der Mann, der hundert Lebensjahre hindurch eine seltene Thätigkeit, Geisteskraft und bis zu sein Ende ungeschwächte Gesundheit des Körpers und der Seele besaß, trat so schwach auf die Welt, daß er an dem Tage seiner Geburt schon dem Tode wieder nahe war. Als Knabe begann er seine Studien zu Rouen bei den Jesuiten, und als er im 13ten Jahre in die Schule der Rhetorik hinaufgerückt war, schrieb er ein kleines Werk in lateinischen Versen, welches einen Preis der Akademie erhielt. Nachdem er den Cursus der Physik und der Rechtswissenschaften vollendet hatte, ward er Advocat, führte einen Prozeß, verlor ihn, und schwur, nie wieder juristische Sachen zu führen. Er widmete sein Leben der Philosophie und der Natur. Im Jahre 1674 kam er nach Paris; sein schon berühmter Name war ihm vorausgegangen. Mehrere in dem Mercure Galant eingerückte Poesien künigigten Frankreich einen überaus zarten und eben so züchtigen Dichtern. Noch nicht ganz zwanzig Jahre alt, hatte er einen großen Theil der Opern Psyché und Belshazzar verfertigt, die unter dem Namen seines Oheims, Thomas Corneille, erschienen. Im Jahr 1681 ließ er sein Trauerspiel Aspar aufführen; es mißfiel, und sein Fall erregte so viel Aufsehn, daß selbst Racine Epigramme auf ihn machte. Der Eifer für den Ruhm seines Oheims und persönliche Empfindlichkeit brachten ihn dahin, eine Partei zu ergreifen, die ganz den Ansichten derer, die damals unumschränkt in der Literatur herrschten, entgegen war. Sein sanfter Charakter aber und seine Liebe zur Ruhe, die er immer jedem Genusse der Eitelkeit vorzog, verhinderte ihn, irgend eine Meinung mit Leidenschaft zu behaupten. In dem Streite über die Alten und Neuern neigte er sich auf die Seite der Gegner des Alterthums. In seiner Jugend war er mit der Philosophie des Cartesius bekannt geworden; er blieb ihr zugethan, ohne sie vertheidigen zu wollen. Er hatte als Dichter kein Feuer, keine Einbildungskraft, und als Gelehrter wenig Erfindungsgeist. Er behandelte die schönen Wissenschaften trocken und steif, und gab den strengen Wissenschaften einen zu leichten Anstrich. Zwei Jahre später, als jenes Trauerspiel, erschienen seine Dialogues des morts, welche günstiger aufgenommen wurden, wiewohl man nicht verkennen kann, daß sie durch die übertriebene Sucht, stets geistreich, neu und ungewöhnlich zu seyn, ermüdend und unnatürlich werden. Sie legen dennoch den Grund zu seinem Ruhme, den seine folgenden Werke

befestigten. Das vorzüglichste derselben ist *Entratiens sur la pluralité des mondes*, 1686, das berühmteste Werk Fontenelle's; es ist das erste, in welchem philosophische Gegenstände mit Eleganz und Anmuth vorgetragen werden. Die Brauchbarkeit desselben ist freilich durch die großen Fortschritte der Wissenschaften seitdem verloren gegangen; da für uns weder die Basis des ganzen Werks, noch die daraus abgeleiteten Folgerungen mehr gelten. Mindern Ruhm erwarb sich Fontenelle als Dichter. Kein Gelehrter hat wohl einen bedeutendern Einfluß auf sein Zeitalter gehabt, als er. Er verdiente ihn eben so sehr durch seine Lebensweise, durch die Lauterkeit seines Charakters und Liebenswürdigkeit seiner Sitten, als durch seine Schriften. Er erreichte ein hohes Alter, und blieb bis zu seinem Tod an Geist und Körper ungeschwächt. Mivernois charakterisirt ihn auf folgende Weise. Als Fontenelle auf den Kampfplatz trat, waren schon alle Preise vertheilt, alle Palmen gebrochen; nur der Preis der Universalität war noch übrig. Fontenelle wagte um ihn zu ringen, und gewann ihn. Er ist nicht nur Metaphysiker mit Malebranche, Philosoph und Geometer mit Newton, Gesetzgeber mit Peter dem Großen, Staatsmann mit d'Argenson; er ist alles mit allen, er ist alles überall.

Fontinalien waren Feste, welche die Römer den Nymphen der Brunnen zu Ehren feierten, und an welchen sie die Brunnen beschränkten und Blumen hineinwarfen.

Foote (Samuel). Dieser berühmte Komiker, der wegen seines beißenden Witzes, und weil er lebende Personen auf die Bühne zu bringen pflegte, der englische Aristophanes genannt wurde, war 1719, zu Truro in Cornwallis geboren, und stammte aus einer guten Familie. Die Rechtegelehrsamkeit, die er anfangs studirte, erregte ihm bald Widerwillen. Er heirathete ein vornehmer junges Frauenzimmer; allein beider Neigungen stimmten wenig überein. Foote überließ sich ohne Mäßigung seinem Gange zum Vergnügen, und stürzte sich dadurch bald in die größten Verlegenheiten, denen er nur dadurch zu entgehen mußte, daß er seine Zuflucht zum Theater nahm. Er debütirte mit der Rolle des Othello, in welcher er unmöglich gefallen konnte, wie er denn überhaupt nie in fremden Stücken vorzüglich spielte. Um das Jahr 1747 eröffnete er auf dem Hay-Market eine kleine Bühne, wozu ihm der Herzog von Cumberland vom Könige die Erlaubniß ausgewirkt hatte, und erschien als Autor und Schauspieler zugleich. Foote verfertigte dazu eine Gattung von Schauspielen, die ein Mittelstück zwischen Lustspiel und Farce waren, und in welchen er Begebenheiten des Tages und lebende Personen mit desto größerem Glücke aufs Theater brachte, je mehr er das seltene Talent besaß, Geberden und Sprache Anderer auf das treffendste nachzuahmen. Sein erster Versuch ist unter dem Namen der Morgenbelustigung bekannt. Im Jahr 1748 that Foote eine beträchtliche Erbschaft; er verließ sogleich die Bühne, und erst, als seine Hülfquellen versiegten, erschien er wieder auf dem Theater. Er spielte von 1752 an bald in Drury Lane, bald in Coventgarden, 1760 im Sommer auf dem Hay-Market, und seit 1762 alle Sommer daselbst, wodurch er sich eben so viel Ruhm erwarb, als Geld gewann. Im Jahr 1766 brach er auf der Jagd mit dem Herzog von York das Bein, und mußte es sich gänzlich ablassen lassen. In den letzten Jahren seines Lebens erfuhr er mancherlei Kränkungen. Seine Neider klagten ihn eines schändlichen Verbrechens an; der

Stummer darüber verursachte ihm eine vorübergehende Gliederlähmung. Er faßte den Entschluß, sich nach dem südlichen Frankreich zu begeben, überließ sein Theater an Colman, ward aber schon zu Dover den 22sten October 1777 vom Tode ereilt. Er hinterließ einen natürlichen Sohn als Erben seines Vermögens. Foote war ein Mann von unerschöpflichem Witze, sowohl auf dem Theater als im Umgang; aber er machte sich furchtbar damit, denn er verschonte Niemand, und seines feiner Bonmots ging verloren. Die Tugend war ihm indeß heilig, nur das Easte und die Thorheit geißelte er ohne Rücksicht und Schonung. Als eine Probe seines stets fertigen Wises wird folgende Anekdote erzählt. Foote hatte den Grafen Sandwich lächerlich gemacht; dieser erfuhr es, und als er mit Foote zusammentam, sagte er, um ihn zu kränken: „Ich möchte doch wissen, Foote, ob Sie einmal an den Kr... oder an dem Galgen sterben werden.“ „My Lord,“ antwortete dieser sogleich, „das würde nur davon abhängen, ob ich es mit Ihren Maitressen oder mit Ihren Grundsätzen hielte.“ Foote war schon auf den ersten Anblick eine lächerliche, drollige und burleske Figur, kurz und untersezt, mit vollen Backen und großen, muthwilligen, geistvollen Augen; dabei wußte er auf seinem hölzernen Beine sich mit einer seltenen Gewandtheit fortzubewegen. Seine sämmtlichen dramatischen Werke sind 1783 in vier Octavbänden unter Colmans Aufsicht erschienen.

Forbans sind eine Art Seeräuber im griechischen Inselmeer, welche mit ihren Fahrzeugen zwischen den Klippen und Inseln liegen, um auf die vorbeisegelnden Schiffe zu lauern und sie zu berauben.

Forcellini (Egidius), ein italienischer Gelehrter und guter Lexicograph, geboren 1688 in einem Dorfe ohnweit Feltre, im ehemaligen venetianischen Gebiet. Die Armuth seiner Aeltern hinderte ihn anfangs eine gelehrte Schule zu besuchen, und er war schon ziemlich erwachsen, als er auf dem Seminario zu Padua anfang Lateinisch zu lernen. Sein Lehrer in dieser Sprache, und bald nachher sein Freund, war der bekannte Literator und Professor zu Padua, Jacob Facciolati. Forcellini machte sehr schnelle Fortschritte in den alten Sprachen, und Facciolati bediente sich seiner Hülfe bei der neuen, von ihm sehr vermehrten Ausgabe von Calepin's Lexicon in sieben Sprachen, welches zu Padua 1718 in einem Bande, und 1726 noch vermehrter in 2 Bänden erschien. Beide Freunde faßten nun den Entschluß, ein großes und vollständiges Wörterbuch der lateinischen Sprache herauszugeben. Die Ausführung dieser Idee wurde jedoch dadurch verzögert, daß Forcellini nach Geneda in der trevisaner Mark als Professor der Rhetorik und Director des dasigen Seminars versetzt wurde. Als er aber im Jahr 1731 wieder nach Padua zurückberufen worden war, und durch die Gunst des Bischofs dieser Stadt, des Cardinals Rezzone, hinlängliche Ruhe erhalten hatte, vollbrachte er seine Arbeit, welche unter dem Titel: Aegidii Forcellini totius latinitatis Lexicon etc., 1771 zu Padua in 4 Folioabänden erschien. Jedem lateinischen Worte ist das gleichbedeutende italienische und griechische beigelegt, und die verschiedenen Bedeutungen sind mit zahlreichen Beispielen erläutert. Forcellini hat dadurch einen rühmlichen Beweis seiner ausgebreiteten Belesenheit und seiner richtigen Beurtheilung gegeben. Er stand mit vielen der angesehensten Gelehrten Italiens in genauer Verbindung, wurde öfters von ihnen befragt; blieb dabei aber immer bescheiden, war auch noch als Greis heiter und sanft, und starb, 80 Jahr alt, am 4ten April 1768.



het auch formale Philosophie. — Formalphilosophie aber, welche von der Form des philosophischen Erkennens handelt. In der Buchdruckerkunst heißt Form die in ihre Columnen und Spalten abgetheilte und zum Abdruck gesetzte, in eiserne Rahmen eingeschlossene Hälfte eines Bogens, welche auf eine Seite des Papiers Bogens kommt. Sie enthält in Folio 2, in Quart 4, in Octav 3 Columnen u. s. w., welche auf einmal abgedruckt werden; zu jedem Bogen gehören also zwei Formen. Die Seite, welche zuerst gedruckt wird, heißt der Schöndruck, die andere heißt der Wiederrück.

Formale. Das Formale dem Materialen entgegengesetzt, deutet die Gestaltung, Bestimmung oder Form eines Dinges an. Formalien, Formalitäten, Formalitäten sind äußere, äußerwesentliche Umstände, womit eine Handlung begleitet wird, von denen aber in rechtlicher Hinsicht die Gültigkeit eines Geschäfts durch die Gesetze abhängig gemacht wird, insofern sie als Zeichen der Rechtsgültigkeit angesehen werden können. J. B. Jemand mit allen Formalien empfangen; ein Testament mit den gewöhnlichen Formalien eröffnen; daher formaliter, in gewöhnlicher Form und Art. Sich formalisiren, etwas übel nehmen, sich durch die Form, durch die Art und Weise, wie etwas geschieht, für beleidigt halten; ein Befremden oder Mißfallen über etwas äußern, sich über etwas aufhalten. Formalist heißt derjenige, der sich genau an die vorgeschriebenen Formalien bindet, daher auch ein Ceremonien- oder Constatimentenmacher. Formeln oder Formulare sind für besondere Fälle vorgeschriebene oder durch den Gebrauch eingeführte Worte, Wendungen oder Redensarten. In der Buchstabenrechnungskunst (Algebra) sind es die Vorschriften zur Auflösung einer Aufgabe.

Formen (Joh. Heint. Sam.), geboren zu Berlin den 31sten Mai 1711. Im Jahr 1731 wurde er Prediger der französischen Gemeinde zu Brandenburg, und dann zu Berlin, 1737 zugleich Professor der Beredsamkeit am dortigen französischen Gymnasium; 1739 legte er beide Stellen nieder und ward Professor der Philosophie in derselben Anstalt, 1745 zugleich beständiger Secretär der königlichen Akademie der Wissenschaften, 1782 Director der philosophischen Classe derselben. Er starb den 3ten März 1797. Er war ein kenntnißvoller, gelehrter und für die Wissenschaften eifrig wirkender Mann, und unter den Polygraphen des 18ten Jahrhunderts behauptete er eine der ersten Stellen. Er suchte mehr zu nützen, als zu pflanzen, und bekehrte fast alle seine Schriften nach diesem Maßstabe. Sie gehören entweder zum kritischen oder didactischen Fache. Letztere theilen sich wieder in theologische und philosophische. Seine akademischen Abhandlungen gehören meistens in das Gebiet der practischen Philosophie, oder sind Denkschriften auf verstorbene Akademiker oder Reden bei öffentlichen Sitzungen. Die wolfsche Philosophie, die in ihm einen ihrer letzten Schüler und Anhänger verlor, verdankte ihm und seinen Schriften ihre weitere Ausbreitung im Auslande, besonders in Frankreich; er hat ihr ein leichteres, gefälliges Gewand umgeworfen, und seine Belle Wolfiennne fand anfangs zahlreiche Verehrer. Man führt an, daß er außer den vielen gedruckten noch eine große Menge handschriftlicher Reden hinterlassen habe. Wie ausgebreitet sein Briefwechsel war, beweist der Umstand, daß er in 50 Jahren über 23,000 Briefe gesammelt, deren keiner von ihm

über 24 Stunden unbeantwortet geblieben ist. In seinen *Souvenirs d'un Citoyen* gibt er interessante Nachrichten über sich selbst.

Forskal (Peter), ein berühmter schwedischer Botaniker und Schüler Linnés, geboren 1736. Er studirte zu Göttingen und vertheidigte da (1756) eine Disputation unter dem Titel: *Dubia de principiis philosophiae recentioris*, welche in den gelehrten Zeitungen rühmlich erwähnt wurde. Eine französische Broschüre: *Gedanken über die bürgerliche Freiheit*, welche er nach seiner Rückkunft in Schweden herausgab, mißfiel der damals herrschenden oligarchischen Partei. Forskal erhielt bald darauf einen Ruf nach Copenhagen als Professor, und da er sich auch auf Naturgeschichte gelegt hatte, so wurde er, auf Linnés Empfehlung, mit zu der gelehrten Reise nach Arabien bestimmt, welche König Friedrich V. von Dänemark veranstaltete, und es wurde ihm dabei die Untersuchungen im Fache der Naturgeschichte aufgetragen. Im Jahr 1761 trat er mit seinen Gefährten, Carsten Niebuhr, von Havn und Kramer, die Reise an, botanisirte unterwegs in der Gegend von Marseille, von welcher er eine Flora herausgab, und auf der Insel Malta, und kam glücklich nach Aegypten und Arabien, wo er mit dem größten Fleiße botanisirte. Von der Pest befallen, starb er den 1ten Juli 1763 zu Dierim in Arabien; zu früh für die Naturgeschichte und die Wissenschaften überhaupt. Niebuhr hat Forskals hinterlassene Papiere, die aus lauter einzelnen Blättern mit Bemerkungen bestanden, sorgfältig gesammelt und aus denselben nochmals herausgegeben: *Descriptiones animalium avium, amphibiorum, piscium, insectorum, quae in itinere orientali observavit P. Forskael. Havniae 1775* mit 1 Kupfertafel. (Dem systematischen Namenverzeichnis in lateinischer, griechischer und arabischer Sprache folgen gegen 300 Beschreibungen von Thieren etc., nach dem Linnéschen System geordnet, und dann die *materia medica* in der ansehnlichen Apotheke zu Sakkra in Aegypten.) — *Flora Aegyptiaco-Arabica etc.* ib. — *Icones rerum naturalium, quas in itinere orientali depingi curavit Forskael.* ib. 1776 mit 43 Kupfern, wovon 20 Pflanzen, 23 aber Thiere vorstellen. Die Zeichnungen sind von dem ebenfalls unterwegs gestorbenen Mahler der Reisegesellschaft, Baurenseind, von Haas sauber gezeichnet. — Linné gab seinem Schüler und Freunde zu Ehren einer exotischen Pflanze der Namen *Forskalea*.

Forst, **Forstwesen**. Holz ist, seitdem Bevölkerung und Cultur allenthalben die Wälder gelichtet haben, mit Brod und Salz in eine Classe der Staatsbedürfnisse gekommen, zumal in Deutschland, wo die alten unermesslichen Waldmassen, welche zu Tacitus Zeiten noch durch Germanien zogen (*Sylva Hercynia Caesia*, *Luna Gabria*), jetzt nur noch in großen und kleinen Bruchstücken vorhanden sind. Die bedachtlose Wirthschaft in öffentlichen und Privathölzern erregte in der andern Hälfte des 18ten Jahrhunderts die Aufmerksamkeit der Regierungen und der Volkschriftsteller, welche wie gewöhnlich das Nothzeichen mit der Fosaune gaben, und man beeilte sich überall, eine bessere Deconomie ein- und diese auf wissenschaftliche Grundlage zurückzuführen. Die Jagdbeamten, — bisher Eusdiener der Adligen — welche nur beiläufig die Forstwirthschaft versahen und aus der Bactaille der Großen und des Hofes genommen zu werden pflegten, wurden nun mehr als Forstbeamten betrachtet und ihre Obern und Behörden, zeither aus *Maitres de plaisir* und *Sine Curen* zusammengesetzt, wurden mit den Finanzcollegien der Staaten einsämlich und

mäßig verzweiget, und zugleich nahm die oberaufsichende Staatsgewalt die Willkür der Privateigenthümer bei bedeutenden Holzungen in gehörige Controle. Mathematische und ökonomische Kenntnisse wurden nun da erheischt, wo sonst eine gewandte Hofnatur und tüchtige Kämmerer talente vorkamen, und der fürstliche Buchsenpanzer hatte nicht mehr das Vorrecht, in den Teich Bethesda zu springen. Die Früchte dieses verbesserten Systems haben sich in den holzarmen Ländern (denn in den holzreichen geht es immer noch üppig und sorglos zu) trefflich ergeben und in Verbindung mit den auf anderer Brennmaterialien und auf sparende Feuerung gewendeten Bemühungen noch soviel gewirkt, daß wir und die Nachwelt vorm Erkranken sicher ist. Die festlich sehr durch die Localität modificirten Grundsätze der Forstwirtschaft müssen von verschiedenen Ansichten aus festgestellt werden. Das Holzbedürfniß jedes Staates erstreckt sich auf Nutzholz und auf Brennholz. Beides sind hohe Staatsbedürfnisse, weil ein Theil jeder Wohnung nothwendig aus Holz besteht und weil da, wo die Surrogate nicht so reichlich vorhanden sind, wie Torf und Steinkohlen in Holland und England, doch Holz das vorzügliche Brennmaterial bleibt. Beide gleichgeordnete Bedürfnisse dem Lande zu sichern, sind Zwecke der öffentlichen Forstwirtschaft, — Zwecke, welche oft einer den andern hindern. Für beide gleich dienlich cultivirt man den sogenannten Hochwald. Beim Nadel- oder Schwarzhölze, dessen Cultur und Nutzung hauptsächlich nur auf Stammholz gerichtet ist, läßt man die jungen Pflanzen im stärksten Dickicht aufschießen, welches anfangs fast undurchdringtlich nach und nach sich lüftet und reiniget, und gewöhnlich in gleicher Höhe sich emporstreckt, so, daß unter den Stämmen fast alle Vegetation (von Holz wenigstens) aufhört und man durch die Zwischenräume der Stämme bequemlich auf dem glatten mit Nadeln und Moos bedeckten Erdbreiche herum spazieren kann. Man theilt die Nadelhölzer gewöhnlich in 50 — 60 jährige Schläge für das Brennholz ein, wohingegen für das Bauholz ältere Schläge von 80 — 100 und 120 Jahr aufgehoben werden, und schläget, wenn die Reize daran kommt, Stamm für Stamm weg, odet dann die Stöcke aus (welche die sogenannten Stockscheite und Stocklastern, die Stämme aber die Kopscheite, Böttgerscheite 2c. 2c. geben), und muß die Schläge in solche Lage zurichten suchen, daß der gewöhnlich zur Saamenzeit streichende Wind von dem nächststehenden erwachsenen Schläge den Saamen in das hierzu durch Hacken und leichtes Pflügen aufgerissene Erdreich des abgetriebenen Schlages verstreue und so die Saat der Natur gedeihe. Dieses Aufreißen des Bodens geschieht im Eintritt des Frühjahrs, wo der geflügelte Saamen der Schwarzhölzer die Capseln verläßt. Sind Boden und Witterung günstig, so bedarf es keiner Nachhülfe im Säen, doch oft muß man aus freier Hand nachsäen und wenigstens die Lücken ergänzen. Gefährlich für die Ordnung des Nadelholzes sind die Windbrüche, denn nämlich Stürme und Wirbelwinde einen oder mehr mächtige Bäume überwältigen und ganze Reihen (einer schlägt den Andern) niederreißen, und es ist ein eignes Studium des Forstbeamten, die Schläge so zu halten, daß der Wind sich nicht in Ecken und Winkeln verfange und den Schaden häufiger anrichte. Hat daher einmal ein Windbruch Statt gefunden, so muß, um den einmal gemachten Weg ins Holz unschädlich zu machen, das übrige auch, oder doch soviel weggeschlagen werden, daß der Sturm daran keine Macht mehr ausüben und man auch die verursachte Blöße wieder gehörig ansäen könne. Nichts ist daher

bedenklicher, als einzelne große Bäume aus dem hohen Nadelwald herauszuschlagen, es wird eine Lücke im Phalanx, in welche der feindliche Orcan verheerend eindringt. Noch hat die Natur feindliche Kräfte gegen die Nadelhölzer im Reiche der Insecten. Der Forstkäfer (*Dermestes Typographus* Linn.) und der schwarze Wurm (*Dermestes Piniperda* Linn.), desgleichen die Raupen von *Phalana Pini*, *Phal. Monacha* und *Sphinx Pinastri* erscheinen manchmal in ungeheuren Massen und ihnen ist in ihren Verwüstungen nicht leicht zu steuern, bis endlich die Natur nach ihrer ewigen Gerechtigkeit und Barmherzigkeit ihre Plage selbst vertilget. Auch Feuerbrünste sind in den Schwarzhölzern besonders gefährlich, zumal in trockner Jahreszeit, wegen der harzigen Cäfte des Holzes und der mit Nadeln bedeckten Bodens und sind gewöhnlich nur durch große Gräben und durch Auspeitscher aufzuhalten. Das Anpflanzen einzelner Nadelbäume ist bei den gewöhnlichen Gattungen, Tanne, Fichte und Kienbaum selten von Nutzen, — die Bäume verbüthen leicht und ein einmal so zurückgebliebener Stamm wird seine erschöpfendsten Verhältnisse nicht los. Die Massen des Schwarzholzes müssen, wie gesagt, einander selbst treiben und halten, die alten starken Schläge müssen die jüngern und schwächern schützen und alles muß in der Regel bleiben und weggenommen werden, sonst machen sich ärmliche dünne Holzleiden und oft ganz kahle Striche. Daher kommt es, daß in manchen Gegenden auf großen Plätzen, Berghöhen und Rücken, welche in alten Zeiten dicht bewachsen waren, jetzt keine Anpflanzung gedeihet, weil es an schützenden Nachbarhölzern fehlt. Man denkt an die Berghöhen von Jena, welche nach glaubwürdigen Nachrichten in alten Zeiten mit dichtem Schwarzholze bestanden waren, und jetzt allen Anstrengungen spotten. Man möchte die Wirthschaft des Schwarzholzes eine republicanische nennen. Der Hochwald des Laub- und grünen Holzes muß nach ganz andern Grundsätzen geheget und behandelt werden. Gewöhnlich verbindet man ihn mit Buschholz und theilt ihn ebenfalls in Schläge oder Hau, welche nach Maßgabe des Wuchses und des Bedarfes 3 — 20 Jahre wechseln. Kommt der Hau an die Reihe, so nimmt man alles Buchholz rein weg, hingegen von den ausgewachsenen Hochbäumen nur eine verhältnißmäßige Zahl und ersetzt diese theils durch stehengelassene Aufschößlinge (sogenannte Laßreiser), theils durch verschönlung junge Bäume (sogenannte Vorstände), so daß immer eine richtige Proportion bleibt, und der Hau, wenn ihn wieder die Reihe trifft, sowohl ausgewachsene, als in gehörigen Abstufungen aufwachsende Holzbäume hat. Die harten und weichen Holzarten erfordern hier sehr verschiedene Dispositionen. Die Eiche verlangt zur Ausbildung wenigstens 120 Jahre, ja 150 — 200 und 300 Jahre braucht der königliche Baum zur vollendeten Herrscherkrone. Die Buche und Ulme verlangt 80 — 100 Jahre; Esche, Ahorn, Birke, Erlen und Linde 60 — 70 Jahre und selbst die weichsten Holzarten, z. B. die Aspe, Pappel und alle Weidenarten erheischen ein Alter von 40 — 50 Jahren, wenn sie tüchtige Scheite oder auch Bauholz geben sollen. Man muß sich sehr hüten, daß man auf solchen Hauen nicht zuviel Hochbäume lasse und erziehe, weil sonst das darunter stehende Buschholz sich verzehret und verkrüppelt und man am Ende von beiden Arten nichts vorzügliches hat. Alle Hochbäume, einer wie der andere, z. B. Eiche und Buche mehr wie Birke und Erlen nähren sich auf Kosten der dem Schafte nahe stehenden Gesträucher und

ulden nur niedere, keine hochstrebende Umgebungen; sie sind das
 Bild der volksverzehrenden Aristokratie. Man hat daher sehr die
 Frage aufgeworfen: ob es nicht besser sei in den Laubhölzern Hoch-
 wald und Buschholz ganz zu trennen? und sie auch mit Erfolg
 nie und da gelöst. Ein Hochwald macht sich von selbst (wie z. B.
 im Königreich Sachsen der Goldiger Wald, die bekannten heiligen
 Buchen bei Tharandt), wenn man die Büsche aufschießen läßt,
 das Niedere bleibt zurück und die Hohen stehen isolirt in angränzen-
 den Sphären und strecken die Arme über das freie, aber freilich auch
 vom Segen der Vegetation verlassene Gelände; doch ist es immer
 besser, den Hochwald anzupflanzen, weil außerordentlich viel darauf
 ankömmt, daß der einzelne Baum seinen gehörigen Spielraum habe,
 so wie in einem kräftigen Staatenbunde eine freie und gleiche
 Constitution aller Glieder heilsam ist. Das von Stämmen ge-
 einigte Buschholz aber wächst in lustiger und üppiger Anarchie em-
 vor und in einander hinein, wie eine nomadische Heerde, und gewährt
 bei gutem Boden Haue von nur 10—12jährigem Umtriebe, liefert
 aber freilich weder Bau- noch Nutzholz, als etwa Stangen, Fleis-
 stäbe und Flechten. Offenbar aber gewährt Buschholz, wo guter
 Holzboden ist, den ergiebigsten Ertrag, weil man das Capital von 10
 zu 10 Jahren nugen kann, beim Hochwalde aber 30, 40, 50 und resp.
 100 Jahr warten muß. Am besten gedeihen als Büsche Eller, Esche,
 Birke, Hasel, Linde, Saalweide etc., kurz die weichen Holzarten,
 viewohl auch die harten Hölzer in den ersten Jahren ihres Wachses
 nicht so langsam gedeihen, als wenn sie im Stamme stehen. Man
 pflanzt oder säet den Busch gewöhnlich nicht, sondern läßt aus dem
 abgehauenen Busche die jungen Schößlinge erwachsen, weshalb denn
 auch nothwendig ist, den Holzschnitt des Buschholzes gleich im Ein-
 tritt des Frühjahres vorzunehmen, damit die jugendliche Kraft der
 Stöcke im ersten Wuchse sich äußern könne, welche bei Sommer- und
 Herbstschlägen durch die Masse und Kälte des Spätjahres ungemein
 geschwächt wird. Alle diese in einander oft störend eingreifenden
 Vortheile nach Maßgabe des Staatsbedarfs zu erlangen, ist nun der
 Zweck öffentlicher, wie auch der größern Privatforstwirtschaft, wo-
 hingegen geringere Eigenthümer und fast die meisten Landwirthe nach
 ihren Verhältnissen und so wirthschaften mögen, daß ihr gesammter
 landwirthschaftlicher Zweck vorherrsche. Darum ist auf die einzelnen
 Bäume und kleinen Hölzer in den Fluren, an Wässern und Wiesen-
 ändern eine Forstwirtschaft nicht anwendbar. Der Landwirth schlägt
 Bäume weg, die noch nicht schlagbar sind, wenn sie seinen Grund-
 stücken zu Schaden stehen, er schnüffelt sie, um leichtes Feuerholz zu
 haben, wenn er auch den Stammwuchs dadurch stört, kurz, er hat
 nur seinen ökonomischen Nutzen vor Augen. Uebrigens hat man im-
 mer noch in den meisten Staaten die Einrichtung beibehalten, daß die
 sonstigen Jagdbehörden und Jagdbeamten zunächst noch mit dem öf-
 fentlichen Forstwesen chargirt sind, und so zu sagen des Scherzes hal-
 ber mit dem Ernste sich befassen. Denn im ganzen Forstwesen bleibt
 die Jägerrei ein bloßer Scherz und eine schädliche und theure Lust.
 Schwarz- und mehr noch Rothwild sind Todfeinde aller Holzcultur,
 und die Federmäuler des Hofes und des Volks bedenken es nicht, wel-
 chen theuern Wirth sie an einem Wildpretsbraten verzehren. Eben-
 so verderblich auch ist es für die Hölzer, wenn man das zahme Vieh
 in solche auf die Weide treibt, ja, jede Grasnutzung im Holze, selbst
 das Zusammentragen der abgefallenen Blätter stören Nachwuchs und



aufung mehrerer von seiner Reise mitgebrachten Seltenheiten, theils durch Uebersetzungen oder eigne Abhandlungen, die er herausgab. Zwar wurden ihm mehrere amerikanische Predigerstellen angetragen; allein er schlug sie aus, indessen sein Sohn Georg im Jahr 1767 eine Stelle auf einem Comtoir annehmen mußte. Der Vater ging nun als Professor der Naturgeschichte und der französischen und deutschen Sprache nach Warrington, wohin auch seine Frau und zugleich sein Sohn Georg nachfolgten. Er unterrichtete hier, selbst als er nachher die Professorstelle niederlegte, die Jugend, und lebte mehrere Jahre in diesen nicht unangenehmen Verhältnissen. Endlich kam der Antrag an ihn, den Capitain Cook bei seiner zweiten Entdeckungsfahrt als Naturforscher zu begleiten; er bedachte sich nicht lange und ging mit seinem damals 17jährigen Sohne den 26ten Juni 1772 von London ab. Diese interessante, für die Menschheit und die Wissenschaften ewig wichtige Reise, auf welcher sie volle drei Jahre zubrachten, hat der Sohn, Georg Forster, in dem berühmten, zwei Quartbände starken Werke (London 1777, und deutsch, Berlin 1778 und 1780) weitläufig beschrieben, da man den Vater, welchem es zur Bedingung gemacht worden war, nichts für sich von dieser Reise drucken zu lassen, durch Gabalen um seinen Antheil an der englischen Pracht-Ausgabe dieser Reise gebracht hatte. Der Vater selbst gab nachher seine reichen Bemerkungen über Gegenstände der physischen Erdbeschreibung, Naturgeschichte und Philosophie, die er auf seiner Reise in die Welt gesammelt hatte, zu London 1778 in 4. (nachher deutsch von seinem Sohn zu Berlin 1783 in 8.) heraus. Die Weltkarte, welche die berühmten Weltumsegler auf ihrer Reise mit hatten, befindet sich in der Gallerie zu Würzburg als höchst interessantes Cabinetsstück im Besiz der Erbprinzessin von Anhalt-Deßau. Belohnungen wurden übrigens dem braven Manne so wenig zu Theil, daß er vielmehr, nach und nach bei seiner zahlreichen Familie in seinen ökonomischen Verhältnissen zurückgekommen, eine Zeit lang im Schuldhurme schmachten mußte, bis ihn endlich Friedrich der Große 1780 gleichsam dem Kerker abkaufte und mit dem Geheimrathstitel als Professor der Naturgeschichte nach Halle berief, wohin er mit Weib und Kindern zog und wo er 18 Jahre, bis an seinen Tod, eine Zierde dieser Akademie war. Auch hier schrieb er sehr fleißig und war mit Uebersetzung der neuesten Reisen aus mehreren Sprachen, unter welche vorzüglich die von Cook's dritter Reise gehört, beschäftigt. Freilich blieb er auch hier nicht ohne Verdrüßlichkeiten, welche ihm oft seine Heftigkeit, seine Geradheit und sein offenes Herz zuzogen; besonders setzten ihm theils sein Hang zum Spielen, theils die Begierde, seine Sammlungen um jeden Preis zu vermehren, sehr oft in große Verlegenheit. Der endliche Verlust seines edeln Sohnes, Georg, und der eines zweiten Sohnes, eines geschickten Arztes, vermehrten diese Leiden noch weit mehr. Engbrüstigkeit, Brustkrampf und andere damit verbundene Uebel brachten ihn seinem Ende nahe, welches den 9ten Dec. 1798 erfolgte. Er erwartete es mit der größten Ruhe. Scharfsinn und schnelle Fassungskraft waren bei diesem merkwürdigen Manne zugleich mit dem bewundernswürdigsten Gedächtniß verbunden. Siebenzehn lebendige und tode Sprachen redete oder schrieb er größtentheils. Er besaß eine höchst seltene Kenntniß der Literatur in jedem Fache; in der Geschichte, der Botanik und Zoologie wird er immer mit seinem Sohne als einer der ersten Entdecker des verflossenen Jahrhunderts glänzen. Obgleich von

heftigem, aufbrausendem Temperamente, hatte er dennoch so viel ungeheuchelte Gutmüthigkeit, daß er nicht beleidigte. Er war ausnehmend gefällig und diensfertig; auch den fremden Verdiensten ließ er volle Gerechtigkeit widerfahren. Ein heiterer Humor und eine unerschütterlich frohe Laune gaben seinem Umgange ein eignes Interesse. In seinen zahlreichen Schriften, unter denen seine oben erwähnten Beobachtungen auf einer Reise um die Welt, seine Geschichte der Schiffahrten und Entdeckungen im Norden, so wie sein antiquarischer Versuch über den Byßus der Alten die ersten Stellen einnehmen, war sein Styl zwar kräftig und lebhaft, aber, wenigstens der deutsche, nicht ganz correct.

Forster (Johann Georg Adam), Sohn des vorhergehenden, geboren 1754 zu Rassenhuben. Der Vater hatte die glücklichen Gesinnungsanlagen seines Sohnes so frühzeitig entwickelt, daß er ihn in seinem elften Jahre mit auf die Reise nehmen konnte, die er auf Befehl der Kaiserin Catharina zur nähern Kenntniß der südöstlichen Souveränements ihres ungeheuren Reichs machte. Er durchzog auf diesem Wege Rußland bis an die Gränzen Astrachans, und ward schon damals gewöhnt, die ganze Natur mit untersuchenden, vergleichenden Blicken zu betrachten. Aber Joh. Reinh. täuschte sich in seinen fast immer zu hoch gespannten Hoffnungen und Erwartungen in Hinsicht des Erfolgs dieser Reise, und damals mochte Georg wohl das erste Mal des Schicksals Ebbe und Fluth kennen lernen, die nachmals sein ganzes Leben hindurch wechselten. Joh. Reinh. hatte seine übrige Familie in Rassenhuben gelassen, und sein Sohn Georg trug schon damals, als dreizehnjähriger Knabe, bei seinem Aufenthalt in Petersburg, wo er seit 1765 den sorgfältigsten Unterricht in Sprachen, in der Geschichte, Geographie, Mathematik u. s. w. erhalten hatte, durch Uebersetzungen aus dem Russischen ins Französische, zu ihrem Unterhalte bei. Von Petersburg begab sich Vater Forster in Begleitung seines Georg mit ziemlich schwankenden Plänen nach England, wohin er nach einem Jahre seine übrige Familie nachkommen ließ, indem er bis zu seiner Reise um die Welt durch Unterricht und Schriftstellerei bald in London, bald in der Umgegend in sehr beschränkten Umständen lebte. Georg wurde anfangs zum Handel bestimmt, und in einen londner Kaufladen in die Lehre gegeben; aber seine schwache Constitution konnte eben so wenig die ihm aufgetragenen harten Arbeiten, als sein, an bessere Nahrung gewöhnter Geist, das Leer dieser Lebensart aushalten. Sein Vater nahm ihn zurück. Von da an erleichterte er die Hausorgen seiner Mutter, indem er — selbst erst ein funfzehnjähriger Knabe, in einigen Erziehungsanstalten der Umgegend von Warrington, wo Johann Reinhold Professor der Naturgeschichte geworden war, Unterricht im Französischen und Rechnen gab, und den Unterricht seines Vaters und der übrigen Professoren an der Akademie zu Warrington benutzte. Johann Reinhold war durch seine Kenntnisse und vielfache Vorzüge mit vielen londner, sowohl englischen als fremden, Gelehrten in Verbindung gekommen. Durch sie und so nahe, „dem großen Markte der Welt,“ London, erlangte Georg unzählige Mittel, durch Ansicht und Beobachtung seine Kenntnisse zu bereichern — und für seinen nach Wissen dürstenden Geist war keines verloren. Im achtzehnten Jahre begleitete er seinen Vater auf der Reise, die Cook zur nähern Kenntniß des Südpols um die Welt unternahm (1772 bis 1775). Joh. Reinhold hatte von ihr die Schatzgrube erwartet, aus welcher er für sein übriges Leben den rechtlichen Lohn seiner Mühen schöpfen wollte; Georg in ihr, die Morgensohn

eines thatenvollen Lebens gesehen. Mit hochgespannten Erwartungen kehrten sie nach viertelhalb Jahren nach Europa zurück; aber ähnliche Ursachen, wie nach der russischen Reise am petersburger Hofe, machten, daß diese Erwartungen nicht erfüllt wurden. Georg blieb bis 1777 in London. In diesem Jahre reiste er nach Paris, wo er unter anderm Buffons Bekanntschaft machte. Er war vierundzwanzig Jahr alt, als ihm die Bekanntschaft einiger biedern Deutschen einige Aussichten eröffnete, in Berlin eine Anstellung zu finden. Er reiste über Holland und Hessen nach Berlin zu, als er bei seinem Aufenthalte in Cassel ganz unverhofft an der dasigen Ritterakademie als Professor der Naturgeschichte angestellt ward. Seine Reise nach Berlin unterblieb aber nicht, er benutzte sie, um dem Schicksal seines Vaters eine günstigere Wendung zu geben. Es gelang ihm und einigen einwirkenden Menschen, Joh. Reinh. als Professor nach Halle zu befördern — eine Beförderung, bei der Halle wenigstens so viel als Joh. Reinh. gewann. Georgs Lage in Cassel ließ von Anfang an manches zu wünschen übrig, und ward bald unangenehm und endlich lästig. Das Schicksal schien sich ins Mittel zu schlagen, und rief ihn, in dem Zeitpunkte, da er einer Dazwischenkunft äußerer Umstände am meisten bedurfte, als Lehrer der Naturgeschichte nach Wilna in Litthauen. Ein Klang, der ihn berechtigte, seine Stelle bei Hofe einzunehmen, des Königs persönliche Gunst, manche Lockung der Eitelkeit, manche schöne Hoffnung, unter einer edeln Nation zu wirken, wog das Bagstück, sich aus der gebildeten Welt zu entfernen, auf. Auf seiner Reise dahin, die er über Dresden, Prag, Wien und Warschau machte, wählte er seine Gattin, eine Tochter des großen Heyne, die er, auch nachdem er später sich von ihr getrennt hatte und sie Huber's Gattin geworden war, bis auf seinem Sterbebette mit exaltirter Liebe ehrte. Sie folgte ihm nach Litthauen. Wie er seine Lage in dem armen, der Vernichtung zureisenden, Lande empfand, drückte er in dem Motto eines damals von ihm dem Publikum übergebenen Buchs durch die Klagen des verbannten Ovids aus. Das Schicksal schien wieder günstiger zu werden, indem es Georg mit anscheinender Großmuth aus seiner Verweisung befreite. Catharina von Rußland berief ihn zu einer neuen Reise um die Welt, welche besonders die nähere Kunde der nordöstlichen Küste ihres weiten Reiches erforschen sollte. Sie übertrug ihm die Führung des ganzen wissenschaftlichen Antheils dieser glänzenden Unternehmung. Hochglühend von Hoffnungen, nun seinen Platz im Leben und Wirken gefunden zu haben, trat er die Reise über Deutschland an, wo er seine Gattin und sein Kind während der fünf Jahre seiner Abwesenheit bergen wollte. Der Krieg der Russen mit den Türken brach aus. Die Schiffe, welche auf Entdeckungen ausgehen sollten, mußten ihre Mannschaft zu Seeschlachten hergeben, und der unternehmende jugendliche Anführer dieses friedlichen Geschwaders fiel, der einzige Todte des Linienschiffs, dessen Capitain er war, in dem Hafen vor Riga. Ungewiß über seine fernere Laufbahn, brachte Forster ein Jahr in Göttingen zu. Er unternahm während dieser Zeit eine Reise nach Berlin, wo der Umgang mit Geschäftsmännern ihm politische Verhältnisse bekannter und interessanter machte. Er besuchte auch die Rheingegenden, und vermittelte dadurch seine Anstellung als erster Bibliothekar und Professor in Mainz. Mit der Absicht, einen neuen Lebensabschnitt zu beginnen, ließ er sich im Herbst 1788 daselbst nieder. Seine Wünsche und die Wirklichkeit hatten aber schon die Friedensflüster zwischen sich, Gesundheit und Begnügtheit, verloren. Als Fremder fand er sich mit Fremden am här-

figsten zusammen; viele von diesen führten auswärtige Verhältnisse nach Mainz; dieser Umgang beförderte seinen Antheil an allgemein interessanten, also vorzüglich politischen Vorfällen. Seine Erfahrungen bildeten seine Denkart, seine individuelle Empfindungsweise verarbeitete die Begebenheiten der Zeit; eine Reise, die er im Jahre 1791 nach England und durch Frankreich machte, bestimmte seine Ansicht des Augenblicks. — Sein Wille und der Drang der Umstände schlossen sich in engen Kettengliedern zusammen, und er ergab sich der Sache Frankreichs, deren Irrthum damals eine große Zahl der edelsten Gemüther in den schönsten Traum versetzte, der Sterblichen zu träumen vergönnt ist. Forster erwachte von diesem Traum, aber die Idee, die ihn gebar, blieb sein Ideal. Die Blüthen seines Lebens hatte er welken sehen, für die wenigen Früchte, die sie ansetzten, fühlte er sich nicht mehr der berufene Gärtner zu seyn: da kam der große Gärtner, Tod, und verpflanzte die eble, kranke Pflanze in einen Boden, wo sie gelabt und in himmelsluft gedeihend in unendlicher Vervollkommenung fortwächst. Forsters Lebenslauf gleicht an Fülle einem willkürlich ersonnenen Roman, und dieses reiche Leben fiel einem der reich ausgestatteten Menschen zu seinem Antheil. Forster war mit unendlich empfänglichem Herzen und seltenen Fähigkeiten des Geistes geboren; aber von seiner Geburt an verbreitete sich durch sein Daseyn ein unseliges Mißverhältniß zwischen seinem Streben und seinen Mitteln. Seine frühen Verdienste bei dem beständigen Drucke häuslicher Beschränkung; die frühe, enthusiastische Anerkennung derselben von den Seinigen, bei den ewigen Hindernissen, die dem Gelingen seiner Anstrengungen im Wege standen; die unbegrenzte Ernte von Wissen und Ansichten, welche die Umstände ihm darboten, bei dem Mißlingen, ihre Früchte geltend zu machen; die Bewunderung der Menge, die schmelzende Reuiger der Großen, die Gunst gebildeter Weiber; überall, wo der junge, bescheidene, geistvolle Weltumsegler auftrat, neben der Nichtsbedeutendheit seiner häuslichen Umstände; die Größe seiner Ansichten, bei der Kleinheit seines Wirkungskreises — alle diese Gegensätze brachten eine fortwährende Dissonanz in sein Leben. In Forsters Charakter waren die höchste menschliche Güte und unzerstörbares Hoffen innig verwebt. Diese Güte lief wie ein goldener Faden durch das ganze dunkle Gewebe seines Lebens hindurch; stets rettend im Schmerz, oft hindernd am Entschluß, oft irreführend im Urtheil, aber immer einem Engel gleich, der mit seinem Palmzweig die schwüle Erdenluft erquickend bewegte, und ihn nach jedem Kampf, nach jedem Mißlingen zum kühlen Kranz um seine Stirn bog. Diese herrliche Güte war in ihm auch die Mutter der Hoffnung — leider ist sie es aber, die uns am häufigsten über den Werth des Augenblicks täuscht; doch wenn sie die Güte zur Mutter hat, nie den Betäuschten herabwürdigt. Aus diesem Grunde blieb Forsters Selbstachtung stets unerschüttert, und die Achtung Aller, die ihn kannten, blieb ihm, selbst da, wo sie ihn tadelten, gewiß. Sein Tod fiel in einen Zeitpunkt, in welchem Haß die einzige Stimme war, die man zwischen dem Sammergeschrei der Menschheit vernahm; aber dennoch ward sein frisches Grab mit frommen Thränen und mildem Nachruf geehrt, ja die Ebeln seines Volks wendeten sich mißbilligend von ein Paar Armseiligen ab, die seine Asche verhöhnten. Nun ist fast alles untergegangen, was sich auf sein Leben bezog. H. g. H.

Forsters Benehmen in Mainz, wo er bei dem Fortschreiten der Revolution in den Streit politischer Parteien verwickelt wurde, hat anders Denkenden vielen Stoff zur Verleumdung gegeben, und doch war

s auf mannichfaltige Weise begründet. Forster entschied sich bald für die Sache der Freiheit, denn sein Grundsatz war: Frei seyn, heißt Mensch seyn. Man hat daher oft mit vornehmlem Mitleid von seinen Freiheits träumen gesprochen; aber nicht immer erkannt, daß er sich nur in den Menschen, nicht in der Idee und den Mitteln überhaupt getäuscht. Denn seine Idee von Freiheit war nicht überspannt und metaphysische Träumerei war fern von ihm. Aber der glänzende Anfang der Revolution in Frankreich begeisterte ihn so sehr, daß er alles bürgerliche Gute allein von dorthier erwartete; dazu kam das schändliche Betragen der Emigrirten in Mainz, der Druck, den die Stadt durch sie empfand, und die innerste Abneigung gegen alles, was Pedantismus und träges Vorurtheil schien, wobei er, vermöge seines lebhaften, freien Geistes, natürlich oft die Grenzen überschritt. Viele, die ihn deshalb tadelten, konnten nicht irren, wie er. Und so blieb er in der bedrängten Stadt zum Vortheile derselben und der Universität, bis zum Einmarsch der Republikaner zurück. Nun konnte er nicht mehr neutral bleiben. Er erklärte sich also, da er durch seine Fertigkeit in der französischen Sprache bald mit der Generalität bekannt worden war, ganz für die Revolution, ward Clubist, und nahm an den in Mainz vorgenommenen Veränderungen lebhaften Antheil. Allein von diesem Augenblicke an war er auch für sein Vaterland verloren, von einer Familie getrennt, ja viele, die den edeln Mann verkannten, lehnten das Verdammungsurtheil des Staats auch auf den Schriftsteller aus. Er wendete sich nun 1793 nebst einigen andern, welche sich begeistert für die Sache der Neufranken erklärt hatten, nach Paris. Aber seine Hoffnungen versanken, als mit dem Sturze der Gironde, deren gemäßigte Ansichten er theilte, ganz Frankreich sich unter das Joch eines Robespierre bückte. Er sah nun ein, daß hier nichts mehr zur Verwirklichung der schönen Idee der Freiheit zu thun war, wo Klugheit und Mäßigung der blutigen Willkür weichen mußten, bereuete seinen Uebertritt, und schilperte die traurige Stimmung seiner Seele in vielen lesenswürdigen Briefen, die wir in den Friedenspräliminarien lesen. Der Kummer griff seine Gesundheit an, und schon im 39sten Jahre (am 11ten Jan. 1794) endigte ein scorbutisches Fieber des ruh entwickelten Geistes Lebensbahn, die er vielleicht, wenn er länger gelebt hätte, unter der Guillotine würde beschloffen haben. Noch bleibt uns übrig, über seinen literarischen Charakter zu sprechen, wobei wir zugleich unsere Leser auf die meisterhafte Schilderung in der Bebr. Schlegel Charakteristiken und Kritiken (1ster Band, S. 88 ff.) zu verweisen nicht unterlassen dürfen. — Forsters reicher Geist entwickelte sich ohne viele fremde Unterstützung schnell und üppig zu dem vielseitigen Anschauen der Natur. An der Hand eines Vaters voll starkem, umfassendem Naturinn, bildete sich jenes Talent der Naturbeobachtung, welches sich in seinen Charakteristiken in seinen Schriften überall an den Tag legt. In der Anschauung der Natur entwickelte sich inner der hohe Freiheitsinn, der seinen Schriften, wie seinem ganzen Leben, den Grundton gibt. Frei von den Fesseln der Systemsucht und dem Staube der Stubengelehrsamkeit betrachtete er Natur und Kunst; frei von fremder Nachahmung, frisch und lebendig stellte das Angesehene ein reiner Geist in eigenthümlicher Gestaltung dar, und dies ist es, was ihn auch zu einem classischen Prosaisten der Deutschen erhebt. In seiner Poesie verbindet sich französische Leichtigkeit mit englischem Gewicht. Kein Schriftsteller, wie er, regt, bei der Betrachtung einer reichen Welt, die ihm sein weltbürgerliches Leben aufger



ne günstige Gelegenheit, sich zu rächen. Die Streligen wurden dazu wonnen und unterstützt sie. Peter erschien mit Adlerschnelle und ihm blutige Rache an den Aufrührern. Der Czar, Le Fort und Senzifow vollzogen die Hinrichtung der Schuldigen mit eigener Hand. — Gewiß würde Le Fort dem Czar in seinen Bemühungen in die Vervollkommnung seines Volks noch ferner wichtige Hülfe geleistet haben, wenn ihn nicht der Tod übereilt hätte. Er starb im Jahr 1699 im 46sten Jahre seines Alters. Die Talente dieses Sängers und seine Verdienste um Rußland sind unverkennbar groß. Er hatte einen umfassenden und sehr gebildeten Verstand, eine scharfe Beurtheilungskraft, viel Gegenwart des Geistes, eine unglaubliche Geschicklichkeit, diejenigen zu prüfen, die er brauchen wollte, und nicht gewöhnliche Kenntnisse von der Stärke und Schwäche des russischen Reichs, die ihm bei der Bildung dieses Colosses nothwendig waren. Im Grunde seines Charakters lagen Festigkeit, unerschütterlicher Muth und Rechtschaffenheit; aber in seiner Lebensweise war ausschweifend und er beschleunigte dadurch seinen Tod.

Fortdauer nach dem Tode, auch die Unsterblichkeit der Seele genannt, wiefern man jene Fortdauer vorzugsweise auf das denkende und wollende Princip in uns, welches Seele heißt, bezieht. Denn wenn man auch außer der Unsterblichkeit der Seele noch eine Auferstehung des Leibes hofft, so kann doch diese nicht als eine Fortdauer nach dem Tode gedacht werden, da der Leib unmittelbar nach dem Tode in Verwesung übergeht; mithin als ein organischer, mit Lebensthätigkeit begabter Körper aufhört zu seyn und zu wirken; folglich kann die Auferstehung des Lebend nur als eine neue Schöpfung eines ähnlichen, obwohl vollkommnern Körpers gedacht werden. Die Fortdauer nach dem Tode oder die Unsterblichkeit der Seele hat man auf verschiedene Art zu beweisen gesucht. Besonders hat man sie in neuern Zeiten aus der Immaterialität der Seele gefolgert. Allein diese Immaterialität läßt sich selbst nicht streng erweisen; und wenn sie auch streng erweislich wäre, so würde zwar daraus folgen, daß die Seele nicht so, wie der Leib, durch Verwesung zerstört werden könne; nicht aber, daß sie auch mit vollem Bewußtseyn ihrer selbst fortfahre zu seyn und zu wirken. Denn es bliebe immer möglich, daß die Seele nach dem Tode in einen bewußtlosen Zustand überginge, ähnlich demjenigen, worin sie sich während eines tiefen Schlafes oder einer langen Ohnmacht befindet. Dies wäre aber keine wahre Fortdauer; sondern nicht viel besser als Vernichtung. Gleichwohl ist der Gedanke, daß der Mensch nach dem Tode aufhören soll, als ein vernünftiges und freies Wesen thätig zu seyn, so trostlos und, man möchte sagen, empörend für die Menschheit, daß ihn die Weisesten und Besten von jeher als einen unwahren Gedanken verworfen und alle gebildete Völker die Hoffnung der Fortdauer nach dem Tode als einen wesentlichen Bestandtheil ihrer religiösen Ueberzeugung anerkannt haben. Die Hoffnung der Unsterblichkeit ist daher als religiöser Glaube zu betrachten. Es ist nämlich eine unabweisliche Forderung der Vernunft an den Menschen, daß er nach inner ins Unendliche fortgehenden Vervollkommnung strebe. Diese Forderung kann und darf der Mensch nicht aufgeben, wenn er nicht auf seine ganze Würde als ein vernünftiges und freies Wesen Verzicht leisten will. Er darf daher auch mit Recht erwarten, daß eine ewige Fortdauer seines bessern Selbst, als die unumgänglich nothwendige Bedingung eines unendlichen Fortschritts im Guten, Statt finden werde, wenn ihm auch die Möglichkeit einer solchen Fortdauer



kräft nähern kann; 2) eine Festung muß die ganze umliegende Gegend beherrschen oder überschauen (dominiren), aber von keinem Punkte außerhalb eingesehen werden können; 3) die am weitesten vom Mittelpunkte gelegenen Werke müssen nach den näherliegenden offen seyn; 4) keine Vertheidigungslinie darf länger seyn als ein Musketenschuß, also ungefähr 120 Ellen; 5) je spitziger der Winkel am Mittelpunkte ist, desto fester ist der Platz; 6) in großen Festungen sind trockne Gräben den nassen vorzuziehen, weil Ausfälle, Rückzüge, Unterstützungen häufig nöthig sind: in kleinen Festungen ist es umgekehrt der Fall. Man unterscheidet in neuern Zeiten die italienische, holländische und französische Befestigungsart. Unter den Festungsbaumeistern, deren Ideen am öftersten in Betracht gezogen werden, zeichnen sich Rimpler, Späkel, Pagan, Belond, Cohorn, Vauban, Scheiter, Carmontaigne, Carnot, Hoyer und Scharnhorst aus. Man vergleiche noch den Artikel Festung in diesem Bande.

Fortiguerri (Niccolo), geboren zu Pistoja 1674, Prälat an dem Hofe Papst Clemens XI., einer der besten italienischen Dichter aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, welcher die verwandten Manieren Ariosto, Berni's und Tassoni's glücklich zu vereinigen wußte. In seinem epischen Gedichte, Richardett (Ricciardetto), wollte er zeigen, daß Ariost nachahmlich sey. Den ersten Gesang desselben soll er in derselben Nacht angefangen und beendet haben. Auf das Verlangen seiner Freunde setzte er dieses Werk fort. So wuchs es bis zu 30 Gesängen an. Aber er erlaubte nicht, dasselbe vor seinem Tode drucken zu lassen, auch nannte er sich als Verfasser Carteromaco, unter welchem Namen dieses Gedicht auch noch nach seinem Tode (1735) erschien, nämlich 1738, 2 Bde. 4. und mehrmals. Den Namen führt dieses Gedicht nach einem Paladin Karls des Großen. Die Erfindung scheint größtentheils ihm anzugehören. Mit der wirklichen Geschichte, so weit sie seinen Plan berührte, spielt er so willkürlich, daß er seinen Richardett nach Karls des Großen Tode den Kaiserthron bestiegen läßt. An symmetrischer Einheit war ihm wenig gelegen. Situationsbeschreibung war ihm dagegen Hauptsache. Die Fäden der Erzählung reißt er nach Lust und Laune ab und knüpft sie eben so willkürlich wieder an, gleich seinem Vorbild Ariost. Aber seine Darstellung ist komischer als die des Ariost und satirischer, als in Berni's und Tassoni's Werken. Der Spott über die Entweihung des Christenthums durch den verdorbenen Clerus ist das kräftigste Salz derselben, und wahrscheinlich der Grund, warum Fortiguerri mit seinem Gedichte so zurückhaltend war. Bouterweck, in seiner Geschichte der italienischen Poesie, erklärt dieses Gedicht für das geistreichste und unterhaltendste aller romantisch-komischen Gedichte. Fortiguerri's kleine Gedichte und Sonette sind in verschiedenen Sammlungen italienischer Dichter zu finden.

Fortuna, bei den Griechen Tyche, die Lenkerin der guten und bösen Schicksale, von welcher Dante sagt:

Abwechselnd läßt sie die eiteln Güter
Von Stamm auf Stamm, von Volk zu Volke gehen,
Jenseit der Willkür menschlicher Gemüther.

Hölle, Ges. VII.

Nach Hesiod war sie eine Tochter des Oceanus und nach Pindar eine Schwester der Parcen. Sie hatte zu Corinth, Elis und Smyrna ihre Tempel. In Italien wurde sie schon vor Erbauung Roms verehrt. In Antium hatte sie einen berühmten Tempel, in welchem sich zwei Bildsäulen von ihr befanden, die man als Orakel befragte und



Verbrecher ergriffen ward; *forum originis*, der Heimath, des Geburtsorts; *forum rei sitae*, der Gerichtshof des Ortes, wo die strittigen Gegenstände liegen. *Forum privilegiatum* heißt in Gerichtshof, unter welchem Jemand seines Amtes oder seiner Person wegen steht. So haben z. B. Geistliche ein *forum privilegiatum*, so fern sie nicht unter der allgemeinen Gerichtsbarkeit, sondern unter dem Consistorium stehen; desgleichen Studenten, als unter dem akademischen Gerichte stehend.

Fossilien oder Mineralien sind alle diejenigen selbstständigen, unorganisirten und leblosen natürlichen Körper, welche zusammen die feste Masse unsers Erdkörpers ausmachen und wovon ein großer Theil durch Ausgraben aus der Erde und durch den Bergbau zur Benützung gewonnen wird, z. B. Schiefer, Spießglas u. s. w. Sie bestehen aus lauter gleichartigen Theilen und sind ohne Lebenskraft und innere Bewegung. Ihre Entstehung und ihr Wachsthum, oder vielmehr richtiger ihre Vergrößerung, erfolgt nicht wie bei den Thieren und Pflanzen durch Erzeugung und Erweiterung von innen heraus, sondern dadurch, daß sich gleichartige Theile von außen nach und nach an einander und über einander setzen, und sich, ohne daß dabei in ihrer Mischung einige Aenderung vorgeht, vermöge der Cohäsionskraft zu einem Ganzen mit einander vereinigen. Man nennt diese Art von Verbindung eine Anhäufung, Zusammenhäufung oder Ansetzung (*Aggregatio*, *Juxtapositio*). Nach ihrer Entstehung bleiben diese Körper unverändert in demselben Zustande, so lange nicht Menschenhände auf sie wirken und ihre Zerstörung oder Zersetzung verursachen. In Deutschland braucht man die Wörter Fossil und Mineral gleichbedeutend, in Frankreich aber nennt man die aus der Erde ausgegrabenen und durch den Bergbau gewonnenen Körper bloß Mineralien; Fossilien aber nennt man die durch den Hinzutritt mineralischer Stoffe mehr oder weniger veränderten oder auch dadurch ganz in Mineralien verwandelten organisirten Körper, z. B. Conchylien, Knochen von Fischen und vierfüßigen Thieren, Hölzer, Pflanzen. Mit den Fossilien nach deutschem Sprachgebrauche wird auf den Bergwerken ein starker Handel getrieben, indem man sie theils roh, wie sie aus der Erde kommen, theils zubereitet, als Medicamente, Farbstoffe, zum Leder- und Tuchbereiten, zum Poliren u. s. w. braucht. Ihre Veredelung und Zubereitung zur Handelsware macht an einigen Orten eine eigne Fabrik aus, die ein Fossilienwerk genannt wird. Wir fügen hinzu, daß die Lehre von den Eigenschaften und der Geschichte der Fossilien Mineralogie, die Kenntniß ihrer Kennzeichen Oryktognosie oder Mineralogie im engeren Sinne, die Lehre von ihren Lagerstätten, den Gebirgen, ihren Verbindungen, ihrer Entstehung und Umbildung Geognosie heißt. X.

Fothergill (Johann), ein berühmter englischer Arzt, geboren den 8ten März 1712 zu Garrend bei Richmond in der Grafschaft York, wurde in einer Erziehungsanstalt der Quäker erzogen, und bekannte sich sein ganzes Leben hindurch zu dieser Secte. Er studirte nachher Medicin zu Edinburg, wo er 1737 Doctor wurde, und eine *Disputation de emeticorum usu* schrieb. Nachdem er einige Zeit an dem St. Thomashospital in London angestellt gewesen war, machte er 1740 eine gelehrte Reise durch Holland, Deutschland und Frankreich, und ließ sich sodann in London nieder, wo er 30 Jahre hindurch als der berühmteste der damaligen Ärzte eine sehr ausgebreitete und einträglich praxin trieb. Seine ausgezeichnete Geschicklichkeit und Fleiß, so wie

seine unbeschränkte Wohlthätigkeit gegen die Armen, denen er fortwährend große Summen auetheilte, erwarben ihm allgemeine Achtung. Er nahm wahren Antheil an dem Zustande seiner Kranken, und verstand die Kunst, sich ihr Vertrauen zu verschaffen und ihnen Muth einzuflößen. Als im J. 1746 die häutige Bräune in London epidemisch wurde, und große Verwüstungen anrichtete, befolgte Fothergill in der Behandlung derselben eine neue Methode, und anstatt daß man die Krankheit bis dahin durch Aderlassen, Purgiren und schwächende Mittel vergeblich zu heben gesucht hatte, gebrauchte er Brechmittel und Mineralsäuren, und brachte seine Kranken fast alle glücklich durch. Dadurch erwarb er sich seinen großen Ruhm, und wurde in London allgemein gesucht. Im J. 1748 gab er seine Schrift über die Natur und Behandlung der Brandbräune heraus, die bald in verschiedene Sprachen übersetzt wurde. Fothergills Ideen waren jedoch nicht ganz neu; schon vorher hatten einige italienische Aerzte, und in London selbst Leathland diese Methode befolgt. Fothergill wurde nun auch in mehrere gelehrte Gesellschaften aufgenommen; er wurde Mitglied des Collegiums der Aerzte zu London und Edinburg, der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu London, der Gesellschaft zu Philadelphia, der medicinischen zu Paris, und Präsident der londoner medicinischen Gesellschaft. Neben der Medicin beschäftigte sich Fothergill auch eifrig mit der Kräuterkunde. Er kaufte 1762 zu Upton in der Grafschaft Essex ein großes Stück Feld, und legte da einen prächtigen Garten an, wo er officinelle und andere Pflanzen aus allen Himmelsgegenden zog. Er bezahlte seltene Pflanzen sehr theuer, und ließ sogar Botaniker auf seine Kosten reisen. Durch die besten Künstler in London ließ er die Pflanzen seines Gartens abzeichnen; bei seinem Tode waren 1200 solcher Zeichnungen fertig, die nach Petersburg in das kaiserliche Cabinet gekommen sind. Sein zoologisches und mineralogisches Cabinet gehörte zu den vorzüglichsten in England. Ob ihm gleich alles dieses viel kostete, so verwendete er doch noch große Summen zu wohlthätigen Zwecken. Er errichtete auf seine Kosten eine Erziehungsanstalt für arme Quäkerkinder, und unterstützte eine große Menge Nothleidender, oft ohne daß sie selbst erfuhren, woher ihnen die Hülfe komme. Zu seinen Lieblingsentwürfen gehörte die Abschaffung des Negerhandels, und es machte ihm viel Kummer, daß er ihn nicht durchsetzen konnte. Er blieb unverheirathet, und starb, allgemein bedauert, am 26ten December 1780 im 69ten Jahre seines Alters. Er vermachte sein sämmtliches Vermögen den Armen und verschiedenen Erziehungsanstalten. Man setzte ihm die einfache Grabchrift: „Hier liegt Dr. Fothergill, der 200,000 Guineen zum Besten der Armen verwendet hat.“ Nach seinem Tode kam eine vollständige Sammlung seiner medicinischen und philosophischen Werke, mit seiner Lebensbeschreibung, London 1781 heraus, wovon eine deutsche Uebersetzung, Altenburg 1785 in 2 B. m. R. erschienen ist.

Fötus heißt der thierische Keim (Embryo) dann, wenn eine der Gattung entsprechende Gestalt aus ihm sich entwickelt hat. Nach den verschiedenen Thiergattungen geschieht dies zu verschiedenen Zeiten, je nachdem die Geburt früher oder später eintritt. Beim Kaninchen z. B., die alle vier Wochen Junge zur Welt bringen können, muß dies früher geschehen als bei den Ragen, Hunden u. s. w. Beim Menschen hebt es gewöhnlich von der dritten und vierten Woche an, im sechsten und siebenten Monat heißt er Frucht, bis zum zehnten Kind. Mit der Unterscheidung dieser Begriffe wird es jedoch nicht so

genau genommen; einmal ist der Begriff Embryo, ein anderes Mal Fötus oder Frucht für alle, und Kind heißt der Fötus dann erst, wenn er zur Welt gekommen ist. Frucht scheint der passendste Name zu seyn.

Fouché (Joseph), Herzog von Otranto. Wenn die Geschichte überhaupt die denkwürdigen Männer irgend eines Zeitalters nach einem früheren oder spätern beurtheilen und würdigen darf, sondern allein nach dem Charakter der Zeit, in der sie lebten, aus deren Schooße sie hervorgingen, und deren Gewalt sie widerstrebten, oder sich hinzugeben mußten: so gilt dies noch weit mehr von den Männern eines Zeitalters, dessen Jahrbücher noch nicht geschlossen sind. Fouché von Nantes gehört ganz dem Zeitalter der französischen Revolution an. Die innere Nothwendigkeit dieser furchtbar großen Begebenheit und der Art ihrer Entwicklung hat die Geschichtsforschung noch nicht vollkommen befriedigend erklärt. Sie weiß bloß, daß ihr Maßstab für eine Begebenheit nicht derselbe seyn kann, nach welchem sie ein Volk und Menschen richtet, deren Leben in eine Zeit fällt, in welcher die moralisch-politische Cultur der gesellschaftlichen Ordnung ruhig, d. i. gesellig fortschreitet. Fouché darf daher so wenig als das französische Volk, dessen völler Genius auch über ihn walten mußte, und wie die Revolution überhaupt, nach britischen oder deutschen Ansichten, noch nach dem Zustande der Dinge im J. 1817, oder im J. 1788, betrachtet werden; am allerwenigsten darf man ihn beurtheilen auf das bloße Zeugniß dieser Revolution, deren eigene Aussagen eben darum verdächtig sind, weil sie selbst durchaus den gespenstisch wilden Charakter der Leidenschaft und der Verblendung, wie der Lüge und der Gewalt in sich trug; ein Charakter, der mit der moralisch-politischen Ordnung der Gesellschaft zugleich den Wahrheitsinn der öffentlichen Meinung zerstörte, welcher Sinn mit Recht als die sittliche Grundlage aller bürgerlichen Verträge angesehen wird. Diese Gerechtigkeit darf man Fouché'n um so weniger versagen, da er selbst dem Urtheile der Zeitgenossen und der Nachwelt, ohne Haß, in der ruhigen Würde eines historischen Charakters entgegen getreten ist. Er hat jetzt nur über einen Theil seines öffentlichen Lebens, den spätern seit 1799, wo Napoleons Machtwille über Frankreich zu gebieten anfang, sich zu rechtfertigen versucht, und selbst seine Feinde müssen gestehen, daß er viel Böses gehindert, und dem Tyrannen bei mehr als einem wichtigen Anlaß mit furchtloser Festigkeit sich entgegengestellt hat. Wenn die, von ihm zum Druck schon vorbereiteten, *Mémoires* seines ganzen Lebens vor uns liegen werden, da möchten wir wohl auch über manchen Theil der geheimen Geschichte der französischen Revolution — *la partie souterraine de la révolution*, wie sie ein französischer Schriftsteller bezeichnet, — anders urtheilen lernen. Wenn er sie nur unbeanstanden, vollständig und frei von der Wortkunst französischer Eigenliebe niedergeschrieben hat! Hier können bloß die Hauptpunkte aus einem Leben angeführt werden. Wer seine Feinde, die dasselbe gehässig, im Sinne der prinziplichen Partei, der Ultra's und der Anhänger Napoleons entstellt haben, hören will, der lese das ihn bitter verunglimpfende *Mémoire historique sur Fouché de Nantes, maintenant Duc d'Otrante*, par un Anglais (?). Paris chez Delaunay et Egron. 1816. Dagegen ist die Bemerkung wichtig, daß keiner von denen, die Fouché'n, den Gedächten, in Schriften verfolgen, sich ihm gegenüber zu nennen gewagt hat! Wer ihn selbst hören will, der lese die *Notice sur le Duc d'Otrante*. Leips. Amstord. et Londres; Cono. Lex. 4te Aufl. III.

chès Brockhaus. 1816. (von Demarteau) deutsch in den Zeitgenossen I. 3. und Correspondance du Duc d'Otrante avec le Duc de (Wellington) Première lettre. Dresde le 1. Janv. 1816 Leips. Amst. et Londr. chès Brockhaus. 1816. Beide Schriften deutsch unter dem Titel: Aus dem Leben Joseph Fouché's, Herz. von Otranto, nach authentischen Quellen und (14) für die neueste Zeitgeschichte wichtigen (größtentheils bisher nicht bekannten) Actenstücken. Leipz. und Altenb. 1816. 8. Man erkennt in Fouché's Staatschriften und Briefen ganz den denkenden, erfahrenen und viel geprüften, wie den kühn und frei um sich blickenden, entschlossenen und parteilosen Staatsmann. Die Correspondance ist für jeden unentbehrlich, der das neueste Schicksal Frankreichs, welches Fouché in Hinsicht auf das ungerechte Verfahren der Kammern gegen ihn im J. 1815, und in Hinsicht auf Ludwig XVIII. rechtfertigt, verstehen will. — Joseph Fouché, geboren zu Nantes den 20ten Mai 1763, vom 9ten Jahre an daselbst von den Pères de l'Oratoire erzogen, sollte, wie sein Vater, Schiffscapitän werden. Allein er war für das Seeleben nicht stark genug, daher setzte er seine Studien fort bei den Oratoriern zu Paris, worauf er selbst Vorlesungen hielt über Metaphysik, Physik und Mathematik in der königl. Akademie zu Juilly, zu Arras und zu Vendôme. Er war nie Priester, heirathete noch vor der Revolution, und kehrte nach Nantes zurück, um dort als Advocat zu leben. Hier wählte ihn im J. 1792 die Wahlversammlung des Departements der untern Loire zum Volksrepräsentanten im National-Convention. Am 20ten Sept. 1792 (mithin nachdem der Königsthron umgestürzt und die Republik schon errichtet war) trat er zum ersten Male im Pariser Jacobinerclub auf. Im Convent stimmte er für den Tod des Königs, und gegen die Appellation an das Volk, ohne sein Ja und Nein mit Gründen zu begleiten. Er wirkte besonders im Ausschuss des öffentlichen Unterrichts, und stand mit Condorcet in enger Verbindung. Auch war und blieb der nachmalige Marineminister Malouet sein treuer Jugendfreund bis zu seinem Tode im J. 1814. Sendthigt, Sendungen nach Revers, und mit dem berühmigten Collot d'Herbois nach Lyon, im J. 1793, anzunehmen, war er gezwungen, die Sprache der damaligen Zeit des Schreckenssystems zu führen; doch erklärte er sich mit Muth gegen allgemeine Denunciationen, gegen anarchische Willkür und Plünderung. Bei seiner Rückkehr nach Paris wurde er im Juni 1794 zum Präsidenten des dortigen Jacobinerclubs erwählt, bald aber von Robespierre, gegen dessen Tyrannei er sich freimüthig erklärt hatte, angeklagt, er unterdrücke die Patrioten, und vergleiche sich mit den Aristokraten. Man stieß ihn daher aus dem Club den 4ten Juli. Nach Robespierre's Sturz am 27sten Juli 1794 schien Fouché auf die Seite der Gemäßigten zu treten; allein bei der gefährvollen Lage der Republik sprach er auf der Rednerbühne für die Maßregeln des Schreckenssystems. Tallien und die angesehensten Thermidorianer griffen ihn häufig an. Am 2ten April 1795 wurde seine Verhaftnehmung förmlich begehrt, aber nicht ausgesprochen. Damals erschienen heftige Flugschriften gegen ihn, wie: „die Anklage der Bretoner; der Macheruf der Lyoner; die Annahme des Terrorismus; der enthüllte Fouché u. a. m.“ Die Einwohner von Gannat im Allier-Departement, und die Behörden im Nièvredepartement verlangten vom Convent seine Bestrafung. Auch die Repräsentanten Lesage, Boissod'Anglas u. A. sprachen so heftig gegen ihn, daß endlich vom Con-

ent, ungeachtet Fouché sich lebhaft vertheidigte, seine Verhaftnehmung und seine Ausstoßung aus dem Convent, als Terrorist, beschlossen wurde. Erst am 26sten Oct. 1795 erhielt er, in Gemäßheit einer Allgemein erklärten Amnestie, seine Freiheit wieder. Er lebte jetzt zwei Jahre als Privatmann. Nach dem 1sten Fructidor (4ten Sept. 1797), wo Barras über die Partei der Gemäßigten siegte, ernannte ihn das Directorium zum franz. Botschafter bei der cisalpinischen Republik. Hier drang er beharrlich auf größere Energie in der Regierung dieses Staats, um dessen Unabhängigkeit zu behaupten. Als er sich aber mit dem damaligen Oberbefehlshaber der italienischen Armee, Gen. Joubert, gegen die Partei von Reubel, Merlin u. A. verbanden hatte, rief ihn das Directorium von seinem Posten ab. Er kehrte im Anfang des Jahres 1799 nach Paris zurück. Hier wurden einige Monate nachher die Mitglieder des damaligen Directoriums durch Sieyès, Ducos, Gohier und Moulins ersetzt, welche, auf des Generals Joubert Vermendung, Fouché'n zum französischen Gesandten in Holland und bald darauf zum Polizeiminister der Republik ernannten. Als solcher entwickelte er seltene Talente, mit Kühnheit, Festigkeit und einer außerordentlichen Thätigkeit gepaart. Wegen der von ihm getroffenen Maßregeln zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe und zur Unterdrückung der Volksgesellschaften wurde er im Jacobinerclub und im Rathe der Fünfhundert heftig angegriffen. Allein er ging auf seiner Bahn entschlossen fort, und hielt alle Parteien, vorzüglich die Zeitschriftsteller, im Zaum. Um diese Zeit, im Anfang des Septembers 1799, erschien eine Rechtfertigung seines Betragens im Moniteur. Nach Buonaparte's Rückkehr aus Aegypten wirkte er thätig mit zur Aufrichtung der Consularregierung am 18ten Brumaire. Er ward deswegen als Polizeiminister bestätigt. Wie er über die Grundsätze seiner Amtsführung dachte, sieht man aus den Umschreiben, die er bei mehreren Gelegenheiten erließ. Allein Napoleon war damit nicht einverstanden, sondern errichtete eine besondere, geheime Polizei. Fouché fiel in Ungnade, und wurde den 15ten Sept. 1802 in den Senat versetzt. Napoleon vereinigte hierauf die Polizei mit der Justiz, unter dem Großrichter Regnier. Doch die Gährung, welche über die kaiserlichen Polizeimaßregeln, besonders zur Zeit des Processes von Moreau, entstanden war, nöthigte den Kaiser, Fouché'n mit den Worten: nous nourrons de bêtises, im Juli 1804, wieder an die Spitze des Polizeiministeriums zu stellen. Während Buonaparte durch seinen Eroberungsgeist im Auslande beschäftigt wurde, erhielt Fouché die Ruhe im Innern. Vergebens suchte er die Thätigkeit des Kaisers auf die innere Verwaltung hinzulenken, und ihn von dem Entwurfe gegen Spanien abzuhalten. Als Napoleon 1809 an der Donau mit Oesterreich Krieg führte, und die Engländer auf Walchern gelandet hatten, bot Fouché, er zugleich Minister des Innern und in demselben Jahre zum Herzog von Otranto ernannt war, allenthalben die Nationalgarden auf; allein die Worte seines Aufrufs: „Beweisen wir, daß Buonaparte's Gegenwart nicht nothwendig ist, um unsre Feinde zurückzuschlagen,“ erwirkten seine abermalige Ungnade. Er wurde im Juni 1810 zum Gouverneur von Rom ernannt, sollte aber dem Kaiser seine Briefschaften zustellen. Da er dies standhaft verweigerte, so ward er in eine Senatorerie nach Aix in der Provence verwiesen. Doch rief ihn Buonaparte bald zurück; allein der Herzog konnte nicht mit den Ansichten des Kaisers übereinstimmen und ging auf seine Güter. In der Folge berief ihn Buonaparte nach Dresden, und ernannte ihn im Jahre 1813 zum Statthalter von Ägypten. Doch bald

nöthigte ihn der Krieg, nach Frankreich zurückzugehen; Napoleon schickte ihn hierauf nach Neapel. Joachim folgte nicht dem weisen Rathe des Herzogs. Dieser kehrte 1814 nach Paris zurück, als Buonaparte abgedankt hatte. Er schlug dem Exkaiser vor, sich nach Elba, nach Amerika zu gehn. Eben so vernünftig waren seine Vorschläge, die er den Ministern Ludwigs XVIII. mittheilte. Hätte man auf ihn gehört, so würde die Catastrophe im März 1815 nicht Statt gefunden haben. Da der Herzog sah, daß neue Leidenschaften an die Stelle der alten getreten waren, so ging er aufs Land. Unzufriedene suchten vergebens ihn in ihre Verbindungen zu ziehen. Sein Brief, den er von seinem Schlosse Ferrieres bei Paris, den 25ten Sept. 1814 (s. die Notice S. 53—71), an ein Mitglied des Congresses zu Wien schrieb, enthält gewissermaßen sein politisches Glaubensbekenntniß. Bei der Landung Buonaparte's sollte der Herzog von Otranto, weil er nach der Lage der Dinge die Rückkehr desselben für möglich gehalten hatte, verhaftet werden; allein man wagte nicht, den Befehl zu vollziehen. Buonaparte berief ihn sofort zu sich; doch Fouché nahm von ihm nicht eher das Polizeiministerium an, als auf seine Versicherung, daß Oesterreich und England die Rückkehr Napoleons insgeheim guthießen. Sobald aber der Herzog von der Aht, die der Congress gegen Buonaparte ausgesprochen, gewiß Kunde erhalten hatte, schlug er dem Kaiser vor, wenn Unterhandlungen nichts ausrichteten, abzudanken und in die vereinigten Staaten zu gehn. Dieser Rath machte ihn verdächtig. Erst nach seiner Niederlage bei Waterloo entschloß sich Napoleon, auf Fouché's Betrieh, zu Abdankung. Jetzt stellten die Kammern den Herzog von Otranto an die Spitze der provisorischen Regierung. Er verhinderte es, daß Napoleon als General an die Spitze des Heeres trat, und beförderte seine Abreise. Zu gleicher Zeit unterhandelte man mit den Verbündeten, deren Heere Paris immer enger einschlossen. Dadurch gelang es dem Herzog, die Ansicht Carnots und Anderer zu bekämpfen, welche das Aeußerste wagen und Paris aufopfern wollten, um, wie sie sagten, Frankreich zu retten. Vor den Greueln dieses Kampfes der Verzweiflung schützte die Festigkeit des Herzogs den Staat. Er unterhandelte hierauf mit dem Herzog von Wellington zu Neuilly; Paris capitulirte, die französische Armee zog sich hinter die Loire zurück, und Ludwig XVIII. berief den Herzog von Otranto, welcher ihm den 7ten Juli über die öffentliche Meinung in Frankreich offen geschrieben hatte, zu sich nach St. Denis. Er ernannte ihn zu seinem Polizeiminister. Als solcher legte er dem Könige zwei Berichte über die Lage Frankreichs vor, die aber durch die Untreue eines Geheimschreibers bekannt wurden, und durch ihre Kühnheit den Haß aller Parteien, vorzüglich der Ultraroyalisten, gegen den Herzog aufreizten. Sein Rath, alles zu vergeben, ward nicht befolgt, und er mußte als Polizeiminister die Verordnung Ludwigs XVIII. vom 24ten Juli 1815 unterschreiben, durch welche mehrere als Staatsverräther von dem Amnestiegesetz ausgeschlossen wurden (s. Ludwig XVIII.). Endlich siegte der Haß der prinziplichen Partei über das Ministerium, und Fouché nahm seine Entlassung im Sept. 1815. Das Departement der Seine wählte ihn zum Deputirten der Kammer; allein der Haß der Royalisten hielt ihn ab, in dieselbe einzutreten. Hierauf ernannte ihn der König zu seinem Gesandten am dresdner Hofe. Doch bald traf ihn der Beschluß der Kammern, daß alle, die für den Tod des Königs gestimmt und von Napoleon ein Amt angenommen hätten, aus Frankreich verbannt seyn und

re durch Schenkung erhaltenen Güter verlieren sollten. Der Herzog ist seitdem eingezogen im Schooße seiner Familie zu Prag. Er beschäftigt sich mit der Erziehung seiner Kinder, und ist in diesen rein menschlichen Verhältnissen ein durchaus achtungswerther Mann. Sein höchstentheils ererbtes Vermögen hat sich durch geordneten Haushalt, in einfacher Lebensweise, vermehrt, daß er anständig und unabhängig leben kann. Nach öffentlichen Blättern hat er sein Hotel zu Paris und verschiedene Besitzungen in Frankreich an den Herrn von Fries in Wien für 1,100,000 Franken verkauft. Das Aeußere dieses merkwürdigen Mannes verräth Scharfblick und Willenskraft. Er ist von mittlerer Größe, mehr hager als voll, von fester Gesundheit, starken Nerven, in der Rede rasch, bestimmt und lebhaft; in der ganzen Haltung schlicht und einfach. Die Nachwelt wird seinen Talenten wie seinem verdienstlichen Gerechtigkeit widerfahren lassen, und parteilos die stürmische Zeit erwägen, welche eine Zeitlang auch ihn in den Strudel ihrer Verirrungen hinabzog.

K.

Foulis (Robert und Andreas, Gebrüder), waren in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gelehrte und berühmte Buchdrucker zu Glasgow in Schottland. Die von ihnen besorgten Ausgaben classischer Autoren verdienen, ihrer Schönheit und Correctheit wegen, denen von Barbou und Bodoni an die Seite gesetzt zu werden. Robert Foulis trieb anfangs das Geschäft eines Barbiers. Nach verschiedenen Unternehmungen faßte er den Entschluß, sich als Buchdrucker auszuzeichnen, und er machte sich 1743 durch eine Ausgabe des Demetrius Phalereus vortheilhaft bekannt. Im folgenden Jahre erschien seine berühmte Ausgabe des Horaz in 12., die ohne Druckfehler ist. Er hatte die Probebogen im Collegio zu Glasgow öffentlich ausgehängen, und, wie Robert Stephan, eine Prämie für jeden Druckfehler, den man finden würde, bestimmt. In dem nämlichen Jahre nahm er seinen Bruder Andreas als Compagnon des Geschäfts an, und beide gaben nun 30 Jahre nach einander die von den Liebhabern sehr gesuchte Folge classischer Autoren heraus, unter denen die vorzüglichsten folgende sind: Homer (blos griechischer Text) 1756—1758. 4 Bde. Fol. — Thucydides (mit lateinischer Uebersetzung) 1759. 8 Bde. in 8. Herodot (mit lateinischer Uebersetzung) 1761. 9 Bde. in 8. Xenophon (mit Uebersetzung) 1762—1767. 12 Bde. in 8. Cicero 1749. 20 Bde. in 12. Das neue Testament griechisch. 1750. in 8. Der große Eifer der beiden Brüder, die schönen Künste in ihrem Vaterlande recht empor zu bringen, verursachte ihren Ruin. Sie wollten in Schottland eine Kunstakademie errichten, unterhielten deswegen mit großen Kosten Schüler in Italien, und ließen von daher eine Menge Kunstsachen kommen. Da sie aber nicht unterstützt wurden, konnten sie diesen großen Aufwand nicht weiter bestreiten. Andreas Foulis starb 1774 und sein Bruder Robert war genöthigt, seine Kunstsammlung, wovon der Catalog 3 Bände ausmachte, nach London zu schaffen, wo sie in der Auction um einen Spottpreis verkauft wurde. Er starb zu Glasgow 1776. — Ein Nachkomme der Gebrüder Foulis hat noch bis zum Jahr 1806 verschiedene schöne Ausgaben von Classikern, namentlich einen Virgil 1778 und Hesychius 1795 geliefert.

Fouqué (Heinrich August Freiherr de la Motte), Königl. Preussischer General der Infanterie, war 1698 in Haag, aus einer alten normännischen Familie, welche der Religion wegen Frankreich verlassen hatte, geboren. Im achten Jahre ward er Page am Hofe des Fürsten Leopold zu Anhalt Dessau. Wider den Willen seines Herrn machte er 1715 die Campagne als Gemeiner mit, ward nach der Expedition auf der

Insel Rügen 1719 Fähnrich und erhielt 10 Jahre darauf als Hauptmann eine Compagnie. Er wurde der vertraute Freund des Kronprinzen von Preußen (nachmals Königs Friedrich II.), und der strenge Friedrich Wilhelm I. erlaubte es sogar, daß Fouqué den Kronprinzen im Gefängnisse zu Custrin besuchen durfte. Verdrüsslichkeiten mit seinem Chef, dem Fürsten von Dessau, bewogen Fouqué, den preussischen Dienst 1738 als Major zu verlassen, und in dänische Dienste zu gehen. Als Friedrich II. den Thron bestieg, rufte er Fouqué wieder zu sich, und ernannte ihn zum Obersten und Commandeur eines neuerrichteten Regiments. Fouqué machte nun die Feldzüge in Schlesien mit, und zeichnete sich seit 1742 als Commandant der Festung Glatz aus. Noch mehr aber zeichnete er sich, als Generallieutenant, im siebenjährigen Kriege durch Klugheit und Tapferkeit aus, und commandirte öfters große abgesonderte Corps. Im J. 1760 ward er (den 23sten Juni) mit seinem aus 10,000 Mann bestehenden Corps in den Verschanzungen bei Landsküt, die nicht hinlänglich besetzt werden konnten, von 30,000 Mann Oesterreichern unter Laudon angegriffen und überwältigt. Nur 1500 Preußen entkamen; der Rest mußte sich, nach der tapfersten Gegenwehr und nachdem die meisten Anführer getödtet oder gefangen worden waren, ergeben. Auch Fouqué, der schwer verwundet worden war, wurde gefangen. Aber seine bei dieser Niederlage bewiesene Tapferkeit brachte ihm mehr Ehre, als manchem andern ein erhaltener Sieg. Bei der gleich nach diesem Treffen erfolgten Uebergabe von Glatz verlor er sein ganzes Vermögen, und wurde von den Oesterreichern, so lange der Krieg dauerte, nicht ausgewechselt, welches ihm allerdings zur Ehre gereichte. Die Kaiserin Maria Theresia suchte ihn in ihre Dienste zu ziehen, aber vergebens. Nach geschlossenem Frieden (1763) kam er wieder zu seinem Regiment nach Brandenburg, und genoß fortwährend das Wohlwollen und die Freundschaft des großen Königs, welcher, obgleich selbst anders gesinnt, die ächt religiöse Denkart Fouqués mit schonender Achtung behandelte. Fouqué starb als Christ und Held im J. 1774. Sein merkwürdiger Briefwechsel mit Friedrich II. ist enthalten in des letztern Werken und in den Denkwürdigkeiten aus dem Leben des königl. preussischen Generals, Freiherrn de la Motte Fouqué (von Büttner, Fouqué's Privatsecretair). Berlin 1788. 2 Bde.

Fouqué (Friedrich Baron de la Motte), königl. preussischer Major und Ritter des Johanniter-Ordens, geboren 1777, lebt in Renthhausen bei Rathenau. Dieser Onkel des berühmten preussischen Generals gleiches Namens, der auch als Freund des großen Friedrichs bekannt ist, hat sich, wie so manche große Dichter der ältern und neuern Zeit, mit dem Schwert und mit der Feier unverwundliche Lorbeeren errungen. Dem Namen nach französisch, ist er doch dem Geiste und der Gesinnung nach ein echter deutscher Sänger. Sein reinreligiöses Gemüth setzt ihn neben Klopstock, und sein kräftigtiefer vielumfassender Geist, der sich eben so frei in den nordischen Eißgebirgen, wie auf den südlichen Fluren bewegt, weist ihm einen hohen Rang unter den Dichtern an. Seine Jugendbildung verdankt er dem sokratischen Hülse. Dann machte er mit seinem unglücklichen Freunde, Heinrich von Kleist, den Rheinfeldzug in den neunziger Jahren mit, und zeichnete sich als Lieutenant in der preussischen Cavallerie aus. Er lebte hierauf in ländlicher Stille der Freundschaft, der Liebe und den Mäusen, bis der Aufruf seines Königs zu den Waffen erscholl, welchem er selbst ein Fähnlein erlesener Krieger zuführte. Im Laufe des heiligen

Krieges, wo er erst als Lieutenant, dann als Rittmeister bei der freiwilligen Jägerescadron des brandenburgischen Kürassierregiments stand und wo er mehrere Kriegslieder aus freier Brust sang, ward ihm in der Schlacht bei Lützen ein Pferd unter dem Leibe erschossen. Er schlug sodann die bedeutendsten Schlachten mit, und als er nach der Schlacht bei Kulm in Böhmen krank gelegen hatte, war er noch so glücklich, am Tage des 18. Oct., zur Schlacht bei Leipzig zu kommen und den glorreichen Kampf bis zum Rheine fortzukämpfen; die Folgen körperlicher Anstrengungen nöthigten ihn dann, einen ehrenvollen Abschied zu nehmen und sich auf sein Landgut zu begeben. — Als Dichter trat er früher unter dem Namen Pellegriin auf und dichtete mehr im Geiste der spanischen Poesie. Er selbst bekennt, diese Weihe von seinem Freund A. W. Schlegel empfangen zu haben, dem er seine dramatischen Spiele zugeweiht hat, in welchen man bei aller Feinheit der Empfindung jenen südlichen Farbenschmelz wiederfindet. Ihm verdanken wir auch die Uebersetzung der *Rumancia* des großen Cervantes. In dieselbe Periode fallen: der Roman *Atwin* in zwei Theilen, die *Historie* des edlen Ritters *Galmy* und einer schönen Herzogin aus Bretagne, *Schauspiele*, 1815, und *Schillers Todtenfeier*, ein Prolog (gemeinschaftlich mit Sophie Bernhardt). Indessen schien seinen Charakter der Geist der nordischen Sage und altdutschen Dichtung am meisten anzusprechen, welchen er mit bewunderungswürdiger Fruchtbarkeit in vielen Werken dargelegt hat. Diesen kraftvollen Geist des Nordens athmet vor allen der Held des Nordens in drei *Schauspielen*, mit dem er zuerst unter seinem wahren Namen auftrat. Hier, wo er den scandinavischen Quellen des *Nibelungen-Lieds* gefolgt ist, hat er in drei Zueignungen an *Sichte* seine eigenthümliche Ansicht dieser Poesie niedergelegt und uns zugleich den besten Aufschluß über seine Individualität gegeben. Ferner gehören hieher: die dramatischen Gedichte, *Alboin*, der Longobardenkönig, und *Eginhard* und *Emma*, vorzüglich aber der *Zauberring* in drei Theilen, in welchem das Südliche mit dem Nordischen verschmelzt ist; die Helden und Heldinnen dieses Romans stellen bei der lebendigsten Persönlichkeit allgemeine Charaktere dar, und zugleich ist der Triumph der christlichen Religion auf eine würdige Weise gefeiert. Seine Muse umfaßt eben sowohl seine Zeit, wie die großen Ereignisse der Vergangenheit. Seine vaterländischen *Schauspiele*, die trefflichen gemüthvollen Lieder auf die Königin *Luiſe*, die schon erwähnten *Kriegslieder*, zum Theil auch seine ältern und neuern *Erzählungen* (die in der alten und neuen Zeit, wie in der Fabelwelt, herumschweifen) zeugen davon. Eine besondere Erwähnung verdient noch das zarte sinnvolle Märchen *Undine*, vielleicht die schönste Gabe seiner reichen Phantasie. Wir übergehen die zahlreichen Beiträge, mit denen er so viele Almanache und Zeitschriften, besonders seine eigenen, die *Musen* und die *Jahreszeiten*, den *Almanach der Sagen und Legenden* und den *Frauenalmanach* geschmückt hat, und machen nur noch auf ein romantisches Epos in ottavos auf die *Corona* in drei Büchern aufmerksam. Dieses Werk, welches sich in ariostischer Form mehr dem Süden nähert, nimmt seine Eingänge oft, auch die Ausgänge, aus der Zeitgeschichte; es beginnt, z. B. mit dem Waffenstillstand im Sommer 1813. Die Laufbahn dieses Dichters, der zugleich alle Formen beherrscht, ist bei weitem noch nicht vollendet, und bei den Fortschritten, die ein solcher Geist machen muß, können wir uns immer reifere Früchte versprechen. Im Ganzen

Schauspieler zu werden. Glücklicher Weise wurde er durch die ungünstige Aufnahme, welcher einer seiner Freunde auf dem Theater fand, davon abgeschreckt. Er wollte hierauf die Handlung erlernen, entsagte aber auch dieser nach zwei Jahren. Vicq d'Azir, der bei seinem Vater wohnte und mit dem er in dem vertrautesten Umgang lebte, bestimmte ihn, die Medicin zu studiren. Der junge Fourcroy widmete von nun an seine ganze Zeit dem Studium der Anatomie, der Chemie, der Botanik und der Naturgeschichte. Nach Verlauf von zwei Jahren (1776) gab er eine Uebersetzung von Ramazzini's Werk sur les maladies des artisans heraus, welches er mit trefflichen Anmerkungen begleitete. Im Jahr 1780 war er Doctor der Medicin und Präses der Facultät, ungeachtet der Widersprüche und der Parteilichkeit der übrigen Mitglieder. Die Vorlesungen über die Chemie, die er öffnete, vermehrten seinen Ruf. Eine glänzende Einbildungskraft, eine leichte, reine, eben so edle als angenehme Diction zogen eine Menge Zuhörer herbei. Nach dem Tode Macquers im J. 1784 erhielt er in dem königlichen Garten den Lehrstuhl der Chemie, und das Jahr darauf trat er als Mitglied der Akademie der Wissenschaften in die Section der Anatomie, aus der er nachher in die Section der Chemie überging, der er eigentlich angehörte. Als jetzt die Chemie eine durchaus neue Gestalt gewann, und ein neues System diese Wissenschaft in allen ihren Theilen umformte, waren die französischen Chemiker, deren Werk diese Umgestaltung war, zugleich auf eine zweckmäßigere Terminologie bedacht. Das Resultat ihrer gemeinschaftlichen Bemühungen legte Fourcroy im Jahr 1787 der Welt vor Augen, und fuhr fort, von Jahr zu Jahr Schriften über die Medicin, Naturgeschichte und Chemie herauszugeben. Im Jahr 1789 wurde er Wahlherr von Paris und 1793 Mitglied des Nationalconvents. Er bewirkte, daß ein Gesetzentwurf für die Gleichförmigkeit des Maaßes und Gewichts angenommen wurde. Bald darauf wurde er bei den Jacobinern wegen seines Stillschweigens im Convent angegeben; er rechtfertigte sich und entging der Proscription nur mit Mühe. So lange die Tyrannei Robespierre's dauerte, war Fourcroy einzig in der Comité des öffentlichen Unterrichts und in der Section des armes mit Arbeiten beschäftigt, die sich auf den Krieg und die Wissenschaften bezogen. Nach dem 10ten Thermidor wurde er zum neuen Wohlfahrtsausschuß berufen, wo ihm die Sorge für die Artillerie übertragen wurde. Er organisirte die Centralschule der öffentlichen Arbeiten, aus welcher nachher die polytechnische Schule entstand; er gründete die drei großen Specialschulen der Medicin und wirkte bei der Einrichtung der Normalschulen mit. Nach dem 13ten Vendemiaire verließ er den Convent, um in den Rath der Alten zu treten, in welchem er zwei Jahre blieb. Als er hierauf sich selbst wieder leben konnte, verwaltete er aufs neue sein Amt als Professor und schrieb sein System der chemischen Wissenschaften in zehn Bänden. Dieses Werk ist das schönste Denkmal, welches bis jetzt die französische Chemie verherrlicht. Nach dem 18ten Brumaire wurde er zum Staatsrath ernannt, und entwarf einen Plan für den öffentlichen Unterricht, der mit einigen Veränderungen angenommen wurde. Sein Amt als Generaldirector des öffentlichen Unterrichts legte ihm die Pflicht auf, in den Jahren 1802 und 1804 einen Theil der Departements zu durchreisen und die Organisation der Eneen zu beschleunigen. Sein Eifer und seine Thätigkeit beförderten den Flor der Lehranstalten, so viel es die damaligen Zeiten erlaubten, bis die Errichtung der kaiserlichen Universität eintrat. Er wurde hernach zum Staatsrath,

Reichsgrafen und Mitglied des Nationalinstituts ernannt. Sein rastlos thätiges, der Chemie und dem öffentlichen Unterricht gewidmetes Leben endete der Tod den 16ten December 1809. Seine zahlreichen Schriften sind in den Händen der Gelehrten und können hier nicht näher angegeben werden.

Fouquier ist ein Compagnieschreiber mit Unteroffiziersrang, auch Unteroffizier, welcher für die Compagnie, bei welcher er steht, Quartiere macht, die Billets austheilt, dafür sorgt, daß die Soldaten in ihren Quartieren die vorgeschriebenen Bedürfnisse von den Wirthen bekommen, die Lebensmittel vertheilt, die Musterrolle der Compagnie hält u. s. w. Fournierschützen sind gemeine Soldaten, die den zum Quartiermachen vorausgehenden Offiziers und Fourniers beigegeben sind; gemeinlich versteht man alle Quartiermacher darunter. Der Hoffourier ist ein Untergeordneter des Hofmarschalls, dessen Befehle er auszuführen hat. Er sorgt für die Versorgung der bei Hofe ankommenden Gäste, sagt die Walla und die Hoftrauer an, ladet zu den Hoffesten ein und steht auf Ordnung unter den Hof- und Preebedienten beim Aufwarten u. s. w. Kammerfourier, der für die reisende Herrschaft Quartier bestellt.

Fox (Georg), der Stifter der Secte der Quäker, geboren zu Dretton in der Grafschaft Leicester im J. 1624, war erst neunzehn Jahre alt, als er sich plötzlich von Gott begeistert glaubte und zu predigen anfang. Die Lustbarkeiten, an denen seine Cameraden sich ergöhten, schienen ihm Verbrechen, und da er sie unablässig und mit vieler Heftigkeit meißerte, verbannten sie ihn aus ihrer Gesellschaft. Das einsame Leben, zu dem er auf diese Weise sich genöthigt sah, und das stete Grübeln vermehrten seine Schwärmerei. Er glaubte himmlische Stimmen zu hören, welche ihm befahlen, die Menschen zu fliehen; er hatte Visionen und Entzückungen, und bildete sich ein, daß der Himmel, der auf eine besondere Art über ihn wache, ihm den wahren Geist des Christenthums aufgeschlossen und ihn ausersehen habe, die Menschheit damit bekannt zu machen. Von Kopf bis zu den Füßen in Felle gekleidet, ging er von Dorf zu Dorf und eiferte gegen den Krieg und die Geistlichkeit. Seine Unwissenheit in allen menschlichen Kenntnissen kümmerte ihn nicht. Wiewohl er nur das Schuhmacherhandwerk erlernt hatte, so hatte er sich doch frühzeitig mit der Sprache der heiligen Schrift und der Controverse bekannt gemacht, und gebrauchte seine dürftigen Kenntnisse, um ein neues Religionsystem aufzubauen. Jesus Christus, sagte er, hat die jüdische Religion abgeschafft; dem äußern Dienst, dem Ceremoniel der Juden hat er den geistigen und innern Gottesdienst substituirt. Statt der Stiere und Böcke sollen wir unsere Leidenschaften opfern und die Tugend üben. Durch Buße, Liebe, Gerechtigkeit, Wohlthätigkeit und Casteiung hat uns Christus gelehrt Gott verehren. Darum ist nur der ein wahrer Christ, der seine Leidenschaften zähmt, sich keine Verleumdung, keine Ungerechtigkeit erlaubt, das Seinige mit den Armen theilt, Beleidigungen vergibt, alle Menschen wie seine Brüder liebt und lieber das Leben verliert, als wider Gott sündigt. — Diese Grundsätze predigte Fox allenthalben, auf öffentlichen Plätzen, in Schenken, in Privathäusern und in Kirchen. Er weinte und seufzte über die Blindheit der Menschen; er rührte, erschütterte, überzeugte; so bildete er Schüler, welche gleich ihrem Meister sich einbildeten, unmittelbar vom heiligen Geiste unterrichtet zu seyn, dessen Tempel sie sich nannten. Die Provinzen Leicester, Nottingham und Derby waren die ersten Schauplätze

dieses frommen Reformators, den weder Beleidigungen, noch Gefängniß, noch Schläge von seinem Eifer entfernen konnten. Die Zahl seiner Schüler nahm zu, und man sah bald in seinem Gefolge Personen vom ersten Range, Gelehrte aller Art und eine Menge Volks. Er gab seinen Anhängern den Namen Kinder des Lichts. Als er einst in Derby vor Gericht gezogen wurde, und sehr nachdrücklich von der Nothwendigkeit sprach, vor Gott zu zittern, nannte ihn einer der Richter einen Zitterer (Quäker), welcher Name nachher geblieben ist. Nachdem Fox sich verheirathet hatte, ging er mit seiner Frau, welche sein Amt mit ihm theilte, im J. 1662 nach Amerika. England, sagte er, ist genug mit meinem Schweiß genügt, auch die neue Welt soll damit gebadet werden. Er fand auch hier eine Menge Anhänger und dieser Erfolg bewog ihn zu der Einbildung, daß alle Welttheile nur darum sich noch nicht unter seine Fahnen begeben hätten, weil sein System ihnen unbekannt sey. Er schrieb in diesem Wahne an alle Fürsten unsinnige Briefe, die nur mit Verachtung beantwortet wurden. Nach seiner Rückkehr nach England setzte er seine Bemühungen fort und starb im J. 1681. Der Abt Plouquet hat vollkommen Recht, wenn er sagt: Fox war ein unwissender und streitsüchtiger Fanatiker, der anfangs nur das noch unwissendere Volk verführte. Die jedem Menschen angeborne Neigung zu Neuerungen und zum Fanatismus verschaffte ihm in der Folge Schüler, welche im Stande waren, seiner Secte mit Weisheit vorzustehen. So fand sich eine Lehre unvermerkt mit Geist und Gelehrsamkeit in Vereinigung, und ausgezeichnete Männer, wie William Penn, Georg Keith und Robert Barclay, gaben der Secte der Quäker Glanz, indem sie die Anhänger derselben mit Klugheit und Geschicklichkeit zu leiten wußten.

Fox (Charles James), dieser große Staatsmann, der sich einen unsterblichen Namen in den Annalen Großbritanniens erworben, ward am 18ten Januar 1748 geboren. Er war der zweite Sohn des Lord Holland, und Enkel des Sir Stephan Fox, welcher sich durch Verdienste emporschwang und das Chelsea-Hospital für unfähig gewordene Soldaten mit 18,000 Pf. St. gründete. Fox Mutter, Georgina Carolina, seit 1762 Baronesse von Holland, war eine Schwester des Herzogs von Richmond und Urenkelin Königs Carl II., so daß er als ein Verwandter der königlichen Familie von England angesehen werden konnte. Die ausgezeichneten Anlagen, die sich früh in dem Knaben offenbarten, suchte sein Vater durch sorgfältige Bildung zu entwickeln. Er gewöhnte ihn, seine Meinungen über die Gegenstände der Unterhaltung zu sagen, und gewiß trug diese frühe Gewöhnung, mit Freiheit zu denken und unvorbereitet zu sprechen, nicht nur zur Schärfung seines Verstandes und seiner Urtheilskraft, sondern auch zur Ausbildung der Rednertalente ungemein bei, durch welche Fox in der Folge glänzte. Gewöhnlich las der junge Fox die Depeschen seines Vaters, welcher eine Zeitlang Staatssecretär war; und er soll oft treffende Bemerkungen darüber gemacht haben. Einst sagte er seinem Vater, daß eine Staatschrift, die er eben von ihm in Entwurf gelesen, zu schwach sey, und warf sie ins Feuer. Der Staatssecretär, gewohnt, seinen Sohn mit unbeschränkter Freiheit handeln zu lassen, nahm eine zweite Abschrift, ohne ihm einen Verweis zu geben. Man erzählt mehrere Beispiele höchster Nachgiebigkeit und Zuanalosigkeit, womit Fox erzogen wurde. Er besuchte die Schule von Westminster und nachher zu Eton, und zeichnete auf beiden sich ungemein aus. Kaum dreizehn

Jahr alt, wetteiferte er schon mit den geübtesten Schülern zu Eton in lateinischen Versen, schrieb das Griechische und sprach das Französische fast geläufiger als seine Muttersprache. Hier knüpfte er die Bande früherer Freundschaft mit dem Grafen von Fitzwilliam, Lord Carlisle, seinem Cousin, dem Herzoge von Devonshire und andern ausgezeichneten Männern. Als er vierzehn Jahr alt war, schickte ihn sein Vater in den Ferien nach Spa, wo die ihm zum Taschengelde bestimmten großen Summen die Aufmerksamkeit der Spieler auf sich zogen. Schon in Eton zeigte er entschiedenen Hang zum Vergnügen und zur Verschwendung, und beging, durch die Freigebigkeit seines Vaters noch mehr dazu aufgemuntert, zahlreiche Excesse und Ausschweifungen. Er war als Lordpuzer erzogen worden, und bezog, um seine Studien zu vollenden, die Universität zu Oxford. Hier erregten seine Kenntnisse und Talente um so mehr Bewunderung, als er seine ganze Zeit dem Spiele und andern Zerstreuungen zu widmen schien. Doch blieb er hier nicht lange, sondern unternahm eine Reise durch die Hauptländer Europa's, und obgleich er sich allen Genüssen und Ausschweifungen hingab, zu denen die reizenden Gegenden des Südens die Britten im Laumel der Jugend locken; so erwarb er sich doch eine umfassende und tiefe Kenntniß der natürlichen Beschaffenheit, der Sitten, Künste und Regierungsformen, Gesetze und Verfassungen der verschiedenen Länder, welche er sah. Als ein vollendeter Student kam er nach England zurück. Schon auf seiner Reise war seine Verschwendung so weit gegangen, daß selbst sein Vater, der sein außerordentliches Vermögen zur Befriedigung aller Wünsche seines Sohnes anzuwenden gewohnt war, gedroht hatte, seine Wechsel und Anweisungen zurückzuschicken. In seinem zwanzigsten Jahre betrat Fox seine Laufbahn als Staatsmann. Der Flecken Midhurst wählte ihn zu seinem Repräsentanten im Parlament. Anfangs war er auf der Seite der Administration, die in ihm bald einen ihrer geschicktesten Vertheidiger fand. Aber während er so mit Kraft und Einsicht in die öffentlichen Angelegenheiten seines Vaterlandes eingriff, unterhielt er eine sehr genaue Verbindung mit wuchernden Geldjuden, deren Freigebigkeit die ausschweifende Londoner Jugend gegen fünfshundert Procent unterstützt. Er sowohl, als diese Ehrenmänner, hatten es für gewiß gehalten, daß sein älterer Bruder kinderlos sterben werde. Fox befand sich gerade in einem Spielhause, als er von der Geburt seines Neffen, des jetzigen Lord Holland, benachrichtigt wurde; scherzend sagte er, es sey ein Anäblein geboren, als ein Vorläufer der Zerstörung der Juden. So theilte dieser außerordentliche Mann sein Leben zwischen den ernstesten Geschäften und der wildesten Ausgelassenheit. Er war zugleich Commissär der Admiralität, und nachdem er diese Stelle im J. 1772 freiwillig niedergelegt hatte, Commissär der Schatzkammer; als er sich aber 1774 der Regierung widersetzte, erhielt er seine Entlassung. Er hatte sich kurz vorher mit einigen Oppositionsgliedern verbunden; besonders fühlte er sich zu Burke hingezogen. Vergeblich hatte ihm Lord North Vorstellungen gemacht, und kündigte ihm endlich seine Entlassung in einem lakonischen Briefe an, der Fox unendlich erbitterte und also lautete: „Se. Majestät haben für dienlich erachtet, neue Commissarien der Schatzkammer zu ernennen, in deren Liste ich Ihren Namen nicht sehe.“ Lord Holland war schon früher gestorben und hatte seinem Sohne außer einem bedeutenden baaren Vermögen ein prächtiges Landgut bei Kingsgate auf der Ostküste von Kent, mit einem nach dem Modell von Cicero's Villa Cornia erbauten Hause daselbst hinterlassen. Ueberdies

war For Buchhalter der königlichen Schatzkammer in Irland. Aber alle diese bedeutenden Mittel waren in kurzem erschöpft. Statt jedoch durch die auf ihn einstürmenden Ungemächlichkeiten niedergebeugt zu werden, entwickelte sich erst jetzt die ganze Stärke seines Geistes. Die eben beginnenden Streitigkeiten mit den nordamerikanischen Colonien fesselten bald sein ganzes Interesse. Das Erhabene des Gegenstandes wirkte so mächtig auf ihn, daß er zum Erstaunen Aller plötzlich als ein anderer Mensch auftrat. Wie einst in allen Ausschweifungen, wollte er jetzt in allen Tugenden glänzen. Er gesellte sich zu der Schaar jener trefflichen Geister, welche die Ungerechtigkeit, mit welcher die Colonien behandelt wurden, laut aussprachen, und stand bald zum Erstaunen Aller, die ihn vorher kaum bemerkt hatten, gehoben durch die Kraft seiner Talente und seiner Beredsamkeit an der Spitze der Oppositionspartei. Nichts brachte er aus der vorigen wilden Lebensperiode in die neue hinüber, als die Anmuth des Umgangs, die Offenherzigkeit des Gemüths, und die kühne Entschlossenheit des Mannes, der seiner Kraft sich bewußt ist. Sein Genie erkannte die Fehler der Minister, welche den Krieg mit den Colonien begonnen; vereinigt mit Burke bekämpfte er unaufhörlich die Grundsätze Norths; sie widerlegten sich auf das entschiedenste einem Kriege, den sie ungerecht und unpolitisch nannten, und dessen Ausgang allerdings der schönste Beweis für die Richtigkeit ihrer Behauptungen war. For, der 1780 nach einem heftigen Kampfe zum Repräsentanten von Westminster erwählt worden war, wirkte kräftig zur Beendigung dieses für England unglücklichen Krieges mit. Lord North und seine Freunde mußten (1782) ihre Ministerstellen aufgeben. Rockingham, Shelburne und For wurden ihre Nachfolger. Als der erstere starb, zog For, der mit Shelburne nicht einverstanden war, sich in das Privatleben zurück. Doch hatte er während seiner kurzen Staatsverwaltung mit den Amerikanern und Holländern Frieden zu machen gesucht. Shelburne schloß (1783) den Frieden zu Versailles mit Frankreich, Spanien und Nordamerika, aber er mußte auch bald nachher mit seinen Freunden (Pitt und andern) der unter dem Namen der Coalition ganz unerwartet erfolgten Vereinigung der beiden ehemals so heftigen Gegner, Lord North und For, weichen. Der Herzog von Portland ward nunmehr erster Lord der Schatzkammer und North und For die beiden Staatssecretäre. Während dieser zweiten kurzen Administration brachte For die berühmte ostindische Bill ins Unterhaus des Parlaments, welche die Absicht hatte, die Regierung der ostindischen Gesellschaft über ihre großen Besitzungen in Ostindien fast ganz in die Hände des Ministeriums zu bringen. Die ostindische Compagnie, unabhängig von der Regierung, wurde von den ersten Beamten so schlecht verwaltet, daß sie allerdings einer durchgängigen Reform bedurfte. For und North boten einander die Hände, und die Bill ging im Unterhause durch. Die Nation, von der Oppositionspartei noch mehr entflammt, gerieth in Aufruhr, Englands Macht in die Hände einer Aristokratie fallen zu sehn. Dies bewog den König, die ernstlichsten Maßregeln zu nehmen, um die Bill nicht auch im Oberhause durchgehen zu lassen; der Graf Temple erklärte öffentlich, daß der König den für seinen Feind halten würde, der dafür stimmte. So wurde die Bill verworfen; aber sie hatte dem Minister zugleich das Zutrauen des Parlaments und seines Souveräns geraubt, und führte seinen unmittelbaren Sturz herbei. Die Macht der Coalition wurde gebrochen, das ganze Ministerium in den letzten Tagen des Jahres 1783 verabschiedet, ein neues, in welchem Pitt wieder

auftrat, gebildet, und Fox wurde Repräsentant für die Flecken Lain, Dingwall u. s. w. und später mit vieler Mühe wieder Repräsentant für Westminster. Seit der Zeit bestritt er unablässig seinen gleich großen Gegner Pitt, der, ein kaum mannbar gewordener Jüngling von unermesslichem Ehrgeiz, glänzenden Talenten und siegender Beredsamkeit, als erster Staatsminister die Welt durch seine Thaten in Erstaunen setzte. Nur das Interesse seiner Nation im Auge, blieb Fox unbestechlich durch Geldsummen, Titel und Ehrenstellen, die der Minister für seine Zwecke mit verschwenderischer Hand ausstreute. Mehr als einmal fühlte Pitt seines Gegners Ueberlegenheit. Da Pitt, von Preußen gereizt, den Krieg gegen Rußland, wegen Deczafows Besiz, beginnen, da er ein anderes Mal den Frieden mit Spanien brechen wollte, war es Fox, welcher jedes Mal den Krieg verhinderte. Doch Pitt, immer durch seine Macht und Künste siegend, ermüdete endlich selbst Foxs Ausdauer gegen ihn. Begleitet von einer Mistress Armistead, die er nachher als seine Gemahlin erkannte, machte Fox eine Reise nach Frankreich, der Schweiz und Italien. Die französische Revolution brach aus. Pitt und Fox billigten das Bestreben eines Volks, die Fesseln des Despotismus zu brechen. Als aber dasselbe in ein Chaos beispielloser Verbrechen und Greuel ausartete, traten beide in ihren günstigen Meinungen zurück. Pitt wollte nun Krieg; Fox rieth, die gährende Nation ihrem eigenen Schicksal zu überlassen. Fox, stets seinen Grundsätzen treu, mußte es sich gefallen lassen, daß politischer Fanatismus ihn einen Jacobiner schalt, und der König ihn aus der Liste der geheimen Rätthe strich. Hatte er auch Kraft, diese Kränkung mit Gleichmuth zu ertragen, so ward er es doch müde, unaufhörlich die unbestreitbarsten Wahrheiten zu predigen, ohne jemals gehört zu werden. Er trat eine Zeit lang von den Geschäften zurück und wollte seinen Siz im Parlamente aufgeben, um, wie er damals (1797) im Parlamente sagte, sich zu erholen in der ruhigern Beschäftigung mit den Wissenschaften. Seine Freunde vermochten ihn aber, den öffentlichen Geschäften nicht ganz zu entsagen, doch hielt er sich jetzt häufiger auf dem Lande auf. In dieser ländlichen Muße, die er den Wissenschaften widmete, und der Dichtkunst, welcher er stets mit jugendlichem Feuer zugethan blieb, entstand in ihm der Wunsch, durch ein bedeutendes Werk vor Welt und Nachwelt diese Zurückgezogenheit zu entschuldigen und berühmt zu machen. Kein Werk aber konnte seinen Kenntnissen angemessener, für sein Streben passender, seines ganzen Lebens würdiger scheinen, als ein historisches, und dem Freunde des Vaterlandes, dem Vertheidiger altbritischer Freiheit lag die vaterländische Geschichte am nächsten. Und welchen Abschnitt derselben hätte er zweckmäßiger wählen können, als jene Wendung der Dinge, durch welche die englische Nationalfreiheit erst wahrhaft gegründet ward? jene Wendung, die nach den heillosen Zeiten der letzten Stuarts den großen Dranier auf den britischen Thron brachte. Doch mußte er, um diese Revolution darzustellen, wie sie aus dem früheren Zustande des Reichs hervorging, Jacobs II. sündhafte Regierung und Carls II. schmachvolltraurige Zeit wenigstens im Allgemeinen schildern. Die Angelegenheiten des Vaterlandes und sein früher Tod haben ihn freilich verhindert, seinem Werke im Umfang und Darstellung die Vollenbung zu geben, die er demselben bestimmt hatte und zu geben fähig war; es ist nur ein Bruchstück, was wir erhalten haben, der Anfang dessen, was er beabsichtigte (*A history of the early part of the reign of James the second; with an introductory chapter,*

London 1806 — übersezt von D. W. Soltan, Hamburg 1810), aber das Bruchstück ist groß genug, um zu fühlen, wie viel wir an dem übrigen verloren haben; vorzüglich da Fox die Parteilichkeit Hume's in dieser geschichtlichen Partie überall aufdeckt, und seine Darstellung überall sehr einfach und belehrend ist. Doch wir kehren zu seinem Leben zurück. Pitt verließ endlich, nachdem er achtzehn Jahre hindurch die größte Macht geübt hatte, freiwillig seinen erhabenen Posten. Adingdon nahm seine Stelle ein, und unterstützt von Fox und dessen Freunden schloß er mit Frankreich den Frieden von Amiens (den 27ten März 1802). „Par. ist dieser Friede!“ rief Fox, „unzähliges Blut, unzählige Summen wären erspart und der Friede ehrenvoller geschlossen worden vor sechs Jahren; aber beginnt den Krieg, und ihr werdet künftig einen noch herberen Frieden schließen müssen.“ Seine Warnung war umsonst. Pitt übernahm wieder mit glüklicher Hand die Ruder des Staats und entriß sogleich mit dem Ausbruche der Feindseligkeiten den friedensbedürftigen Spaniern die Neutralität. Fox nannte diese Maßregel eine charakteristische Falschheit und das Betragen der Minister ein Gewebe von Ungerechtigkeit und Unklugheit. Doch Pitt sah den Ausgang seines begonnenen Werks nicht; er starb und — Fox trat als Staatssecretär an seine Stelle. Ein ehrenvoller Friede mit Frankreich war das schöne Ziel, das er sogleich ins Auge faßte, und obgleich Preußens damalige zweideutige Politik zu feindseligen Maßregeln gegen dieses Reich nöthigte, so hatte er doch bereits die ersten Einleitungen getroffen, einen allgemeinen Frieden für Europa herbeizuführen. Doch mitten in seinen für die Menschheit wohlthätigen Unternehmungen, nachdem er noch alle Hindernisse zu heben gesucht hatte, welche die Verschiedenheit der Religion der Vereinigung des englischen und irländischen Interesses entgegenhielt, nachdem er noch das Ober- und Unterhaus bewogen hatte, zu Abschaffung des Sklavenhandels feierliche Erklärungen zu geben, starb er an den Folgen der Wassersucht am 13ten Sept. 1806 in den Armen des Lords Holland, seines Neffen, und im Palaste des Herzogs von Devonshire, seines Freundes. Seine Asche, über welcher die Trauer einer ganzen Nation schwebt, schlummert an der Seite der Könige, Helden, Staatsmänner und Künstler Großbritanniens. In dem ersten Bande der Zeitgenossen (1816) befindet sich eine nach den besten Quellen trefflich bearbeitete umständliche Biographie und Charakteristik, von F. Ch. A. Hassé.

Fracht, die Ladung, die man einem Fuhrmann oder Schiffer gegen einen bedungenen Lohn zur Ueberbringung an einen andern Ort anvertraut. Die gehörige Ladung eines Wagens oder Schiffes nennt man eine volle Fracht, fehlt ein beträchtlicher Theil daran, eine halbe Fracht, und die wieder mit zurückgenommene Ladung eine Rückfracht. Auch versteht man unter Fracht den Fuhr- oder Schifferlohn, der für den Transport der Waaren bezahlt wird. Der offene Brief oder Zettel, welcher einem Fuhrmann über die ihm zur Ueberbringung anvertrauten Kaufmannsgüter mitgegeben wird, heißt ein Frachtbrief oder Frachtzettel. Frachtbriefe zur See erhalten den Namen der Seebriefe oder Connoisements. In den Frachtbriefen sind hauptsächlich der Ort, die Jahreszahl, der Monat und Tag, von wo und wenn die Waaren abgesendet wurden, der Name des Fuhrmanns oder Schiffers, und bei Seebriefen auch des Schiffes, die Anzahl der Tonnen, Fässer, Kisten, Ballen u. s. w. der

abgesendeten Güter mit Angabe der Signaturen, Nummern, des Gewichts und der Emballage, der für die Fracht bedungene Lohn, und die Geldsorte, in welcher er entrichtet werden soll, auch die Zeit, binnen welcher der Fuhrmann die Waaren bei Verlust seines Frachtlohns zu liefern sich verpflichtet hat, nebst der Unterschrift des Versenders der Waaren und der äußern Aufschrift, für wen sie bestimmt sind, bemerkt.

Fracastoro (Girolamo), oder Hieron. Fracastorius, einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, geb. zu Verona 1483, gest. zu Padua 1553. Seine Mutter tödtete der Bluth, da sie ihn eben in den Armen hielt. Er wurde Arzt und heilte mit Glück, und zwar ohne Bezahlung. Er wurde vom Papste Paulus III. zum ordentlichen Arzte des Concilii zu Trient bestellt, und mußte auf jenes Befehl eidlich bezeugen, daß die dort herrschende Krankheit ansteckend sey, damit der Papst die Synode nach Bologna verlegen konnte. Zuletzt lebte er auf einem Landgute bei Verona. Man verehrte ihn aber auch als einen der größten Philosophen, Physiker und Astronomen seiner Zeit. Er brauchte zuerst ein Telescop. *Opera philos. et med.* Genf 1671. Unter den neulateinischen Dichtern ist er einer der vorzüglichsten. Sein berühmtes Lehrgedicht: *Syphilis*, oder über die Franzosenkrankheit, erschien zu Verona, 1530. 4., enthält schöne mythische Episoden, und besingt auch zuerst die Entdeckung von Amerika. Gravina und Algarotti zogen es wieder hervor, so daß es von 1731—1760 vier Mal herausgegeben ward. Seine poetischen Gemählde des Winters, des Frühlings, des Abends und der Nacht gehören unter die ersten Versuche der beschreibenden Poesie. Auch Amor und Psyche hat er besungen. Nach seinem Tode setzten ihm die Veroneser, wie einst dem Catull, eine Marmorstatue. Otto Fr. Mencke hat sein Leben beschrieben (1731). F.

Fractur, in der Buchdruckerkunst, gebrochene, d. i. eckige, deutsche Schrift, zum Unterschiede von der runden oder schwabacher Schrift. Auch die große oder sogenannte Kanzleischrift wird **Fractur** genannt.

Fra Diavolo (Bruder Teufel), eigentlich **Michel Pozzo**, ein berühmter Insurgenten-Chef in Calabrien, geb. zu Teri von armen Eltern. Er lernte erst bei einem Strumpfwirker, ergab sich aber bald den Ausschweifungen, die ihn nachher berüchtigt gemacht haben. Er gerieth unter eine Bande Räuber in Calabrien, wurde bald ihr Anführer und das Schrecken der Reisenden und der Bewohner des platten Landes. Die ehemalige neapolitanische Regierung setzte einen Preis auf seinen Kopf. Als im J. 1799 der Cardinal Ruffo die siegreichen Fortschritte der russischen Armee unter Suvorow in Ober-Italien benutzen wollte, um die Franzosen wieder aus Neapel zu vertreiben, sammelte er zu diesem Zweck alles, was er an Truppen zusammenbringen konnte. Fra Diavolo bot ihm seine Dienste an, erhielt von ihm Verzeihung wegen des Vergangnen, und das Patent als Oberster. Von diesem Augenblicke an wurde Fra Diavolo ein ganz anderer Mensch, er beschäftigte sich bloß damit, sein Corps zu organisiren, und machte mit der neapolitanischen Armee den Feldzug in das römische Gebiet. Sein Haß gegen die Franzosen verleitete ihn zu Grausamkeiten, wie er sie vorher als Räuber ausgeübt hatte. Als im J. 1806 Neapel wieder von den Franzosen erobert, und Joseph Buonaparte auf den königlichen

Thron erhoben worden war, sammelte Fra Diavolo den Rest seiner Truppen und zog sich nach Gaeta zurück. Der Prinz von Hessen-Philippsthal, der durch die Vertheidigung dieses Plazes sich Ruhm erwarb, jagte ihn, als Unruhmstifter, aus der Festung fort. Fra Diavolo ging hierauf nach Palermo, und wurde zu der von der Königin von Neapel und Sir Sidney Smith projectirten Insurrection in Neapel gebraucht. Er ging dahin zurück, sammelte alles, was er von seinen ehemaligen Truppen finden konnte, suchte die Insurrection auf alle mögliche Art zu befördern, öffnete selbst die Gefängnisse, und that den Franzosen allen möglichen Abbruch, bezeichnete über auch überall seinen Weg mit Brand, Raub und Mord. Es wurden Truppen gegen ihn geschickt, und er wurde, nachdem er sich lange mit dem größten Muth vertheidigt hatte, durch Verrätherei gefangen, und am 6ten November 1806 nach Neapel gebracht. Sein Proceß dauerte nicht lange, und er wurde am 10ten November, ungeachtet ein sehr geschickter Advocat ihn vertheidigte, von dem Kriegsgerichte einstimmig zum Galgen verurtheilt, und dieses Urtheil wurde sogleich, in Gegenwart einer ungeheuern Volksmenge, vollzogen. — Der Roman: Fra Diavolo, der merkwürdigste Revolutionär unsrer Zeit, aus authentischen Quellen, Hamburg b. Vollmer, — enthält mancherlei Dichtung, aber auch nicht ein Wort von den eigentlichen Begebenheiten des Helden.

Fragmente (wölfenbüttelsche), sind eine antichristliche Schrift, welche Lessing unter dem Vorgeben, daß er sie in der wölfenbüttelschen Bibliothek, welche seiner Aufsicht anvertraut war, gefunden habe, bekannt machte. Das meiste Aufsehen erregte das fünfte Fragment, in welchem dem ehrwürdigen Stifter des Christenthums Schuld gegeben ward, er habe eine Empörung stiften und auf den Umsturz des jüdischen Staats seine eigene königliche Würde und Regierung gründen wollen. Wer der wahre Verfasser dieser Schrift sey, ist nicht bis zur völligen Evidenz ausgemittelt worden; doch wird sie von den Meisten Reimar us, welcher zu Hamburg lebte und durch eine gehaltvolle Schrift über die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion dem deutschen Publikum hinlänglich bekannt ist, zugeschrieben. Mit Recht hat man geurtheilt, daß der Fragmentist vieles unredlich verdreht, vieles, aus Mangel an Kenntniß der alten Welt, mißverstanden und das Christenthum höchst ungerecht beurtheilt habe. Unter denen, welche seinen Einwürfen begegneten, sind besonders Döderlein, Semler und Michaelis bemerkenswerth. Die Schrift des zuerst erwähnten Gelehrten: Fragmente und Antifragmente, ist mit so viel ruhiger Beurtheilung, Gelehrsamkeit und Geschmac geschrieben, daß sie mit Recht für die gelungenste Widerlegung des Fragmentisten gehalten wird.

N.

Fragonard (Nicolaus), ein geschickter Historienmaler, gestorben zu Paris am 22sten August 1806, alt 74 Jahre. Sein Vater hatte ihn zu einem Notar gebracht, der junge Fragonard verließ ihn aber bald, um die Zeichenschule zu besuchen, und studirte unter Franz Boucher sehr fleißig. Nachdem er den großen Preis in der Mahlerschule erhalten hatte, ging er nach Rom. Der Anblick der Werke der großen italienischen Meister, eines Michel Angelo und Raphaels, schlug ihn anfangs ganz nieder; um desto mehr aber strengte er sich in der Folge an, um auch etwas leisten zu können. Als er nach Frank-

reich zurückgekommen war, machte er, um bei der Akademie aufgenommen zu werden, das schöne Gemählde, Confus und Callirhoe, das großen Beifall fand, so wie ein andres Gemählde, die Heimführung Mariä, das er gleich nachher verfertigte. Fragonard gab die Historienmahlerei bald ganz auf, und beschäftigte sich bloß mit Gemälden der erotischen Gattung. Seine kleinen, lieblichen Tableaux, die sich durch sinnreiche Ideen auszeichneten, wurden allgemein gesucht, und Fragonard war in Paris der Mahler nach der Mode. Während dieser Zeit verfertigte er: die Fontaine der Liebe, das Gosenopfer und den Schwur der Liebe; doch malte er auch zugleich eine Anbetung der Hirten. Alle seine Gemählde waren auf Erregung der Sinnlichkeit berechnet. Im J. 1773 sollte er einen Saal für die Guimard malen; er stellte diese Künstlerin als Terpsichore auf eine äußerst reizende Art dar. Ein Zwist, der unter beiden entstand, machte, daß Fragonard die Mahlerei nicht vollenden konnte. Aus Neugierde zu sehen, was sein Nachfolger geleistet hätte, schlich er sich einst in das Haus der Guimard, und mit zwei Pinselstrichen gab er den lächelnden Lippen der Terpsichore einen Ausdruck von Zorn und Wuth, ohne die übrige Aehnlichkeit des Gemähldes zu stören. Mademoiselle Guimard, die bald nachher einigen Bekannten das Gemählde zeigen wollte, gerieth über die wahrgenommene Veränderung in die äußerste Wuth, und wurde dadurch dem Gemählde vollkommen ähnlich. Beim Ausbruch der Revolution verlor Fragonard den größten Theil seines Vermögens; er gab die Mahlerei auf, und starb in elenden Umständen.

Frais, Fräisch, hohe Frais, fraißliche Thrigkeit, bedeutet in einigen Ländern die peinliche Gerichtsbarkeit, oder die Gerichtsbarkeit über Leben und Tod, von dem alten Worte Frais, Schrecken, Furcht, Gefahr.

Franc, eine französische Silbermünze, deren sechs einen Laubthaler ausmachen; etwa 6 Gr. nach gutem Gelde, also soviel als ein Livre. In dem neuen französischen Münzwesen theilte man diese Francs in Zehnthelle (Décimes) und in Hunderttheile (Centimes).

François (von Neufchateau), Graf, Mitglied der franz. Akademie, früher Minister des Innern, Director (zur Zeit des Directoriums), Senator (im Senat Buonapartes), geboren 1752, zeigte von seiner zartesten Jugend an ein ausgezeichnetes Talent für Dichtkunst. Schon im zwölften Jahre gab er eine Sammlung von Poesien heraus, welche großen Beifall fanden und Veranlassung wurden, daß er schon in seinem dreizehnten Jahre Mitglied der Akademien von Nancy, Marseille, Lyon und Dijon wurde. Uebrigens widmete er sich der Rechtsgelehrsamkeit und bekleidete bis zur Zeit der Revolution mehrere Stellen, und trat auch als Schriftsteller in diesem Fache auf. Auch François umfaßte die neue Ordnung der Dinge mit Begeisterung, hielt sich zuerst an die Drelans'sche Partei, und ward dann mit tausend Andern in die allgemeine Umwälzung aller Dinge willenlos fortgerissen. Er bekleidete vielerlei Stellen, und ward zu den wichtigsten Geschäften gebraucht. Im J. 1794 brachte er sein Drama Pamela auf die Bühne, setzte sich aber wegen der gemäßigten Gesinnungen, die darin herrschten, den größten Gefahren aus. Man hat außerdem viele geschätzte Gedichte und sonstige Schriften von ihm. Nach der

Zurückkunft über Bourbon's hat er sich von allen Geschäften zurückgezogen und lebt bloß den Wissenschaften.

Franke, der Familienname mehrere berühmten Aerzte, worunter besonders Joh. Peter Frank, welcher zu Pavia, Wien und Petersburg lebte, das berühmte Werk *de curandis hominum morbis* schrieb, ein System der medicinischen Polizei aufstellte, est aber in seinem Alter privatist, und sein Sohn, Joseph Frank, russischer Hofrath und Professor in Wilna, früher Anhänger der Erregungstheorie (s. dies. Art.), ein berühmter theoretischer und practischer Arzt.

Franke (August Herrmann), Stifter des hallischen Waisenhauses und vieler damit verbundenen Anstalten, einer der merkwürdigsten und wirksamsten Männer seines Zeitalters, oft durch falsches Lob und ungerechten Tadel mißkannt, aber mit jedem Fortschritt der Zeit richtiger gewürdigt und nach seinem wahren Verdienst verehrt. Zuerst von seinem Leben, dann von seinen Stiftungen! Franke war 1663 zu Lübeck geboren, Sohn des dortigen Domsyndikus, der aber schon 1666, von Ernst dem Frommen berufen, als Justizrath nach Worchau ging, daher sein Sohn auf dem schon damals berühmten Gymnasium seine erste Bildung empfing. Er zeigte so seltene Fähigkeiten, daß er im dreizehnten Jahr Selectaner, im vierzehnten reif zur Akademie, als ein *eximiae spei juvenis* erklärt wurde. Hierauf besuchte er die Universitäten Erfurt, Kiel und späterhin Leipzig, trieb vorzüglich Theologie, doch in steter Verbindung mit alten und neuen Sprachen. Im J. 1681 promovirte er, hielt unter andern zu Leipzig practische Vorlesungen über die Bibel, deren einfache Lehre ihm mehr werth war, als alle dogmatischen Spitzfindigkeiten, ward aber wegen des großen Beifalls so angefeindet und verfolgt, daß der berühmte Thomasius, der damals noch in Leipzig, hernach in Halle lehrte, eine Defensionschrift für ihn aufsetzte, Franke aber, den Verfolgungen ausweichend, den Ruf nach Erfurt als Prediger annahm. Hier wurden wieder seine Predigten, die sich viel mehr durch Herzlichkeit und warmen Eifer, als durch homiletische Kunstleiauszeichnungen, selbst von den Catholiken so zahlreich besucht, daß man in Mainz Gefahr für die Religion fürchtete; und catholische Zeloten mußten den Hof zu bestimmen, daß Franke Befehl erhielt, binnen 24 Stunden die Stadt zu räumen, was auch, unter heißen Thränen der Bürger und der Kinder, deren er sich so väterlich angenommen hatte, geschah. Er erhielt sogleich mehrere Einladungen, zog aber den Ruf nach Halle allen andern vor, wo eben die neue Universität errichtet ward. Zuerst wurde ihm die Professur der orientalischen Sprachen, späterhin der Theologie übertragen. Zugleich erhielt er das Pastorat in der eng mit Halle verbundenen Vorstadt Glaucha, daher diese auch der Sitz aller seiner Stiftungen geworden ist. Die Unwissenheit und Verwilderung der glauchaischen Gemeinde auf der einen, die große Armuth vieler Einwohner auf der andern Seite, gaben seiner Thätigkeit, practisch zu wirken, die erste Anregung. Dies geschah besonders seit 1694. Er unterrichtete die ganz versäumten Armen und Kinder auf seinem Hausthur und gab ihnen dann kleine Almosen. Bald nahm er auch ein paar Waterlose auf, deren Zahl sich schnell vermehrte. Wohlbedenkende unterstützten ihn mit kleinen Beiträgen. Als er einst einmal ein Geschenk von sieben Gulden empfing, rief er aus:

„Das ist ein ehrlich Capital, damit kann man etwas rechts anfangen.“ Wenn man den Umfang seiner nachmaligen Stiftungen ansieht, muß man allerdings über einen so geringen Anfang erstaunen. Von nun an wuchsen seine Anstalten für Erziehung und Unterricht mit jedem Jahr. Es wurden unter seiner Leitung Schulen für alle Stände errichtet; es wurde eine Erziehungsanstalt für Vaterlose, das eigentliche Waisenhaus (das jedoch den kleinsten Theil des Ganzen ausmacht) organisiert. Man fing an zu bauen, und 1693 ward der erste Grundstein zu allen den Gebäuden, die jetzt zwei über 800 Fuß lange Straßen bilden, gelegt. Man irrt, wenn man, vielleicht durch die Regelmäßigkeit getäuscht, glaubt, Frank habe gleich anfangs einen so großen Plan gehabt. Nie hätte er wohl vorhersehen können, daß der Ruf seiner frommen Menschenliebe nah und fern so viele Theilnehmung erwecken, daß man ihm von allen Seiten her Summen zu 50, 100 und 1000 Thalern zuschicken, daß ihm ein stiller Freund der Chemie und Pharmacie, den er auf seinem Todtbette besuchte, Recepte zu allerlei Medicamenten übergeben würde, die hernach so viel Aufsehn gemacht, und deren Verkauf vormals einen jährlichen Gewinn von 30—40,000 Reichsthalern abgeworfen hat, woraus sich allein die Möglichkeit erklärt, ohne alle Unterstützung der Regierung so große Anstalten ausgeführt zu sehen. Ihn selbst bestärkte natürlich dies alles in seinem starken Glauben und unerschütterlichen Vertrauen an die göttliche Vorsehung, zumal es sich oft traf, daß gerade in der Stunde, wo kein Groschen vorhanden war, um die wartenden Arbeiter zu bezahlen, die nöthige, und nicht selten eine größere Summe, als man bedurfte, mit der Post von bekannten und unbekannten Personen einging. Er sah darin Gottes Wink, daß er ihn zum Werkzeug bestimmt habe, Vieles und Großes zu vollenden. Und so hat man denn mit Recht seine Stiftungen ein Werk des Glaubens und der Liebe und die in ihrer Art letzte große Erscheinung des religiösen Geistes in Deutschland genannt, und über einen der Haupteingänge vor mehreren Jahren die passende Inschrift gesetzt:

„Fremdling, was du erblickst, hat Glaub' und Liebe vollendet,
 Ehre des Stiftenden Geist, glaubend und liebeud, wie Er.“
 Was ihm dabei alles sehr erleichterte, war der ausnehmende und doch so ganz uneigennützige Eifer seiner ersten Mitarbeiter, die nur gerade ihre nothwendigen Bedürfnisse verlangten, und dafür mehr leisteten, als an andern Orten reich besoldete Männer, denen jener Geist fremd war. Da er bei allen seinen Unternehmungen von Religion ausging, und practische Frömmigkeit für die Hauptsache aller Erziehung und alles Unterrichts hielt, dabei von strengen Sitten und ein Gegner weltlicher Vergnügungen war, als gefährvoll für die Sittlichkeit, so suchte man diese Denkungsart unter dem Namen des Pietismus (Andächtelei, Frömmelei) verächtlich zu machen. Ihn selbst kann gewiß nie der Vorwurf des leeren Scheins verdient treffen. Daß es aber unter seinen Schülern viele gab, die es mehr in Worten und Geberden, als dem Geist nach waren, daß die allerdings übertrieben gehäuften Andachtsübungen, welche ehemals in den frankischen Anstalten herrschten, Viele mehr mit Widerwillen als mit Liebe zur Gottseligkeit erfüllt haben mögen, läßt sich nicht läugnen, und man ist davon späterhin mehr zurückgekommen. Er selbst war von aller Frömmelei entfernt; ein

ritter, offner, liebevoller Mann; edel und unbefangen in seinen Sitten; als Erzieher der Jugend einsichtsvoll, fest und mild. Dabei war er in hohem Grade arbeitsam; pünktlich in seinen akademischen Vorlesungen, wie in seinen Predigten, sowohl da er in Blauha stand, als späterhin, da er an die Ulrichskirche der Stadt Halle versetzt wurde. Mit dem Steigen seines Ruhms nahmen seine Geschäfte und besonders der Andrang der Correspondenten und Besucher so sehr zu, daß er oft nur erst nach dem Abendessen an schriftstellerische Arbeiten kommen konnte, deren Ertrag er immer wohlthätigen Zwecken bestimmte. Die meisten seiner Schriften sind deutsch und ascetischen Inhalts. Früherhin hat er auch mehrere lateinische herausgegeben, wie er denn überhaupt in alten und neuen Sprachen sehr geübt war. Im J. 1727 erlag sein Körper den vieljährigen Anstrengungen. Er starb am 8ten Juni 64 Jahr alt, und hinterließ seinem Schwiegersohn, Joh. Anast. Freytaghausen, und seinem einzigen (ohne Nachkommen verstorbenen) Sohn, Gottl. Aug., die Direction, unter denen nur noch einige Gebäude errichtet wurden, da er das meiste von dem, was noch da steht, vollendet gesehen hat. Die jetzigen Directoren sind der Kanzler der Universität Halle, D. Aug. H. Riemeyer, ein Vetter des Stifters von Mutter-Seite, und D. G. C. Knapp, Prof. der Theologie. — Frankens Stiftungen. Man pflegte es vormals unter dem Namen des hallischen Waisenhauses zusammenzubegreifen, weil alles von einer Anstalt für vaterlose Kinder ausging. Gerade dies ist aber der kleinste Theil des Ganzen, und es gibt im engeren Sinn viel größere Waisenhäuser in Deutschland, wiewohl, wenn man alles, was mit dem halleischen verbunden ist, dazu rechnet, unstreitig das hallische den größten Umfang hat. Folgendes sind die vornehmsten Institute. 1. Die eigentliche Waisenanstalt. In ihr sind seit der Stiftung nahe an 4500 Kinder unentgeltlich erzogen, wovon gewöhnlich $\frac{2}{3}$ männlichen, $\frac{1}{3}$ weiblichen Geschlechts waren. Erstere gehen größtentheils zu Handwerken und Künsten über. Vorzügliche Köpfe widmet man den Studien, und sie bleiben bis zur Universität in der Anstalt. Die höchste Zahl zugleich Erzogener war 200. Die sehr verminderten Einnahmen haben sie bis jetzt auf 100 reducirt. 2. Das königliche Pädagogium, Erziehungs- und Lehranstalt für junge Leute aus den mittlern und höhern Ständen. Seit der Stiftung (1696) sind darin 2790 gebildet. 3. Die lateinische Schule. Existirt seit 1697 als eine gelehrte Bildungsaustalt in 9—10 Classen für minder Begüterte. Sie hat Pensionaire (ehemals oft an 4—500) und Frequentanten aus der Stadt, und hat immer den Ruf gründlichen Unterrichts, besonders in den alten Sprachen, behauptet. Seit 1809 sind mit ihr die beiden an Frequenz sehr herabgekommenen Stadtgymnasien, das lutherische und reformirte, unter dem Namen der hallischen Hauptschule im Waisenhaus verbunden, welche sich in eine lateinische und eine Realschule theilt. Die ältesten Lehrer wurden pensionirt; die übrigen arbeiten nun gemeinschaftlich. 4. Die deutschen oder Bürgerschulen. Ursprünglich wurden eine Knaben- und eine Mädchenschule gestiftet, welche im Bezirk des Waisenhauses lagen, und wovon jede nach und nach zu 10—12 Classen anwuchs. In beiden Abtheilungen wurden oft an 150 Kinder aus der Stadt und den Vorstädten unterrichtet. Hierzu kamen späterhin noch zwei davon

resortirende Nebenschulen, in Glaucha, die mittelwäch-
 sche und meingärterische für die entfernt Wohnenden. Letztere
 sind hernach in das Waisenhaus verlegt, und gegenwärtig bestehen
 die deutschen Bürgerschulen aus 4 Abtheilungen, von denen
 zwei für Knaben und Mädchen, die einiges Schulgeld bezah-
 len, zwei für ganz Arme, als Freischulen, bestimmt sind. Im
 Unterricht wird dabei auf die Bedürfnisse der Mittelstände und der
 niedern Volksclassen Rücksicht genommen. In der Methode sucht
 man das Beste und Bewährteste anzuwenden, ohne zu einer alten
 oder neuen Schule zu schwören. Uebrigens sind diese sämtlichen
 Schulanstalten zugleich als Seminarien für angehende Lehrer zu
 betrachten, die sich dabei üben, Methode lernen und dadurch um so
 fähiger werden, in andern Kreisen als Lehrer zu wirken. Dies ist
 ein bedeutender Vortheil, welchen der Studirende auf der Universität
 Halle, wie auf keiner andern findet. Als ein Annexum der franki-
 schen Stiftungen ist noch 5. die cansteinische Bibelanstalt
 zu betrachten. Sie ward von dem Baron C. H. von Canstein,
 einem vertrauten Freunde Frankens, gestiftet, und nahm ihren
 Anfang 1712. Der Zweck war, durch stehende Formen der ganzen
 Bibel in verschiedenen Formaten, welche den jedesmaligen Satz bei
 jeder neuen Ausgabe ersparen, den Preis äußerst wohlfeil zu ma-
 chen, und dadurch die Verkaufung der h. S. zu befördern. Dieser
 Zweck ist auch in solchem Grad erreicht, daß bereits über 2 Millio-
 nen ganze Bibeln und 1 Mill. on neue Testamente verkauft sind. Man
 adressirt sich am besten unmittelbar an die Anstalt, um sie in Quan-
 tität möglichst wohlfeil zu erhalten. Die Directoren der frankischen
 Stiftungen sind zugleich die Vorsteher dieser Anstalt, ohne daß jedoch
 das Waisenhaus Einkünfte davon hat, die vielmehr allein der Be-
 stimmung der Anstalt gemäß verwendet werden. Uebrigens gehören
 noch zu den Besizungen des Waisenhauses eine große Bibliothek in
 einem eignen Gebäude, und eine Naturalien- und Kunstkammer
 von geringerer Bedeutung. Was endlich die Erhaltungsquel-
 len dieser vielumfassenden Stiftung betrifft, so sind folgende die
 wichtigsten: 1. An Gütern und liegenden Gründen, das Vorwerk
 oder die Meierei von 17½ Hufen; das Rittergut Canena von
 11 Hufen; das Rittergut Reideburg von 19 Hufen, Berga
 im Schwarzburgischen von 15 Hufen; mehrere ansehnliche Gärten,
 desgleichen das cansteinische Erbhaus in Berlin. 2. Die
 Medicamente, zum Theil Arcana, welche, wie schon oben be-
 merkt ist, in frühern Zeiten bei weitem die Hauptquelle waren, spä-
 terhin aber im Debit, durch die Verbote in vielen Ländern und durch
 den veränderten Geist der Zeit, sehr gelitten haben. Sie werden
 durch eine eigne Medicamentenexpedition besorgt. Nähere Nach-
 richt hierüber gibt die Schrift: Madai's Beschreibung der Wir-
 kungen und Anwendungsart der hallischen Waisenhausarzneien. Mit
 neuen Erfahrungen vermehrt vom Professor Löffler. Halle 1808.
 3. Die Apotheke, weit mehr aber 4. die Buchhandlung, wel-
 che von einem sehr geringen Anfang, den ein Candidat Ehlers
 mit dem Druck einer frankischen Predigt machte, durch die Thätig-
 keit und Einsicht dieses Mannes zu einer der ansehnlichsten und so-
 libesten Handlungen Deutschlands, sowohl im Sortiment als Ver-
 lag, herangewachsen ist. Sie besizt eine eigne Druckerei; und
 hat vorzüglich wissenschaftliche, ascetische und Schulbücher, 3. B.
 fast alle classischen Autoren um sehr geringe Preise geliefert und sich

mit dem ganzen In- und Auslande in Verbindung gesetzt. Der eine Ueberschuß wird jährlich an die Hauptcasse abgegeben und zur Erhaltung der Waterlösen und der Schulen verwendet. 5. Das Schul- und Pensionsgeld. 6. Königliche Hülfs Gelder. Der jetzt regierende König von Preußen war der erste, welcher den bnehmenden Revenuen durch einen jährlichen Zuschuß zu Hülfe kam. Die vormalige königlich westphälische Regierung hatte diese nicht nur ortgesetzt, sondern auch vermehrt. Sie werden jetzt aus den Einkünften des aufgehobenen Klosters Bergen bei Magdeburg bezahlt. Milde Gaben. Diese sind ehemals sehr bedeutend gewesen. Seitdem aber das Waisenhaus in den wiewohl sehr übertriebenen Auf großer Reichthümer gekommen, haben sie fast gänzlich aufgehört. Selten ist's, daß dankbare Zöglinge ihm Legate vermachen, was früherhin öfter der Fall war. Ueber dies alles gibt theils eine von 1792 — 1798 erschienene Zeitschrift unter den Titel: Franzens Stiftungen 3 Bände, theils die Beschreibung des hallischen Waisenhauses und der damit verbundenen französischen Stiftungen nebst der Geschichte ihres ersten Jahrhunderts mit erläuternden Kupfern, 1799, die bedenklichste Auskunft.

LI.

Frankle ist der Name, der in den Morgenländern allen christlichen Europäern beigelegt wird, vermuthlich weil sich in den Kreuzzügen die aus den ehemaligen Franken hervorgegangenen Franzosen besonders hervorthaten. S. übrigens den Art. Frankreich.

Franken, eines der merkwürdigsten unter den deutschen Völkern. Sie erscheinen in der deutschen Geschichte zuerst seit 238 nach Chr. Geb., und wohnten zwischen dem Niederrhein und der Weser, streiften auch bisweilen über die Weser bis nach der Elbe zu. Sie machten schon im 4ten Jahrhundert verschiedene Einfälle in Gallien, aber es glückte ihnen noch nicht, feste Wohnsitze daselbst zu gewinnen. Im Anfange des 5ten Jahrhunderts gingen sie an, in das belgische Gallien einzudringen (s. den Art. Frankreich). Aus dem großen Landtheil, welchen die Franken späterhin den Alemannen am Rheineweg abnahmen, entstand eine neue Provinz unter dem Namen des rheinischen Frankens (Francia rhenana). Das heutige Frankenland gehörte den Franken damals noch gar nicht, sondern war ein Theil von Thüringen, von welchem es, wahrscheinlich unter Carl d. Gr. getrennt worden ist (s. Thüringen). Im 9ten Jahrhundert findet sich in Herzogthum Franken in der deutschen Geschichte, welches späterhin an die Familie der Hohenstaufen, die auch das Herzogthum Schwaben besaß, kam, und mit dem Erbschen des hohenstaufischen Hauses wieder einging.

Frankenberg (Sylvius Friedrich Ludwig, Freiherr von), dieser in die Herzogthümer Gotha und Altenburg hochverdiente Staatsminister, der das seltene Glück genoß, sein funfzigjähriges Ministerjubiläum zu feiern, war den 20sten Oct. 1728 geboren und stammte von einem Zweige des alten deutschen Geschlechts herer Frankenberg ab, der sich im 11ten Jahrhundert in Schlesien niederließ. Der Vater stand der Herrschaft Schmalkalden als landgräflich-hessischer Oberaufseher vor, und der Sohn machte sich als Rath, dann Präsident des Consistoriums in Hanau, und als Gesandter in Copenhagen und Wien und Hessen verdient. Jedoch vertauschte er diesen Wirkungskreis bald mit einer Stelle im herzogl. sachsen-gothaischen Geheimen Rathscollegium, zu welcher er vom Herzog Friedrich III. am 2ten Jan. 1765

berufen wurde. Seit 1788 stand er als Staatsminister an der Spitze dieser höchsten Landesbehörde, und leitete in den seit 1789 so schwierigen Zeiten die politischen Verhältnisse mit solcher Umsicht und weiser Mäßigung, daß die Länder seines Fürsten unerschütterlich blieben, und ihre Landes- und Regierungsverfassung ungekränkt erhielten. Als Chef des Steuer-Collegiums mußte er nicht nur, so groß auch der Druck verderblicher Kriege und die Stockung des Erwerbs war, den Credit des Landes aufrecht zu erhalten, sondern auch noch für die Verbesserung der öffentlichen Unterrichtsanstalten Mittel herbeizuschaffen und andere gemeinnützige außerordentliche Ausgaben zu bestreiten. Nachdem er dreien Fürsten, den Herzogen Friedrich, Ernst und August, mit gleichem Eifer, gleicher Treue und gleichem Erfolg gedient, bei allen dreien in hohen Ehren gestanden, und bis in sein spätes Alter ungeschwächte Körper- und Geisteskraft erhalten, starb er bald nach der Feier seines Jubiläums zu Anfange des J. 1815. Sein Andenken wird in Gotha und Altenburg stets geehrt bleiben.

Frankenhausen, eine Stadt und ein Amt in Thüringen an einem Arm der Wipper, in einer fruchtbaren Gegend mit Bergen und Waldung umgeben, dem Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt zugehörig. Die Stadt hat etwa 3000 Einwohner, eine fürstliche Regierung und eine gute Schule. Am wichtigsten macht die Stadt ihr Salzwerk, eins der ältesten in Deutschland, welches den Bürgern erb- und eigenthümlich zugehört. Die Soole ist zehnlöthig; man versiedet von ihr jährlich 60,000 Scheffel und könnte noch vielmehr versieden, wenn größerer Absatz wäre. Auch wird in der Gegend ein schöner und dichter Alabasterstein gebrochen. Die aufrührischen Bauern erlitten in dieser Gegend eine große Niederlage. Einige treffliche Concerte, zu denen es dem dortigen wackern Cantor Bischof gelang, eine bedeutende Anzahl der besten Tonkünstler Deutschlands und ein großes Publicum von nahen und fernen Kunstfreunden zu vereinigen, haben diesem Orte in den Jahren 1810 und 1811 für den Freund der Kunst ein besonderes Interesse gegeben.

Frankenweine, eine Gattung deutscher Weine, die vorzüglich im Hochstift Würzburg gebaut und gewonnen wird, und die zu den angenehmsten und gesundesten Tischweinen gehört. Die vorzüglichste Sorte ist der sogenannte **Reistenwein**, der, wenn er ein gewisses Alter hat, durch seinen angenehmen Duft oder seine Firne und seine Zartheit vielleicht alle deutsche Weine übertrifft. Feuriger noch als dieser ist der **Steinwein**, eine andere edle Gattung der Frankenweine; aber es fehlt ihm das **Bouquet** und die Lieblichkeit des **Reistenweins**. Andere gute Gewächse sind der **Werthheimer**, der **Dettelbacher** u. s. w. Von **Kitzingen** unweit Würzburg, vom **Bamberg**, von **Benshausen** und von **Würzburg** wird mit diesen Weinen ein großer Handel getrieben. Die neuern besten Jahrgänge sind die von 1761, 1762, 1775, 1779, 1781, 1783 und von 1811.

Frankfurt. Als durch den lüneviller Frieden der Thalweg des Rheines die Gränze zwischen Frankreich und Deutschland geworden war, und zur Entschädigung weltlicher Fürsten für den erlittenen Verlust auf dem linken Rheinufer die Staaten der geistlichen Fürsten secularisirt wurden, da war der Churfürst von Mainz der einzige, den man als Erzkanzler des Reichs beizubehalten für angemessen fand. Zwar wurde der eigentliche Churfürst **Mainz** aufgelöst und zum größten Theile als Entschädigungsobject überlassen, aber, durch den Reichsschluß vom 25ten Febr. 1803, die Würde und der Rang eines

eistlichen Churfürsten und Reichskanzlers, in Verbindung mit dem ines Metropolitanerzbischofs und Primas von Deutschland, erklärt und bestätigt, der erzbischöfliche Stuhl von Mainz auf die Domkirche von Regensburg übergetragen, zugleich die Metropolitangerichtsbarkeit nach einer neuen Diöcesangränze bestimmt und dem Churfürsten-Erzkanzler ein neuer Staat aus den Fürstenthümern Regensburg und Aschaffenburg und der Grafschaft Weglar gebildet; da aber dieses Areal, von 25 Quadratmeilen mit 109,000 Einwohnern, nicht mehr als 650,000 Gulden eintrug, dem Churfürsten aber Eine Million als jährlich Revenue ausgeworfen worden war, so wurde das Deficit von 350,000 Gulden auf die wiederhergestellten Rheinzölle (Octroi) angewiesen. Regensburg ward nun der Sitz des neuen Erzbischofthums; der Erzkanzler führte das Directorium im Churfürstenrathe und im Fürstenrathe die 7te und 10te Stimme. Doch wichtigere Ereignisse gaben auch diesen Verhältnissen eine andre Gestalt. Das deutsche Reich ward aufgelöst, der Churfürstentitel erlosch gänzlich und an des heiligen römischen Reichs Stelle trat der rheinische Bund, dessen Primas der bisherige Churfürst Erzkanzler ward, welcher mit vollen Souverainetäts- und Eigenthumsrechten die Stadt Frankfurt mit ihrem Gebiete und die Souverainetät über die Besitzungen der Fürsten und Grafen von Löwenstein-Wertheim (auf die rechte Mainseite) über einen Theil der Besitzungen der Grafen von Erbach und über die Grafschaft Rhineck erhielt, so daß der neue fürstlich-primatistische Staat ein Areal von 38 Q. Meilen umfaßte, mit einer Bevölkerung von 176,000 Einwohnern und 1,800,000 Gulden Revenuen. Dem Fürsten Primas ward das Präsidium in der nie eröffneten Bundesversammlung und zwar der Vorsiz im königlichen Collegio derselben übertragen. Diese Verhältnisse wurden in der Folge wieder verändert. Durch den am 16ten Febr. 1810 mit Frankreich geschlossenen Tractat trat der Fürst Primas das Erzstift Regensburg und die Einkünfte aus dem Rheinschiffahrts- Octroi wieder ab, erhielt aber dagegen den größten Theil der seit 1806 unter französischer Administration gestandenen Fürstenthümer Hanau und Fulda. Diese Provinzen wurden, zugleich mit Frankfurt, Aschaffenburg und Weglar, am 1sten May 1810 von Napoleon zum Großherzogthum Frankfurt constituirt. Napoleon ernannte zugleich, als Protector des rheinischen Bundes, den Prinzen Eugen zum künftigen Nachfolger im Großherzogthum Frankfurt, und hob die im J. 1806 von dem Fürsten Primas getroffene Wahl des Cardinals Fesch, als Coadjutor und Nachfolger, auf. Das Areal des Großherzogthums Frankfurt betrug 96 Quadratmeilen, zählt 44,219 Feuerstellen und 302,092 Einwohner, und ward eingetheilt in die vier Departements Frankfurt, Aschaffenburg, Fulda, Hanau. Die gesammten Einkünfte betrugen 2,575,529 Gulden 57 Kr., nachdem $\frac{1}{2}$ der Rheinzölle an Frankreich abgetreten worden war. Das Contingent des Großherzogthums zum Rheinbunde bestand in 2800 Mann. Uebrigens war die Verfassung des Großherzogthums der des französischen Reichs sehr verwandt. Der Großherzog führte selbst den Vorsiz im Staatsrathe, der seinen Sitz in der Hauptstadt Frankfurt hatte. Mit der Vertreibung Napoleons aus Deutschland und der Flucht des Großherzogs war auch das Großherzogthum aufgelöst. Der bairische General Wrede nahm davon am 28sten October 1813 provisorisch Besitz. Das ganze Herzogthum wurde durch den Beschluß des wiener Congresses (den 9ten Juni

1815) getheilt; der Churfürst von Hessen nahm den ihm sonst zugehörenden Theil wieder; das ehemalige Fürstenthum Aschaffenburg wurde seit dem Juni 1815 mit Baiern vereinigt; Weimar und ein Theil von Fulda wurde an Preußen überlassen. Die Stadt Frankfurt wurde wieder für frei erklärt; dem Fürsten Primas wurde eine lebenslängliche jährliche Pension von 100,00 Fl. ausgesetzt, welche die Souverains, die von den Provinzen des Großherzogthums Besitz genommen, zu bezahlen sich verbindlich machten. I.

Frankfurt am Main, ein alte berühmte Stadt an den fränkischen Gränzen in der Wetterau, welche durch den dazwischen fließenden Main in zwei vermittelt der Mainbrücke zusammenhängende Theile getheilt wird, von denen der größere Frankfurt, der kleinere Sachsenhausen heißt, und mit seinem Gebiete gegen 4 Quadratmeilen ausmacht. Frankfurt ist keine eigentliche Festung, aber doch durch Mauern und Wälle und einen breiten, mit Wasser angefüllten Graben vor Ueberrumpelung gesichert. Die Volksmenge beträgt 43,000, ungerchnet 7000 Juden, welche in einer besondern Gasse beisammen wohnen. Frankfurt ist ein beträchtlicher Handelsort, und es werden dazselbst jährlich zwei Messen gehalten, von denen eine zu Ostern, die zweite im August und September fällt. Die ehemalige Kaiserwahl und Kaiserkrönung zog eine große Menge Menschen dahin. Die lebendigste Beschreibung hiervon und von dem glänzenden Zustande Frankfurts in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts findet man in Goethe's interessanter Selbstbiographie (aus meinem Leben 1ster Theil), dessen Vaterstadt Frankfurt ist. Das hiesige Rathhaus, welches in diesem Falle besonders wichtig war, heißt der Römer. In Rücksicht auf die Cultur behauptet Frankfurt einen vorzüglichen Rang unter Deutschlands Städten; ein Vorzug, den es zum Theil den dortigen Reformirten verdankt, welche auch 1554 dazselbst eine Kirche erhielten, die ihnen aber 1561 wieder genommen wurde, seit welcher Zeit sie ihren Gottesdienst in dem benachbarten hanauischen Flecken Bockenheim halten. In der Nachbarschaft von Frankfurt befindet sich das Dorf Bergen (wo die Franzosen unter Broglie 1759 einen Sieg über die Allirten erhielten), die schöne Stadt Hanau, das berühmte Wilhelmsbad, wie auch die Bäder Wiesbaden, Schwalbach und Schlungenbad. Zwei Mal wurde Frankfurt in dem Revolutionskriege von den Franzosen besetzt (1792 und 1796), aber auch beide Male bald wieder von ihnen geräumt. Nach mancherlei schweren Bedrückungen endlich wurde die ehemalige alte Reichsstadt, in Gemäßheit der errichteten Rheinconföderation, von dem Fürsten Primas den 9ten September 1806 in Besitz genommen, und die neue Organisation derselben durch ein Edict vom 10ten October bekannt gemacht, durch welche die reichsstädtische Verfassung ganz aufgehoben, das Stadtgericht zur untersten Instanz, Frankfurt zur Hauptstadt des Großherzogthums erklärt wurde. Auch sollte sie der Sitz der rheinischen Bundesversammlung seyn. Am 1sten Nov. 1813 rückten nach der Schlacht bei Hanau die siegreichen Heere der Verbündeten in Frankfurt ein. Frankfurt wurde wieder zur freien Stadt, und zum Mitgliede des deutschen Bundes erklärt, und sollte sich selbst eine neue Constitution geben. Dies ist auch im J. 1816 nicht ohne Schwierigkeit erfolgt. Seit 1816 ist Frankfurt der Sitz der deutschen Bundesversammlung (s. deutscher Bundestag).

Frankfurt an der Oder, eine ansehnliche Handelsstadt in der Mittelmark Brandenburg, welche 12,000 Einwohner hat, die theils reformirt, theils lutherisch sind. Die Stadt ist nach alter Art befestigt. Es sind daselbst verschiedene Fabriken und jährlich drei Messen, zu Reminiscere, Margaretha und Martini; auch hat die Stadt allein die Schifffahrt auf der Oder nach Breslau. Sehenswerth sind daselbst das Denkmal des berühmten Dichters Kleist, der in der Schlacht bei Runersdorf tödlich verwundet wurde (das demselben die Freimaurerloge setzen ließ), das Denkmal Leopolds von Braunschweig, und in der Nachbarschaft das Schlachtfeld bei Runersdorf, wo 1759 die Preußen von den vereinten Russen und Oesterreichern geschlagen wurden. Die Universität ist 1810 nach Breslau verlegt worden.

Franklin (Benjamin), war zu Boston den 17ten Januar 1706 von unbemittelten Aeltern geboren. So gern ihn sein Vater, der die Fähigkeiten des Knaben früh bemerkte, den theologischen Studien gewidmet hätte, mußte er diesen Plan doch aus Mangel an den nöthigen Mitteln wieder aufgeben, denn er war damals durch seine Profession, die Färberei, nicht im Stande, seine Familie nur dürftig zu erhalten, und hatte sie aus Noth mit dem Lichtziehen und Seifensieben vertauscht. Bei dieser Arbeit mußte ihm sein Sohn hülfreiche Hand leisten, der sich für diese ihm widrige Beschäftigung einigermaßen dadurch zu entschädigen suchte, daß er in den Stunden der Ruhe seinen Hang zur Lectüre befriedigte. Es standen ihm aber dazu auch keine Bücher weiter zu Gebote, als die wenigen, meist theologischen und ascetischen Schriften, welche sich in der Bibliothek seines Vaters vorfanden. Doch waren auch Plutarchs Lebensbeschreibungen und de Foes Versuch über die Projecte darunter. Aus den letztern schöpfte Franklin Ideen, welche nach seiner eignen Angabe wichtigen Einfluß auf sein Leben gehabt haben. So erreichte der Knabe das zwölfte Jahr, und entschloß sich nun, bei seinem 1717 aus England zurückgekommenen Bruder, Jacob, die Buchdruckerkunst zu erlernen. Er machte schnelle Fortschritte; die Freistunden, und oft selbst einen Theil der Nacht, widmete er der Lectüre, wozu ihm ein wohlwollender Kaufmann, Mathiew Adam, mit Büchern versah. Eine Schrift von Tryon, worin die vegetabilische Kost empfohlen wird, brachte ihn zu dem Entschluß, diese Diät zu versuchen. Er erfertigte sich jetzt, während die übrigen Arbeiter zur Mittagszeit die Druckerei verlassen hatten, seine frugale Mahlzeit selbst, und sparte dadurch Geld und Zeit, welche er auf die Lectüre wenden konnte. Er las damals Lockers Versuch, Xenophons Denkwürdigkeiten, und die Schriften von Shaftsbury und Collins. Schon früher hatte sich der junge Franklin in eigenen Productionen versucht. Er hatte zwei Balladen auf damalige Ereignisse verfaßt, die er auch selbst zum Verkauf herumtrug. Der Beifall, den sie fanden, würde ihn zu weiteren Arbeiten der Art bewogen haben, wenn ihn nicht sein Vater aufmerksam gemacht hätte, daß alle Versemacher arm wären. Als aber im J. 1720 oder 1721 sein Bruder eine Zeitung unternahm, in welche auch allerlei unterhaltende Aufsätze eingerückt wurden, erwachte sein schriftstellerischer Hang wieder; er schrieb einen Aufsatz mit erstellter Hand, legte ihn vor die Thür der Druckerei, und hatte die Freude, ihn aufgenommen zu sehn. Er fuhr damit fort, und gab endlich zu erkennen. Mißhelligkeiten, in die er mit seinem Bruder gerieth, bewogen ihn, Boston zu verlassen, und nach Neu-York,

und von da nach Philadelphia zu gehn. Hier fand er Arbeit, machte einige angenehme Bekanntschaften, und setzte seine Studien mit Eifer fort. Der Gouverneur der Provinz, William Keith, der durch einen seiner Briefe die vortheilhafteste Meinung von dem Jüngling gefaßt hatte, ermunterte ihn, eine eigene Druckerei anzulegen, und erbot sich, ihm 100 Pfund vorzuschießen, um sich den nöthigen Apparat in England selbst anzukaufen. Franklin zögerte nicht, dahin zu reisen, nachdem er sich vorher mit Miß Read, der Tochter seines Wirths, verlobt hatte, fand sich aber bei seiner Ankunft in England in allen seinen Hoffnungen getäuscht. Seine nicht geringe Verlegenheit wurde noch dadurch vermehrt, daß er einen jungen Menschen, Namens Ralph, der ihn begleitet hatte, mit ernähren mußte. Beide ergaben sich einem ziemlich unregelmäßigen Leben. Franklin arbeitete um diese Zeit an Wollastons Werk über die natürliche Religion; ein Schrift, die er darüber herausgab, brachte ihn mit einigen englischen Gelehrten in nähere Verbindung. Er blieb 18 Monate in London, und kehrte 1726 nach Philadelphia zurück. Unterwegs machte er die Bekanntschaft eines Kaufmanns, mit Namen Denham, und ward dessen Buchhalter; als dieser aber bald darauf starb, mußte Franklin aufs neue zur Buchdruckerei seine Zuflucht nehmen. Seine Studien setzte er dabei unablässig fort, stiftete auch eine literarische Gesellschaft junger Leute, unter dem Namen Junta, die sich wöchentlich versammelte, und über Moral, Politik, Physik u. s. w. Untersuchungen anstellte. Endlich errichtete er eine eigne Buchdruckerei in Gemeinschaft mit Meredith, seinem Gehülfen, der den Fonds dazu hergab, sich aber bald wieder davon zurück zog. Franklin, von einigen Freunden unterstützt, setzte darauf das Geschäft allein fort. Um diese Zeit trat er zuerst mit einer Schrift als politischer Schriftsteller auf, und fand den ungetheiltesten Beifall. Seine oben erwähnte Braut, Miß Read, hatte sich während Franklins Aufenthalts in London, da sie sich sehr kalt von ihm behandelt sah, verheirathet, lebte aber in einer unglücklichen Ehe. Franklin eilte, sein begangenes Unrecht wieder gut zu machen, bot der wieder Geschiedenen seine Hand an, und heirathete sie 1730. Indessen gingen seine Geschäfte, die er durch einen Papierhandel erweitert hatte, sehr glücklich von Statten; dabei wuchs die Achtung, welche man für ihn hegte. Seine pensylvanische Zeitung und sein jährlicher Almanach beurlundeten seine seltenen Einsichten. Eine Folge davon war, daß man ihm im J. 1743 den ehrenvollen Auftrag gab, den Plan der philosophischen Gesellschaft von Amerika genauer zu entwerfen. Franklin fing um diese Zeit an, sich mit der Electricität zu beschäftigen, und der glücklichste Erfolg krönte seine Bemühungen. Die Erfindung des Gewitterableiters (1749) machte seinen Namen durch ganz Europa bekannt. Die oxfordische Universität creirte ihn 1762 zum Doctor der Rechte. Unterdessen gewannen die politischen Verhältnisse der nordamerikanischen Colonien ein immer höheres Interesse; die amerikanischen Patrioten und die Anhänger des englischen Ministeriums bildeten sich immer mehr zu zwei entgegengesetzten Parteien, und beide bemühten sich, einen Mann zu gewinnen, dessen Einsichten und Einfluß ihnen den größten Vortheil versprochen. Um diese Zeit hatte Franklin eine Reise nach London gemacht, und wurde nach seiner Rückkunft Generalpostmeister aller englisch-amerikanischen Colonien: allein dieser mit ansehnlichen Einkünften verbundene Posten bestach ihn nicht zum Nachtheil der Wahr-

heit und der gerechten Sache seines Vaterlandes. Denn als bei den zunehmenden Unruhen in den Colonien das Haus der Gemeinen in London alle Agenten der Provinzen vor seine Schranken lud, um die Beschwerden zu untersuchen, erschien (im J. 1767) auch Franklin als Agent von Pensylvanien, sprach mit eben so viel Freimüthigkeit als politischer Weisheit für die gerechte Sache, und erließ an seine Landsleute aufmunternde und anfeuernde Sendschreiben, welche allenthalben Enthusiasmus erregten. Der Hof bewies ihm dafür sein Mißfallen durch Entsetzung von seinem Posten, und Franklin war in Gefahr, verhaftet zu werden. Er kehrte daher 1775 nach Philadelphia zurück, wo der Congress versammelt war. Nicht zufrieden, die bevorstehende Krise durch thätige Mitwirkung zu dem bekannten glücklichen Ausgange zu leiten, unternahm er es noch in seinem 71sten Lebensjahre (im J. 1776), als Unterhändler nach Frankreich zu gehen. Anfangs wohnte er ganz im Stillen zu Passy, einem Dorfe zwischen Versailles und Paris, und negocierte insgeheim, als aber Ludwig XVI. 1778 nach der Schlacht bei Saratoga die Unabhängigkeit der dreizehn vereinigten Staaten von Nordamerika anerkannt hatte, erschien der schlichte, ehrfurchtgebietende Greis als bevollmächtigter Minister seines Vaterlandes an dem glänzenden Hofe von Versailles, und wurde der Gegenstand allgemeiner Verehrung. Als er endlich am 20sten Januar 1783 mit den englischen Commissarien zu Paris den Frieden unterzeichnet hatte, der seinem Vaterlande die Unabhängigkeit zusicherte, kehrte er nach Philadelphia zurück, wo alles wetteiferte, ihm Beweise der Achtung und Dankbarkeit zu geben. Er bekleidete noch trotz seines hohen Alters die Stelle eines Präsidenten der Assembly von Pensylvanien, und starb, bis an seinen Tod für das Wohl seiner Mitbürger ununterbrochen thätig, den 17ten April 1790. Außer den angeführten großen Verdiensten um seine Mitbürger hat er sich durch viele nützliche und heilsame Einrichtungen ein ewiges Gedächtniß in ihren Herzen gestiftet. Uebrigens verbankt ihm die Physik manche wichtige Entdeckung. Nicht allein die Erfindung des Wetterableiters ist sein Werk, er hat auch zuerst die Natur des Nordlichts erklärt, und der electrische Drache (s. d. Art. Drache) ist seine Erfindung. Er erfand einen eigenen Sparofen, und vervollkommnete die Harmonica, für deren Erfinder er fälschlich gehalten wird. Die Nationalversammlung in Frankreich legte auf Mirabeau's Antrag eine dreitägige Trauer um ihn an. Franklin gehört in die Zahl der ausgezeichnetsten Männer seines Jahrhunderts. Mit ruhiger Klarheit durchschaute sein scharfsinniger Geist die Verhältnisse des Lebens im Großen wie im Kleinen, ohne je von der Bahn der Wahrheit abzugleiten, und sein edles Herz umfaßte das Wohl der Menschheit. Ohne in die Labyrinth einer unfruchtbaren Speculation einzugehen, hatte er sich ein System der Lebensweisheit gebildet, das seine Anwendbarkeit stets bewähren wird. Unübertrefflich ist er in der Kunst, die Lehren der Moral zu entwickeln, und sie auf die Pflichten der Freundschaft und der allgemeinen Liebe, auf die Benützung der Zeit, auf das Glück der Wohlthätigkeit, auf die nothwendige Verbindung des eignen Wohls mit dem allgemeinen, auf die Früchte der Arbeitsamkeit, auf den süßen Genuß, den die geselligen Tugenden uns verschaffen, anzuwenden. Man kann nichts schöneres in dieser Art lesen, als die Sprüche des alten Heinrich, oder die Weisheit des guten Richard, die durch Einkleidung und Inhalt Muster

der wahren Popularität sind. Eine vollständige Sammlung seiner Schriften wird von seinem Enkel William Temple Franklin, der im Besitz sämtlicher Handschriften ist, noch erwartet. D'Alembert bewillkommte der Erfinder des Bligableiters und den Befreier seines Vaterlandes bei seiner Aufnahme in die französische Akademie mit dem eben so soñnen als wahren Gemistich:

Eripuit coelo fulmen, sceptrumque tyrannis.

„Muthig entriß er dem Himmel den Blitz, den Tyrannen das Scepter.“

Die Grabschrift, welche sich Franklin selbst setzte, verdient wegen ihrer Celebrität noch angeführt zu werden; sie lautet also:

The body
of
Benjamin Franklin, Printer,
(like the cover of an old book,
its contents torn out
and stript of its lettering and golding)
lies food for worms:
Yet the work itself shall not be lost.
For it will (as he believed) appear once more
in a new
and more beautiful edition
corrected and amended
by
the author*).

Frankreich. I. Geschichte und Verfassung. I. Älteste Geschichte. Nicht Ein Volk, sondern eine Conföderation mehrerer Nationen gab sich den Namen „Franken“ die Freien, als ihnen die Besiegung ihrer ewigen Feinde, der Longobarden, gelungen war. Von der Mündung der Rahn, längs dem Rhein hinunter, hatte sich dieser Völkerbund damals ausgebreitet, und bestand aus den Chauxen, Sigambren, Attuariern, Bructern, Chamavern und Chatten. Ihre Züge führten sie auch nach Gallien, wo die Römer herrschten (s. d. Art. Gallien und Gallier). Bis über die Pyrenäen drang das wilde Volk und nahm unermessliche Beute mit sich fort. Unter den römischen Kaisern Gordian, Maximian, Posthumus, Constantius und Cäsar Julian spielten sie mit abwechselndem Glücke eine Rolle in der Völkergeschichte jener Zeit, bald in Gallien, bald in der batavischen Insel, bald in Britannien, wo sie auch mit den Sachsen, ihren natürlichen Erbfeinden, gemeinschaftlich dem Aelterkaiser Carausius beistanden. Besonders zeichneten sich unter ihnen die sogenannten Salier, die Bewohner des Landstrichs an der Saale, aus, mit denen Julian in harten Kampf gerieth, als sie bis an die Schelde vorgebrungen waren. Sie wurden endlich im 4ten Jahrhundert dem Westen des römischen Reichs eben

*) Hier liegt der Leib Benjamin Franklins, eines Buchdruckers (aleich dem Deckel eines alten Buchs, aus welchem der Inhalt herausgenommen, und der seiner Inschrift und Vergoldung beraubt ist), eine Speise für die Würmer; doch wird das Werk selbst nicht verloren seyn, sondern (wie er glaubt) dermaleinst erscheinen in einer neuen, schönern Ausgabe, durchgesehn und verbessert von dem Autor.

so furchtbar, als die Gothen dem Osten desselben waren, und hatten sich bereits im belgischen Gallien und um die Somme festgesetzt, als Chlodowig der Große, Enkel Klobions, und Urenkel ihres ersten Anführers Karamond (420 — 428), in der Schlacht bei Soissons, die er 436 über den römischen Feldherrn Syagrius gewann, der römischen Herrschaft in Gallien ein Ende machte, seine Waffen gegen das thüringische Reich wandte und den Thüringern einen Tribut auflegte, zehn Jahre später die Alemannen nach der Schlacht bei Bülpih (496), an beiden Ufern des Rheins, und 501 — 507 die Britten und Westgothen in Armorica und Aquitanien (das Küstenland von der Garonne bis an die Pyrenäen, insonderheit Bretagne) sich unterwarf. Die verschiedenen Völkerstämme der Franken hatten dort auch noch verschiedene Fürsten; doch Chlodowig vertrieb sie alle mit gewaltiger Kraft, seine Vetter räumte er durch Eist und Meuchelmord aus dem Wege, und machte sich zum Alleinherrscher von Frankreich. Zu Rheims setzte er sich (496) die Krone der Franken auf, nachdem er sich vom Bischof Remigius hatte taufen lassen *), welchem Beispiele sein ganzes Volk folgte. Chlodowigs Nachfolger bekamen deswegen von der Päpsten den Titel: allerchristlichster König und erstgeborener Sohn der Kirche. Chlodowig gründete mit der Monarchie zugleich einen Herrscherstamm, der unter dem Namen der Merovinger (von seinem Oheim Meroven so genannt) bis 751 den Thron des Frankenreichs besaß, welches zugleich Deutschland mit umfaßte. Chlodowigs vier Söhne theilten das Reich in Austrasien und Neustrien, oder in die östliche und westliche Monarchie, die letztere wieder in die Reiche Orleans, Soissons und Paris, so daß Theodorich zu Metz, Chlodomir zu Orleans, Childebert zu Paris, und Clothar zu Soissons herrschten. Diese und mehrere nachfolgende Theilungen und blutige Zwiste, das kraftlose Regiment der Könige und die Nachbarschaft der Araber in Spanien brachten die Existenz des Frankenreichs in große Gefahr, und nur die Energie der Majores-Domus (Hofmeister, Hausmair, daher später Maires du palais) rettete sie. Aber eben diese waren es, welche die merovingische Dynastie endlich vom Throne verdrängten. Aus ihnen erwarben sich besonders Pipin von Heristall, Carl Martell, Carlmann und Pipin der Kurze oder Kleine große Namen in der Geschichte des Reichs. Heristall machte die Friesen zinsbar, Martell vereitelte durch den Sieg von Tours über die Araber (Saracenen) 731 die verderblichen Entwürfe dieser Nation, und die Verbreitung des Islam in Frankreich, unterwarf die Friesen gänzlich, nöthigte die Sachsen zum Tribut, und ward Protector des deutschen Apostels Bonifaz, der in Carlmann und Pipin noch größere Beschützer erhielt. Childerichs III. Schwäche begünstigte die Herrschsucht Pipins des Kurzen; er mußte endlich den königlichen Schmuck mit der Mönchskutte vertauschen, und der Major-Domus Pipin bestieg mit des Papstes Genehmigung 752 den Thron Frankreichs. Aus seinem Blute stammten die Carolinger, die 235 Jahre lang die französische Krone trugen. Sein Sohn, Carl der Große, war Beherrscher der Länder von Ebro bis an die Weichsel, von der Nordsee bis an die untersten Küsten des adriatischen

*) Das Märchen ist bekannt, daß eine Taube das Oelfläschchen, mit welchem Chlodowig und seine Nachfolger gesalbt wurden, vom Himmel gebracht habe. Man bewahrt es heilig auf.

Meers, Herr der Kronen von Frankreich, Deutschland und Italien. Ihm, dem Kaiser des Occidents, kamen die des Orients mit Verehrung und Freundschaft entgegen. Doch mit dem Erlöschen seines thatenreichen Lebens stürzte der Coloss auch in sich selbst zusammen; mit Carls Geist war auch die Kraft verloren, und nur die Erinnerung an den wahrhaft Großen haftete noch an dem occidentalischen Throne. Seine drei Söhne zerstörten die Schöpfung des Vaters durch Hader über die Theilung der ungeheuern Erbschaft, und bloß durch den Betrug von Verdun (843), welcher die Trennung der deutschen und italienischen Krone von der fränkischen zur Folge hatte, ward die Ruhe wieder hergestellt. Carl II., der Kahle genannt, erhielt Frankreich selbst zu seinem Antheile, und von diesem Vertrage, vom Jahre 843, an datirt sich die Geschichte des eigentlichen Königreichs Frankreich; mit ihm schließt sich zugleich die der Franken, als der bis dahin herrschenden Nation im ganzen Abendlande.

2. Von Carl dem Kahlen bis zum Ausbruche der großen Revolution. 843 — 1789. Carls, des großen Kaisers, unähnlicher Sohn, Ludwig der Fromme, begann die Reihe elf nachfolgender Carolinger. Doch keiner dieser zwölf vermochte, auch nur den Schatten des alten Glanzes zu erhalten. Deutschland übernahm die imponirende Rolle unter den Staaten des Occidents, während Frankreich den Schauplatz der Schwäche und Anmaßung darbot. Der hohe Adel spielte mit der Macht des Thrones, theilte sich in die schönsten Domainen des Reichs und erhob sich zu souverainen Fürsten, die zwar Vasallen der Krone hießen, allein nicht selten sich in Kriegszustand gegen ihre Könige setzten; von ihnen nennen wir, als die bedeutendsten, die Herzoge von Frankreich, Burgund, Normandie, Aquitanien (Guienne), die Grafen von Flandern, Champagne, Isle de France, Toulouse. Sie hatten endlich so viele Provinzen an sich gerissen, daß nur Soissons, Laon und einige kleine Ländereien dem letzten Carolinger noch gehörten. In diesem unglücklichen Zustande des Reichs sank das Ansehn der herrschenden Dynastie immer mehr, bis endlich, nach Ludwigs V., des Faulen (*qui nihil fecit*), Tode, dem mächtigen Herzog von Isle de France, Grafen von Burgund und Aquitanien, Hugo Capet (dessen Hauptstadt Paris war), es gelang, sich auf den Thron zu schwingen, indem Ludwigs Oheim, Carl, Herzog von Nieder-Lothringen, unter dem Vorwande, daß er als Vasall des deutschen Kaisers Otto nicht König von Frankreich seyn könne, von der Nachfolge ausgeschlossen wurde. Der Stamm der Carolinger hörte nun auf, und die Capetinger traten an ihre Stelle. Der neue Dynast sowohl, als auch mehrere seiner Nachfolger, hatten harte Kämpfe mit den Großen des Reichs zu bestehen, während die Kreuzzüge ihnen die besten Kräfte raubten, und die Fehden mit den Herzogen der Normandie (die, von Wilhelm [1066] an, auch Könige von England, und durch Vermählungen so mächtig in Frankreich wurden, daß sie endlich fast den vierten Theil von Frankreich besaßen), sie zu lebhaft beschäftigten, als daß die innere Kraft des Thrones hätte steigen können. Nur Ludwig VI. that unter dem Beistande seines Ministers Suger etwas mehr, indem er die Leibeigenschaft aufhob, mit den Attributen der Krone die höchste Gewaltsamkeit verband und Freistädte stiftete. Sein Nachfolger, Philipp II., entriß den Engländern ihre Besitzungen in Frankreich bis auf Guienne (1204), und unter ihm bildete sich das Corps der Pairs von

Frankreich. Mit Ludwig IX., des Heiligen, Tode, der seiner Vorgänger festern Plan verfolgte, hatte das Reich eine politische Wichtigkeit errungen, und eine fast ganz veränderte Verfassung erhalten. Die Nachfolge auf dem Thron war erblich geworden, da sie vorher noch von der Wahl der Großen abgehangen hatte; das Kriegswesen war verbessert, eine stehende Armee (s. die Art. Heere, stehende) organisirt, und die Krone hatte durch die bedeutendsten Erweiterungen ihrer Domainen, zu denen nun die Normandie, Maine, Anjou, Touraine, Poitou, Auvergne, Artois, Picardie, Toulouse und Provence gehörten, sehr an Energie gewonnen. Der Begriff von Souverainetät ward immer ausgebildeter, und der König von Frankreich näherte sich derselben mit großen Schritten, als unter Philipp III. dem Kühnen, das Verbrechen der beleidigten Majestät analysirt wurde und der Briefadel entstand. Mit dieser Kraft schon ausgestattet, konnte Philipp IV., der Schöne, es wagen, dem stolzen Papst (unter Bonifacius VIII.) sich mit Festigkeit entgegen zu stellen. Er vertilgte mit Grausamkeit den Orden des Tempelherren, dessen letzter Großmeister, de Molay (1314) verbrannt wurde. Philipp versammelte auch wieder die drei Stände des Reichs, die Geistlichkeit (le Clergé), den Adel (la Noblesse), und die Städte (Tiers-état)*); diese Versammlung der Reichsstände, welche bisher Parlement geheißen hatte, ward nun Assemblée des Etats Généraux genannt, und Philipp errichtete unter dem Namen Parlament den höchsten Gerichtshof, dem er seinen beständigen Sitz zu Paris anwies. Mit Carl IV., dem letzten seiner drei Söhne, ersch 1328 der capetingische Mannstamm, und mit Philipp VI., Sohn des Grafen von Valois und Enkel Philipps III., gelangte die Seitenlinie des capetingischen Hauptstammes, das Haus Valois, zur Herrschaft über Frankreich. Da entspann sich ein heftiger Kampf mit England, als jetzt König Eduard II. von Britannien, der Schwiegersohn Philipps IV., auf dieses Familienband Ansprüche auf Frankreichs Thron gründete. Sein Sohn, Eduard III., setzte mit Kraft die Prätension des Vaters fort, und die Schlacht bei Cressy (1346), so wie die Eroberung von Calais durch die englischen Waffen,

*) Die Reichsstände hatten in der alten Staatsverfassung Frankreichs großen Antheil an der Regierung. Unter den merovingischen und den ersten carolingischen Königen hielten sie jährliche allgemeine Versammlungen auf freiem Felde, und zwar im März, bis Pipin sie in den Mai verlegte, daher campus Martii und campus Maii. Auf diesen Versammlungen erschien der König mit seinem Hofstaate, die Bischöfe, die Großen und das Volk, welches aber endlich dies Recht verlor, da es fast keinen Gebrauch mehr davon machte. Die Beschlüsse über die öffentlichen Angelegenheiten, über Krieg, Frieden und Geseze wurden durch die Stimmenmehrheit entschieden. Pipin berief noch den Adel und die Geistlichkeit; aber Carl der Große verordnete, daß jeder Graf zwölf Schöppen, oder an deren Stelle eben so viel der angesehensten seiner Unterthanen zur Reichsversammlung mit sich bringen sollte, welche das Volk repräsentirten. Doch die ersten Capetinger gingen hiervon auch wieder ab, bis Philipp IV. den dritten Stand (durch die Deputirten der Städte) wieder herstellte, der vorher la Roture genannt wurde. Vgl. März- und Maifeld im 6ten Bande.

gereichten nicht zu Frankreichs Glück. Erst unter Carl VII. (1422—1461), als die wunderbare Jungfrau von Orleans auftrat, wurden Englands Angriffe gänzlich zurück geschlagen, und die Besitzungen der englischen Könige innerhalb Frankreichs Gränze bis auf Calais ihnen entzogen, wodurch die Domainen, die unter Philipp VI. und Carl V. schon bedeutende Vergrößerungen erhalten hatten, noch mehr erweitert wurden. Ihnen wurden auch unter Carls Sohne, Ludwig XI., die Grafschaften Provence, Anjou und Maine, und, als Carl der Kühne, Herzog von Burgund, ohne männliche Nachkommenschaft starb, auch Burgund einverleibt. Damals konnten die Franche-Comté und die sechs Provinzen der Niederlande, die schöne Erbschaft der burgundischen Prinzessin Maria, ebenfalls ohne Schwertschlag erworben werden, wenn man in Paris verstanden hätte, die niederländischen Stände für sich zu gewinnen*). Es entspannen sich hieraus Mißverständnisse mit Oesterreich, das endlich, beleidigt durch die Zurücksendung der mit Carl VIII. verlobten Margaretha von Oesterreich, und eifersüchtig über die Verheirathung desselben mit Anna von Bretagne, das Schwert ergriff. Doch der Friede von Senlis (1493) endigte den Krieg, der Carl VIII. in seinen Absichten auf Neapel sehr zurück gehalten hatte, daher dieser gern einige Opfer brachte, um die von Carl von Anjou ererbten Ansprüche auf jenes Reich geltend machen zu können, welches er zwar binnen zwei Wochen eroberte, aber auch bald aufgeben mußte. Er starb 1498 als der letzte männliche Nachkomme aus dem Hause Valois und nun erhielt die zweite Seitenlinie des capetingischen Hauptstammes, das Haus Orleans, mit Ludwig XII. (sonst Herzog von Orleans) die französische Krone. Diese hatte unterdessen mit der Erweiterung ihrer Domainen auch ihre Macht und innere Kraft verstärkt. Hatte Carl VII. mehrere wichtige Schritte gethan, indem er z. B. zum ersten Male eigenmächtig Steuern ausschrieb, wobei jedoch die Stände ihre Widersprüche noch nicht ganz unterdrückten, so gab Ludwig XI. den päpstlichen Vorrechten vollends den Todesstoß, indem er theils durch Gewalt, theils durch die List die höchste Gewalt in solchem Umfange an sich zu reißen mußte, daß er wohl für den Gründer der uningeschränkten monarchischen Verfassung Frankreichs gelten kann; nur die Assemblée des états généraux war noch ein schützender Schild gegen die Willkür des königlichen Willens, die leicht in reine Despotie ausarten konnte, wenn Ludwigs XI. Princip: „dissimuler, c'est régner,“

*) Durch das Testament Herzogs Carl des Kühnen waren die Stände jener Provinzen bevollmächtigt, für die junge schöne Maria einen Gemahl zu wählen. Die deutschen Stände wünschten den Erzherzog Maximilian von Oesterreich; allein die Wallonen den Dauphin von Frankreich, jener war über 20, der letztere erst 12 Jahr alt. Die doppelten Wünsche der Stände drohten, Zwist in ihre Verhandlungen zu bringen, und diese sehr weitläufig machen zu wollen, als eine entschlossene Kammerfrau der Prinzessin die Sache mit einem Male entschied, indem sie in das Berathschlagungszimmer trat, und die unlängstesten Documente für ihre Behauptung, „daß die Prinzessin einen Mann brauche, aber kein Kind zum Manne,“ den überraschten Versammelten vorlegte, die nun auf der Stelle den 20jährigen Erzherzog Maximilian zum glücklichen Bräutigam erwählten.

ie Basis der Regierungskunst in der Hand eines Tyrannen wurde. Die rechtlichere Politik des guten Ludwigs XII. contrastirte zwar im so mehr gegen den Macchiavellismus seiner Vorfahren, und das Land verdankte ihm Vieles für seine innern Verhältnisse; allein er war weniger glücklich in seinen Unternehmungen zur Vergrößerung des Reichs. Familienansprüche auf Mailand behauptete er durch die Besiznahme dieses Herzogthums; das Königreich Neapel eroberte er in Allianz mit Ferdinand dem Catholischen von Spanien, und theilte es mit demselben; aber bald sah er sich mit dem Bundesgenossen selbst in Zwist, der ihm seinen Antheil entriß, so wie er, in dem Kampfe gegen die vom Papste Julius II. wider ihn mit Spanien, Oesterreich, England, Helvetien und Venedig gestiftete Ligue, auch Mailand und die Oberlehnshoheit über Genua verlor. Sein Schwiegersohn, Franz I., und sein Enkel, Heinrich II., waren hartnäckige und gefürchtete Widersacher des römischen Kaisers Carl V. und des spanischen Philipps II.; Franz I. vereinigte das ihm von seiner Gemahlin Claudia zugebrachte Herzogthum Bretagne auf immer mit der Krone und machte die königliche Gewalt unumschränkt, indem unter ihm die mächtigen Vasallen Hofbedienungen annahmen, ja selbst das Parlament sich allmählig des Königs Willen fügen lernte; Heinrich II. gelang es, den Engländern auch den letzten Punkt, den sie auf französischem Grund und Boden besaßen, Calais, endlich zu entreißen. Unter Franz I. begann die Verbreitung der Reformation in Frankreich, deren Anhänger aber unter seinen beiden nächsten Nachfolgern, Heinrich II. (1547—1559, seine Gemahlin Catharina von Medici) und Franz II. (s. d. Art.), als Hugenotten schon heftig verfolgt wurden. Von bedeutendem Einflusse auf die Regierungsgeschäfte waren die Factionen am Hofe; das Zeitalter der Intrigue fing jetzt an, auch wurde in diesem Zeitraum der Anfang zu den Staatsschulden gemacht, deren ungeheure Last nach 250 Jahren den Thron umstürzte. Carls IX. Regierung (welche während seiner Minderjährigkeit die Königin-Mutter, Catharine von Medici, führte) zeichnet sich in der Geschichte durch die Blutströme aus, welche in den innern Religionskriegen seit 1562 Frankreich besaßten. Da geschahen die schrecklichen Thaten der sogenannten pariser Bluthochzeit 1572, da fiel Coligny, da wüthete die Partei der herrschsüchtigen Herzoge von Guise. Der Bürgerkrieg drohte das Aergste, als Heinrich III. (1572) König wurde und durch seine Kraftlosigkeit das Elend vollendete. Seiner Nachgiebigkeit gegen die Hugenotten setzte die heilige Ligue sich entgegen; ihr Sieg entschied über den schwachen König, der sein Heil in der Ermordung der Guisen und unter dem selbstgewählten Schutze der Hugenotten fand. Im Kampfe gegen das von seinem eigenen Könige belagerte Paris traf diesen, den letzten aus dem Hause Valois, das Schicksal, durch den verbrecherischen Dominicaner Clement (1589) ermordet zu werden. Der große Heinrich IV. bestieg den Thron. Seine Kraft brachte endlich wieder Ordnung in das Chaos; diesem Zwecke opferte er, ein Hugenotte, seinen Glauben; er bekannte sich zur catholischen Religion, stellte seine alten Glaubensgenossen aber unter den Schutz des berühmten Edictes von Nantes (1598). Im Vereine mit dem weisen Sully arbeitete Heinrich rastlos für des Reiches Wohlfahrt. Die Franzosen erhielten die erste Ahnung von der Wichtigkeit des Colonialwesens; Pondicheri in Ostindien, Martinique, Guadeloupe, Domingo und Quebec in Nordamerika wurden von ihnen besetzt. Im Begriff, seinen sonderbaren Plan einer europäischen Republik aus funfzehn gleichmächtigen Staaten zur Aus-

führung zu bringen, fiel dieser erhabene Monarch unter Mordanschuldungenem Dolche (1610). Ein höchst interessantes Schauspiel entwickelte sich vor Europa's Augen unter seinem Sohne Ludwig XIII. durch die einzige Politik des unvergeßlichen Richelieu, den immer nur die eine vorherrschende Idee, die Demüthigung Oesterreichs und Spaniens, durch sein ganzes Leben erfüllte, wozu er den dreißigjährigen Krieg, noch vor Frankreichs Theilnahme daran, nachdrucksvoll zu benutzen mußte, und wobei ihn Gustav Adolphs Schwert so kräftig unterstützte. Die Macht der Hugenotten brach er ganz, den Einfluß der Großen vernichtete er bis auf die letzte Spur, die Stände und Notabeln versammelten sich unter seinem Ministerium zum letzten Male, und die Souverainetät des Throns wurde ganz unumschränkt. Richelieu's Plane gediehen unter Ludwig XIV. zur völligen Reife. Der westphälische Friede (1648) verschaffte Frankreich Elsaß, den Sundgau und die Bisthümer Metz, Toul und Verdun; der pyrenäische Vertrag (1659) mit Spanien vereinigte, nach einem langen Kriege, einen bedeutenden Theil der Niederlande und die Grafschaft Roussillon mit Frankreich. Der würdige Jüngling und Nachfolger des Minister-Cardinals Richelieu, Mazarin, größer im Departement der auswärtigen Angelegenheiten, als in dem des Innern, mußte in der vorgezeichneten Bahn seines Meisters mit festem Fuße fortzuschreiten. Sein Schützling und Nachfolger, der für Frankreichs innere Angelegenheiten besonders merkwürdige Colbert, hob Frankreich auf eine nie wieder erlebte Stufe der Blüthe. Stets treu seinem Wahlspruche: „Finanzgeschäfte dürfen nicht kriechen, sie müssen fliegen,“ wußte er seine großen Ideen überall mit einer reißenden, immer steigenden Thätigkeit zu verwirklichen. Das französische Colonialwesen, das unter Richelieu nicht nach Wunsch vorgeschritten war, gewann unter Colberts Händen Leben und Energie; der Handel im Allgemeinen hob sich empor; der Zustand der Marine ward des Reiches würdiger; das Polizei- und Justizfach wurde mehr vervollkommenet und ein schöner Tag brach an für die Cultur der Wissenschaften und Künste. Neben ihm gab Louvois als Kriegsminister seinem Departement einen neuen Glanz; Turenne, Luxemburg, Catinat, Boufflers, Vendôme fesselten den Sieg an Frankreichs Fahnen, und Vauban, der große Ingenieur, erwarb sich einen rühmlichen Namen. So konnte Ludwig dem halben Europa trohen und in den großen Welthändeln eine entscheidende Stimme führen. Aber Ludwig überlebte seine großen Minister; seine Armeen verloren ihre siegreichen Generale; politische Fehlgriffe, wie die Aufhebung des Edicts von Nantes, wodurch Frankreich viele fleißige Bürger verlor, die Einmischung in fremde Händel, und vor allem der nachtheilige spanische Successionskrieg zernichteten Frankreichs höchste Größe. So bedurfte es nur noch des intriguenvollen Daseyns einer Maintenon, um kaum das Andenken an die genossene goldene Zeit zurückzulassen. Als Ludwig starb, betrug die Schuldenlast nicht weniger als 4500 Millionen Livres. Erst fünf Jahre alt war sein auf dem Throne ihm nachfolgender Urenkel, Ludwig XV., als Ludwig XIV. (1715) nach einer zweiundsiebenzigjährigen Regierung starb. Der ganze Zeitraum der politischen Existenz des neuen Königs ward durch ein sonderbares Gemisch von Staatsklugheit und Despotismus, guter Wirthschaft und Verschwendung, Glück und Unglück bezeichnet. Die Regentschaft des Herzogs von Orleans, die ministerielle Administration des verschla-

genen Dubois, das dreijährige Ministerreich des Herzogs Ludwig von Bourbon, die musterhafte Oekonomie und richtige Politik des ehrwürdigen Fleury, der in der That furchtbare Einfluß der berühmten Marquise von Pompadour, und das thatenreiche Leben ihres Günstlings, des Staatsministers Herzogs von Choiseul, der von einer Frau gehoben, durch eine andere (du Barry) wieder fiel: dies sind die Hauptpartien in dem Gemählde einer Zeit, wo die Wohlfahrt des Reichs und das Glück seiner Bewohner allen Leidenschaften mehr als je zum Spiele dienten. Die Erwerbung von Lothringen und Corsica, die wechselnde Ebbe und Fluth in Frankreichs Colonialwesen, worauf besonders der siebenjährige Krieg (1748) und der von Versailles (1763) bedeutenden Einfluß hatten, die diesen Begebenheiten zum Grunde liegenden Kriege (der über die polnische Königswahl, der österreichische Successions- und der siebenjährige Krieg, in welchem Frankreich mit dem sonst so gesagten Oesterreich sich verband), die Aufhebung des Jesuitenordens, das Familienverband zwischen den bourbonischen Häusern, der Geist des immer mehr zunehmenden Despotismus, welcher vorzüglich in den schlaffen Lettres de cachet, diesem Mittel höchster Schwäche und feiner Gewalt, sich aussprach; Namen, wie Jean Calas, Montesquieu, Voltaire, Rousseau u. c.: dies sind die eigentlichen Merkwürdigkeiten der Regierung Ludwigs XV., den sein leicht entusiastisches Gold in den Augenblicken eines flüchtigen Rausches den „Bielgeliebten“ genannt, der aber durch Verschwendung aller Art, durch unsinnige Unternehmungen, durch sein Hingeben an Menschen, die mit ihm und seinen Pflichten ein schreckliches Spiel trieben, dem Volke eine nie überbrückende Abgabenlast aufgebürdet und Schulden auf Schulden gehäuft hatte (er hinterließ 1000 Millionen Livres Staatsschulden). Die tröstende Hoffnung zog ein in die Herzen der Franzosen, als (1774) des funfzehnten Ludwigs Enkel, Ludwig XVI., der Gütige, zur Regierung gelangte, beseelt von dem reinsten Willen für das Glück der Nation, aber zu schwach, um das Steuerruder im Sturme zu führen. An ihm hing der Blick des Volkes, der seinige lastete auf den Ministern, die rathen und helfen sollten in der Noth. Manches Gute geschah, Maurepas und Bergennes, Turgot und Necke r thaten nach ihren Kräften, aber alle Maßregeln waren noch nur Palliative gegen ein unheilbares Uebel. Da entfesselte der Genius der Freiheit Nordamerika's Provinzen, und mit Neunhundert Millionen Livres erkaufte Frankreich sich die Ehre der Mitwirkung bei jener großen That, gerieth aber dadurch nur in noch größere Verlegenheit. Necke r verließ den gefährlichen Posten des Finanzministers, und Calonne trat auf die Schultern seines Vorgängers; mit einer unnachahmlichen Gewandtheit mußte er die Verlegenheit des Hofes momentan zu verhüllen, doch die Wahrheit ließ sich nicht lange verbergen. Durch zwei neue Auflagen (die Land- und Stempeltaxe) wollte Calonne den zerrütteten Finanzen wieder aufhelfen; auf seinen Vorschlag wurden die Notabeln des Reichs nach Versailles berufen, und hielten am 20sten Februar 1787 (146 an der Zahl) ihre erste Sitzung; doch schon zu vertraut mit der Stimmung des Volks, lehnten sie den gefährlichen Antrag des Ministers ab, indem sie zugleich die Zusammenberufung aller Reichsstände als nothwendig erklärten. Die erste Folge war, daß Calonne seinen Abschied erhielt, und Brienne, Erzbischof von Sens, Principal-Minister wurde; die Notabeln gingen wieder auseinander, und die Noth war nun

noch größer; das jährliche Deficit betrug 140 Millionen Livres, und man mußte Mittel suchen, es wenigstens zum Theil zu decken. Brienne schlug große Oekonomie, neue Auflagen und Anleihen vor; die persönlichen Frohndienste wurden in Auflagen an Geld verwandelt, und die schon von Calonne in Antrag gebrachten beiden Taxen wollte der König nun, nach der Weigerung der Notabeln, durch das pariser Parlament in einem Lit de Justice einregistriren lassen. Für seine Protestation dawider ward es durch eine Lettre de cachet nach Troyes in Champagne verbannt; doch weder diese Strafe, noch seine bald erfolgende Zurückberufung konnten es zur Nachgiebigkeit bringen, und diese Widerseßlichkeit gegen den königlichen Willen gab dem Volke ein schon sehr bedeutungsvolles Vorspiel der Zukunft. Selbst eine Anleihe von 450 Millionen Livres wurde verworfen, und die Arretirung des Herzogs von Orleans, der an der Spitze der Pairs stand, und zweier Parlamentsglieder, hatte keine andere Folge, als daß das Parlament den Mißbrauch der Lettres de cachet rügte, und der König, dieser unerhörten Schritte des Parlaments müde, die Abschaffung aller Parlamente und Einführung eines bloß von seinem Willen abhängigen Gerichtshofes (cour plénière) decretirte. Dieses Werk eines Brienne, Breteuil und Malesherbes erregte allgemeine Unzufriedenheit. Der Adel von Rennes erklärte sogar, daß, wer eine Stelle bei diesem Gerichtshofe annehmen würde, für ehrlos. Man sah die ganze Reichsverfassung dadurch im Innersten verletzt, und nie hatte man lebhafter und mit mehrerem Interesse von Nordamerikas Befreiung gesprochen, als jetzt; Montesquieu, Voltaire, Diderot, d'Alembert und Rousseau wurden gelesen, zergliedert, und ihre oft kühnen Gedanken vergleichend neben die Wirklichkeit gestellt *). Dem

*) Lacretelle hat im 6ten Bande seiner Geschichte Frankreichs im 18ten Jahrhundert mit Sachkenntniß die Ursachen der Revolution, wohin er auch den Einfluß der Encyclopädisten rechnet (s. die Art. Encyclopädie), entwickelt. Die ersten Keime dazu findet er schon unter dem Regenten, Herzog von Orleans; man sah sie unter der langen Regierung Ludwigs XV. und den ersten Jahren Ludwigs XVI. sich entwickeln. Der zündende Funke flog von der Gluth der nordamerikanischen Revolution nach Frankreich. Höchst merkwürdig ist die Weissagung des bekannten französischen Schriftstellers Cazotte von dieser Revolution, welche der berühmte Laharpe erzählt. Im Jahre 1788 saß einst Cazotte in Laharpe's Gesellschaft bei Tische, und als im Ganzen des Gesprächs die Vermuthung, daß wohl bald eine politische Revolution ausbrechen würde, das allgemeine Interesse rege machte, sprach Cazotte: „Ihr werdet sie schon sehen, meine Herren, diese große, erhabene Revolution, nach welcher Ihr Euch seht; ich wiederhole es, Ihr werdet sie sehen. Sie, Herr von Condorcet, werden im Kerker und an dem Gifte sterben, das Sie einnehmen werden, um der Hand des Henkers zu entgehen. Im Namen der Philosophie, im Namen der Menschheit und Freiheit wird die Vernunft eben so herrschen, wie ich Euch voraus sage; denn ihr allein werden in ganz Frankreich Altäre errichtet werden und die übrigen Tempel verschlossen seyn. Ihr Herren Nicolai, Bailly und Malesherbes werdet auf dem Schaffot sterben. Raum werden 6 Jahre verstrichen seyn, und alles, was ich vorhersage, ist vollbracht. Ihr Geschlecht

Prinzipalminister konnte die allmählig beginnende Gährung nicht entgehen; er mochte einen tiefen Blick auf die wahre Lage der Dinge gethan haben, und im vollen Gefühle des Erkannten trug er nun selbst auf die Versammlung der Reichsstände an; einstweilen sollten die Zahlungen aus allen Cassen theils eingeschränkt, theils um ein ganzes Jahr aufgeschoben werden. Doch zugleich nahm Brienne seine Entlassung, denn des Königs Hoffnung war bloß auf Necker, auf den persönlichen Credit des berühmten Senfers gebaut, der jetzt als Generaldirector der Finanzen und wirklicher Staatsminister zurückberufen wurde. Er kam, und fand in der Staatscasse Frankreichs — 119,000 Livres baares Geld! — Seine ersten Schritte waren, daß er die Einstellung der Zahlungen widerrief, den König zur Wiedereinsetzung der alten Parlamente bewog, und die Notables abermals berief, um über die Organisation der Reichsstände einen Beschluß zu fassen. Am 5ten November 1788 fing diese wichtige Sitzung an; während derselben verlangte der Bürgerstand (Tiers-état) mit den beiden privilegierten Ständen, dem Adel und der Geistlichkeit, in gleich starker Anzahl repräsentirt zu werden, und das Parlament bat den König um gleichförmige Vertheilung der Auflagen auf alle Stände, um Pressfreiheit und um Abschaffung der Verhaftsbriefe (Lettres de cachet), indem zugleich die Pairs und der Adel allen bisherigen Vorrechten und Privilegien entsagten, und freiwillig ihre Besitzungen für steuerbar erklärten. Die Reichsstände wurden auf den 1sten Mai 1789 zur Versammlung beschieden; — zum ersten Male wieder in 175 Jahren. Das Geschäft der Deputirtenwahlen setzte ganz Frankreich in heftige Bewegung; in Paris sprach man bereits laut von „Volksfreunden“ und „Volksfeinden,“ und die Gährung drohte schon auszubrechen. Die Deputirten, auf gewisse Instruktionen von ihren Gemeinden verpflichtet, kamen in Paris an; der Reichstag ward am 5ten Mai vom Könige mit einer Rede vom Throne eröffnet; die Frage, ob nach Köpfen oder Ständen gestimmt werden solle, führte zu heftigen Debatten, der Bürgerstand gab sich, auf des Abt Sieyès Rath, den Namen „Nationalversammlung;“ ein Theil des Adels, worunter selbst der das Volk so heftig anregende Mirabeau, und der Geistlichkeit vereinigte sich mit denselben, und — die Revolution war entschieden.

3. Vom Beginnen der Revolution an bis zur Errichtung des Kaiserthums Frankreich. 1789 — 1802. In dem Augenblicke, in welchem die Volksrepräsentanten gegen die Beschlüsse des Königs ihre Versammlungen fortsetzten, und im Angesicht von Paris den feierlichen Eid aussprachen: daß sie nicht eher sich trennen wollten, als bis die Constitution würde vollendet seyn (am 20ten Juni 1789), als der Bürgerstand (am 23ten Juni) unter den Augen des Königs seine Rechte mit unerschütterlicher

meine gnädigen Frauen, wird Sie dies Mal nicht schützen. Sie, Frau Herzogin, werden in Gesellschaft mit mehreren andern Damen auf den Henkerstarren, die Hände auf den Rücken gebunden, geführt werden, und noch vornehmere, als Sie: die Prinzessinnen des königlichen Geblüts; keiner wird einen Beichtvater haben, und der letzte Verurtheilte, dem man es aus Gnaden erlauben wird, wird seyn — es wird seyn: der König von Frankreich!“ — u. s. w. Siehe Hamburg. polit. Journ. vom J. 1806, S. 804 u. ff.

Consequenz zu behaupten wagte, wo der geängstete König endlich selbst dem Adel und der Geistlichkeit befehlen mußte, sich mit dem dritten Stande zu vereinigen (am 27sten Juni), wo er, das volle Gewicht des aufstrebenden Nationalwillens fühlend, die Aufstellung einer neuen Constitution sanctionirte: da war der bisherigen monarchischen Verfassung das Urtheil bereits gesprochen. Hatten inzwischen diese Schritte des Monarchen seine Annäherung an die Sache der Nation wahrscheinlich gemacht, so mußte die Zusammenziehung eines Corps von 20,000 Mann unter dem Marschall Broglie, so wie die plötzliche Verabschiedung Neckers, die Gemüther um so mehr aufreizen. Die Sturmglocken ertönten, und als der König das Verlangen, die Truppen aus einander gehen zu lassen, verweigerte, nahm die Revolution den gewaltsamen Charakter an, der Jahre lang ihren Geist bezeichnete. Die Bastille ward erobert, eine Nationalgarde unter dem gefeierten Lafayette organisirt, Ludwig genöthigt, aus seiner Residenz Versailles nach Paris zu kommen, Necker zurückzurufen, seine Truppen zu entfernen, und die dreifarbigte Nationalcocarde aufzustecken, wofür ihm nach der Sitzung der Nationalversammlung vom 4ten August, worin das Feudalsystem aufgehoben wurde, der Titel „Wiederhersteller der Freiheit“ gegeben wurde. Während in diesem Sturme der Leidenschaften, „die Rechte des Menschen“ promulgirt wurden, nahmen die schon begonnenen Emigrationen täglich zu, aber auch die Gewaltthaten wurden immer empörender. Wir erwähnen nur den Zug der königlichen Familie aus Versailles nach Paris, die Greuel des 5ten und 6ten Octobers! Die neue Territorialeintheilung Frankreichs in 83 Departements, die Säkularisation aller auf 3000 Millionen angeschlagenen Güter der Geistlichkeit, die Verwandlung des bisherigen Titels, „König von Frankreich,“ in „König der Franzosen,“ die Bildung der Factionen unter dem Namen Jacobiner und der Anhänger des Herzogs von Orleans, die Annahme einer neu entworfenen Constitution von Seiten des Königs, der Bürgereid: „der Nation, dem König und dem Gesetze treu zu seyn und die Constitution aufrecht zu erhalten,“ die romantische Feier des Bundesfestes auf dem Märzfelde, waren die Hauptmomente im ersten Acte dieser ungeheuern Umwälzung aller Ansichten und Verhältnisse. Die Bestimmung der königlichen Einkünfte und des Hauswesens des Monarchen (auf 25 Millionen Livres jährlich), die Erklärung der königlichen Domainen und der geistlichen Besitzungen für Nationalgüter, die Aufhebung des Unterschiedes der Stände, der Geburt und Titel, die Einziehung der Klöster und Pensionirung ihrer bisherigen Bewohner, das Decret, daß die Geistlichkeit den Bürgereid schwören solle, die schon erwähnte neue Territorialeintheilung Frankreichs, die Errichtung eines hohen Nationalgerichts für die beleidigte Majestät der Nation, die Abschaffung der Abgaben auf Leder, Del, Seife, Stärke, Eisen, Salz und Tabak, die Verlegung der Accise (Douane) aus dem Innern an die Gränzen, die Auflegung der Grundsteuer, der Gewerbscheine, der Stempel- und Protocolgebühren, und das Decret zur Verfertigung der Assignaten auf Mirabeaus's Vorschlag: dieses waren die hauptsächlichsten Verfügungen der Nationalversammlung in jener ersten Periode. Der zweite Act der großen Begebenheit begann mit der Verordnung der Nationalversammlung, daß der König sich nicht über 20 Stunden von Paris entfernen dürfe, und daß, wenn er das Reich verlasse und auf die Einladung der Nationalversamm-

ung nicht zurücklehre, er des Thrones verlustig seyn solle. Die Verrennung des Papstes im Bilde zu Paris gab das Signal zu der schrecklichsten Revolution im Religionswesen: der Club der Feuillants (der Gemäßigten) machte Epoche; Ludwig XVI. wollte entfliehen, und wurde von Menneval aus zurückgebracht; nur dadurch, daß er im Schooße der Nationalversammlung die neue Constitution (in der Sitzung vom 3ten September 1790) beschwor, blieb ihm zum Oberhaupt der Land- und Seemacht erklärt und zu Regierungsgehilfen sechs Minister beigab, vermochte er das aufgebrachte Volk wieder zu besänftigen. Indes (am 30ten September 1791), nach zwei Jahren und vier Monaten trennte sich freiwillig die constituirende Nationalversammlung und die gesetzgebende, auf welche die Jacobiner großen Einfluß ausübten, trat ihre Functionen an. Unter denselben war die Zahl der ausgewanderten Aelichen und Geistlichen sehr angewachsen. Unter ihnen befanden sich die beiden Brüder des Königs (die Grafen von Provence*) und Artois), der Prinz Condé mit seinem Sohne und Enkel, der Herzog von Bourbon und Enghien und der Marschall von Broglie. Zu Coblenz und Worms sammelten sich die Emigranten und einzelne französische Linientruppen, und fanden gewünschte Unterstützung bei denjenigen deutschen Fürsten (Württemberg, Zweibrücken, Baden, Darmstadt und Speier), welche bisher Besitzungen auf französischem Grund und Boden gehabt, sie aber durch die geschehene Vereinigung derselben mit dem neuen constituirten Frankreich verloren hatten, und ungeachtet der Verwendung des Kaisers und des Reichsschlusses, daß dies Verfahren Frankreichs friedensschlußwidrig sey, sie nicht wieder erlangen konnten. Sowohl dies, als auch die Besorgniß, daß Frankreichs Beispiel, sein fanatisch wüthender Eifer für Freiheit und Gleichheit und das Bestreben der Jacobiner, nicht ohne Einfluß auf die Gesinnungen anderer Nationen bleiben möchte, veranlaßten, nebst dem Antheile, dem sowohl das kaiserlich österreichische Haus, als andere Regenten an dem Schicksale des unglücklichen Ludwigs XVI. nahmen, den Entschluß, mit der Gewalt der Waffen die Bourbons zu retten, und mit Macht eine Flamme zu ersticken, von der eine allgemeine Zerstörung der bestehenden Ordnung der Dinge zu befürchten war. Oesterreich und Preußen schlossen zu diesem Zwecke einen Vertrag zu Pillnitz (am 27ten August 1791). Fast das ganze übrige Europa ergriff die Partei gegen das bluttriefende Frankreich; selbst Ludwigs officielle Declaration an die auswärtigen Mächte, daß er freiwillig die Constitution angenommen habe, trug nur wenig zur Beruhigung bei. Im Bunde mit Rußland war Schwedens Gustav III. entschlossen, selbst ein Heer an die Seine zu führen, als er durch Ankarström fiel. Als Ludwigs Ermahnungen an seine Brüder, sein Decret gegen die Emigranten nichts halfen, diese dagegen fortfuhren, unter der Begünstigung deutscher Fürsten und Rußlands eine royalistische Armee zu bilden, in Paris aber Oesterreichs und Preußens Einverständnis bekannt wurde: da erklärte Frankreich dem Könige von Ungarn den Krieg (am 20ten April 1792), welcher nun zuerst von Oesterreich, Preußen und Hessen, sodann von Sardinien und dem deutschen Reiche gegen Frankreich geführt wurde. Während dessen ward Paris mehr wie je der Schau-

*) Welcher nach dem Tode des Dauphins im Tempelthurme (1795) den Titel Ludwig XVIII. annahm, und 1814 als König zurückkehrte.

plaz rasender Wuth und nie gesehener Anarchie. Der unglückliche Ludwig wurde nach zahllosen Mißhandlungen als Verräther des Vaterlandes von den furchtbaren Jacobinern (die sich durch rothe Mützen [Freiheitsmützen] auszeichneten) anackert, seiner Würde entzieht und mit seiner Familie gefangen in den Tempel gebracht. Der unglückliche Gang des Kriegs, das Vordringen der Preußen unter dem Herzog von Braunschweig in Frankreich, und Lafayette's Flucht von der Armee, brachten in Paris die schrecklichsten Wirkungen hervor, indem sich das Gerücht verbreitete, daß in Mitte der Hauptstadt die gefährlichsten Feinde der Freiheit selbst lebten. Es erschien am blutigen zweiten September (1792), an welchem eine Rotte menschenähnlicher Tiger in Paris mehrere tausend ihrer unschuldigen Mitbürger erwürgte, worauf auch zu Rheims und an andern Orten ähnliche Schreckensscenen erfolgten. Der Schluß der Nationalversammlung (am 4ten September), „daß sie alle Könige hasse und alle Königsmacht, und nie zugeben werde, daß je ein Fremder den Franzosen Gesetze vorschreibe,“ hatte zur nächsten Folge, daß der neu organisirte Nationalconvent „die königliche Gewalt für ewig abgeschafft und das ehemalige Königreich Frankreich für eine Republik erklärte.“ Dies geschah am 21sten Sept. 1792 und mit diesem Tage begann auch eine neue Zeitrechnung, denn alles sollte neue Formen erhalten; auch die Constitution von 1791 ward aufgehoben. Da kamen die Nachrichten von der Eroberung der Festung Mainz durch Custine, von der Räumung des französischen Bodens von allen Feinden, von Dumouriez' Siege bei Gemappe nach Paris, und der Nationalconvent erklärte sich bereit, „allen Völkern beizustehen, die sich die Freiheit verschaffen wollten,“ indem er zugleich allen den von französischen Truppen besetzten Ländern die Aufhebung aller bisherigen Auflagen und aus dem Feudalsystem herrührenden Lasten versprach, aber auch allen Ausgewanderten ohne Ausnahme die Todesstrafe dictirte. Und jetzt war der Moment gekommen, wo Frankreich den schrecklichsten Frevel erleben sollte, den je ein Volk begangen hat. Nachdem sein unglücklicher König zwei Mal (am 11ten und 26sten Dec. 1792) vor den Schranken des Nationalconvents sich einem Verhöre hatte unterwerfen müssen, fiel sein erlauchtes Haupt unter dem Beile der Guillotine (am 21sten Jan. 1793). Ganz Europa erbehte bei der Nachricht davon. Jetzt ward auch der Krieg dem Könige von England, von Spanien und dem Statthalter der vereinigten Niederlande, nicht den Niederländern selbst, erklärt; Portugal, Rußland, Neapel, Toscana und der Papst vereinigten sich mit dem Bunde gegen die neue Republik, die jetzt nur von Venedig anerkannt wurde, ihren mächtigen Feinden größtentheils nur noch ungebildete Heere, bewaffnete Haufen entgegenstellen konnte, und zugleich in ihrem Innern zerfleischt ward. Während nämlich in der Vendée der Bürgerkrieg losgebrochen war, kämpften im Nationalconvente die terroristische Partei (der Berg) und die gemäßigte (die Ebene, Gironde) wider einander. Die erstere siegte; der Wohlfahrtsausschuß stellte eine zweite Constitution her, ein Revolutionstribunal ward errichtet, die Schreckensmänner Danton, Robespierre und Marat trieben ihr blutiges Spiel, und der ungebundenste Sansculottismus griff immer weiter um sich. Charlotte Corday tödtete nur Einen der Furchtbaren. Maria Antoinette, Königin von Frankreich, starb den Tod ihres Gemahls (am 16ten Oct. 1793), ihr folgte bald Orleans Egalité und Elisabeth,

die großherzige Schwester Ludwig XVI.; alle Kirchen zu Paris wurden geschlossen, alle Kirchengüter, Kostbarkeiten und Geräthschaften für Nationaleigenthum erklärt, und in der ehemaligen Hauptstadt feierte man am 10ten Nov. statt des gewöhnlichen Gottesdienstes — das Fest der Vernunft! — Doch auch die Bewohner der Colonien hatte man nicht vergessen; ihre Ruhe wurde durch das Decret, das allen Negern die Freiheit geben sollte, gestört. Noch neun Monate dauerte das Schreckenssystem, während dessen die Haupttriebfeder desselben, Robespierre, durch ein abenteuerliches Decret dem französischen Volke das Daseyn eines höchsten Wesens und die Unsterblichkeit der Seele anzuerkennen, und an den Decadentagen Feste der Natur, dem höchsten Wesen, dem Stoicismus, dem Ruhme u. s. w. zu feiern befahl, wobei jedoch das Blut in Strömen von der Guillotine und unter den Kartätschen des schrecklichen Collot d'Herbois (besonders zu Lyon, Bordeaux, Toulon etc.) sich ergoß. Aber nun nahete sich auch diese Schreckensregierung (Terrorismus) ihrem Ende. Robespierre wurde von Tallien der Tyrannei angeklagt, mit dem Vornehmsten seiner Partei (am 28ten Sept. 1794) hingerichtet, und so der von ihm früher gestürzte Danton an ihm selbst von der Revolution gerächt. Mit seinem Falle sank auch die Wichtigkeit und Macht der Jacobiner, deren Versammlungsaal sogar auf einige Zeit geschlossen wurde. Das Revolutionstribunal wurde neu organisirt; Gerechtigkeit, Unparteilichkeit und Menschlichkeit sollten den Richtern vorstehen. Nach einer kurzen Zeit gab es keinen Sansculotten mehr; der Nationalconvent erkannte keine Volksgesellschaften mehr an, und decretirte eine allgemeine Freiheit aller Gottesverehrungen (am 21sten Februar 1795), erhielt sie jedoch nur nach heftigen tumultuarischen Kämpfen gegen die wieder aufstrebenden Jacobiner, die dem Volke sich immer verhaßter gemacht hatten. Eine neue (die dritte) Constitution ward nun als Grundgesetz der französischen Republik und der Nationalconvent als permanent erklärt; nach einem blutigen Kampfe mit den Sectionen siegte letzterer über diese (vorzüglich durch Barras und Bonaparte), entwaffnete und richtete sie als Empörer; doch löste er sich endlich selbst auf, und die beiden Regierungsbehörden, der Rath der Alten (von 250 Mitgliedern) und der Rath der Fünfhundert, traten an seine Stelle (am 26sten bis 28ten Oct. 1795). Das vollziehende Directorium, aus fünf Männern bestehend, ward installirt (am 4ten Nov.), die Instrumente zur Verfälschung der Assignaten verbrannt (am 19ten Febr. 1796), an deren Stelle die Mandaten kamen; das Nationalinstitut der Wissenschaften hielt (am 6ten Oct. 1796) seine erste Sitzung, ein Nationalkirchenrath, bereidnet auf das tridentinische Concilium, wurde organisirt; die Resolution zu Paris vom 4ten Sept. 1797 befestigte die Macht des Directoriums, der Rath der Fünfhundert decretirte, daß die Neger in den Colonien mit den Franzosen gleiche Rechte haben sollten (am 8ten Nov. 1797), und die Jacobinerversammlung zu Paris wurde endlich (am 13ten Aug. 1797) gänzlich geschlossen. Neun Jahre waren nun seit dem Anfange der Revolution vorüber, und drei Mal schon hatte Frankreich in dem langen Zustande des Schwankens seine Constitution gewechselt. Aber noch sollte es nicht in Ruhe kommen; die neuen Wahlen führten neue Bewegungen herbei, noch ein Mal entschieden in den Versammlungssälen der herrschenden Gewalten die Bajonette; die alt römische Consularmürde wurde aus der Vorzeit hervorgerufen, und Napoleon Bonaparte erster Consul. —

Während diesen Ereignissen im Innern von Frankreich hatte der Krieg mit dem Auslande seinen Gang immer fortgesetzt. In dem Kriege gegen Oesterreich, Preußen, das deutsche Reich und Holland wurde von den französischen Waffen Savoyen und Nizza, Belgien zwei Mal, Deutschland bis an den Rhein erobert und die Niederlande überwältigt. Männer von Talenten stellten sich an die Spitze der Revolutionsarmee, und siegten unter Carnots strategischer Leitung. Ein neues Kriegssystem und eine neue Kriegskunst entwickelten sich, welchen man nur selten zu widerstehen vermochte. Die ganze Nation wurde in Masse aufgeboten, um sich den Feinden entgegen zu stellen, und 13 Armeen erkämpften der Republik den Sieg über die Hannoveraner, Engländer, Holländer, Oesterreicher und Preußen, zwischen welchen letztern beiden Mißverständnisse entstanden. Das bedeutende Glück der französischen Waffen in den Niederlanden und zum Theil noch unenthüllte Begebenheiten trugen endlich zu Preußens Entschlusse bei, einen Separatfrieden mit der Republik Frankreich am 5ten April 1795 zu Basel abzuschließen. Gleich nachher wurde eine Demarcationslinie festgesetzt, welche dem nördlichen Deutschland die Neutralität unter preussischem Schutze sicherte; Hannover zog daher seine Truppen zurück, und Hessen-Cassel nahm gern und mit Aufopferung den Frieden an, der auch zwischen Frankreich und Spanien mit Abtretung des spanischen Antheils von Domingo an Frankreich (am 22sten Juli 1795) abgeschlossen wurde. Früher noch, und der erste unter allen Souverains, schloß der Großherzog von Toscana Frieden mit der französischen Republik (am 9ten Febr. 1795), deren Truppen auch in Italien Fortschritte machten. Die vereinigten Niederländer schlossen (am 16ten Mai) mit Frankreich nicht nur Frieden, sondern auch ein Schutz- und Trug-Bündniß gegen England. Oesterreich, England und Rußland hatten nach dem baseler Frieden sich zu einer festen Tripelallianz vereinigt (am 28sten Sept. 1795), um das beginnende Uebergewicht Frankreichs in seinem Fortschreiten möglichst zu hemmen. So glücklich die Franzosen (Neufranken nannte man sie damals) auf dem festen Lande bisher gefochten hatten, so unglücklich waren sie im Seekriege. England hatte alle Kräfte aufgeboten, um zum Zwecke der Coalition zu wirken und seine Herrschaft zur See und in beiden Indien zu vergrößern. Pitts Ausschungerungssystem blieb zwar nicht ganz ohne Folgen für Frankreichs innere Subsistenz, war aber auch für andere Staaten nachtheilig; die Landungsversuche der Engländer in Frankreich, zur Unterstützung der Royalisten, hatten nicht den erwarteten Erfolg. Aber ein großer Theil der französischen Colonien gerieth in englische Gewalt, und die Angriffe der Engländer auf die toulonische und brestische Flotte versetzten der republikanischen Seemacht unheilbare Wunden, die in 3 Jahren mehr als 70 Kriegsfahrzeuge verlor. Während Großbritannien zur See die Uebermacht behauptete, unterstützte es durch sein Geld die Coalition auf dem festen Lande; Oesterreich, Preußen und Sardinien führten den Krieg größtentheils mit englischen Subsidien. Doch das Directorium der Republik wendete seiner Seits auch alles an, um so vielen Angriffen mit Energie zu begegnen. Durch Requisitionen der Kriegsbedürfnisse, und durch die an die Stelle der Assignaten getretenen Mandaten (Papiergeld), verschaffte es sich Mittel, die auf dem Wege der Conscriptio gebildeten Armeen herzustellen und zu erhalten. Aber mehr als durch alle andere Anstrengungen erhielten die französischen Waffen die Oberhand, als Bonaparte an die Spitze des

beeres gestiftet wurde (1796). In Italien sollte die Hauptoperation gegen Frankreichs Feinde geschehen; Italien zu erobern, über den Po bis vor Oesterreichs Hauptstadt vorzubringen, dort der Republik die versagte Genugthuung zu verschaffen, dies war der Plan. Bonaparte erhielt ausgedehnte Vollmachten hierzu, und die Siege von Montenotte, Millesimo, Robi, Arcole, Rivoli und am Tagliamento, die er in elf Monaten ersocht, führten ungeachtet der Siege des Erzherzogs Carl in Deutschland und Moreau's Rückzug, zu den Unterhandlungen zu Leoben (am 18ten April 1797), welche endlich den Frieden von Campo Formio (am 17ten Oct. 1797)*) und den zum Abschlusse des Friedens mit dem deutschen Reich eröffneten Friedenscongreß zu Rastadt zum Resultate hatten. Unterdessen hatte man zwischen London und Paris fruchtlos unterhandelt; Frankreich und Spanien hatten sich (den 19ten August 1796) zu einer Offensiv- und Defensiv-Allianz verbunden, weswegen England Spanien den Krieg erklärte. Venedig wurde demokratisirt, Genua zur ligurischen Republik erklärt und eine Allianz zwischen Frankreich und Sardinien geschlossen. Holland verlor immer mehr Colonien an England, welches die Herrschaft auf den Meeren behauptete und des Alleinhandels sich bemächtigte; auch traten Mißverhältnisse zwischen Frankreich und Nordamerika ein. Doch immer weiter und kräftiger herrschte der Geist der neuen Zeit. Rom ward in eine Republik verwandelt (den 10ten Febr. 1798), Helvetien besiegt und der Gedanke, „Britannien, diese ewige Feindin Frankreichs, an dem innersten Kern eines Lebens, in Indien, anzugreifen,“ sollte durch Bonaparte's Expedition nach Aegypten in Ausführung gebracht werden. Als aber Frankreichs Flotte bei Abukir durch Nelson vernichtet war, und sein sieggewohnter Feldherr in Syrien nicht glücklich kämpfte, da glaubte man, der Augenblick sey gekommen, wo frühere Entwürfe gescheitern könnten. Auf Englands Antrieb und durch Hülfe seiner Subsidien bildete sich die zweite Coalition gegen die Republik. Die Pforte erklärte ihr den Krieg, der Congreß zu Rastadt löste sich nach einem empörenden Ereignisse (der Ermordung zweier französischer Gesandten) auf, Oesterreich und Rußland vereinigten sich mit der Pforte, Neapel übernahm die Rache des Papstes, Sardinien ergriff die Waffen, während die parthenopäische Republik (Neapel) constituirt und Toscana republicanisirt wurde, und nie war das französische Directorium, dessen Präsident Siyès seit dem 8ten Jan. 1799 war, ohnmächtiger, in größerer Verlegenheit. Der Erzherzog Carl von Oesterreich erwarb sich in Deutschland gegen Jourdan, wie gegen Moreau früher, und in der Schweiz einen unsterblichen Ruhm, die Russen unter Suwarow bedrohten die Gränzen der Republik, und der holländische Admiral Story mußte mit der ganzen Flotte, deren Mannschaft revoltirte, sich an die Engländer ergeben (August 1799). War je Frankreich in Gefahr, so war es in dem gegenwärtigen Augenblicke (im Oct. 1799). Da rettete Napoleon Bonaparte die Republik. Unerwartet schnell kam er aus Aegypten (den 16ten Oct.) in Paris an, und gab durch die Revolution des 18ten Brumaire (9ten Nov. 1799), durch welche das bisherige Directorium aufgehoben

*) Oesterreich trat in diesem Frieden Belgien an Frankreich ab, und erkannte die cisalpinische Republik an, der es Mailand und Mantua überließ, wogegen es Venedig, Istrien, Dalmatien, Triaul, Padua, Verona etc. erhielt.

ben, und eine consularische Regierung eingeführt wurde, der Republik die vierte Constitution *). Bonaparte, der unter dem Namen eines ersten Consuls an die Spitze der Republik getreten war, stellte sich aufs neue an die Spitze der Armee, mit der er, nach fruchtlosen Friedensanträgen an England und Oesterreich, den St. Bernhardsberg überstieg, die cisalpinische Republik herstellte, und bei Marengo siegte (am 14ten Juni 1800), während Moreau bei Hohenlinden (am 3ten Dec. 1800) schlug und mit Nordamerika ein Freundschaftstractat geschlossen wurde. Der Friede von Luneville (am 9ten Febr. 1801) mit Oesterreich und dem deutschen Reiche, der einem den Oesterreichern nachtheiligen Waffenstillstand, geschlossen zu Treviso (am 16ten Jan. 1801), folgte, erwarb der Republik, durch die Abtretung des ganzen linken Rheinufers, 1200 Quadratmeilen Land mit fast vier Millionen Menschen; der Thalweg des Rheins warb Frankreichs und Deutschlands neue Gränze. Diesem Frieden folgten die mit Neapel, Rußland, mit der Pforte und der zu Amiens mit England (27sten Mai 1802), so wie das mit Pius VII. abgeschlossene Concordat, das die catholische Religion wieder zur

*) Diese Constitution näherte sich wieder mehr der monarchischen Form. Drei auf zehn Jahre gewählte und wieder wählbare Consuln stehen an der Spitze der Regierung; der erste von ihnen aber kann allein die Mitglieder des Staatsraths, die Minister, die Gesandten und alle Offiziere der Land- und Seemacht nach Gutdünken ernennen und absetzen, wie denn auch bei den übrigen Acten der Regierung (Finanzen, Polizei, Armee, Kriegserklärungen, Friedensschlüssen, Tractaten), die beiden andern Consuln nur eine berathschlagende Stimme haben, der erste Consul aber entscheidet. Die gesetzgebende Macht haben das Tribulat (welches aber seit dem September 1807 wieder aufgehoben wurde) von 100, das gesetzgebende Corps von 300 Mitgliedern, die jährlich zum fünften Theile erneuert werden. Jenes debattirt über die von den Consuln vorgeschlagenen Gesetze; dieses entscheidet nach Anhörung der Debatten des Tribunats durch geheimes Stimmgeben; keines der beiden Corps aber darf Gesetze in Vorschlag bringen. Consuln, Gesetzgeber und Tribunen werden nicht vom Volke, sondern von einem sogenannten Erhaltungssenat (Senat conservateur) gewählt, der aus 80, wenigstens 40 Jahr alten Mitgliedern besteht, die nach den Vorschlägen des ersten Consuls, des Tribunats und gesetzgebenden Corps sich selbst wählen. Alle diese Autoritäten sind keiner Verantwortlichkeit unterworfen. Die beiden andern Consuln neben Bonaparte waren Cambacérès und Lebrun. Diese Constitution erhielt einige Abänderungen, als Bonaparte lebenslänglicher Consul wurde; nach ihr sollen die Cantonsversammlungen und Wahlcollegien Präsidenten von der Regierung erhalten, die auch bestimmt, wann und wozu sie sich versammeln sollen, und ihnen Mitglieder der Ehrenlegion beigibt; der erste Consul schlägt die beiden andern vor, kann seinen Nachfolger ernennen, ratificirt alle Tractaten, ernennt Senatoren &c. Den gesetzgebenden Körper beruft, vertagt, prorogirt die Regierung nach Gefallen; von 1805 an soll das Tribulat nur 50 Mitglieder haben, die alle drei Jahre zur Hälfte erneuert wurden. Bald nachher wurde das Tribulat ganz aufgelöst oder, wie es hieß, mit dem gesetzgebenden Körper verschmolzen.

herrschenden in Frankreich machte. Das Königreich Etrurien wurde errichtet und dem Herzoge von Parma überlassen; der große Entschädigungsplan in Deutschland, gegründet auf das Säkularisationssystem, gebieth endlich zur Wirklichkeit; Helvetien erhielt eine Mediationsacte und mußte sich auf das engste mit Frankreich alliren; Holland wurde gleichsam als ein Theil Frankreichs benutzt und erhielt aus Paris eine Constitution; Piemont, Parma und Piacenza wurden der Republik Frankreich einverleibt, und deren erster Consul ward auf Lebenszeit zu dieser Würde (den 2ten Aug. 1802), vorher aber zum Präsidenten der italienischen Republik ernannt. Schon im ersten Jahre des Consulats waren Ordnung, Sicherheit und Ruhe an die Stelle des revolutionären Zustandes zurückgeführt. Viele Deportirte erhielten die Erlaubniß zur Rückkehr, die Emigrantenlisten wurden mit liberalem Geiste revidirt, die Freiheit des Gottesdienstes ward wieder hergestellt. Die Errichtung der Ehrenlegion (den 19ten Mai 1802) gehörte unter die Merkwürdigkeiten dieses Zeitraums, in welchem Frankreich durch den immer höher strebenden Chef seiner Regierung eine lang entbehrte innere Kraft und äußere Würde erhielt. Die Nation wurde allmählig für die Ansicht empfänglich, daß Frankreichs Glück von einer festern Senatsverfassung, die zugleich dem Chef der Nation volle Sicherheit gewähre, abhängig sey, und so war es nach dem vorhergegangenen Schrecken der Anarchie leicht, die Republik Frankreich in ein Kaiserthum zu verwandeln. Die Würde eines Kaisers nahm Napoleon Bonaparte (am 20 Mai 1804) an.

4. Von der Errichtung des Kaiserthrones bis zur Wiederkehr der Bourbons und des Königs Ludwig XVIII. 1804—1814. Am 18ten Mai 1804 erschien das organische Senatus-Consult, durch welches Napoleon zum Kaiser der Franzosen, und die kaiserliche Würde für erblich in seiner Familie erklärt wurde; am 20sten Mai wurde Napoleon als Kaiser proclamirt. Durch dieses Senatus Consult, und durch das nachherige kaiserliche Statut vom 30sten März 1806 wurden die Familiengesetze des kaiserlichen Hauses, in Rücksicht der Erbfolge, der Titel und Apanagen der Mitglieder der kaiserlichen Familie, und ihre besondern Verhältnisse zu der Person des Kaisers, festgesetzt. Die Civilliste blieb so, wie sie durch die Constitution von 1791 regulirt worden war, nämlich 25 Millionen Livres jährlich. Mit dieser neuen Einrichtung zugleich wurden organisiert: die Großwürdenträger (Grands Dignitaires) oder Erzämter des Reichs; die Großoffiziere des Reichs, zu welchen die Marschälle und die Hofämter gerechnet wurden; der Senat (Senat conservateur); der Staatsrath, das gesetzgebende Corps, und der hohe kaiserliche Gerichtshof, der über die Vergehungen der Mitglieder der kaiserlichen Familie und der ersten Staatsbeamten, über Hochverrath und über alle Verbrechen gegen den Staat oder den Kaiser erkennen sollte. Auch die Wahlcollegien erhielten eine bestimmte Einrichtung. Am 2ten Dec. 1804 ward der neue Kaiser mit seiner Gemahlin (Josephine) von Pius VII. in der Kirche Notre-dame gesalbt und gekrönt. Drei Monate darauf (am 18ten März 1805) ward der Kaiser der Franzosen auch König von Italien und als solcher (am 26sten Mai) in Mailand feierlich gekrönt, und der Orden der eisernen Krone errichtet. Bald nachher wurde die Republik Genua (ligurische Republik) und das Fürstenthum Gussalla mit Frankreich vereinigt; Bucca und Piombino als ein Herzogthum einer Schwes-

ster des Kaisers überlassen, Parma und Piacenza aber unter französische Administration genommen. England, Rußland, Schweden und die Pforte waren nicht geneigt, die neuen Würden Napoleons anzuerkennen; der Kaiser von Oesterreich, der sich am 4ten August 1804 als erblicher Kaiser erklärt hatte, und viele Fürsten Deutschlands erkannten Napoleon als Kaiser von Frankreich. Der russische und schwedische Geschäftsträger verließ Paris, und die französischen Gesandten gingen von Petersburg und Constantinopel weg. Schweden schloß mit England einen Subsidientractat, und Rußland verband sich (im April 1805) mit England zur dritten Coalition wider Frankreich. England hatte bereits am 18ten Mai 1803 den Krieg aufs neue an Frankreich erklärt, wozu es, außer in Malta und Aegypten, in seinem eigenen Handelsinteresse wichtige Motive fand. Der Verlust Hannovers war die Folge davon; die Franzosen nahmen es am 5ten Juli 1803 in Besitz. War schon seit der ersten Kriegserklärung von 1803 den englischen Manufaktur- und Fabrikwaaren der gerade Weg auf den französischen Continent gesperrt gewesen: so erschienen nun desto strengere Verbote dagegen. Nachdem Oesterreich (im August 1805) der Coalition beigetreten war, brach die französische Armee aus dem Lager bei Boulogne, wo sie, wohl nur zum Schein, England mit einer Landung bedroht hatte, nach Deutschland auf. Der Krieg, an welchem auch Rußland Theil nahm, begann, war aber nur von kurzer Dauer. Die Uebergabe einer österreichischen Armee unter Mack bei Ulm (17ten Oct.) und die Schlacht bei Austerlitz (Schlacht der 3 Kaiser, den 2ten Dec.) führten den Frieden von Preßburg (27sten Dec. 1805) herbei, welchem Oesterreich gegen 1000 Quadratmeilen und drei Millionen Einwohner (unter diesen die getreuen Tyroler) opfern mußte, diesen Frieden, der den Häusern Bayern und Württemberg Königskronen und die volle Souveraineté, die auch Baden erhielt, und jedem dieser drei Staaten wichtigen Zuwachs an Areal und Menschen verschaffte, während Italien mit 500 Quadratmeilen arrondirt wurde und Frankreich das entschiedene Uebergewicht über Deutschlands Fürsten erhielt. Doch Napoleons Glück sollte nicht ungetrübt bleiben. Der Britten Sieg bei Trafalgar (21sten Oct. 1805) über die vereinigte französisch-spanische Flotte vernichtete die Frucht sechsjähriger Kämpfungen; Frankreich verlor an diesem für seine Seemacht so verhängnißvollen Tage 1654 Kanonen, 15,000 Menschen, 60 Millionen aufgewendeten Geldes, welches um so schmerzlicher fiel, als in der That die pariser Bank einige Augenblicke in Verlegenheit gewesen war. Von jenem Tage an änderte Frankreich sein System gegen England. Durch wiederholte Erfahrungen belehrt, daß es durch keine Anstrengungen dahin kommen könne, dem meerbeherrschenden Albion zur See die Spitze zu bieten, richtete es seine ehrgeizigen Entwürfe auf den Continent. England sollte, wie Napoleon verkündigte, auf dem festen Lande besiegt werden. Diesen chimärischen Plan, dessen Ausführbarkeit er vielleicht selbst bezweifelte, den er aber nichts desto weniger als ein geschicktes Mittel, Europa Geseze zu geben, mit aller Energie verfolgte, glaubte er zu erreichen, wenn er Englands Einfluß auf den Continent vernichtete und den Continentalmächten die Ueberzeugung aufzwang, daß jede Verbindung mit England zum Verderben führe. Arglistig wurde Hannover an Preußen überlassen, und dadurch England und Preußen entzweit. Die Dynastie von Neapel ward als warnendes Beispiel dessen, was derjenige, der in Frankreichs Ansichten nicht eingehen wollte, zu erwarten habe, der Regierung verlustig erklärt; das französische Kaisers ältester Bruder, Joseph Napo-

leon, ward König von Neapel und Sicilien (am 30ten März 1806), sein zweiter Bruder, Ludwig, König von Holland, sein Stiefsohn, Eugen (Beauharnois), als kaiserlicher Prinz adoptirt, Vicerkönig von Italien und Schwiegersohn des Königs von Bayern; des Kaisers Waffengefährte, Alexander Berthier, ward Fürst von Neufchatel; Talleyrand, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Fürst von Benevent; Bernadotte, Fürst von Ponte Corvo; Joachim Murat, Großherzog von Cleve und Berg, und Stephanie Beauharnois, eine Verwandte der französischen Kaiserin, ward als adoptirte Prinzessin die Gemahlin des Churprinzen von Baden. Alle, die der neuen Dynastie unmittelbar angehörten, oder sonst mit ihr verbunden waren, sollten, von einem einzigen Bande umschlungen, unauflöslich an die Person des großen Dynasten gekettet werden. Es geschah durch die Feststellung des sogenannten „Föderativsystems“ (s. diesen Art.), wodurch das vorher in der Politik herrschende System des Gleichgewichts vernichtet wurde; durch den Ausdruck: „großes Reich,“ durch die Errichtung jener großen Reichslehen, und durch das kaiserliche Familienstatut vom 30ten März 1806, welches alle jene neuen Könige, Herzoge, Fürsten und Prinzen zu Einem Ganzen vereinigte. — Bayerns, Württembergs und Badens Verband mit dem Föderativsystem des großen Reichs, und des Churfürstenthums Hannover Einverleibung in den preussischen Staat hatten den deutschen Reichskörper zerissen; Napoleon versagte demselben seine fernere Anerkennung und ignoscirte dagegen die Souverainetät jedes einzelnen Fürsten. Dies gab Veranlassung zur Errichtung des rheinischen Bundes, dessen Acte unter der Autorität des französischen Kaisers entworfen worden war und am 19ten Juli 1806 abgeschlossen wurde. Napoleon wurde Protector des Bundes. Der Reichstag zu Regensburg und die ganze Reichsverfassung wurde für aufgelöst erklärt (am 1sten August), und Franz II. legte durch eine Erklärung (am 6ten Aug.) die deutsche Kaiserkrone nieder. Während dessen hatten zwischen Paris und London Unterhandlungen Statt gefunden; die Mittheilung von einem Anschläge auf des Kaisers Leben durch Fox an Talleyrand hatte einen Funken des gegenseitigen Vertrauens erweckt; Rußland, mit dem in Preßburg nicht Friede geschlossen worden war, trat den Negotiationen bei; doch theils der plötzliche Tod des englischen Ministers Fox, theils veränderte Ansichten, die aus der Verrückung der Lage der Dinge während der Unterhandlungen hervorgingen *), vernichteten den Erfolg; der Kaiser von Rußland ratificirte die von Dubril angenommenen Präliminarien nicht; auch der englische Gesandte, Lauderdale, wurde wieder nach London zurückberufen, und noch im Herbst desselben Jahres sah man Preußen mit Rußland, Schweden und England vereint auf dem Kampfplatze gegen Frankreich. Preußen war besonders durch die ihm zugekommene Notiz, daß Frankreich Hannovers Zurückgabe an England dargeboten habe, und durch die Idee eines nor-

*) Während der Unterhandlungen ward der rheinische Bund gebildet. Doch gab Frankreich damals viel gegen England nach, besonders als es von Rußlands Hartnäckigkeit hörte; Malta, das Cap der guten Hoffnung, Pondichern, Chandernagor, Maschie 2c. in Ostindien, Tabago, wollte man England überlassen, und an Rußland Corsu.

bischen Bundes, zum Gegengewicht des rheinischen, geübt und zu einem Schritte bewogen worden, der es dem Untergange nahe brachte. Napoleon nahm die Ausforderung in der doppelten Qualität, als Kaiser von Frankreich und Protector des rheinischen Bundes, an; die Schlachten von Jena, Eylau und Friedland kosteten Preußen sein halbes Reich. Drei deutsche Fürsten (der Churfürst von Hessen-Cassel, der Herzog von Braunschweig und der Fürst von Oranien) wurden unter nichtigen Vorwänden aus der Reihe der Regierenden gelöscht; zwei neue Könige (Sachsen und Westphalen), ein Herzog von Warschau und die Republik Danzig erhielten ihr Daseyn; der rheinische Bund ward durch den Beitritt von elf Fürstenthümern erweitert. So ward der Friede von Tilsit (7 Juli 1807) im Sinne Frankreichs ein neuer Triumph über Britannien; denn der Beitritt aller Interessenten zum Continentalbunde gegen England war seine Basis. Oesterreich hatte bei dem allen eine glückliche Neutralität behauptet, indem es einen andern Zeitpunkt abwarten zu wollen schien, um seine nie aufgegebenen Entwürfe gegen Frankreichs lästige Uebermacht auszuführen. Kaum hatte Napoleon sich im Westen und Norden gesichert, als der Zustand der pyrenäischen Halbinsel eine erwünschte Gelegenheit gab, dort neue Eroberungen zu machen. Portugal hatte sich nur scheinbar von England getrennt; eine französische Armee durchzog Spanien, besetzte Portugal ohne Widerstand, und nöthigte die regierende Dynastie zur Flucht nach Brasilien (im November 1807). Ein von Napoleon listig genährter Familienzwist am madriders Hofe verschaffte ihm zugleich Gelegenheit, sich unter der Maske eines schiedsrichterlichen Freundes einzumischen. Der schwache Carl IV. resignirte zu Gunsten Napoleons auf die Krone Spaniens; ein gleiches wurde von den spanischen Prinzen erzwungen, und der König von Neapel, Joseph Napoleon, ward König von Spanien und Indien, der Großherzog von Berg aber bestieg den Thron beider Sicilien. Der Papst, entkleidet fast aller weltlichen Macht, nachdem seine Staaten bis auf Rom mit Frankreich vereinigt worden waren, stand da als Bischof von Rom. Diese Umgestaltung aller Verhältnisse in Personen und Formen konnte für diejenigen nicht gleichgültig seyn, die auf gewisse Fälle Aehnliches zu erfahren befürchten mußten, und bei so gewaltsamem völkerrechtswidrigen Durchgreifen vielfach interessirt waren. Unter diese gehörte auch Oesterreich, noch stark genug, um einen entscheidenden Schlag zu thun, wenn er mit Besonnenheit geschah. Die Begebenheiten in Spanien berührten das Familieninteresse des Hauses Habsburg, und des heiligen Vaters Schicksal ward mit vielem Antheile gewürdigt. Ungeachtet der glänzenden Zusammenkunft Napoleons mit dem Kaiser von Rußland in Erfurt (im October 1808), ungeachtet der von dort aus gepflogenen Verhandlungen mit Wien und London, des scheinbar festern Vereins zwischen Paris und Petersburg, und der Fortschritte Napoleons in der pyrenäischen Halbinsel: ergriff Oesterreich im neuen Verbands mit Britannien im April 1809 die Waffen, im Vertrauen auf neu entwickelte physische Kräfte und fremde Mitwirkung, erlag aber trotz aller rühmlichen Anstrengung und gefeierten Tapferkeit. Von Frankreich besiegt, mußte es sich gefallen lassen, daß fast von allen seinen Provinzen Stücken abgerissen und den benachbarten Staaten zugetheilt wurden, daß ein neuer Staat, die illyrischen Provinzen, gebildet, der Kirchenstaat mit Frankreich vereinigt, Rom zur zwei-

en Stadt des großen Reichs erklärt, und ihm, durch den Verlust der adriatischen Häfen, alle Verbindung mit der See entzogen wurde *). Napoleon dictirte diesen Frieden zu Wien (am 14ten Oct, 1809) und beendigte durch ihn, um mit seinen eignen Worten zu sprechen, den vierten punischen Krieg. Für Frankreich flossen aus diesem neuen Frieden Vortheile, deren Größe und Folgen nicht berechnet werden konnten. Seine Herrschaft über ganz Italien, über ganz Deutschland schien unerschütterlich fest gegründet; der Kaiser von Oesterreich war eingeschlossen in einen, zwar noch bedutenden, aber von französischen Föderativstaaten und ihnen befreundeten Mächten völlig umgebenen Staat; der mächtige Kaiser des Nordens, durch dankbare Freundschaft an den Souverain Frankreichs geknüpft, zwang im Schutze dieses Bündnisses Schweden zum Beitritt des Continentalvereins wider Britannien, während die Pforte, in schwankenden Verhältnissen zwischen Frankreich und England, durch die russischen Angriffe abgehalten wurde, etwas Großes gegen das französische Interesse zu unternehmen. In Frankreich selbst betrachtete man die Revolution als ganz beendigt, da ein Kaiser mit der Erzherzogin Marie Louise von Oesterreich (am 1sten April 1810) sich vermählte**) und so durch die innigsten Bande des Blutes alles Frühere versöhnt und ausgeglichen zu seyn schien. Der Glanz des Thrones ward dadurch erhöht, und um diesem Throne alle die Attribute zu verleihen, die theils zu seiner Befestigung, theils zum äußern Anstande etwa noch erforderlich seyn möchten, hatte schon früher ein kaiserliches Decret (vom 1sten März 1808) außer den herzoglichen Würden, mit denen die Helden des Vaterlandes belohnt wurden, einen Erbadel hergestellt, der jedoch ganz verschiedner Natur von dem ehemaligen Feudaladel war, indem er an ein gewisses Vermögen geknüpft wurde, ohne daß Privilegien in Rücksicht auf Abgaben, Gerichtsbarkeit, Conscription, Aemter &c. Statt finden sollten, auch aufhörte, sobald die Basis desselben, jenes Vermögen, fehlte. Zu den beiden schon bestehenden Orden der Ehrenlegion und der eisernen Krone fügte Napoleon in seinem Feldlager vor Wien (1809) noch den der drei goldenen Bliese hinzu. So war für den Glanz des Thrones, für die Belohnung des Verdienstes und die Beruhigung der Leidenschaften zugleich mit umsichtiger Klugheit gesorgt. Bei diesem Blicke auf die neue innere Ordnung der Dinge darf uns nicht die Fürsorge entgehen, welche die Regierung allen übrigen Zweigen der Staatsverwaltung widmete. Dem Justizwesen besonders war ein fester sicherer Gang durch die napoleonischen Gesetzbücher (Code Napoléon) vorgezeichnet und die Creation der Gesetze durch die Organisation der Gerichtshöfe und aller niedern Instanzen festgestellt worden. Um dem Wucher gänzlich zu leuern, ward (am 17ten März 1808) ein Decret erlassen, das die

*) Oesterreich verlor fast 2000 Quadratmeilen mit mehr als drei Millionen Menschen. S. Betrachtungen über den wiener Frieden. Wien 1809.

**) Der Gedanke einer Scheidung von der Kaiserin Josephine schien schon alt zu seyn. Bereits 1804 war bemerkt worden, daß, während alle Glieder der kaiserlichen Familie ihre Ehen vom Papste einweihen ließen, der Kaiser selbst es nicht that.

Landleute vor den Verückungen der Juden sicher stellte *). Die Regierung gab sich den Schein, Alles zur Belebung der innern Industrie, des innern Handels und aller Gewerbe zu thun, wobei wir der Anstrengungen zur Herstellung brauchbarer Surrogate für die verpönten Colonialwaaren, des großen Preises, derauf die Erfindung der besten Flachsspinnmaschine ausgesetzt worden ist, der Bauten in allen Zweigen des Bauwesens, und endlich der charakteristischen Organisation, welche die Unterrichtsanstalten im Reiche erhielten, gedenken. Am 17ten März 1808 ward eine kaiserliche Universität gestiftet, unter welchem Namen die Unterrichtsanstalten im ganzen Umfange des Reichs in ein zusammenhängendes großes Ganze vereinigt wurden. Von den durchgreifendsten Einwirkungen auf alle bürgerliche und politische Verhältnisse waren die Verfügungen, die Napoleon wegen des Handels mit Colonialwaaren traf, welche, man kann es sagen, die politischen Richtungen aller Continentalstaaten bestimmten und in ihren ungeheuren Folgen so verderblich für den Einzelnen wie für die Masse gewirkt haben (s. d. Art. Continentsystem und Colonien). England hatte den Decreten von Berlin und Mailand seine Geheimrathsverordnungen entgegengestellt und trieb seinen Handel noch auf verschiedenen Punkten des festen Landes. Napoleon ergriff dagegen Maßregeln, in denen die Hauptmotive zu dem entscheidenden Kriege mit Rußland im J. 1812 zu suchen sind. Diese waren nämlich: die Vereinigung Hollands und der ganzen Küstenländer von Norddeutsch-

- *) Schon 1806 berief der französische Kaiser die jüdischen Notablen aus ganz Frankreich zusammen nach Paris, wohin auch aus Deutschland Deputirte kamen; die Veranlassung zu dieser Versammlung hatten besonders die seit mehreren Jahren eingegangenen Beschwerden der Departementalräthe am Rhein von Basel bis Holland über den außerordentlichen Wucher der Juden, ihre Betrügereien und die dadurch besonders traurige Lage des Landmanns gegeben. Hierbei kamen frühere Wünsche, z. B. der gleich im Anfange der Revolution geäußerte Gedanke des Bischofs Gregoire, den Juden in Frankreich gleiche Rechte mit den übrigen Bürgern zu geben, ins Andenken, und es wurden zu diesem Zwecke den versammelten Deputirten Fragen über alle sie betreffende Verhältnisse vorgelegt, und zur Zufriedenheit des Kaisers beantwortet; doch verlangte er eine Garantie der aufgestellten Grundsätze, und diese sollte ein großes Sanhedrin gewähren, dessen gesegliche Aussprüche eben so viel Kraft hätten, als die Normen des Talmud, und da man die Regeneration der Juden durch ganz Europa wünsche, so mußten aus allen Ländern Deputirte dabei zugelassen werden. Dies geschah; der große Sanhedrin versammelte sich, und es wurden darin über die moralischen und bürgerlichen Verhältnisse, über nughare Beschäftigung, über Ehe, Ehescheidung, Betragen gegen die Christen, über Darlehn und Zins so verständige Beschlüsse gefaßt, daß den Juden, in so fern sie nach diesen Vorschriften und Feststellungen handeln würden, das französische Bürgerrecht zugesichert wurde. In jedem Staate also, wo französische Verfassung eingeführt ward, erhielten die Juden gleiche Rechte; wir erinnern an Westphalen, wo der wackere Israel Jacobsohn so thätig für die Wohlfahrt seiner Nation gearbeitet, und an Polen.

land bis in die Spitze von Lübeck mit Frankreich, der Handelsarif von Trianon und das Decret von Fontainebleau. Schon im Tractate zwischen Frankreich und Holland vom 16ten März 1810 hatte Holland sein Brabant, ganz Seeland mit der Insel Schouwen, den Theil von Geldern auf dem linken Ufer der Waal, an Frankreich abtreten müssen, wozu der Angriff der Engländer auf Holland im Jahre 1809 den Vorwand gegeben hatte. Ein rascher, obwohl nicht ganz unerwarteter Schritt war es, als am 1sten Jul. 1810 der König von Holland zu Gunsten seines Sohnes resignirte, und durch ein Decret aus Hambouillet vom 9ten Jul. 1810 das Königreich Holland dem französischen Reiche einverleibt wurde. Auch damit noch nicht zufrieden, forderte Napoleon mehrere neue Garantien. Da Englands Beharrlichkeit in der Festhaltung seiner Cabinetsbefehle bisher noch immer nicht zu beugen gewesen war, so erklärte er, die ganze Küste der Nordsee unter seine unmittelbare Aufsicht und Fürsorge setzen zu müssen; die Mündungen der Ems, Weser und Elbe, sämtliche Hansestädte, mit einem Areal von etwa 600 Quadratmeilen und über eine Million Menschen, wurden mit einer unerhörten Willkür durch ein Decret vom 10ten December 1810 mit Frankreich vereinigt, was früher (am 12ten November 1810) auch mit Wallis, um sich ganz der Straße über den Simplon zu versichern, geschehen war. Hiermit in Verbindung stand der Handelsarif von Trianon, der, allen Föderativstaaten aufgedrungen, ein Abgaben- und Einbringungs-Regulativ für die Colonialwaaren festsetzte, das den Genuß und Verbrauch dieser Artikel ganz vom Continente verbannen sollte, indem zugleich das Decret von Fontainebleau die Verbrennung aller, auf dem französischen Continente, und in den unter seinem Einflusse stehenden Staaten, befindlichen, englischen Manufactur- und Fabrikwaaren anordnete. In Frankreich selbst wurde diese Maßregel mit Strenge und Energie gehandhabt, während für gewisse Hauptartikel, Zucker, Tabak, Indigo, Mittel ergriffen werden sollten, um das Erzeugniß derselben im Lande selbst zu befördern. Aber die Vereinigung Norddeutschlands mit dem großen Reiche hatte selbst mehrere Bundesfürsten beeinträchtigt. Die ihnen in dem Decrete verheißenen Entschädigungen milderten das Gehässige dieses Gewaltsschrittes keineswegs. Der bedeutendste jener beraubten Fürsten war der Herzog von Oldenburg, der nahe Verwandte der russischen Herrscherfamilie, und man fürchtete schon jetzt für die Erhaltung der Ruhe auf dem Continente. Ehe jedoch diese Besorgnisse in Wirklichkeit übergingen, entstanden für den französischen Kaiser, durch die Geburt seines Erstgeborenen, des Königs von Rom, neue Hoffnungen. Schon 1809, als der Kirchenstaat für eine französische Provinz und Rom zur kaiserlichen Reichsstadt erklärt worden, ward bestimmt, daß der jedesmalige französische Kronprinz den Titel König von Rom führen, auch jeder Kaiser von Frankreich in den ersten zehn Jahren seiner Regierung in Rom sich krönen lassen solle. Der Zweck der zweiten Verheirathung des Kaisers, „Kinder in seinem Sinne und nach seinem Geiste zu erziehen,“ war nun der Erreichung näher gebracht. Aber die Angelegenheiten in Spanien, dessen Bewohner den Franzosen einen unerwartet hartnäckigen Widerstand entgegensezten, und die täglich sich erweiternde Aussicht auf einen bevorstehenden Kampf mit dem Norden, der nicht günstig für Frankreichs Zwecke wirken wollte, obgleich die Freundschaft mit St. Petersburg noch nicht officiell abgebrochen und des französischen Kaisers näher Verwandter, der Prinz von Ponte-Corvo, zum

Thronfolger in Schweden erwählt worden und dahin abgegangen war, ließen noch keine heitere Zukunft ahnden. In Portugal und Spanien hatte es dem Könige Joseph Napoleon noch nicht gelingen wollen, die Ruhe herzustellen. Unter Mitwirkung der Engländer hatte der Krieg sich immer aufs neue und immer heftiger entzündet, und die französischen Armeen mußten jedes fußbreite Stück Landes erkämpfen. Während dem hatten die Engländer ihre Verbindungen im Norden entwickelt, und trieben in Gothenburg, in verschiedenen Häfen der Ostsee und über Rußland einen bedeutenden Handel mit Colonialwaaren, worüber von Paris aus in Stockholm und Petersburg viel Beschwerden geführt wurden. Frankreich hatte allen Mächten, die ihre Flagge wurden von den Engländern internationalisiren lassen, den Krieg erklärt; wo der Beweis geführt werden konnte, da sollte auch die Folge eintreten. Rußlands Handelsverfügungen in den Jahren 1810 und 1811, seine entschieden mißbilligenden Aeußerungen über das Schicksal, das den Herzog von Oldenburg getroffen, hatte Mißtrauen, Unzufriedenheit, Kälte erzeugt, und während man eines Schrittes von Seiten Nordamerika's, mit dem man sich versöhnt hatte, gegen England gewiß war, glaubte man, gegen Rußland die Sprache des beleidigten, hintergangenen Vertrauens führen zu können. Die Folge davon war der Ausbruch eines neuen Continentalkrieges, der im Juli 1812 begann, und in welchem, außer den Völkern des Rheinbundes und des Herzogthums Warschau, auch Oesterreich und Preußen als Allirte auftraten. Ueber den Gang dieses Krieges, und wie er von Moskau's Kreml, wo Napoleon unter den rauchenden Trümmern der Kaiserstadt sein Hauptquartier hatte, über die Leichenfelder bei Leipzig bis an den Montmartre zog, s. den Artikel Russisch-Deutscher Krieg in den Jahren 1812—1814. Napoleon und sein Soldatenreich bewährten das große Wort Pitts: Unter allen Regierungen ist militärischer Despotismus von der kürzesten Dauer. Am 31sten März 1814 zogen die verbündeten Mächte mit ihren Truppen in Paris ein. In dem unmittelbar nach dem Einrücken in Paris kund gemachten Beschlusse der verbündeten Mächte erklärte der Kaiser Alexander im Namen der verbündeten Souverains, daß man nicht mehr mit Napoleon Bonaparte, noch mit einem seiner Familie unterhandeln werde, daß man die Integrität des alten Frankreichs nur so anerkenne, wie es unter den Königen gewesen, und daß man endlich die Staatsform anerkennen und gewähren wolle, welche die französische Nation sich geben werde, weshalb man den französischen Senat einlade, für die Verwaltung des Staats und die Abfassung einer Constitution eine Zwischenregierung zu ernennen. Dem zufolge versammelte sich der Senat am 1sten April unter Talleyrands Vorsitz, und übertrug Bestern nebst vier andern seiner Mitglieder die Zwischenregierung. Den Tag darauf erklärte er Napoleon Bonaparte und seine Familie des Throns von Frankreich für verlustig. Diesen Beschluß bestätigte der gesetzgebende Rath, und die Zwischenregierung machte ihn, und bald darauf auch Ludwigs XVIII. Berufung auf den französischen Königsthron bekannt. Napoleon hatte inzwischen zu Gunsten seines Sohnes der Krone entsagt. Er that es unbedingt am 11ten April zu Fontainebleau, da ihm angekündigt wurde, daß die Nation sich bereits für die Bourbons erklärt habe, und da die Marschälle sich weigerten, fortan für ihn gegen ihr Vaterland zu fechten. Durch einen, an demselben Tage geschlossenen Tractat, wurde ihm die Insel Elba als Eigenthum überlassen, auch sein Schicksal und das Schicksal seiner Fa-

milie bestimmt. — Mit dem feierlichen Einzuge Ludwigs XVIII. in Paris am 3ten Mai beginnt die neueste Periode der Geschichte Frankreichs, wiederhergestellt als Königreich unter den Bourbonn. Ein Staatsverfassungsentwurf war schon den 5ten April vom Senate und den 6ten vom gesetzgebenden Rathe angenommen worden. Ludwig XVIII. sollte, bevor er den Thron bestieg, dies Grundgesetz bestätigen. Dieser war am 24ten in Calais gelandet, und erließ von St. Ouen den 2ten Mai eine Erklärung als König von Frankreich und Navarra, in welcher er die Grundsätze der neuen Staatsform, wie sein Bruder, der Graf Artois, in der Eigenschaft eines königlichen Generallieutenants schon früher gethan, öffentlich aussprach, die genauere Abfassung der Urkunde aber, da die des Senats Spuren der Eile zeige *), sich vorbehielt. Diese neue Verfassungsurkunde wurde am 4ten Junius vom Könige der Nation übergeben. Sie enthält die Grundsätze einer freien, beschränkt monarchischen Staatsform, als: Gleichheit Aller vor dem Gesetze; gleiche Verpflichtung zu den Staatslasten, gleiches Recht auf alle Aemter; persönliche, Religions- und Pressfreiheit; Unverletzlichkeit des Eigenthums; Vergessenheit des Vergangenen; Abschaffung der Conscription; Unverletzlichkeit des Königs, der die ausübende Gewalt hat an der Spitze der bewaffneten Macht steht, Krieg erklärt, Verträge schließt, Aemter erteilt und die Gesetze vorschlägt und kund macht; — er übt die gesetzgebende Gewalt zugleich mit dem Ober- und Unterhause aus, doch muß das Gesetz der Steuern und Auflagen zuerst in die Kammer der Deputirten (Unterhaus) gebracht werden; auch die Häuser können Gesetze vorschlagen; dem Könige bewilligt die Legislation für die Dauer seiner Regierung eine Civilliste. Der König beruft das Ober- und Unterhaus; er ernennt alle Pairs, erblich oder persönlich, hebt die Versammlungen und löst das Unterhaus auf, muß aber binnen drei Monaten ein neues berufen; beide Häuser können nur zu gleicher Zeit Sitzungen halten; — das Haus der Deputirten wird aus den von den Wahlcollegien ernannten Deputirten zusammengesetzt, und jedes Jahr um ein Fünftel erneuert; jeder Deputirte muß 40 Jahre alt seyn und 1000 Franken directe Steuern erlegen. Der König ernennt die Präsidenten der Wahlcollegien, und aus fünf vom Hause vorgeschlagenen Deputirten den Präsidenten des Unterhauses. Der Kanzler ist Präsident des Oberhauses. Die Grundsteuer gilt nur für ein Jahr. Alle Gzucht an das Haus, oder eines Hauses an das andere müssen schriftlich geschehen u. s. w. Bereits am 14ten Mai errichtete Ludwig XVIII. das neue französische Staatsministerium aus sieben Männern, und am 3ten August einen neuen Staatsrath. Eine zweite Einrichtung betraf den königlichen Hofstaat. Hier trat der alte Adel in seine Vorrechte wieder ein. Die ehemaligen königlichen Orden (des heiligen Geistes und der Ludwigsorden) wurden wieder hergestellt, der Orden der Ehrenlegion und der Reunion bestätigt, der letztere unverändert; aber für den Orden der Ehrenlegion wurde eine neue Decoration, das Bild Heinrichs IV. gegeben, und verschiedene Einrichtungen desselben wurden abgeändert oder ganz aufgehoben. Die Reorganisation des Reichs war für den Monarchen und seine Minister ein großes und schweres Werk, bei dessen Ausführung es nicht möglich war, Alle zu befriedigen. An Thätigkeit fehlte es der neuen Regierung nicht, und es er-

*) Die Gegner derselben nannten sie eine Capitulation des Senats mit der neuen Regierung.

schiene eine Menge Verordnungen, in denen der Zweck, einen rechtlichen festen Zustand der Dinge in Frankreich, und das Glück der Nation wieder herzustellen, nicht zu verkennen war. Die Bildung einer neuen Armee sollte nicht durch die Conscription, die aufgehoben wurde, sondern durch Werbungen bewirkt werden. Man suchte die Marine wieder herzustellen und den Seehandel zu beleben. Es wurden verschiedene Maßregeln ergriffen, um den zerrütteten Finanzen aufzuhelfen, die schwierigen Umstände gestatteten aber freilich keine Erleichterung der Abgaben; die *droits réunis* und das Tabaksmonopol, so verhaßt beide der Nation waren, mußten beibehalten werden. Die Civilliste des Königs wurde wieder auf 25 Millionen Francs bestimmt, und die 60 Millionen Schulden, welche der König während seinem Aufenthalte im Auslande gemacht hatte, wurden auf den öffentlichen Schatz angewiesen. Die in der Constitution verheißene Freiheit der Presse wurde durch Anordnung einer Censur beschränkt, und eine Polizeiverordnung schärfte — zum großen Mißfallen der Pariser — die Feier der Sonn- und Festtage ein. — So wohlgemeint die Absichten des Königs bei diesen und andern Maßregeln waren, und so viel Lobsprüche man ihm auch deswegen in öffentlichen Blättern ertheilte, so herrschte doch Mißvergnügen und Zwietracht fast allgemein. Man bemerkte nur zu bald, daß unter den Mitgliedern der königlichen Familie selbst, und unter den königlichen Ministern eine auffallende Verschiedenheit der Ansichten herrschte. Mit Mißfallen sah man die sich mächtig regende Herrschsucht der Geistlichkeit, und wie selbst Bigotterie ihr Haupt erhob. Die großen Auszeichnungen, welche der alte Adel und die mit dem Hofe zurückgekehrten Emigranten fast durchaus erhielten, erregten ebenfalls viel Mißvergnügen. Der französische Nationalstolz fühlte sich tief gekränkt, daß er sich durch fremde Gewalt eine Regierung aufgedrungen sah, die er vorher verworfen hatte, und er konnte es dem Könige nicht leicht verzeihen, daß er öffentlich erklärte, er habe seine Krone dem Prinz-Regenten von England zu verdanken. Am allermeisten fühlte die Armee, bei welcher das Andenken an ihre Thaten und an den Mann, unter dessen Leitung ihr so viel Ruhm und Gewalt zu Theil geworden, noch zu lebhaft war, sich gereizt und gekränkt, da sie ihre Massen aufgelöst und zerstreut, ihre Dotationen, ihren Sold und ihre Pensionen vermindert, ihr Ansehn und ihren Einfluß beschränkt sah, und selbst ihre äußern geliebten Abzeichen gegen andere, die sie ehemals verworfen hatte, vertauschen mußte. Die Besitzer ehemaliger Nationalgüter befürchteten den Verlust derselben. Das Volk war unwillig über die fortdauernde niederdrückende Last der Abgaben, deren Erleichterung ihm verheißten worden war. Bei dieser Stimmung der Gemüther konnte für die königliche Regierung kein unglücklicheres Ereigniß geschehen, als das plötzliche Erscheinen Napoleons auf der Küste Frankreichs (am 1sten März 1815). Aus jener Stimmung läßt es sich aber auch erklären, wie, ohne daß eine eigentliche Verschwörung zu Gunsten Napoleons existirte, die gegen ihn ergriffenen Maßregeln ohne Erfolg blieben, die Armee und ein großer Theil des Reichs sich bald für ihn erklärte, und er nach einem Marsche von 13 Tagen, der mehr einem Triumphzuge glich, ohne einen Tropfen Blut zu vergießen, wieder in Paris einzog. Der König und die ihm treu verblieben waren, flohen aus dem Lande. Napoleon hob sogleich die meisten Anordnungen der königlichen Regierung und die beiden Kammern auf, und ernannte ein neues Ministerium. Er versicherte, daß er sich mit der durch den pariser Frieden bestimmten Gränze von Frankreich

begünstigen und seine Regierung nach liberalen Grundsätzen einrichten werde. Aber er konnte auch die Erwartungen und Forderungen der verschiedenen Parteien nicht befriedigen, und man fürchtete, nicht ohne Grund, die Rückkehr seiner ehemaligen willkürlichen Herrschaft. Auch entstand die Besorgniß, daß Frankreich in einen neuen, noch verderblichen Krieg mit dem übrigen Europa werde gestürzt werden. Sobald die Nachricht von Napoleons Entfernung von Elba in Wien bekannt wurde, erklärten die zum Congreß daselbst versammelten Minister sämtlicher verbündeten Mächte (am 13ten März 1815) Napoleon für einen Feind und Störer des Weltfriedens, und daß die Mächte festentschlossen wären, den pariser Vertrag mit Anwendung aller ihrer Kräfte aufrecht zu erhalten. Am 25ten März schlossen Oesterreich, Rußland, England und Preußen einen neuen Allianztractat, in Beziehung auf den Tractat von Chaumont (vom 1sten März 1814), wodurch sich jede dieser Mächte verpflichtete, 150,000 Mann gegen Napoleons Unternehmungen ins Feld zu stellen. Dieser Tractat wurde sogleich in Erfüllung gebracht, die Armeen wurden unverzüglich in Bewegung gesetzt, und von jeder der verbundenen Mächte so bedeutend vermehrt, daß man wohl eine Million Streiter rechnen konnte, die sich gegen Frankreich in Bewegung setzten. Auch Napoleon unterließ nicht, mit großer Thätigkeit und Anstrengung aller Kräfte sich zu dem Kriege, der ihm wohl noch zu früh kommen möchte, zu rüsten. Aber bei aller Anhänglichkeit, die ihm die Armee bezeugte, fand er doch in den übrigen Volksclassen nicht überall den Eifer, seine Absichten zu befördern; die größte Schwierigkeit lag in dem Mangel der erforderlichen Hülfsmittel. Gegen Ende des Monats Mai rückten die Truppen einander entgegen; die Armeen der Alliirten bildeten um die Gränze Frankreichs eine große Kette, die sich von Ostende aus nach der Schweiz, und durch diese nach Italien erstreckte. Die Engländer und Preußen, unter Wellington und Blücher, rückten von den Niederlanden her an. Ihnen stellte Napoleon seine Hauptmacht entgegen. Nach einigen kleinen Vorpostengefechten auf der Gränze griffen am 15ten Juni die Franzosen die Preußen bei Thuin an der Sambre an und drängten sie zurück. Am 16ten erhielt Napoleon in der Ebene von Fleurus einen Sieg über die Preußen und die mit ihnen vereinigten Holländer, Braunschweiger und andere deutsche Truppen. (Vgl. Lign.) Aber am 18ten wurde Napoleon bei la belle Alliance oder Waterloo gänzlich geschlagen, seine Armee größtentheils aufgelöst und er selbst genöthigt, sich eiligst nach Paris zu flüchten. Die siegreichen Alliirten drangen fast ohne Widerstand gegen Paris vor. Napoleon, dem keine Hoffnung übrig blieb, seine Angelegenheiten wieder herzustellen, legte am 21sten Juni durch eine Erklärung an das französische Volk die Krone nieder, indem er zugleich seinen Sohn, als Napoleon II., zum Kaiser proclamirte. Eine provisorische Regierung, an deren Spitze Fouché stand, übernahm nun die Leitung der Angelegenheiten des Staats. Napoleon verließ die Hauptstadt, und ergab sich, als ihm kein Ausweg mehr übrig blieb, den Engländern (s. d. Art. Napoleon). Die Armee der Alliirten war indessen in der Nähe von Paris angekommen; am 3ten Juli wurde zwischen den englischen und preussischen Befehlshabern und dem Marschall Davoust eine Militärconvention abgeschlossen, nach welcher die französische Armee sich hinter die Loire ziehen, und Paris den alliirten Truppen übergeben werden sollte. Am 7ten rückten diese in Paris ein, und am folgenden Tage kam auch Ludwig XVIII. dahin zurück und ernannte ein neues Ministerium. Bald darauf wurde eine neue

Kammer der Deputirten ernannt, die hinter der Loire stehende französische Armee aufgelöst und der Befehl zu Bildung einer neuen Armee gegeben. Gegen die Anhänger Napoleons wurden strenge Maßregeln genommen, viele derselben wurden verwiesen, verschiedene ergriffen, vor Gericht gestellt und hingerichtet. Der Zustand Frankreichs war traurig; da, wo die Heere der Verbündeten standen — und sie nahmen fast zwei Drittheile des Landes ein — herrschte eine durch die Gewalt der Waffen gebotene Ruhe; aber in den übrigen Theilen des Reichs erregten die Factionen Unordnungen und selbst blutige Auftritte. Die alliirten Mächte behandelten das besiegte Frankreich jetzt nicht mehr mit der Schonung, wie im vorigen Jahre. Nach verschiedenen Unterhandlungen wurde am 21sten November der Friede zwischen ihnen und Ludwig XVIII. unterzeichnet. Die Hauptbedingungen desselben waren: Frankreichs Gränzen sollen so bleiben, wie sie im Jahr 1790 waren, aber Frankreich tritt vier Festungen ab, zahlt an die Alliirten 700 Millionen Livres Contribution, räumt ihnen auf 5 Jahre 17 Festungen ein, und unterhält während dieser Zeit eine Armee alliirter Truppen von 150,000 Mann. Ueberdies mußte sich die französische Regierung verbindlich machen, alle die rechtmäßigen Ansprüche zu befriedigen, welche Individuen, Corporationen oder Institute in den Ländern der Alliirten an sie zu machen hatten, und alle Schätze der Literatur und Kunst, welche die Franzosen vorhin aus den von ihnen besetzten Ländern weggenommen hatten, wieder zurückzugeben. Diese letztere Bedingung wurde noch während der Anwesenheit der fremden Truppen in Paris ausgeführt. — Der König Ludwig, der im September 1815 eine große Veränderung unter seinen Ministern machte, ließ es sich angelegen seyn, Ruhe und Ordnung nach so vielen Stürmen wieder herzustellen. In den Kammern der Pairs und der Deputirten, welche im Oct. ihre Sitzungen begannen, zeigte sich zwar wohl noch einiger Parteigeist, aber doch auch viel Anhänglichkeit an den König. Am 6ten Januar 1816 wurde von beiden Kammern das Amnestiegesetz angenommen und vom Könige sanctionirt, nach welchem alle, die für den Tod Ludwigs XVI. (Königsmörder) gestimmt hatten, für immer aus dem Königreiche verbannt wurden. Dieses Gesetz gewährte der royalistischen Partei einen großen Sieg, indem ihre vorzüglichsten Gegner dadurch entfernt wurden, aber es fand auch, eben so wie die Aeußerungen derjenigen, die mit größter Strenge alles wieder auf den alten Fuß eingerichtet wissen wollten (Ultraroyalisten), bei den gemäßigten Freunden der guten Sache vielen und lauten Tadel. Dieses Schicksal hatten überhaupt die meisten Maßregeln der französischen Regierung seit ihrer zweiten Wiederherstellung, und es scheint ihr bis jetzt noch nicht ganz gelungen zu seyn, die verschiedenen Parteien zu befriedigen. Die wiederholten Angriffe in beiden Kammern gegen die Minister führten endlich zu dem Resultate, daß der König die Kammer der Deputirten auflöste und neue Deputirte berief. Die Sitzungen der neuen Kammern wurden am 4ten November 1816 mit einer Rede des Königs eröffnet, in welcher er die nicht sehr günstige Lage Frankreichs offenherzig schilderte. Das der Kammer der Deputirten von dem Finanzminister am 14ten November vorgelegte Budget für das Jahr 1817 war weit stärker als das für das Jahr 1816, weil das Deficit der drei vorhergehenden Jahre gedeckt werden sollte. Die vorzüglichsten Gegenstände, mit welchen sich die Kammern in den ersten Sitzungen beschäftigten, betrafen die Wahlcollegien, die Finanzen, die Verantwortlichkeit der Minister und die Pressfreiheit. Auch in diesen Versammlun-

n hat sich der Parteigeist geäußert, doch scheinen die Minister eine große Majorität für sich zu haben; dagegen haben die Ultraroyalisten viel von ihrem Ansehen verloren. — Im Allgemeinen scheint die Lage Frankreichs (im Anfange des Jahres 1817) dem Zustande eines Kranken ähnlich zu seyn, dessen Genesung noch nicht entschieden ist. — Es gelang dem Ministerio indessen, die Occupationsarmee der Franzosen um ein Fünftheil zu vermindern, weshalb von den verschiedenen Truppengattungen im Frühjahr 1817. 30,000 Mann zurückmarschirten; es gelang dem Ministerium ferner, die großen finanziellen Schwierigkeiten, da die Bedürfnisse des Jahres 1817 sich über 1000 Mill. Fr. erreichten, durch eine glückliche Anleihe in England und Holland mit den Banquiers Baring in London und Hope in Amsterdam über 100 Millionen zu beseitigen. II. Frankreichs Geographie, Statistik und Staatsverwaltung. Frankreich erstreckte sich unter Napoleon vom $41^{\circ} 14'$ bis zum $53^{\circ} 43'$ der Breite und dem 3° bis 26° der Länge. Es umfaßte gegen 14,000 Quadratmeilen wovon 13,824 Quadratmeilen auf das eigentliche Frankreich und 19 Quadratmeilen auf die Lehnfürstenthümer und Jonien kamen) mit einer Bevölkerung von $42\frac{1}{2}$ Million Menschen, worunter die Bewohner der illyrischen Provinzen ($1\frac{1}{2}$ Million) nicht begriffen waren. Von diesen Menschen sprachen 28 Mill. französisch, $6\frac{1}{2}$ Mill. italienisch, $1\frac{1}{2}$ Mill. holländisch und flämisch, 4 Mill. deutsch. In einer runden Summe betrug die Bevölkerung Frankreichs und seiner Höderativstaaten auf 88 Millionen. Von drei Hauptstädten des französischen Reichs hatte Paris 580,000, Rom 144,000, Amsterdam 210,000 Einwohner. Man konnte den französischen Staat süglich in drei Theile zertheilen: A. in den cisalpinischen Theil oder das alte Frankreich mit seinen Vergrößerungen am Rhein und in den Niederlanden. Im Jahre 1158 besaß König Ludwig VII. ein Areal von nur 3 bis 5 der heutigen Departements, mit einer Bevölkerung von etwa $1\frac{1}{2}$ Mill. Menschen; in ihnen befanden sich die Städte Amiens, Laon, Beauvais, Paris, Melun, Orleans, Revers und Moulin, und der Platz, worauf in der Folge Versailles erbaut wurde. So weit herab war das eigentliche Besizthum der Krone durch die Anmaßungen der herrschsüchtigen Großen geschmolzen. Die jetzige Bevölkerung jenes Bezirks beläuft sich etwa auf 3 Millionen. Hiernächst besaßen: 1. Thierry d'Alsace, Graf von Flandern, souverainer Herr der Flämänder und Holländer, 16 der heutigen Departements, die jetzt 5,656,000 Einwohner haben; 2. Thibaut, Graf von Champagne, 7 Departements, in denen Mezieres, Chalons, Troyes, Chaumont, Chartres und Blois liegen, mit 1,800,000 Bewohnern; 3. der Herzog von Burgund 6 Departements, von denen 3 das Herzogthum und 3 die Franche-Comté ausmachten; in jenen liegen Auxerre, Dijon und Macon, in den letztern Besoul, Besançon und Cons le Saulnier, und sind mit 2,019,000 Menschen bevölkert. Der ganze mittägliche Theil von Frankreich ward von mehreren souverainen Großen besessen, als: den Grafen von Toulouse, Languedoc, Lyon, Provence &c. Doch der bedeutendste Antheil war der des Königs von England (Heinrich II.), welcher 28 der heutigen Departements besaß, die jetzt von 10,531,000 Menschen bewohnt sind. Dahin gehörten Nantes, Bretagne, Gueret, Limoges, Tulle, alle Provinzen von der Mündung der Garonne bis zu ihrem Ursprunge, von Carcassone bis Bayonne, und im Norden Boulogne. Seit jener Zeit aber, wo die Könige mit mehr Energie der Herrschsucht der Großen entgegenkämpften und mit Glück gegen die

Herrschaft der Britten auf Frankreichs Boden stritten, bis auf die, wo eine gewaltige Kraft Karls des Großen alte Gränze fast ganz wieder hergestellt hatte, beträgt die Zahl der eroberten Departements 82, zu denen 39 das deutsche Reich hergab, mit 12 Millionen Seelen; 24 wurden den Engländern entrissen, 18 den Italienern und 1 den Spaniern; 38 eroberten die Könige von Frankreich, 17 die französischen Waffen bis 1799, und 27 der nachherige Kaiser von Frankreich, so daß unter ihm Frankreich aus 130 Departements bestand. Theilt man die Bevölkerung nach den verschiedenen Nationen und Sprachen ein, so findet sich, daß mehr als die Hälfte des Reichsbodens mit Ausländern besetzt ist, man zählt nämlich ungefähr 27½ Millionen Franzosen, 904,000 Wallonen, ½ Mill. Savoyarden und Schweizer, 117,000 Spanier, 5 Mill. Italiener, 4 Mill. Deutsche, 1,823,000 Holländer und 2 Mill. Flämänder. Frankreich dries seit der Alpen oder das eigentliche Frankreich wurde in 104 Departements, diese in Districte und jeder District in Cantone abgetheilt. B. Frankreich jenseit der Alpen oder der transalpinische Theil. Dieses wurde in vier Generalgouvernements eingetheilt, die aus verschiedenen eroberten Provinzen Italiens zusammengesetzt waren, und 14 Departements ausmachten. C. Frankreich jenseit des Rheins oder der transrhenanische Theil von Frankreich, welcher aus den Vergrößerungen Frankreichs durch Holland und die deutschen Nordseeküsten bestand. Es begriff das holländische Generalgouvernement mit 4 Departements. Durch den pariser Frieden vom 30sten Mai 1814 wurde Frankreich auf seine alten Gränzen, wie sie vor dem Revolutionskriege, den 1sten Januar 1792, waren, beschränkt; jedoch hatte eine Vergrößerung seines damaligen Gebiets im Innern durch die Einverleibung von Avignon und Venaissin, von Mompelgard und ähnlichen Einschlußorten, im Westen durch eine geradlinigere Abmarkung der Gränze gegen Belgien, Deutschland, die Schweiz und Savoyen erhalten; Annecy und Chambery blieben bei Frankreich, und Landau wurde an Frankreich durch Einverleibung des dazwischen liegenden deutschen Landstrichs geknüpft. Großbritannien hat an Frankreich die französischen Antillen, außer Tabago und St. Lucie; ferner, das Recht der Fischerei bei Neufundland, und alle französischen Handelsplätze in Afrika, Amerika und Asien, also auch Pondichery, jedoch mit beschränkter Staatsgewalt in Ostindien und mit Ausnahme von Isle de France, zurückgegeben; auch hat Frankreich, mit Schwedens Bewilligung, Guadeloupe, und von Portugal das ehemalige französische Guiana zurückerhalten. Dagegen behielt Großbritannien Malta. Ferner erhielt Frankreich seine alten Colonien zurück. Die ostindischen sind nicht so bedeutend, wenn man Pondichery im Carnatic, Karikal in Tanjore, mit einem Gebiete von 130 Dörfern, Mahé auf Malabar, ausnimmt; sie bestehen nämlich in einzelnen Handelslogen zu Chandernagor am Ganges, in Surate und zu Canton in China. Dagegen verlor es Isle de France nebst Zubehör; die Insel Bourbon aber, welche nebst Isle de France zu den Mascarenen gehörte, scheint bei Frankreich zu bleiben. Sie ist reich, hat aber keinen Hafen. — In Nord-Afrika hatte ehemals die afrikanische Gesellschaft zu Marseille Niederlassungen in La Calle, Bona und le Gollo; an der Westküste die Inseln Senegal und Gorée, mit einigen Handelsplätzen auf der Küste und in Guinea; eine Anlage auf der Insel Gambia, die aber nur für den Schavenhandel wichtig ist, was auch von den ehemaligen Befestigungen der Franzosen auf der Westküste vor

Madagascar gilt. Desto wichtiger sind die westindischen Colonien. Frankreich erhielt nämlich zurück: 1. die kleinen Inseln St. Pierre und Miquelon bei Neufundland, nebst den Fischereiplätzen; — eine vortreffliche Gelegenheit Matrosen zu bilden; — 2. Cayenne oder das französische Guayana; 3. den ehemaligen französischen Antheil von St. Domingo, wo jetzt Christoph (König Heinrich I.) herrscht, der, nach den bisherigen Erfahrungen, nicht geneigt ist, sich den Bourbons zu unterwerfen. Diese Colonie war eine der wichtigsten, und ihr Verlust ist daher für Frankreich sehr empfindlich; 4. Martinique; 5. Guadeloupe; 6. Desiderade; 7. les Saintes; 8. Marie galante; 9. St. Martin. Der pariser Friede vom 21sten November 1815 ließ zwar die französischen Colonialbesitzungen unverändert, riß aber beträchtliche Stücke an der niederländischen Gränze und an der Saar, Landau mit seinem District, einen Theil des Ländchens Ger, und den noch verbliebenen Theil von Savoyen, von Frankreich ab, welches jetzt nur noch aus 34 Departements besteht, und in 22 Militair-Divisionen eingetheilt ist, deren jede von einem Marschall oder Generallieutenant befehligt wird. Die Bevölkerung Frankreichs, mit Ausschluß von Corsica und den Colonien, betrug im December 1816, nach einer officiellen Angabe, 28 Millionen, 318,000 Seelen. Das eigentliche Frankreich hat 18 große neue Heer- und Landstraßen, 500 Stunden Wegs andere Straßen für Fuhrleute, 30 Brücken, 30 Canäle der größten Art, von denen 7 ganz beendigt sind, über 300 Schleusen zu diesen Canälen, mehrere schiffbar gemachte Flüsse, z. B. die Seine, Loire u. s. w., 50 bis 60,000 Morgen ausgetrocknete Moräste, 24 errichtete Handelshäfen, von denen der zu Cherbourg vom ersten Range ist; die Hauptstadt Paris selbst hat vier neue beendigte Brücken, zwei Ladeplätze und über 5000 Klaftern neue Canals. Das Klima gehört zu den schönsten und fruchtbarsten der Erde; aus allen Gattungen der Naturreiche, nach dem Verhältnisse dieser Ausdehnung, vermißt man nirgends etwas, das zum Unentbehrlichen, Nützlichen und Annehmlichen gehört. Die Finanzen waren, trotz der Vorspiegelungen von ihrer Blüthe unter Napoleon, in einem sehr zerütteten Zustande. Die neue Regierung ist bemüht, sie wieder herzustellen, wozu viele Einschränkungen erfordert werden. Das am 23sten December 1815 der Kammer der Deputirten von dem Finanzminister vorgelegte Budget gab für das Jahr 1815 eine Ausgabe von 945 Millionen, und eine Einnahme von 315 Millionen, mithin ein Deficit von 130 Millionen an, und für das Jahr 1816 eine Ausgabe von 800 Millionen Francs, worunter 115 Millionen für die Staatsschuld, 33 Millionen für die Civilliste und den Unterhalt der königlichen Familie, 130 Millionen für das Kriegsdepartement, 48 Millionen für die Marine, 140 Millionen als das erste stipulirte Fünftheil der zu bezahlenden 700 Millionen Contribution und 130 Millionen für die Unterhaltung der sogenannten Occupation's armee oder der 150,000 Mann fremder Truppen, gerechnet sind. Da die Einnahme im J. 1816 nicht so, wie man gerechnet hatte, eingegangen sind, so hat die französische Regierung auf eine Gefundung der zahlenden Contribution bei den alliirten Mächten angetragen, und solche auch erhalten. Das bisherige Abgabensystem ist beibehalten worden. Es beruht größtentheils auf indirecten Abgaben. Der Gränzzollzwang gegen Belgien, Deutschland und die Schweiz dauert fort. Die Landmacht war unter Napoleon die bedeutendste auf dem Continente, sie betrug 650,000 reguläre Truppen und 600,000 Mann Nationalgarden; jetzt ist sie be-

weilen das Concordat von 1801 angenommen. Die von dem Bischofe von St. Malo angefangenen Unterhandlungen in Rom, wegen der Freiheiten der gallicanischen Kirche, sind nachher von dem ehemaligen Lieblingsminister Ludwigs XVIII., dem Grafen Blacas, fortgesetzt worden, und sollten eine für Frankreich günstige Wendung erhalten haben. Unter Napoleon stand alles Kirchenwesen unter der Regierung. Der Kaiser ernannte die Erzbischöfe und Bischöfe; in seine Hand schwuren sie den Eid der Treue. Zwar ernannten sie die Geistlichen ihres Sprengels, aber der Kaiser mußte sie erst bestätigen. Die Reformaten haben Pfarrkirchen, die zugleich Consistorialkirchen sind, und Synoden; auf 6000 Menschen wird eine solche Consistorialkirche gerechnet, deren 5 den Bezirk einer Synode bilden; bei jeder ist ein Consistorium. Die Kirchen der Lutheraner haben auch ihre Localconsistorien, die in Inspectionen eingetheilt sind und unter Generalconsistorien stehen. Die Juden haben ein Consistorium zu Paris. Das von Napoleon errichtete Institut der kaiserlichen Universität ist wieder aufgehoben worden, dagegen haben 17 Städte wieder Universitäten nach der ehemaligen Einrichtung erhalten. Das Nationalinstitut ist ebenfalls verändert worden, und besteht jetzt aus 3 Classen: Akademie der Wissenschaften, französische Akademie und Akademie der Geschichte und Literatur. Die davon getrennte vierte Classe heißt: Akademie der Maler-, Bildhauer- und Tonkunst. — Man vergleiche übrigens die Artikel Ludwig IX. XIII. XIV. XV. XVI. XVII. und XVIII., Heinrich I. II. III. und IV., Franz I. und II. und Napoleon und viele andere.

Franz von Assisi, geboren zu Assisi in Umbrien, im Jahre 1182, empfing bei der Taufe den Namen Johann; Franz wurde er später genannt wegen seiner Fertigkeit im Französischsprechen, dessen die Italiener zum Handel, wozu ihm sein Vater bestimmt hatte, bedurften. Er kam auf die Welt, sagt Baillet, die Schulter mit einem Kreuze bezeichnet und in einem Stalle, durch welchen Umstand er dem Heiland ähnlich ward. Seinen Eltern lag mehr die Führung ihres Geschäfts, als das Wohl ihres Sohnes am Herzen. Ohne besonders lasterhafte Reigungen zu haben, unterließ Franz, dessen angeborener Charakter sanft, gefällig, höflich und freigebig war, doch nicht, die Freuden der Welt zu kosten; aber mitten unter diesen sinnlichen Genüssen hatte er einen Traum, in welchem er eine Menge Waffen zu sehen glaubte, die mit einem Kreuze bezeichnet waren. Auf die Frage, für wen sie bestimmt wären, erhielt er zur Antwort, für ihn und seine Streiter. Er diente hierauf in Apulien, aber ein anderer Traum belehrte ihn, daß seine Krieger Geistliche seyn sollten. Er verließ darauf das väterliche Haus, verkaufte das Wenige, was er hatte, kleidete sich in ein Klostergewand, und gürtete sich mit einem Strick. Sein Beispiel fand Nachahmer, und er hatte schon eine große Anzahl von Schülern, als Papst Innocenz III. im Jahre 1210 seine Regel bestätigte. Das Jahr darauf erhielt der fromme Stifter von den Benedictinern eine Kirche unweit Assisi, und diese wurde die Wiege des Franciscaner oder Minoritenordens, der sich bald in Italien, Spanien und Frankreich verbreitete, und auf dessen erstem im J. 1219 bei Assisi gehaltenen Generalcapitel gegen 5000 Minoriten gegenwärtig waren. Bald darauf erhielt Franciscus von dem Papst Honorius III. eine Bulle zu Gunsten seines Ordens. Mehrere seiner Schüler begehrten das Privilegium, allenthalben, auch ohne Erlaubniß der Bischöfe, predigen zu dürfen; allein er antwortete ihnen: „Laßt uns die Großen durch Demuth (wegen dieser erhielten die Franciscaner den Namen *Minoris*

ten, die kleinen Brüder) und Hochachtung und die Geringen durch Worte und Beispiel gewinnen; übrighens sey es unser eigenthümliches Privilegium, gar keins zu haben." Um diese Zeit begab er sich nach Palästina, und erbot sich, um den Sultan Mehmedin zu bekehren, die Wahrheit des christlichen Glaubens dadurch zu beweisen, daß er sich in einen Scheiterhaufen stürzte; aber der Sultan verbat dies Schauspiel, und entließ ihn sehr ehrenvoll. Nach seiner Rückkehr fügte er den beiden Classen seines Ordens, den Minoriten und Claristen, noch eine dritte Classe hinzu, welche die Büßenden beiderlei Geschlechts enthalten sollte. Nachdem er diese Einrichtung getroffen, zog er sich auf einen Berg in den Apenninen zurück. Dort hatte er (wie die heil. Legende erzählt) ein Gesicht, in welchem er einen gekreuzigten Seraph erblickte, der seine Füße, Hände und rechte Seite durchbohrte. Das war die Ursache, daß der ganze Orden den Beinamen des seraphischen erhielt. Er starb zwei Jahre nachher zu Assisi den 4ten October 1226.

Franz I. König von Frankreich, von seinen Unterthanen der Vater der Wissenschaften genannt, war zu Cognac den 12ten September 1494 geboren. Sein Vater war Carl von Orleans, Graf von Angoulême, und seine Mutter Louise von Savoyen. Er bestieg den Thron am ersten Januar 1515, einundzwanzig Jahre alt, nach dem Tode seines Schwiegervaters und entfernten Verwandten, Ludwigs XII. Franz I. wollte die Ansprüche seines Vorfahren und seine eignen auf Mailand geltend machen, und stellte sich bald nach dem Antritt seiner Regierung an die Spitze einer mächtigen Armee, um das Herzogthum in Besitz zu nehmen. Die Schweizer, die den Herzog Maximilian Sforza in Mailand eingesetzt hatten, suchten es zu hindern, und hielten die Hauptpässe nach Italien besetzt. Aber Franz I. drang auf andern Wegen über die Alpen in Italien ein, und die Franzosen standen bald in den Ebenen von Marignano, wo sie, am 13ten September 1515, von den Schweizern angegriffen wurden. Die Schlacht dauerte zwei Tage, und nach heldenmüthigen Anstrengungen von beiden Seiten, und nachdem der König selbst glänzende Proben seines Muths und seiner Geistesgegenwart gegeben hatte, neigte sich der Sieg auf seine Seite. Es war die erste Schlacht, welche die Schweizer bis dahin verloren hatten, und sie ließen mehr als 10,000 Tode auf dem Schlachtfelde. Der alte Marshall Trivulzio, der achtzehn Schlachten mitgekämpft hatte, erklärte, daß sie alle nur ein Kinderspiel gewesen wären gegen diese Riesenschlacht. Die Folge dieses Sieges war, daß der Herzog Maximilian Sforza Frieden mit Franz I. schloß, ihm Mailand überließ, und sich nach Frankreich begab, wo er ganz in der Stille lebte und starb. Die Genueser erklärten sich für Franz, und Leo X., erschreckt durch sein Waffenglück, begab sich zu ihm nach Bologna und schloß mit ihm Frieden und das bekannte Concordat. Ein Jahr nach der Eroberung von Mailand (im J. 1516) unterzeichneten Carl V. und Franz I. den Tractat von Ronhon, in welchem eine Hauptbedingung die Rückgabe von Navarra war. Sie beschenkten sich gegenseitig mit dem Orden des goldenen Vlieses und des heiligen Michael, nachdem sie einander ewigen Frieden geschworen hatten. Aber dieser Friede dauerte nur wenige Jahre. Nach dem Tode Maximilians (1519) warb auch Franz um die Kaiserkrone, allein ungeachtet der bedeutenden Summen, die er aufwandte, sich die Stimmen der Deutschen zu erkaufen, fiel die Wahl auf Carl, den die Churfürsten minder fürchten zu dürfen glaubten. Von dieser Zeit an

war Franz I. Karls V. erbitterter Nebenbuhler, und führte mit ihm bis zu seinem Tode fast ununterbrochen Krieg. Die Ursachen dazu waren vielfach. Der Krieg begann zunächst wegen Navarra, das Franz fast zu gleicher Zeit eroberte und verlor. Glücklicher war er in der Picardie, er vertrieb Carl, der daselbst eingedrungen war, fiel in Flandern ein und eroberte Landrecies, Bouchain und mehrere andere Plätze, aber auf der andern Seite verlor er das Mailändische, und was noch empfindlicher für ihn war, den Connetable von Bourbon, den die Cavale der Mutter des Königs aus Frankreich verdrängte. Dieser große Feldherr trat auf die Seite des Kaisers und sicherte diesem Fürsten den Sieg. Er schlug die Franzosen in Italien, und trieb sie über die Alpen zurück, marschirte gegen die Provence, nahm Toulon und belagerte Marseille. Franz eilte der Provence zu Hülfe, und brang, nachdem er sie befreit hatte, ins Mailändische vor und belagerte Pavla (1524). Während er diese verwegene Belagerung mitten im Winter unternahm, beging er die Unvorsichtigkeit, 16,000 Mann von seiner Armee zur Eroberung Neapels abzuschicken, und so erlitt er, zu schwach, den Kaiserlichen zu widerstehen, am 24sten Febr. 1525 bei Pavia eine völlige Niederlage, und gerieth selbst, nachdem zwei Pferde unter ihm getödtet worden, mit seinen vornehmsten Offizieren in die Hände seiner Feinde. Sein Unstern wollte überdies noch, daß er von dem einzigen französischen Offizier gefangen genommen wurde, der dem Herzog von Bourbon gefolgt war, und daß dieser Herzog gegenwärtig war, um sich an seiner Demüthigung zu weiden. Aber auch hier verließ ihn der Muth nicht, und er schrieb damals an seine Mutter: „Alles ist verloren, nur die Ehre nicht.“ Auch wollte er, als er sich umringt und ohne Rettung sah, nur dem Vizekönig von Neapel sich ergeben, dem er seinen Degen mit den Worten übergab: „Herr von Lannoy, nehmen Sie den Degen eines Königs, der Lob verdient, denn, ehe er ihn verliert, hat er das Blut der Ihrigen damit vergossen; er ist Ihr Gefangener nicht durch Feigheit, sondern durch Mißgeschick.“ Er wurde hierauf nach Madrid geführt. Carl hatte ein Conseil versammelt, um es zu befragen, wie er den gefangenen König behandeln sollte. „Wie euern Bruder und Freund, sprach der würdige Bischof von Osma; ihr müßt ihn frei geben ohne weitere Bedingung, als daß er euer Bundesgenosse werde.“ Diesen großmüthigen Rath befolgte der stolze Carl nicht; nur durch einen harten Vertrag, der den 14ten Januar 1526 zu Madrid unterzeichnet wurde, konnte Franz seine Freiheit wieder erlangen. Er entsagte darin seinen Ansprüchen auf Neapel, Mailand, Genua, Asti, der Souverainetät über Flandern und Artois, auch versprach er das Herzogthum Bourgogne abzutreten, und 2 Millionen Thaler zu zahlen. Für die Erfüllung dieser Bedingungen mußte er seine beiden jüngsten Söhne als Geiseln stellen, gegen welche er an der Grenze ausgewechselt wurde. Als aber Lannoy, der als Karls Abgeordneter dem Könige sogleich nach Paris gefolgt war, Burgund im Namen des Kaisers foderte, führte ihn Franz, statt aller Antwort, in die Versammlung der burgundischen Deputirten, welche dem Könige erklärten, daß er nicht das Recht habe, eine Provinz von seiner Monarchie abzureißen. Außerdem hatte Lannoy die Kränkung, der Publication der heiligen Ligue einwohnen zu müssen, welche in einem Bündnisse zwischen dem Papst, dem Könige von Frankreich, der Republik Venedig und allen Mächten Italiens bestand, um den Fortschritten des Kaisers Einhalt zu thun, und welche deswegen die heilige Ligue genannt wurde, weil der Papst

Theil daran nahm. Franz, der die Seele dieser Ligue war, ließ (1527) durch Lautrec einen Theil der Lombardei besetzen, wodurch der Papst, der von dem kaiserlichen Feldherrn, Herzog von Bourbon, eingeschlossen war, befreit wurde, und würde auch Neapel erobert haben, wenn nicht ansteckende Krankheiten die französische Armee sammt ihrem General im J. 1528 ausgerieben hätten. Dieser Verlust beschleunigte den Frieden; er wurde zu Cambrai im Jahre 1529 geschlossen. Der König von Frankreich begab sich eines Theils seiner Ansprüche, mußte seine zwei Söhne mit zwei Millionen Thalern ranzioniren, und heirathete Eleonoren, die Wittve des Königs von Portugal und Schwester des Kaisers. Aber auch dieser Friede war von kurzer Dauer. Mailand, dieser beständige Gegenstand der Kriege und das Grab der Franzosen, reizte unaufhörlich Franzens Ehrgeiz, und hinderte ihn unter den beglückenden Einflüssen des Friedens, seinen vielfachen Tugenden, seiner Freigebigkeit, seiner Güte und Kunstliebe einen freien Spielraum zu gewähren. Im J. 1535 wollte er Mailand wieder angreifen, drang nochmals in Italien ein, und bemächtigte sich Savoyens. Der Kaiser drang dagegen in Provence ein (1536), und belagerte Marseille, aber vergebens. Franz hatte sich indessen mit Soliman II. verbunden. In einer Zusammenkunft mit Carl V., welche der Papst im J. 1538 zu Nizza vermittelte, wurde ein 10jähriger Waffenstillstand geschlossen, der keine großen Veränderungen hervorbrachte. Der Kaiser, der einige Zeit nachher durch Frankreich reiste, um die aufrührerischen Genter zu züchtigen, versprach ihm in einer persönlichen Unterredung, einen seiner Söhne mit Mailand zu belehnen; aber kaum hatte er Frankreich verlassen, als er diese Zusage widerrief. Der Krieg entzündete sich aufs neue. Franz schickte Truppen nach Italien, Roussillon und Luxemburg. Der Graf d'Enguien schlug die Kaiserlichen bei Cerisoles im J. 1544 und machte sich Meister von Montferrat. Frankreich versprach sich in Verbindung mit Algier und Schweden glückliche Erfolge, als Carl V. und Heinrich VIII. im Bunde gegen Franz I. alle seine Hoffnungen hiederschlugen. Sie drangen in die Picardie und Champagne ein. Der Kaiser stand schon in Coissons und der König von England nahm Boulogne weg. Zum Glück für Franz hinderte das Bündniß der protestantischen Fürsten Deutschlands den Kaiser, seine Vortheile mit Nachdruck zu verfolgen, und machte ihn zum Frieden geneigt, der 1544 zu Crespi in Valois zu Stande kam. Carl entsagte den Ansprüchen auf Burgund. Zwei Jahre später machte auch England Frieden. Aber Franz, der seit Jahren an jener durch die Entdeckung Amerika's nach Europa verpflanzten und damals noch unheilbaren Krankheit litt, überlebte diese Begebenheit nicht lange, und starb den letzten März 1547. Er war von ritterlichem, unternehmendem Geist. Der Schutz und die Beförderung, die er den Künsten angedeihen ließ, haben bei der Nachwelt den größten Theil seiner Fehler ausgelöscht. Er lebte gerade zur Zeit, wo die Wissenschaften wieder erwachten und sammelten die Trümmer, die den Verheerungen Griechenlands entgangen waren, und verpflanzte sie nach Frankreich. Seine Regierung ist die Epoche, wo die Künste und Wissenschaften einen heilsamen Einfluß auf den Geist und die Sitten der Franzosen zu gewinnen anfingen. Im J. 1534 sandte er Jacques Cartier, einen geschickten Seefahrer, von St. Malo nach Amerika, um Entdeckungen zu machen, und wirklich war dieser so glücklich, Canada zu entdecken. Er war der Stifter des königlichen Collegiums und legte den Grund zu der Bi-

Bibliothek von Paris, welche gegenwärtig die wichtigste in Europa ist. In Betracht der vielen kostbaren Kriege, die er führte, und des übrigen großen Aufwandes, den er machte, hinterließ er doch keine Schulden, sondern einen nicht ganz unbedeutenden Schatz.

Franz II., König von Frankreich, war der Sohn Heinrichs II. und der Catharina von Medicis, und zu Fontainebleau den 19ten Januar 1544 geboren. Nach dem Tode seines Vaters, den 18ten Juli 1559, bestieg er den Thron. Er hatte sich das Jahr zuvor mit Maria Stuart, der einzigen Tochter Königs Jacob V. von Schottland, vermählt. Wiewohl seine Regierung nur siebzehn Monate dauerte, so streute er doch in dieser kurzen Zeit den Samen zu vielen Uebeln aus, welche nachher Frankreich verwüsteten. Die Oheim seiner Gemahlin, Herzog Franz von Guise und der Cardinal von Lothringen, wurden an die Spitze der Verwaltung gestellt. Dieser stand dem Clerus und den Finanzen, jener dem Kriegswesen vor; aber beide gebrauchten ihre Macht nur, um ihrem Stolge und ihrer Herrschsucht zu fröhnen. Franz II. veräußerte sogar auf Antrieb einer Mutter durch einen offenen Brief die Souverainetät des Herzogthums Bar, um alle Rechte daran dem Herzog von Guise abzugeben, und behielt sich nichts vor, als die Lehnsherrlichkeit. Anton von Bourbon, König von Navarra, und sein Bruder Ludwig, Prinz von Condé, entrüstet, daß zwei Fremdlinge den König beherrschten, während die Prinzen von Geblüt und die Offiziere der Krone entfernt wurden, beschloßen, dieses lästige Joch zu zerbrechen. Sie verbündeten sich mit den Calvinisten, um die Macht der Guisen, der Beschützer der Catholischen, zu vernichten. Herrschsucht war die Ursache dieses Krieges, die Religion der Vorwand und die Verschwörung von Amboise das erste Zeichen dazu. Diese Verschwörung brach im März 1560 aus; der Prinz von Condé war die unsichtbare Seele und La Renaudie der Führer derselben. Dieser vertraute sich Avelles, einem Advocaten von Paris, welcher die Unternehmung versicherte. Der größte Theil der Verschwornen wurde verhaftet und hingerichtet. La Renaudie wurde im Gefechte getödtet, und viele andre kamen an seiner Seite mit den Waffen in der Hand um. Die Macht der Guisen stieg nach diesem unglücklichen Ereigniß nur noch höher. Den Calvinisten wurde die Ausübung des Gottesdienstes gänzlich untersagt, und in jedem Parlament eine Kammer errichtet, welche einzig darüber zu wachen hatte. Der Prinz Condé, als das Haupt der calvinistischen Partei, wurde eingezogen, zum Tode verurtheilt, und sollte durch die Hand des Henkers sterben, als Franz II., der immer schwächlich und seit lange krank gewesen, den 10ten December 1560 in einem Alter von achtzehn Jahren starb, und das Reich mit dreihundvierzig Millionen Schulden beschwert und den Breueln der Bürgerkriege zur Beute ließ. Seine Anhänger nannten ihn den König ohne Fester, man kann aber auch hinzusetzen, ohne Tugend.

Franz I. (Stephan), ältester Sohn Herzogs Leopold von Lothringen, und nachmaliger deutscher Kaiser, war im J. 1708 geboren. Er kam 1723 nach Wien, wurde dasselbst mit dem schlesischen Herzogthum Teschen belehnt, und trat nach seines Vaters Tode im J. 1729 die Regierung des Herzogthums Lothringen und Saar an, wurde aber bald darauf von Frankreich auf immer daraus verdrängt. Denn als 1733 der nach dem Tode Friedrich Augusts von Sachsen zum zweiten Mal zum König von Polen erwählte Stanislaus

Leszinski dieses Reich wieder verlassen mußte, benutzte dessen Schwiegersohn Ludwig XV. diesen Umstand, um von dem Kaiser, der ihm hauptsächlich entgegen gewesen war, eine Entschädigung für ihn zu fordern. Weil nun Frankreich schon lange vorher auf das ihm nahe gelegene Pothringen Ansprüche gemacht, auch schon zu verschiedenen Malen es in Besitz genommen hatte, so wurde in dem 1735 zu Wien geschlossenen Präliminarfrieden ausgemacht, daß der Herzog von Pothringen dieses Land sofort an den König Stanislaus und nach dessen Tode auf immer an Frankreich abtreten, dagegen aber in den Besitz des Großherzogthums Toscana einrücken sollte, sobald dasselbe durch den Tod des damaligen Großherzogs Johann Gasto, des letzten aus dem mediceischen Hause, erledigt seyn würde, welches auch im J. 1737 erfolgte. Im Jahre 1736 vermählte er sich mit Maria Theresia, der Tochter Kaisers Carl VI. Er wurde zum Reichs-Generalfeldmarschall und Generalissimus der kaiserlichen Armeen ernannt, und commandirte im J. 1738 mit seinem Bruder Carl die österreichische Armee in Ungarn gegen die Türken. Nach dem Tode Carls VI. (1740) wurde er von seiner Gemahlin zum Mitregenten aller österreichischen Erblande erklärt, doch durfte er keinen Antheil an der Staatsverwaltung nehmen. Nach Carls VII. Tode wurde er 1745, ohngeachtet verschiedner Widersprüche, zum römischen Kaiser erwählt, und als solcher am 4ten October zu Frankfurt gekrönt. Seine zwanzigjährige Regierung als Kaiser — er starb zu Innsbruck den 18ten August 1765 — ist durch keine merkwürdige Begebenheit ausgezeichnet.

Franz I. (Joseph Carl), (vorher als römischer Kaiser Franz II.) Kaiser von Oesterreich, König zu Ungarn, Böhmen, Gallizien, Podomerten, von der Lombardei und Venedig etc., Erzherzog zu Oesterreich etc., Chef des Ordens vom goldenen Vliese, Großmeister des militairischen Maria Theresien-, des königl. ungarischen St. Stephans-, des Leopolds- und des Ordens der eisernen Krone, ist ein Sohn des römischen Kaisers Leopold II. und dessen Gemahlin, Maria Louise (Tochter Königs Carl III. von Spanien); geboren am 12ten Februar 1768. Er folgte am 1sten März 1792 seinem Vater in allen österreichischen Erblanden, ward zum König von Ungarn gekrönt am 6ten Juni 1792, zum römischen Kaiser erwählt am 7ten und gekrönt am 14ten Juli 1792 und zum Könige von Böhmen am 5ten August desselben Jahres. Nachdem (am 18ten Mai 1804) Frankreich zum Kaiserthume erhoben worden war, erklärte er sich (durch Patent am 11ten August und Proclamation vom 7ten December 1804) zum Erbkaiser von Oesterreich. Als der Rheinbund im Juli 1806 errichtet worden war, legte er durch eine, den in Regensburg befindlichen Gesandten der einzelnen Höfe mitgetheilte Urkunde vom 6ten August 1806 die römische Kaiser- und deutsche Königskrone und die Regierung des deutschen Reichs nieder. Seine erste Erziehung erhielt er zu Florenz unter den Augen seines Vaters. Sein Onkel, der Kaiser Joseph II., übernahm die Vollenendung seiner Bildung; er ließ den jungen Erzherzog nach Wien kommen und übergab ihn den geschicktesten Männern aus allen Fächern. In seinem zwanzigsten Jahre begleitete Franz seinen Onkel gegen die Türken und übernahm im folgenden Jahre selbst das Obercommando der Armee, wo Raubon ihm zur Seite stand. Nach dem Tode seines Onkels (1790) nahm er sich der Regierungsgeschäfte bis zur Ankunft seines Vaters an. Nach dem Tode seines Vaters (1792)

Nahm er als Kaiser Antheil an dem gemeinschaftlich mit Preußen begonnenen Kriege gegen Frankreich, welches ihm durch eine Nationalversammlung (20sten April 1792) als König von Ungarn und Böhmen den Krieg erklärt hatte (s. Deutschland), den er auch dann, als Preußen seinen Separatfrieden mit der Republik geschlossen hatte, mit Nachdruck fortsetzte. Im Jahre 1794 stellte er sich in Person an die Spitze seiner niederländischen Armee. Beseuert durch die Gegenwart des Monarchen, schlug sie die Franzosen bei Coteau und Landrecy, das sie eroberte, und gewann die blutigen Schlachten von Tournay und Charleroi. Doch die brabantischen Stände versagten ihm den geforderten Landsturm und Geld, und fast im Borgefühle der nachherigen Unglücksfälle verließ er am 13ten Juni dieses Jahres Brüssel, um nach Wien zurückzukehren. Der Friede von Campo Formio (17ten October 1797) verschaffte seinen Waffen einige Zeit Ruhe; doch im neuen Bündnisse mit England und Rußland fuhr Franz 1799 in der Bekämpfung der Republik fort, bis diese Rußland und Oesterreich 1801 zum Frieden zu Luneville nöthigte, der mit allbekannten Opfern für Oesterreich und das deutsche Reich bezeichnet war. Im J. 1805 brach der Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich von neuem aus. Aber nach der Schlacht von Austerlitz (2ten December 1805) verabredete Franz I. und der damalige französische Kaiser mündlich die Bedingungen eines Waffenstillstandes, und die Grundlagen zum künftigen Frieden, der zwanzig Tage darauf (am 26ten December 1805) zu Preßburg unterzeichnet wurde. In den Jahren 1806 und 1807 behauptete Franz I. bei dem Kriege Frankreichs gegen Preußen und Rußland eine ungestörte Neutralität; auch bot er sich, doch vergebens (am 3ten April 1807), zum Vermittler zwischen den kämpfenden Parteien an. Aber Franzens Proclamation an die Völker Oesterreichs vom 8ten April 1809, die unter seiner Autorität erschienenen Aufrufe an die gesammte deutsche Nation, seine Declaration und Kriegserklärung gegen Frankreich vom 27sten März 1809, und die Errichtung der Landwehr bewiesen, daß Franz I. nie mehr zum Kriege sich gerüstet hatte, als nach dem Frieden zu Tilsit, der Alexander mit Napoleon vereinte. Das Jahr 1809 kostete ihm zwar sehr viel, doch schien dadurch der Grund zu einem dauerhaften Frieden mit Frankreichs mächtiger Nation gelegt zu seyn. Der wiener Friede gab Oesterreichs Kaiser die Hauptstadt seiner Monarchie zurück, und seine Einwilligung in die Vermählung seiner ältesten Tochter (der zweiten aus seiner zweiten Ehe) Marie Louise mit Napoleon knüpfte zwischen beiden Häusern ein festes Band. Des Kaisers Franz erste Gemahlin war eine Tochter des Herzogs Friedrich Eugen von Württemberg gewesen, welche am 18ten Februar 1790 gestorben war. Seine zweite war die Tochter des Königs Ferdinand IV. von Sicilien, Maria Theresie, welche ihm dreizehn Kinder gebar, wovon noch sieben leben, unter ihnen der Kronprinz Ferdinand Carl Leopold Joseph Maximilian (19ten April 1793), und die bermalige Gemahlin Napoleons. Aus seiner dritten mit Marie Louise Beatrix, jüngsten Tochter eines Oheims, des verstorbenen Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich, Herzogs zu Modena-Reggio, am 6ten Januar 1808 geschlossenen Ehe hat er keine Kinder. Seine vierte Gemahlin ist Charlotte, zweite Tochter des Königs Maximilian Joseph von Baiern (geschieden von ihrem ersten Gemahl, dem jetzigen König von Württemberg, im Januar 1816 und vermählt mit dem Kaiser

Franz im November 1816). Das Familienband, welches Oesterreich und Frankreich umschlingen sollte, konnte nicht des Schwiegersohns Ehrgeiz besänftigen. Kaiser Franz vereinigte sich zwar mit seinem Eidam bei der denkwürdigen Conferenz zu Dresden im Mai 1812, aber der unbiegsame Stolz der Willkür trennte dieses Verhältniß. 1813 sah sich Franz I. genöthigt, verbunden mit Rußland und Preußen, diese Uebermacht zu hemmlichen. Er wohnte diesem Kampf bis zum Ende in Person bei, sahe hierauf 8 Monate hindurch (October 1814 — Mai 1815) den größten Theil der europäischen Regenten in seiner Hauptstadt zum Congreß versammelt, und bereisete im J. 1815 einen Theil seiner wiedererworbenen italienischen und deutschen Staaten. Durch die Resultate der beiden pariser Friedensschlüsse (30sten Mai 1814 und 21sten November 1815) und durch den am 14ten April 1816 mit Baiern geschlossenen Tractat ist Franz I. Beherrscher einer Monarchie geworden, wie sie keiner seiner Vorfahren besessen hat, denn sie enthält, nach den neuesten statistischen Angaben, auf einer Arealgröße von 12,186 Quadratmeilen eine Bevölkerung von 28,015,000 Seelen, (S. auch Oesterreich.)

Franz (Leopold Friedrich), jetzt regierender Herzog von Dessau, geboren den 10ten August 1740, ein Sohn des Fürsten Leopolds Maximilians und Enkel des berühmten Schöpfers des preussischen Fußvolks, Fürsten Leopolds von Anhalt-Dessau, und der Anne Louise, gebornen Jungfer Kösin, welche den 29sten December 1701 in den Reichsfürstenstand erhoben wurde; hatte sich früher dem preussischen Kriegsdienste gewidmet. Er wohnte 1756 der Einschließung der Sachsen am Liliensteine und 1757 der Schlacht und Belagerung von Prag und der Schlacht von Collin, unter dem Befehle seines Oheims, des Prinzen Moriz von Dessau, bei; nahm aber dann, bewogen durch Kränklichkeit und zärtliche Besorgniß seines Oheims und Vormundes Dietrich, der seit 1751 das Land regierte, bald seinen Abschied, und trat, nach vom Kaiser erhaltener Vollmacht, den 20sten October 1758 die Regierung selbst an. Da von nun an das dessauische Land von dem gereizten Könige mit Kriegslasten sehr beschwert wurde, so verkaufte der Fürst sein Silbergeschirr, gab sein ganzes reiches Erbe her, und bezahlte selbst die aufgelegte Kriegsteuer aus eigenem Vermögen. Nach hergestelltem Frieden bereisete er mehrere Jahre hindurch, zu verschiedenen Malen, Italien, die Schweiz, Frankreich, Holland, England, Schottland und Irland, suchte überall die geschätztesten Gelehrten und Künstler auf und ertrichtete mit vielen herzliche Freundschaft. Er wollte sich bilden und belehren. Deshalb studirte er mit dem größten Eifer die schönen Künste, vornehmlich die Baukunst, besah Manufacturen und Fabriken und unterrichtete sich von allem genau. In verschiedenartiger Hinsicht trefflich gebildet, mit Erfahrung und Menschenkenntniß bereichert, lehrte er zurück und vermählte sich (25sten Juli 1767) mit Louise Henriette Wilhelmine, Tochter des Markgrafen Heinrich Friedrich von Brandenburg-Schwedt, einer Dame, die durch ihre vorzügliche Geistesbildung, wie durch die Schönheit ihrer Gestalt ausgezeichnet war. Jetzt wurde alles Erlernte angewendet zum Wohle und zur Verschönerung des Landes. In jedem Zweige der Verwaltung wurden mit der weisesten Anwendung Verbesserungen gemacht, vorzüglich zeichnen sich die Bemühungen des Fürsten für Bildungsanstalten jeder Art aus. Um die Idee der Menschenerziehung zu

verwirklichen, wurde unter seinem Schutze und mit seiner thätigen Theilnahme das Philantropin errichtet (1774). Es war nicht seine Schuld, daß manche Erwartungen unerfüllt blieben, doch war der Anstoß zur Umwälzung der Erziehungsweise gegeben und die Namen eines Salzmann, Campe, Kolbe, Olivier, die aus dem Philantropin hervorgingen, sind hochgeachtet in der Geschichte des Erziehungswesens. Die Stadtschulen in Dessau (1785) und in Zerbst (1803) wurden mit großen Kosten völlig neu eingerichtet, auch Tillych sehr unterstützt. Das so sehr vernachlässigte weibliche Geschlecht erhielt schon 1786, früher vielleicht als irgendwo in Deutschland, eine Bildungsanstalt in Dessau und später (1806) in Zerbst. Für Aufklärung und Erziehung des Landmanns wurde durch ein Schulmeisterseminar Sorge getragen. Eine Pastoratsgesellschaft, zur Fortbildung der gesamten Geistlichkeit, so wie auch die Buchhandlung der Gelehrten (1781 — 1787) errichtet. Künste und Wissenschaften wurden befördert, auswärtige Künstler berufen, und vorzüglich durch die schöne Bau- und Gartenkunst, Werke und Anlagen hervorgebracht, die eine völlige Umwälzung des Geschmacks in dieser Hinsicht in Deutschland, durch das Hinweisen zur Antike und Natur, bewirkten. Vorzüglich zeichnen sich die Gebäude im gothischen Geschmack durch die ihm von den schönsten Mustern entnommenen und zum Ganzen gebildeten Einzelheiten aus. Wörlitz, das Couissium, der Lustgarten, sind bleibende Denkmäler der Gartenanlagen des Fürsten. Er selbst ist Kenner und leitete das Ganze, so wie oft vieles Einzelne selbst nach eigener Angabe, ohne Mühe, Kosten und Fehlschlagen zu scheuen. Die Gebäude sind mit den Werken der Mahlerei, Kupferstecher- und Bildhauerkunst vorzüglicher Meister geschmückt. Für die Musik wurde die Capelle, für die Schauspielkunst das Theater errichtet. Die Kupferstechergesellschaft des Baron von Grabe wurde in die chalcographische Gesellschaft verwandelt (1796 — 1806). Dabei wurde das Land durch Kunststraßen mit Baumreihen, geschmackvolle Brücken und andere nützliche Anlagen zugleich verschönert. Neue Entdeckungen oder sonstige Verbesserungen des Landbaues benützt und befördert. Der Verarmung gesteuert durch eine Brandkasse und eine Wittwenkasse, dazu mehrere Armenhäuser für Dürftige angelegt. Die Polizeiverordnungen sind musterhaft. Alles dieses wurde 1798 nach Ererbung des dritten Theils vom Fürstenthum Zerbst, auch auf diesen übertragen. Dabei wurden alle Schulden bezahlt, die Abgaben zu verschiedenen Malen verringert und das Fürstenthum zu einem Grade von Wohlstand gebracht, den schwerlich irgend ein anderes Land in Deutschland erreichte. Die reichen Privatbesitzungen des Fürsten, welche allein 66,000 Rthlr. begreifen, nebst dem Besitze aller vormaligen Rittergüter seines Landes, und der aus denselben gezogene, durch gute Bewirthschaftung erhöhte Ertrag konnten Ausgaben möglich machen, die in Erstaunen setzen. Ein eigentlicher Hofstaat und Glanz wurde nicht für nothwendig gehalten. In dieser Lage traf das dessauische Land der Krieg. Das männliche und feste Benehmen des Fürsten erzwangen ihm Napoleons besondere Achtung und wendeten viel Erpressungen von dem Lande ab. Den damaligen Verhältnissen gemäß trat der Fürst (18ten Sept. 1807) dem Rheinbunde bei, nahm den herzoglichen Titel an und stellte den geforderten Truppenbeitrag, 350 Mann, überhaupt für Frankreich viermal gänzlich erneuert. (1807. 9. 11. 13.). Sein 50jähriges Regierungs-Jubelfest feierte er mit vielfach

erhaltenen Beweisen der innigsten Dankbarkeit seiner Unterthanen. Aller vermehrten Ausgaben ungeachtet wurde erst 1811 eine neue Auflage gemacht. Der Krieg von 1813 verwüstete das Ländchen sehr. Doch marschirten von hier die ersten Deutschen vom linken Elbufer für die Freiheit. Im Zeitraume eines Jahres wurde der Truppenbeitrag viermal völlig neu errichtet. Am 1sten December 1813 entsagte der Herzog dem Rheinbunde. Eine Regierungskommission steht ihm seit dem Tode seines einzigen Sohnes zur Seite. Viele Glieder seiner Familie hat er überlebt. Seine 3 Schwestern, die er zärtlich liebte, und 2 Brüder, seine Gemahlin und sein einziger Sohn gingen ihm, der auch seine Aeltern früh verloren hatte, voran. Das Land wird dereinst an seinen ältesten Enkel Leopold fallen, der mit Friederike Wilhelmine Louise Amalie, Tochter des Prinzen Ludwigs von Preußen, verlobt ist. Der Herzog sah und sieht sich geehrt von den vornehmsten Herrschern. Der Kaiser der Franzosen begegnete ihm mit Achtung, Alexander mit Ehrfurcht, Franz mit Herzlichkeit und Friedrich Wilhelm wie der Sohn einem Vater. Mit vielen kleinern Höfen steht er in freundschaftlichen Beziehungen insbesondere mit Mecklenburg-Strelitz, Baden, Weimar, Gotha. Seine Unterthanen lieben ihn innig. Sein Geschmack ist bewährt, sein Takt sicher, sein Geist gebildet durch die Sprachen und Lectüre des Vaterlandes und der Länder, die er bereiset hat. Einen Hofstaat hat er nicht. Pracht sucht man vergebens in seiner Umgebung. Er ist zutraulich, wie ein Bürger, einfach, wie ein Privatmann, und bieder, wie ein Deutscher.

Franzband, von gebundenen Büchern gebraucht, heißt eine Art des Bücherbandes, da die Bücher entweder ganz in Leder, oder doch mit lebernen Rücken und Ecken eingebunden, übrigens gewöhnlich auf dem Rücken mit Titel von Goldbuchstaben und mit Goldlinien versehen und geziert werden. Jenes nennt man ganze, die letztern halbe Franzbände.

Franziscanerorden, s. Orden.

Französisches Decimalsystem. Unter Decimalrechnung versteht man überhaupt eine solche Art zu rechnen, worin lauter Brüche von 10, 100, 1000 Theilen gebraucht werden, worin also alles in der Decimalprogression auf- und absteigt (Name von decem, zehn). Johannes Regiomontanus erkannte zuerst den Nutzen derselben bei Ausrechnung der logarithmischen Tabellen, und Simon Stevinus empfahl zuerst diese Methode für den Gebrauch des Lebens. Die Franzosen haben sie seit der Revolution für diesen Gebrauch benutzt, indem sie Maß und Gewicht nach dem Decimalsystem, d. i. nach Grundsätzen der Decimalrechnung, anordneten. Sie führten alle Maße und Gewichte auf ein einziges Maß, das Längenmaß, zurück. Dieses Grundmaß heißt mètre, und hält den 10 millionsten Theil des vierten Theils des Erdmeridians, = 3 Fuß 6 Zoll 11 $\frac{1}{2}$ Linien pariser Maß; nach rheinischen Schuhen 3 Schuh 2 Zoll und 2 Linien. Dieses Maß wird jederzeit nach der Decimalrechnung entweder vergrößert oder verkleinert, und die Hinzufügung der griechischen oder lateinischen Decimalbenennung zu dem Grundmaß gibt den Namen. Die lateinischen Namen verkleinern, die griechischen vergrößern. Die lateinischen Namen aber sind: Decem 10; Centum 100; Mille 1000. Die griechischen Namen sind: Deka 10; Hekaton 100; Chilion 1000; Myrias 10,000. Demnach hat man nun gebildet 1. zur Verkleinerung (man muß sich im-

mer Metro hinzudenken), Deci $\frac{1}{10}$; Centi $\frac{1}{100}$; Milli $\frac{1}{1000}$; 2. zur Vergrößerung Deka zehn Mal; Hekto hundert Mal; Kilo tausend Mal; Myria zehntausend Mal. Man bemerke, daß alle Verkleinerungen sich auf 1, alle Vergrößerungen auf a und o endigen. Wie bei dem Grundmaß, so bei allen übrigen, wechhalb man nur das jedesmalige Maß im Verhältniß zum Grundlängenmaß zu kennen braucht, um alles reduciren zu können. Diese Maße sind aber 1. das Flächenmaß, Are = 100 Mètres. 2. Das Körpermaß, Stero = 1 Cubik-Meter. 3. Hohlmaß, Litro = 1 Cubik-Decimetre. 4. Schwermäß, Gewicht, Gramme = dem Gewichte von 1 Cubik Centimetre destillirten Wassers. Hiernach sind auch die Münzen bestimmt. Indes hat man doch auch für manche Maße besondere Benennungen. Bei dem Grundlängenmaße heißt der Millimetre Trait, Strich, der Centimetre Doigt, Finger, der Decimetre Palme, der Dekametre Perche, Ruthe. Bei dem Flächenmaße heißt der Hektare Arpent, Morgen; bei dem Hohlmaße der Hektolitre Setier, Scheffel; der Kiolitre Muid, Pinte, Tonne. Nach einer Verordnung Napoleons vom Jahr 1812 waren für Maß und Gewicht deutsche Namen eingeführt worden, Scheffel, Meße, Elle u. s. w. Bei dem Gelde ist der Franc der Maßstab (an Gewicht 5 Grammen, $4\frac{1}{2}$ an Silber, $\frac{1}{2}$ an Kupfer enthaltend), den man in Decimes und Centimes, den zehnten und hundertsten Theil, eintheilt. Auch bei dem Calender hatte man die Zehn zum Maßstab angenommen. Jeder der 12 Monate war in 30 Tage, und diese in 3 Wochen, jede von 10 Tagen, Decade, eingetheilt. Am Ende des Jahres folgten die 5 oder im Schaltjahr 6 Ergänzungstage. dd.

Französische Schule oder Malerei. Mit Franz I. hebt die eigentliche Geschichte der Malerei in Frankreich an. Er führte die Künste in Frankreich ein, indem er Künstler aus Italien nach Frankreich führte; so den berühmten Leonardo da Vinci (1515), der in seinen Armen starb, und den Andrea del Sarto (1518), del Rosso (1530), welchem zuerst die Würde eines ersten Hofmalers und die Oberaufsicht über alle Verschönerungen von Fontainebleau zu Theil wurde, und welchem Primaticcio folgte. Letzterer zog noch mehrere Italiener nach Frankreich, deren Kunstgeschmack auch bis auf Ludwig XIV. in Frankreich der herrschende blieb. Dies ist der Grund, warum viele Kunstkenner keine eigentliche französische Schule annehmen. Aber nicht nur erwachsen aus italienischem Stamme, auch genährt und fortgebildet wurde die französische Malerei durch den Einfluß der italienischen Kunst, so daß die größten Maler Frankreichs in Italien durch das Studium der Italiener ihre Bildung erhalten haben, und daher auch bald dieser, bald jener italienischen Schule beigezählt werden können, wenn gleich der französische Geist und Nationalcharakter sich durch manchen eigenthümlichen Zug auch hier verräth. Von Franzosen wurde unter Franz I. vorzüglich die Portraitmalerei cultivirt, in der Glasmalerei aber thaten sich die Franzosen so hervor, daß Bramante, der vom Papst Julius II. den Auftrag erhalten, die schönen Fenster des Vatican zu verzieren, unter andern Fremden, verschiedene französische Maler (Claude Guillaume) kommen ließ (siehe Le Vieil, l'art de la peinture sur verre et de la vitrierie, Paris 1744 S. 40 u. ff.) Mit Jean Cousin aus Soucy bei Sens (lebte noch 1589), vorzüglich als Glasmaler berühmt, fangen die meisten Schriftsteller die sogenannte französische Schule — oder vielmehr die Reihe der

bedeutendsten französischen Maler an. Die Kriege unter Heinrich II., Franz I. Nachfolger, schädeten der Bildung, und die Verfolgungen der Hugenotten schädeten der Kunst mittelbar und unmittelbar. Erst unter Ludwig XIII. erhob sie sich wieder. Zwar versammelte Heinrich IV. die geschicktesten Künstler im Louvres, allein der unglückliche Bürgerkrieg, seine politischen Plane und seine frühe Ermordung hinderten den König, den Künsten einen bedeutenden Schwung zu geben. Auch darf hier nicht unbemerkt bleiben, daß schon seit Franz I. die sogenannten galanten und unzuchtigen Malereien, durch welche die Kunst zur Dienerin der Wollust erniedrigt ward, bei den Franzosen vorzüglich beliebt waren, wozu die Sitten des Hofes viel beitrugen. Erst in der Person des Simon Vouet (geb. zu Paris 1582, gest. 1641) erhielt Frankreich einen ausgezeichneten Nationalsünstler, der eine Schule stiftete, aus welcher verschiedene große Meister hervorgegangen sind, die dem reinen italienischen Geschmack folgten. Unter den Künstlern, die aus seiner Schule hervorgingen, sind Le Sueur, Le Brun, Jean Baptiste Mole, Dorigon, seine eignen Brüder u. A. Seine Zeitgenossen waren Philipp de Champagne, Le Valentin, Blanchart, Noël, Barin (um 1620), dessen Schüler Nicolas Poussin (geb. zu Andely 1594, gest. 1665). Alle diese Künstler fallen unter Richelieu's kraftvolle Administration, welche den schönen Künsten mehr Charakter und Vollkommenheit gab, als sie selbst unter Ludwig XIV. nicht hatten. Richelieu zog Poussin von Rom nach Paris (1639), der König gab ihm einen Gehalt von 3000 Livres, den Titel des ersten Hofmalers, und die Oberaufsicht über alle künstlerischen Unternehmungen. Doch schrieb er selbst mißmuthig über die Intriquen, mit welchen er zu kämpfen hatte, und über die kleinlichen Beschäftigungen, mit welchen man ihn überhäufte: „ich muß befürchten, daß mich ein längerer Aufenthalt in diesem Lande zu einem mittelmaßigen Menschen, gleich den übrigen, machen wird,“ und ging 1640 nach Rom zurück (s. d. Art. Poussin). Sein ideales Streben war nicht für die Franzosen, und wenn ihm auch Ludwig XIV. erlaubte, seinen Gehalt in Rom zu verzehren, so war dieses mehr aus Eitelkeit, für einen Beschützer der Künste gehalten zu werden, als aus Ueberzeugung von den Verdiensten dieses Malers. Er war auch der erste große französische Landschaftsmaler. Einer seiner Schüler war Gaspar Dughet. Auch Claude Lorraine, genannt Claude Lorrain (geb. 1600, gest. 1682), der größte Landschaftsmaler blühte in Rom. Die größte Eigenthümlichkeit hat der sogenannte französische Rafael, nämlich Gustave Le Sueur (geb. 1617, gest. 1755). Die Reinheit seines Stils und seiner Umrisse, und seine herzerreiche Einfalt zeichnen ihn vor Allen aus. Ihm bringt es Ruhm, Paris nie verlassen und sich doch Rafael am meisten angenähert zu haben. Nach Richelieu fingen die Künste wieder an zu sinken. Unter Ludwig XIV., dem alle Künste, wenigstens in Hinsicht auf Pracht, viel verdanken, beging man zwei Fehler in der Direction derselben; man gab ihnen mehr äußern Glanz als wahre Größe, und unterwarf sie der Alleinherrschaft Lebrun's (geb. 1619, gest. 1690), der alle Arbeiten und alle Talente seiner Art zu sehen und zu handeln unterordnete. Einseitigkeit und lästiger Zwang, der Kunst vorzüglich nachtheillich, waren unausbleibliche Folgen davon. Lebrun's Compositionen sind zwar kräftig, aber seine Figuren sind manierirt, und können den

Franzosen nicht verläugnen. Neben ihm zeichnete sich auch der phantasiereiche Seb. Bourdon (geb. 1616, starb 1671) aus. Hätte er Minister Colbert nicht mit Lebrun's Augen gesehen, so hätte er ein Ziel, Ludwigs XIV. Ruhm durch die Kunst zu verherrlichen, sicher erreicht. Indes haben Colbert und Lebrun wenigstens das Verdienst, durch die Errichtung der französischen Akademien zu Rom und zu Paris (welche sich dem Kunstzwange der sogenannten Akademie des heiligen Lucas entgegenstellte) für Gegenmittel gesorgt zu haben, welche, so sehr sie getadelt worden sind, doch eine große Wohlthat der Regierung Ludwigs XIV. bleiben. Unter Ludwig XIV. erreichten auch die Manufacturen der Gobelines und der Savonnerie, worin man die schönsten Teppiche nach dem Muster der persischen verfertigte, die höchste Vollkommenheit. Louis, Colberts Nachfolger, suchte alles wieder umzustossen, was Colbert angeordnet hatte. Sein Künstler, Pierre Mignard (genannt der Römer, geb. 1610, starb 1695), welcher erster Maler wurde, behandelte die Künstlersehule mit Stolz. Doch war er selbst und neben ihm Seb. Bourdon ein sehr kräftiger Maler. Die Epoche der Regentschaft des Herzogs von Orleans war den Künsten nicht günstig. Ungeachtet der erste Maler, Antoine Coypel (geb. 1661), von ihm persönlich geschützt wurde, und der herrschende Luxus den Künsten günstig zu seyn schien, sanken sie doch nach Poussin, Le Sueur, Mignard und Lebrun's Tode immer mehr, bis in die Mitte der Regierung Ludwigs XV. Die Ueppigkeit und Pracht des Hofes schadete der Einsicht und Würde der Künste. Statt nach der Wahrheit der Natur haschte man nur nach theatralischer Wirkung. Die Arabesken, der Spiegelluxus, der zunehmende Geschmack an der Pastellmalerei u. a. dgl. verdrängten die heroische Malerei. Jouvenet, die Waploos's, Doyen, Pierre Subletras, Restout, Bateau u. A. zeigen die Malerei schon in ihrem Sinken. Der unkeusche Maler Boucher (geb. 1704, gest. 1770) und seine Manier aber zeigt dieselbe schon in ihrem vollkommenen Verfall, der sich durch Abweichung von der Natur und Antike, Bizarrie und Affectation kund that. Alle Künstler hingen mehr oder weniger von den Directoren der Akademie ab, deren Geschmack man sich fügen mußte, um einen Preis zu gewinnen. Aus Bouchers Schule war le Prince berühmt durch die Bervollkommnung der Aguatintamanier (geb. 1733, gest. 1781). Joseph Vernet, der treffliche Landschaftsmaler, vorzüglich durch seine Seestücke berühmt (geb. 1714, gest. 1789) stand einzeln in seiner Kunst; Sus bildete sich nach ihm. Vien (geb. 1715 zu Montpellier), welcher zuerst aus der Reihe heraustrat, um die Kunst wieder herzustellen, wagte es, was alle Oberhäupter der Schule als ein gefährliches Vorurtheil angesehen hatten, das Studium der Natur und der Antike sich zum Führer zu wählen. Jedoch beobachtete er die Vorsicht, sich nicht als Reformator anzukündigen, keiner Eigensiege zu nahe zu treten, keinen persönlichen Ehrgeiz zu zeigen. Ohne Enthusiasmus zu erregen, war er mit der Achtung zufrieden, die seinen Ruf gründete, und so sah er ihn ohne Ungeduld wachsen: Vincent, David, Regnault, Menageot, Subée und alle Maler, die sich als Meister ausgezeichnet haben, wurden seine Schüler, oder ahmten seine Muster nach. Er wird daher als Vater der neuern französischen Malerschule angesehen. Die glückliche Revolution in dieser Kunst, sagt Lebricon in seinem Bericht an den

mit der Natur und Anatomie ernstlich beschäftigen, die Werke von Rafael, Giulio Romano und Domenichino zu ihren Hauptmustern nehmen, ein glückliches Talent im Erfinden und Ausführen besitzen, und den Farbenzauber des venetianischen und lombardischen Pinsels aufs neue hervorrufen. Die Nachahmer dieser Künstler bilden die weite Classe, welche sich zur Höhe des Ideals nicht erheben können; sie affectiren Simplicität, die dem französischen Naturell entgegen gesetzt ist, werden extravagant, um Ausdruck zu erzwingen, und geben allen ihren Werken einen Anstrich von ägyptischer Einfalt und Kälte, weil der Kaiser eine große Neigung zur ägyptischen Kunst hatte. Die dritte Classe besteht aus den Ueberresten der alten Schule, welche auf erbarmenswürdige Weise hinter ihrem Zeitalter zurückgeblieben sind. Zu den ersten Miniaturmalern und zu den besten Zeichnern mit Sepia und schwarzer Kreide der gegenwärtigen Zeit gehört Isabey, der besonders Bonaparte und seine Familie in mehreren Portraits sehr sprechend gezeichnet hat. Garnier, Le Barbier sind noch im historischen Fache, Valenciennes, Thibaut, Sablet im Landschaftsfache ausgezeichnet. Die Blumen- und Fruchtmahlerei, die Abbildung der Naturalien, als Pflanzen, Insecten, Vögel, so wie die Porzellanmahlerei ist in den neuesten Zeiten in Frankreich auf den höchsten Gipfel gebracht worden. Uebrigens verdient angemerkt zu werden, daß unter Napoleon viele glänzende Anstalten und Unterstügungen der Malerei zu Theil wurden. Die Museen dirigitte, Vivant Denon.

Französische Musik. Schon in den ältesten Zeiten, als Frankreich noch Gallien hieß, hatte dieses Land eine eigenthümliche Musik. Diodor, Gregor von Tours u. A. berichten, daß schon im Jahr der Welt 2140 Musikschulen hier gewesen. Bardus, ein gallischer König, soll sie gestiftet haben, und nach ihm sollen die Sänger und Spieler Barden genannt worden seyn, denen Dupleix zu Montbard in Bourgogne ihren Hauptsitz anweist. Gewiß ist es, daß die Barden den Celten oder Galen angehören, und also nach dem, was Strabo, Diodor u. A. von ihnen erzählen, nicht zu bezweifeln, daß Kenntniß und Liebe zur Tonkunst bei den Galliern zu finden waren. Als die Römer sie unterjochten, verließen Barden und Druiden ihr Vaterland, und aus den Jahrhunderten, die auf Julius Cäsar folgten, wissen wir nichts über die Tonkunst dieses Landes. Unter den Franken muß sie wohl vor Pharamond hier bekannt gewesen seyn, wenn anders wahr ist, was Fauchet ohne Beweis sagt, daß man diesen an der Spitze des Heers, unter dem Klang kriegerischer Musik, zum König ausgerufen habe. Gregor von Tours erzählt, daß man bei Clovis Taufe in der Kirche von St. Nemy zu Rheims eine Musik, der Erhabenheit des Gegenstandes würdig, aufgeführt habe, welche Clovis so sehr zur Bewunderung hinriß, daß er in einem Friedensschluß mit Theodorich, König der Ostgothen, diesem in einem eigenen Artikel auferlegte, ihm einen guten Guitarrenspieler und ein Musikchor aus Italien zu senden. Anekdoten von mehreren Königen aus der Frankenzeit liefern Beweise von Liebe zur Musik und großer Wirkung derselben. Hilperich, selbst Dichter und Musiker, erfand vier Buchstaben, die er dem Alphabet beifügte, um die Reime der französischen Sprache zu erleichtern und den Gesang angenehmer zu machen. Unter die Regierung Pipins setzen Mehrere die erste Orgel in Frankreich. Carl der Große brachte im Jahre 801 Musiker aus Italien mit, und errich-

tere in seinem Palast eine Muschule. Die Vermählung des Königs Robert aber mit Constance, der Tochter Wilhelms, Grafen von Provence, wird als die Epoche des Geschmacks für Musik in Frankreich angesehen. Kurz darauf bildete sich eine Gesellschaft Sängers und Musiker, die man Trouveres, Troubadours, Chantiers nannte; sie dichteten Melodien und sangen sie; Andere nannten sich Jongleurs oder Menestriers; diese begleiteten ihren Gesang mit Instrumentalmusik. Man weiß, daß diese in die Paläste der Großen kamen, wo man sich bei Tadel, bei Hochzeiten und öffentlichen Festen ihrer freute. Robert, Sohn von Hugo Capet, war Dichter und Tonkünstler. Thibault (Thibaut, Thiebaut), Graf von Champagne und König von Navarra, zum Sterben verliebt in die Königin Blanche, versammelte seinen Rath, ihn um ein Heilmittel zu befragen; man wußte kein andres für ihn, als Musik und Poesie. Zur Zeit des heiligen Ludwigs scheint man die Kunst allein auf Kirchenmusik beschränkt zu haben. Carl V. liebte die Musik sehr und pflegte seine Tafel mit Flötenconcerten zu beschließen. Ludwig XII. glich ihm darin nicht; unter Philipp dem Schönen aber baute man (1313) Theater auf, wo man Fecereien mit Musik ausführte. Bis auf Franz I. weiß man nachher kaum, ob Musik in Frankreich gewesen ist, dieser aber, ein Freund aller Künste, errichtete außer seiner Capelle noch eine Kammermusik, die ihm 1515 zur Schlacht von Marignano folgte, und sich zu Bologna mit der Capelle Leo's X. vereinigte, so lange beide Souverains sich daselbst aufhielten; ein Umstand, der wahrscheinlich auf den damals herrschenden Geschmack Einfluß hatte, und die merkwürdige Veränderung vorbereitete, welche durch die Vermählung Heinrichs II. mit Catharina von Medicis bewirkt ward. Den Musikern, welche dieser Prinzessin aus Italien folgten, verdankt Frankreich den bessern Geschmack in der Musik. Carl IX. liebte und cultivirte Poesie und Musik, und unter seiner Regierung errichtete Jean Antoine Baif in seinem Hause in der Vorstadt St. Marceau eine Musikakademie, bei welcher der König selbst wöchentlich ein Mal mitspielte. Gustavus du Laurens, aus Beaunais gebürtig, Capellmeister Carls IX. und Heinrichs III., war ein vortrefflicher Tonkünstler; die alten Noels, welche man sang, sollen meist aus den Gavotten und andern Arien seyn, welche Laurens für Carl IX. setzte. Die Vermählung Margarethens von Lothringen, der Stiefschwester Heinrichs III., wurde durch ein eben so neues als glänzendes Fest gefeiert. Monsard und Baif versetzten den Text, die Musikmeister Beaulieu und Salmon die Musik, so wie zu einem komischen Ballet von La Chesnaye. Die Ausführung dieses Ballets stößte den Franzosen Geschmack für diese Art von Amusement ein, und es etablirte sich damals eine Truppe von comedians italiens im Hotel Bourbon. Bald fand jenes Fest Nachahmung. Die Gemahlin Heinrichs III. gab eins im Louvre, das sich mit einem Ballet, Ceres, endigte, wozu die Musik von Claudin, dem bis dahin berühmtesten Tonkünstler Frankreichs, die Arien und der Tanz aber von dem Italiener Ballozarini waren, der sich nachher Beaujoyeux nannte. Im Jahre 1585 wurde in mehreren Kirchen von Paris Musik eingeführt, und die von Heinrich III. gestiftete Bruderschaft der Bessenden hatte eine traurige und düstere Musik in ihrem Gefolge. Heinrich IV. achtete der Musik wenig, eine desto größere Freundin davon war aber Maria von Medicis. Ludwig XIII. begünstigte Schauspiele und Musik, und componirte selbst mehrere Lieder. Der Geschmack und die Prachtliebe Ludwigs XIV. brachten auch die Musik sehr in Auf-

ahme. Im J. 1644 ließ der Cardinal Mazarin die berühmtesten Musiker aus Italien kommen, um die erste Vorstellung einer Oper zu geben. Sie wurde im Saal des Louvre gegeben; ihr Sujet war les Amours d'Hercule. Lulli debütierte darin mit der Musik der Ballets. Im J. 1660 erschienen Lambert und Boisset, die eine neue Art von Gesang schufen. Lambert, Oberintendant der Musik der Königin Mutter, setzte die beiden ersten Opern Perrins in Musik, welche 1659 und 1671 aufgeführt wurden. Doch war bis auf Lulli die Musik nur noch in ihrer Kindheit; er war der eigentliche Schöpfer und Verbesserer ihres Nationalgeschmacks. „Seine Ehre,“ sagt Schubart, „sind festlich groß. Im Recitativstyl war er ein so großer Meister, daß sich die meisten europäischen Tonsetzer darnach bildeten. Seine Arien sind freilich für unsere Zeit etwas altväterisch geworden; aber wehe dem, der die Kraft ihres einfältigen Ausdrucks nicht tief in den Pulsen seines Herzens fühlt! Lulli verstand den Gesang ausnehmend; er fühlte und weckte Gefühle. Zwar war sein Gesang äußerst einfach, aber Wahrheit, Natur und kunstloser Ausdruck erregten alle unsere Käufer und Verzierung, Kernen und Gabenzen. Auch im Kammerstyle hat sich Lully als Meister hervorgethan. Seine Ouverturen, Sonaten und Tanzstücke zeugen von einem unerschöpflichen musikalischen Genie.“ Er ist Erfinder des Menuets, mit dem er durch ganz Europa Epoche machte. Der erste Menuet wurde 1663 von Ludwig XIV. zu Versailles mit einer seiner Maitresses getanzt. Lulli verfertigte dreizehn Opern, viele herrliche Kirchenstücke und eine Menge Balanzeriefachen. Nach seinem Tode machte, wie Schubart sich ausdrückt, die französische Musik eine lange Generalpause, was wohl weniger von einem Mangel an Tonkünstlern überhaupt, als an solchen, die Lulli geglichen hatten, gelten kann; denn an Tonkünstlern fehlte es nicht. Campora, Colasse, Destouches, Mouret, Bernier, Clerembaut, Montéclair, Dubouisset, Batistin, La Vande, Marais, Forquerey, Marchand, Couperin, Batisle, Senailler, Rebel, Francoeur u. A. blühten nach einander, und erlangten mehr oder weniger Ruhm. Rousseau, dessen musikalisches Wörterbuch mit Recht so großes Aufsehen machte, war ein Damm gegen den leichtem Modegeschmack seiner Landsleute, und hielt dessen Ueberschwemmungen um einige Jahre zurück. Rameau erwarb sich als Theoretiker kein geringes Verdienst durch seine Aufstellung des Princips des Grundbasses, als Componist verdunkelte er nicht nur alle seine Zeitgenossen, sondern brachte auch die schönen Recitative Lulli's in Vergessenheit. Er war 50 Jahr alt, als er im J. 1733 seine erste Oper Hypolite et Aricie gab; 20 andere Compositionen dieser Art folgten, und brachten seinem Ruhme das Siegel auf. Rousseau bekennt, man habe seinen Opern die Verbindlichkeit, daß sie das lyrische Theater über die gemeinen Greter erheben. „Er hat,“ sagt er, „kühn den kleinen Cirkel der sehr kleinen Musik durchbrochen, innerhalb dessen unsere kleinen Musiker sich seit dem Tode des großen Lulli immer herumtrieben; er hat ein großes Talent, viel Feuer, eine große Kenntniß harmonischer Umkehrungen, und aller Mittel, die Wirkung hervorbringen; er ist der erste, der Symphonien und reiche Begleitungen gemacht hat; aber er ist darin zu weit gegangen. Er machte die Begleitungen zu confus, zu überladen, zu häufig.“ Auch er hat Lulli's Schicksal gehabt; der größte Theil seiner Musik ist vergessen und wird nicht wieder erscheinen. Aber mehr als einer hat Glück auf die französische Musik Einfluß gehabt, der mit Piccini 1774 in die Schranken trat. Seine Musik erhob die Stim-

mung der Franzosen. Gegen das Ende der königlichen Dynastie hin sank der Geist immer mehr zur Kindheit herab, und die komischen Opern verderben fast alles. Wenn nicht Schöpfer, so doch vorzüglichster Nährer dieses Ungeschmacks war Philidor. Selbst der treffliche *Gretry* würde noch ungleich mehr geleistet haben, wenn er in günstigeren Zeiten aufgetreten wäre. In allen musikalischen Schreibarten haben sich die Franzosen versucht, und jede hat bei ihnen ihre Eigen thümlichkeit. Man kann nicht läugnen, daß auch diese Kunst, wie alle übrigen in Frankreich, auf eine sonderbare Weise maniert war. Vergebens wiesen Mehrere auf den italienischen Geschmack hin; man suchte ihn zwar mit dem französischen zu amalgamiren, allein was konnte dabei herauskommen, da französischer und italienischer Geschmack sich so schnurstracks entgegen sind! Mit Recht sagt Burney in seiner musikalischen Reise: „Die reine Wahrheit ist, daß die Franzosen die italienische Musik nicht leiden mögen, daß sie vorgeblich dieselbe annehmen und bewundern, daß aber alles bloße Affectation ist.“ Göthe hat in einer Anmerkung zu Rameau's Nissen S. 420 gezeigt, warum es sogar nicht wohl möglich ist, daß beider Nationen Geschmack sich vereinige. Der Italiener ergötzt sich an Harmonie, Melodie, Zusammenklang, Bewegung, als solchen; der Franzose hat weniger den Sinn, als die Empfindung, die Leidenschaft, welche dadurch erregt werden, vor den Augen. Seltsame Harmonien, unterbrochene Melodien, gewaltsame Abweichungen und Uebergänge sucht er auf, um jene auszudrücken, und setzt sich dadurch öfters dem Vorwurf des beleidigten Ohres aus. Die Hymnen und Gesänge der Revolution wirkten dadurch so, daß sie in der Geschichte der französischen Musik nicht übergangen werden dürfen. Was Burney daher unter der Regierung des letzten Königs bemerkt hatte, bemerkten neuere Reisende aus den Zeiten der Revolution. Nur ein äußerer Reiz lockte zu Pergolesi's *Stabat Mater* und Leo's *Miserere*. Bei Haydn's Schöpfung war der Saal das erste Mal übevoll, bei der Wiederholung leer, und Hasselmayers mozartisches Theater fand einen baldigen Untergang. Indes werden Haydn's und Mozarts Symphonien und Quartetten vorzüglich geschätzt und häufig executirt. Die Regierung Napoleons ist auch für die Musik sehr thätig gewesen. Eine vor 1789 errichtete Singschule, welche unter dem Einflusse der Oper stand, war als königliche Anstalt aufgelöst worden. Zu den Hauptanstalten für Beförderung der Musik gehört das Conservatoire de Musique. Fünf Directoren führen darin die Aufsicht über die Zöglinge, die nach den Instrumenten, welche sie spielen, in verschiedene Classen abgetheilt sind, und den Unterricht der berühmtesten Meister genießen. *Kode*, *Kreuser*, *Le Bassier*, *Gallatin* u. A. sind als Professoren angestellt. Merkwürdig ist auch die in einem eigenen Gebäude angelegte musikalische Bibliothek (seit 1806), das einzige Institut in seiner Art, für welches Napoleon in Italien so thätig war. Die Académie (impériale) de Musique oder große Oper gehört ohne Zweifel zu den bedeutsamsten, die es gibt, und zeichnet sich durch die Virtuosität seiner Künstler aus. In den neuesten Zeiten wurde durch *Cherubini*, *Spontini* (beide, wie *Gluck*, nicht Franzosen) in der französischen Musik eine große Revolution bewirkt. Ihnen nähern sich mehr oder weniger *Mehul*, *Boieldieu* u. A., *Niccol. Isouard*, *Berton*, *Catel* (Letzterer hat auch ein Handbuch der Harmonie geschrieben) schließen sich mehr oder weniger an jene oder an den leichten Romanzenton *D'Alayrac's* an. Man

vergleiche übrigens über den Zustand der neuern Musik in Frankreich Reichards Briefe und hieher gehörige Schriften. dd.

Französische Poesie. Von den romanischen Sprachen entwickelte sich zuerst die provençalische, und der in dem Zeitalter der Kreuzzüge neu erwachende, jugendlich-kräftige Geist zeigte sich vorzüglich in der schönen Entfaltung der Poesie, welche bei den Provençalern die fröhliche Wissenschaft genannt ward. Nebst den Kreuzzügen trugen vorzüglich die Normannen dazu bei, den europäischen Nationen einen neuen Schwung zu geben. Im 12. Jahrhundert finden wir die ersten Spuren einer Poesie in Frankreich hauptsächlich von den Normannen ausgebildet. Als zwischen 1180 und 1223 der Normann Alexander (von dem die Alexandriner den Namen haben) am Hofe Philipp Augusts sein gereimtes Leben Alexanders des Großen, voll allegorischer Anspielungen auf die Thaten Philipps, an dessen Hof er lebte, gedichtet, der König seine Reime mit Vergnügen angehört, und Andre darin Ermunterung zur Poesie gefunden hatten; da erst lebte die Poesie in Nordfrankreich auf. Die Könige von Frankreich ehrten seitdem Dichter und Gesang; andre Große stimmten in diesen Ton ein, und so wurde die Poesie auch hier ein Hauptvergnügen der Höfe und bessern Gesellschaft. Der romantisch-poetische Geist, der um jene Zeit in Italien, Spanien, Südfrankreich, d. i. bei den Provençalern, wehte, nahm seinen Weg auch durch das eigentliche Frankreich, und durch die Troubadours ergoß sich die ritterliche Galanterie in Versen auch an der Seine. Seitdem der König von Navarra Thibault seine Seufzer für die Königin Blanca einem provençalischen Troubadour ähnlich ausgehaucht hat, stimmten auch andre diesen Ton an, und man findet in Handschriften alter Bibliotheken ganze Sammlungen altfranzösischer chansons und pastourelles voll schwermüthiger Bitten an harte Gebieterinnen. Selbst beim fröhlichen Becher und zur Unterhaltung an der Tafel sang man Liebeslieder. Auch ahmte man endlich hier den Hof der Liebe nach, worin man Rechtsfragen der Liebe und Galanterie poetisch verhandelte und entschied: allein dessen ungeachtet scheinen die Franzosen der Poesie doch nie mit Enthusiasmus gehuldigt zu haben, wie die Provençalern, Italiener, Spanier und Portugiesen. „Sie liebten,“ sagt Bouterweck sehr richtig, „in ihr mehr die Kunst der geistreichen Unterhaltung, als des innigen Ausdrucks wirklicher Gefühle,“ und die Ritterpoesie löste sich bald ganz in Prosa auf, sich in lange, weitschweifige Ritterromane ergießend. Es galt in den galanten Circeln Frankreichs ein geistreicher Erzähler ungleich mehr; Erzählungen, Sagen, lustige Märchen, Feendichtungen und Romane sproßten auf diesem Boden auf. Die kürzeren Stücke waren die Fabliaux und Contes, die an Festen, Galatagen und bei Schmausereien eine der Ergötzungen ausmachten. Bald erzählten die Gäste selbst nach der Reihe herum, bald traten Erzähler auf, die sich eigends in ihrer Kunst übten, und wegen ihrer Fertigkeit von Höfen in Dienste genommen wurden. (Le Grand Fabliau ou contes du 12 et 13. Siècle. Par 1779. 5 Vol. 12. Nouv. éd. übersetzt von Lutenmüller. Halle 1795 — 98). Die Romane waren verschiedener Art: 1) **Ritterromane**, die von dem unter Turpins Namen erdichteten Leben Karls des Großen, und von des Benedictinermönchs, Wilhelm von Monmouth, erdichteten Thaten des fabelhaften Königs Arthur ausgingen. Durch die letzteren verschmolz das Britische mit dem

Französischen, der König Arthur und seine Tafelrunde wurden in das französische Gebiet gezogen, so wie vielleicht der Amadis aus Spanien oder Portugal kam. Eine noch andere Quelle für solche Dichtungen waren das fabelhafte Leben Alexanders, die Sagen von den thebanischen und trojanischen Helden, mit denen man durch spätere Volksbücher bekannt ward, und die man sämmtlich unter die Chevalerie ver setzte. (Corps d'extraits de Romans de Chevalerie p. M. le Comte de Tressan. Paris 1782. 4 Vol. 8. Bibliothèque universelle des Romans. Paris 1775). 2) Fabelhafte Chroniken in Versen. 3) Allegorien. An deren Spitze steht der sogenannte Roman von der Rose, ein Buch, das für den Triumph des Genies in Frankreich galt. (Le Roman de la Rose p. Guillaume de Lorris. Amst. 1735. 3 Vol. 12.) Auf den Fahrten nach dem Orient lernte der französische Adel von den Arabern die Perikennen, und diese gaben Veranlassung zu den Seeromanen (s. Seemährchen). Im 12ten und 13ten Jahrhundert hat man auch die ersten Reime der dramatischen Poesie der Franzosen aufzufuchen, in ihren Mystereien und Moralitäten (s. französisches Theater). So blieb es im Wesentlichen bis auf die Regierung Franz I. zu Anfang des 16ten Jahrhunderts, unter welchem der Geist der Chevalerie in Frankreich erst erlosch. Man findet keine Spur vom Einfluß der alten klassischen Dichtungen, oder der neuen italienischen und spanischen Poesie. Die Trouvères sind noch immer die Muster der französischen Dichter; aber schon Alain Chartier (um 1450), Franz Corbevil (um 1460) und andere bemühten sich, mehr Ordnung und Anstand in ihre Verse zu bringen, als ihre Vorgänger, und besonders dem Verstande zu gefallen, und durch willkürliche Einfälle das Ganze zu beleben. Mit Franz I. geht eine neue Periode der französischen Poesie an, und zwar die, welche dem französischen Nationalgeschmack die Richtung gab, von welcher er sich nie wieder entfernt hat. Zweierlei zeigt sich darin als charakteristisch; ein Streben nach Verständigkeit, welches durch das Beispiel der alten Classiker nach französischer Ansicht Vorschub erhielt, und Streben, dem Hofe zu gefallen. Ganz richtig bemerkt Boutherweck: „Immer näher drängte sich die französische Poesie in die Sphäre des Hofes. Immer merklicher nahm sie die Sitten und die Sprache des Hofes an, und ging eben dadurch, besonders wo sie sich vorzüglich auszeichnen wollte, in elegante Beredsamkeit über. Knechtlich buhlend um die Gunst des Hofes, achteten die französischen Dichter die Stimme der Natur weniger, als die Regeln, ohne deren Beobachtung sie den Ton der großen Welt nicht treffen konnten. Um nach ihrem Wunsche mit ihren Talenzen zu glänzen, durften sie den Effect nicht aus dem Auge verlieren, den ihre Werke in der Nähe der Großen machen würden. Auf diesen, der Eitelkeit hinlänglich schmeichelnden, das poetische Selbstgefühl aber erdrückenden, und alle Freiheit des Genies prosaisch beschränkenden Effect kommt man in der Geschichte der schönen Literatur der Franzosen immer zurück. Der Beifall der großen Welt schwebte ihnen fast unablässig als der leitende Stern an ihrem Horizonte und als der höchste Preis der Kunst vor.“ So entstand Einseitigkeit des Geschmacks, Abhängigkeit von den Convenienzen eines eleganten Hofes, statt freier Naturpoesie eine Staats- und Toilettenpoesie. Diese Periode dauerte bis gegen die Mitte des 17ten Jahrhunderts, wo Richelieu mit seinem ganzen Einfluß nach seinen Ansichten in die Literatur und Poesie Frankreichs einwirkte. Er drang auf Vollendung

der Cultur der französischen Sprache, und krönte seine Bemühungen in diese, so wie um die schöne Literatur Frankreichs überhaupt durch die Stiftung der Académie française im J. 1635, wodurch der literarische Geschmack der Franzosen einer formlichen Weisgebund unterworfen, und der Hofgeschmack für die Nation gewissermaßen dictatorisch wurde. Die Reihe der Dichter, die in diese Periode gehören, und die sich durch das Studium der alten Classiker zu bilden suchten, fängt Marot an, mit welchem die französischen Literatoren die Epoche der Poesie beginnen lassen. Seine Anhänger nannte man Marotisten, die, wie ihr Haupt, nach Correctheit in der eleganten Tändelei strebten. Vielleicht verdient, wenn man Marots Wönerin anders unter seine Anhänger zählen darf, vor allen die Schwester Franz I., die Königin Margarethe von Navarra, eine allerdings merkwürdige Erscheinung, die meiste Auszeichnung; so wie Mellin de St. Gelais, der sich, mit Marot, der durch Ronsard und andere eintreibenden geistlosen Nachahmung der griechischen und römischen Dichter ohne Erfolg widersezte. Uebrigens gibt es fast keine Gattung der Poesie, in welcher man sich während dieser Periode nicht mit mehr oder weniger Glück versucht hätte. Eine Umbildung des Theaters leitete Jodelle ein, und ihm folgten seine Freunde, das sogenannte französische Siebengeiten (la Pleiade française), als deren glänzendster Stern Ronsard noch im folgenden Jahrhundert gepriesen wurde. Außer ihm und Jodelle gehörten dazu du Bellay, Antoine de Valf, Pontus de Thyard, Remi Belleau und Jean Daurat, deren Glanz aber schon längst wieder verbun ist. Jodelle muß auch als Begründer der Schule der französischen Sonettisten betrachtet werden; während der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts herrschte die Sonettenpoesie vorwaltend. Const. kam noch ein großer Vorrath mittelmäßiger Lust- und Trauerspiele zum Vorschein, bevor unter Heinrich IV. die alten Theater völlig untergingen, und eine Menge Schäferdramen, ehe die neuen Schauspiele durch zwei stehende Theater in Paris begründet wurden. Als berühmtere Namen sind noch aus dieser Periode zu nennen Desportes, besonders wegen seiner Bergeries; Malherbe, das Muster der Franzosen im Erischen; Regnier, der durch seine Satiren, Racan, der durch seine bukolischen Gedichte, Passerat, der durch seine komischen Erzählungen Celebrität erlangte. Als Schauspieldichter brachen die Bahn Rotrou, Baro und Mayret. Uebrigens bewährte sich auch in dieser Periode der alte französische Hang zu Erzählungen, der in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts noch fest an den alten Ritterromanen hielt, dann verschiedene Richtungen nahm. Zuerst wurden die Novellen beliebt, unter denen das Heptameron der Königin von Navarra eine in mehrfacher Hinsicht merkwürdige Erscheinung ist. Einer der vorzüglichsten Köpfe seiner Nation, an Erfindungsgeist und Wis gleich ausgezeichnet, Rabelais, brachte die satyrischen Romane auf die Bahn, an welche sich, seit der Astrea von d'Urfé, die Schäferromane, und besonders durch Brantôme die Mémoires angeschlossen, die den Reiz der wahren Geschichte und des Romans mit einander zu verbinden strebten. Die dritte Periode, die von der Mitte des 17ten bis in die ersten Jahrzehende des 18ten Jahrhunderts reicht, und das sogenannte goldne Zeitalter Ludwigs XIV. umfaßt, beginnt mit Corneille und Molière, deren bloße Namen schon zeigen, daß auch das Blüthenalter des französischen Theaters anhub. Im Wesentlichen geschah keine Veränderung, und man ging bloß auf der schon betretenen Bahn weiter; der französische Nationalgeschmack

begründete sich nur noch fester. Da nun aber in eben die Zeit, worin Frankreich in die Angelegenheiten Europa's einen so bedeutenden Einfluß hatte, und nach dem Vorrang vor allen Mächten nicht ohne glücklichen Erfolg strebte, wodurch seine Sprache ebenfalls eine politische Wichtigkeit erhielt; da in eben die Zeit eine Menge geistreicher Köpfe fiel, die jenem Nationalgeschmack ein classisches Ansehen gaben; so darf man sich nicht wundern, daß auch das übrige Europa diese Rationalmuster als Muster annahm; und selbst die Muster der Griechen und Römer mehr und mehr durch französische Gläser zu betrachten anfing. Um das Zeitalter Ludwigs zu verherrlichen, traten eine so große Anzahl guter Köpfe auf, daß man fast in Verlegenheit gerathen kann, welche man hervorheben soll (s. Voltaire's *Siècle littéraire de Louis XIV.*). Wir wählen daher, der Angabe L'abbarpe's zu folgen, der vom vierten Band seines *Cours de Littérature* an diese Periode darstellt. Als Schauspieldichter glänzten Pierre Corneille, der Große genannt, der sanftere Racine, der Komiker Molière; vom zweiten und dritten Range waren Quinault, mit dem eigentlich die Oper anhebt, Brueys, Palaprat, Baron, Campistron, Boursault, Regnard, Dufrenoy, Dancourt, Hantelroche, Thomas Corneille, Pradon, Crébillon der Ältere, Destouches u. A. Für Fabel und Erzählungen steht oben an der naive treuherzige La Fontaine, dem, ohne ihn zu erreichen, Boursault, Le Noble, Vergier u. A. nachfolgten. Boileau ward Muster für Satire und Epistel. Von anderer Art waren die Episteln von Chaulieu und Jean Baptiste Rousseau, so wie sich in der Satire der burleske Scarron sehr von dem ernsteren Boileau unterscheidet. In der lyrischen Gattung versuchten sich viele: J. B. Rousseau steht in der Ode, Chapelier und Chaulieu in dem scherzenden Liede oben an; in der Elegie versuchten sich Segrais, Madame Deshoulières und de la Guze; eben diese und Fontenelle hatten sich auch die idyllische Poesie gewählt. Am weitesten blieb man zurück in der epischen Gattung, denn mißlungen sind die Versuche von Desmarests, Chapelain u. A.; der einzige Selbstdruck von Fenelon, der sich durch Darstellung in Prosa dem Roman nähert verdient einige Auszeichnung. Die Romane selbst aber nahmen auch in dieser Periode eine verschiedene Wendung. Durch Calprenède kamen die historischen Romane in der Manier des alten Ritterromans in die Mode, und die Damen de Scudery, de la Force, de Villedeu, d'Aunoy de la Fayette ließen die Beiselustigen keinen Mangel leiden. Scarron und Le Sage cultivirten den komischen Roman, der vielleicht nur darum nicht weiter aufkam, weil eine Fluth von Feenmärchen, seit Perrault, der Gräfin d'Aunoy, Gallan u. A., alles überschwemmte, bis der geistreiche, witzige Hamilton sie verspottete. Die scandalösen *Mémoires* von Bussy Rabutin (*Histoires amoureuses des Gaules*), so wie die feineren von Grammont (Hamilton), kündigen durch Feivolität die folgende Periode an, die sich von der Regierung des Herzogs Regenten bis auf die Revolution erstreckte. Voltaire steht an der Spitze, allerdings ein außerordentlicher Geist von seltenem Umfang, ungewöhnlicher Gewandtheit und Fruchtbarkeit, voll Geist und Witz, wenn auch eben nicht von Tiefe. Vielleicht aber, daß er darum nur um so mehr Eingang fand, und seine Wirkungen sich so weit erstreckten. Wir haben es hier bloß mit dem Poeten Voltaire zu thun. Als Tragiker schließt er sich würdig an Corneille und Racine an, ist also

der dritte große Tragiker Frankreichs. In der Epopöe suchte er eine Lücke in der Literatur seiner Nation durch die *Henriade* auszufüllen, die an Plan, Beschreibungen, Diction u. s. w. alles hat, was nur in französischer Kritiker verlangen mag, nur keine Poesie. Weit vorzüglich von dieser Seite ist seine, von moralischer Seite nichtswürdige, komische Epopöe, *La Pucelle*. Hier war aber auch Voltaire ganz in seinem Elemente, denn in allem, was Geist, Witz, Spott, Satire vermögen, war er originell und fast unerreicht geblieben. Darum glänzt sein Genie auch vorzüglich in seinen komischen Romanen, in denen er nicht bloß jene Talente entfalten, sondern auch die ihn durch ein ganzes Leben nicht verlassende Tendenz, an die Stelle dessen, was ihm in religiöser, moralischer, politischer und wissenschaftlicher Hinsicht Borurtheil und Aberglaube schien, seine sogenannte gesunde Philosophie zu setzen, nach Herzenslust verfolgen konnte. Von den Encyclopädisten gehört vornehmlich Diderot hieher, der manches von Voltaire, und überdies Lust hatte, dramatischer Reformator zu werden, womit es ihm aber nicht durchaus gelang. Nächst La Harpe trug Diderot am meisten zur Einführung des lebendigen Lustspiels bei; Diderots Einfluß aber erstreckte sich weiter. Wie gegen Voltaire Freron, so trat gegen Diderot und die Encyclopädisten überhaupt Palissot in die Schranken, dessen Lustspiel, die Philosophen, aber nicht gewirkt hat, was sein Verfasser damit beabsichtigte: sowohl die Philosophie als die Trivialität der Zeit gingen ihren Gang fort. Von der letzteren zeugen die muthwilligen, zum Theil obscenen, Erzählungen und Gedichte Voltaires, Piron's, Dorat's, Brecourt's, Wagny's, Bernards u. A., denen man die frivolen Romane von dem jüngeren Crebillon, Laclou, Couvettre, Goudran u. A. an die Seite stellen kann. Indes fehlte auch in Gegengewicht nicht, und der wackere Senfer J. J. Rousseau war es, dem man es verdankte. Weniger weil er würdig, als weil er paradox auftrat, fand auch er viel Eingang. In jeder Gattung von Poesie erwarben sich übrigens mehrere eine länger oder kürzer dauernde Celebrität, die manche darunter nur dem Reiz der Neuheit verdankten. Unter den Tragikern behauptet wohl La Harpe den ersten Rang, wie unter den Komikern Beaumarchais. Außerdem machten von jenen mehr oder weniger Glück Bellon, le Mière, Chateaubrun, Merzier, Ducis, Chenier; von diesen Marivaux, Boissy, St. Foix, Piron, Sedaine, Collé, Fagan, Fabre d'Eglantine, Champfort, Collin d'Harleville, Picard u. A. Für die Oper arbeiteten Marmontel, Favart, Babé, Anseaume und Barré. Als Fabeldichter traten auf Dorat, Florian und Rivernois; poetische Erzählungen lieferten Colardeau und Lambert; poetische Episteln Gresset und Dorat. Unter den Lyrikern galten als die besten Odenbdichter Thomas, der Marquis de Pompihan und der jüngere Racine; als Liederbdichter zeigten sich viele der Genannten; Elegien und Heroiden dichteten Dorat, Pezay, Colardeau, St. More und La Harpe. Die Idyllenpoesie zeigte Nachahmung des griechischen Vorbildes bei Berquin u. A. Die Satire fand außer Gilbert keinen, der sie vorzugsweise gewählt hätte; dagegen widmeten sich mehrere der didactischen und beschreibenden Gattung, Louis Racine, Bataillet, Dorat, Bernis und St. Lambert. Mit dem Roman wechselte es auch hier, wie stets. Mehr und mehr kam man zu dem bürgerlichen Roman, der sich mit den kleineren Erzählungen in die

Gunst des Publicums theilte. Marivaux, Prevot d'Exiles, Marmontel, Florian, d'Arnaud und Madame Riccoboni sind auch unter uns hinlänglich bekannt geworden. So stand es, als die Revolution hereinbrach, in deren Zeit noch mehrere der bereits genannten reichten. Man kann schon deshalb nicht zweifeln, daß eine bedeutende Veränderung in der Poesie durch sie nicht sogleich bewirkt werden konnte. Von dem, was als Keim zur Entwicklung für die Zukunft bereit liegt, kann nur die Zukunft urtheilen. Dies indes bemerkt man doch, daß von der vorigen Frivolität ein großer Theil verloren ging, und daß einige Annäherung an das Ausland Statt gefunden hat. Als ausgezeichnete Namen stehen in dieser Zeit Arnaud, Boufflers, Chateaubriand, Chenier, Delille, Duvall, Frau von Genlis, Le Brun, Legouvé, Lemercier, Wagny, Raynouard und Frau von Staël, deren Geist aber eben so wenig ächt französisch ist, wie Rousseau's. Wir unterlassen es, den Werth dieser poetischen Literatur zu schätzen. Einige Bemerkungen Voltaire's aber, der gegen sein Vaterland gewiß nicht partiisch war, mögen hier noch ihre Stelle finden. „Gestehet er nur,“ sagt er (*sur le poëme épique*), „daß es einem Franzosen schwerer werden muß, ein episches Gedicht zu machen, als jedem Andern. Daran ist weder Rhythmus noch Trockenheit unserer Sprache Schuld. Darf ich es sagen? Von allen gebildeten Nationen ist unsere die am wenigsten poetische. Die Werke in Versen, die in Frankreich am meisten Mode sind, sind Theaterstücke; diese müssen in einem natürlichen Styl geschrieben werden, der sich ziemlich dem Conversationston annähert. Boileau hat bloß didactische Gegenstände behandelt, welche Einfachheit fordern. Bekanntlich sind Bestimmtheit und Eleganz das Verdienst seiner, wie der rätineschen, Verse; wollte er sich einmal in einer Ode erheben, so war er nicht Boileau mehr. Solche Beispiele haben zum Theil die französische Poesie an einen zu einförmigen Gang gewöhnt; der geometrische Geist, der in unsern Tagen sich der Poesie bemächtigt hat, ist ein neuer Baum für sie geworden. Unsere Nation, von Ausländern, die sie nur nach unsern Stugern beurtheilen, für so leichtsinnig gehalten, ist, die Feder in der Hand, die weiseste von allen. Die Methode ist die herrschende Eigenschaft unserer Schriftsteller.“ In einem Briefe an Friedrich II. erklärt Voltaire die poetische Idee für ein glänzendes Bild, das man an die Stelle der natürlichen Idee der Sache setzt. Das Wesen der Poesie besteht nach ihm darin, solche Bilder in verschränkte Redensarten durch Inversionen zu zwingen, mit untermischten Worten, die für die Prosa nicht taugen. Bedürfen wir nun weiteren Zeugnisses? Als Charakteristisch für die Nation, die so gern repräsentirt als spricht, und sich sprechen hört, bemerken wir nur noch, daß ihre dramatischen Stücke meist sehr rhetorisch sind, und daß gute Erzähler hier nicht unter die Seltenheiten gehören. Uebrigens wird es keinen ächten Deutschen gereuen, des trefflichen Völlers Aufsatz: „über die Art, wie die deutschen und die französischen Dichter die Liebe behandeln,“ zu lesen. dd.

Französische Sprache. Im heutigen Frankreich, dem ehemaligen Gallien, war in den frühesten Zeiten die celtische (gallische) Sprache heimisch. Mit dem Eindringen der Römer unter Julius Cäsar wurde die römische Sprache herrschend; mit dem Verfall des weströmischen Reichs, und dem Eindringen germanischer Stämme, ar-

tete auch die römische oder lateinische Sprache aus, wie in Italien selbst, so in Frankreich. Ein in Materie und Form, durch die Aussprache der ungeübten germanischen Organe und durch eingemischte fränkische und burgundische, ost- und westgothische, bayerische und andere Wörter und Wortbiegungen, Wendungen und Redensarten höchst verborgenes Latein entstand. Gleich bei ihrer Entstehung aber bildete sich diese neue Volkssprache in einem doppelten Dialect aus, wovon man jeden beinahe für eine verschiedene Sprache nehmen darf. Der eine, gröber und unbeholfener, war im Norden, der feinere und harmonischere im Süden Frankreichs. Beide unterschied man durch das Wort, womit jede die Bejahung (Ja) ausdrückte. Die südliche Sprache nannte man langue d'oc, Sprache von Oc, occitanische Sprache; die nordwärts von der Loire an gesprochene langue d'oïl, oder d'oïl, und aus dieser ist eigentlich das Neufranzösische entstanden. Im Anfange des 12ten Jahrhunderts vereinigte Raimond von St. Gilles, Graf von Provence, Südfrankreich unter eine Herrschaft, der er den gemeinsamen Namen Provence gab; und seit dieser Zeit, wo man Frankreich und Provence als zwei verschiedene Länder betrachtete, unterschied man auch die Sprache beider; die südliche war die provençalische, die nördliche die französische. Noch ist jene, wie wohl stark verändert, die Landessprache in der Provence, Languedoc, Catalonien, Valencia, Majorca, Minorca und Sardinien. Im 12ten Jahrhundert ward zuerst die eigentlich französische Sprache durch die Normannen gehoben, im dreizehnten gewann sie durch mehrere Umstände das Uebergewicht. Nicht nur durchzogen die französischen Conquerranten alle Lande, sondern Paris war auch der Sitz der scholastischen Philosophie; man drängte sich dahin aus allen Reichen, und legte dort Pflanzschulen für die Jugend an. So beförderten besondere Umstände, nicht aber innere Vorzüge, die weite Ausbreitung der französischen Sprache sehr frühzeitig. Im dreizehnten Jahrhundert beginnt zuerst die Literatur in dieser Sprache (s. franz. Poesie), und von dieser Zeit an war man auf ihre Vervollkommenung mehr beachtlich, als vorher, da man bloß lateinisch schrieb, und sich der Volkssprache schämte. Von jetzt an mußte sie nothwendig mit der Literatur gleichen Fortschritt halten. Franz I. errichtete 1539 eine Pressur für die französische Sprache in Paris, und verbannte die lateinische aus den Gerichtshöfen, worin sie bis dahin geherrscht hatte, und aus den Urkunden. Marot, Monfard, Malherbe, Monaigne und Balzac waren die ersten, die sie mit Reinigkeit schrieben. Der Cardinal Richelieu, der nicht mit Unrecht diese Sprache als ein Werkzeug betrachtete, alle Völker Europas Frankreich zu unterwerfen (man lese die merkwürdige Stelle des Kolbe über den Fortschritt der deutschen und französischen Sprache, Borr. S. XVII.), brachte sie durch Stiftung der Academie der vierziger (Académie française oder Acad. des quarante) auf den Gipfel ihrer Vollendung. „Diese Academie,“ sagt Bouterweck, wurde das Oberhofgericht der französischen Sprache und Literatur. Welche Verdienste sie sich um die Sprache erworben, ist bekannt. Aber indem sie die rohe Lizenz des Sprachgebrauchs aufhob, und die Norm, nach der von nun an reines Französisch gesprochen und geschrieben werden sollte, im wesentlichen unverändertlich bestimmte, entzog sich auch dem Genie alle Mittel, durch vernünftige Lizenz, nach mehr als conventionellen Bedürfnissen, die Herrschaft des Geistes über die Sprache zu erweitern. Was im literarischen Rathe der Vierziger

nicht genehmigt wurde, das galt nicht. Das Publicum behielt allerdings seine Stimme; aber es war ja ein französisches Publicum, das sich in der Hauptstadt concentrirte, und sich selbst nur dann einen Geschmack zutraute, wenn es im Reden und Schreiben, wie im Thun und Lassen, nichts billigte, als was bei Hofe und in der Akademie nicht verworfen war. Elegant wurde nun die französische Sprache. Sie erhielt die gefälligste Correctheit und eine bewundernswürdige Präcision.“ Zu allem diesem gelangte sie im goldenen Zeitalter Ludwigs XIV., das auch ihr goldenes Zeitalter heißt. Die Vorzüge der französischen Schriftsteller, die häufigen Reisen nach Frankreich, die Menge französischer Erzieher der Jugend in verschiednen Ländern, die Refugiés, und die öftern Kriege mit Frankreich, trugen alle bei, die französische Sprache zur allgemeinen Sprache unter Ludwig XIV. zu machen. Seit dem Jahre 1735 ist sie auch die allgemeine Staatssprache geworden, nachdem man sich bei den vorhergehenden Friedensschlüssen noch häufig der lateinischen Sprache bedient hatte*). Die Revolution brachte mit vielem Neuen, auch der Sprache neue Worte, zum Theil freilich barbarisch genug (s. Mercier nouveaubleau de Paris), wozu man ein eignes Wörterbuch von Snetlage hat; allein schon seit der Consularregierung wurde sie in ihre Gränzen zurückgewiesen und ist davon wenig in die edlere Schriftsprache übergegangen. Unter den Wörterbüchern dieser Sprache steht das der Académie française (zuerst 1694. 2. Bde. Fol.) natürlich oben an. Nouveau Dictionnaire françois composé sur le Dict. de l'Ac. fr. enrichi d'un très grand nombre de mots adoptés dans notre langue depuis quelques années et dans lequel on a refondu tous les suppléments qui ont paru jusqu'à présent. Par. 1793. 2 Bde. gr. 4. Die neueste Ausgabe ist von 1811, eine Handausgabe v. Cotel in Berlin. Außerdem verdienen noch Erwähnung die Wörterbücher von Richalet (neue Ausgabe von Goujet), Furetière (neue Ausgabe von Basnage, Beauval und la Rivière) und das Dict. de Trévoux. Für uns verdienen bemerkt zu werden die von Schwan, de la Beaux Dict. de deux nations und das des Abbé Mozin. Für die altfranzösische Sprache muß bemerkt werden: Recherches des antiquitez de la langue françoise ou Dict. Gaulois par P. B. (Pierre Borelle) Par 1667. 4. Zu den guten Sprachlehrern darf man die von Bailly, Restaut, de la Beaux und Mozin zählen. Girards Synonymen-Wörterbuch (neu von d'Olivet, dann von Beauzée) ist ein vorzügliches Werk. Als Sprachkritiker haben sich sonst noch gezeigt Baugelas, Boursours, Boisseregard und Morvan, bekannter unter dem Namen des Abbé de Bellegarde. Ein brauchbares Buch zum Studium dieser Sprache ist noch sur les Germanismes et Gallicismes von Mauvillon, worin die tropischen Ausdrücke bemerkt sind, bei denen die Deutschen am meisten aufstoßen. Uebrigens wird Niemand das oben angeführte vortreffliche Werk von Kolbe übersehen. dd.

Französische Staatskunst. Man versteht unter diesem Ausdruck im engern Sinne — mit Ausschluß des auf die innere Verwaltung sich beziehenden Regierungssystems — das von der

* Die königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin gab 1734 die Preisfrage auf: Was hat die französische Sprache zu einer Universalsprache in Europa gemacht? — Zwei Abhandlungen erhielten den Preis.

französischen Regierung in Ansehung ihres innern und auswärtigen Machtverhältnisses beobachtete Verfahren. Im Innern strebte die Politik der französischen Könige anfangs nach Unabhängigkeit, dann nach Unumschränktheit, endlich, seit der Wiederherstellung des Hauses Bourbon, nach Selbstständigkeit der Gewalt des legitimen Throns. Die Unabhängigkeit von den Fesseln der Feudalaristokratie errangen schon die ersten Capetinger, durch die Feststellung einer erblichen Thronfolge. Zweihundert Jahre lang, seit 997, von Hugo Capets Tode an, folgte stets dem Vater der Sohn. Dies brachte Festigkeit in die, unter 40 großer Kronvasallen schlecht zusammenhaltenden Theile des Reichs. Hierauf trug die Einführung der Corporationen in den Städten, seit 1108 unter Ludwig I., dazu bei, das königliche Ansehn zu erweitern und zu kräftigen, um durch den Verein der auflühenden Städte die Feudalaristokratie zu schwächen. Noch mehr wuchs die königliche Macht durch den Anfall von 23 großen Lehnsgrafschaften an die Krone unter Philipp August und dessen Nachfolgern (1180—1310); und durch die Theilung der unmittelbaren Kronvasallen in sechs geistliche und sechs weltliche pairs von Frankreich. Zugleich erhielt der König die oberstrichterliche Gewalt über die Baronen; und die Eintheilung des Reichs in königliche Gerichtsprovinzen gab seiner Macht Zusammenhang und Einheit. Dieser Dominat- und Vergrößerungsplan der Könige, besonders Philipps des Schönen (st. 1314), erwarb der Krone schon früh mehrere Regalien, z. B. das Münz- und Besteuerungsrecht. Derselbe König gründete die Unabhängigkeit der königlichen Gewalt von der Hierarchie in dem Kampfe mit Bonifaz VIII., und durch die Verlegung des römischen Stuhls nach Avignon. Seitdem gelang es der französischen Staatskunst, in verschiedenen Concordaten mit den Päpsten die Freiheiten der gallicanischen Kirche festzustellen und zu behaupten. Nun strebte die Politik der Könige auch im Innern nach unumschränkter Macht. Die Nation versammelte sich seit 1302 in drei Reichsständen. Gegen sie kämpfte die Staatskunst der Valois mit abwechselndem Erfolg. Doch bildete sich unter Carl VII., seit 1445, der Anfang einer stehenden königlichen Armee, und schon Ludwig XI. (1461—1483) legte den Grund zur unbeschränkten Gewalt seiner Nachfolger; dabei hatte die Vergrößerung der königlichen Domänen ihren Fortgang. Die Parlamenter, besonders das pariser, erlangten allmählig zum Nachtheil der ständischen Macht, die Rechte politischer Körper; als nun jene vernichtet war, warfen die Könige aus dem Hause Bourbon auch die letztern durch Machtsprüche (in den lits de justice) zu Boden. Doch erhob sich das Parlament immer von Neuem, bis die Revolution zum Theil aus diesem Kampfe mit hervorging. — Seit Ludwig XI. ward die französische Staatskunst offenbar arglistig und gewaltsam; daher zugleich, um die Aufmerksamkeit der Nation von der königlichen Machterweiterung im Innern durch Aussichten auf Beute und Ruhm abzuziehen, erobersüchtig nach Außen. Diese Richtung entschied den Verfall der Volksrechte. Dafür entwickelte sich aus Karls VIII. und seiner Nachfolger Eroberungszügen nach Italien, seit 1494, der kriegerisch ehrgeizige Sinn der Nation, und aus dem damit zusammenhängenden Kampfe politischer Eifersucht mit Spanien und Oesterreich, das neuere politische System von Europa. Die Militär-Capitulationen mit den Schweizern — Ludwig XI. schloß die erste 1475 — zeigten der französischen Staatskunst den festen Punkt, von welchem aus sie

Deutschland und Italien erschüttern konnte. Hierauf fand sie in Franz's I. (st. 1547) Verbindung mit der Pforte und mit den Protektanten des Auslandes das Geheimniß, um ganz Europa mit ihren Netzen zu umspinnen. Ihr Hauptaugenmerk war die Schwächung Oesterreichs und des deutschen Reichs durch innere Theilung, und die Leitung des Nordens durch Einmischung in das Getriebe der ungarischen, polnischen und schwedischen Reichsfactionen. Doch folgte sie bisher mehr dem heftigen persönlichen Naturtriebe einzelner Könige, und der Gewalt oder den Lockungen der Umstände, als daß sie zu der klaren Ansicht eines planmäßigen Strebens gelangt wäre. Die Bürger- und Religionskriege, welche endlich das Haus Bourbon auf den Thron setzten, gaben jedoch der Politik des Hofes, wie dem Volke überhaupt, einen höchst leidenschaftlichen und stürmischen Charakter, der erst dann, als ihn Richelieu den Berechnungen eines eben so kalten als überlegenen Verstandes unterworfen hatte, der französischen Staatskunst jene Spann- und Schwungkraft lieh, welche endlich die Ordnung und das Gleichgewicht von Europa aus ihren Angeln hob. Richelieu (st. 1642) vollendete mittelst Entwaffnung der Reformirten, Bekämpfung der Großen, und Unterjochung der Parlamentarier und der Geistlichkeit, die Unumschränktheit der königlichen Gewalt im Innern, um darauf das Uebergewicht Frankreichs in Europa, mittelst der schon von Heinrich IV. bezweckten Demüthigung des Hauses Habsburg zu gründen. Seitdem erhielt der Geschäftsgang der französischen Staatskunst jene feste diplomatische Form, durch welche schon damals die Verhandlungen mit den Mächten und das Gesandtschaftswesen, dessen Kunst zur höchsten Feinheit ausgebildet, und mit einem wohlgerüsteten, stets schlagfertigen Heere bewaffnet war, an die Spitze aller Staatsgeschäfte traten, so daß sich auch die übrigen Verwaltungsweige der auswärtigen Politik unterordneten und ihr dienten. Aber derselbe Richelieu, welcher mit aller Energie eines durch den Bürgerkrieg aufgeregten Geistes die Grundsätze des Despotismus verband, hatte in das französische Cabinet einen über Europa Furcht und Zwist verbreitenden Machiavellismus eingeführt, welcher ganz das Gegentheil war von der geraden Politik Heinrichs IV. und seiner talentvollen Minister Sully, Billeroy, Jeannin und Dossat, die mehr Sicherstellung als Eroberung zum Zweck hatten. Richelieu dagegen hielt, die Ruhe des Friedens fürchtend, sich nur für sicher mitten unter dem blutigen Hader der Völker, die er mit ihren Fürsten durch geheime Kundschafter entzweite, und durch Gewaltschläge, die jeden Widerstand zu Boden warfen. Seit dem westphälischen Frieden blieb das Streben der französischen Politik stets auf Vergrößerung an Macht und Ansehn nach Außen gerichtet, und die eigennützige Herrschsucht der Minister verwickelte den Staat absichtlich in unaufhörliche Kämpfe, um desto länger dem König unentbehrlich zu seyn. Französische Unterhändler, geheime und öffentliche, durchspähten ganz Europa; sie drangen selbst in Siebenbürgen, Polen und Rußland ein; sie setzten in Schweden die Parteien zusammen; und über Persien dehnte die französische Diplomatie ihr Gespinnst bis nach Indien und China aus. Richelieu hatte der französischen Staatskunst den Charakter fühner Entschlossenheit und Hinterlist gegeben; nach ihm mußte Mazarin durch seine Persönlichkeit die gefälligen Formen einer kalten Höflichkeit mit ihr zu vereinigen. Seine furchtsame Treulosigkeit verbarg sich hinter dem zweideutigen Sinne der Verträge, oder suchte nur Zeit zu gewinnen, um durch fein berechnete Umwege das Ziel zu

erreichen. Diesen doppelten Charakter zeigte die französische Staatskunst bis zur Restauration im J. 1814, nur daß nach Zeit und Gelegenheit bald die eine, bald die andre Seite sichtbar wurde. Unter Ludwig XIV. wirkte sie, bei dem Glanze des Hofes, bei der Allgemeinheit der französischen Sprache und Sitte, und bei dem Waffenglücke der Nation, um so rascher und entscheidender, da sie sich mit dem Schimmer der Größe umgab, ja zu Zeiten selbst die Miene des Edelmuths annahm. Nach dem Frieden von Nimwegen ward sie entschlossen despotisch. Ludwigs Minister deuteten die Verträge willkürlich. Gewalt, Randschaft, Bestechung, geheime Aufwiegelung und Betrug galten ihnen gleichviel, wenn sie nur zum Ziel gelangten. Gegen das Ende seiner Regierung war die Politik Ludwigs so wenig von Härte und Stolz frei, als von Thorheit. Sie bestrafte sich selbst; aber ihr glänzendes Beispiel ward verführerisch für die übrigen Staaten. Denn in allen Cabinetten fing jetzt an zu gähren der Durst nach Vergrößerung und die Leidenschaft, sich gegenseitig zu berauben und zu demüthigen: daher das Spiel der stets wechselnden Bündnisse, welches ein scheinbares Gleichgewicht der sich widerstrebenden Kräfte hervorbrachte, so lange nämlich die Furcht vor Frankreichs Uebermacht die gegenseitige Spannung von allgemeiner blutiger Verzweiflung zurückhielt. Bei allem dem hatte Deutschland in vier Jahrhunderten an Frankreich vor der Revolution 7840 Quadratstunden Land mit 8 Mill. 270,000 Einwohnern verloren. Was insbesondere die französische Staatskunst in dem Zeitalter Ludwigs XIV. auszeichnet, ist die Einführung des diplomatischen Kunstmittels, den öffentlichen Verträgen besondere, und bald nach diesen, auch geheime Artikel beizufügen. Richelieu hatte sogar Scheinverträge geschlossen, um darunter den wahren zu verbergen. So weit ging jetzt die französische Unterschämtheit doch nicht! Doch ist zu bemerken, daß die französische Eroberungspolitik jetzt zugleich den Handelsvortheil und die See- und die Colonialmacht mit umfaßte; allein nicht nach einem umsichtigen und feststehenden Plane, indem die Vergrößerung an Land- und das Continentalinteresse stets ihr Hauptzweck blieben. Unter den ausgezeichneten Staatsmännern in der französischen diplomatischen Schule seit Richelieu, müssen die Bassompierre, die beiden d'Avauz, Servien, Lyonnez, d'Estrade, Courtin, Pomponne, Croissi, Torci, und die Cardinale Janson und Polignac genannt werden. Unter diesen pflegte der geistvolle, edle und feste Torci (Ludwigs XIV. Minister) zu sagen: Quo le meilleur moyen de tromper les cours, c'était d'y parler toujours vrai. — Dagegen ward nach Ludwigs XIV. Tode das französische Cabinet durch den Cardinal Dubois im eigentlichen Sinne entehrt. Betrug und grobe Lüge, Verfälschung der Staatsbriefe, Anstellung verworfener Menschen, ein nach allen Seiten hin verbreitetes Bestechungs- und Randschaftersystem, und jedes andre unredliche Mittel bezeichnen den Gang der Verwaltung dieses käuflichen Ministers, dessen Lieblingspruch, den er den Regenten schon bei der Erziehung eingeprägt hatte, so lautete: que pour devenir un grand homme, il fallait être un grand scolarat! ein Sag, den Dubois's in der Geschichte gebrandmarkter Name selbst widerlegt, ob ihm gleich diplomatische Gewandtheit und Thätigkeit beim Abschluß der Tripel- und Quadrupelallianz, welcher Frankreich einen dreißigjährigen Frieden mit England verdankte, nicht abgesprochen werden mag. Doch arbeitete mit und unter ihm der uneigennütige Pecquet. In der Folge gewann der friedliche, offene und rechtliche

Charakter des Cardinals Fleury dem französischen Cabinet wieder die Achtung von Europa. Dieser bedächtige, nur zu wenig entschlossene Minister war der Vermittler des Friedens bis 1740, wo die beiden ehrgeizigen Belle-Isle den gutmüthigen Greis in den österreichischen Erbfolgekrieg hineinzogen. Außer ihm zeichneten sich durch diplomatische Talente aus: Morville, Chavigny, Villeneuve, der Marquis d'Argenson und der Marschall Adrien de Noailles. Indes verrieth bald darauf unter Bernis und andern Ministern das französische Cabinet eine gewisse Schwäche und Mangel an Tact, der freilich zum Theil auch aus dem Mißgeschick im Kriege entstand. Ludwig XV., ein König, der in der Regel anders sprach und handelte, als er dachte, faßte daher den sonderbaren Entschluß, ein geheimes diplomatisches Cabinet zu errichten, dessen Wirksamkeit nicht nur einem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, dem Herzog von Choiseul, unbekannt war, sondern das diesem oft sogar entgegenarbeitete. Der Prinz von Conti leitete 12 Jahre lang, seit 1743, die auswärtigen Unterhandlungen desselben nicht ohne Erfolg gegen Oesterreich. Er bildete in Polen aus, was man Frankreich nordisches System nannte; allein der Vertrag des Hofes von Versailles mit dem wiener Cabinete vom 1sten Mai 1756 gab dieser geheime Diplomatie, welcher nun der Graf von Broglie verstand, eine dem wohlverstandenen Interesse Frankreichs entgegengesetzte Richtung, auf welche besonders die Marquise von Pompadour einwirkte. Dabei geschah es nicht selten, z. B. in dem über die Aufhebung der Jesuiten geführten, höchst merkwürdigen Staatsbriefwechsel, daß der Minister die Schreiben auswärtiger Geschäftsführer, wenn sie nicht im Sinne des Staatsraths und der Frau von Pompadour abgefaßt waren, umarbeiten ließ, und nach seiner Absicht beantwortete, so daß jene glaubten, sich undeutlich ausgedrückt zu haben, oder nicht recht verstanden worden zu seyn. Uebrigens mischten sich die Ränke der Höflinge und der Buhlsweiber des Königs in die Diplomatie; eine Folge derselben war im Jahr 1770 die Verbannung eines durch Geist, Charakter und Geschäftsführung gleich rühmlich ausgezeichneten und persönlich uneigennütigen Staatsministers, des Herzogs von Choiseul. Auch das Unglück der französischen Waffen häufte Verlegenheiten auf Verlegenheiten, denen nur ein Mann wie Choiseul begegnen konnte. Sein System war, im Bunde mit Oesterreich und Spanien, Englands Uebermacht herabzuziehen, in Polen aber und bei der Pforte Rußlands Fortschritte aufzuhalten. Unter günstigern Verhältnissen würde er der größte Staatsmann seiner Zeit gewesen seyn. Nach seinem Abgange wurden die Schwäche und Unsicherheit, so wie der Leichtsinns des französischen Cabinets, immer sichtbarer. So konnte Polens Theilung erfolgen. Der Graf von Murepas gab lieber den Ereignissen nach, als daß er sie zu lenken versucht hätte. Der ernstere, Würde, Höflichkeit und Feinheit überall in der Form berücksichtigende Graf von Bergennes setzte bei aller Arbeit amkeit, die er besaß, seine Politik vorzüglich in das Hinhalten, und verschanzte sich hinter diplomatischen Formen. Dazu nöthigte ihn Frankreichs innere und äußere Lage. Sein größter Fehler war der Beschluß, die Freiwerbung der Nordameritaner gegen England zu unterstützen. Dies führte unmittelbar die Revolution herbei. Unter den durch musterhafte Staatschriften ausgezeichneten französischen Diplomaten aus der letzten Zeit müssen noch Praslin, Rivernois, Chavigny, Havrincourt, Baugayon, Breteuil, Choiseul-Gouffier und Anneval genannt werden. Durch

Die Revolution, welche die alte Hofpolitik in Nichts auflösete, erlitt auch die französische Staatskunst eine gänzliche Umschaffung. Alle bisher erschlafenen Springsfedern derselben, Genie und Kraft, Kühnheit und Arglist, wurden aufs Neue angespannt. In ihrem leidenschaftlich heftigen Zusammenwirken erhielten sie, vom Drange der wildesten Umstände gepeitscht, von dem schärfsten Blick kalter Berechnung gelenkt, und von dem gewaltigsten Waffensysteme beflügelt, eine diplomatische Furchtbarkeit, die oft die Kraft des Samwerthes noch überbot. Doch änderte die revolutionäre Staatskunst ihre Formen nach dem Charakter der verschiedenen Epochen der Revolution. Die Mehrheit der ersten, oder der constituirenden Nationalversammlung wollte das Beste mit reiner Absicht; allein ohne Erfahrung und angestüm unternahm sie ein Werk, dem sie nicht gewachsen war. Durch die Errichtung eines diplomatischen Ausschusses drängte sie sich in die Geheimnisse des Cabinets eines unentschlossenen Königs ein, dessen in den Augen der Nation verächtliche Schwäche schon die Unruhen in Holland im Jahr 1798 verrathen hatten. Zwei Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Montmorin und de Lessart, wurden die Opfer des Volkshasses. Hierauf erhielt Dumourier die Leitung der Staatsbände im Jahre 1792; und mit ihm beginnt die neue, schwertumgürtete Form der revolutionären Diplomatie. Er führte in die Verhandlungen eine der Würde der Regierungen und der bis dahin beobachteten Schicklichkeit entgegengesetzte Sprache ein, wodurch zuerst mit Sardinien ein Bruch erfolgte. Die für die geheimen Ausgaben seiner Verwaltung bestimmte Summe von anderthalb Millionen wurde bis auf fünfsehalb Millionen Eiores erhöht. Sofort suchte er durch besondere Verträge mit deutschen Fürsten die Neutralität des Reichs zu gewinnen, das von der Nationalversammlung durch Verletzung der bestehenden Verträge beleidigt worden war. Hierauf foderte der Minister Oesterreich zum Kriege heraus. Die Erklärung der preussischen Heersführers, des Herzogs von Braunschweig, vom 25sten Juli 1792 reizte den Nationalstolz zur wildesten Erbitterung. Mit diesem Haffe hielt jetzt die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, welche schon den Händen des Königs entwunden war, gleichen Schritt. Endlich riß der Sturz der französischen Monarchie das ganze Staatsgebäude von Europa aus seinen Fugen; und der Friede zu Basel 1795 war der erste Triumph der revolutionären Politik der Volksherrschaft über die Cabinetspolitik der Coalition. Diese ward hierauf durch Englands Handels- und Colonialstaatskunst überwältigt, zu neuen Eroberungen auf dem festen Lande hingetrieben, woraus sich endlich das französische Continentalsystem entwickelte. Das Directorium suchte dasselbe durch Republicanisiren, mit größerem Erfolge suchte es Napoleon durch Einverleibungen und Bundesseffeln zu befestigen und zu erweitern. Beide entsagten ohne Scheu jeder Rücksicht auf Völkerrecht und Treue. Durch Lockungen von Gebietsvermehrung und von liberalen Ideen täuschend, oder mit Vernichtung drohend; zogen sie bald die Fürsten von den Völkern ab, bald diese von jenen. Endlich unterlagen die Fürsten und die Völker. Zu bekannt sind die Ergebnisse dieser Politik der Arglist auf der einen und des Irrthums auf der andern Seite. So herrschte einst Rom über die Städte Griechenlands und die Könige in Aien! Aber Napoleons ungezügelter Wille zerstörte selbst mit eiserner Faust das Werk der Revolution, den erblichen Kaiserthron. Vergebens warnte der kluge Tallyrand, vergebens der umsichtige Fouché! Pitt hatte die

Hoffnung der Cabinetter, Spanien die Hoffnungen der Völker aufrecht erhalten. Der Brand von Moskau flammte über Europa auf; und begeistert erhob sich der Muth der Völker im nördlichen Deutschland. Da brachen zusammen alle Federn der militärischen Diplomatie. Aber nach dem Siege der Völker kehrten die Höfe zu der gewohnten Staatskunst zurück. Talleyrands Besonnenheit und der Grundsatz der Legitimität richteten den Thron der Bourbons, und mit ihm die altfranzösische Diplomatie wieder auf. Diese entwand der Nation das Recht, die Constitution sich und dem Könige zu geben. Doch fing sie jetzt an zu stammeln die Sprache liberaler Ideen; und Ludwig XVIII. heller Verstand ergriff diesen Anker, um sich auf dem wankenden Throne im Gedränge der Parteien zu erhalten. Seitdem kann man die französische Staatskunst in Hinsicht auf d. s. Innere die constitutionelle, in Hinsicht auf die äußern Verhältnisse aber die durch den Vertrag von Chaumont gebundene nennen. Was sie von dem apostolischen Stuhle in Hinsicht der gallicanischen Kirchenfreiheit erlangen wird, ist noch nicht entschieden. Ueber die Geschichte der französischen Diplomatie bis 1792 s. Flanagan, *Hist. générale et raisonnée de la Diplomatie française ou de la Politique de la France*. 2 Ed. Paris 1811. 7 Vol. 8. K.

Französisches Theater. Daß eine fortlaufende Geschichte des französischen Theaters unmöglich sey, gestehen die Franzosen selbst. Gegen das Ende des 14ten und zu Anfange des 15ten Jahrhunderts beginnen die beglaubigten Data mit der Passionsbrüderschaft (*Confrérie de la Passion*), welche geistliche Dramen aufführte, *Mysterien* genannt. Eine derselben von der Passion unsers Herrn Jesu Christi gab der geistlichen Schauspielergesellschaft den Namen. Wer sich von ihren Vorstellungen näher zu unterrichten Lust hat, der kann es aus dem ersten Bande der *Histoire du théâtre françois des Brûlés Parfaits* (Amst. 1735. 15 Bde.). Mit den Passionsbrüdern wetteiferte nachher die *Bazoche*, eine alte privilegierte Verbindung von Advocaten, Procuratoren und andere Justizofficianten zu Paris, die schon lange im Besiz des Vorrechts gewesen war, die öffentlichen Ceremonien und Feste zu reguliren. Diese fing jetzt an, unter dem Titel *les Clercs de la Bazoche* (Schreiber der Bazoche), mit den Passionsbrüdern zu concurriren, und nannte, eben dieser Concurrenz wegen, ihre Dramen *Moralitäten*, die man indeß als eine bloße Abart der Mysterien nur mit einem andern Namen betrachten muß. Neben den Moralitäten entwickelte sich jedoch durch sie auch die *Farce*, deren eine, die von Meister Pathelin dem Advocaten, eine ungemeine Celebrityt erhielt und verdiente. Muthmaßlich wurde sie 1480 zum ersten Male aufgeführt, und gab der Dramatik ihre nochmalige Richtung. Man darf dies wohl vermuthen aus der dritten Schauspielergesellschaft, die jetzt auftrat. Sie gab sich den Titel der Kinder ohne Sorgen (*les Enfants sans Soucy*), ihr Vorsteher hieß der Narrenfürst (*Prince des Sots*), ihre Stücke nannte sie *Sottisen*, *Dummbartspiele*; es waren satirische Stücke, mit der Tendenz, alle Narren zu züchtigen, beiher aber auch, und zu Zeiten wohl hauptsächlich, Parteien und Individuen aus der großen Welt zu verpötern. Außer den Nachrichten von diesen drei Gesellschaften weiß man von dem französischen Theater bis auf die Zeiten Franz I. so viel als nichts. Unter der Regierung dieses Königs bereitete sich im Stillen vor, was sich unter seinem Nachfolger Heinrich II. offenbarte. In der Schule der grie-

Hischen und römischen Classiker gebildet, trat Jodelle mit Schauspielen auf, von denen man bisher keine Ahnung gehabt hatte, und sie alles in Erstaunen setzten. Die übrigen, unter dem Namen des Siebengeßirns (s. franzöf. Poesie) bekannten, Dichter, so wie la Peruse, Garnier u. A., schlossen sich an ihn an, und so wurde die Mitte des 16ten Jahrhunderts der Zeitpunkt, in welchem sich der französische Geschmack mit eigenthümlichen Grundsätzen an alten classischen Mustern nachzubilden suchte. Das Vergangene gerieth in Vergessenheit, und man strebte einem neuen Ziele zu. Die nachfolgenden Dichter bis auf die Zeit Ludwigs XIII. vermochten, bei der Kraftlosigkeit ihrer Werke, freilich nicht, die Fortschritte zu beschleunigen. Mayret, Rotrou, Durier u. A., die mit gesundem Verstand einen edleren Ausdruck verbanden, kamen dem Ziele schon näher, bis endlich der erhabene Corneille mit seiner Kraft, der rührende Racine mit mehr Zartheit, der lebendige Sittenmaher Molière mit seiner geregelten Komik, und späterhin Voltaire an jene sich anschließend, die Gestalt der Bühne bei den Franzosen, wie es scheint, unwiderruflich festgesetzt haben. Weder die Anregung der Aufmerksamkeit auf Shakspeare, noch die von der Nationalansicht mehr oder minder abweichenden Ansichten eines Diderot, Beaumarchais u. A. haben im Wesentlichen etwas zu ändern vermocht; man hat sich ein System der dramatischen Kunst entworfen, welches als einzig gültig practisch befolgt, und wovon jede Abweichung als eine Sünde wider den guten Geschmack betrachtet wird. Wie es mit diesem System stehe, das hat früher Lessing in einer Dramaturgie, neuerlich A. W. Schlegel in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur zur Genüge gezeigt. Was für den Umfang dieses Werks hierüber gesagt werden kann, soll unter den einzelnen Artikeln (Schauspiel u. s. w.) gesagt werden. Hier beschränken wir uns auf das, was man eigentlich theatralisch nennt, auf Einrichtung der Bühne und Aufführung der Stücke. Daß beide mit dem Fortgang der dramatischen Literatur einen gleichen Schritt halten werden, erwartet wohl jeder von selbst. Die Passionbrüderschaft führte anfänglich ihre Stücke auf freier Straße auf, nachher wählte sie ein Gebäude, worin sie es mit mehrerem Vortheil konnte. In dem Dreieinigkeitshospital hatte sie ihr erstes Theater, wo sie an Festtagen spielte; später erhielt sie einen Theil des Hotel von Bugund. Das hier errichtete Theater war im Hintergrunde eben so wie jetzt, mit hinter einander erhöhten Sitzen, Etablies genannt (der höchste hieß das Paradies); auf der Bühne aber sah es anders aus. Von Decorationen war nichts vorhanden. Wenn das Stück anfing, sah man jede der spielenden Personen in einer Art von Chaise sitzen, woraus sie hervorkam, wenn sie die Reihe traf. Saß sie, so galt sie für abwesend. Eine Art von Nische mit Vorhängen bildete ein Zimmer, dessen Bestimmung war, gewisse Vorfälle, die sich dem Auge nicht darbieten ließen, zu verbergen, z. B. die Niederkunft der heil. Jungfrau u. a. m. Die Enfants sans Soucy spielten auf Bühnen an einem öffentlichen Plage, in der Halle; die Cleres de Bazoches, die gewöhnlich nur drei Mal im Jahre Vorstellungen gaben, spielten in Privathäusern, eine Zeit lang auch im Schlosse und Palaste. Nach mancherlei Schicksalen, welche beide Gesellschaften betroffen hatten, indem man ihnen abwechselnd zu spielen verbot und wieder erlaubte, wurden beide gänzlich aufgeboden, die Bazoches 1545 vom Parlament, die Enfants sans Soucy vor 1612. Beide



ben Jahre nach Molière's Tode beide französische Gesellschaften im Palais Royal zu dem Théâtre françois vereinigt hatten, das Theater im Hotel de Bourgogne eingeräumt. Man kennt dieses Theater nachmals unter dem Namen des italienischen, welches unter Ludwig XIV. wegen der Frau von Maintenon geschlossen werden mußte. Der Prinz-Regent eröffnete es wieder, und die Schauspieler nannten sich seit der Zeit Troupe Italienne de S. A. le duc d'Orleans, Régent de France. So hatten sich zwei Haupttheater in Paris gebildet, das eigentlich französische und das italienische. Zu diesen kam bald noch ein drittes, das Theater der komischen Oper, deren Geburtsort und Wiege das Jahrmarktstheater war, wo sich die Oper aus den Vaudevilles, erst durch zufällige Veranlassungen, dann durch absichtliche Ausbildung, entwickelte. Einige der feinsten und vorzüglichsten Köpfe unter den komischen Dichtern nahmen sich ihrer an, und so erhob sich das Theater der opéra comique zu gleichem Range mit den vorigen. Alle drei Theater zählten berühmte Schauspieler unter ihren Mitgliedern. Wer kennt nicht vom Théâtre françois einen Le Kain, Baron, eine Gauffin, Dumesnil, Clairon, Fleury u. A., oder vom italienischen einen Garlin, Lelio, Riccoboni u. A. Nachher haben sich die pariser Theater — die man, als die tonangebenden, allerdings mit dem französischen Theater überhaupt als synonym betrachten muß — bis auf 16 vermehrt, die aber seit 1806 auf 3 beschränkt wurden, vier große und vier kleinere. Unter den Künstlern jener zeichnen sich Talma, Fleury, die Duchesnois und die Georges aus. Die Fortschritte, welche die theatrale Kunst auf diesen Bühnen gemacht hat, müssen von der Zeit an gerechnet werden, wo Corneille, Racine und Molière mit ihren Stücken erschienen. Bis auf Voltaire geschah manches, ihm blieb jedoch viel zu reformiren übrig, und seinen Nachfolgern noch genug. Voltaire drang vornehmlich auf Reinigung und Erweiterung der Bühne und verlangte eine majestätisch geschmückte Scene. Hätte er nur auch auf angemessenes Costume und auf Kunstwahrheit und Einfalt in den Darstellungen gedrungen! Aber auch diese Kunst war in Frankreich unglaublich manierirt. Nicht allein die abenteuerliche Oper war durch Herkommen starrer und steifer geworden, auch die Tragödie ward in Reisedecken gespielt, und eine hohle, affectirte Declamation trug ihre Meisterwerke vor. Dieses ging so weit, daß selbst Voltaire, bei Vorlesung seiner eigenen Stücke, in einen ausdruckslosen, eintonigen Bombast versiel, und sich überzeugt hielt, daß auf diese Weise die Würde seiner Stücke ausgedrückt werde. Zur Zeit Ludwigs XIV. erschien August mit einer viereckigen Perücke auf der Bühne, die ihm vorn bis auf den Gürtel herunterhing, diese Perücke war mit Lorbeerblättern gespickt, darauf trug er einen großen Hut mit einer doppelten Reihe Federn. Man spielte die Tragödie in neumodiger Hoftracht, mit großer Halskrause, Degen und Hut. Erst zur Zeit der Revolution hat sich dies verändert, und Talma hat auch hier ein bedeutendes Verdienst. Ein Umstand, der sich von den drei ersten stehenden Theatern herschreibt, und bei aller Vermehrung derselben sich erhalten hat, wirkte sehr stark auf die französische Bühne. Von den pariser Theatern ist nämlich jedes an eine gewisse Gattung gebunden, so daß selbst die Poetik einen Berührungspunkt mit der Polizei hat. Dieses hat wesentlichen Einfluß 1. auf die Stücke, Es erklärt sich daher der Mangel an Neuerungs- und Mischversuchen, die nur höchstens auf den unterge-



Frauen. Die Frauen (der edlere Sprachgebrauch bezeichnet jetzt damit das ganze Geschlecht) sind die Repräsentanten der Liebe, wie die Männer des Rechts im allgemeinsten Sinne. Liebe spiegelt sich in Form und Wesen, der Frauen und Entweihung der Liebe ist ihre (Verletzung des Rechts der Männer) Schande. Wie Frauen lieben und sich dem Manne hingeben, das bestimmt den Werth und das Wohl der Einzelnen, wie des ganzen Standes, in der Familie und im Volke, und hat dies bestimmt von Anbeginn des Menschengeschlechts. Das öffentliche und häusliche Verhältniß des Frauenstandes gab von je und gilt noch den richtigsten Maßstab echter Cultur im Staate, in der Familie, in einzelnen Menschen; Dennoch hat das schöne Geschlecht das Loos erlitten, bald übermäßig gepriesen, bald mit dem größten Unverstande herabgewürdigt zu werden. Man hat in weitläufigen Werken die Frage untersucht, ob sie wirklich zum Menschengeschlechte gehören; man hat sie bald Engel, bald Teufel genannt. Die letzte Benennung haben sich sogar diejenigen erlaubt, welche sie sonst wohl vergöttert haben, z. B. Boccaccio in seinem Triumph der Frauen. Diese Widersprüche lassen sich vielleicht erklären, wenn man bedenkt, daß die Schönsten unter ihnen wohl manche Leiden über ihre Verehrer verhängen. Zuvörderst müssen wir gestehen, daß im Wesen der Frauen eine Haupttugend gegründet ist, nämlich, daß Alles schlicht, Alles anständig und schon sey. Nicht ohne Ursache sprechen wir von einem schönen Geschlecht; denn die Kraft des Mannes wird durch die weibliche Anmuth gemildert, und alle Schönheit geht erst aus der ruhigen Verbindung dieser entgegengesetzten Naturen hervor. (S. den Art. Liebe.). Es ist allerdings ehrenwürdig, wenn die Frauen ihrer ersten Bestimmung eingedenk sind, wenn sie sich zu Gattinnen, Müttern und Hausfrauen bilden; aber man macht auch mit Recht die Forderungen, daß sie frei von bloßen ökonomischen Zwecken sich zu einer freieren Anschauung des Lebens, zum innern Leben selbst erheben sollen. Man findet aber freilich oft Verblüdung und Ueberspannung, besonders im Gebiete der Kunst und Wissenschaft, wo die Frauen ihrer Natur gemäß mehr die nahen als die ferneren Güter ergreifen sollen. Es ist zwar wahr, daß wir viele gebildete Schriftstellerinnen unter den Frauen besitzen (man darf nur an einige gefühlvolle deutsche Dichterinnen und an einige Romane französischer Frauen denken), allein es ist eben so wahr, daß sie nicht gerade in strengwissenschaftlichen Gattungen zu Schriftstellerinnen berufen sind. Es sey ihre Pflicht, den Schatz der Gefühle, dieses heilige Feuer, welches ihnen die Natur geschenkt hat, nur in Farben, Tönen, in der Poesie und Musik, oder im Umgange zu erhalten und zu vermehren. So werden sie gewiß auch vorthellhaft auf die männliche Welt wirken. Man hat dieser schönen und verschönernden Natur der Frauen nicht immer Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie standen in der alten Welt auf einer weit niedrigeren Stufe der Achtung, als in der neuern, und es wird nicht uninteressant seyn, den Ursachen davon ein wenig nachzuforschen. Die weibliche Natur ist sich gewiß immer gleich geblieben; aber in der Erziehung sowohl, als in der Staatsverfassung der alten Welt lagen die Veranlassungen, welche den Reiz und die Macht jener weiblichen Natur weniger hervortreten ließen. Wir finden allerdings bei den Griechen, um von diesen zuerst zu reden, schöne Beispiele der Bruder- und Schwesterliebe, auch der Gattenliebe; aber nichts ist bei ihnen von jener geistigen romantischen Ansicht des Weibes zu finden, wie sie im Mittelalter herrschte, auch nicht einmal Etwas von dem Geiste der Galanterie, welcher die neuern Zeiten bezeichnet. Als freundliche Verschönerin und







Fraueneis, ein durchsichtiger blätteriger Glasspath, welcher sich in dünne Blätter spalten läßt. Im Feuer verliert er seine Durchsichtigkeit. Mit dazu angemessenem weißen Thone vermischt, fließt er bei anhaltendem Feuer zu einer festen milchfarbenen Masse, die in Porzellan- und Glasfabriken zu Vasen, Lampen für Boudoirs, Schlafzimmern u. s. w. verarbeitet wird.

Frauentglas, russisches, ist ein Gossil aus dem Thongeschlechte und zwar eine Art von Glimmer. Man pflegt es auch Marienglas zu nennen, wiewohl diese Benennung eigentlich mehr dem Fraueneise zukommt, mit dem man das Frauentglas nicht verwechseln darf. Dieses besteht aus zarten glänzenden und durchsichtigen Blättchen, die sich wie das Fraueneis spalten lassen. In Ausland und Sibirien, wo man es in großen Stücken findet, dient es zu Fensterscheiben. Man hat es von brauner und weißer Farbe.

Frauenthaar, ein Name, welchen verschiedene officinelle Pflanzen wegen ihrer haarigen Blätter oder wegen ihrer den Haaren ähnlichen Ranten führen. Aus dem rothen (*Asplenium trichomanes* L.) wird der bekannte Sirop de Capillaire bereitet.

Frauentlob (Heinrich), der angenommene Name (eigentlich Breunlob, Breunentlob) eines Meistersängers aus dem vierzehnten Jahrhundert, dessen wahren Namen wir nicht kennen und von dessen Lebensumständen wir weiter nichts wissen, als daß er zu Mainz seine Kunst geübt und daselbst im Jahr 1317 gestorben. Nach Einiger Meinung soll er Doctor der Theologie, nach Andern Domherr zu Mainz gewesen seyn. In seinen Gesängen pries er vornehmlich die Tugenden des schönen Geschlechts. Daher erhielt er den Namen **Frauentlob** und wurde von den Weibern so hoch geschätzt, daß, wie man sagt, Weiber ihn mit eigenen Händen zum Grabe trugen, sein Grab mit Thränen benetzten und so viel Wein über dasselbe gossen, daß die Kirche überfloß. Gedichte von ihm finden sich in der manesschen Sammlung, in einem Codex zu Colmar und in einem zu Rom.

Frauentommer, oder fliegender Sommer, nennen wir die Fäden, welche im Herbst die Luft häufig durchziehen. Sie rühren von der fliegenden Sommerspinne her, welche die Größe eines Nabelknopfs, auf dem länglichen Vorderkopfe acht graue, in einem Kreise liegende Augen, ein eirundes Hintertheil und einen glänzenden schwarzbraunen, mit einzelnen Haaren besetzten Körper hat. Zu Anfange des August erscheinen sie zuerst in Wäldern, Gärten und Wiesen, wo die Eier ungestört ausgebrütet werden können, und dann auf den Feldern, die sie mit ihrem Gespinnst überziehen, um Insecten zu fangen. Der Wind zwirnt die feinen Fäden zusammen und führt sie durch die Luft.

Frauentvereine. Die Geschichte des sittlichen Lebens der Menschheit füllt wenig Blätter; aber diese gebühren vor Allen den Frauen. Und diese Blätter gehen nicht unter. Ueber Zeit und Raum erhoben, werden sie gesammelt in einer höheren Welt, die für die Titanen unseres Geschlechts, für die Länderverwüster und Völkerzertrümmerer nicht vorhanden ist. Der Herd des häuslichen Glücks ist der Hort des Vaterlandes. Welden leuchtet wohlthätig mild die Flamme der uralten Weisheit; und dieses heilige Feuer bewahren im keuschen Busen die Herzen der Jungfrauen und Frauen. In jeder Zeit, die das Völkerleben in seinem Innersten erschütterte, trat voran die Begeisterung der Liebe, und der Muth der Frauen. So unter den alten Völkern, in den Zeiten der Erniedrigung ihres Geschlechts. Die Natur in ihnen war oft mächtiger, als die Welt außer ihnen, welche sie gleich Leibeigenen schätzte.

Was Griechinnen und Römerinnen thaten, was die hispanischen, und die karthagischen Frauen, was unter den rohen Völkern die Heldinnen der Scythen, der Teutonen, der Britten, der Normannen leisteten: das hat offenbart die Allgewalt der aufopfernden Liebe, die von jeher das weibliche Gemüth zu ihrem Heiligthum erkor. Als hierauf das Christenthum die Fesseln des Weibes zerbrochen hatte, da erhob sich dieses Geschlecht mit eigenthümlicher Kraft auf die Höhen des sittlichen Lebens. Das fromme Werk christlicher Liebe, die caritas, ward ihr Beruf. Es quoll aus ihrem reinen, Gott geweihten Herzen, und trieb durch den Heldenmuth der Geduld zur unsterblichen That. So standen hoch im Mittelalter die Frauen. Ihnen huldigte das Ritterthum. Und wo sie nur ihren heiligen Beruf, die Wiederherstellung der Nationalität durch häusliche Tugend, erkannten und übten, da lebte auch die Nationallehre wieder auf. So wirkte auch in unserer Zeit bei den Völkern, wo das Fremde am wenigsten eindrang, und von denen es am mutigsten ausgestoßen wurde, das Meiste im Verborgenen der edle, vaterländische Sinn der Frauen. Dies geschah in Spanien, in Rußland und in Deutschland. Und damit er schneller und zweckmäßiger wirkte, schlossen sie unter sich Vereine. Der wiener Frauen-Verein war einer der ersten. An seiner Spitze stand die im J. 1816 verstorbene Caroline, Fürstin Lobkowitz, geborene Fürstin von Schwarzenberg. Er ist seit 6 Jahren ununterbrochen thätig. Jetzt ist die Vorsteherin desselben die Gräfin von Dietrichstein. Als hierauf das preussische Volk in dem heiligen Kampfe gegen Unterdrückung seines Nationalsinns tünd that, gingen auch die preussischen Jungfrauen, Gattinnen und Mütter, aus Eines Sinnes, den übrigen deutschen Frauen voran in Heldemuth, Edelsinn, Treue und Aufopferung. Es war, als ob in ihrem Herzen wieder auflebte und von neuem wirkte das Vorbild der verewigten Königin Luise! Eine königliche Prinzessin lieferte zuerst zu Befreiung der Kriegslasten ihren ganzen Schmuck an die Schatzkammer ab; und alle Frauen brachten dar, was ihnen lieb war. Sie legten ihre Trauringe nieder auf den Altar des Vaterlandes, und erhielten dafür von der Regierung eiserne Ringe, mit der Aufschrift: Ich vertausche Gold gegen Eisen. Jungfrauen, die kein erspartes Geld opfern konnten, verkauften ihr schönes Haar als Steuer für das allgemeine Wohl. Erlaubte in der Zeit eine Frau sich einen Schmuck, so war er aus Eisen. (Man höre hierüber das Zeugniß des jetzigen spanischen Staatsministers, D. Jos. Pizarro, damals Gesandten der spanischen Regentschaft am Berliner Hofe, in den deutschen Blättern, No. 94.) Ein blutiger Kampf umkreiste in jener ernstesten Zeit die Hauptstadt. Die Männer fochten; die Frauen pflegten die Verwundeten; die Jungfrauen boten den Erld ihres Fleißes zur Beihülfe dar. Um Ordnung in das Werk der Barmherzigkeit zu bringen, bildete man mehrere Vereine, die, auf verschiedene wohlthätige Zwecke ausgedehnt, noch fortbauern, und in ganz Deutschland mit edlem Eifer nachgeahmt wurden. Zuerst entstand der Mä d c h e n - Verein, seit dem 20sten April 1813, unter der Leitung der edlen Prinzessin Wilhelm von Preußen, einer gebornen Prinzessin von Hessen-Homburg; hierauf der weibliche Wohlthätigkeits-Verein, den 13ten Juli 1814, und im J. 1815 der patriotische Frauen-Verein, unter dem Voritze der Prinzessin Marianne von Preußen, vorzüglich bestimmt zur dauernden Verpflegung Hülfsloser, die seit 1813 mitgekämpft hatten. Ähnliche bildeten sich in allen größeren Städten der Monarchie. Dasselbe geschah bald darauf auch in

in andern Ländern. Schon im November 1813 erließen fünf wackere Jungfrauen in Leipzig einen Aufruf an deutsche Mädchen zu einem Verein zur Unterstützung der für die gerechte Sache Kämpfenden und Leidenden. (S. Deutsche Bl. No. 40.) Für die durch die Kriegsnoth verwaisten Kinder im Königreiche Sachsen sorgten der Muthersinn und die Großmuth der Frauen so thätig, daß nach der ersten Nachricht, die der Hülfsausschuß in Dresden 1814 bekannt machte, an 1000 Waisen dadurch gerettet wurden. Zugleich vereinigten sich für eben diesen Winter zur Errichtung und Fortsetzung einer Rumfordischen Suppenanstalt durch milde Beiträge, unter dem Vorstande zweier edlen Frauen, der Frau von Schönberg, geb. Gräfin Stollberg-Werliggerode, und der Frau von Ferber, mehrere gebildete Frauen in Dresden, welche jene Beiträge sammelten und die Anstalt persönlich besorgten. Ähnliche Vereine entstanden im J. 1814 in Hamburg, um für die dringendsten Bedürfnisse der zurückkehrenden arbeitenden Classe zu sorgen, und den armen Fabrikanten aufzuhelfen. In Düsseldorf bildete sich im Sept. 1814 eine Gesellschaft deutscher Männer und Frauen, um den aus dem Vaterlandskriege zurückkehrenden Verstümmelten oder dienstunfähigen Kriegern ruhige und heilere Zufluchtsörter zu bereiten. Mit gleichem Gemeingeiste waren von der ersten Zeit des Kampfes an für die verwundeten Krieger mildthätig wirksam die Einwohner der Stadt Altenburg. Schnell verbreiteten sich seitdem über alle Länder deutscher Zunge allgemein wohlthätige, von edlen Frauen gestiftete, Frauen-Verbindungen, die unter dem Schutze der Regierung noch jetzt planmäßig fortwirken. Die Frucht ihres Strebens reift im Stillen; und jedes Jahr erzeugt ähnliche Verbindungen. Es ist hier nicht der Ort, alle aufzuführen. Nur einige müssen genannt werden. In Bayern gibt es acht Hauptvereine der Frauen, zu Augsburg, Regensburg und a. a. O. In Württemberg blüht der Canstatter Verein unter seiner Vorsteherin, der Herzogin Wilhelmi. Die Frauen-Vereine in Weimar, Eisenach, Jena, Ilmenau, Ulrichshausen, Scherstedt, Magdaa und Stadt Sulza, deren wohlthätige Wirksamkeit insbesondere noch auf die Ausbildung der verlassenen weiblichen Jugend gerichtet ist, hatten bereits im J. 1817, 436 Kinder in Unterrichtsanstalten zu nützlicher Thätigkeit erzogen. Ähnliche Vereine gibt es in Plessen, zu Bremen, zu Braunschweig, Hannover, Lüneburg, Celle und fast in allen hannoverschen Städten. Den 29ten Oct. 1815 bildete sich ein solcher Verein in Copenhagen. Diese Gesellschaft, deren Schutzfrau die Königin von Dänemark ist, hat eine Schule zur Bildung tauglicher Diensthöten eingerichtet. Außer dem königlichen Hause zählte sie im J. 1817. 332 beitragende Mitglieder in Dänemark, und 78 in Westindien. Zu Osnabrück und Pesth hat im April 1817 die Fürstin Hermine, Gemahlin des Erzherzogs Palatin, einen Wohlthätigkeits-Frauen-Verein gestiftet, und ist als Schutzfrau an die Spitze desselben getreten. So erkennt man überall auch in dem weiblichen Sinne die Spur des edleren Zeitgeistes. Das Geschlecht, welches einst das Mittelalter in stillen Klostermauern, auf einsamen Ritterburgen, und im engen Hause des fleißigen Bürgers durch Sucht und Frömmigkeit zu milder Gesinnung erzog, das fühlt sich in unserem Zeitalter von demselben Christusinne zu der edelsten gemeinnützigen Nächstenliebe berufen. Aus dem Kreise des häuslichen Friedens tritt, erleuchtet und aufgeklärt, die himmlische Caritas an der Hand der Frauen in das gefährvolle, hartbedrängte öffentliche



net den Pasterhaften trifft. Fredegonde war glücklicher als ihre Schwägerin Brunehild, deren schreckliches Ende aus der Geschichte erkannt ist.

Fregatte ist ein Kriegsschiff, welches im Range nach dem Linien-
schiffe folgt. Es geht nicht so hoch über dem Wasser wie dieses, hat
in oder zwei Verdecke, und führt 20 bis 40 Kanonen. Ein Kriegs-
fahrzeug unter 20 Kanonen heißt nicht mehr Fregatte, sondern Cor-
vette. **Fregaton**, ein spanisches oder venetianisches mittleres Fahr-
zeug, mit viereckigem Hintertheil, kann 4—500 Tonnen laden und
wird meistens zum Uebersetzen der Kriegstruppen oder Abladung
er Galeren gebraucht. — In der Naturgeschichte heißt die **Fre-
gatte** ein Seevogel, von der Größe eines Huhns und mit so großen
Flügeln, daß sie ausgebreitet von einem Ende bis zum andern 14 Fuß
etragen. (*Pelecanus aquaticus*. L.)

Freiberg, eine wichtige Bergstadt im erzgebirgischen Kreise,
in der freibergischen Mulde gelegen. Das eingegangene Schloß
außerhalb der Stadt heißt Freudenstein. Die Zahl der Häuser
eträgt in der Stadt 676, und in den Vorstädten, wo Bergleute und
Schöpfer leben, 250. Sie war ehemals viel größer, wurde aber durch
den dreißigjährigen Krieg fast ganz verwüstet. Die Zahl der Ein-
wohner, welche um das Jahr 1540 gegen 20,000 betrug, beläuft sich
jetzt auf etwa 9000. In der dasigen Domkirche ist das churfürstliche
und herzogliche Begräbniß, woselbst die Churfürsten von Moriz bis
Johann Georg IV. beigesetzt sind. Ferner ist hier ein gutes Gymna-
sium mit einer ansehnlichen Bibliothek, und die durch ganz Europa
erühmte, im Jahr 1765 gestiftete Bergakademie, in welcher junge
Bergleute theils auf Kosten des Königs, theils auf eigene, theoretisch
und practisch unterrichtet werden. Sie steht gegenwärtig unter der
Leitung des großen Mineralogen Werner. Unter dem hiesigen Ober-
berg- und Oberhüttenamt stehen alle übrigen königlichen Berg- und
Schmelzhüttenwerke, und des freiberger Bergschöppenstuhls Entschei-
dungen stehen auch im Auslande in Ansehen. Das freiberger Berg-
werk wurde im Jahr 1169 angelegt. Die Anzahl der Gruben um die
Stadt, welche immer im Gange sind, beläuft sich auf 130 bis 150.
In Silber geben sie eine Ausbeute, die noch jährlich 28 bis 30,000
Mark beträgt. Sie liefern auch Kupfer, Zinn und Blei, und zwar
von letzterm jährlich einige 1000 Centner. Außerdem sind hier eine
Schwefel- und Vitriolhütte und zwei große Manufacturen von leoni-
nen Treppen und Spizen.

Freibeuter ist ein Seeräuber, der überall auf Beute ausgeht
und seine Flagge nach den Umständen ändert. Er ist von dem Raper
dadurch unterschieden, daß dieser durch eine Autorisation seiner Regie-
rung, den Raperbrief, bevollmächtigt, Feindseligkeiten nur gegen die
Nationen ausübt, mit welchen die seinige im Krieg befangen ist. Er
wird daher militärisch behandelt, der Freibeuter hingegen als ein
Räuber.

Freibriefe, (*Lizenzen*). Die Lizenzen verdankten ihre Ent-
stehung dem Bonapartistischen Continentsysteme. Als dieses durch die
Decrete von Berlin und Mailand und durch die dagegen englischer
Seits erlassenen Geheimrathsverordnung eine solche Ausdehnung er-
halten, daß dadurch aller Seehandel aufhören zu müssen schien, führte
die daraus erwachsende Noth und das von einer allgemeinen Handels-
barriere unvermeidliche Ungemach zu dem Nothbehelfe, durch gestattete
einzelne Ausnahmen von den angenommenen Regeln den immer steh-



zum zu halten; so wie z. B. der nachherige Feldmarschall v. Cour-
ere bei seinem Bataillon eine furchtbar strenge Disciplin handhabte.
In neuern Zeiten hat man das Wesen der Freicorps veredelt, sie zu
Versammlungspunkten freiwilliger Vaterlandsvertheidiger gemacht,
im leichten Dienst und kleinen Krieg zu gebrauchen versucht; nament-
lich bestand das im Jahr 1813 errichtete von Lützowsche Freicorps zum
größten Theil aus lauter gebildeten jungen Männern — unter ihnen viele
Ausländer, (wie Körner) — die man beklagen muß, daß sie durch ver-
schiedene widrige Verhältnisse verhindert wurden, ihren entschiedenen
Muth und kräftigen Willen nicht in dem großen Kampfe zu betheiligen;
doch war ihre schon angedeutete Bestimmung ihren Verhältnissen wohl
nicht ganz entsprechend, da es damals das Gemüth des Gebildeten mehr
ansprechen mußte, dem gehassten Feinde in offener Schlacht die Brust zu
setzen, als ihm durch Streifzüge u. Abbruch zu thun, wozu sich wohl
auch der leichte Cavallerist des stehenden Heeres vermöge seiner Dienst-
erfahrung besser eignet, als der neueingetretene Soldat, seinen übrigen
intellectuellen Vorzügen unbeschadet. Man vergl. den Art. Lützow
im fünften Bande.

Freidank. Unter dem Namen Freygebant, Freydanck, Freydanck
haben wir ein moralisches Gedicht in kurzen gereimten Versen (mei-
stentheils vierfüßigen Jamben), welches in das dreizehnte Jahrhun-
dert, und wahrscheinlich nicht in die letzte, sondern noch in die erste
hälfte desselben gehört. Zweifelhaft indeß ist es, ob Freidank der
wirkliche, oder (was am wahrscheinlichsten ist) bloß ein angenomme-
ner Name des Verfassers sey, der vielleicht auf die Freimüthigkeit der
Gedanken in diesem Gedichte Beziehung hat. Von den Lebensumstän-
den des Verfassers, für den man unrichtig den Kaiser Maximilian ge-
halten hat, ist gar nichts bekannt. Das Gedicht gehört unstreitig zu
den schätzbaren Denkmälern der altdeutschen Lehrpoesie, und hatte ehe-
dem ein ausgezeichnetes, classisches Ansehn. Es führt den Titel Be-
scheidendheit, und handelt in 4138 Versen vorzüglich von der Aus-
scheidung, im moralischen Thun und Lassen das gehörige Maß zu halten.
Die Lehren selbst hängen nicht zusammen, sondern bestehen meistens in
kurzen Sprüchen, Lebensregeln und Betrachtungen, die zwar öfters
ange von einem Hauptstücke handeln, aber unter sich nicht verknüpft
sind. Es herrscht im Ganzen nicht sowohl eigentliche Poesie als viel-
mehr Energie der Gedanken. Wir besitzen mehrere Handschriften und
Drucke des Freidanks, z. B. in Müllers Sammlung. Geb. Brandt
u. A. haben es umgearbeitet, erweitert und erklärt, s. Lessing Beiträge
zur Geschichte und Literatur.

Freie Künste, s. Kunst.

Freiesleben (Christoph Heinrich), ein gründlicher deutscher
Rechtsgelehrter, herzogtl. sachsen-gothaischer Cammerath und Berg-
rath zu Altenburg, starb 1733. Wegen seiner Stelle als Berg-
rath kannte er sich bisweilen, wenn er lateinisch schrieb, Ferrumontanus.
Er hat verschiedene, für das Studium der Rechtswissenschaft bleibend nüt-
zliche Werke herausgegeben. Die vorzüglichsten darunter sind folgende:
Corpus juris civilis academicum. Altenburgi 1721. 4. Dieses
Werk erlebte nach einander zehn Ausgaben, alle im nämlichen Format;
die letzte erschien zu Basel 1789. Der Verfasser hat nicht nur einen
durchaus correcten Text geliefert, sondern auch durch eine sinnreich
ausgedachte Methode das Nachschlagen der Titel sehr erleichtert, daher
auch sein Werk auf den Universitäten allgemein im Gebrauche ist. —
Corpus juris canonici academicum. Diesem Werke gebührt das



ren Freiheit thätig mitgewirkt hatten, und die hanseatische Region unter den Heeren der wider Frankreich verbündeten Mächte focht, erkannte der wiener Congress, an dessen Verhandlungen die Abgeordneten der Städte Theil genommen hatten, sie, nebst Frankfurt, als freie Städte; alle vier traten als solche am 8ten Jun. 1815 dem deutschen Bunde bei, und erhielten das Stimmrecht bei dem Bundestage. In dem 12ten Artikel der deutschen Bundesacte wurde ihnen das Recht zugesprochen, sich unter einander über die Errichtung eines gemeinsamen obersten Gerichts zu vereinigen. Für die Stadt Frankfurt enthält der 46ste Artikel der Generalacte des wiener Congresses besondere Bestimmungen. Sie wird durch denselben mit ihrem Gebiet, so wie es im Jahre 1803 war, für frei und als Mitglied des deutschen Bundes erklärt. Ihre Constitution soll vollkommene Gleichheit der Rechte zwischen den verschiedenen christlichen Religionsparteien begründen. Diese Gleichheit soll sich auf alle bürgerliche und politische Rechte erstrecken. Die Discussionen über die Wahl der Constitution und ihre Aufrechterhaltung sind an die Entscheidung des Bundestages verwiesen. Die Entwerfung und Begründung einer neuen Constitution für Frankfurt verursachte geraume Zeit hindurch eine große Spaltung der Meinungen in dieser Stadt; doch scheint zuletzt ein befriedigendes Resultat hervorgegangen zu seyn. Lübeck, Bremen und Hamburg haben ihre ehemalige Constitution, wie sie bis zum Jahre 1810 war, wieder hergestellt, und sind an dem Umfange ihres Gebiets nicht beeinträchtigt worden (s. d. Art.). Außer diesen vier freien Städten in Deutschland wurde, durch die Generalacte des wiener Congresses (Art. 6—10), auch Krakau unter dem Schutze von Rußland, Oesterreich und Preußen als freie Stadt erklärt, ihr von diesen drei Mächten eine völlige Neutralität zugesichert, und die Gränze ihres Gebiets genau bestimmt. Der additionelle Tractat der Generalacte enthält die übrigen Dispositionen des Congresses über die Constitution und die sonstigen innern Verhältnisse von Krakau.

Freigeding, Freigericht, Freigraf, s. Wehmgericht.

Freigeist wird gewöhnlich derjenige genannt, der die Lehren der geoffenbarten Religion verwirft, und bloß die der natürlichen annimmt. Deshalb nennt man ihn auch einen Naturalisten. Auch braucht man das Wort Deist (von deus, Gott), weil ein solcher zwar an Gott überhaupt glaubt, aber nicht an dasjenige, was die Offenbarung von Gott lehrt, wenn nicht auch die Vernunft dasselbe lehrt. Es ist jedoch dieser Redegebrauch nicht zu billigen. Denn einen freien Geist zu haben oder zu behaupten, ist Pflicht jedes Menschen, als eines vernünftigen Wesens. Ist doch Gott selbst der freieste Geist, und Gott ähnlich zu werden, ist ja, selbst nach der Lehre der Offenbarung, das höchste Ziel des menschlichen Strebens. Richtiger würde es daher seyn, denjenigen einen Freigeist zu nennen, der sich von den Banden des Irrthums und des Lasters, von welchen die meisten Menschen umstrickt sind, möglichst loszumachen sucht. Man vergleiche übrigens den Artikel Freiheit.

Freigelassene hießen bei den Griechen und Römern die von ihren Herren in Freiheit gesetzten Sklaven. Ein römischer Freigelassener trug zum Zeichen der Freiheit eine Mütze oder einen Put, nahm den Namen seines Herrn an, und wurde von diesem mit einem weißen Kleide und einem Ringe beschenkt. Durch eine Verordnung des Servius Tullius bekam er zwar mit der Freiheit das Bürgerrecht, gehörte aber zu den Plebejern und konnte nie zu einem Ehrenamte gelangen.

Der Freigelassene blieb zu seinem ehemaligen Herrn stets in einem gewissen Verhältniß der Pietät. Sie waren sich gegenseitige Hilfe und Unterstützung schuldig. Als in der spätern Zeit die Zahl der Freigelassenen übermäßig zunahm, und sie sich durch angemessene Gewalt und Reichthümer selbst schwachen Kaisern fürchtbar machten, erschienen allerlei Verordnungen, sie zu beschränken. So durften von 20,000 Sklaven im Testament nicht über 100 in Freiheit gesetzt werden. Außer dieser Freilassung eines Sklaven per testamentum, gab es noch zwei andere feierliche Arten, per censum und per vindictam. Erstere bestand darin, daß der Herr seinen Sklaven in die Bürgerliste des Censors eintragen ließ. Vom Tage der Lustration an wurde alsdann der Sklav für einen römischen Bürger angesehen. Die letztere Art war die feierlichste. Der Herr führte den Sklaven bei der Hand zum Prätor oder Consul, und sagte: „Ich will, daß dieser Mann frei sey nach Recht und Gewohnheit der Römer.“ Gab der Prätor seine Einwilligung, so schlug er mit einem Stabe auf den Kopf des Sklaven und sagte: „Ich erkläre diesen Mann für frei nach der Gewohnheit der Römer.“ Darauf bremte der Victor oder der Herr den Freizulassenden in einem Kreise herum, gab ihm einen Backenstreich und entließ ihn mit dem Bedeuten, daß er hingehen könne, wohin er wolle. War diese Ceremonie beendigt, so trug der Schreiber die ganze Verhandlung in das Protocoll des Prätors ein, und der Sklave holte sich den Hut, als das Zeichen der erlangten Freiheit, im Tempel der Göttin Feronia.

Freigut. Dieses Wort wird in verschiedenen Bedeutungen gebraucht. Einmal bezeichnet es Güter und Waaren, die von gewissen Abgaben frei sind, dann ein freies Landgut, auf welchem keine Schatzpfllichten lasten, ein frei eigenes Gut; dann auch ein Bauergut, welches nicht zu Frohnen und andern Dienstbarkeiten verpflichtet ist, sondern nur die gewöhnlichen Landsteuern oder einen Freizins bezahlt. In gewissen Gegenden nennt man sie Freimannshufen. In manchen Ländern versteht man unter Freigut ein solches, welches von Kriegs- und andern Lasten frei ist, und nur auf männliche Erben fällt; im Niederdeutschen und Westphälischen aber das Gut eines Freimannes, das gegen Bezahlung eines gewissen Zinses, der Freibede oder Leibebede, von einigen Lasten der Leibeigenschaft frei ist, aber doch nicht willkürlich verkauft werden darf.

Freihafen ist ein freier oder mit verschiedenen Freiheiten begabter Hafen, wo Schiffe aller Völker frei und ohne Zoll einlaufen und handeln können.

Freiheit ist, positiv ausgedrückt, dasselbe, was man mit einem negativen Ausdruck Unabhängigkeit nennt. So viel Arten der Abhängigkeit es also gibt, so viel Arten der Freiheit gibt es auch. Der Baum ist abhängig von dem Boden, in welchem er gewurzelt ist und von welchem er seine Nahrung zieht; er versinkt mit diesem Boden rettungslos in den Abgrund der Erde. Unabhängig ist der Vogel von dem Baume, auf dem er sitzt, und dem Boden, in dem der Baum wurzelt; frei schwingt er sich auf in die Lüfte, wenn Baum und Boden unter ihm versinken. Man sieht, daß hier unter Freiheit nichts anders zu verstehen sey, als das Vermögen der willkürlichen Bewegung, wodurch sich die Thierwelt von der Pflanzenwelt im Ganzen unterscheidet. Diese Freiheit hat der vernünftige Mensch mit dem vernunftlosen Thiere gemein. Sie muß also thierische oder animalische Freiheit genannt werden. Diese Freiheit ist

fenbar sehr beschränkt. Denn wie sehr sich auch das Thier willkürlich bewege, es ist doch an die Erde überhaupt gefesselt, und der stolze ar kann sich so wenig als der ihm nachstrebende Mensch über einen gewissen Punkt in der Atmosphäre hinaus erheben. Auch kann diese Freiheit durch zufällige Umstände mehr oder weniger beschränkt oder gar aufgehoben werden. Der kranke, eingesperrte, gefesselte Mensch findet sich hier wieder in gleichem Falle mit jedem vernunftlosen Thiere, das erkrankt, eingesperrt oder angeschlossen ist. Es gibt aber auch eine Freiheit, die sich der vernünftige Mensch vorzugsweise vor dem andern Thiere beilegt. Diese heiße also die menschliche oder humane. Sie ist wieder eine doppelte, eine innere, welche den Menschen an und für sich selbst betrachtet, und eine äußere, welche ihm in Verhältnisse zu andern Menschen betrachtet, zukommt. In Beziehung auf das Handeln heiße jene die sittliche oder moralische, diese die rechtliche oder juridische Freiheit, von welcher die bürgerliche oder politische nur eine besondere Modification ist. Die sittliche Freiheit (Freiheit des Willens) ist nämlich das Vermögen, sich selbst, unabhängig von den Forderungen des sinnlichen Triebes, nach den höhern Forderungen der Vernunft (den sittlichen oder Willensgesetzen) zu bestimmen. Ob dem Menschen ein solches Vermögen absoluter Selbstbestimmung zukomme oder nicht, ist von jeher im schwieriger Streitpunkt gewesen. Wenn man aber bedenkt, daß alle sittliche Beurtheilung menschlicher Handlungen, mithin auch alle Berechnung und Vergeltung derselben wegsallen würde, wenn der Mensch nicht frei wäre, daß ferner jedem unbefangenen Menschen sein innerstes Gefühl sagt, er könne allen Reizungen zum Bösen widerstehen, und seine Pflicht erfüllen, wenn er nur ernstlich wolle, daß endlich auch den ärgsten Bösewicht sein Gewissen von Zeit zu Zeit mit unerbitterlicher Strenge wegen seiner bösen Handlungen als solcher, die er hätte unterlassen sollen und können, zur Rechenschaft zieht: so dürften wohl diejenigen Recht haben, welche behaupten, es sey practisch nothwendig für den Menschen, an seine Freiheit zu glauben, wenn er auch die Möglichkeit eines so erhabenen Vermögens in einem Wesen, das zugleich der Naturnothwendigkeit unterworfen ist, nicht einsehen und begreifen könne. Die rechtliche Freiheit aber ist die Befugniß, von seinen Kräften einen von der Willkür Anderer unabhängigen Gebrauch im Verkehr mit ihnen zu machen. Da der Mensch sehr natürlich immerfort nach Erweiterung seines Wirkungskreises strebt, so wird er, sich selbst überlassen, zwar für sich diese Freiheit fordern, aber sie Andern nur so fern gestatten, als es seinen Bedürfnissen angemessen ist. Damit also die rechtliche Freiheit Allen im möglichsten Umfange zukomme, und überhaupt die Idee des Rechts in der Sinnenwelt realisiert werde, fordert die Vernunft einen Verein der Menschen, in welchem der Gesamtwille in der Gestalt eines Gesetzes und die Gesamtkraft in der Gestalt eines Herrschers an die Stelle des Privatwillens und der Privatkraft trete. Ein solcher Verein heißt eine bürgerliche Gesellschaft oder ein Staat (griechisch Polis). Daher heiße die rechtliche Freiheit eine bürgerliche oder politische, wiefern sie im Staate gesetzlich anerkannt und gehandhabt wird. Manche unterscheiden indessen die politische Freiheit von der bürgerlichen dadurch, daß sie jene auf den ganzen Staat, wiefern er theils unabhängig von andern Staaten ist, theils seinen erblichen Herrscher hat, sondern als ein sogenannter Freistaat von erwählten Personen









Freiherr (Baron), war ursprünglich ein Edelmann, der ein Lehngut besaß, mithin keinem Großen zu Diensten verpflichtet war, zum Unterschiede von adeligen Dienstmännern; besonders die großen freien Gutsbesitzer, die niemanden zu einer Lehnverbindung oder zu Hofdiensten verpflichtet waren. Sie erhielten über ihr großes Landguthum ganz die nämlichen Rechte, wie ursprünglich die Gouverneure über die Provinzen, auch Sitz und Stimme auf den Reichstagen. Sie gehörten zu dem hohen Adel (s. Dynast). Jetzt ist es bloßer Titel eines Edelmanns, der zwischen dem Grafen und dem gemeinen Edelmann in der Mitte steht. Die Baronin oder Baronne heißt auf deutsch Freifrau, Frein.

Freimaurer, **Freimaurerbrüderschaft** (**Freimaurerorden**, oft auch vorzugsweise **Maurer** und **Maurerei** genannt), eine über alle Erdtheile, so weit nur europäische Cultur reicht, mehr oder weniger ausgebreitete Gesellschaft von Männern aus verschiedenen Völkern, Ständen und Religionsvereinen, welche in abgesonderten Versammlungen oder Logen, unter dem Namen von Brüdern verbunden, eine gewisse Kunst, bildlich **Maurerei** oder **Freimaurerei** genannt, ausüben, die sie noch jetzt vor allen Nichtmitgliedern ihrer Gesellschaft, welche sie **Profane** nennen, bei ihrer Aufnahme zu verhehlen versprechen. Worin diese geheime Kunst bestehe, wird im Folgenden klar werden. Die seit etwa hundert Jahren so schnell erfolgte Ausbreitung dieser Gesellschaft von England, besonders von London, aus, über Frankreich, Deutschland, Schweden, Dänemark und über die europäischen Colonien in Amerika, Asien und Afrika; die bekannt gewordenen Grundsätze der Bruderliebe und der allgemeinen Menschenliebe, denen gemäß die Gesellschaft hilfsbedürftige Mitglieber, so wie Waisen und arme Kinder unterstützte, vereint mit dem Geheimnißvollen ihrer Arbeiten, welches gleichwohl in ungeschlächtern, durch die Brüderschaft selbst veranstalteten Abdrucken von Constitutionsbüchern, Logenreden, Gesängen, Apologien u. s. w. aus seinem symbolischen Gewande deutlich genug hervorschimmerte, um der Neugierde der Uneingeweihten eine bestimmte Richtung und Nahrung zu geben; ferner die Theilnahme und der Schutz mächtiger und einflußvoller Monarchen, und dagegen die oft harten Verfolgungen, welche Freimaurer, vorzüglich wegen des eidlischen Gelöbnisses der Verschwiegenheit bei der Aufnahme, in mehreren andern Ländern erfuhr: alles dies zieht die Aufmerksamkeit gebildeter Menschen auf diesen in seiner Art einzigen Männerbund. Die wesentlichen Beziehungen, worin die Freimaurerbrüderschaft auf die höhere Ausbildung der Menschheit steht, und die Umgestaltung, der sie im eignen Innern jetzt entgegenreift, veranlassen den Verfasser dieses Aufsatzes, einen Freimaurer, dasjenige, was sowohl dem aufgenommenen Freimaurer, als dem denkenden und gemüthvollen Nichtmaurer über diesen Gegenstand das wichtigste ist, kurz zusammenzustellen, ohne Rückhalt, nach bestem Wissen und Gewissen, so wie es ihm die Liebe zu der Brüderschaft; und die noch höhere Liebe zur Menschheit eingibt. Es kommt hier nicht darauf an, die geheimen Erkennzeichen und Gebräuche des Bundes darzustellen, welche bloß zu der eigenthümlichen Form desselben gehören; es soll vielmehr das Wesen und die Bestimmung desselben aus den Grundzügen seiner Geschichte, Verfassung und Gesetze erkenntlich gemacht, die Stufe, worauf er jetzt steht, bezeichnet, und die Hoffnungen angedeutet werden, welche der Menschenfreund über ihn nährt. Von ununterrichteten Freimaurern und Nichtmaurern ist

ie Meinung weit verbreitet worden, es stamme die Freimaurerbrüderschaft aus den griechischen, wohl gar aus den ägyptischen Mythen, der von den dionysischen Baukünstlern, aus dem pythagoräischen Verein, oder von den Essenern, in geschichtlichem stetigen Zusammenhange her. So wenig jedoch die oben genannten Stiftungen unter sich selbst in stetiges geschichtliches Ganzes ausmachen, so ungegründet ist auch die Ansicht, die Freimaurerbrüderschaft als zusammenhängende Fortsetzung irgend eines dieser Vereine zu betrachten. In Lawrie's Geschichte der Freimaurerei aus authentischen Quellen u. s. w. Edinburgh 804, überlegt von Burkhardt, Freiberg, 1810; vorzüglich in den Anmerkungen, S. 313 — 368, kann der Geschichtsforscher hierüber das Nähere finden. Das Folgende wird den Kenner des ägyptischen, griechischen und römischen Alterthums lehren, daß zwar der Freimaurerbrüderschaft dieselbe wesentliche gesellige Idee zum Grunde liegt, welche auch alle vorhin erwähnte Vereine besetzte, und in Jedem derselben auf eine eigenthümliche, jedoch einseitige und beschränkte Weise ausgebildet wurde; daß zwar ferner in den Lehren, so wie in einzelnen Bildern und Gebräuchen der Freimaurerbrüderschaft, schon in ihrer einfachen Urgestalt, noch mehr aber in ihren spätern abgearteten Gestaltungen, besonders in den verschiedenen, mit ihr von außen in Verbindung gesetzten Ordenssystemen und höheren Graden, mit dem, was von den Mythen und von der Lebensweise der philosophischen Schulen des Alterthums bekannt ist, sich unverkennbare Uebereinstimmungen zeigen; daß aber diese übereinstimmenden Dinge sämmtlich, nachdem alle jene Verbindungen des Alterthums längst erloschen waren, aus den heidnischen und christlichen Schriften des Alterthums, und zwar (was die erwähnten abgearteten Zweige und Einimpflinge der Freimaurerbrüderschaft betrifft) größtentheils von Männern, welche das Alterthum nur sehr oberflächlich kannten, und aus sehr unkritischen neuern Sammlungen in das schon auf eigenem Grunde bestehende Institut der Freimaurerbrüderschaft hineingetragen worden sind. Eben so ungegründet erweisen sich die geschichtlichen Hypothesen, daß die Freimaurerbrüderschaft im Mittelalter aus dem Orden der Tempelherren, oder auch was immer für einen andern geistlichen Orden, der später aus dem Jesuitenorden, oder, nach Nicolai, mittelbar aus den Rosenkreuzern, oder, nach Lessing, aus einer bis ins 17te Jahrhundert zu London im Stillen bestehenden, von dem Baumeister Christoph Wren bei dem Baue der Paulskirche daselbst an die Bauingenieure und an die bei ihnen zu Mitgliedern angenommenen Nichtbauingenieure, zum Theil exoterisch gemachten Tempelherrenmasonen entstanden seyn soll. Ein großer Theil dieser vor dem Lichte der kritischen Geschichtsforschung verschwindenden Annahme ist durch die absichtlich zu einem rituellen Gebrauche erfundenen Geschichten des Ordens (*historiae ordinis*), — hinter welche jedoch zum Theil, mittelst ihrer Namen- und Jahrzahlchiffre, wahre Geschichte der sogenannten oberen Grade und innern Oriente versteckt worden ist, — bei unforsichtigen Freimaurern veranlaßt worden. Auch die Ansicht, als sey die Freimaurerbrüderschaft aus der Zunft- oder Handwerkermaurerzunft entstanden, ist, im gewöhnlichen Sinne genommen, völlig ungegründet; denn die Freimaurerbrüderschaft entsprang nicht aus Gesellschaften bloßer eigentlicher Maurer und Steinmeger, noch aus Zünften, in Städten ansässigen Maurergewerken insbesondere, sondern längst zuvor, ehe es in irgend einem Theile von Europa Zünfte überhaupt, und ansässige Zünfte von Maurern, Steinmegern, Zimmerleuten

ten, Biegelbedern, Schloßern, Glasern, und von andern zum Bau erforderlichen Gewerken gab, bestanden viele und überaus zahlreiche Baucorporationen, welche alle jene Gewerke in Männern aus den gebildeteren Völkern Europa's, unter der Anführung und Regierung eines oder mehrerer Baumeister (Architekten) in ein Ganzes vereinigten. Durch Freiheitsbriefe der geistlichen und weltlichen Macht geschützt; und in eine eigne Verfassung zu jedem großen Bau vereinigt, errichteten diese Gesellschaften in allen Ländern des christlichen Europa's jene zahlreichen, zum Theil riesenhaften Werke des in seinen besten Meisterwerken ureigenthümlichen, erhabenen schönen Kunststiles, welcher gewöhnlich uneigentlich der gothische genannt wird. Diese Baucorporationen finden wir im Wesentlichen völlig ähnlich, und auf gleiche Weise aus Architekten und Bauleuten Italiens, Deutschlands, der Niederlande, Frankreichs, Englands, Schottlands und anderer Länder, nicht selten auch aus griechischen Künstlern gemischt; z. B. bei dem Bau des berühmten Klosters Batalha in Portugal (um das Jahr 1400), des Münsters und Thurmes zu Straßburg (um das Jahr 1015 — 1439) und des zu Eöln (um das Jahr 950 und 1248 — 1365), des Doms zu Meissen (im 10ten Jahrhundert), des Domes zu Mailand, des Klosters auf dem Berge Cassino — und bei allen merkwürdigen Bauten auf den brittischen Inseln. Daß nun aus diesen großen Vereinen von Künstlern und Werkleuten die Freimaurerbrüderschaft hervorgegangen, und durch welche Vermittelungen und Uebergänge sie endlich ein Bund geworden sey, der sich nicht mehr mit der eigentlichen Baukunst beschäftigt, dies ist das Ergebniß der neuesten kritischen Forschungen in der Geschichte der Freimaurerbrüderschaft. Hiervon die Grundzüge mitzutheilen, ist die nächste Absicht. Zwar können die Beweise hier nicht geführt werden, allein der Verfasser schreibt nichts, was bloß Hypothese ist, sondern nur, was ihn der Ueberblick zusammenhängender Thatsachen der Geschichte lehrt. Die ersten Gesellschaften des Alterthums, mit welchen die Freimaurerbrüderschaft in stetigem geschichtlichen Zusammenhange steht, sind die Baucorporationen, welche bei den Römern unter der Benennung der Collegia und Corpora bestanden. Die ersten Bünde von Bauleuten (collegia fabrorum) führte Numa, nebst mehreren andern Bündeverbindungen (collegium artificum), nach dem Muster der griechischen Kunst- und Priestergesellschaften in Rom ein, und verordnete ihnen angemessene eigne Bundeversammlungen und gottesdienstliche Handlungen. Nach dem Gesetze der zwölf Tafeln durften die Collegia, übereinstimmend mit der Gesetzgebung des Solon, sich selbst ihre gesellige Verfassung geben und unter sich Verträge schließen, wenn nur Nichts davon den öffentlichen Gesetzen zuwider war. Sehr früh verbreiteten sich die Bünde aller Art, besonders aber alle zum Stadtbau, Wasser- und Schiffbau erforderlichen Gewerke, durch alle Landstädte und Provinzen des sich unaufhaltsam erweiternden Römerstaates, und wirkten mächtig zur Verbreitung römischer Sitten, Wissenschaften und Künste. In jenen Urzeiten gestiftet, wo Staat und gesellige Religionsübung als ein ungetrenntes Ganzes nach dem Vorbilde der Familie gebildet wurden, waren die römischen Collegia, außer ihrer Kunstgemeinschaft, zugleich bürgerliche Anstalt und ein religiöser Verein. Diese für die Entfaltung der Menschheit fruchtbare Eigenthümlichkeit erhielten die Collegia, besonders die der bauenden Künstler und Gewerke bis an das Ende des römischen Reichs, und pflanzten sich dann auch in die Baucorporationen des im Mittelalter wiedergebundenen Bau-





icken Lebens im Mittelalter einzig und von unschätzbarem Werthe
 nd. Die ganze Freimaurerbrüderschaft befindet sich im Besig einer
 historisch-kritischen und philosophischen Bearbeitung dieser wichtigen
 Denkmale durch die Schrift: die drei ältesten Kunsturkunden
 der Freimaurerbrüderschaft u. s. w. 2 Bde. in gr. 8., Dres-
 den 1810 und 1812, worin zugleich die Beweise der geschichtlichen Be-
 auptungen des vorliegenden Aufsatzes größtentheils aus den Quellen
 ergelegt sind. Ehe aus einer von diesen Urkunden erwähnt werden
 inn, was zu dem gegenwärtigen Zwecke nothwendig ist, ist in Bezie-
 ung auf die Baucorporationen des zehnten Jahrhunderts in England
 anzuführen, daß dort ein eigener Umstand der Denkart, Verfassung
 und Beschäftigung denselben eine bestimmte Richtung und ein eigen-
 tümliches Leben gab. Schon seit einigen Jahrhunderten vor dem Ein-
 alle der Sachsen im Jahre 499 blühte in Britannien eine zahlreiche
 christliche Kirche, welche schon unter Diocletianus verfolgt wurde, und
 in den ältesten allgemeinen Kirchenversammlungen ehrwürdige Bi-
 schöfe sandte. Sie ward zugleich mit der römischen Cultur von den
 Sitten und Sassen verunstet und vertrieben, und nur in den Gind-
 en von Wales und Schottland, in den Inseln zwischen England,
 Schottland und Irland, vorzüglich in Anglesey und Mona, und in
 dem damals selbstständigen Irland fanden die Christen und ihre Lehrer
 Zuflucht, und setzten daselbst ihre retnapostolische, der orientalischen
 Kirche verwandte Lehre, Gebräuche und Verfassung fort. Die from-
 en, gelehrten und menschenfreundlichen Geistlichen dieser altbritti-
 schen Kirche, denen selbst der Mund der bittersten Feinde den Ruhm
 christlicher Heiligkeit zuerkennt, heißen Kuldeer, Keldeer,
 eilf-de, Colibei. Als Bischöfe und Kirchenlehrer, als Einsied-
 er, oder in große Klöster zu gottinnigem Leben und zu ernstem Stu-
 dium der Wissenschaften und der alten Sprachen vereinigt, waren sie
 der Volke Beispiel zugleich und Lehrer in Religion und in den Künsten
 und Fertigkeiten des geselligen, menschenwürdigeren Lebens. Zwar
 lebten sie, die Sachsen und ihre rohen Könige dem Christenthume
 und der Menschlichkeit zu gewinnen; allein nicht fähig, mit ähnlichen
 Mitteln und Waffen, als der vom Papst im Jahr 597, nebst vierzig
 Mönchen nach Britannien gesandte Augustinus, und die ihm nach-
 folgenden Bischöfe, das Reich Gottes auszubreiten und zu vertheidi-
 gen, waren sie genöthigt, sich mit dem stillen Einflusse auf einige bes-
 ere Könige und Große des sächsischen Reiches zu begnügen, und muß-
 ten die päpstliche Kirche überhand nehmen, sich selbst blutig verfolgt,
 und ihre großen Klöster und Klosterschulen in Wales, Anglesey und
 Mona zerstört, oder von päpstlichen Mönchen bezogen sehen. Dem
 milden und weisen Geiste Jesu treu, verschmähten sie dann in ihrem
 künftigen Eigenthume, auch die Aemter der Chorsänger, Bediener
 und Thürsteher nicht. Sie unterlagen endlich in England fast gänz-
 lich, ob sie gleich, besonders in Irland vor der Eroberung durch die
 Engländer, und in Schottland sogar bis zu der Reformation, nie ganz
 vernichtet worden sind, und wiewohl sich beweisen läßt, daß die ersten
 Reformatoren in England ihr Licht an dem Lichte derselben entzündet
 haben. Die Geschichte dieses ehrwürdigen Theiles der christlichen Geist-
 lichkeit, aus welchem unter Carl dem Großen und Alfred die
 größten Lehrer von ganz Europa hervorgegangen sind, ist von den
 Apflich gesinnten Geschichtschreibern absichtlich unterdrückt und ver-
 schwigt worden; nur erst wenige Schriftsteller haben angefangen, die
 Wichtigkeit derselben zu erkennen und die noch übrigen Nachrichten her-



daß St. Arbawar, ein würdiger römischer Ritter, um das Jahr 10 sich der Kunst angenommen, Einrichtungen und Grundgesetze (Chargen) bei den Maurern festgesetzt, sie Gebräuche gelehrt, ihnen Arbeit, einen guten Lohn, und einen Freibrief vom Kaiser Caracalla ausgewirkt habe, dem gemäß sie als eine Gesellschaft in Britannien unter Baumeistern stehn sollten.“ Hierauf wird die Verwüstung des Landes und seiner Bauwerke durch die nördlichen Völker und durch die Angeln und Sachsen erzählt, und dabei gesagt: „Endlich übertrug der Keltiber, und der Bischof in Rom ließ die Angeln und Sachsen zum christlichen Glauben bekehren; woraus immer mehr geschickte Bauleute in Britannien entstanden, welche von dem nachsächsischen Ueberreste der alten brittischen Baumeister unterwiesen wurden. Nun wurden die Kirchen in Canterbury und Rochester zuerst errichtet, und die ältern Gotteshäuser reparirt. Hernach schickte der König Carl Martell viele Maurer über das Meer nach Britannien, weil es die sächsischen Könige verlangt hatten; und so wurde die Baukunst unter Leitung der alten brittischen Baumeister immer mehr auf. Zu bedauern ist freilich, daß die Einfälle der Dänen manches schöne augustische Gebäude verwüstet, und daß sie viele Nachrichten von der Gesellschaft mit den Mönchen verbrannt hatten, worin die Logen schon damals gehalten wurden; diesem Mangel aber hat der fromme König Altheistan abzuheifen beschlossen. Er hat aber befohlen, daß die von dem heiligen Albanus eingeführte Einrichtung der Römer wieder hergestellt und bestätigt werde; daher er auch seinem jüngsten Sohne Edwin einen Befreiungsbrief für die Maurer, um sich selbst unter einander regieren und Einrichtungen um Gebethe der Kunst treffen zu können, ausgehändigt hat, weil dieser die Grundgesetze (Chargen) selbst angenommen und die Gebräuche erlernt hat. Er hat auch gallische Maurer kommen lassen, und sie nun mit zu Vorstehern bestellt, und die Einrichtungen der Griechen, Römer und Gallier, welche sie in Schriften mitgetheilt haben, nebst des heiligen Albanus Einrichtungen, durchsetzen lassen; und hiernach sollen nun alle Maurergesellschaften eingerichtet werden. Er hat auch hieher nach York zusammenberufen lassen, und die Vorsteher sollen auch nun die Gesetze vorsehen, welche schon in den alten glaubwürdigen Nachrichten, die durchgegangen worden sind, gefunden haben, und, welche zu beobachten, nöthig und gut ist; u. i. so.“ Nun folgen die sechszehn ältesten Gesetze selbst, welche mit allem, was mühsame Forschungen in den Quellen der Römer, und das Corpus juris über die römischen Baucorporationen ehren, genau übereinstimmen, und durch die reine christliche Lehre eredelt erscheinen. Unter diesen Gesetzen sind folgende die merkwürdigsten: „1. Die erste Pflicht ist, daß ihr aufrichtig Gott verehret, und die Gesetze der Noachiden befolgen sollt, weil es göttliche Gesetze sind, die alle Welt befolgen soll. Daher sollt ihr auch Bräutern meiden, und euch dadurch nicht an Gott versündigen. 2. Euerm Könige sollt ihr getreu seyn, ohne Verrätherei, und der Obrigkeit, wo ihr euch auch befinden werdet, gehorsam seyn ohne Falschheit. Hochverrath sey fern von euch, und erfahrt ihr des Etwas, so sollt ihr den König warnen. 3. Gegen alle Menschen sollt ihr freundlich seyn, und, so viel ihr könnt, treue Freundschaft mit ihnen stiften, auch euch nicht daran kehren, wenn sie einer andern Religion oder Meinung zugethan sind. 4. Besonders sollt ihr auch immer treu gegen einander seyn; sollt sich daher auch ein Bruder ge-



nungen, fortzusetzen. Dem Geiste der Ueberlieferungen gemäß, erklärten sie Bruderliebe, Hilfe und Treue (brotherly love, relief and truth) für das Wesentliche dieser Gesellschaft, und sorgten auf alle Weise dafür, daß sie dem Volke und der Regierung als eine Verbrüderung für Menschenliebe, Duldung und Geselligkeit erschiene, welche sich zugleich unbedingten Gehorsam gegen die gesetzmäßige Regierung zur geselligen Pflicht mache. Durch Beibehaltung des Namens, der Verfassung und der Gebräuche der uralten und ehrwürdigen Bruderschaft der freien und angenommenen Maurer (of the ancient and honorable Society, Brotherhood or Fraternity of the free and accepted Masons) erhielten sich jene Logen die hergebrachte Duldung und die Rechte einer verjährten Corporation von Seiten der Regierung, die fernere Theilnahme der schon vereinten Mitglieder, und die Rückkehr mehrerer alten angenommenen Maurer, welche größtentheils die unthätigen Logen verlassen hatten. Ferner hielten sie es für ihre eignen Worte) im Jahr 1717 für gut, „den Mittelpunkt der Vereinigung und der Harmonie unter einem Großmeister erst zu begründen, den ältesten Maurer, der zugleich Meister einer Loge war, auf den Stuhl (der Logenregierung) zu setzen, sich zu einer großen Loge pro tempore zu constituiren, die vierteljährigen Berathschlagungen der Logenbeamten zu erneuen, die jährliche Versammlung, nebst dem Feste, zu halten, und einen Großmeister aus ihrer Mitte zu wählen, bis sie die Ehre erlangen würden, einen schadeligen Bruder zu ihrem Oberhaupte zu haben;“ und so gründeten sie durch alle diese Maßregeln und Einrichtungen die zweite Periode der Freimaurerbruderschaft, während der dieselbe ein reineres und freieres Daseyn gewann, wo und in wie fern sie, ihrer ursprünglichen Bestimmung getreu, eine den rein sittlichen Zwecken der Menschenliebe, Duldung und Geselligkeit, in Liebe, Hilfe und Treue gewidmete, von den Baucorporationen, und überhaupt von allen fremdartigen Verbindungen und Instituten, völlig getrennte Gesellschaft war und ist, welche jedoch den Namen, die Grundgesetze, die überlieferten Lehren und Gebräuche der alten Freimaurerbruderschaft beibehält, ihre Kunst als ein Geheimniß übt, und sich auf freie Männer beschränkt. Diese Einrichtungen wurden zugleich das Mittel, die umgestaltete Bruderschaft, oder die überlieferten äußern Formen der Freimaurerei selbst, über ganz Europa und alle europäische Colonien zu verbreiten. Im J. 1721 erhielt ihr Mitbruder James Anderson von dieser neuen Großloge den Auftrag, die fehlervollen Copien der alten gothischen Constitutionen nach einer neuen und bessern Methode zu bearbeiten,“ und daraus ein für die Zukunft bei allen von dieser Großloge gestifteten besondern Logen allgemein und ausschließlich gültiges Constitutionenbuch zu bilden. Er brachte viele Handschriften der alten Constitutionen, welche zum Theil mit neuen Verordnungen und Nachrichten vermehrte Abschriften der erwähnten vorker Constitution waren, zusammen, benutzte sie bei Ausarbeitung des neuen Constitutionenbuchs, legt aber dabei die vorker Constitution, wie die Vergleichung mit dem Urtexte derselben lehrt, von Wort zu Wort zum Grunde; nur daß er sich erlaubte, den damaligen Begriffen, besonders aber dem neuen Plane der Großloge gemäß, Auslassungen, Zusätze und Veränderungen zu machen. Sein Manuscript wurde noch im J. 1721 von vierzehn zu ernannten gelehrten Brüdern nach einigen Verbesserungen ge-





webte Gesellschaft, als der bis jetzt einzige Bund, welcher sich dem Reinmenschlichen ausschließend widmet, und in so fern er dem (aus dem hier Mitgetheilten klar erkennbaren) Wesen der Freimaurerei selbst treu ist, den Weg künftiger höherer geselliger Bestrebungen thätig bezeichnet. Werden die Keime echtmenschlichen Sinnes, die in den Grundgesetzen und Grundgebräuchen der Bruderschaft unverkennbar schlummern, in lichte Wissenschaft und in eine reine, allumfassende Kunstlehre entfaltet; wird das Gemüth der Brüder durch gesellige Kunstübung erwärmt, und ihre Thakraft vernunftgemäß gerichtet; wird sie durch ihre edleren Mitglieder zu der dritten Stufe ihres Daseyns erhoben, wo sie, den Schranken des Geheimhaltens entwachsen, mit Einer Liebe die ganze Menschheit umfaßt: dann kann und wird aus der Freimaurerbruderschaft ein höherer, die Menschheit in höherem Maße beglückender Bund hervorgehn. Ob nun insbesondre auch die Brüder Freimaurer diesen in ihrem Bunde schlummernden Keim eines offenen, lauternden, und seinem Geiste nach in Wahrheit allgemeinen Bundes für Menschlichkeit und Menschheit, in Harmonie mit den sich stufenweis veredelnden Staaten und Religionsgesellschaften, mit besonnener, weiser Kunst entfalten werden? Dies ist eine von jenen wichtigen Fragen, deren bejahende Beantwortung in Geist und Wahrheit das Tagewerk dieses und der folgenden Geschlechter, wohl werth, daß gute Menschen aus allen Völkern kräftig darnach ringen. Z.

Freimüthige, der. Unter diesem Titel erschien, veranlaßt durch die Spazier'sche Zeitung für die elegante Welt, und in Opposition gegen diese, zuerst unter Rogebue's alleiniger, dann unter des Magisters Carl Lieb Merkel gemeinschaftlicher und endlich unter des Letztern alleiniger Redaction, ein Unterhaltungs- und zugleich kritisches Blatt, das merkwürdig und in seiner Auferstehung als „alter Freimüthiger“ aufs neue famos genug geworden ist, um hier eine Stelle zu verdienen. Rogebue, dessen Talente wir in einem besondern Artikel mit Anerkennung würdigen, machte den Mißgriff, den er jedoch bald genug einsah, sich zur Bestreitung der neuen ästhetischen Schule mit jenem, durch Briefe an ein Frauenzimmer schon damals als Critiker übel berüchtigten Scribenten, einem gebornen Eetten, zu verbinden. Dieser bemeisterte sich in seiner Unverschämtheit der Redaction in ihrem critischen Theile bald ausschließlich und so entwickelte dieses Blatt unter einem Manne, der ohne alle gründliche Kenntnisse in irgend einer Sprache, Kunst oder Wissenschaft, ohne Productivität in irgend einer Sphäre des menschlichen Geistes, einzig mit leichter Schöngastei, dagegen aber um so reichlicher mit Uebermuth, Vetulanz und Neid ausgestattet war und ist, in seinem critischen und polemischen Theile bald einen Charakter, dessen Duldung unserer Literatur für immer ein Schandfleck seyn wird. Er war ganz das, was der arme Abbé Cotin im Zeitalter Ludwigs XIV. war, und wie dieser zur Unsterblichkeit durch Boileau gelangt ist, so kann auch unser Magister Merkel zur Unsterblichkeit gelangen, durch die Notiz, welche A. W. Schlegel, Jean Paul, Fichte und andere Heroen unserer Literatur gelegentlich von ihm genommen haben. Es gab dazu manche spachhafte Veranlassung. Magister Carl Lieb erklärte z. B. das Sonnett für die schlechteste aller Dichtungsarten. Schlegel apostrophirte ihn darüber folgendermaßen:

Ein Knecht, hast für die Knechte du geschrieben,
Ein Samojede für die Samojeden.
Du möchtest gern Vernunft und Freiheit reden,
Doch ist dein eigner Geist leibeigen blieben.

Ans Ländern fort, in Städten umgetrieben,
Quousque tandem wirst du dich entblößen,
In Aneipen, Klubß, Merkuren deine schönen
Unwürd'gen Merkelwürdigkeiten üben?

Dir ist es Freiheit, frei und frank zu klatschen:
Dir Charité, sie selbst noch auszumerkeln.
Genie, in Hennings Genius dich zu betten.

Kamst du nur darum von den fernem Betten,
Im Dreck der Menschheit überall zu patschen?
Rückkehr ins Vaterland, um da zu ferkeln!

Journale fürchtet Merkeln,

Merklich zeigt er verkleinernde Natur;

Schon ward durch ihn Merkur zum Merkel nur!

Beziehungen dieses Sonnets zu erklären, haben wir hier natür-
lichen Raum und bemerken nur, daß sie alle schlagend waren. Es
ergab sich ferner, daß der lächerliche Aristarch in seiner Unwissen-
schaft eine Terzine für ein Triolett ansah. Hierüber geißelte ihn
W. Schlegel abermal in folgendem Muster: Triolett:

Mit einem kleinen Triolett

Will ich dir, kleiner Merkel, dienen.

Verwirrst du mächtige Terzinen

Mit einem kleinen Triolett?

Ei, ei bei solchen Kennermienen!

Ich wies dir neulich das Sonnet:

Mit einem kleinen Triolett

Will ich dir, kleiner Merkel, dienen.

Andermal, als er behauptet hatte, daß beim vollkommenen Hexa-
meter der Accent immer regelmäßig auf die erste Sylbe der Spondeen
Daktylen fallen müsse, wandte man seinen Satz in folgendem Ge-
setze auf ihn selbst an:

Kind, willst du uns lehren, so bitten wir: lerne du selbst erst!

Da Petrarke versicherte er naiv, er müsse durchaus in Prosa
geschrieben werden; er recensirte Bücher in jeglicher Kunst und Wissen-
schaft, von denen ihm leicht nachgewiesen wurde, daß er sie nicht ein-
gesehen hatte; er begeisterte, beschmutzte und besudelte alles, was
in seiner Recensirwuth unter die Hände fiel; Wehe vollends den
Verlegern, die den Verlag seiner eigenen Scurrilitäten abgelehnt hatten,
die mit einem Autor und Dichter der neuen Schule in Verbindung
traten, oder auch verabsäumten, ihm ihre Verlagswerke mit einem Kagen-
el zu überreichen. Alle diese wurden von ihm mit Füßen getreten.
Neben ihm hatte sich längst zurückgezogen, und es gebührt ihm das Ver-
dienst, unsern deutschen Abbe Götin zuerst in seiner Biene und an-
der seiner Schriften in seiner ganzen Nichtswürdigkeit und Blöße
aufgestellt zu haben. Die Franzosen, welche uns viel Unheil brachten,
thaten doch Deutschland dadurch eine Wohlthat, daß sie Veranlaß-
ung waren, daß unser armes Deutschland der Landplage dieses aufgeset-
zten Critikasters auf einige Zeit los wurde. Er war der erste,
nach der Schlacht von Jena sich auf und davon machte. Er glaubte

sich auch nicht eher sicher, bis er seine kleine Person einige hundert Meilen von Berlin in Sicherheit gebracht hatte. Recht weit von der Gefahr entfernt, erhob er nun, wie man denken kann, ein gewaltiges patriotisches Geschrei, und wußte, wie alles hätte besser gemacht werden können. Er schrieb darauf in Riga eine schlechte politische Zeitung, und hatte die Unverschämtheit, seine längst vergessenen *Opuscula* dem Publicum in einer Form aufbringen zu wollen, die bei allen Völkern nur den classischen Schriften der Nation zusteht, nämlich in einer Sammlung seiner Werke. Von 1806 bis 1816 lebte er in diesem selbst gewählten Exil. Während dieser Zeit wurde sein Freimüthiger durch einen neuen Verleger zu einem harmlosen, aber unterhaltenden Blatte umgeschaffen, das sich ein zahlreiches Publicum erhielt. Nach für Deutschland vorübergegangenen politischen Gefahren glaubte aber der kleine Aristarch Deutschland wieder nöthig zu sein, um es von den in seiner Abwesenheit eingerissenen literarischen Greueln und Unthun zu reinigen, und der gewachsenen Hyder eben so den Kopf zu zerdrücken, wie er es in den für ihn so rühmreichen Jahren von 1804 — 1806 gethan hatte. Sein zehnjähriger Aufenthalt im Exil hatte den unterdes gealterten Aristarchen mit neuer Jugendkraft belebt, seinen Geschmack verfeinert und seinen Geist erstärkt! — Er mußte das ohne ihn erblindende Deutschland wieder retten, und eilt nach mühsamer hergestellter persönlicher Sicherheit nach Berlin zurück, um Deutschland aufs neue durch seinen Freimüthigen vom Abgrund der literarischen Bedürfnis zurück zu reißen, und ihm der Führer in das verlorne Paradies zu werden. Er hat das Glück, einen geist- und wirrenden Co-Redacteur an G u b i s zu finden, allein schon nach den ersten Blättern scheidet sich die gefährliche Freundschaft. Eben so gehts mit den Verlegern, aber er weiß sich ohne diese zu behelfen, und zum Heil der Welt verschmäht er's nicht, sein Selbstverleger zu werden. Uebrigens geht das Wesen ganz wie in voriger Zeit fort. Mehr über diesen merkwürdigen Criticus findet man in dem Büchlein: „*testimonia auctororum de Merkelio*“, das ist: Paradies-Gärtlein für Carl Merckel,“ welches auch mit einem, wie versichert wird, sprechend ähnlichen Bildniß des Aristarchen begleitet ist, von dem man bedauern muß, daß der Seelenforscher Lavater darüber nicht sein Gutachten stattet hat.

H. S. Was sich von dem gesteigerten Geschmack Deutschlands erwarten ließ und in vorstehendem, schon vor mehreren Monaten geschriebenen Artikel auch angedeutet wurde, ist schnell genug in Erfüllung gegangen. Ausgezischt und verhöhnt mußte Merckel von der neuen literarischen Bühne, die er sich gezimmert hatte, bald gänzlich abtreten. Nachdem er kaum den zweiten halben Jahrgang seines Blattes, aber in seiner Art als Erscheinung der Zeit doch merkwürdigen Blattes, angefangen und eben die höchste Vollkommenheit desselben versprochen hatte, nahm er plötzlich Abschied von demselben, riß von Berlin auf und schiffte sich wieder nach Rußland ein (im May 1817).

Freinsheim (Johann), wurde den 16ten Nov. 1608 zu Ulm geboren. Die sich frühzeitig bei ihm äußernden Fähigkeiten, verbunden mit einem treuen Gedächtniß und lebhaftem Wille, bewogen seine wohlhabenden Aeltern, ihn den Wissenschaften zu widmen, und so wohl in den öffentlichen Schulen als auch außerdem noch durch Privatlehrer unterrichten zu lassen. Dies geschah mit so glücklichem Erfolg, daß er schon nach dem vierzehnten Jahre die Akademie bezog. Er ging, die Rechte zu studiren, zuerst nach Marburg, sodann nach

Strassburg, wo er sich zugleich mit der Philosophie und den schönen Wissenschaften beschäftigte. In der Folge wendete er sich nach Strassburg, wo der berühmte Mathias Bernegger, der alte Literatur und Geschichte vortrug, ihn so lieb gewann, daß er ihn auf alle Weise unterstützte. Von Strassburg begab er sich nach Frankreich, um die dortigen Bibliotheken zu benutzen, und die Gelehrten dieses Landes kennen zu lernen. Der Minister Michael Marescot ward sein Beschützer, und auf die Empfehlung desselben arbeitete Freinsheim eine Zeit lang als königlicher Secretär in den Archiven zu Metz. Von hier kehrte er in das Haus seines Freundes und Gönners Berneggers zurück, der ihm die Hand seiner Tochter gab. Unterdeß trat er mit einer lateinischen Lobrede auf Gustav Adolph auf, die wegen ihrer eindringenden Beredsamkeit und schönen Schreibart seinen Namen rühmlich bekannt machte. Auch gewann er dadurch die Gnade des schwedischen Hofes, der ihn im J. 1642 als Professor der Staatswirthschaft und Beredsamkeit nach Upsala berief. Der Ruhm, den er sich in diesem Amte und als Schriftsteller erwarb, verbreitete sich immer glänzender, und bewog die Königin Christine, ihn im Jahr 1647 zum Bibliothekar und Historiographen in Stockholm zu ernennen. Allein so glücklich auch seine Lage war, und so großer Gunst er sich bei der Königin erfreute, so fand er doch das Land seiner Gesundheit so wenig zuträglich, daß er sich nach Deutschland zurückkehrte. Die Königin bewilligte ihm dies nicht nur, sondern als er von dem Churfürsten von der Pfalz den Ruf zum Professor honorarius auf der Universität zu Heidelberg mit dem Titel und Range eines churfürstlichen Rathes erhielt, entließ sie ihn auch gänzlich aus ihren Diensten. Freinsheim genoss indeß seines Glücks in Heidelberg nicht lange, indem er am 30sten August 1660 starb. Er hinterließ den Ruhm eines großen Gelehrten, besonders in der alten Literatur und Geschichte. Als einen solchen hat er sich außer verschiedenen Ausgaben von Classikern in seinen glücklichen Ergänzungen der verlorenen Bücher und Stellen des Surtius und vornehmlich des Livius bewiesen. Er ist dabei mit einer Kenntniß der Quellen der römischen Geschichte und mit einem Fleiße in Werke gegangen, die in Erstaunen setzen. Sein episches Gedicht auf den Herzog Bernhard dagegen ruht in verdienter Vergessenheit.

Freifasse, der Besizer eines Freigutes (i. d. Art.), der wenig oder gar keine Zinsen zu entrichten, noch Dienste zu leisten hat.

Freistadt, s. d. Art. Asyl. In völkerrechtlicher Hinsicht ist, seitdem es in Europa stehende Gesandtschaften gibt, öfters Streit darüber gewesen, ob den Gesandten das Recht der Freistätte oder die Asylfreiheit (Jus asyli) zukomme oder nicht. Hier fragt sich: kann der Gesandte sein Haus zum Zufluchtsort für Verbrecher machen, und der Obrigkeit, die sie verfolgt, ihre Auslieferung verweigern? Befragt man die Praxis darüber, so ward freilich seit 1680 den Gesandten ein solches Recht fast durchgehends eingeräumt; worauf aber stützt es sich? Einige, welche die Befreiung der Hotels der Gesandten von der Gerichtsbarkeit des Staats, worin sie sich befinden, mit jenem Zufluchtsrechte verwechseln, meinen, daß es nun gar keiner weitem Frage bedürfe; Andere dagegen führen den Grund an, daß, weil das Hotel eines Gesandten angesehen werden müsse als ein Theil des Staates, von dem er gesendet ist, so sey ein hinzuflüchtender Verbrecher zu betrachten; als ob er außer Landes gezogen wäre. Mit nichten, erwiedern die Gegner, der Gesandte hat

kein Recht, einen ihm nicht unterworfenen Verbrecher der Justiz des Landes vorzuenthalten; wenn er dessen Auslieferung auf ergangene Requisition verweigert, so ist der Staat berechtigt, ihn mit Gewalt aus seinem Hotel wegzuführen. Wo nun aber dem Gesandten das Asylrecht durch Verträge zugestanden ist? Ja, sagt man, auch dann ist es der Moral und Politik angemessen, daß ein Gesandter den Staat nicht dadurch beleidige, daß er dessen Gerichtsbarkeit unwirksam zu machen suche. Man bemerke wohl, daß er vom Rechte des Staats, der den Verbrecher verlangt, hier aber von der Moral und Politik (ein sehr vielseitiger Begriff!) des Gesandten, von dem er verlangt wird, die Rede war. Wie nun, wenn jenes Recht und diese Politik collidiren? Ja, dann wird freilich folgen, was so häufig schon gefolgt ist, Streitigkeit und Bruch. Es ist nämlich von Staatsverbrechern die Rede, denn der Privatverbrecher nimmt sich wohl selten ein Gesandter an. Beispiele davon, daß ein Staat Verbrecher aus den Wohnungen der Gesandten, gegen deren Willen, mit Gewalt weggeführt hat, sind freilich vorhanden, denn so ließ z. B. die spanische Regierung den Herzog von Ripperda im J. 1726 aus dem Hotel des englischen Gesandten mit Gewalt herausholen, ungeachtet ihn dieser mit Genehmigung seines Hofes aufgenommen hatte; allein werden alle diese Beispiele etwas fruchten, wenn zwischen beiden Höfen etwa schon Mißbilligung obwaltet? Was vor dem Forum des Völkerrechts noch so gut bestehen mag, wird doch als Unrecht im positiven Völkerrecht und als ein Vorwand mehr zu Beschwerden erscheinen. Zu wünschen wäre freilich, daß die Regenten sich entschließen, dem unredlichen Rechte für ihre Gesandten zu entsagen, wie 1680 der polnische, 1682 der spanische, 1686 der englische Gesandte demselben gegen den Papst entsagten. Was vom Hotel des Gesandten gesagt ist, gilt auch von seinem Wagen. dd.

Freiwilligen, die preussischen, auch freiwillige Jäger genannt, waren diejenigen jungen Männer, welche, obwohl nach den Cantonengesetzen des preussischen Staates von der Verpflichtung zum Kriegsdienste befreit, auf den Aufruf des Königs beim Ausbruch des Krieges gegen Frankreich im J. 1813 eintraten, sich aus eigenen Mitteln ausrüsteten und in besondere Abtheilungen formirt (in freiwillige Jägerdetachements oder in selbstständige Freicorps, wie z. B. das Lühowsche) dem gedachten Kriege beizuhelfen. Es haben solche durch ihre Hingebung und Tapferkeit so allgemeine Theilnahme erweckt, daß man gern die folgenden näheren Notizen über sie lesen wird. — Als der Krieg gegen Frankreich im J. 1813 beschlossen war, und alle lang vorbereitete Mittel in Bewegung gesetzt wurden, mußte man auch sehr auf die thätigste Theilnahme der gebildeteren und wohlhabenden Stände rechnen, die bis dahin von der Militärpflichtigkeit frei gewesen, wobei es natürlich nöthig ward, den Individuen derselben ein ihrer Bildung angemessenes Dienstverhältniß zu verschaffen; es entstand dadurch die Idee, eigene Abtheilungen zur Aufnahme solcher jungen Männer zu bilden, und sie erhielten, ihrer dienstlichen Bestimmung gemäß, den Namen Jägerdetachements, wodurch zugleich vielleicht ein etwas freieres Verhältniß angedeutet werden sollte. Es ward demnach die waffenfähige Jugend der exempten Stände aus dem Alter von 17 bis mit 24 Jahren bei der gefährvollen Lage des Staats aufgefodert, freiwillig bei einer beliebigen Truppengattung in Dienst zu treten unter Verhältnissen, welche die Verordnungen vom 3ten, 10ten und

1ten Februar 1813 näher bestimmen, aus denen wir das wesentlichste
 ausheben: Es sollen bei den Infanteriebataillons und Cavallerie-
 Regimentern Jägerdetachements errichtet werden, um besonders die-
 zige Classe der Staatsbewohner, welche nach den bisherigen Can-
 onengesetzen vom Dienste befreit und wohlhabend genug sind, um sich
 selbst bekleiden und beritten machen zu können, in einer ihrer Erzie-
 hung und ihren übrigen Verhältnissen angemessenen Form zum Mi-
 litärdienst aufzufodern, und dadurch vorzüglich solchen jungen Män-
 nern Gelegenheit zur Auszeichnung zu geben, die durch ihre Bil-
 dung und ihren Verstand sogleich ohne vorherige Dressur gute Dienste
 leisten und demnächst geschickte Officiere oder Unterofficiere abgeben
 können. Diese Detachements werden zu dem Dienst der leichten
 Truppen, nicht aber zu dem innern Dienst der Garnison, zu Ba-
 geltransporten, Ordonnanzen u. s. w. gebraucht; sie werden einste-
 weilen durch commandirte Officiere und Unterofficiere (die sich zu der
 Bildung solcher jungen Männer eignen) geführt; nach zwei bis drei
 Monaten gehen diese ab, und die Freiwilligen wählen aus ihrer
 Mitte Subjecte zu Besetzung ihrer Stellen, auch sollen die Detache-
 ments die Schule für künftige Officiere und aus ihnen nach Um-
 ständen die in den Regimentern vacanten Officiersstellen besetzt wer-
 en. Die Freiwilligen erhalten den Sold des Truppentheils, bei dem
 sie attachirt sind, sie stehen in dem Verhältniß des Jägercorps und
 unter den allgemeinen Militärgesetzen, nach welchen sie bestraft wer-
 en, ohne jedoch in der äußern Behandlung die billige Rücksicht, die
 sie verdienen, zu verlegen; diejenigen, die sich auszeichnen, sollen
 auch in ihrer einstigen Civilaufbahn vorzugsweise berücksichtigt wer-
 en, soweit es ihre Qualification erlaubt; dagegen kann kein junger
 Mann von 17 bis 24 Jahren, welcher in keinem activen königlichen
 Dienst steht, zu irgend einer Stelle, Würde oder Auszeichnung ge-
 langen, wenn er nicht ein Jahr bei den activen Truppen oder in den
 Jägerdetachements gedient hat, mit Ausnahme der Gebrechlichen und
 der einzigen Söhne einer Wittwe, deren Erhaltung den Weistand
 des Sohnes erfordert. Jedes Individuum kann sich endlich den
 Truppentheil wählen, bei welchem es dienen will, und den Dienst
 zu jeder Zeit, nur nicht im Laufe des Feldzugs, verlassen. — Die
 Resultate dieses Aufrufs waren ungeheuer, denn Jeder wußte, ohne
 daß es mit klaren Worten ausgesprochen war, gegen wen diese Rü-
 sungen gerichtet seien, und eilte, sich einem Kriege zu weihen,
 welcher seit Jahren der sehnlichste Wunsch der durch Mißhandlungen
 aller Art empörten Nation gewesen. Die Hörsäle der Akademien,
 der obern Classen in den Schulen wurden leer, die übrigen Stände
 ließen nicht zurück, und von allen Seiten strömte die waffenfähige
 Jugend, vermischt mit Männern, welche schon lange über das ge-
 wöhnliche Alter hinaus waren, den Sammelplätzen zu, und wer nicht
 aus eigenen Mitteln oder durch Anderer Unterstützung (denn unglaub-
 lich viele wurden durch ganz fremde ausgerüstet) die Equipirung zu
 den Detachements erschwang, trat freiwillig in das stehende Heer
 oder die Landwehr. Es läßt sich nicht übersehen, wie viele sich auf
 diese Art dem Dienste des Vaterlandes gewidmet haben, aber ihre
 Zahl muß sehr bedeutend gewesen sein; sie vermehrte sich auch noch durch
 eine Menge Jünglinge aus fremden Ländern, welche, von patriotischem
 Hochgefühl aufgeregt, zu den preussischen Fahnen eilten (wie Körner),
 und wir bedauern, hier, wegen Beengung des Raums, nicht mehrere
 uns bekannt gewordene Züge des edelsten Patriotismus mittheilen zu

können, so wie wir denn auch viele sehr rührende und erhebende Beispiele von Privatleuten übergehen müssen, welche fast all ihre Habe zur Ausrüstung Unbemittelter freudig hingaben. — Die freiwilligen Jägerdetachements folgten der Armee schon in die Schlacht von Großgörschen, und wenn diese hier unvergänglichen Ruhm erwarb, so zeigten jene, daß sie würdig seyen, in den Reihen solcher Helden zu fechten. Unter ihnen kämpften besonders die Freiwilligen der Garde mit einer Ausdauer, die den alten Soldaten ehren würde. Sie haben nachher an allen Schlachten dieses blutigen Krieges, wo Preußen fochten, Theil genommen, und ihr Muth, ihre Ausdauer und Hingebung haben ihnen die allgemeine Achtung und den Dank des geretteten Vaterlandes erworben, das sich in dem würdigen Empfang seiner siegreichen Heldensohne selbst ehrte. Bei der Rückkehr Napoleons nach Frankreich wurden auch sogleich wieder freiwillige Jägerdetachements gebildet. Bei der raschen Folge der Begebenheiten im Feldzuge 1815 haben diese aber weniger Gelegenheit gefunden sich auszuzeichnen, als dies in dem ersten Kriege der Fall war; das Benehmen dieser jungen Krieger, welchen die Strapazen eines Feldzugs vorher ganz fremd geblieben, wird gewiß für immer eine glänzende, eine erhebende Erscheinung in der Geschichte des preussischen Volkes seyn! — Haben wir so das, was die freiwilligen Jäger geleistet, in seinem vollen Werthe anerkannt, so können wir doch die Bemerkungen nicht mit Stillschweigen übergehen, welche sich gegen die Bildung solcher Detachements machen lassen. Die Vereinigung so vieler hoffnungsvollen Männer auf einem Punkte macht es möglich, das im unglücklichen Falle alle auf einmal vernichtet werden, was bei ihrer Verstreuerung in das ganze Herr nicht geschehen würde, (es trägt sich ja oft zu, daß ein ganzes Detachement vernichtet wird), und es kann dem Staate nicht gleichgültig seyn, wenn solches aus lauter gebildeten Menschen, künftigen Staatsdienern u. s. w. zusammengesetzt ward, wiewohl wir hierdurch nicht die übertriebene Kengstlichkeit derer annehmen wollen, welche bei der Zuziehung der Gebildeten zum Kriegsdienst, einen allgemeinen Rückschritt in der wissenschaftlichen Cultur fürchten. Die nützlichen Wirkungen, welche die Vertheilung gebildeter Individuen unter die Masse der gewöhnlichen Krieger für der Letzteren Geist haben muß, fallen bei der Vereinigung in Detachements nicht nur ganz weg, sondern es veranlaßt wohl deren Begünstigung gar eine unangenehme Stimmung bei den übrigen Truppentheilen deren natürliche Folge, eine stillschweigende Absonderung, in vielen Fällen nicht ausgeblieben ist. Endlich leuchtet es jedem, der auch nur oberflächliche Kenntniße vom Kriegewesen hat, ein, daß eine abgesonderte Truppe noch ungeübter Krieger bei dem festesten Willen nicht das zu leisten vermag, was sie, in eine größere Masse erfahrener Soldaten vertheilt, gewiß leisten würde. Alle diese Inconvenienzen können den Männern, welche die Bildung der freiwilligen Jägerdetachements veranlaßten, eben so wenig, wie die Weise entgangen seyn, auf welcher man bei weitem größern Nutzen von der Thatkraft so vieler wackern Jünglinge zu ziehen vermocht hätte; die Gründe, aus welchem sie sich demnach dafür entschieden, sind daher wohl in Folgendem zu suchen. Bei dem raschen Uebergange von unbedingter Besetzung von der Militärpflichtigkeit zu der allgemeinen Verpflichtung war es nöthig, den gebildeten Ständen den Dienst so leicht und angenehm als möglich zu machen, und dies ließ sich durch Bildung abgesonderter Abtheilungen allerdings leichter bewirken, als wenn jene Individuen hätten in Regimenten eintreten muß-

1. Die Finanzverhältnisse des Staates gestatteten nicht, Summen für die Ausrüstung einer so großen Anzahl Krieger zu verwenden; und es war daher wohl zweckdienlich, die Aufopferungen jedes Einzelnen durch die bewilligten Begünstigungen — und der Umgang Soldater mit Gebildeten ist keine geringe — gleichsam zu vergüten. Endlich erregte es die Theilnahme der Nation gewiß lebhafter auf, als sie den vorzüglichsten Theil der waffenfähigen Jugend in eingezeichnete Abtheilungen formirt sah, als wenn er namenlos im ganzen Heere vertheilt gewesen wäre. S — z. M.

Frejus, eine alte, schlecht gebaute und wegen der in ihrer Nähe befindlichen Moräste ungesunde Stadt an der Küste der ehemaligen Provence, mit 2200 Einwohnern; ihr Name ist aus dem römischen forum Julii entstanden. Der Hafen ist versandet, aber eine davor liegende Rhyde gibt den Schiffen hinlängliche Sicherheit. Man sieht in der Nähe der Stadt noch Reste einer alten römischen Wasserleitung. Auch befindet sich daselbst ein Amphitheater, Pantheon und andere alte Ueberbleibsel. In der neuern Geschichte ist Frejus dadurch berühmt geworden, daß Bonaparte, als er Aegypten verlassen, am 15ten October 1799 hier ans Land stieg; und seiner künftigen Laufbahn zuwies, im April 1814 aber, nachdem er seine große Rolle ausgespielt hatte, von hieraus nach seinem Exil ging.

Fremdenbill, Aliensbill, der Name einer von dem Staatssecretär Lord Grenville in Vorschlag gebrachten und vom Parlament in England im J. 1793 genehmigten Bill, nach welcher jeder Ausländer sogleich bei seiner Ankunft in England der genauesten Untersuchung unterworfen wurde, und sich mit einem Sicherheitspaß von dem Staatssecretär versehen lassen mußte, welcher ihn Fremden auf jeden Argwohn fortzuweisen das Recht hatte. In den Parlamentssitzungen im J. 1814 trug die Opposition darauf an, die Aliensbill ganz aufzuheben, die Minister widersetzten sich aber, aus dem Grunde, weil die Lage Europa's noch nicht ein unbeschränktes Vertrauen gegen Fremde erlaube. Doch wurde die Bill sehr modificirt und gemildert. Sie macht es zwar dem Fremden zur Pflicht, sich inschreiben zu lassen, nimmt aber dem Staatssecretär die Gewalt, neuen Fremden zu verhaften und fortzuschicken. Dies kann nur auf Befehl des geheimen Conseil geschehen. Unter diesen Modificationen wurde die Bill am 15ten Jul. 1814 im Parlamente mit großer Stimmenmehrheit durchgesetzt.

Freret (Nicolas), geboren zu Paris im J. 1688, war der Sohn eines Procurators beim Parlament, und ward aus Gefälligkeit gegen seine Familie Advocat, gab aber dieses Geschäft wieder auf, um sich dem Studium der Geschichte und Chronologie zu widmen. In diesen Wissenschaften zog ihn angeborene Neigung, und schon in einem sechzehnten Jahre hatte er die vorzüglichsten Werke von Scaliger, Usher, Petau und andern großen Chronologen gelesen und periphrasirt. Die Akademie der Inschriften nahm ihn in einem Alter von 25 Jahren als Mitglied auf; er hielt bei seiner Aufnahme eine Rede über den Ursprung der Franzosen, die eben so gelehrt als kess war, und verschiedene unziemliche Aeußerungen über die Angelegenheiten der Franzosen mit dem Regenten enthielt, für welche er in der Bastille büßen mußte. Hier war der Skeptiker Bayle fast der einzige Schriftsteller, den man ihm gab, um sich die Stunden seiner Gefangenschaft zu kürzen, und er las ihn so fleißig, daß er ihn fast auswendig wußte. Die sehr et sich die Grundsätze desselben zugeeignet, beweisen seine *Lettres de Thrasybule à Leucippe* und sein nachgelassenes Examen

des apologistes du christianisme. In beiden gleich irreligiösen Werken erscheint der Atheismus in ein förmliches System gebracht. Nachdem er seine Freiheit wieder erlangt hatte, übertrug ihm der Marschall von Noailles die Erziehung seiner Kinder; aber er setzte dabei ununterbrochen seine literarischen Arbeiten fort. Im J. 1723 kehrte er in das väterliche Haus zurück und studirte nun mit dem größten Eifer die Chronologie der alten Völker. Er fand, daß die ägyptische Geschichte, die älteste unter allen, erst 2900 J. vor Chr. Geb. anfängt, und daß die chinesische nicht über das J. 2575 über diese Epoche hinausgeht. Seine vielen Abhandlungen und Streitschriften hierüber, unter andern gegen Newton, machen einen großen Theil der Memoiren der Akademie jener Zeit aus. Eben so eifrig beschäftigte er sich mit der Geographie; man fand unter seinen Papieren 1357 geographische Karten von seiner Hand. Die Zeit für so viele Arbeiten gewann er dadurch, daß er nur wenige Stunden schlief; übriggens war er in keiner Wissenschaft fremd und wußte die Feder wohl zu führen. Er starb im J. 1749. Eine vollständige Ausgabe seiner Werke erschien zu Paris in zwanzig Bänden.

Fréron (Elie Catherine), geboren zu Quimper im J. 1719, zeigte früh seine großen Talente. Er genoß den Unterricht der Jesuiten, und besuchte einige Zeit mit glücklichem Erfolge das Collegium Ludwigs XIV.; Brumoi und Bougeant leiteten seine Studien und weckten seinen Geschmack für die Literatur. Er gab im J. 1746 ein kleines Journal unter dem Titel: *Lettres de Madame la Comtesse*, heraus. Diese Gräfin sollte die Repräsentantin der Vernunft und des guten Geschmacks seyn, und zeigte allerdings in ihrer Correspondenz viel Geist und Witz. Einige Schriftsteller, die er in seinem Blatte mit wenig Schonung behandelt hatte, bewirkten die Unterdrückung desselben; aber im J. 1749 erschien es unter dem veränderten Titel: *Lettres sur quelques écrits de ce temps*, deren scharfe und bittere Kritiken aber einer großen Anzahl von Schriftstellern um nichts besser gefielen. Sie wurden einige Mal unterbrochen, aber immer zum Verdruß des Publicums. Der König Stanislaus, der den Redacteur liebte, war bemüht, ein Werk nicht untergehen zu lassen, das er mit Vergnügen las, und verhinderte, daß Fréron arretirt wurde. Nachdem er dreizehn Bände seines Journals herausgegeben hatte, ließ er es vom J. 1754 an unter dem Titel: *Année littéraire*, erscheinen, und setzte es regelmäßig bis zu seinem Tode fort, der am 10ten März 1776 seiner Thätigkeit ein Ziel setzte. Er hatte einen Anfall von Sicht in dem Augenblick, wo man ihm ankündigte, daß das Privilegium seines Blatts auf Befehl des Siegelbewahrers Miromesnil suspendirt worden sey. Diese Nachricht erschütterte ihn; die Sicht trat zurück und erstickte ihn. So starb durch eine ungerechte Maßregel des Gouvernements ein Mann, der alles aufgeopfert hatte, um es zu vertheidigen. Viel natürlicher Verstand und Talent, Heiterkeit, ein richtiger Geschmack, Anhänglichkeit an alte Grundsätze, Eifer gegen die Lehre der Aferphilosophen und Neologen, dies waren die Eigenschaften dieses furchtbaren Journalisten, der übrigens von den sanftesten Sitten und dem angenehmsten Umgange war. Sein bitterster Feind war Voltaire, der ihn im J. 1760 in seiner *Ecoffaise*, einem Stücke voll arger Anzüglichkeiten, auf die Bühne brachte. Fréron hatte stets in seinen Blättern Voltaire als einen glänzenden Dichter dargestellt, aber geringer als Corneille, Boileau, Racine; er hatte ihn für einen angenehmen, aber unzuverlässigen Geschichtschreiber und überhaupt mehr

für einen Tyrannen als König der Literatur erklärt. Voltaire schien lange der Pfeile nicht zu achten, die auf ihn abgeschossen wurden; aber Frérons beißende Critik über sein Lustspiel: *La femme qui a raison*, brachte ihn dermaßen auf, daß er sich nicht enthalten konnte, seine ganze Entrüstung in einem 1760 an verschiedene Journalisten gerichteten Briefe zu zeigen. Fréron antwortete darauf mit scharfer Laune. Das durchgezogene Stück war schlecht, mithin wurde es ihm nicht schwer, das Publicum auf seine Seite zu bringen. Voltaire selbst gab die Vertheidigung seines Werkes auf, aber er suchte den Critiker lächerlich und gehässig darzustellen. Jeder Monat brachte eine Satire gegen ihn mit. Auch gelang es ihm zum Theil, den Verfasser der *Année littéraire* als partiisch und ungerecht verdächtig zu machen, und seinen Blättern, die zwar immer noch gesucht wurden, einen Theil des Debüts zu entziehen. Dazu kam, daß außer Voltaire auch La Harpe mit den Encyclopädisten und Palissot gegen den Critiker ins Feld zogen, und oft, in Ermangelung gehöriger Gründe, mit Beleidigungen und Persönlichkeiten gegen ihn kämpften. Ungeachtet dieses furchtbaren Bündnisses zählte Fréron auch viele ausgezeichnete Männer unter seinen Freunden, die er sich durch seine guten Eigenschaften erworben hatte.

Fréron (Stanislaus), Sohn des Vorhergehenden, wurde zu Paris in dem Collegium Ludwigs des Großen erzogen, wo sich auch Robespierre befand. Nach dem Tode seines Vaters arbeitete Fréron lange an der *Année littéraire*, deren Hauptmitarbeiter nach einander Brozier und Geoffroy, besonders der Letztere, waren. Im J. 1789 üg er an, den *Orateur du peuple* zu redigiren. Als Deputirter von Paris zur Nationalversammlung machte Fréron gemeinschaftliche Sache mit Robespierre. Er wurde mit Aufträgen in das mittägliche Frankreich abgeordnet, und man wirft ihm vor, daß er zu Toulon und Marseille traurige Andenken zurückgelassen habe. Nach seiner Rückkehr wurde er Robespierre verdächtig, und er trug daher zu dem glücklichen Ereigniß bei, welches Frankreich von seinem Henker befreite. Nach dem 9ten Thermidor erklärte sich Fréron gegen die Terroristen, seine alten Freunde. Von der Beschuldigung der Jacobiner, daß er Robespierre nur angegriffen habe, um ihm zu folgen, versuchte er umsonst, sich zu reinigen; man machte es ihm zum Vorwurf, die Jacobiner zu stürzen, da er selbst ein Haupt derselben gewesen. Er nahm den *Orateur du peuple* wieder vor; aber dieses Journal wurde nur unter seinem Namen von Dussaulx, der damals noch sehr jung, aber schon durch sein Talent ausgezeichnet war, redigirt. Bis auf wenige Phrasen, welche die Zeitumstände geboten, schien dieser *Orateur* ein Widerruf des ersten; er entzweite Fréron fast mit Allen, die seiner Meinung gewesen waren. Bei der Expedition von St. Domingo im Jahre 1802 wurde Fréron zum Unterpræecten des Südens ernannt und reiste mit dem General Leclerc ab, unterlag aber schon nach zwei Monaten den Einflüssen des Climats. Die Ausgelassenheit seiner Grundsätze mußte diejenigen in Erstaunen setzen, welche die Sanftheit und Nachgiebigkeit seines Herzens kannten. Er besaß viel Verstand, dagegen fehlte es ihm an Charakter; er soll während der Revolution des Gewinns willen zu gleicher Zeit Artikel für die monarchischen und republikanischen Journale geliefert haben.

Fresco, Malerei al fresco, Frescomalerei, auch Kalkmalerei, heißt diejenige Art von Malerei, die mit Wasserfarben auf einer noch frischen Unterlage von Kalk, mit Sande vermischt, ausgeführt wird. Von dieser frischen Unterlage kommt auch der ita-



Thränen um ihn, aber diese Thränen waren goldroth. Vergebens suchte sie ihn auf. Ihr Wagen ward von zwei Raken gezogen. Sie besaß die Kraft, zu verwandeln, oder mancherlei wunderbare Vögel-Lasten anzunehmen, welche denen, die eine von ihr geliehen erhielt, die Gestalt gewisser Vögel und die Kraft zu fliegen gaben. Von ihr will man den Freitag ableiten.

Friaul (ital. Friuli, franz. Frioul, lat. Forum Julium), ehemals eine Provinz des nördlichen Italiens, wovon der größte Theil der Republik Venedig, das übrige aber Oesterreich gehörte. Durch den Frieden zu Campo Formio (1797) kam das ganze Friaul an Oesterreich, wurde aber von diesem im wiener Frieden (1809) an Frankreich abgetreten, und nachher zu dem ersten Departement der illyrischen Provinzen gerechnet. — Der französische Marschall Duroc führte den Titel eines Herzogs von Friaul. — Seit dem Frieden zu Paris (1814) ist diese Provinz wieder ganz unter österreichische Herrschaft gekommen. Das Land bringt viel Wein und andre edle Früchte hervor, und ist reich an Mineralien, auch wird Seide da gesaut. Die vorzüglichsten Städte sind: Görz, Gradisca, Udine, Portenon und Palmanova. Ein dieser Provinz eigenthümlicher, im übrigen Italien nicht unbekannter, munterer Tanz heißt *Furlana*.

Frickthal, das, ein District am Ober-Rhein, der ehemals zu dem österreichischen Breisgau gehörte, aber durch den Luneviller Frieden an Frankreich und von diesem im J. 1802 an die helvetische Republik abgetreten, und dem Canton Argau einverleibt wurde. Es hat seinen Namen von dem großen Dorfe Frick. In diesem District liegt das Dorf Augst am Rhein, in dessen Gegend ehemals die Stadt Augusta Rauracorum gestanden hat. Das Frickthal hat auf 8 M. eine Bevölkerung von 18,000 Einwohnern.

Friction, die Reibung, welche jedesmal entsteht, wenn zwei Körper auf einander bewegt werden; sie ist für die Mechanik von größter Wichtigkeit. Je glätter die Flächen sind, desto geringer ist unter übrigens gleichen Umständen) die Friction; nie aber ist sie ganz aufzuheben.

Friede ist der Zustand des herrschenden Rechtsverhältnisses unter den Völkern; in Beziehung auf die Wirklichkeit der Zustand der aufgehobenen oder ruhenden Gewaltthatigkeiten, oder der Wiederherstellung des ruhigen und rechtlichen Verhältnisses unter den Staaten (s. d. Art. ewiger Friede).

Friedensfürst, i. Alcudia.

Friedensgerichte. **Friedensrichter**. **Friedensrichter** (Justices of Peace) wurden zuerst in England von Eduard III. im 14ten Jahrhundert eingeführt, um auf königliche Autorität in London sowohl als den andern Städten des Reichs die gemeine Ruhe zu befördern. Ihr Amt erfordert, daß sie alle Verbrecher, welche die Ruhe und Sicherheit der Einwohner stören, Diebe, Mörder u. s. w., in Verhaft bringen lassen, verhören, und dann die nöthigen Vorbeurtheilungen treffen, daß die Obergerichte in den Gerichtshöfen ein Endurtheil sprechen können. Auch in bürgerlichen Angelegenheiten sind sie als Gerichtsbarkeit erster Instanz zu betrachten. Bei der neuen Organisation des französischen Staats führte man sie ebenfalls als Staatsgerichtsbarkeit erster Instanz in bürgerlichen Angelegenheiten ein (*Juges de paix*), so wie nachher in andern nach französischem Muster organisirten Staaten, Westphalen u. A.

Friedensschluß, **Friedensunterhandlung**. Zwischen zwei kriegsführenden Mächten thut entweder eine der streitenden Par-

teien oder eine neutrale Macht den ersten Antrag zur Wiederherstellung des Friedens. So werden denn auch die Friedensunterhandlungen entweder unmittelbar zwischen den kriegsführenden Mächten, oder mittelbar durch einen dritten Staat eröffnet, der wieder entweder nur seine guten Dienste verwendet, oder als Vermittler, Mediateur, oder als Schiedsrichter, beides letztere mit Einwilligung der kriegenden Parteien, dabei auftritt. Versammeln sich zu diesem Behufe bevollmächtigte Gesandte, so entsteht ein Friedenscongreß, wenn nicht wie in den neuesten Zeiten die Fürsten selbst sich zu Friedensunterhandlungen versammeln. Da die Verhandlung durch ministerielle Correspondenz die Sache nur verzögern würde, so sendet man sich jederzeit Gesandte zu. Diese beschäftigen sich nun entweder erst mit einem Präliminärfriedenstractat, oder arbeiten sogleich am Definitivfriedensschluß. Den Präliminärfriedenstractat darf man nicht verwechseln mit den Friedenspräliminarien, in welchen über den Ort der Friedensunterhandlung, über die Art, wie der Friede geschlossen, wer dabei zugelassen oder ausgeschlossen, wer die Vermittlung oder Garantie übernehmen, welchen Charakter die Bevollmächtigten haben, welches Ceremoniel befolgt werden soll, verhandelt wird. Eben so wenig darf man die Präliminärconvention damit verwechseln, in welcher über einen Punkt verhandelt wird, ohne dessen Zugestehung sich ein Theil in gar keine Negotiationen einlassen will. Der Präliminärfriedenstractat hat es dagegen mit den Hauptpunkten zu thun, und läßt vor der Hand minder wichtige Nebenpunkte, über die man sich nachher noch zu vergleichen hofft, unerörtert. Solche Friedensinstrumente haben bisweilen nur die Form einer Punctuation, bisweilen aber auch die Form eines wirklichen Definitivtractats, werden aber übrigens in beiden Fällen wie der Friede unterzeichnet und ratificirt, worauf sie, wenn nicht nachher ein Anderes ausdrücklich ausgemacht wird, völlig verbindliche Kraft haben. Der Definitivfriedensschluß, d. i. der alles zur Entscheidung bringende, beseitigt nachher alle streitigen Punkte. Die allgemeine Form eines solchen ist diese. Nach Anrufung des göttlichen Namens kommt die Veranlassung zu dem Tractate, Erwähnung der Gesandten und ihrer Vollmachten, dann die allgemeinen Artikel, als Wiederherstellung des Friedens und der Freundschaft, Einstellung der Feindseligkeiten, Berücksichtigung der Contributionen, Gefangenen, Amnestie u. s. w. Nun erst folgen die besondern und eigentlichen Hauptartikel des Friedens, bei denen gemeinlich der Punkt des Bestandes der schwierigste war, wenn nicht ein siegender Feind in seiner Gewalt hatte, den Frieden zu dictiren. Zeit- und Ortbestimmungen der Auswechselung der Ratificationen und Unterzeichnungen machen den Beschluß. Ueber diese Unterzeichnung gab es ehemals viele Schwierigkeiten, indem kein Theil der hintangesetzte scheinen mochte. Jetzt hat man verschiedene Wege, diesen Schwierigkeiten auszuweichen, 1. die Alternation, wo jede unterzeichnende Macht die andre, an welche das Instrument ausgestellt wird, obenan stellt, oder 2. Protestationen von der einen, Reverse von der andern Seite, welche beide beabsichtigen, zu verhindern, daß in künftigen Fällen der jetzige nicht als Regel gelten solle. Unterzeichnung, Besiegelung und Auswechselung der Ratificationen geschehen übrigens bald in der Stille, bald mit Feierlichkeit. Angedrängt sind dem Friedensschlusse bisweilen noch Separatartikel, entweder öffentliche oder geheime. Manche enthalten

Hauptpunkte, die auf den Frieden und dessen Vollziehung selbst Bezug haben, andere sind ein bloßer Vorbehalt, wegen gebräuchter Titel, Sprache u. s. w. So hat man sonst z. B., seitdem die französische Sprache (seit 1614) zu Friedensschlüssen gebraucht wurde, in den Verträgen, an welchen Frankreich Antheil nahm, sich verwahrt, daß hieraus für die Zukunft keine Schuldigkeit gefolgert werden solle. Ist nun der Friedensschluß unterzeichnet, von den Souverains in eigenhändig unterzeichneten Urkunden ratificirt, d. i. genehmigt, und sind die Ratificationen ausgewechselt worden, so bleibt nur noch der leichte Punkt der Bekanntmachung, und der schwere der Vollziehung übrig. In dem letztern hat schon oft der Keim zu neuen Kriegen gelegen. Sammlungen von Friedensschlüssen (d. i. Friedensverträgen) sind eine Hauptquelle für die politische Geschichte der Staaten. Wir haben deren mehrere, und können glücklicher Weise deshalb auf des Hrn. *Martens Discours sur les recueils de traités* vor dem *Supplément au Recueil des Traités*, Vol. I., verweisen, wo eine kritische Uebersicht dieser Sammlungen gegeben ist. dd.

Friedensschlüsse der neuern Zeit (die wichtigsten). So wie die Erfindung und der Gebrauch des Schießpulvers das Mittel ward, in dem ewigen Landfrieden (1495) das Faustrecht, die Anarchie und die Selbsthülfe innerhalb des deutschen Reichs zu zügeln, so ward wieder die ganz veränderte Art, Krieg zu führen, die Veranlassung zu der großen Umbildung der Politik und Diplomatie, oder eigentlich, zu der Begründung einer neuen Politik und Diplomatie im jüngern Europa am Ausgange des fünfzehnten und am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts. Besonders wurden die Ansprüche Frankreichs auf Mailand, und die Ansprüche Spaniens und Frankreichs auf Neapel, so wie die Eroberung beider italienischen Staaten von Ausländern, die Ursachen der damals in Mailand, Venedig, Rom und Florenz beginnenden Politik, deren Wirkungen sich bald in den europäischen Friedensschlüssen zeigten. Die ersten wichtigsten Friedensschlüsse des neuern Europa's sind die, durch welche die Kriege beendet wurden, welche Carl V. (als König von Spanien Carl I.) und Franz I. von Frankreich über Italien geführt hatten. Ihr erster Friede wurde, nachdem Franz I. bei Pavia gefangen genommen worden war (1525), zu Madrid (am 14ten Januar 1526) auf die Bedingungen geschlossen, daß Franz auf Italien und Burgund verzichtete, 2 Millionen Thaler zu zahlen versprach, und zwei seiner Prinzen als Geiseln stellen mußte. Kaum war aber Franz I. in Freiheit gesetzt, als er diesen Vertrag für erzwungen erklärte, und in Verbindung mit dem Papste, Venedig u. A. den Krieg gegen Carl V. erneuerte. Allein dieser ward so wenig vortheilhaft geführt, daß Franz im Frieden zu Cambray (am 5ten August 1529) zwar Burgund behielt, dagegen aber der Lehnshegemonie über Flandern und Artois entsagte, 2 Millionen Thaler Lösegeld für seine Söhne bezahlte und Mailand dem Hause Sforza lassen mußte. Doch nach dem unbeerbten Tod des Herzogs Franz II. von Mailand verlangte Franz I. von neuem die Belehnung mit Mailand von dem Kaiser. Die Weigerung desselben veranlaßte den dritten Krieg, in welchem Franz I. mit dem Sultan der Osmanen verbunden war. Er ward (1538) durch einen vom Papste zu Nizza vermittelten, zehntägigen Waffenstillstand unterbrochen, allein nach der Ermordung des durch Italien reisenden und nach Constantinopel bestimmten französischen Gesandten zu Pavia (1541) erneuert. Dieser Krieg ward

(am 18ten September 1544) im Frieden zu Crespy auf die Festsung des Friedens zu Cambray beendet. Gleichzeitig mit diesen Kriegen hatte sich in Deutschland die Reformation verbreitet. Die gegen die ihnen nachtheiligen Reichsschlüsse zu Speyer (1529) protestirenden Stände traten zu Schmalkalden (1530) zu einem Bündnisse zusammen, welchem catholischer Seits (1539) der nürnbergische Reichstag entgegengesetzt wurde. Der Religionskrieg in Deutschland begann (1542) mit der Eroberung des Herzogthums Braunschweig-Lüneburg durch die Hülften von den beiden Häuptern des schmalkaldischen Bundes, den Churfürsten Johann Friedrich von Sachsen und dem Landgrafen Philipp von Hessen. Doch sprengte Carl V. diesen Bund (am 24ten April 1547) in der Schlacht bei Mühlberg, in welcher er den Churfürsten zum Gefangenen machte und dessen Länder dem Herzog Moritz von Sachsen ertheilte. Dieser aber, gereizt durch des Kaisers fortwährende Feindseligkeiten gegen die Protestanten, verband sich mit dem Könige Heinrich II. von Frankreich, und überraschte den Kaiser in Tyrol, während die Franzosen die lothringischen Bisthümer Metz, Verdun und Toul besetzten, worauf (1552) der passauer Vertrag, und, auf die Basis desselben, der Religionsfriede zu Augsbura (am 25ten September 1555), die verschiedenartigen Interessen der beiden kirchlichen Parteien in Deutschland geseglich bestimmte. Zwischen Frankreich und Spanien ward erst später (am 13ten April 1559) der Friede zu Chateau Cambresis abgeschlossen, in welchem Frankreich mehrere Gränzpläze in den Niederlanden und Italien an Spanien überließ. — An den Küsten der Ostsee hatte sich, noch im letzten Zeitalter der Kreuzzüge (seit 1226) der deutsche Orden siegreich ausgebreitet. In Verbindung mit den Schwertbrüdern gehörte ihm Preußen, Liefland, Curland und Semgallen. Doch mußte er bereits im Frieden zu Thorn (1466) die Hälfte des Ordenslandes, Westpreußen, an Polen überlassen, und der Hochmeister wegen Ostpreußen dem Könige von Polen den Vasalleneid leisten. Im Jahre 1513 kaufte sich der Heermeister in Liefland und Curland, Walthar von Plektenberg, vom deutschen Orden los, und Albrecht, der Hochmeister, erhielt, nachdem er die Reformation in Ostpreußen eingeführt hatte, in dem Frieden mit Polen (am 9ten April 1525) Ostpreußen als ein erbliches Herzogthum und als ein Lehn von Polen. Als aber der russische Czar Iwan Basiliowitz II., nach der Beendigung eines Krieges mit Schweden, in Liefland (1558) siegreich vordrang, überließ der Heermeister Kettler in einem Tractate zu Wilna (1561) Liefland an Polen, wogegen er Curland und Semgallen als erbliches Herzogthum von Polen zum Lehn erhielt. — In den spanischen Niederlanden war bereits im letzten Drittheile des 16ten Jahrhunderts gegen den Druck Philipps II. ein Aufstand aufgeregt, welcher (1579) die engere Verbindung der sieben nördlichen Provinzen zur Folge hatte, die sich, unterstützt von Frankreich und England, gegen die spanische Macht behaupteten. Ihre Existenz als selbstständiger Staat war bereits im Waffenstillstande vom Jahre 1609 gesichert; doch wurden sie von Spanien erst im westphälischen Frieden (1648) förmlich anerkannt. Dieser westphälische Friede beendigte den dreißigjährigen Krieg, welcher besonders Deutschland furchtbar verheert hatte. In demselben stellte sich nach Beendigung des böhmischen Aufstandes der König Christian IV. von Dänemark (1626) an die Spitze der Bewaffnung des niedersächsischen Kreises, ward, aber

esiegt, und entsagte im Frieden zu Lübeck (am 12ten Mai 629) für die Zurückgabe seiner von den Kaiserlichen eroberten Ländereien und für die Bewilligung eines neuen Zolls zu Glückstadt seiner Theilnahme an dem fernern Kriege; der Churfürst Johann Georg I. von Sachsen trennte sich im Frieden zu Prag (am 30sten Mai 635) vom schwedischen Interesse, und verband sich mit dem Kaiser gegen Schweden. Der Friede zu Snabrück und Münster, der westphälische genannt, beendigte am 24sten October 1648 diesen 30jährigen Krieg, und begründete ein neues politisches System in Europa. In diesem Frieden wurden die Niederlande und die Schweiz als Freistaaten anerkannt; der Religionsfriede von 1555, mit Einschluß der Reformirten, ward bestätigt, beiden Religionspartien völlige Gleichheit der Rechte bewilligt, und in Ansehung der Religionsübung und des Besizes der geistlichen Güter das Jahr 1624 als Normaljahr angenommen; den vom Kaiser mit der Acht belegten Reichständen ward Amnestie (mit einigen Einschränkungen) zugesprochen, und für das pfälzische Haus eine neue Churwürde errichtet, die Krone Schweden erhielt Vorpommern, die Insel Rügen, Wismar, Bremen und Verden und die Reichsstandschaft, und die schwedische Armee 5 Millionen Thaler; Frankreich gewann die völlige Hoheit über Metz, Toul und Verdun, und alles, was Oesterreich im Elsaß besessen hatte; säcularisirt wurden, zur Entschädigung der durch Gesandten an Ländern und Ansprüchen beeinträchtigten Reichstände, Magdeburg, Halberstadt, Minden und Camin für Churbrandenburg; Schwerin, Rostock u. s. w. für Mecklenburg; Hersfeld für Hessen-Cassel u. s. w. Nur zwischen Frankreich und Spanien ward erst am 7ten November 1659 der pyrenäische Friede (auf der Kasaneninsel) abgeschlossen, in welchem die Verählung Ludwigs XIV. mit der ältesten spanischen Infantin Maria Theresia verabredet, und Roussillon nebst mehreren Plätzen in den Niederlanden an Frankreich von Spanien abgetreten wurde. — Im europäischen Norden kämpften Rußland, Polen und Dänemark mehrmals mit Schweden. Im Frieden zu Stolbowa (am 27sten Februar 1617) mußte der Czar Michael Romanow von Rußland Ingermanland und Carelen an Schweden, und im Jahre 1618 an Polen Smolensk, Czernichow und Severien überlassen. Dänemark sah sich nach einem unglücklichen Kriege (1643 — 1645) genöthigt, Jemtland, Herjedalen, Gothland und Desel für immer, und Halland auf 30 Jahre im Frieden zu Bremsbro (am 13ten August 1645) an Schweden abzutreten, und zugleich Schweden die gänzliche Befreiung vom Sundzoll zuzugestehen. Nach der Erneuerung des Krieges mußte Dänemark im rothschilder Frieden (am 26sten Februar 1658) auch Halland, Schonen, Blekingen und Bornholm an Schweden cediren; doch kam, nach dem Tode Carl Gustavs von Schweden, im Frieden zu Copenhagen (1660) Bornholm und Crontheim an Dänemark zurück, und im Frieden zu Oliva (am 3ten Mai 1660) gewann zwar Schweden von Polen Liefland und Esthland, verzichtete aber auf Curland und Semgallen, und erkannte Brandenburgs Souverainetät über das Herzogthum Preußen an. — Unter den westlichen Staaten Europas war die Republik der Niederlande zu einem ausgebreiteten Handel nach beiden Indien und zu einem bedeutenden Uebergewichte in der Marine gelangt. Dies erregte die Eifersucht Englands unter Carl II., mit welchem aber, nach einem zweijährigen Kampfe (am 31sten Juli 1667) der Friede zu

Breda auf die Bedingung des *uti possidetis* abgeschlossen, und den Niederländern einige Befreiung von der Navigationsacte zugesprochen wurden. Drohender war Frankreichs Stellung gegen die Republik, nachdem dieselbe, durch die Tripelallianz, Ludwig XIV. zum **aachener Frieden** (am 2ten Mai 1668) und zur Verzichtung auf die von ihm in Anspruch genommenen spanischen Niederlande genöthigt hatte. In Verbindung mit England erklärte Ludwig (1672) der Republik den Krieg. Doch mußte Carl II., weil er von dem Parlamente nicht mit Geld zur Führung dieses Krieges unterstützt wurde, schon am 19ten Februar 1674 den **Frieden zu Westminster** auf die Basis des Friedens zu Breda mit Holland abschließen, und die Unterstützung, welche der große Churfürst von Brandenburg, Oesterreich und das deutsche Reich der Republik gewährten (1678, 1679, wo auch der Friede von St. Germain geschlossen wurde, (s. d. Art. Friedrich Wilhelm), führte zu den **Separatfriedensschlüssen zu Nimwegen**, welche die Unabhängigkeit Hollands sicherten, Frankreich aber einige Vortheile an der deutschen Gränze verschafften. Doch bald ward der blutige Kampf von Ludwig XIV. (1688) erneuert, als er für die Herzogin von Orleans einen großen Theil der Pfalz in Anspruch nahm, und als nach der Verwüstung der Rheinpfalz von den Franzosen eine große Allianz zwischen Oesterreich, Spanien, den Niederlanden, Großbritannien &c. gegen Ludwigs Politik zu Stande kam. Dennoch waren die französischen Waffen siegreich, daß Frankreich in den **Separatfriedensschlüssen zu Ryswyk** (1697) nicht ohne Vortheil aus diesem Kampfe hervortrat. Desto hartnäckiger und nachtheiliger ward für Frankreich der **spanische Erbfolgekrieg** (1701 — 1714) geführt, bis der Tod des Kaisers Joseph I., durch welchen sein Bruder Carl zum Besitze der ganzen österreichischen Monarchie gelangte, und die Veränderung des brittischen Ministeriums nach dem Sturze der marlborough'schen Partei, zu dem **utrecht** (1713) und **badener** (1714) **Frieden** führten, in welchem Ludwigs Enkel, Philipp von Anjou, auf dem spanischen Throne und in dem Besitze der spanischen Colonien anerkannt, an Oesterreich aber aus der spanischen Erbschaft Belgien, Mailand und Neapel überlassen, für Savoyen anfangs Sicilien mit der Königswürde bestimmt, diese Insel aber in der Folge an Oesterreich gegen Sardinien vertauscht, und von England Minorca und Gibraltar behauptet wurde. An der deutschen Gränze mußte Frankreich Kehl, Freiburg und Breisach räumen; doch restituirte der Kaiser die wegen ihrer Allianz mit Frankreich geächteten Churfürsten von Bayern und Köln. — Gleichzeitig mit diesem Kriege im Westen von Europa ward im Norden und Osten der sogenannte **nordische Krieg** geführt. Ihn eröffneten Dänemark, Polen und Rußland gegen den jungen König Carl XII. von Schweden, um demselben die von seinen Vorfahren gemachten Eroberungen wieder zu entreißen. Allein Dänemark ward, sogleich nach Carls XII. Angriff auf Coppenhagen, zum **Frieden von Travendahl** (am 10ten August 1700) genöthigt, welcher auf den *status quo* unterzeichnet wurde. Desto hartnäckiger war der Krieg mit August II., König von Polen und Churfürsten von Sachsen, und mit dem Czar Peter I. Denn nachdem Carl XII. Augusts Plan, Liefland an Polen zurückzubringen, vereitelt, in Stanislaus Leszczyński einen neuen König von Polen aufgestellt, und den Krieg nach Sachsen verlegt hatte, mußte August II. im **Frieden von Ultranstadt** (am 24ten September 1706) auf die polnische Krone verzichten. Doch hatte Peter I. unterdessen

Ingermanland eingenommen, und auf dem eroberten Boden die neue Hauptstadt Petersburg angelegt; auch schlug er Carl XII. (1709) bei Pultawa, worauf August II. und Dänemark ebenfalls den Krieg erneuerten, der erst nach Carls XII. Tode (1718) durch mehrere Separatfriedensschlüsse beendet ward. Auch Preußen und Hannover waren zu Schwedens Feinden getreten. — Im Frieden behielt Hannover (am 20sten November 1719) die von Dänemark eroberten, aber von demselben an Georg I. von England und Hannover verkauften Fürstenthümer Bremen und Verden, wogegen es an Schweden eine Million Thaler zahlte. Der Friede mit August II. ward (1719) anfangs nur als Waffenstillstand unterzeichnet. Mit Preußen wurde der Friede (am 21sten Januar 1720) zu Stockholm geschlossen. (S. d. Art. Friedrich Wilhelm I.) Im Frieden mit Dänemark (am 3ten Juli 1720) gab Dänemark Wismar, Stralsund und Rügen zurück. Schweden aber zahlte 600,000 Thaler und verlor die Zollfreiheit im Sund. Im Frieden mit Rußland zu Nyssadt (am 10ten September 1721) mußte Schweden auf Liefland, Estland und Ingermanland verzichten; doch erhielt es 2 Millionen Thaler von Rußland. — Der Tod des Königs von Polen, Augusts II. (am 1sten Februar 1733), veranlaßte eine streitige Königswahl, worauf sich Oesterreich und Rußland für August III., Frankreich aber mit dessen Bundesgenossen für Stanislaus Leszczyński erklärten. Der Krieg ward nur in Italien lebhaft geführt, und durch den Frieden von Wien (am 3ten October 1735) beendet, welchem nach und nach die einzelnen kriegführenden Mächte beitraten. Durch ihn erhielt August III. die polnische Krone; Stanislaus aber erhielt den kaiserlichen Titel und ward durch Lothringen entschädigt, das nach seinem Tode an Frankreich fallen sollte, wogegen der Herzog von Lothringen, Franz Stephan, Toscana erhielt. Der Infant Carl von Spanien, Philipps V. ältester Sohn, aus seiner zweiten Ehe mit Elisabeth von Parma, ward König von Neapel und Sicilien, welche Länder ihm der Kaiser Carl VI. abtrat, und sich dagegen mit Parma und Piacenza begnügte, um nur von den kriegführenden Mächten die pragmatische Sanction anerkannt zu sehen. Nichts desto weniger brach nach Carls VI. Tode der österreichische Erbfolgekrieg aus, welchen Friedrich II. (1740), wegen der Ansprüche seines Hauses auf einige schlesische Fürstenthümer, durch einen Einfall in Schlesien eröffnete. Der Churfürst Carl Albrecht von Bayern nahm, wegen seiner Abstammung vom Kaiser Ferdinand I., die ganze österreichische Erbschaft in Anspruch, und Frankreich, Spanien, Sachsen, Sardinien erklärten gleichfalls die pragmatische Sanction für null und nichtig. Nur Großbritannien stand auf der Seite der Maria Theresia, und bald erklärte sich auch Sardinien (1743) und Sachsen (1744) für sie. Sich ihres thätigsten Gegners zu entschlagen, überließ Maria Theresia im Frieden zu Breslau (am 28sten Juli 1742) sechs schlesische Fürstenthümer und Glatz an Friedrich II. Sachsen war diesem Frieden beigetreten. Als aber Friedrich bei dem Verfall der österreichischen Waffen den Verlust des kaum gewonnenen Besitzes befürchtete, eröffnete er (1744) den zweiten schlesischen Krieg, in welchem Sachsen auf Oesterreichs Seite stand. Nach der Schlacht bei Kesselsdorf ward der Friede zu Dresden (am 25sten November 1745) auf die Basis des Breslauer Friedens abgeschlossen. Vor diesem Frieden hatte sich der junge Churfürst Maximilian Joseph von Bayern mit Oesterreich im Frieden zu Füssen (am

22sten April 1745) ausgefohnt. Maria Theresia gab ihm das von ihren Truppen eroberte Bayern zurück, wogegen er auf seine Ansprüche in Hinsicht der österreichischen Erbschaft verzichtete. Der österreichische Erbfolgekrieg selbst ward endlich im Frieden zu Aachen (1748) auf den status quo beendet, außer daß Oesterreich dem Infanten Philipp von Spanien die Herzogthümer Parma und Piacenza überließ. Doch nur acht Jahre dauerte die Zeit der Ruhe; denn bereits im Jahre 1756 begann der dritte schlesische, oder der siebenjährige Krieg. Friedrich II. kämpfte gegen Oesterreich, Rußland, Schweden, Frankreich, Sachsen und das deutsche Reich; bloß England war mit ihm verbunden. Nach dem Tode der Kaiserin Elisabeth von Rußland gab ihr Nachfolger, Peter III. (am 5ten Mai 1762), im Frieden das eroberte Preußen zurück, und der Friede mit Schweden (am 22sten Mai), so wie der hubertsbürger Friede (am 15ten Februar 1763) mit Oesterreich und Sachsen, brachte alles auf den status quo zurück. — So ruhten in Deutschland die Waffen, als die Absicht Josephs II., ganz Böhmen nach dem Tode des Churfürsten Maximilian Josephs mit Oesterreich zu vereinigen (1778), den bayerischen Erbfolgekrieg bewirkte. Friedrich II. unterstützte den Widerspruch des präsumtiven Erben von Pfalz-Bayern, des Herzogs von Zweibrücken, gegen die zwischen Oesterreich und Pfalz abgeschlossene wiener Conventiön, und Sachsen verband sich wegen der Ansprüche auf die bayerische Allodialerbschaft mit Preußen. Doch ward dieser Krieg ohne Schlacht während des zweiten Feldzugs im Frieden zu Teschen (am 13ten Mai 1779) so beendet, daß Pfalz in dem Besiz der bayerischen Erbschaft trat, und bloß das Innviertel mit Braunau an Oesterreich überließ, Sachsen erhielt 6 Millionen Gulden für die Allodialerbschaft. — Gegen einen spätern Versuch Josephs II., Bayern gegen den größten Theil der österreichischen Niederlande einzutauschen, schloß Friedrich II. mit Sachsen und Hannover (am 23sten Juli 1785) den deutschen Fürstenbund, welchem mehrere andere deutsche Fürsten beitraten. — Zwischen England und seinen nordamerikanischen Colonien waren bereits seit dem Jahre 1764 Streitigkeiten entstanden, hauptsächlich über das Recht, die Colonien mit Abgaben zu belegen. Der Krieg kam 1775 zum Ausbruch. Am 4ten Juli 1776 erklärten sich 13 brittische Provinzen für unabhängig; im Jahre 1778 trat Frankreich und 1779 Spanien auf ihre Seite. An Holland erklärte England selbst (1780) den Krieg, da so wenig vortheilhaft geführt wurde, daß England im Frieden zu Paris (am 3ten September 1783) die Unabhängigkeit und Selbstständigkeit der 13 Provinzen in Nordamerika anerkennen, Tabag und die Colonie am Senegal an Frankreich, und Minorca und Florida an Spanien zurückgeben mußte. Nur im Frieden mit Holland (1784) gewann es Negapatnam. — Schweden, das seine Abtretungen an Rußland im nyssädter Frieden noch nicht verschmerzt hatte, erklärte zwar während Friedrichs (des Gemahls der Ulrike Eleonore) Regierung (1741) den Krieg an Rußland; er ward aber so nachtheilig geführt, daß Rußland im Frieden zu Abo (am 7ten August 1743) Finnland bis an den Fluß Nymen von Schweden gewann. Als späterhin Gustav III. (1783) den Krieg gegen Rußland eröffnete, der zunächst als Seekrieg geführt wurde, fielen zwar mehrere mörderische Seetreffen vor; allein der Friede zu Wereld (am 14ten August 1790) ward auf den status quo abgeschlossen. — Rußlands Macht war unter Peter I. auf Kosten Schwedens beträchtlich

erklärt worden. Schon Peter I. hatte mit der Pforte und mit Persien Kriege geführt, doch ohne bedeutende Resultate. Eben so blieb der Krieg Rußlands gegen die Pforte, welchen die Kaiserin Anna (1736) in Verbindung mit Oesterreich führte, ohne wesentlichen Erfolg. Erst unter der Regierung der Kaiserin Catharina II. gewann Rußland, nach dem ersten Türkenkriege (1768) im Frieden zu Kainardschi (am 21sten Juli 1774) das Land zwischen dem Dneper und Bug, Asow und die freie Schifffahrt auf dem schwarzen Meere; auch ward die Crim für frei erklärt, deren Khan sich (1783) freiwillig dem russischen Scepter sich unterwarf, worauf die Crim als Königreich Taurien (1784), und der vom Khane gleichfalls abgetretene Cuban unter dem Namen Caucasien mit Rußland vereinigt wurde. Diese Vereinigung und die Furcht, daß, nach der Zusammenkunft Josephs II. und Catharinens II. zu Cherson (1787), das sogenannte griechische Project (die Vertreibung der Türken aus Europa) realisiert werden möchte, bewog die Pforte (1787), Rußland den Krieg zu erklären, an welchem Oesterreich, als Rußlands Bundesgenosse, Antheil nahm, Leopold II. schloß (1790) mit der Pforte den Frieden zu Szistowa auf den status quo, und ab Belgrad zurück; Catharine II. aber gewann im Frieden zu Jassy (1792) Dezakow und das Land zwischen dem Bog und Dnieper. Auch hatte sie in den drei Theilungen Polens (1772, 1793 und 1795) über 6 Millionen Polen dem russischen Scepter unterworfen, und (1795) das Herzogthum Curland mit ihrem Reiche verbunden. Nach dem sechtern Kriege, welchen die Pforte (1806) an Rußland erklärte, ward im Frieden zu Bucharest (am 28sten Mai 1812) der Pruth als die Gränze zwischen beiden Reichen festgelegt. — Die wichtigsten Friedensschlüsse aber, welche die Gestalt der meisten europäischen Staaten veränderten, waren Folgen des im Jahr 1792 ausgebrochenen französischen Revolutionskrieges. Aus dem Kampfe der Coalitionen gegen Frankreich trat zuerst Preußen im Frieden zu Basel (am 5ten April 1795) zurück, in welchem Preußen seine jenseit des Rheins gelegenen Besitzungen bis zum allgemeinen Frieden mit Deutschland in den Händen Frankreichs ließ. Spanien folgte diesem Beispiele, und schloß ebenfalls zu Basel (am 22sten Juli 1795) den Frieden mit Frankreich, in welchem es den spanischen Antheil von Domingo an Frankreich abtrat. Nur mit England und Oesterreich zerschlugen sich die Friedensunterhandlungen. Durch Bonaparte's Siege in Ober-Italien ward aber zuerst der König von Sardinien zum Frieden (am 15ten Mai 1796) genöthigt, durch welchen Savoyen und Nizza mit Frankreich vereinigt wurden; dann schloß Neapel (am 10ten October 1796) den Frieden auf den status quo, und Parma (am 5ten November 1796) auf die im Waffenstillstand bestimmten Summen und Lieferungen; darauf der Papst zu Tolentino (am 10ten Februar 1797), in welchem Pius VI. auf Avignon, Bologna, Ferrara und Romagna verzichtete, und endlich Oesterreich zu Campo Formio (am 17ten October 1797), nach welchem Belgien von Oesterreich an Frankreich, und Mailand und Mantua an die cisalpinische Republik überlassen, hingegen der größte Theil der Republik Venedig mit Oesterreich verbunden wurde. Frankreich behielt die venetianischen Inseln (Corfu u. s. w.) und die Besitzungen in Albanien. Oesterreich versprach, den Herzog von Modena durch den Breißgau zu entschädigen. Auf dem am 9ten December 1797 eröffneten Friedenscongresse zu Ra-

Stadt verlangte Frankreich den Rhein als Gränze gegen Deutschland. Die Verhandlungen zogen sich aber in die Länge, daß, nach der Erneuerung des Krieges zwischen Frankreich und Oesterreich im März 1799, der Congress sich auflöste. Doch während des Jahres 1798 hatte die Pforte wegen der Expedition der Franzosen nach Aegypten an Frankreich den Krieg erklärt, und sich der erneuerten Coalition zwischen England, Oesterreich und Rußland angeschlossen, und Ferdinand IV. von Neapel war in die (1798) von den Franzosen gestiftete römische Republik eingebrungen, um den Papst zu restituiren. Darauf hatte das französische Directorium den Königen von Neapel und Sardinien (im December 1798) den Krieg erklärt, und den letztern zu einer Entsagungsurkunde auf Piemont genöthigt. Inzwischen mußte nach der Erneuerung des Krieges mit Oesterreich der Großherzog Ferdinand von Toscana sein Land den Franzosen überlassen. Der Krieg ward aber in Deutschland und Italien von den Franzosen gegen die Oesterreicher und Russen mit so vielem Verluste geführt, daß erst, nach Bonaparte's Rückkehr aus Aegypten und nach seiner Uebnahme der consularischen Regierung, durch die Schlacht bei Marengo in Italien und durch die Niederlage der Oesterreicher bei Hohenlinden auch in Deutschland das Uebergewicht der Franzosen neuem begründet und in dem Frieden von Lunéville (am 9ten Februar 1801) gesichert wurde. Dieser Friede, welchen der Kaiser für sich und im Namen des deutschen Reichs abschloß, bestimmte der Thalweg des Rheins zur Gränze zwischen Frankreich und Deutschland, wodurch Oesterreich seine belgischen Provinzen und Deutschland alle Länder auf dem linken Rheinufer an Frankreich überließ. Dagegen erhielt Oesterreich zwei Dritttheile des venetianischen Staats, so daß der Thalweg der Etsch die Gränze zwischen dem österreichischen Italien und der wiederhergestellten italienischen Republik bilden sollte. Diese Republik und die Republiken Ligurien, Helvetien und Batavien wurden in den Frieden eingeschlossen. Der Breisgau kam an das Haus Modena; der Großherzog von Toscana sollte in Deutschland, so wie die auf dem linken Rheinufer verlierenden deutschen Erbfürsten auf dem rechten Rheinufer, nach der zu Rastadt festgesetzten Basis, durch Säkularisation geistlicher Güter entschädigt werden. Dieses Entschädigungsgeschäft ward, nach den von Frankreich und Rußland gemeinschaftlich zu Regensburg vorgelegten Entwürfen, in dem Reichsdeputationshauptschlusse (25ten Februar 1803) beendigt. Mit Neapel war (am 28ten März 1801) der Friede zu Florenz unterzeichnet. Neapel versprach in demselben, den englischen und türkischen Schiffen bis zum Frieden Frankreichs mit beiden Staaten seine Häfen zu verschließen, und die Insel Elba, den Stato degli Presidii und das Fürstenthum Piombino an Frankreich abzutreten. — Nach der Räumung Aegyptens von den Franzosen wurden die Präliminarien des Friedens zwischen Frankreich und England zu London (am 1sten October 1801), und auf die Basis derselben der Friede zu Amiens (am 27ten März 1802) unterzeichnet. In diesem Frieden gab England an Frankreich, Spanien und Batavien alle Eroberungen, bis auf Ceinsoab und Ceylon zurück; auf Malta sollte der Malteserorden restituirt, und dessen Unabhängigkeit unter die Garantie der wichtigsten europäischen Mächte gestellt werden; der Hafen des Vorgebirges der guten Hoffnung sollte dem Handel und der Schifffahrt der contrahirenden Mächte offen stehen; die Pforte sollte Aegypten zurückerkalten, und das Gebiet der Pforte und Portugals

nach seiner Integrität garantirt werden; dagegen wollte Frankreich Neapel und den Kirchenstaat räumen, und die von Rußland und der Pforte begründete Republik der sieben Inseln anerkennen. — Nach dem Abschluß dieses Friedens ward auch der Friede zwischen Frankreich und der Pforte (am 25ten Juni 1802) unterzeichnet, in welchem die vorigen Verträge zwischen beiden Mächten erneuert, und den französischen Schiffen gleiche Rechte der freien Schifffahrt auf dem schwarzen Meere versprochen wurden, wie sie die Pforte am 30ten Oct. 1799 den Briten zugestanden hatte. Auch mit Rußland ward zu Paris der Friede (am 8ten Oct. 1801) auf den status quo, doch mit einigen geringen Bedingungen, in Hinsicht der italienischen Angelegenheiten, unterzeichnet, und mit Portugal (am 29ten Sept. 1801) der Friede zu Madrid abgeschlossen, in welchem der Fluß Karapanatuba in Zukunft die Gränze zwischen dem französischen und portugiesischen Amerika bilden sollte. — Doch Großbritannien erneuerte bereits am 18ten Mai 1803 den Krieg gegen Frankreich, und bewirkte, nach der Verbindung mit Rußland und Oesterreich (1805), den Continentalkrieg wider Mächte mit Frankreich. Nach den Tagen bei Ulm und Austerlitz schloß Oesterreich (am 26ten December 1805) den Frieden von Preßburg, in welchem es alle von Frankreich in Italien gemachten Einrichtungen, und Napoleon als König von Italien anerkannte, und seinen im Luneviller Frieden erhaltenen Theil vom venetianischen Staate dem Königreiche Italien überließ. Zugleich erkannte Oesterreich die Königswürde und die Souveränität der Churfürsten von Bayern und Württemberg, so wie die Souveränität des Churfürsten von Baden an, und verzichtete auf Tyrol, Vorderösterreich, den Breisgau u. s. w. zu Gunsten dieser Fürsten. Dagegen ward Salzburg und Berchtesgaden mit Oesterreich verbunden, und der bisherige Churfürst von Salzburg durch Würzburg entschädigt. Ein österreichischer Prinz sollte die Hochmeisterwürde des deutschen Ordens erblich erben. — Die Stiftung des Rheinbundes (am 12ten Juli 1806) ward von Frankreich selbst nur für eine Ergänzung des preßburger Tractats erklärt. Diese neue Conföderation und die durch dieselbe bewirkte Unterstützung Preußens gegen Frankreich hatte aber die Folge, daß die unter Fox Ministerium eingeleitete Friedensunterhandlung zwischen England und Frankreich (am 30ten Sept. 1806) abgebrochen, und der am 20ten Juli 1806 zwischen Frankreich und Rußland zu Paris abgeschlossene Friede von Alexander I. nicht ratificirt wurde. Der Krieg mit Preußen und Rußland dauerte vom 8ten Oct. 1806 bis zum tilssiter Frieden, der am 9ten Juli 1807 mit Rußland, und am 9ten Juli mit Preußen, unterzeichnet wurde, nachdem im Laufe des Krieges die Häuser Hessen-Cassel, Braunschweig-Wolfenbüttel und Dranien-Fulda ihre Länder verloren, und die Franzosen auch, wegen des Kriegesstandes des Königs von Schweden gegen Frankreich, ganz Schwedisch-Pommern besetzt hatten. Im Frieden zu Tilsit verlor Preußen die Altmark, das Fürstenthum Ostfriesland, die Grafschaften Mark und Ravensberg, die Fürstenthümer Minden, Hilbesheim, Paderborn, Münster, Halberstadt, Bayreuth, Eichsfeld und Erfurt, die Grafschaften Tecklenburg, Lingen, Mansfeld und Jöhnsstein, das Herzogthum Magdeburg, den Churfstaat Hannover mit dem Fürstenthume Osnabrück, die ehemaligen Reichsstädte Nordhausen, Mühlhausen und Goslar, die ehemaligen Abteien Quedlinburg, Essen, Elten, Werden &c., den cotbuser Kreis, einen bedeutenden Theil Westpreußens und des Regdistrictes, mit Einschluß von

Danzig, ganz Südpreußen und Neu-Ostpreußen. Von diesen Abtretungen kam das Departement Bialystock an Rußland; der vorherige Kreis an Sachsen; aus Südpreußen, Westpreußen und dem übrigen Theile von Neu-Ostpreußen ward das Herzogthum Warschau; aus mehreren ehemaligen preussischen Besitzungen zwischen der Weser und Elbe und aus hessischen und braunschweigischen Ländern das Königreich Westphalen gebildet; beide, so wie der kleine Freistaat Danzig und Napoleons gegenwärtige und künftige Einrichtungen innerhalb des Rheinbundes wurden von Rußland und Preußen anerkannt. Endlich versprach Preußen, bis zum Frieden zwischen Frankreich und England, alle seine Länder ohne Ausnahme der Schifffahrt und dem Handel der Britten zu verschließen. Bald nach diesem Frieden zog eine französische Armee unter Junot durch Spanien gegen Portugal, und in Spanien selbst führte eine Verschwörung des Prinzen von Asturien gegen seinen Vater, und die erzwungene Resignation Carls IV. im Mai 1808 die Catastrophe herbei, durch welche das bourbonische Haus auf den spanischen Thron verzichtete. Bevor aber der neue König Joseph Napoleon den spanischen Boden betrat, hatte England (am 4ten Juli 1808) mit der spanischen Nation Frieden geschlossen, in welchem die vorigen Handelsverhältnisse zwischen beiden Nationen hergestellt wurden. England unterstützte darauf die in Ferdinands VII. Namen handelnde Regierungsjunta mit Truppen und Waffen. Ob nun gleich Napoleons Siege die Rückkehr seines Bruders nach Madrid (im December 1808) bewirkten, so führte doch (im April 1809) die Eröffnung des Krieges von Seiten Oesterreichs den Kaiser auf die Schlachtfelder von Austerlitz, Eckmühl, Aspern und Wagram. Der Friede von Wien beendigte (am 14ten Oct. 1809) den blutigen Kampf. In diesem Frieden verzichtete Oesterreich auf Salzburg, Berchtesgaden, das Inn- und Hausruckviertel, um künftig einen Theil des Rheinbundes auszumachen; auf das Herzogthum Krain, den villacher Kreis in Kärnten, das triester Gebiet, die Grafschaft Görz, Friaul, Croatien bis an den Savafluß, auf Triume, das ungarische Littoral und das österreichische Istrien, welche zu dem neugebildeten Staate der illyrischen Provinzen geschlagen wurden; auf einige zu Böhmen gehörende, innerhalb der Lausitz gelegene Enclaven; auf Westgalizien, Cracau und den zamosker Kreis in Ostgalizien, welche mit dem Herzogthume Warschau verbunden wurden; auf einen Strich von Ostgalizien mit 400,000 Menschen, welcher an Rußland kam, und auf die Hochmeisterwürde des deutschen Ordens, welchen Napoleon innerhalb des Rheinbundes aufgehoben hatte. Noch versprach Oesterreich, bis zum Seefrieden dem Continentsysteme gegen England beizutreten. — Der König Gustav IV. von Schweden, der treue Bundesgenosse Englands, hatte durch seine Leidenschaftlichkeit gegen Frankreich im Jahr 1807 seinen Antheil an Pommern verloren; seine Anhänglichkeit an England verwickelte ihn auch im Jahr 1808 in Krieg mit Rußland und Dänemark. Er verlor Finnland an Rußland, und am 13ten März 1809 in einem Aufstande die Krone. Sein Nachfolger, Carl XIII., schloß mit Rußland (am 17ten Sept. 1809) den Frieden zu Friedrichshamm, in welchem ganz Finnland, Ostbothnien und Westbothnien bis Tornea, so wie die Alandsinseln an der finnländischen Küste an Rußland überlassen wurden; mit Dänemark (am 10ten Dec. 1809) zu Copenhagen den Frieden auf den status quo, und mit Frankreich (am 6ten Jan. 1810) den Frieden zu Paris, in welchem Frankreich Schwedisch-Pommern und Rügen zurückgab, Schwe-

en aber dem Continentalsystem gegen England beizutreten versprach. Ob nun gleich Schweden, nachdem der Prinz von Ponte-Corvo zum Thronfolger ernannt worden war, an England (am 17ten Nov. 1810) den Krieg erklärte, so schloß doch Carl XIII. (am 18ten Juli 1812) mit England, nach Eröffnung des Krieges zwischen Frankreich und Rußland, den Frieden auf den status quo. Dänemark aber erklärte, nachdem die Britten Copenhagen bombardirt und die dänische Flotte (1807) geraubt hatten, an England den Krieg, und blieb seit dieser Zeit im Kriegestande gegen Großbritannien. Im J. 1814 aber wurde es durch Schweden zum Frieden zu Kiel (15ten Febr. 1814) gezwungen, in welchem es Norwegen an Schweden überlassen mußte, dagegen es Schwedisch-Pommern erhalten sollte, dieses aber auch an Preußen, gegen das von Hannover an Preußen überlassene Herzogthum Lauenburg, abzutreten genöthigt ward. — Von den wichtigsten Folgen für das ganze europäische Staatensystem war der im Jahre 1812 von Napoleon gegen Rußland eröffnete Krieg. Denn obgleich bei dem Ausbruche desselben Preußen und Oesterreich demselben sich angeschlossen hatten, so bewirkte doch der Verlust, welchen die französische Armee auf dem Rückzuge von Moskwa bis an die Saale erlitten, daß Preußen zu Kalisch (am 28sten Febr. 1813) mit Rußland sich verband, und Oesterreich gleichfalls (im August 1813) auf die Seite der Verbündeten trat. Der Krieg, in Deutschland durch die Völkerschlacht bei Leipzig entschieden, und dann auf französischen Boden versetzt, endigte mit Napoleons Resignation, und, nach der Herstellung der Bourbons, mit dem Frieden zu Paris am 30sten Mai 1814. In diesem Frieden ward die französische Gränze festgesetzt, wie sie am 1sten Jan. 1792 gewesen war; so daß die Bourbons eine Gebietsergrößerung von 150 Q. Meilen mit 600,000 Menschen gewannen. Das Haus Oranien ward in den Niederlanden anerkannt, erhielt die königliche Würde, und die vormaligen österreichischen Niederlande. Die Staaten Deutschlands sollten unabhängig und durch ein Föderativband unter sich vereinigt seyn, dessen Grundzüge in der deutschen Bundesacte vom 8ten Juni 1815 zu Wien näher bestimmt wurden. Malta und die Inseln Zabago, St. Lucie und Isle de France, so wie mehrere holländische Colonien, erhielt England. An Spanien ward der (1795) an Frankreich gekommene Theil von Domingo zurückgegeben. Der wienener Congress vollendete die durch den pariser Frieden begründeten Veränderungen. Rußland vereinigte das Herzogthum Warschau unter dem Namen eines Königreiches Polen mit seinem Reiche, trat aber einen Theil desselben an Preußen ab, der unter der Benennung Großherzogthum Posen eine Provinz desselben ward. Die Stadt Cracau mit ihrem Gebiete ward ein kleiner Freistaat. Preußen erhielt seine Provinzen zwischen der Elbe und dem Rheine (bis auf Ansbach und Baireuth) zurück, überließ aber Hildesheim und Ostfriesland an Hannover. Außerdem erhielt es die Hälfte des Königreichs Sachsen (18ten Mai 1815), Schwedisch-Pommern, die gesammten Nassau-oranischen Länder, und ansehnliche Provinzen am Rheine, die es zum Großherzogthum Niederrhein erhob. Vergrößert wurden die Gebiete der Großherzoge von Weimar, Mecklenburg-Strelitz, Oldenburg und des Herzogs von Coburg. An Oesterreich kam der tarnopoler Kreis, Tirol und Vorarlberg zurück. Illyrien ward zu einem besondern Königreiche, und die österreichische Lombardie nebst dem Venetianischen zum lombardisch-venetianischen Königreiche erhoben. Die Häuser Modena,

Florenz und Neapel und der Papst wurden restituirt. Eben so der König von Sardinien, der noch überdies die Republik Genua erhielt. Lucca kam an die gewesene Königin von Sardinien, Parma und Piacenza an die gewesene Kaiserin von Frankreich. Bayern gewannen Würzburg und Aschaffenburg und Rheinbayern. Bedeutende Landtauschte unter den deutschen Fürsten in den Rheingegenden waren die Folge der Entscheidungen des wiener Congresses. — In Spanien ward Ferdinand VII. hergestellt. — Nach Napoleons Rückkehr von Elba nach Frankreich (im März 1815) entschied die Schlacht bei Waterloo (am 18ten Juni) von neuem über sein Schicksal. Die Bourbonen kehrten wieder zurück, und die Verbündeten schlossen mit ihnen am 20ten Nov. 1815 den zweiten pariser Frieden, in welchem die Gränze Frankreichs vom Jahre 1790 angenommen und das Königreich der Niederlande und Preußen jenseits des Rheins vergrößert ward, Frankreich 700 Millionen Franken zahlen mußte, und unter Wellington ein Heer von 150,000 Mann zur Besetzung der französischen Gränze zurück blieb.

Friedland (Schlacht bei), von Napoleon am 14ten Juni 1807 gegen die Russen unter Bennigsen gewonnen. Obgleich die russische Armee die feindlichen Frontal-Angriffe in der befestigten Stellung bei Heilsberg (am 10ten Juni) mit Verlust abgewiesen hatte, mußte sie sich doch in den folgenden Tagen, da der Feind ein starkes Corps in ihre rechte Flanke und gegen Königsberg detachirte, in die Gegend von Friedland zurückziehen. Schon am 14ten früh um 2 Uhr begann ein Gefecht der Vortruppen mit einem Theile des Corps von Sannes, welcher zwischen Heinrichsdorf, Posthnen und dem sortlacker Wald aufgestellt die Straße nach Königsberg deckte. Dasselbe währte ziemlich unentschieden bis früh 5 Uhr, wo die ersten Colonnen der russischen Hauptarmee anlangten und über die steinerne Brücke in der Stadt, so wie über zwei ober- und unterhalb derselben geschlagene Pontonsbrücken auf das linke Ufer der Aller übergingen. Das russische Heer, nach Abzug aller Detachirungen ungefähr 67,000 Mann stark (7 Divisionen), formirte sich in zwei Treffen, welche in einem umgebenden Bogen gestellt, die Aller im Rücken hatten, der rechte Flügel lehnte sich beim domerfuer Holze an diesen Fluß; er bestand aus 4 Divisionen und dem größten Theile der Cavallerie, der von 2 Divisionen gebildete linke, durch das Mühlenfließ von jenem getrennt, hatte den sortlacker Wald links vor sich und stieß ebenfalls an die Aller; er hatte alle Jägerregimenter gegen diesen Wald detachirt; eine Division endlich stand in Bataillons-Colonnen als Reserve auf dem rechten Allerufer. Die Schlachtordnung des 1sten Treffens war so, daß 2 Bataillone jedes Regiments in Linie, das 3te dahinter in Colonne stand, das ganze 2te Treffen war in Bataillons-Colonnen formirt. Von der französischen Armee traf während der Einleitung des Gefechts das Lannes'sche Corps vollends, dann um 7 Uhr früh das von Mortier, um 9 Uhr Napoleon mit dem Ney'schen und der Garde-Cavallerie, das erste Corps, von Victor commandirt, nebst der Garde-Infanterie Nachmittags 3 Uhr auf dem Wahlplatze ein, sie erreichte dadurch zuletzt eine Stärke von ungefähr 75,000 Mann. Von 5 Uhr des Morgens an ward ohne entscheidenden Erfolg auf dem linken Flügel in dem sortlacker Walde gekämpft, in dem sich beide Theile hielten (Lannes bildete jetzt den linken, Ney den rechten Flügel der französischen Armee), auch machte die Cavallerie dieses, so wie die des rechten Flügels (bei Heinrichsdorf) mehrere glückliche Angriffe und die ganze Linie

liefte in der Richtung von Posthnen ungefähr 3 Stunden weit vor-
 es wäre jetzt leicht gewesen, das Launessche Corps, welches nur durch
 die successive ankommenden Truppen unterstützt ward, zurück zu wer-
 en, sich des Waldes bei Posthnen und der dadurch laufenden Straße
 zu bemächtigen und so das Entwickeln der feindlichen Armee zu ver-
 hindern, sie vielleicht einzeln zu schlagen. Aber unbegreiflicherweise
 begnügte sich Bennigsen mit den errungenen unbeträchtlichen Vorthei-
 len, ließ sich durch eine Kanonade und Trailleurgefechte hinhalten
 und sah ganz gelassen zu, wie sich die feindliche Armee immer mehr
 verstärkte. Diese ging nach der Ankunft des letzten Corps bald zur
 kraftvollsten Offensive über, rückte in der Fronte vor, während Ney
 (Abends 6 Uhr) den sortlacker Wald durch leichte Truppen reinigen
 ließ und am Rande desselben in starken Colonnen in die linke Flanke
 der Russen marschirte. Obgleich von diesen mehrere Angriffe gemacht
 wurden, brang er doch immer weiter, und sie waren bereits in ihre
 frühere Stellung zurück gewiesen, als er auf der Höhe links von
 Friedland eine Batterie von 40 Kanonen etablirte, welche die Ent-
 scheidung sehr bald herbeiführte; denn ihr Feuer richtete in den dicken
 Massen so schreckliche Verwüstung an, daß sich der russische linke
 Flügel nicht lange darauf nach Friedland zurückwarf; er passirte hier
 die Auer und brannte zur Deckung des Rückzugs die Vorstadt an.
 Die Vortheile, die indeß der rechte Flügel über Lannes erhalten hatte,
 mußten unter diesen Umständen aufgegeben werden; der allgemeine
 Rückzug durch Friedland ward befohlen. Hier hatten sich aber schon
 Abtheilungen des Renschen Corps festgesetzt, die Russen, in der Flanke
 wirksam mit Kartätschen beschossen, stürzten sich in die brennende Vor-
 stadt, und mußten sich, im engsten Sinne des Worts, durchschlagen;
 ein mörderisches Gefecht, das vielleicht so viel Opfer als die Schlacht
 selbst kostete, mit Scenen, die das Gemüth des versuchtesten Kriegers
 erschütterten. Eine Abtheilung, welche den Rückzug gedeckt hatte,
 fand die Brücken schon zerstört, und rettete sich nur dadurch von der
 Gefangenschaft, daß es eine zwischen der Ziegelei und Kloschenen
 befindliche Furth, freilich mit Verlust, zum Uebergang über den Fluß
 brauchte; ein anderes Detaschement unter General Lambert mit 29 Ka-
 nonen konnte ihn nicht mehr erreichen; es war so glücklich, während
 der Nacht nach Allenburg zu entkommen, von wo aus es wieder zur
 Armee stieß. Die Russen zogen sich über Wehlau auf das rechte Ufer
 der Memel zurück (am 21sten ward der Waffenstillstand geschlossen,
 dem der Friede von Tilsit folgte); sie hatten in dieser wahrlich nicht
 durch Schlechtigkeit der Truppen verlorenen Schlacht 2 todt, 4 verwun-
 dete Generals und übrigens ungefähr 7000 Todte und 12,000 Wese-
 wunde; die französische Armee zählte 5 verwundete Generale, ihr übriger
 Verlust läßt sich nicht genau angeben, und wenn er auch den im
 Bulletin genannten übersteigt, so erreicht er doch bei weitem nicht den
 feindlichen; sie hatten außerdem 16 Kanonen erobert. S—z. M.

Friedland, eine Herrschaft in Böhmen, an der Gränze der
 Oberlausitz und Schlesiens, mit einem Schlosse gleichen Namens. Der
 in dreißigjährigen Kriege berühmt gewordne Graf Wallenstein, eigent-
 lich Waldstein, kaufte im J. 1522 diese Herrschaft, und hielt sich ge-
 wöhnlich auf dem Schlosse Friedland auf. Im J. 1522 wurde er vom
 Kaiser zum Herzog von Friedland erhoben; im gemeinen Leben wurde
 er der Friedländer genannt. Nach seinem Tode fiel die Herrschaft dem
 Kaiser zu, der einen Grafen Gallas damit belehnte, dessen Nachkom-
 men sie noch besitzen. Das weitläufige, ansehnliche Schloß hat eine

angenehme Lage, und wurde ehemals für fest gehalten, auch behaupteten die Schweden im dreißigjährigen Kriege sich lange Zeit in demselben. Von Wallenstein selbst ist kein andres Denkmal mehr übrig, als ein treues Originalgemälde.

Friederike (Sophie Wilhelmine), Markgräfin von Bayreuth, Schwester Friedrichs des Großen von Preußen, geboren zu Berlin am 31sten Juli 1709. Sie ward am 20sten Nov. 1731 mit dem Erbprinzen des Markgrafen von Bayreuth verheirathet, welche Verheirathung die Veranlassung zu den unangenehmsten Familienverhältnissen wurde, die sie selbst in ihrem Leben (Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Königl. preuß. Prinzessin, Friederike Sophie Wilhelmine 2c. vom J. 1709—1733. von ihr selbst in französischer Sprache geschrieben. Tübingen, bei Gotta 1811, 2 Bände), nach den kleinsten Details, und nicht ohne Theilnahme zu erregen, erzählt. Außerdem machte ihr der Haß des Königs wider ihren Bruder, den nachmaligen König Friedrich II., an dem sie mit ganzer Seele hing, unendlichen Kummer, und es zog ihr diese Anhänglichkeit von ihrem Vater empörende Mißhandlungen zu. Zwar heirathete sie den Erbprinzen von Bayreuth nicht ohne Neigung; aber gehaßt von ihrer Mutter, vernachlässigt selbst in Ansehung ihrer Ausstattung, und endlich bedauert von ihrem Vater, dem zuletzt noch die Augen geöffnet worden waren, folgte sie ihrem Gemahl zu einem Schwiegervater, der kränklich und von unzähligen Launen abhängig war. Doch benahm sie sich in allen Verhältnissen mit eben so viel Klugheit als Redlichkeit, und das Uebergewicht, das ein gebildeter Geist in jeder Lage gewährt, verließ sie nie. Die unangenehmen ökonomischen Verhältnisse des schwiegerväterlichen Hauses waren ein vorzüglicher Grund, daß sie mehrere Jahre lang während ihrer Ehe in Berlin bei ihrem Vater verlebte, wozu demnach die militärische Neigung ihres Gemahls, der Inhaber eines preussischen Regiments war, Veranlassung gab. Ihre zunehmende Kränklichkeit ward jedoch von ihr selbst benutzt, um ihre Rückkehr nach Bayreuth von ihrem Vater, der sie so gern festhielt, zu erlangen. Nach der Zeit, auch nachdem ihr Bruder den Thron Preußens bestiegen hatte, während des ersten schlesischen Krieges, war sie in Berlin. Aber sie mußte den Schmerz erfahren, daß selbst dieser von ihr so sehr geliebte Bruder seine Neigung von ihr abwendete und sie endlich sogar feindselig behandelte, als ihr Gemahl einen Tractat mit dem deutschen Kaiser abgeschlossen hatte, der ihn zur Anwerbung eines Regiments und zu persönlichem Militärdienst für den Kaiser verpflichtete. Das heimliche Einverständnis, das zwischen ihrem Gemahle, der übrigens gut war, und einer gewissen Marwig Statt hatte, vermehrte ihren Kummer, und man kann wohl sagen, daß nicht leicht eine Fürstin in verwickelteren Verhältnissen gelebt und mit so vieler Klugheit sich benommen hat, als sie. Ihre Gerechtigkeits- und Wahrheitsliebe, von der sie in ihren Denkwürdigkeiten so unverkennbare Belege gibt, verdient hier eine rühmliche Erwähnung.

I.

Friedrich I., der Rothbart, ein Sohn des Herzogs Friedrich von Schwaben, und seit 1147 selbst Herzog von Schwaben, geb. im J. 1121, erhielt nach dem Tode Kaisers Conrad III., seines Oheims, im J. 1152 die kaiserliche Krone. Er war der zweite deutsche Kaiser aus dem ehrwürdigen Hause der Hohenstaufen und einer der mächtigsten und einsichtsvollsten Herrscher, welche je Deutschlands Scepter geführt haben. Er bekriegte mit Glück den polnischen König Boleslaw im Jahre 1157 und erhob Böhmen zu einem Königreiche. Sein

Hauptaugenmerk war auf Italien gerichtet, um seine Macht daselbst zu erweitern und zu befestigen. Sechs Sätze mußte er dahin unternehmen, um die aufrührerischen Städte der Lombardei, die durch Handel und Kunstfleiß reich und mächtig, aber auch übermüthig geworden waren, zu züchtigen. Die Stadt Mailand besonders hatte seinen Befehlen sich widersetzt, und sich verschiedene Städte unterworfen. Der Kaiser zwang sie, nach einer hartnäckigen Gegenwehr (1158) zur Uebergabe. Als sie zum zweitenmale sich gegen ihn empörte, wurde sie (1162) wieder erobert, und, mit Ausnahme einiger Kirchen und Klöster, gänzlich zerstört. Brescia, Piacenza mußten ihre festen Mauern niederreißen, die übrigen Städte, die an den Unruhen Theil genommen hatten, verloren ihre Rechte und Privilegien. Dennoch war der Ausgang aller dieser Kriege nicht glücklich für den Kaiser. Papst Alexander III., der sich nach Frankreich hatte flüchten müssen, sprach im J. 1168 den Bann wider ihn aus. Die Städte der Lombardei traten in ein neues Bündniß, zu Aufrechthaltung ihrer Freiheiten; die Mailänder bauten ihre Stadt wieder auf und erfochten im J. 1176 einen entscheidenden Sieg über das kaiserliche Heer bei Cremona. Dieser Sieg führte den Frieden herbei, der zu Venedig zwischen dem Kaiser, dem Papst Alexander III. und den lombardischen Städten (1177) geschlossen ward. Die Resultate dieses fast zwanzigjährigen Krieges waren für den Kaiser nicht besonders günstig. Inzwischen hatte Friedrich Lübeck und Regensburg zu Reichsstädten erklärt, und dadurch den Grund zu einem Mittelstande zwischen dem Kaiser und den deutschen Fürsten gelegt, wodurch die kaiserliche Macht vergrößert und der Bürgerstand gehoben wurde. Durch die Trennung der Herzogthümer Bayern und Sachsen (seit 1180), welche Heinrich der Löwe zusammen besaß, wurde Friedrich zwar ebenfalls mächtiger; allein die beiden schon unter seinem Vorgänger entstandenen Parteien der Belfen (oder Bayern und Gegner des Kaisers) und der Gibellinen (oder der Anhänger des kaiserlich-schwäbischen Hauses) wurden dadurch nur mehr unterhalten und gegen einander erbittert. Auf die Nachricht, daß Saladin den Christen Jerusalem wieder entrisen habe, und auf die Ermahnungen des Papstes, unternahm Friedrich mit einem Heere von hundert und fünfzig tausend Mann, ohne viele tausend freiwillige zu rechnen, den dritten Kreuzzug, vor dessen Antritt im J. 1187 ein Landfriede in Deutschland zu Stande kam. Der griechische Kaiser zu Constantinopel hatte sich mit Saladin und dem Sultan von Iconium in'sgeheim verbunden und suchte den Marsch der Deutschen zu hindern. Aber Friedrich bahnte sich glücklich einen Weg nach Syrien, erlitt zwei Siege über die Türken bei Iconium, drang in Syrien ein, stiftete hier den deutschen Orden und starb mitten unter glücklichen Erfolgen am 10ten Juni 1190, nach einer achtunddreißigjährigen Regierung, bei Tarsus in Cilicien, nachdem er in dem Cydnus (Salepe) gebadet hatte, aber, wie andre erzählen, mit dem Pferde in den Fluß gestürzt war. Friedrich war ein tapferer, freigebiger, im Glück und Unglück gleich standhafter Fürst; und diese großen Eigenschaften bedeckten den Stolz und die Herrschsucht, die allerdings die Haupttriebfedern seiner Handlungen waren. Er hatte ein hervorragendes Gedächtniß und besaß für sein Zeitalter ungewöhnliche Kenntnisse. Er schätzte die Gelehrten, besonders die Geschichtschreiber, aus deren Werken er die hohe Idee von einem Kaiser schöpfte, die er durch seine Regierung zu verwirklichen strebte. Er war von einem edeln und majestätischen Ansehen, und trotz seiner Streitigkeiten

mit den Päpsten, ein aufrichtigerer Anhänger der Religion als die-
nigen, die sich ihrer nur zur Erreichung anderer Absichten zu bedienen
suchten. Nach des Kaisers Tode konnte die Absicht des unternomme-
nen Kreuzzuges nicht mehr erreicht werden; sein heldenmüthiger
Sohn, der den Oberbefehl übernommen hatte, ward von einer pit-
artigen Krankheit ebenfalls hingerafft, und von dem mächtigen
Heere, das Friedrich aus Deutschland geführt hatte, kamen nur we-
nige Trümmer zurück.

Friedrich der Gebissene, oder mit der gebissenen
Wange, Markgraf zu Meissen und Landgraf zu Thüringen, ver-
dient nicht bloß als einer der Stammväter des Hauses Sachsen, son-
dern auch wegen seiner besondern Schicksale hier eine Stelle. Sein
Vater Albert, Landgraf zu Thüringen, mit dem Beinamen der Un-
artige, hatte Kaisers Friedrich II. Tochter, Margarethen, zur
Gemahlin, mit welcher er Friedrich und Diezmann oder Diet-
rich zeugte. Allein seine Liebe zu einem Hofräulein Kunigunde von
Eisenberg verleitete ihn sogar zu dem Plane, seine Gemahlin heimlich
ermorden zu lassen (man s. den Art. Thüringen). Zwar mißlang
dieser Plan; allein Margarethens Freunde glaubten, sie nur durch eine
schleunige Flucht retten zu können. Die trostlose Mutter konnte sich
kaum von ihren Söhnen trennen; sie überhäufte vorzüglich bei ihrem
Abschiede Friedrich mit Küßen, und biß ihn, im heftigsten Ausbruche
ihres mütterlichen Schmerzes, in den Backen, so daß Friedrich für im-
mer eine kleine Narbe behielt. Albert, erbittert über das Mißlingen
seines schändlichen Vorhabens, trug nun den Haß gegen sie auf seine
beiden Söhne über, wollte sie von der Thronfolge in Thüringen aus-
schließen, und solche auf Apis, den mit Kunigunden erzeugten Ba-
stard, bringen. Mehrere seiner Ritter und Vasallen sahen die Unge-
rechtigkeit seines Verfahrens ein, traten auf die Seite seiner beiden
rechtmäßig erzeugten Söhne, und es brach zwischen diesen und dem Va-
ter 1281 ein Krieg aus. In diesem war Friedrich so unglücklich,
von seinem Vater gefangen genommen zu werden, und mußte ein gan-
zes Jahr als Gefangener auf der Wartburg zubringen, bis ihn end-
lich einige seiner treuen Unterthanen mit Gewalt befreiten. Als er und
sein Bruder nachher, nach dem Absterben des Vater-Bruders (der beide
Brüder nach Margarethens Flucht erzogen hatte), Dietrichs des
Weissen, Markgrafen zu Meissen und Lausitz (1282) und seines Soh-
nes (gest. 1291), dessen Länder erhielten, und ihr Vater dies nicht zu-
frieden war, kam es zwischen ihm und seinen Söhnen von neuem zum
Kriege, in welchem aber Albert gefangen und nur auf Kaiser Rudolphs
von Habsburg Vermittelung losgelassen wurde. Aus Rache suchte nun
Albert verschiedene Fürsten gegen seine Söhne zum Kriege zu reizen;
verkaufte, da dies nicht gelang, viele Güter, ja endlich, seiner Söhne
und der Landstände Widerspruch ungeachtet, ganz Thüringen an Kai-
ser Rudolphs Nachfolger, Adolph von Nassau, 1294 für 94,000
Gulden. Dieser rückte in Thüringen ein, bemächtigte sich auch einiger
Städte und Schlösser; allein da ihm Friedrich und Diezmann
mit einer Armee entgegen rückten, zog er sich, nachdem er Thüringen
sehr verwüstet hatte, aus Mangel an Lebensmitteln, mit einem Theil
seiner Armee nach Mühlhausen, setzte aber nachher seine Verwüstungen
in Meissen fort, bis er endlich 1298 seiner Kaiserwürde entsetzt und
von dem an seiner Stelle zum Kaiser gewählten Albrecht am 2ten
Juli in einer Schlacht in der Gegend von Worms getödtet wurde. Al-
lein Albrecht, eben so wenig gesonnen, seines Vorgängers Anspruch

Thüringen aufzugeben, nahm anfangs, da es ihm zu Altenburg nicht geblüht war, Friedrich durch einen Meuchelmord auf die Seite zu schaffen, Eisenach und einige andre Städte in Besitz, und rückte endlich mit einer großen Armee auf Friedrich und seinen Bruder los; diese gingen ihm entgegen, und er wurde am 31sten Mai 1307 bei Lucka im Fürstenthum Altenburg völlig geschlagen. Da er als anfänglicher Vormund seines Neffen, Johanns von Schwaben, dieses Herzogthum administrit hatte, aber in der Folge ganz an sich zu bringen suchte, so bestanden seine Truppen größtentheils aus Schwaben. Es entstand daher zum Andenken jener Schlacht das Sprichwort, durch welches man jemanden den unglücklichen Ausgang seines Vorhabens andeuten pflegte: es wird dir gehen (oder glücken) wie den Schwaben bei Lucka (oder Lücken). Albrecht wurde, als er eben mit einer neuen Armee gegen Friedrich anrücken wollte, von seinem Neffen, dem Prinzen Johann von Schwaben, aus Unwillen, daß ihm Albrecht sein Herzogthum noch immer vorenthielt, am 1sten Mai 1308 unweit Habsburg ermordet. Sobald sein Tod bekannt wurde, unterwarf sich die bisher immer aufrührerische Stadt Eisenach Friedrich von neuem, und da ihm durch seines Bruders, Diezmann, Ermordung in der Thomaskirche zu Leipzig auch dessen Landesantheil zugefallen war, so wurde Friedrich nicht nur alleiniger Markgraf zu Meissen, Lausitz und Landgraf zu Thüringen, sondern er vereinigte auch die vorherigen Reichsstädte Altenburg, Chemnitz und Zwickau mit seinem Lande, und ließ im folgenden Jahre in demselben einen allgemeinen Frieden anbefehlen, auch zu dessen Haltung Adel und Bürger sich eidlich verbindlich machen. Im J. 1317 hatte er das Unglück, von Churfürst Waldemar von Brandenburg, mit dem er in Krieg gerieth, gefangen genommen zu werden, und erhielt seine Freiheit nur unter den Bedingungen, daß er Waldemar eine Summe von 30,000 Mark Silber erlegte, und die Niederlausitz abtrat. Nach so vielen Kämpfen, die ihm den Namen des Streitharen erworben, konnte er endlich seine Länder noch einige Jahre in Ruhe besigen, bis er 1326 starb, nachdem ihn einige Zeit vorher ein Schlagfluß getroffen hatte. Ihm bleibt der Ruhm, sich unter vielen widrigen Schicksalen und gegen vielfältige Feinde, sogar gegen zwei Kaiser, muthig und siegreich behauptet zu haben.

Friedrich VI., jetzt regierender König von Dänemark, Sohn Christians VII, und der Königin Caroline Mathilde, geb. Prinzessin von England, ward den 28sten Januar 1768 geboren, vermählt mit Marie Sophie Friederike, Prinzessin von Hessen, Cassel, geb. am 8sten October 1767. Er wurde am 14ten April 1784 für majorenn und zum Mitregenten seines gemüthskranken Vaters erklärt, succedirte demselben aber erst wirklich am 13ten Mai 1808. Als Minister und Rathgeber standen ihm die hochverehrten Grafen von Bernstorff zur Seite, erst der Vater, und nach dessen Tode der Sohn, der gegenwärtige Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Der Charakter der dänischen Regierung zeichnete sich durch eine weise Verwaltung und Verstärkung der Staatskräfte, und gegen andre Staaten durch eine Herabheit, Offenheit und Parteilosigkeit aus, welche unter allen Stürmen allen Parteien Achtung einflößte und bis zur letzten Catastrophe die äußere Ruhe erhielt. Nur auf kurze Zeit wurde sie im J. 1788 durch den Zug eines dänischen Armeecorps nach Schweden unterbrochen, welcher durch das mit Rußland bestehende Bündniß veranlaßt wurde. Nachdem aber Preußen und England einen Waffenstillstand vermittelte

hatten, kehrte Dänemark zur Neutralität zurück. Diese bebrochete es auch unter allen Erschütterungen, welche die französische Revolution in Europa zur Folge hatte. Eine Convention verband Dänemark mit Schweden zur gemeinschaftlichen Behauptung der Neutralität, welche in den Jahren 1794 bis 1799 durch eine gemeinschaftlich ausgerüstete dänisch-schwedische Kriegsflotte geschützt ward. Die Erscheinung einer so ansehnlichen Seemacht bewog England zur Nachsichtigkeit, und die Bedrückungen des dänischen Handels minderten sich, während ein im mittelländischen Meere durch die dänische Tapferkeit errichteter Sieg im J. 1797 einen für die Schifffahrt in jenen Gewässern erwünschten Frieden bewirkte. Bis dahin war es dem Prinzen gelungen, den Frieden zu erhalten; auch im J. 1800 schlichteten noch Unterhandlungen die Mißverständnisse. Nicht so im Frühjahr 1801. Der Angriff des Admirals Nelson, die Schlacht vom 2ten April und der Spartanergeist der Dänen sind der Erinnerung noch gegenwärtig. Sie bewirkten einen schnellen Frieden, der bis 1807 währte. Eine englische Flotte erschien (im August 1807) im Sund, schlug die dänische, und erzwang durch ein fürchterliches Bombardement der Hauptstadt (den 2ten bis 5ten Sept.) eine Capitulation, nach welcher die ganze ausgerüstete dänische Flotte ausgeliefert werden mußte. Bald nachher besetzten die Engländer Helgoland, und in Westindien die Inseln St. Thomas und St. Croix. Mit Weisheit wendete König Friedrich in der Folge die Gefahren, die von Seiten Frankreichs drohten, von seinen Staaten ab, welche jedoch durch die Zeitumstände und den gehemmten Handel empfindlich litten. Nach dem Rückzuge der Franzosen aus Rußland im J. 1812 machte er einen Versuch, mit England Frieden zu schließen, aber die Bedingung, Norwegen an Schweden abzutreten, bewog ihn, die Allianz mit Frankreich zu erneuern, und seine Truppen mit den französischen gegen die Allirten agiren zu lassen. Aber nach der Schlacht bei Leipzig drang eine Armee der Allirten (Nordarmee) unter dem Befehle des Kronprinzen von Schweden in Holstein, drängte die Dänen zurück und eroberte verschiedene Festungen. Diese Unfälle nöthigten den König Friedrich, am 14ten Januar 1814 mit England und Schweden zu Kiel einen Frieden zu schließen, in welchem er Norwegen abtreten mußte, dagegen aber Schwedisch-Pommern erhalten sollte; auch bekam er die westindischen Besitzungen zurück, Helgoland aber blieb den Engländern. Durch einen spätern Vertrag überließ er Pommern an Preußen gegen das Herzogthum Lauenburg und eine Entschädigung in Gelde. Auch er war bei dem Congreß zu Wien gegenwärtig, und ließ, nach seiner Zurückkunft, sich mit seiner Gemahlin am 31sten Juli 1815 zu Friedrichsburg krönen. Er ist seitdem eifrig, und nicht ohne günstigen Erfolg, bemüht, die Wunden, welche der Krieg seinen Staaten beigebracht hat, zu heilen (s. auch Dänemark).

Friedrich Wilhelm (der große Churfürst). Er war am 6ten Februar 1620 geboren. Sein Vater war der Churfürst Georg Wilhelm, ein schwacher Regent, unter welchem in den ersten Decennien des dreißigjährigen Kriegs die Mark Brandenburg sehr verwüstet wurde, besonders weil sein Minister, der Graf von Schwarzenberg, dem Interesse Oesterreichs sich hingab. Friedrich Wilhelm, erst 20 Jahre alt, als er nach dem Tode seines Vaters (am 1sten December 1640) die Regierung antrat, änderte sogleich das bisherige System, und betrug sich bei dem noch viele Jahre fortbauernenden Kriege, in welchem er von beiden Parteien gleich viel zu fürchten hatte, mit außerordent-

nder Klugheit, die ihm Ansehn und seinen Ländern Erleichterung ver-
 schaffte, obgleich ein Theil derselben noch lange von fremden Truppen
 besetzt blieb. Er schloß im Jahre 1641, der österreichischen Gegenvor-
 stellung ungeachtet, mit Schweden einen Neutralitätstractat; dem
 Kaiser aber überließ er seine Cavallerie, dem sie den Eid der Treue
 leistet hatte. Durch den Waffenstillstand mit Hessen-Cassel (1644)
 erhielt er die von Hessen besetzten Dörfer in Cleve und in der Grafschaft
 Mark zurück. Im Jahre 1647 vermählte er sich mit der oranischen
 Prinzessin Luise Henriette. Obgleich nach Absterben der Herzoge von
 Pommern (1637) dieses Land an Brandenburg hätte fallen sollen, so
 war es doch von den Schweden besetzt worden, und Friedrich Wilhelm
 war genöthigt (1648), im westphälischen Frieden Vorpommern, die
 Insel Rügen und einen Theil von Hinterpommern an Schweden zu
 verlassen, wogegen er, nebst dem Rest von Pommern und der Grafs-
 chaft Hohenstein, die Bisthümer Halberstadt, Minden und
 Osnabrück als weltliche Fürstenthümer bekam, und das Erzstift Maga-
 burg ihm, nach dem Tode des damaligen Administrators, des Prinzen
 August von Sachsen, als Herzogthum versprochen ward. Fried-
 rich Wilhelm fing nun unverzüglich an, seine Einkünfte zu vermehren,
 und seine Kriegsmacht auf einen bessern Fuß zu setzen, und er übertraf
 darin bald alle seine Vorgänger. In den Krieg, welchen bald nachher
 (1655) Schweden mit Polen führte, ward auch er wegen des Herzogs
 von Preußen verwickelt. Er mußte während demselben mehr als
 einmal seine Partie verändern. Anfangs war er auf der Seite des
 Königs von Schweden, Carl Gustav, half diesem die dreitägige Schlacht
 bei Warschau (den 18ten bis 20sten Jul. 1656) gewinnen, und erhielt
 von ihm verschiedene Vortheile und noch größere Versprechungen.
 Als aber Rußland und Oesterreich sich für Polen erklärten, änderte
 er Friedrich Wilhelm sein System, und schloß (den 19ten September
 1657), unter Oesterreichs Vermittelung, zu Wehlau einen Tractat mit
 Polen, das ihm die völlige Souverainetät über Preußen einräumte,
 und die nach dem Absterben der Herzoge von Pommern als polnische
 Lehen eingezogenen Herrschaften Cauenburg und Bütow dem Churfürsten,
 noch als Lehn, überließ, der dagegen das ihm von dem Könige von
 Schweden eingeräumte Ermeland wieder abtreten mußte. Die Stände
 des Herzogthums Preußen waren mit dieser Veränderung unzufrieden,
 und verweigerten damals dem Churfürsten den Huldigungsseid, weshalb
 er zu Königsberg die Festung Friedrichsburg anlegen ließ. Carl Gus-
 tav's plötzlicher Tod befreite den Churfürsten von einem Gegner, der
 wahrscheinlich die Bedingungen des wehlauer Tractats nicht ungeahndet
 lassen haben würde; so aber bestätigte Schweden im Frieden zu
 Altona (1660) die Bestimmungen der wehlauer Convention, und setzte
 fest, daß die gemachten Eroberungen gegenseitig herausgegeben werden
 sollten. Nach diesem Frieden wandte der Churfürst mit vermehrtem
 Eifer seine Bemühungen auf die Begründung des innern Wohlstandes
 und des Handels in seinem Staate; doch sandte er dem Kaiser 2000
 Mann Truppen gegen die Türken zur Hülfe. Im Jahre 1672 trat er
 mit der Republik der Niederlande zu einem Bündnisse zusammen, als
 sie von Ludwig XIV. mit einem Vernichtungskriege bedroht wurde;
 und bewirkte er, daß sich zu Braunschweig der Kaiser, Dänemark,
 Hessen-Cassel und mehrere andere deutsche Fürsten mit ihm zur Ver-
 theidigung der Niederländer gegen Frankreich verbanden. Ob nun
 auch die Franzosen größtentheils, nach dem Vordringen des Churfür-
 sten in Westphalen, die Republik verließen, so ward doch der Feldzug

der Deutschen durch die Langsamkeit der österreichischen Feldherren und durch ihre Eifersucht auf den Churfürsten vereitelt, und Turenne zu keiner Schlacht zu bringen. Der Churfürst mußte aus Mangel an Lebensmitteln sich zurückziehen, und seine westphälischen Länder in Verheerungen der Feinde überlassen. Als nun auch die Desterreicher von ihm sich trennten, und die holländischen Subsidien ausblieben, sah er sich zu dem Tractate von Wossem (einem Dorfe bei Wesen, am 6ten Juni 1673) mit Frankreich genöthigt, nach welchem Frankreich Westphalen zu räumen und dem Churfürsten 800,000 Rhen zu zahlen versprach, der Churfürst dagegen dem Bündnisse mit Holland entsagte, und Frankreichs Feinden weder mittelbar noch unmittelbar beizustehen versprach, sich aber vorbehielt, im Falle seines Ansehens dem deutschen Reiche Hülfe zu leisten. Dieser Fall trat im Jahr 1674 ein, wo der Reichskrieg gegen Frankreich beschlossen ward. Schon vorher hatte sich der Churfürst mit Desterreich, Holland und Spanien verbunden. Die beiden Letztern versprachen ihm für ein Corps von 16,000 Mann Subsidien. Mit diesem Corps ging er im August 1674 in den Elsaß und verband sich mit der Reichsarmee. Der eiserliche Feldherr Bournonville vermied aber eine Schlacht, so sehr der Churfürst wünschte, worauf der verstärkte Turenne die deutsche Armee bei Mühlhausen in Sundgau besiegte, und sie nöthigte, den Elsaß zu räumen. Während der Churfürst in Franken in Winterquartieren stand, fiel (December 1674), von Frankreich angereiset, eine schwedische Armee von 16,000 Mann unter Wrangel in Pommern und in die Mark ein, und bezeichnete ihren Weg durch Verheerung und Plünderung. Der Churfürst ging ihr mit 5600 Mann entgegen, schlug (am 18ten Juni 1675) bei Fehrbellin 11,000 Schweden, und befreite dadurch den Churstaat. Ob nun gleich der Kaiser wegen dieses Einbruchs gegen Schweden die Acht und einen Reichskrieg erklärte, so war er doch auch eifersüchtig über des Churfürsten Siege in Pommern, in dessen Hände Wolgast, Anklam, Demmin und (1677) selbst Stettin fielen. Der Churfürst war deshalb geneigt, so wie Spanien und Holland, zu Nimwegen (1678) einen Separatfrieden mit Frankreich zu schließen. Da aber Frankreich von ihm verlangte, an Schweden alle Eroberungen zurückzugeben, und dasselbe für die Kriegskosten zu entschädigen: so trat er mit Dänemark und Münster zu einem neuen Bündnisse zusammen, und vollendete durch die Einnahme von Greifswalde und Stralsund (1678) die Eroberung von ganz Pommern. Eben so warf er (Januar 1679) die unter Horn in Preußen eingefallenen Schweden zurück. Noch stand er und Dänemark allein im Felde gegen Schweden. Da verlangte Ludwig XIV. von ihm, mit Schweden Frieden zu schließen und alle Eroberungen herauszugeben. Als der Churfürst dies verweigerte, ward er durch 30,000 Franzosen, welche in Cleve einfielen, zum Frieden von St. Germain (am 29sten Juni 1679) genöthigt, in welchem er alle Eroberungen von Schweden herausgab, dagegen aber die wenigen Dörfer und Dörle erhielt, welche Schweden seit dem westphälischen Frieden in Hinterpommern behielt, und von Frankreich 300,000 Kronenthaler als Entschädigung. Als in der Folge Ludwig XIV. durch seine Reunionskammern mehrere Districte in Elsaß und Lothringen an sich riß, bewirkte der Churfürst (1684) den Waffenstillstand auf zwanzig Jahre, welcher zwischen Deutschland und Frankreich abgeschlossen ward. Doch traten zwischen ihm und Frankreich neue Mißhelligkeiten ein, als er sein Bündnis

(1685) mit Holland erneuerte, und die reformirten Flüchtlinge aus Frankreich in seine Staaten aufnahm, welche zu dem Wohlstande derselben bedeutend beitrugen. Jene Mißverständnisse veranlaßten ihn, sich Oesterreich, ob er gleich von demselben bisher wenig unterstützt worden war, wieder zu nähern; noch mehr aber bestimmte ihn dazu die Hoffnung, für die drei schlesischen Fürstenthümer, Liegnitz, Brieg und Wolau, deren Fürst im Jahre 1675 ohne Erben starb, und welche, in Folge einer alten Erbverbrüderung, an Brandenburg hätten fallen sollen, aber von Oesterreich eingeزogen worden waren, entschädiget, und in den Besitz des Fürstenthums Jägerndorf gesetzt zu werden, das der Kaiser, nachdem er den Fürsten Johann Georg aus dem Hause Brandenburg 1623 in die Acht erklärt, ebenfalls an sich gezogen hatte. Für alle diese Ansprüche erhielt Friedrich Wilhelm durch einen Tractat (1686) den schwiebusser Kreis. Aber der österreichische Gesandte mußte zugleich den Churfürsten zu gewinnen, der die künftige Rückgabe dieses Kreises schriftlich versprach, welche auch (1696) gegen Zahlung von 100,000 Rthlr. und Ertheilung einiger Anwartschaften erfolgte. Zur Unterstützung des Kaisers im Türkenkriege sandte darauf (1686) der Churfürst 8000 Mann unter Anführung des Generals von Schönning, welche sich bei der Belagerung und Stürmung der Stadt Ofen auszeichneten. Im Innern des Landes hatte der Churfürst besonders Ackerbau, Viehzucht und Gartenbau befördert; er verpachtete die Domainengüter, welche bis dahin gewöhnlich durch Amtsschreiber bewirthschaftet worden waren; die französischen Flüchtlinge unterstützte er mit Liberalität, und gewann in ihnen gegen 10,000 arbeitsame und brauchbare Staatsbürger, welche Fabriken und Manufacturen anlegten und wüste Flecke urbar machten. Wenn auch der Erfolg des (1683) auf der afrikanischen Küste von dem Major von der Gröben angelegten Forts Friedrichsburg den Erwartungen der von dem Churfürsten gestifteten afrikanischen Handelsgesellschaft nicht entsprach, so war doch die Thätigkeit des Churfürsten, den Handel des Staates zu beleben und weiter zu verbreiten, dabei unverkennbar. Berlin wurde durch mehrere Anlagen und Gebäude unter ihm verschöneret; er gründete die Bibliothek zu Berlin und (1655) die Universität zu Duisburg. Er starb am 29sten April 1688 zu Potsdam im 69sten Lebensjahre, und hinterließ seinem Sohne, Friedrich III., ein bedeutend vergrößertes und gut angebautes Land, einen Schatz von 650,000 Thalern, und ein geübtes Heer von 28,000 Mann. Friedrich Wilhelm, der seine erste Gemahlin Luise im Jahre 1667 verlor, vermählte sich (1668) zum zweiten Male mit der Prinzessin Dorothea von Holstein-Glücksburg, der Wittwe des Herzogs Christian Ludwig von Braunschweig-Zelle, die ihm mehrere Söhne gebor, aber mit ihrem Stiefsohne, dem Churprinzen Friedrich, in schlechtem Vernehmen lebte.

Q.

Friedrich III. (Churfürst von Brandenburg und souveräner Herzog von Preußen, seit 1688; erster König in Preußen — Friedrich I. — seit 1701). Er ward am 12ten Juli 1657 zu Königsberg geboren, genoß eine sorgfältige Erziehung, und erhielt erst, nach seines ältern Bruders, des Churprinzen Carl Emil, Tode, die Aussicht zur Succession. Bei den Mißverständnissen mit seiner Stiefmutter, Dorothea, wurde er auch von seinem Vater verkannt, der ihn völlig enterben wollte, sich aber doch durch seine Minister bewegen ließ, das Testament dahin abzuändern, daß der Churprinz bloß in der Churwürde und den Churländern, und seine übrigen Söhne in den andern

Besitzungen folgen sollten. Dieses Testament erklärte Friedrich III., der schon als Churprinz mit Oesterreich in gutem Vernehmen gestanden und von diesem die Zusage der Unterstützung dabei erhalten hatte, für ungültig; nahm von den gesammten Ländern seines Vaters Besitz, und gab seinen Stiefbrüdern Aemter und Apanagen. Den Prinzen Wilhelm von Oranien unterstützte er bei dessen Expedition nach England (1688) mit 6000 Mann. Zur Reichsarmee gegen Frankreich, welche die Rheinpfalz verwüstete (1689), sandte er 20,000 Mann. Im Jahr 1691 schloß er sich dem großen Bunde des Kaisers, Spaniens, Englands und Hollands gegen Frankreich an, und sandte 15,000 Mann in die Niederlande, über welche der König Wilhelm von England den Oberbefehl führte. Eben so unterstützte er den Kaiser gegen die Türken, für eine Subsidie von 150,000 Thlr., mit 6000 Mann, welche sich (1691—1697) in den Schlachten bei Salankemen, bei Belgrad und Benta auszeichneten. Im rathwicker Frieden (1697) wurden für Brandenburg die Bedingungen des westphälischen und des Friedens von St. Germain bestätigt. Den schwiebuser Kreis gab er (1695) an Oesterreich zurück; doch behielt er sich die Ansprüche seines Hauses auf die vier schlesischen Fürstenthümer vor. Oesterreich gab ihm für die auf Schwiebus verwandten Summen 250,000 Thaler, und in Schadloshaltung die Anwartschaft auf Ostfriesland und auf die Grafschaft Limburg in Franken; beide Anwartschaften gingen später in Erfüllung. Von dem Churfürsten von Sachsen, Friedrich August I., der den polnischen Thron (1697) bestieg, erkaufte er die Erbschirmvogtei über das Stift Quedlinburg, die Reichsvogtei zu Nordhausen, und das Amt Petersberg bei Halle. Mit den beiden Häusern Hohenzollern-Hechingen und Sigmaringen schloß er einen Vertrag, nach welchem Brandenburg, bei dem Erlöschen des hohenzollernschen Hauses, in dessen Ländern, dieses Haus aber, nach dem Erlöschen des brandenburgischen Geschlechts, in den fränkischen Besitzungen desselben succediren sollte. Die Stadt Elbing, welche bereits dem großen Churfürsten für 400,000 Thlr. von Polen verpfändet, demselben aber so wenig, wie jene Summe, übergeben worden war, ließ er (1703) in Besitz nehmen. Der glanzvolle Hof Ludwigs XIV. veranlaßte ihn, einen bedeutenden Hofstaat zu organisiren, und nach der Erhebung des Churfürsten von Sachsen auf den polnischen, und des Prinzen Wilhelm III. auf den englischen Thron, wünschte er auch für sich die königliche Würde von Preußen, als dem einzigen, ihm damals gehörenden unabhängigen Staate. Nur schwer konnte er die Einwilligung des Kaisers (am 16ten November 1700) auf die Bedingungen erhalten, auf die rückständigen österreichischen Subsidien zu verzichten, im bevorstehenden spanischen Erbfolgekriege 10,000 Mann auf seine Kosten zu unterhalten, in allen Reichsangelegenheiten dem kaiserlichen Voto beizutreten, bei jeder künftigen Kaiserwahl seine Stimme einem österreichischen Prinzen zu geben, und seine deutschen Reichsländer den Verbindlichkeiten gegen das Reich nicht zu entziehen. Am 18ten Januar 1701 setzte er sich und seiner Gemahlin zu Königsberg die Krone auf, nachdem er Tags vorher (am 17ten Januar) den schwarzen Adlerorden gestiftet hatte. Mit Ausnahme des Papstes, Frankreichs, Polens und des deutschen Ordens ward der Churfürst als König Friedrich I. von den europäischen Mächten anerkannt. In dem nordischen Kriege nahm er keinen Antheil; als Oesterreichs Bundesgenosse sandte er aber in dem spanischen Erbfolgekriege 20,000 Mann an den Rhein und 6000 Mann nach Italien. Sie fichten unter dem

Fürsten Leopold von Dessau am Ober- und Niederrhein, bei Höchstädt, bei Turin und in Belgien. Friedrich I. erlebte das Ende dieses Kampfes und den Frieden von Utrecht nicht. Der Länderzuwachs unter ihm bestand darin, daß er, nach Wilhelms III. Tode, als Enkel des oranischen Prinzen Friedrich Heinrichs, die Grafschaften Neurs und Eingen an sein Haus brachte. Als Herzog von Cleve nahm er Heidern, nach dem Erlöschen des habsburgischen Mannstammes in Spanien, in Besitz, weil Carl V. im sechzehnten Jahrhundert den Herzog Wilhelm von Cleve, der von den Ständen Gelderns zum Regenten gewählt worden war, genöthigt hatte, dieses Land ihm zu überlassen. Von den Ständen der Fürstenthümer Neuschatel und Balengin ward er, nach dem Erlöschen des Hauses Congueville, zum Regenten (1707) erwählt. Von dem Grafen von Solms-Braunfels erkaufte der König (1707) die Grafschaft Tecklenburg in Westphalen für 300,000 Thaler, und verband sie mit der Grafschaft Eingen. Ingeachtet des Luxus, der an Friedrichs Hofe herrschte, gewannen doch unter ihm die Wissenschaften, Künste und Gewerbe. Er stiftete (1699) die Bildhauer- und Malerakademie zu Berlin, die Universität Halle (1694), und, unter Mitwirkung des Lehrers der Königin Sophie Charlotte, des großen Leibniz, (1700) die berliner Akademie der Wissenschaften. Er ließ Berlin durch die unter ihm angelegte Friedrichsstadt erweitern, baute zu Ehren seiner zweiten Gemahlin Charlottenburg, und gründete (1705) das Oberappellationsgericht. Er starb am 25ten Februar 1713, im 56sten Lebensjahre. Ihm folgte sein einziger Sohn Friedrich Wilhelm I.

Friedrich Wilhelm I., König in Preußen, Sohn Friedrichs, des ersten preussischen Königs, ward am 15ten August 1688 geboren. Nachdem er von 1691 — 1693 an dem großväterlichen Hofe zu Hannover zugleich mit dem nachmaligen Könige Georg II. von England erzogen worden war, lehrte er, wegen der Abneigung beider Prinzen gegen einander, nach Berlin zurück, wo ihm frühzeitig sein Oberhofmeister, der Oberste Fink von Finkenstein, die entschiedene Vorliebe zum Soldatenstande mittheilte, die ihn bewog, dem niederländischen Feldzuge (1709), der Schlacht bei Malplaquet und der Einnahme von Neurs beizuwohnen. Als Kronprinz vermählte er sich (1706) mit der hannoverschen Prinzessin Sophia Dorothea. Sogleich nach seinem Regierungsantritte (Februar 1713) beschränkte er den Luxus, welcher bisher an dem Hofe seines Vaters geherrscht hatte. Er hob mehrere Ämter auf, verminderte die Besoldungen der andern, und suchte zunächst die Finanzen neu zu organisiren. Im Frieden zu Utrecht (1713), durch welchen Preußens Antheil an dem spanischen Erbfolgekriege beendet wurde, erkannte Frankreich und Spanien die preussische Königswürde und die Souverainetät über Neuschatel und Balengin an, auch ward ihm für das abgetretene Fürstenthum Orange der Besitz von Heidern bestätigt. In demselben Jahre nahm er Besitz von der Grafschaft Eimburg, auf welche sein Vater vom Kaiser die Anwartschaft erhalten hatte. Im Laufe des nordischen Krieges, an welchem Friedrich I. durchaus keinen Antheil nahm, wollten die Russen und Sachsen, nach der Capitulation des schwedischen Generals Steenbock in Tönning, Schwedisch-Pommern besetzen. Dies zu verhindern, schlossen der Administrator von Holstein-Gottorp und der schwedische Generalgouverneur in Pommern, der Graf Welling (Juni 1713), mit Friedrich Wilhelm I. einen Sequestrationstractat über Stettin

und Wismar. Der König hatte die Absicht, den Norden durch seine Vermittelung zu beruhigen; allein der aus der Türkei nach Stralsund zurückgekehrte Carl XII. verwarf diesen Tractat, und verlangte Stettin von Preußen zurück, wobei er die Wiederbezahlung der 400,000 Thaler verweigerte, welche der König an die Russen und Sachsen zur Vergütung der Kriegskosten bezahlt hatte. Dadurch ward Friedrich Wilhelm I. zum Kriege gegen Schweden und zum Bündnisse mit Rußland, Sachsen und Dänemark (1715) bestimmt. In Verbindung mit denselben eroberte Leopold von Dessau an der Spitze der Preußen Rügen und Stralsund. Dieser Krieg ward aber erst nach Carls XII. Tode im Frieden von Stockholm (am 21sten Januar 1720) beendet, in welchem Preußen Vorpommern bis an die Peene, Stettin und die Inseln Usedom und Wollin behielt, und an Schweden zwei Millionen Thaler bezahlte. Von dem Bündnisse, welches zwischen England, Holland und Preußen zu Hannover abgeschlossen worden war, wußte, nach Georgs II. Thronbesteigung in England, der österreichische Gesandte, Graf Seckendorf, den König abzu ziehen, worauf er, in dem Tractate zu Busterhausen (am 12ten Dec. 1726) dem Kaiser versprach, die pragmatische Sanction anzuerkennen, und den Kaiser auf den Fall eines Angriffs mit 10,000 Mann zu unterstützen. Ob nun gleich bei dem Ausbruche des polnischen Erbfolgekrieges (1733) der König den aus Polen geflüchteten König Stanislaus Leszcynski, den Gegner Augusts III., in Königsberg ehrenvoll aufnehmen ließ und dadurch die Unzufriedenheit der mit Sachsen verbundenen Höfe von Wien und Petersburg erregte: so stellte er doch, als Frankreich an Oesterreich den Krieg erklärte, 10,000 Mann Hülfstruppen für Oesterreich, welche sich mit der Armee dieser Macht am Rheine vereinigten. Der König und der Kronprinz befanden sich selbst einige Zeit bei diesem Armeecorps. Das Alter und die Vorfälle des österreichischen Feldherrn, des Prinzen Eugen, bewirkten aber, daß es am Rheine zu keinen bedeutenden kriegerischen Vorfällen kam, bis der Friede von Wien (1735) diesen Krieg beendigte. Friedrich Wilhelm war ein großer Staatswirth; er begründete eine neue Organisation des Finanz- und Justizwesens; die Armee brachte er auf 70,000 Mann; Magdeburg, Stettin, Wesel und Memel wurden unter ihm befestigt; er baute viel, und stiftete das collegium medicochirurgicum, die Charité und das Findelhaus zu Berlin, das berliner Cadetten- und das potsdamer Waisenhaus; die salzburger Emigranten und die aus Polen geflüchteten Dissidenten fanden in seinem Staate eine gute Aufnahme; den Wissenschaften war er nicht geneigt, und die berliner Akademie und die Universitäten entgingen nur mit Mühe ihrer Aufhebung. Seine Gemahlin und seine Kinder waren nicht selten den heftigen Ausbrüchen seines Zorns und seines Despotismus ausgesetzt (s. den Art. Friederike, Markgräfin von Bayreuth). Besonders hart war sein Betragen gegen seinen Kronprinzen, Friedrich, dessen Geist und Richtung er nicht zu beurtheilen wußte. Auch öffentlich suchte Jedermann so viel möglich sich seinem Anblicke zu entziehen. Seine Vorliebe für das Militair, besonders für sehr ansehnliche Leute, wurde oft zu weit getrieben. Seine Umgebungen, die nicht immer die besten Gesinnungen hatten, und mit denen er sich gewöhnlich in seinen abendlichen Tabagien vergnügte, an welchen auch der bekannte Gundling Antheil nahm, vermochten sehr viel über ihn. Er hinterließ bei seinem Tode (am 31sten Mai 1740) eine reiche, gegen neun Millionen Thaler enthaltende Schatzkammer, und ein gut discipl-

linirtes, schlagfertiges Heer. Er starb im 52sten Lebensjahre (und im 8sten seiner Regierung. Außer seinem Nachfolger, Friedrich II., hinterließ er noch drei Söhne: August Wilhelm, den Vater des Königs Friedrich Wilhelm II. (geb. 1722, gest. 1758); Heinrich (geb. 1726, gest. 1802), und Ferdinand (geboren 1730, gest. 1813).

Friedrich II., König von Preußen, der größte Regent des achtzehnten Jahrhunderts, ward am 24ten Januar 1712 geboren, starb am 17ten August 1786. Sein Vater war der König Friedrich Wilhelm I., seine Mutter die englische Prinzessin Sophia Dorothea. Unter dem Drucke einer harten, bloß auf militärische Uebungen berechneten Erziehung verfloß seine erste Jugend. Der General Graf von Sinckenstein war sein Gouverneur; der Oberste von Kalkstein sein Unterhofmeister. Nach des Vaters Willen zunächst zum Exerciren und am ganz kleinen Militärdienste angeführt, entwickelte sich doch frühzeitig in ihm der Sinn für Dichtkunst und Musik. Nur hinter dem Rücken seines Vaters konnte er sich mit Literatur und Künsten beschäftigen; allmählig stieg aber die Spannung zwischen dem Vater und Sohne, genährt von dem österreichischen Gesandten Seckendorf, zu nem solchen Grade, daß der Vater in den Kronprinzen drang, der Thronfolge zu entsagen, und sie seinem Bruder August Wilhelm abzutreten. Nur durch die auf des Vaters Denkungsart richtig berechnete Antwort: „er werde es thun, wenn sein Vater erkläre, daß er kein gelicher und leiblicher Sohn desselben sey,“ wurde dieser, der eheliche Treue als Religionspflicht ehrte, von der Erneuerung des Antrages abgehalten. Unwillig über den väterlichen Druck und Haß, beschloß Friedrich nach England zu flüchten zu seinem mütterlichen Oheime, Georg II., der, so wie seine Schwester, die Königin von Preußen, wünschte, daß sich der Kronprinz von Preußen mit der englischen Prinzessin Amalie, und der Prinz Friedrich von Wallis mit der ältesten preussischen Prinzessin Friederike vermähle. Nur Friedrichs ihm gleichgesinnte Schwester Friederike, und seine Freunde, der Lieutenant Katt und der Page Keith, wußten um das Geheimniß seiner Flucht, welche von Wesel aus geschehen sollte, wohin er seinen Vater, den König, begleitet hatte. Doch Katts unvorsichtige Aeußerungen, welche von Seckendorf dem Könige mitgetheilt wurden, hatten die Absichten des Prinzen verrathen. Der Prinz ward eingeholt, zu Custrin gefangen gesetzt und gerichtlich behandelt; die Erhaltung seines Lebens hatte er, außer der Verwendung einiger Regenten, vorzüglich der Gerechtigkeit und Standhaftigkeit der Generale, die seine Richter waren, zu verdanken; doch mußte er seinem Freunde, Katt, den Kopf abhagen sehn. Keith, noch durch einige Zeilen von dem Prinzen gewarnt, entfloh aus Wesel, und lebte in Holland, England und Portugal, bis er nach Friedrichs Thronbesteigung (1741) nach Berlin zurückkehrte, und zum Oberstlieutenant, Stallmeister und Curator der Akademie der Wissenschaften ernannt wurde. Der Prinz, der, nach seiner Entlassung aus dem engern Verhaft, in Custrin auf des Vaters Befehl bei der Domainenkammer als jüngster Kriegsrath gearbeitet hatte, ward erst bei der Vermählung der Prinzessin Friederike mit dem Erbprinzen Friedrich von Bayreuth an den königlichen Hof zurückgeführt. Zwar schien der Vater mit dem Sohne ausgesöhnt zu seyn; doch willigte er nicht in dessen Vermählung mit der englischen Prinzessin; Friedrich mußte sich, nach des Vaters Willen, mit der Prinzessin Elisabeth Christine, der Tochter des Herzogs Ferdinand Albrecht von

Wolfenbüttel; Bevern (1733) vermählen. (S. d. Art. Elisabeth Christine) Friedrich Wilhelm gab ihr das Schloß Schönhofen, und seinem Kronprinzen die Grafschaft Ruppin und (1734) die Stadt Rheinsberg, wo er bis zu seiner Thronbesteigung in stillen Beschäftigungen mit den Wissenschaften lebte. In seiner nächsten Umgebung befanden sich Gelehrte (Bielefeld, Chazot, Rouquet, Anobelsdorf, Kaiserling, Jordan), Tonkünstler (Graun, Bender) und Mahler. Mit auswärtigen Gelehrten, z. B. Suhm, besonders mit dem von ihm bewunderten Voltaire, stand er in Briefwechsel. Mehrere Schriften, namentlich sein *Antimachiavell*, erhielten in der ländlichen Ruhe Rheinsbergs ihr Daseyn. Der Tod seines Vaters führte ihn am 31sten Mai 1740 auf den Thron. Friedrich fand beim Antritt seiner Regierung nur eine Volksmenge von 2,240,000 Menschen; bei seinem Absterben hinterließ er 6,000,000 Unterthanen. Zu dieser nicht geahneten Größe hob er, während seiner 46jährigen Regierung, den preussischen Staat durch seine großen Regenten- und Feldherrntalente, im Felde und im Cabinet, durch viele ausgezeichnete Männer unterstützt. Er erbte von seinem Vater einen gut organisirten Staat, einen Schatz von mehr als 8 Millionen Thalern, und eine Armee von 70,000 Mann, die sein Vater, in der Erwartung eines Kriegs wegen der jülichischen Erbfolge, immer schlagfertig gehalten hatte. Friedrich II., der schon große Erwartungen von sich erregt hatte, behielt größtentheils die Einrichtungen und Staatsgrundsätze seines Vaters bei, gab aber den letztern mehr Ausdehnung und Leben. Der Tod des Kaisers Carl VI., der fünf Monate nachher erfolgte, war ein günstiger Augenblick, den Friedrich II. mit den ihm zu Gebot stehenden Mitteln benutzte, um dem preussischen Staate Ansehen und sich selbst Ruhm zu erwerben. Er suchte die Rechte des Hauses Brandenburg auf die schlesischen Fürstenthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wolau, die seinen Vorfahren entrisen worden waren, geltend zu machen. Er verlangte von der Königin Maria Theresia nur die Herzogthümer Glogau und Sagan, und versprach ihr dagegen Unterstützung gegen alle ihre Feinde, ihrem Gemahl seine Stimme zur Kaisermürde, und zwei Millionen Thaler. Seine Anträge wurden aber verworfen, und so eröffnete Friedrich II. den ersten schlesischen Krieg. Er besetzte (December 1740) Niederschlesien, und schlug die Oesterreicher unter Reipperg (10ten April 1741) bei Mollwitz. Dieser Sieg, der Schlesiens Schicksal fast gänzlich entschied, und dem Könige, so wie seinen Truppen Ruhm und Ansehen verschaffte, erweckte Oesterreich mehrere Feinde; Frankreich und Bayern verbündeten sich mit Preußen, und der österreichische Erbfolgekrieg begann. Der einzige Bundesgenosse der Königin von Ungarn und Böhmen, der König Georg II. von England, rieth ihr zum Frieden mit Preußen, weil Friedrich II. ihr thätigster und furchtbarster Gegner war. Dieser Friede kam nach Friedrichs II. Siege bei Chotusitz (Goslaw) (17ten Mai 1742) zu Stande. Die Präliminarien wurden unter englischer Vermittlung (11ten Juni) zu Breslau, der Friede selbst (28sten Juli 1742) zu Berlin unterzeichnet, in welchem Friedrich ganz Ober- und Nieder-Schlesien, nebst der Grafschaft Glatz, mit voller Souverainetät und Unabhängigkeit von Böhmen, mit Ausnahme aber von Troppau, Jägerndorf und Teschen erhielt. Dagegen entsagte Friedrich allen Ansprüchen auf die übrigen österreichischen Länder, übernahm eine auf Schlesien contrahirte Schuld von 1,700,000 Thalern, und versprach, die Rechte der Catholiken in Schle-

en ungekränkt zu erhalten. Sachsen trat diesem Frieden bei, und England und Rußland garantirten denselben. Friedrich II. benutzte sogleich diesen Frieden, um sein erobertes Land gut einzurichten, und seine Armee kriegstüchtiger zu machen. Im Jahr 1743 nahm Friedrich, nach dem Tode des letzten Grafen von Ostfriesland, Besitz von diesem Lande, auf welches sein Haus im J. 1644 eine kaiserliche Anwartschaft erhalten hatte, wogegen Braunschweig-Lüneburg, doch ohne Erfolg, protestirte. Als bei der Fortsetzung des österreichischen Erbfolgekrieges der Kaiser Carl VII. aus seinen bayrischen Erblanden hatte flüchten müssen, und die österreichischen Waffen überall siegreich waren, befürchtete Friedrich, daß auch ihm Schlessen wieder entzogen werden möchte. Er verband sich daher ingeheim mit Frankreich (April 1744) und mit dem Kaiser Carl VII., mit Pfalz- und Hessen-Cassel durch den Unionstractat (22sten Mai 1744) zu Frankfurt, in welchem er der Sache des Kaisers durch einen Einfall in Böhmen aufzuhelfen versprach, sich aber dagegen den Königgräzer Kreis von Böhmen ausbebung. Unerwartet rückte er am 10ten August 1744 in Böhmen ein, und eroberte Prag, mußte aber, von den Oestreichern, unter dem Prinzen Carl von Lothringen, und den mit ihnen verbundenen Sachsen, gedrängt, Böhmen noch vor dem Ende des Jahres verlassen. Der Tod des Kaisers Carl VII. (18ten Januar 1745) und die Niederlage der Bayern bei Maffenhofen bewirkten, daß der junge Churfürst Maximilian Joseph von Bayern im Frieden zu Füßen mit Maria Theresia sich ausöhnte, und daß die frankfurter Union sich auflöste, nachdem sich Hessen-Cassel für neutral erklärt hatte. Dagegen waren Oesterreich, England, die Niederlande und Sachsen zu Warschau (8ten Januar 1745) zu einem neuen Bündnisse zusammengetreten, und Sachsen hatte noch einen besondern Tractat (18ten Mai 1745) mit Oesterreich gegen Preußen abgeschlossen. Friedrich besiegte die Oesterreicher und Sachsen (am 1ten Juni 1745) bei Hohenfriedberg (Striegau) in Schlessen, ging darauf nach Böhmen, und siegte noch ein Mal in einem sehr hartnäckigen Kampfe bei Sorr (am 30sten September 1745). Der Sieg über Preußen unter dem Fürsten Leopold von Dessau über die Sachsen bei Kesselsdorf (am 15ten December 1745) führte den Frieden von Dresden (am 25sten December 1745) herbei, welcher auf die Basis des berliner Friedens abgeschlossen ward, so daß Friedrich Schlessen behielt, den Gemahl der Maria Theresia, Franz I., als Kaiser anerkannte, und Sachsen eine Million Thaler an Preußen zu zahlen versprach. Durch diesen Frieden wurde der zweite schlesische Krieg geendiget. Während der folgenden elf friedlichen Jahre widmete Friedrich II. sich ganz den Musen (er schrieb in dieser Zeit die *Mémoires de Brandebourg*, das Gedicht: *die Kriegskunst*, und andere poetische und prosaische Aufsätze) und der innern Staatsverwaltung, und bestrebte sich, durch alle mögliche Mittel Ackerbau, Künste, Fabriken und Manufacturen blühend zu machen, den Handel zu beleben, die Gesetzgebung zu verbessern, die Staatseinkünfte zu vermehren, sein Heer, das bis auf 160,000 M. angewachsen war, immer mehr auszubilden, und so den Staat auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit zu bringen. Geheime Nachrichten über eine Verbindung zwischen Oesterreich, Rußland und Sachsen, die er besonders durch den Verrath des sächsischen Kanzellisten Menzel erhielt, erregten in ihm die Besorgniß eines Angriffs gegen ihn, und des Verlustes von Schlessen. Durch einen Einbruch in Sachsen (am 29sten August 1756), mit welchem der sieben-

jährige Krieg begann, eilte er seinen Feinden zuvorzukommen. Schon vorher hatte er sich mit England, so wie Oesterreich mit Frankreich, genauer verbunden. Mit drei Colonnen war er in Sachsen vorgeedrungen; er besetzte Wittenberg, Leipzig und Torgau, nahm so gleich das Land in Depot, schloß 17,000 Sachsen in ihrem Lager bei Pirna ein, und nöthigte sie, nachdem er den Churfürsten vergeblich zur Allianz mit sich eingeladen und den von Böhmen aus sich anrückenden Brown bei Cowossig (am 1sten October 1756) geschlagen hatte, zur Uebergabe. Darauf behandelte er Sachsen mit der Strenge einer eroberten Provinz. Auf dem Reichstage zu Regensburg ward gegen ihn, wegen seines Einfalls in Sachsen, der Reichsexecutionskrieg beschlossen. Auch Schweden trat gegen ihn als Feind auf. In Böhmen gewann er zwar (am 6ten Mai 1757) die Schlacht bei Prag, verlor aber gegen Daun die Schlacht bei Collin (am 18ten Juni 1757). In verheerenden Zügen verbreiteten sich die Russen unter Apraxin in Ostpreußen, und besiegten die Preußen unter Lehvald bei Großjägerndorf (am 30sten August 1757). In den Wesergegenden, in Hessen und in den braunschweigischen Ländern drangen anfangs die Franzosen siegreich vor; er schlug aber sie und die Reichstruppen bei Rossbach (am 5ten November 1757), und ging darauf nach Schlesien, wo er (am 5ten December 1757) bei Leuthen (Lissa) einen glänzenden und in seinen Folgen überaus wichtigen Sieg über die Oesterreicher erkämpfte. Eine russische Armee überzog das Königreich Preußen, und nahm dieses Land für die Kaiserin von Rußland in Besitz, wurde aber, als sie bis Pommern und in die Mark vorgeedrungen war, von Friedrich (am 25sten August 1758) bei Bornsdorf geschlagen. Dauns Ueberfall bei Hochkirchen (den 14ten October 1758) verursachte zwar dem Könige einen bedeutenden Verlust, doch wurde er ihm weniger nachtheilig, als man hätte erwarten sollen. Im J. 1759 wurden die Preußen unter dem General Wedel (den 23sten Juli) von den Russen bei Kay (Balzig, ohnweit Jülichau) geschlagen, und am 12ten August verlor Friedrich II. selbst gegen die vereinten Russen und Oesterreicher die blutige Schlacht bei Kunersdorf. Ein nicht minder empfindlicher Verlust für ihn war die Gefangennehmung eines Corps von 15,000 Mann, welches unter dem General Finck bei Maxen an der böhmischen Gränze gestanden hatte (am 20sten November 1759). Ob nun gleich die gegenseitige Abneigung der russischen und österreichischen Feldherren, welche nach ihrer Vereinigung das preußische Schlesien wieder erobern sollten, den glücklichen Fortgang ihrer Unternehmungen hinderte, so ward doch auch Schlesien durch die Gefangennehmung des Corps unter Fouquet (am 23sten Juni 1760) bei Landshut von den Preußen entblößt, und Friedrich mußte von Dresden, das er durch ein zerstörendes Bombardement (vom 14ten — 29sten Juli 1760) vergeblich zur Uebergabe zwingen wollte, nach Schlesien aufbrechen, wo Laudon Breslau belagerte, aber von dem Prinzen Heinrich bald genöthigt wurde, die Belagerung aufzuheben. Friedrich griff (am 15ten Aug.) die Armee unter Laudon unerwartet bei Liegnitz an, ehe noch Daun an dem Kampfe Theil nehmen konnte, benutzte den erhaltenen Sieg mit weiser Thätigkeit, und vereitelte so die weitem Unternehmungen der Feinde in Schlesien. Zwar brandschagten die Russen und Oesterreicher unter Tottleben und Pasen (im Oct. 1760) Berlin; sie erwarteten aber Friedrichs Ankunft aus Schlesien nicht, der dann nach Sachsen ging, wo er sich durch die Schlacht bei Torgau (am 3ten November 1760) sichere Winterquartiere in Sachsen erkämpfte. Friedrich befand sich im Anfange des

Jahres 1762 durch den Erfolg des Feldzugs im vorigen Jahre in einer bedenklichen Lage, besonders seit ihm der Tod seines Vürten, des Königs Georg II. von England, der englischen Subsidien beraubte. Sehr vortheilhaft war für ihn der Tod der Kaiserin Elisabeth von Rußland (am 5ten Januar 1762), deren Nachfolger, Peter III., schon längst ihm mit treuer Freundschaft anhing. Er bewies dies in dem Frieden zu Petersburg vom 5ten Mai, in welchem er das eroberte Preußen an Friedrich II. ohne Entschädigung zurückgab. Auch Schweden schloß zu Hamburg (am 22sten Mai 1762) mit Preußen einen Frieden, in welchem alles auf den alten Fuß wieder hergestellt wurde. Schon war (im Juni 1762) eine Allianz zwischen Peter und Friedrich unterzeichnet, und in Folge derselben ein Corps Russen zu den Preußen in Schlessien wider Oesterreich gestochen, als Peters Entthronung diese Allianz wieder auflöste, obgleich Catharina II. den abgeschlossenen Frieden bestätigte. Dies, und die Beendigung des Seekriegs zwischen England und Frankreich, führte endlich zum Frieden zu Hubertsburg (am 15ten Februar 1763), welcher in kurzer Zeit, ohne fremde Vermittlung, nach dem Grundsatz, daß alles auf dem alten Fuße (status quo) bleiben sollte, abgeschlossen wurde. Der breslauer (1742) und der bresdner (1745) Friede wurde dabei zum Grunde gelegt. Friedrich trat mit einem Glanze aus diesem siebenjährigen Kampfe heraus, der ihm für die Zukunft einen entschiedenen Einfluß auf die deutschen und europäischen Angelegenheiten zusicherte. Seine nächste Sorge galt der Unterstützung seiner durch den Krieg ausgesogenen und erschöpften Länder. Er öffnete seine Magazine, um seinen Unterthanen Getraide zur Nahrung und Samen zur Bestellung der Felder zu verschaffen. Den Landleuten ließ er Ackerpferde austheilen; die eingäscherten Häuser erbaute er von seinem Gelde, errichtete viel Colonien, Fabriken und Manufacturen, und legte verschiedene Canäle an. Schlessien erhielt auf sechs Monate, die Neumark und Pommern auf zwei Jahre Befreiung von allen Abgaben. Für den Adel in Schlessien, Pommern und in den Marken wurde ein Creditssystem errichtet, durch welches der Preis der Güter erhöht, und der Zinsfuß erniedrigt wurde. Im J. 1764 begründete Friedrich die berliner Bank, und gab ihr 3 Mill. zum ersten Fonds. Die Maßregel, daß er (1766) die Accise ganz auf französischen Fuß organisirte, fand vielen Tadel. Viele neue Institute erhielten in dieser Zeit des Friedens von ihm ihr Daseyn; das neue Gesetzbuch ward aber erst unter seinem Nachfolger benützt und eingeführt. Mit Rußland ward (am 31sten März 1764) ein Bündniß geschlossen, in dessen Folge Friedrich die Wahl des neuen Königs von Polen, Stanislaus Poniatowski's, und die Sache der gedrückten Dissidenten in Polen unterstützte. Um Preußen mit Pommern und der Mark zu verbinden, und überhaupt seinen Staat zu arrondiren, genehmigte Friedrich die erste Theilung Polens, die zu Petersburg verabredet und am 5ten August 1772 beschlossen wurde. Friedrich erhielt in derselben ganz Polnisch-Preußen (das im J. 1466 vom deutschen Orden an Polen überlassen worden war), nebst dem Theile von Großpolen bis an den Regfluß, doch mit Ausnahme von Danzig und Thorn. Seit dieser Zeit ward das Königreich Preußen in Ost- und West-Preußen eingetheilt. Der König ließ zu Graudenz eine Festung anlegen, und errichtete zu Marienwerder eine Kriegs- und Domainenkammer. Bei seinem wachsamem Blicke auf die Absichten und Pläne des thätigen Kaisers Joseph II., der ihn im Jahre 1769 in Schlessien besuchte, und dem er im Jahre 1770 in Mähren seinen Ge-

genbesuch gemacht hatte, erklärte er sich im Jahre 1778 gegen die Besetzung eines großen Theils von Bayern durch die Oesterreicher, nachdem der Churfürst von Bayern, Maximilian Joseph, kinderlos gestorben, und dieses Land an den Churfürsten Carl Theodor von der Pfalz, als nächsten Erben, gefallen war. Denn obgleich der letztere in diese Erbsion gewilligt hatte, so widersprach doch der präsumtive Erbe der Pfalz, der Herzog von Zweibrücken, dieser Abtretung und suchte die Vermittelung Friedrichs, so wie der Churfürst von Sachsen, der gerechte Ansprüche auf die bayerische Allodialerbschaft hatte. Da Oesterreich in dieser Angelegenheit durch keine Negotiation von seinem Plane zurückgebracht werden konnte, so allirte sich Sachsen mit Preußen, und Friedrich eröffnete den bayerischen Erbfolgekrieg (im Juli 1778), indem er mit zwei Heeren in Böhmen einrückte. Der Kaiser Joseph stand in einem fest verschanzten Lager hinter der Elbe bei Jaromitz, und war zu keiner Schlacht zu bringen. Die bejahrte Maria Theresia wünschte den Frieden, doch zerschlugen sich die von neuem im Kloster Braunau (im August) deshalb angeknüpften Unterhandlungen. Die Armeen machten hierauf gegenseitig verschiedene Bewegungen, jedoch ohne Entscheidung. Als aber Catharina II. erklärte, sie werde Preußen mit 60,000 Mann unterstützen, so ward dieser Krieg ohne Schlacht durch den Frieden zu Teschen (am 13ten Mai 1779) beendet. Friedrich hatte gleich anfangs bei den Unterhandlungen großmüthig erklärt, daß er für sich, wegen der aufgewendeten Kriegskosten, nichts begehre. Oesterreich hob bloß den Widerspruch gegen die Vereinigung der fränkischen Fürstenthümer mit Preußen, u. die Lehnsheerhoheit Böhmens über diese Länder, auf. Im J. 1780 fiel dem Könige, nach dem Erlöschen des Hauses Mannsfeld, derjenige Theil der Grafschaft Mannsfeld anheim, der unter magdeburgischer Hoheit stand, und bereits seit 200 Jahren administriert worden war. Noch am Abend seines thatenreichen Lebens schloß Friedrich (am 23ten Juli 1785) in Verbindung mit Sachsen und Hannover den deutschen Fürstenbund (s. d. Art. Fürstenbund) gegen Josephs II. Plan, Bayern für den größten Theil der österreichischen Niederlande einzutauschen. Mehrere geistliche und weltliche Fürsten Deutschlands traten diesem Bunde bei. Eine unheilbare Wassersucht beförderte den Tod des großen Königs. Er starb zu Sans-Souci am 17ten August 1786, im 75ten Lebens- und im 47ten Regierungsjahre. Er hinterließ seinem Neffen, Friedrich Wilhelm II., ein um 1325 Quadratmeilen vermehrtes Reich, einen Schatz von mehr als 70 Millionen Thalern, ein Heer von 200,000 Mann, einen hohen Credit bei allen europäischen Mächten, und einen durch Bevölkerung, Industrie, Wohlstand und wissenschaftliche Cultur kräftig emporgehobenen Staat. Friedrichs thatenvolles Leben hatte seine Zeitgenossen mit so hoher Achtung erfüllt, daß sie den Beinamen des Großen zu gering für ihn hielten; sie nannten ihn den Einzigen, und er verdiente diesen Namen. — Gläutert durch manche bittere Erfahrung, noch ehe er den Thron bestieg, erhellte durch das Vorbild des Vaters in seinen Ansichten über die Verhältnisse des Staats und der damaligen Politik Europa's, unterstützt von einer seltenen Intelligenz, die sich in der einsamen Periode seines Lebens zu Rheinsberg entwickelte, ergriff Friedrich das Steuerruder seines Reichs und erschütterte zugleich das ganze Staatensystem Europa's, als er das Schwert zog, um seine reichsständischen Rechte und die Ansprüche seines Hauses zu retten vor den Anmaßungen und dem Drucke des kaiserlichen Scepters, als er den Fürstenbund, dies Meisterstück seiner Politik,

nach den Bedürfnissen jener Zeit, ausdachte und errichtete. Eines seiner großen Verdienste um sein Land ist, daß er auch in den bedenklichsten Umständen keine Staatsschulden machte, wohl aber, obschon er einen bedeutenden Theil der Einkünfte in verschiedenen Wegen wieder unter seine Unterthanen zurückfließen ließ, einen Schatz sammelte, größer, als je ein Regent in Europa dergleichen besessen hat. Zu seinen Fehlern gehört die Geringschätzung der Religion, die durch sein Beispiel sich weiter verbreitete. Bei seiner gänzlichen Unbekanntschaft mit der deutschen geistigen Cultur verachtete er diese und trug selbst nichts zu ihrer Vervollkommenung bei. Doch bleibt er der große, einzige Fürst deutscher Nation. Friedrichs sämtliche Werke, welche vorzüglich die Geschichte, Staatswissenschaft, Kriegswissenschaft, Philosophie und Literatur überhaupt betreffen, ferner seine poetischen und vermischten Schriften findet man in den drei Sammlungen: *Oeuvres posthumes de Frédéric II. etc.* Berlin 1788. 15 Bde. 8.; *Supplément aux oeuvres posthumes de Frédéric le grand.* Berlin, 5 Bde. 8.; und *Oeuvres de Frédéric II. publiées du vivant de l'auteur.* Berlin 1789. 4 Bde. 8., unter welchen vorzüglich seine *Histoire de mon temps* den Meisterwerken der alten Welt an die Seite gesetzt zu werden verdient. Sein *Antimachiavel* (zuerst à la Haye 1740) zeigt, wie er sich zum Regenten vorbereitet habe. Ein köstlicher Fürstenspiegel ist sein Versuch über Regierungsformen und über die Pflichten der Regenten, welchen er nach einer vierzigjährigen Regierung schrieb. Um die Charakteristik dieses großen Monarchen zu vollenden, mögen hier noch einige treffende Züge aus Dippolds Skizzen der allgemeinen Geschichte folgen. „Dieser Friedrich, dem die Geschichte den Namen des Großen gegeben, Er, den seine Unterthanen, voll der wärmsten, dankbarsten Regung, im Zuge des Herzens den Einzigen genannt, bei dessen Hintritt sich jedes preussische Auge mit heißen Thränen füllte, bei dessen Todesnachricht selbst jedes gebildeten Fremdlings Auge naß ward, dieser Friedrich beweist, wie kein Andern, welcher eine Allseitigkeit und Liebenswürdigkeit des Geistes ein deutscher Fürst und Held in alle Wege zu entfaltenfähig sey! Blickt hin auf die Alexander, die Trajane, die Heinrichs, die Ludwigs. Groß waren sie alle, jeder auf andre Weise. Aber in Keinem war die Weisheit des Königs, die Kraft und Kunst des Feldherrn, die Strenge des Richters, die Milde und Liebe des Vaters seiner Unterthanen, die Popularität traulicher Begegnung, der Ernst der Freundschaft, die Gunst und die Liebe der Musen, der Gelehrte, der Künstler, der Philosoph so vollkommen vereint, wie in dem Einzigen Friedrich! — Wenn der narbenbedeckte, eisgraue Grenadier, der in der Glorie der Lorbeeren von Hohenfriedberg, von Lissa, von Liegnitz, in dem Schrecken von Collin, an dem Abend von Cunerabors, mit und unter Ihm gestritten, oder auch nur bei friedlicher Musterung als Flügelmann von der Stiefelspitze seines vorbeireitenden Königs gestreift worden war, und nie ein anderes Wort, als: „Vorwärts!“ aus seinem Munde vernommen hatte; wenn dieser am Abend seines Lebens, beim Namen Friedrich noch von der Krücke aufstuh, und mit Jünglingsgluth alle die Augenblicke schilderte, wo er seinen geliebten Fritz gesehen und ihn vor Freuden fast angeweint hatte: dann fühlt man, daß Eines in Friedrichs Wesen lag, was nur deutsche Fürsten und Helden in so reichem Maße haben können, das Gemüth. — Dann begreift man, wie vieles der künftige Geschichtschreiber Fried-

richs aufbieten müsse, wenn er Ihn so zeigen will, daß Alle, die das große durchdringende Herrscherauge sahen, die die fesselnden Worte seines Mundes hörten, die der Blitz seines Geistes traf und entflammte, erkennen und sagen müssen: „Dies ist Friedrich! So war er!“ — Das ist die alles fesselnde Kraft des Genies, die Jeden, wo der Willen, ergreift, erwärmt, begeistert und beherrscht! — Die Pflicht eines Königs in ihrem ganzen Umfange, in ihrer ganzen Würde; das war die Idee, welche sein ganzes Leben beherrschte, seiner Seele Mittelpunkt. Er wollte einen Staat bilden, der, so lange sein Geist in ihm bliebe, eine außerordentliche Vaterlandsliebe und auch unter fremden Völkern den besten Menschen vertrauensvolle Theilnahme einflöste. Und welche Schicksale dieses unglücklichen Staates auch von uns erlebt worden seyn mögen, ist Vaterlandsliebe doch noch immer ein hervorstechender Zug im preussischen Charakter, den künftige Zeiten wohl nur veredeln können. Jegliches mußte er, der große König, zu schätzen. Er gab Leibnizen einen Platz neben sich, und indessen er sich über manche Herrscher scherzhaft äußerte, und ihren Untergang fast vorausah, bemühte er sich um Voltaire's Freundschaft, und war gewiß, mit Ihm in der Nachwelt zu leben. Seine selbstständige Größe ertrug freie Wahrheit; er war offen, wie weit der Regent es seyn kann, und liebte Offenheit und Freimüthigkeit auch an dem geringsten des Volks. Daher er freimüthige Aeußerungen über ihn selbst, ja Spottgedichte oder Spottbilder, womit Uebelgesinnte seine Größe beschmizen wollten, niemals fürchtete, ja mehrmals, wie bekannt ist, verbreiten, unter andern ein Spottbild an einer Straßenecke, das zu hoch hing, tiefer hängen ließ, um es den Vorübergehenden genießbarer zu machen. Das Geheimniß, sich immer seiner selbst würdig zu erhalten, immer vorbereitet zu seyn, lag in der Art, wie er seine Zeit eintheilte und benutzte. Er geizte mit der Zeit trotz des Privatmanns, der sein ganzes Leben der Erforschung der Wahrheit, der Ausbildung einer großen Idee widmet. Die Fülle diplomatischer Arbeiten in seinen und anderer Fürsten Archiven, die bündereiche Zahl seiner Schriften, unter welchen die Denkwürdigkeiten des Hauses Brandenburg von anhaltendem Fleiße, tiefem Studium und eindringender Kraft des Geistes zeugen, während in prosaischen und poetischen Episteln die Funken seines Wises, seiner Socialität und Laune sprühen — sie alle beweisen, wie viel Stunden sein wohleingetheilter Tag haben mußte. Rechnet man hiezu, wie viel er außer seinem Leben! im Felde, auf Übung und Musterung seiner siegreichen Scharen, auf die Leitung des Cabinets, auf die Verwaltung der Finanzen, wie viel Sorgen auf Manufacturen und ihren Glor er verwendet, wie manche Stunde er im heitern Kreise wichtiger Köpfe mit musikalischen Übungen hingebracht: so muß man gestehen, daß keiner seiner Tage verloren worden, als der, wo er starb. Man muß in seinem Sans-Souci gewesen seyn, einem Residenzschlosse, das wie wenige gelegen und eingerichtet ist; man muß in diesen, mit vaterländischen Erzeugnissen geschmückten Gemächern, in dem kleinen Bücher- und Arbeitszimmer, von wo er hier das Bild der Gerechtigkeit, dort eine von ihm geschaffene reiche Flur mit dem Strome und der Schiffe wehende Segel sah, man muß auf jenen Terrassen, in jenen Laubgängen, in jenem Bildersaale und allen den heimlichen Lieblingsplätzen des großen und guten Königs gewesen seyn, um ganz zu ermessen, wie er im Stillen lebte, und ohne Unterlaß schuf und wirkte. Wie er dort im Märchi-

igsten seines Genius, umgeben von alten Griechen und Römern, diesen stummen Lehrern der Welt, umgeben von geistreichen Ausländern, nie aufhörte, sich durch Geschichte und Philosophie zu bilden, wie in dieser geräuschlosen Werkstätte, durch den heilsamen Wechsel von Arbeit und Einsamkeit, Blicke in seine Seele fielen, die nachmals als wohlthätige Strahlen über sein ganzes Preußen, ja über ganz Europa leuchteten. Dort war es auch, wo er den Staub, in welchem sein Genius gewohnt, den Elementen zurückgab, nachdem er durch Eroberungen seine Macht gegründet, die Bevölkerung seines Landes verdoppelt, das Glück seiner Unterthanen vermehrt, ein vollkommen ausgerüstetes, lieggewohntes Heer hinterlassen, trotz eines siebenjährigen Krieges und vieler neu erbauten Schlösser von unglaublicher Pracht dennoch alle Vorrathskammern, alle Zeughäuser und den Schatz gefüllt, und den deutschen Fürstenbund mit dem scheidenden Lichtblicke seines Ruhms noch ein Mal erleuchtet hatte. Er starb, und tausend segnende Stimmen geleiteten den Seligen in das Land der Schatten, von wo Keiner wiederkehrt.“ Aber auch die Fehler und Mißgriffe dieses großen Königs dürfen wir nicht übergehen, wenn wir nicht statt einer wahren Schilderung ein unfruchtbares Ideal darstellen wollen — „Friedrichs Regierung war eine Selbstregierung, und die Folgen derselben zeigten sich am nachtheiligsten in der Civiladministration, die immer mehr zur Maschine ward. Sich selbst genug, kannte Friedrich keinen Staatsrath, was in einer erblichen Selbstherrschaft unvermeidlich dahin führt, daß der Geist eines Herrschers sich selbst überlebt. — Die Stärke des Staats, die in der Nation und in der Verwaltung liegt, sah Friedrich bloß in seiner Armee, in seinem Schatz. Nirgends konnte daher die Scheidewand zwischen dem Civil- und Militärstande so stark werden, als in der preussischen Monarchie, was nicht zur Stärke des Staatsgebäudes beitragen konnte. Friedrich verschmolz sich endlich nie mit seinem Volke. Nur der Herrscher gehörte diesem, der Mensch einem kleinern Kreise von Fremdlingen an. Diese Trennung hatte die bedeutendsten Folgen. Ich will nichts davon sagen, daß er deutsche Kunst und Gelehrsamkeit nicht achtete oder verkannte. Denn in seiner blühenden Zeit hatten die deutschen Musen eine kümmerliche Gestalt, die deutsche Gelehrsamkeit ein so abschreckendes Aeußere, daß sich Friedrichs reicher Geist in dieser Armuth unmöglich gefallen konnte: und als ein höherer Genius über sie kam, war Friedrich in seinem Kreise schon so einheimisch, daß er nun das nicht mehr für sie that, was er früherhin gethan haben würde. Ich will nichts von seiner sogenannten Freigeisterei sagen: denn hierin eilte er nur, wie alle großen Geister, seinem Zeitalter voraus. Aber durch diese Trennung von seiner Nation warf er einen Schatten auf sie, beschränkte seinen Gesichtskreis, und gab der uralten Sucht der Deutschen, alles Fremde, Gutes wie Schlimmes, nachzuahmen, manche verderbliche Nahrung, so daß die Folgen davon zum Theil noch jetzt empfunden werden.“

Friedrich Wilhelm II., König von Preußen von 1786 — 1797, geboren den 25ten September 1744, Bruderssohn und Nachfolger Friedrichs II., von Schmeichlern der Vielgeliebte genannt. Sein Vater, August Wilhelm, Prinz von Preußen, zweiter Sohn Friedrich Wilhelms I., befehligte im J. 1757 ein preussisches Armee-corps in Böhmen und der Lausitz, aber nicht mit Glück, und starb den 12ten Juni 1758. Nach seinem Tode wurde Friedrich Wilhelm von sei-

nem Oheim, Friedrich II., zum Prinzen von Preußen erklärt. Der junge Prinz überließ sich bald einer Lebensweise, welche der Oheim mißbilligte, und welche beide eine lange Reihe von Jahren hindurch von einander entfernte. Doch äußerte Friedrich II. sein Zufriedenheit mit dem Kronprinzen, als er im bayerischen Erbfolgekriege (1778) bei Neustädte in Schlesien einen Beweis persönlicher Tapferkeit gegeben hatte. Friedrich Wilhelms erste Gemahlin war Elisabeth Christine Ulrike, Prinzessin von Braunschweig, Mutter der Prinzessin Friederike, die seit 1791 mit dem Herzog von York vermählt ist. Nach der Trennung dieser Ehe (1769) vermählte er sich mit der Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt, Mutter des jetzt regierenden Königs. Sein Regierungsantritt begann unter günstigen Auspicien (am 17ten August 1786). Preußen war in keinen Kampf mit äußern Feinden verwickelt, und Friedrichs II. Politik hatte ihm in der letzten Zeit seines Lebens eine Art von schieferichterlichem Einflusse auf die Angelegenheiten Europas verschafft. Er hinterließ seinem Neffen ein im Innern blühendes und gut organisirtes, während seiner Regierung um die Hälfte vermehrtes, und überall geachtetes Reich, ein Heer von 200,000 Mann, und einen Schatz von mehr als 70 Millionen Thalern. Doch bald ging durch mehrere politische Mißgriffe der Credit in den auswärtigen Cabinetten verloren; es zeigte sich Inconsequenz, Eigennuß und Eitelkeit in den Verhandlungen mit andern Mächten, durch unnütze Kriege und durch den Aufwand der Lieblinge wurde der geerbte Schatz verschleudert, so daß bei des Königs Tode noch 18 Millionen Schulden contrahirt waren. Seine erste Theilnahme an auswärtigen Angelegenheiten bestand darin, daß er (1787) eine Armee unter dem Herzog von Braunschweig nach Holland schickte, wo die Patrioten (die antiranische Partei) die Rechte des Erbstatthalters nicht mehr anerkennen wollten, und dessen Gemahlin, Schwester des Königs, bei ihrer Reise nach dem Haag beleidigt, dafür aber keine Genugthuung gegeben hatten. Die Preußen brangen ohne Widerstand bis Amsterdam, und die alte Ordnung der Dinge in Holland wurde bald wieder hergestellt, auch (am 15ten April 1788) ein Defensivbündniß im Haag zwischen Preußen, England und Holland geschlossen. In dem Kriege zwischen Schweden und Rußland (1788) hinderte Friedrich Wilhelm in Verbindung mit England den fernern Angriff Dänemarks auf Schweden. Eifersüchtig auf die Fortschritte Rußlands und Oesterreichs im Türkenkriege, garantirte er der Pforte in einem Bündnisse (1790) die Integrität aller ihrer Besitzungen und reizte dadurch Oesterreich, so daß bereits ein preussisches Heer in Schlesien an der böhmischen Gränze und ein österreichisches in Böhmen sich sammelte. Doch Leopold II. wünschte keinen Krieg mit Preußen, und versprach (am 27ten Juli 1790) in der reichenbacher Convention, welche unter Vermittlung Englands und Hollands, zwischen Oesterreich und Preußen abgeschlossen wurde, den Türken alle Eroberungen, bis auf den District von Kluta, zurückzugeben, auf welche Bedingungen auch der Friede von Szistowe zwischen Oesterreich und der Pforte abgeschlossen wurde. Die Mißverständnisse über diese Convention glichen Leopold II. und Friedrich Wilhelm II. bei ihrer Zusammenkunft in Pillnitz (im August 1791) aus, wo sie in einer Convention zu einer nähern Verbindung in Hinsicht der französischen Angelegenheiten zusammentraten. Vorthellhafter, als die Allianz mit der Pforte, wurde das Bündniß mit der Krone und Republik Polen (1789) für Preußen gewesen jezt, wenn nicht bald darauf der Krieg gegen Frankreich Preußens Kraft ge-

weilt und zu einem veränderten politischen System in Hinsicht Polens nöthigt hätte. Der bessere Theil der Polen, an ihrer Spitze der König Stanislaus Augustus, beabsichtigte eine neue Constitution des Reichs und eine erbliche Thronfolge, welche dem sächsischen Hause bestimmt war. Um einer auswärtigen Garantie sich zu versichern, ward das Bündniß zwischen Polen und Preußen geschlossen, in welchem Preußen die Integrität des polnischen Staats garantierte, und demselben einen Beistand von 40,000 Mann Infanterie und 4000 Mann Cavallerie zusicherte, sobald sich eine fremde Macht in dessen innere Angelegenheiten mischen würde. Bald aber mußte Catharina II., nachdem sie mit der Pforte Frieden geschlossen, und, ohne selbst Antheil an dem Kampfe gegen Frankreich zu nehmen, Preußens und Oesterreichs Anstrengungen in diesem Kriege berechnet hatte, Friedrich Wilhelm in die Alternative zu bringen, entweder, als Folge des Bündnisses mit Polen, diesen Staat gegen Rußland zu vertheidigen, oder ihn in Verbindung mit Rußland zum zweiten Male zu theilen. Preußen ließ im Januar 1793) ein Truppencorps unter Mollendorfs Anführung in Großpolen einrücken, und, außer Danzig und Thorn, die Wojwodschaften Posen, Gnesen, Kalisch, Sierabien nebst der Landschaft Wielun und den czenstochowischen Bezirk von der Wojwodschaft Cracau, die Wojwodschaft Lenczie, einen Theil der Wojwodschaften Ława und Brzesk, nebst der Landschaft Dobrzyn, und die Wojwodschaft Plock nebst der Landschaft Zakroczym besetzen, welche Länder mit 1100 Quadratmeilen und 1,200,000 Einwohnern unter dem Namen Südpreußen mit Ost- und Westpreußen verbunden, und nach preussischer Verfassung organisiert wurden. Ob nun gleich der Reichstag von Grodno diese Abtretung an Preußen und den gleichzeitigen Länderverlust an Rußland genehmigen mußte, so brach doch im April 1794) unter Kosciuszko und Madalinski ein Aufstand der Polen zur Wiederherstellung ihrer Selbstständigkeit aus, in welchem Anfangs die Russen geschlagen und auch die Preußen mehrmals besiegt wurden, bis endlich Kosciuszko von dem russischen General Bennigsen (am 10ten October) gefangen und Praga (am 4ten November) von Sumarow erstürmt wurde. Darauf ward in der dritten Theilung Polens (1795) zwischen Rußland, Oesterreich und Preußen der Rest des polnischen Staats aufgelöst. Preußen erhielt in dieser Theilung den Rest von Ława, und die Wojwodschaft Masowien auf der linken Seite der Weichsel und der rechten des Bugs, nebst einem Districte von ungefähr sechs Meilen auf dem rechten Ufer jenes Flusses, Warschau gegenüber; die Wojwodschaft Poblachien auf der rechten Seite des Bugs; von den litauischen Wojwodschaften Troki und Samogitien alles an dem linken Ufer des Niemen, und von der Wojwodschaft Cracau das Herzogthum Severien und die Spitze des Palatinats Cracau an der Gränze von Ober-Schlesien. Durch diese Acquisition wurde nicht nur die Provinz Südpreußen beträchtlich vermehrt, sondern auch aus den Ländern zwischen der Weichsel, dem Bug und Niemen die Provinz Neu-Ostpreußen gebildet, und das Herzogthum Severien nebst einem Theile der Wojwodschaft Cracau unter dem Namen Neu-Schlesien zu Schlesien geschlagen. — Den Antheil Preußens an dem Kampfe gegen Frankreich begründete, als Folge der pillniger Convention, das Bündniß mit Oesterreich (im December 1792), zu welchem sich Preußen und Oesterreich zur Erhaltung der deutschen Reichsverfassung, zur Bekämpfung der französischen Revolution und

zur Errichtung einer freien Constitution in Polen vereinigt hatten. Ob man nun gleich in Frankreich nicht erwartete, daß Preußen wirklich am Kampfe Theil nehmen würde, so ließ doch Friedrich Wilhelm (im Juni 1792) ein Heer von 50,000 Mann unter der Anführung des Herzogs von Braunschweig nach dem Rheine aufbrechen. Er selbst folgte demselben mit den Prinzen. Der Anfang des Kampfes schien den besten Erfolg zu versprechen. Die Deutschen drangen nach der Einnahme der Festungen Longwy (am 23ten August) und Verdun (am 2ten September) in Champagne vor, wo Dismouriez ihnen gegenüber stand. Er ward zwar bei Grandpré (14ten September) von den Preußen zurückgedrückt, bezog aber darauf das Lager bei St. Menehould, wo er durch Kellermann und Beurnonville verstärkt wurde, und Kellermann den Angriff der Preußen (am 20. Sept.) auf die Anhöhen von Balm (s. Balm) zurückwies. Seuchen, schlechte Witterung und Mangel an Lebensmitteln nöthigten die Preußen zum Rückzuge. Longwy und Verdun fielen wieder in die Hände der Republikaner, und Thionville ward belagert. Während des Vordringens der Deutschen in Champagne hatte Custine denselben eine Diverſion im Rücken gemacht, und Speyer, Worms, Mainz und Frankfurt am Main eingenommen. Diese letzte Stadt ward aber (am 2ten December) von den Preußen und Russen wiedererobert, so wie Kalkeuth (am 22ten Juli 1793) und die Festung Mainz zur Capitulation nöthigte. Dennoch hinderten die Mißverständnisse zwischen den österreichischen und preussischen Feldherren die Thätigkeit der allirten Armee im Sommer 1793, bis der Herzog von Braunschweig (am 14. Sept.) die Franzosen bei Pirmissens zurückschlug, die Oesterreicher (am 12ten October) die weißenburger Linien überwältigten und das Fort Louis (am 14ten November) eroberten. Allein bereits am 26ten December hatte Pichegru der weißenburger Linien von neuem sich bemächtigt, und die Preußen und Oesterreicher zogen sich darauf über den Rhein zurück. Am Anfange des J. 1794 resignirte der Herzog von Braunschweig auf den Oberbefehl; ihm folgte Möllendorf, welcher (am 23ten Mai) die französischen Verschanzungen bei Kaiserslautern eroberte. Doch nöthigten die Verluste der Oesterreicher in Belgien auch die Preußen wieder über den Rhein zurück, und am 5ten April 1795 schloß sich Preußen im Frieden zu Basel, von Hardenberg und Barthélemy abgeschlossen, mit der Republik Frankreich aus, und ließ seine jenseit des Rheins gelegenen Länder in den Händen der Franzosen. Für die Neutralität des nördlichen Deutschlands ward zwischen Frankreich und Preußen eine Demarcationslinie verabredet. Noch waren während Friedrich Wilhelms II. Regierung von dem letzten Fürsten des brandenburgisch-fränkischen Mannsstammes, dem Markgrafen Christian Friedrich Carl Alexander, die beiden fränkischen Fürstenthümer Anspach und Bayreuth (am 2ten December 1791) gegen eine jährliche Leibrente von 500,000 Gulden der Schutlinie völlig überlassen, und von dem Könige bei dieser Gelegenheit der rothe Adlerorden erneuert worden. In Hinsicht der innern Administration war zwar die von Friedrich II. eingeführte französische Regie abgeschafft, und manche zweckmäßige Einrichtung begründet, so wie ein neues allgemeines Gesetzbuch eingeführt; allein die von Friedrich II. geförderte Aufklärung und Toleranz ward durch Wöllner und andere Männer in des Königs Umgebung vermittelst des Religionsedicts (1788) und eine neu zusammengesetzte Examinationscommission sehr beschränkt. Friedrich

Wilhelm II. starb am 16ten November 1797, im 54sten Lebens- und 12ten Regierungsjahre. Man vergl. Preußen, Lichtenau, August, Herzberg.

Friedrich Wilhelm III. jetzt regierender König von Preußen, ältester Sohn von Friedrich Wilhelm II. und der im J. 1805 zu Berlin als Wittwe verstorbenen Königin Luise, Tochter des Landgrafen Ludwig IX. zu Hessen-Darmstadt, geboren am 3ten August 1770. Unter den Auspicien seines Groß-Onkels, Friedrichs des Einzigen, wurde seine Erziehung vorzüglich von seiner Mutter geleitet. Seine nachmaligen Erzieher waren der Graf Carl Adolph von Brühl, als erster Gouverneur, und der als Schriftsteller, besonders durch seine Ansichten der Gemüthswelt, bekannte geheime Rath Delbrück. Der junge Prinz zeigte schon früh viel geistige Anlagen, ein treffliches Gemüth, und besonders jene Energie des Charakters, die er auch in der Folge in allen Verhältnissen behauptet hat. Die Tradition hat noch jene Prophezeiung Friedrichs über ihn, zu welcher ein jugendliches Spiel die Veranlassung gab, aufbewahrt. Daß in einem militärischen Staate, wie Preußen, auch die Erziehung der Prinzen militärisch war, läßt sich leicht denken. Aber die Erziehung des jungen Prinzen und seiner Brüder war auch populär, sie blieben nicht bloß in ihrem eignen Kreise eingeschlossen, sondern lernten frühzeitig sich auch andern Ständen nähern; eine Methode, nach welcher alle junge Prinzen erzogen werden sollten, weil sie in ihren Folgen für den Regenten, wie für die Regierten, gleich vortheilhaft wird. — Im August des Jahres 1791 begleitete Friedrich Wilhelm III. als Kronprinz seinen königlichen Vater nach Dresden, und legte hier den Grund zu der Bekanntschaft mit dem jetzigen Kaiser von Oesterreich. Als nicht lange nachher Preußen, in Verbindung mit Oesterreich, den Krieg gegen Frankreich erklärte, und König Friedrich Wilhelm II. im Juny 1792 sich zu seiner unter dem Befehl des Herzogs von Braunschweig stehenden Armee an den Rhein begab, begleitete ihn der Kronprinz ebenfalls, nebst den übrigen Prinzen des königlichen Hauses, machte den Feldzug mit, und zeigte bei verschiedenen Gelegenheiten die Unerschrockenheit, die den preussischen Prinzen ganz eigenthümlich zu seyn scheint. Dieser Feldzug wurde die Veranlassung, daß Friedrich Wilhelm III. seine nachmalige Gemahlin, die unvergeßliche Königin Luise, kennen lernte, und den Bund der Herzen mit ihr schloß. Diese Prinzessin hatte, beim Ausbruche des Kriegs, mit ihrer jüngern Schwester Darmstadt verlassen, und sich einige Zeit in Hildburghausen bei einer älteren Schwester, der regierenden Herzogin, aufgehalten. Nachdem Frankfurt am Main (im December 1792) den republikanischen Franzosen entrissen worden war, nahm König Friedrich Wilhelm II. den Winter hindurch sein Hauptquartier in dieser Stadt. Die beiden Prinzessinnen nahmen (im März 1793) ihren Rückweg nach Darmstadt über Frankfurt, und wurden von dem Könige zur Tafel geladen. Die Prinzessin Luise erregte gleich beim ersten Anblick die Aufmerksamkeit des Kronprinzen; beide näherten sich einander bald. Nicht Staatsgründe oder Familienverhältnisse knüpften ein Bündniß, das sein Daseyn einer reinern Quelle verdankte — der Harmonie gleicher edler Gesinnungen und dem Einklange der Herzen. Der Kronprinz verlobte sich mit der Prinzessin Luise in Darmstadt am 21sten April 1793, aber die kriegerischen Zeitumstände verursachten einen Aufschub der Vermählung, die erst am 24sten December zu Berlin Statt hatte.

Friedrich Wilhelm III. folgte seinem Vater, der am 16ten Novemb. 1797 starb, sogleich in der Regierung. Die Reise, die er im Frühjahr 1798 in Begleitung seiner Gemahlin, in die vornehmsten Städte seines Reichs machte, um die Huldigung zu empfangen, war ein fortwährender Triumphzug; Aller Herzen huldigten dem königlichen Paare. In den letzten Jahren Friedrich Wilhelms II. hatten mancherlei politische Mißgriffe Statt gefunden; Günstlinge beiderlei Geschlechts hatten sich der obersten Gewalt bemächtigt, und mißbrauchten sie, um niedrige Zwecke zu erreichen. Verschiedne der weisen und heilsamen Einrichtungen des großen Friedrichs waren vernichtet worden. Die Bessern im Volk seufzten über dieses Unheil, und richteten ihre Augen sehnsuchtsvoll auf den Kronprinzen, der im Geiste seines Großvaters zu handeln hoffen ließ. Er erfüllte gleich nach dem Antritte seiner Regierung die von ihm gefaßte Hoffnung, so viel er konnte. Das verhaßte Religionsedict, Wöllners Ausgeburd, und das Censurreglement wurden, so wie der lästige Tabakspacht, aufgehoben, Druck- und Pressfreiheit wieder hergestellt; eine vernünftige Censur wurde angeordnet; der Lauf der Justiz durfte nicht mehr durch willkührliche Cabinetsbefehle unterbrochen werden. Der junge König entfernte mehrere Personen, die unter der vorigen Regierung den gerechten Unwillen der Nation gegen sich erregt hatten, und stellte an die Spitze der Geschäfte Männer, deren Einsichten und Redlichkeit allgemein anerkannt waren. Die Rechtlichkeit, die der König stets bewiesen hatte, zeigte sich auch in den Cabinetsbefehlen, die er erließ; sie waren alle motivirt, und lieferten ein bis dahin ungewöhnliches Beispiel, daß der Regent den Regierten die Gründe seines Verfahrens einzeln darlegte. Eine weise Sparsamkeit, welche die zerrütteten Finanzen und eine Staatsschuldenlast von zweiundzwanzig Millionen Thalern nothwendig machten, wurde eingeführt. Der König selbst gab darin ein nachahmungswürdiges Beispiel an seinem Hofe, wo eine edle Simplicität, verbunden mit Ordnung und Pünktlichkeit herrschte. Das königliche Paar stellte selbst das schönste Beispiel des glücklichen häuslichen Lebens und der auf den Thronen so seltenen Gattenliebe dar. Die junge Königin hatte von der Natur alles erhalten, was an ihrem Geschlechte liebenswürdig genannt werden kann. In einem schönen Körper war eine noch schönere Seele, die das reine Bild der Unschuld und hoher weiblicher Sittlichkeit wie in einem klaren Spiegel zeigte. Ohne den geringsten Anspruch auf Theilnahme an der Herrschaft ihres Mannes, kannte sie nur Hingebung in seinen Willen, und eine unerschütterliche Anhänglichkeit an seine Person. Darf es da wohl befremden, daß später ihr unerwarteter, unersehlicher Verlust den treuen, gefühlvollen Gatten so tief verwundete, daß selbst die Zeit, diese sonst so mächtige Trösterin, den Schmerz darüber in seinem Herzen nicht tilgen konnte. Wie sehr diese vortreffliche Königin von der Nation geliebt und verehrt wurde, bewies sich in ihrem Leber, und noch mehr nach ihrem Hintritte, durch Handlungen, die ihr Andenken verewigen (Vgl. Louise.) Bei dem immer wieder erneuerten Kampfe Englands und der Continentalmächte gegen Frankreich behauptete sich Preußen unerschütterlich bei der, seit dem am 17ten Mai 1795 zu Basel abgeschlossenen Tractate, angenommenen Neutralität, und Friedrich Wilhelm III. benutzte diese Zeit des Friedens, um die alten und neuen Provinzen seines Reichs zu einer immer höhern Stufe der Cultur zu erheben, und besonders in den letztern den innern Wohlstand auf eine dauerhafte Basis zu gründen. Durch den Basler Frieden (5ten April

1795) war festgesetzt worden, daß die französischen Truppen die auf dem linken Rheinufer liegenden preußischen Provinzen, Geldern, Mörz und einen Theil von Cleve, fortwährend im Besiß behalten sollten; die definitive Entscheidung wegen dieser Provinzen war bis zum allgemeinen Frieden zwischen Frankreich und dem deutschen Reiche ausgesetzt geblieben. Nachdem dieser Friede am 9ten Febr. 1801 zu Luneville zu Stande gekommen, und das ganze linke Rheinufer an Frankreich überlassen worden war, erhielt Preußen zwei Jahre nachher durch den Reichsdeputationshauptschluß den östlichen Theil des Stifts Münster, die Fürstenthümer Hildesheim, Paderborn, Eichsfeld, Erfurt mit seinem Gebiet, Untergleichen, Treffurt, Dorla, die freien Städte Goslar, Mühlhausen und Nordhausen, die Stifter Quedlinburg, Eisen, Berden, Elten, die Abtei Herford und die Propstei Cappenberg. Preußen gewann durch diese Entschädigung gegen 80 Quadratmeilen mit mehr als 400,000 Einwohnern, größtentheils treffliche, dem Staate wohlgelegene Länder, mit einem Ueberschusse an Einkünften von mehr als zwei Millionen Gulden. Durch einen Tausch mit Bayern wurden die fränkischen Fürstenthümer sehr wechsmäßig, und mit einem Gewinn von ungefähr 8 Quadratmeilen vermindert. Friedrich Wilhelm III. war jetzt Beherrscher einer Nation, deren Volksmenge gegen zehn Millionen betrug. Bei dem durch die dritte Coalition zwischen England, Rußland und Oesterreich gegen Frankreich im J. 1805 ausgebrochenen Kriege blieb Friedrich Wilhelm III. seinem bisherigen Neutralitätssystem getreu. Demonstrationen, welche von Rußland gegen Preußen gemacht wurden, bewogen den König, auch seine Truppen in Schlessien und an der Weichsel zusammenzuziehen. Aber der unerwartete Durchmarsch eines französisch-bayerischen Heeres durch das neutrale anspachische Gebiet, und die persönliche Gegenwart des Kaisers Alexander in Berlin, änderten die Lage der Dinge. Der König trat ingeheim (d. 3ten Nov. 1805) der Coalition gegen Frankreich unter gewissen Bedingungen bei, suchte noch den Frieden zwischen den kriegsführenden Mächten zu vermitteln, und ließ eine Armee nach Franken marschiren. Nach der Schlacht bei Austerlitz kam der Friede zwischen Oesterreich und Frankreich zu Pressburg zu Stande. Wenige Tage vorher (d. 15ten December) war zu Wien eine provisorische Convention zwischen Preußen, durch den Grafen Haugwitz, und Frankreich abgeschlossen worden. Durch diese wurde die Verbindung zwischen beiden Mächten erneuert, und die gegenseitige Garantie der alten und neuermorbenen Länder festgesetzt; Preußen trat Anspach zu Gunsten Bayerns, Cleve und Neuschatel zur freien Disposition an Frankreich, und dieses dagegen den ganzen kurhannoverschen Staat an Preußen ab. Diese unglückliche Acquisition von Hannover, wovon Preußen am 1sten April 1806 wirklich Besiß nahm, veranlaßte zuerst ein Manifest (d. 20sten April), und dann eine förmliche Kriegserklärung Englands gegen Preußen (d. 11ten Juni). Auch mit Schweden, dessen König, in Folge eines mit England geschlossenen Subsidientracts, das Herzogthum Pauenburg decken wollte, brachen Feindseligkeiten aus; die Preußen vertrieben die schwedischen Truppen aus dem Pauenburgischen. Doch erfolgte bald (im August 1806) eine Art von Ausöhnung zwischen beiden Mächten. Neue Friedensunterhandlungen Frankreichs mit England und Rußland, durch welche Preußen sich gefährdet glaubte, und die Errichtung des Rheinbundes veranlaßten auch zwischen Preußen und

Frankreich neue Unterhandlungen. Preußen hatte die Idee, im Norden von Deutschland, so wie Napoleon im Süden und Westen es gethan hatte, einen nordisch-deutschen Bund zu stiften, welcher als im Grundvertrage der rheinischen Conföderation nicht genannten Staaten enthalten sollte. Um dem Föderationen, daß Frankreich dieser beabsichtigten Verbindung kein Hinderniß entgegenstellen, seine Truppen aus Deutschland zurückziehen, und verschiedene widerrechtlich occupirte Orte räumen sollte, mehr Nachdruck zu geben, rüstete Preußen sich, bloß in Verbindung mit Sachsen, zum Kriege gegen Frankreich, dessen Heere sich ebenfalls nach Deutschland in Bewegung setzten. Am 9ten October begannen die Feindseligkeiten an der Saale; am folgenden Tage wurde der Vortrab der preussischen Armee bei Saalfeld zurückgedrängt, wo der tapfere Prinz Louis von Preußen als ein Opfer seines Heldenthums fiel, und am 14ten October entschied die Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt über das Schicksal des preussischen Heeres und aller zwischen der Weser und der Elbe gelegenen preussischen Länder. Unerwartet und unbegreiflich schnell ergaben sich die wichtigsten Festungen den Feinden, und schon am 27sten October hielt der Sieger seinen Einzug in die wehrlose Hauptstadt der preussischen Monarchie. Dieses Uebermaß von Unfällen konnte die unerschütterliche Standhaftigkeit Friedrich Wilhelms III. dennoch nicht niederbeugen. Er wählte Tammels zu seinem einstweiligen Aufenthalte, sammelte und organisirte seine Armee aufs neue, und ahndete mit gerechter Strenge die Pflichtvergessenheit, deren Viele unter seinem Heere sich hatten zu schämen lassen (Publicandum vom 1. Dec. 1806). In Verbindung mit seinem treuen Allirten, dem Kaiser von Rußland, stellte er sich den in Ostpreußen eindringenden Feinden entgegen. Die Schlachten bei Eylau und Friedland führten endlich den Frieden zu Tilsit (s. d. Art.) am 9ten Juli 1807 herbei. Große und schmerzliche Opfer mußte Friedrich Wilhelm III. in diesem Frieden bringen, und Provinzen abtreten, die seit Jahrhunderten seinem Hause treu ergeben gewesen waren. Fast mehr als die Hälfte seines Reichs ging verloren, und darunter Provinzen, die in Rücksicht des Ackerbaus, der Industrie und des Handels die vorzüglichsten waren. Was den Schmerz des Verlustes noch vermehren mußte, war, daß auch die ihm noch verbleibenden Länder von den französischen Truppen besetzt gehalten wurden. Selbst die Hauptstadt Berlin wurde erst im December 1808 von ihnen geräumt, und der von seinen Unterthanen zurückgesehnte König konnte erst später seine Residenz wieder da nehmen. Mit unablässigem Eifer und festem Willen arbeitete nun Friedrich Wilhelm III., die Wunden, welche der Krieg seinen Staaten verursacht hatte, zu heilen, und eine völlig neue Organisation der innern Staatsform herzustellen. Die Armee wurde auf 42,000 Mann gesetzt und neu organisirt. Eine neue Civilverfassung wurde hergestellt, und der Gang der öffentlichen Geschäfte genau bestimmt. Früher schon (d. 9ten Oct. 1807) war das wohlthätige Edict erschienen, welches die Erbunterthänigkeit aufhob, und später (d. 27sten Jul. 1808) modificirt wurde. Unter dem Namen der Städte-Ordnung wurde am 19ten Novemb. 1808 eine gesetzliche Vorschrift über die Organisation der Magistrate und die Vertretung der Stadtgemeinen in Rücksicht des städtischen Gemeinwesens durch Stadtverordnete ertheilt. Eben so wichtig und für den Staat heilsam war die am 6ten November 1809 beschlossene Veräußerung der königlichen Domainen, die Ver-

andlung der Klöster und der übrigen geistlichen Güter in Güter
 des Staats (d. 30sten Oct. 1810) und die selbst unter sehr drückenden
 Verhältnissen höchst liberale Pflege und Ausstattung des
 Bildungswesens, wozu besonders die Stiftung der neuen Universi-
 tät zu Berlin (1809) gehört, so wie die Verpflanzung der Uni-
 versität zu Frankfurt an der Oder nach Breslau, wo sie eine neue
 geistreichere Form erhielt. Ehe Friedrich Wilhelm III. seine Resi-
 denz, Berlin, wieder sah, reiste er in Begleitung seiner königlichen
 Gemahlin am 27sten December 1808 von Königsberg über Memel
 und Riga nach Petersburg, um da das Freundschaftsbündniß mit
 dem Kaiser Alexander noch fester zu knüpfen. Nach einem Aufent-
 halte von einigen Wochen, die unter Festlichkeiten vergangen waren,
 kehrte das königliche Paar nach Königsberg zurück, und hielt am
 1sten December 1809 seinen feierlichen Einzug in Berlin. Die
 Freude des Königs und des Landes wurde bald aufs empfindlichste
 gestört durch den unerwarteten Tod der allverehrten Königin Luise,
 (d. Art.), welcher am 19ten Jul. 1810 zu Hohenziers, einem
 Lustschlosse ihres Vaters, des Herzogs von Mecklenburg-Strelitz, er-
 folgte. Die Größe ihres Verlustes hat der allgemeine Ausdruck des
 Schmerzes der ganzen Nation, noch mehr aber der nie verhehlte
 Schmerz ihres Gatten deutlich ausgesprochen. Aus dieser königlichen,
 wahrhaft glücklichen Ehe waren 10 Kinder entsprossen, von denen
 noch 4 Prinzen und 3 Prinzessinnen am Leben sind; die älteste der
 letzteren, Charlotte (geb. d. 13ten Jul. 1798), ist die verlobte Braut
 des russischen Großfürsten Nicolaus. — Während Friedrich Wil-
 helm III. mit dem Auslande in friedlichen Verhältnissen stand, fuhr
 er unermüdet fort, den innern Zustand seines Landes zu vervollkom-
 men; dahin gehören vorzüglich verschiedene Verbesserungen in der
 Civil- und Justizverwaltung, im Münzwesen und in der Cultur des
 Landes. An die Stelle der durch das Edict vom 30sten Oct. 1810
 und durch die Urkunde vom 23sten Jan. 1811 aufgelösten Ballei
 Brandenburg des Johanniterordens, des Herrenmeisterthums und
 der Commenden derselben, deren sämtliche Güter als Staatsgüter
 eingezogen worden waren, errichtete der König durch die Urkunde
 vom 23sten Mai 1812 einen neuen Orden, unter der Benennung:
 königl. preussischer St. Johanniterorden, erklärte ihn zu einem preu-
 ssischen Orden, und sich selbst als souverainen Protector desselben.
 Mit Frankreich schloß er (am 24sten Febr. 1812) zu Paris einen
 Defensiv-Allianztractat gegen alle europäische Mächte, mit
 welchen der eine oder andre der contrahirenden Theile in Krieg ver-
 wickelt wäre oder werden könnte; beide Mächte garantirten sich ge-
 genseitig die Integrität ihrer Staaten, und setzten ihr Benehmen
 gegen England fest, auf den Fall, wenn dieses in Ansehung der neu-
 tralen Schifffahrt die Bestimmungen des utrechter Friedens verletzen
 würde. Als im Juni 1812 der Krieg zwischen Rußland und Frank-
 reich wirklich ausbrach, ließ der König zu der Armee des letztern
 ein Hülfscorps von 30,000 Mann stoßen, welches erst von dem Ge-
 neral Grawert, nachher von dem General York befehligt wurde,
 mit dem 10ten französischen Armeecorps unter dem Marschall Mac-
 donald den linken Flügel bildete, und zu der Belagerung von Riga
 bestimmt wurde. Bei dem schnellen und verberblichen Rückzuge der
 französischen Armee aus Rußland mußte auch das preussische Hülfscorps
 sich zurückziehen. Aber der General York rettete es durch eine

am 30sten December 1812 mit dem russischen General Diebitsch abgeschlossene Convention, vermöge welcher das preussische Corps für neutral erklärt wurde, und sich demzufolge von der französischen Armee absonderte. Da der Zeitpunkt noch nicht erschienen war, wo die preussische Regierung ihre Gesinnungen offen an den Tag legen konnte, so mußte die Handlung des Generals York anfangs gemüthlich billigt werden. Aber als der König für gut befunden hatte, am 22sten Januar 1813 Berlin zu verlassen, und seine Residenz nach Breslau zu verlegen, ließ er von da aus in einem Parolebefehl vom 1ten März dem General York volle Gerechtigkeit widerfahren, bestätigte ihn nicht nur in seinem Commando, sondern übergab seinem Oberbefehl noch ein anderes Truppencorps. Eine neue Epoche begann jetzt für Preußen, welches bald darauf das Band seiner Abhängigkeit von Frankreich zerriß. In allen Gemüthern ging nicht nur das Licht neuer Hoffnungen auf, das unter dem fremden Druck bisher so tief gebeugte Vaterland wieder herstellen zu können, sondern, als nun kräftige Aufforderungen, zu den Waffen zu greifen, erschienen, entflammte sich der Enthusiasmus der Nation zu einem in Deutschland bis dahin nie gekannten Grade. Die Freiwilligen strömten zu den Jägerbataillons, die bei den Infanteriebataillonen und Cavallerieregimentern errichtet wurden — eine Einrichtung, die in der Kriegsgeschichte der neuesten Zeit Epoche macht (s. d. Art. Freiwillige). Der patriotische Eifer, der Drang, in diese neuen Jägercorps zu treten, übertraf alle Erwartung. Nicht bloß junge Leute aus allen Ständen ergriffen die Waffen für das Vaterland, auch Männer, auf deren Beitritt man nicht rechnen konnte, stellten sich unter die Fahnen. Alle Classen der Einwohner des Staats wetteiferten, mittelbar oder unmittelbar zur Rettung des Vaterlandes beizutragen, und den Bedürfnissen desselben durch die größten Aufopferungen abzuhehlen. Durch diesen Nationalenthiasmus und durch die von der Regierung bisher mit weiser Vorsicht im Stillen geleiteten Vorbereitungen, war es möglich, daß Preußen im J. 1813 so bewundernswürdig schnell ein geübtes und zahlreiches Heer ins Feld stellen konnte. — Noch immer war die Hauptstadt, Berlin, von den Franzosen besetzt, sie räumten aber, von den Russen gedrängt, in der Nacht vom 3ten zum 4ten März die Stadt, in welche am folgenden Tage die Russen als Freunde einzogen und mit Jubel empfangen wurden. Am 15ten März kam der Kaiser Alexander nach Breslau, wo der König sich noch aufhielt. Ein zu Kalisch geschlossenes Off. und Defensivbündniß, dessen Unterzeichnung, jedoch ohne nähere Kenntniß des Inhalts, am 20ten zur öffentlichen Kunde gebracht wurde, vereinigte beide Monarchen auf das innigste mit einander. Kraftvolle und herzliche Proclamationen des Königs an sein Volk und an sein Kriegsheer (d. 17ten März) begeisterte beide. Zwei preussische Armeen, die eine in Schlessien formirt unter Blücher, die andere unter York, welche in Berlin zu der russischen Armee unter Wittgenstein stieß, rückten nun zugleich mit den Russen vorwärts nach Sachsen. Friedrich Wilhelm III. kam am 24sten Mai wieder nach Berlin, wo er im Triumph empfangen wurde. Hier ernannte er für die Verwaltung des Staats Militär- und Civilgouverneure, hob durch ein Edict das sogenannte Continentalsystem auf, und stiftete einen neuen Verdienstorden — eine nur für diesen Krieg bestehende Auszeichnung des Verdienstes um das Vaterland — das eiserne Kreuz, von zwei Classen und einem Großkreuz. Der ganze preussische Staat

ard jetzt ein Militärstaat. Außer den regelmäßigen Heeren
ard auf das schnellste eine allgemeine Landwehr errichtet. Fried-
ch Wilhelm schloß die Verordnung, worin er die diese gebot, und von
r Anordnung eines Landsturms rebete, mit den Worten: „meine
ache ist die Sache meines Volks und aller Gutgesinnten in Europa!“
ie treffliche Organisation der Landwehr und des Landsturms entwik-
lte sich späterhin, als der Feind schon in Schlessien und gegen Bran-
enburg vordrang. Die persönliche Gegenwart des Königs, der stets
le Gefahren und Beschwerden mit seinen Truppen theilte, befeuerte
ese aufs höchste; in einer Menge größerer und kleinerer Gefechte ver-
chteten sie glänzende Thaten; ihrer Tapferkeit und ihrem Heldennu-
e war selbst der Feind genöthigt Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.
ier können aus dem Feldzuge der Jahre 1813 und 1814 nur die Tha-
en bei Lützen, Bautzen, Baynau, Culm, Großbeeren, Dennewitz, an der
agbach, bei Wartenburg und, nach der Schlacht bei Möckern (den
sten Oct. 1813), die Erstürmung Leipzigs, der Uebergang über den
hein (d. 1sten Januar 1814), die Siege bei Laon (d. 9ten März) und
Montmartre (d. 30sten März) flüchtig erwähnt werden. „Die schles-
sche Armee, sagt Blücher am Schlusse seines Berichts aus Paris vom
ten April 1814, hat nach einer Campagne von 7½ Monat, in welcher
e 6 große Schlachten lieferte, 8 Actionen und unzählige Gefechte
atte, über 48,000 Gefangne gemacht, und 432 Kanonen erobert.“
riedrich Wilhelm III. gab nicht nur öfters ein sehr anfeuerndes Bei-
piel persönlicher Tapferkeit (bei Culm, Fere-Champenoise d. 25sten
März), sondern trug auch durch seine Einsicht und Festigkeit in den Tag-
en der Gefahr, nach den unglücklichen Gefechten bei Montmirail (d.
4ten Februar) und bei Montereau (d. 18ten Febr.) das Meiste zur
Entscheidung der guten Sache bei. Schon war nach jenen Gefechten
ine rückgängige Bewegung nach Chaumont, die bis über den Rhein
urückgeführt und Napoleons Herrschaft aufs neue befestigt haben
würde, beschlossen. Aber Friedrich Wilhelm bewirkte durch seine Aus-
dauer, seine Festigkeit und sein Vertrauen in die gute Sache, daß der
Rückzug nicht weiter fortgesetzt wurde, und daß die Armeen gegen Pa-
is vorrückten, welches sich auch bald nachher (am 30sten März) den
Verbündeten ergab. Großmüthig und wahrhaft königlich belohnte
er Friedrich Wilhelm die Männer, die seine Absichten ausgeführt
und seine Rechte verfochten hatten. Den einsichtsvollen, standhaften
 Hardenberg, der in verhängnißvollen Jahren als Staatskanzler mit
eübter, fester Hand das Ruder des preussischen Staates führte, und
en tapfern, unermüdblichen Blücher erhob er in den Fürstenstand.
Die Schreiben, mit welchen er Beiden (am 3ten Junn 1814) ihre Erhe-
bung ankündigte, sind sprechende Beweise von den Gefühlen des Königs
und von seiner rich-tigen Würdigung des Verdienstes. Durch Ehrenzei-
hen und Beförderungen wurde die bewiesene Tapferkeit im Kriege, und
die erprobte Anhänglichkeit an König und Vaterland, in allen Ständen
belohnt. Späterhin wurde auch das Andenken der im Kampfe für Frei-
heit und Vaterland gefallenen Tapfern feierlich geehrt. — Nachdem der
König bis zum Abschluß des Friedens (30sten Mai 1814) in Paris verweilt
 hatte, reiste er (im Jun.) mit dem Kaiser Alexander nach London, hielt
 bei seiner Rückkunft (d. 7ten Aug.) einen feierlichen Einzug in seine
 Hauptstadt, und begab sich dann nach Wien, wo er bis zur Beendigung
 des Congresses blieb. Durch die allgemeinen Congressverhandlungen
 und durch einige besondere Tractaten verdoppelte er den Umfang seiner

Monarchie. Der Friede zu Tilsit hatte sie um mehr als die Hälfte vermindert. Dieser Verlust ist nicht nur ersetzt worden, sondern noch ein Zuwachs an Macht hinzugekommen. Von den ehemaligen polnischen Besitzungen ist Westpreußen und der Regbißtrict zurückgegeben worden; der an Preußen gefallne Theil von Groß-Polen heißt jetzt das Großherzogthum Posen, und der abgetretne Theil des Königreichs Sachsen das Herzogthum Sachsen. In Westphalen hat Preußen seine ehemaligen Besitzungen wieder erhalten, und sie mit neuen vermehrt; auf dem linken Rheinufer hat es das Herzogthum Jülich und den größten Theil der ehemaligen drei geistlichen Churfürstenthümer erworben, und diese Besitzungen unter dem Namen Großherzogthum vom Niederrhein vereinigt. An Hannover hat es Ostfriesland abgetreten, dagegen aber Lauenburg erhalten, und dieses durch den Gessonstractat vom 4ten Juni 1815 an Dänemark für Schwedisch-Pommern und Rügen, und eine Geldentschädigung von überhaupt 2,600,000 Thaler überlassen. Mit Inbegriff des durch den zweiten Pariser Frieden (1815) von Frankreich abgetretenen und mit dem Großherzogthum Nieder-Rhein vereinigten Saar-Departements beherrscht Friedrich Wilhelm III. jetzt einen Staat, der 5000 Quadratmeilen Flächeninhalt und eine Bevölkerung von 10,300,000 Einwohnern hat. — Als im Anfange des Jahres 1815 neue Unruhen in Frankreich ausbrachen, verband sich Friedrich Wilhelm am 25ten März zu Wien mit Oesterreich, Rußland und England, um den Unternehmungen Napoleons und seiner Anhänger sich zu widersetzen. Die preussischen Heere setzten sich gegen Frankreich in Bewegung, und erfochten mit ihren Verbündeten den ewig denkwürdigen und gleich alles entscheidenden über London Sieg bei Belle-Alliance. Friedrich Wilhelm kam aus diesem Feldzuge erst am 19ten October wieder in seine Residenz zurück; hier feierte er am 22ten October (1815) das vierhundertjährige Regierungsjubiläum seines Stammhauses Hohenzollern, und am 4ten November die Verlobung seiner ältesten Tochter, der Prinzessin Charlotte, mit dem Großfürsten Nicolaus. — Schon in dem ersten Feldzuge war die im Jahr 1806 von den Franzosen aus Berlin geraubte Statue der Siegesgöttin im Triumph wieder dahin zurückgebracht worden. Der zweite Feldzug gab Veranlassung, daß auch die andern, auf gleiche Art aus den preussischen Staaten entführten, Kunstwerke wieder zurückgegeben werden mußten. Friedrich Wilhelm kaufte bei seinem Aufenthalte in Paris die berühmte Gemäldesammlung des Prinzen Giustiniani für 500,000 Franken, und besicherte damit seine Hauptstadt, für deren Verschönerung er noch auf andre Art sorgte. Die bisherige Zeit der Ruhe hat Friedrich Wilhelm benutzt, um das innere Wohl seiner Staaten zu befördern. Vieles ist für bessere Aufnahme der Manufacturen und Fabriken und für die Erleichterung des inländischen Handels geschehen. Die Universität zu Berlin hat Statuten, und ihre wissenschaftlichen Sammlungen Vermehrungen erhalten. Bei der Universität Königsberg sind neue Anstalten errichtet, einige ältere erweitert und reich dotirt worden. Mehrere Schulen und Erziehungsanstalten zu Berlin und in den Provinzialstädten erhielten Beweise der Freigebigkeit und Sorgfalt des Königs. Die wohlthätigen Folgen der eingeführten weisen Staatsökonomie zeigen sich dadurch, daß Preußen im Stande ist, auf zwei in vorherigen Jahren negociirte Anleihen seinen Gläubigern in diesem Jahre die bedeutende Summe von 2,600,000 Gulden

baar zurückzahlen. — Das erste Beispiel einer baaren Zurückzahlung von Staatsschulden seit Wiederherstellung des Friedens, und das den Credit des Staats, der es gibt, noch mehr heben muß. Wie eifrig der König bedacht ist, die Lasten seiner Unterthanen zu erleichtern, beweist das Rescript vom 6ten April 1817, in welchem seine Erklärung enthalten ist, daß die gewöhnlichen Prinzessin-Steuern bei den bevorstehenden Vermählungen der Prinzessin Charlotte, Tochter, und der Prinzessin Friederike, Nichte des Königs, für diesmal nicht Statt finden, und die Unterthanen damit verschont bleiben sollen. Friedrich Wilhelm III. hat seinem Volke eine Constitution zugesichert, die dem Geiste des Zeitalters angemessen sey. Ein wichtiger Schritt dazu ist durch die Einrichtung des neuen Staatsraths geschehen, der am 30sten Mai feierlich installiert wurde, und zu welchem, außer den majorennen Prinzen des königlichen Hauses, die vornehmsten Staatsbeamten im Civil und Militair, und verschiedene andre Staatsdiener, die der König seines besondern Vertrauens würdigt, gezogen worden sind. In der deshalb am 20sten Mai erlassenen Verordnung erklärt der König den versammelten Staatsrath für die höchste berathende Behörde, die jedoch an der Verwaltung keinen Antheil hat. Der Umfang und der Gang der Geschäfte des Staatsraths sind zugleich genau bestimmt worden. Aus der Mitte dieses Staatsraths hat der König sogleich die Glieder der Commission ernannt, die sich, in Folge der Verordnung vom 22sten Mai 1815 wegen der zu bildenden Repräsentation des Volks, in Berlin unter dem Vorstehe des Staatskanzlers versammeln, und sich mit der Organisation der Provinzialstände, den Landesrepräsentanten und der Ausbreitung einer Verfassungsurkunde nach den in jener Verordnung aufgestellten Grundsätzen beschäftigen soll. Zu gleicher Zeit übertrug der König einer andern aus den Mitgliedern des Staatsraths ernannten Commission die sorgfältige Prüfung eines von dem Finanzminister eingereichten Entwurfs zum Gesetz über die Steuerverfassung des Königreichs. So fährt Friedrich Wilhelm III. unablässig fort, mit Weisheit und Thätigkeit für das Wohl seines Staats zu sorgen. (Vergl. auch die Artikel Preußen, Hardenberg, Beyme, v. Stein und viele And.).

Friedrich Heinrich Ludwig, bekannter unter dem Namen des Prinzen Heinrich von Preußen, war ein Bruder Friedrichs II. und zu Berlin den 18ten Januar 1726 geboren. Die harte, unzweckmäßige und durchaus unwürdige Erziehung, die er in den ersten 15 Lebensjahren bis zum Tode seines Vaters genoß, darf hier nicht näher bezeichnet werden, da sie in den von Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. entworfenen Skizzen hinreichend charakterisirt worden. So herrlich sich auch in der Folge das Talent dieses Prinzen entwickelte und ausbildete, so behielt er doch von dieser ersten Erziehung her den schlechten deutschen Dialect, den er sprach, und eine gewisse Ungewandtheit in seinen Ausdrücken. Im Jahr 1742 machte er in einem Alter von sechszehn Jahren seinen ersten Feldzug als Oberster bei der Armee, die unter den Befehlen des Marschalls Schwerin und des Königs in Mähren einbrang, und wohnte der berühmten Schlacht bei Gzaslau bei, welche die Preußen am 17ten Mai desselben Jahres gewannen. Im Jahre 1744 vertheidigte er mit Hartnäckigkeit und Erfolg die nur mit einer einfachen Mauer umgebene Stadt Labor in Böhmen; noch ausgezeichnete that er sich

den 4ten Juni 1745 in der Schlacht bei Strigau oder Hohenfriedberg hervor, wo die Preußen unter ihrem König die von dem Prinzen Carl von Lothringen befehligte österreichische Armee schlugen, und jene großen tactischen Bewegungen zu entwickeln anfangen, die ihnen in der Folge so viel Vortheil und Ruhm erwarben. Nach dem dresdner Frieden nahm Friedrich II. seinen Aufenthalt in Potsdam, und berief den Prinzen Heinrich und seinen Bruder Ferdinand zu sich. Der erste benutzte diese Muße, und ergab sich mit Leidenschaft den Studien. Mit einer glühenden Einbildungskraft, einem scharfsinnigen, vorzüglich zum Nachdenken und Calcul sich neigenden Geiste, einem festen, nur auf das Gute gerichteten Willen und einem glücklichen Gedächtniß machte er reißende Fortschritte. Seine Begierde, sich zu unterrichten, erstreckte sich in gleichem Maße über die angenehmen wie über die nützlichen Künste, und mitten unter den ernstern Studien, durch die er seinen Geist mit Kenntnissen bereicherte, fand er Zeit, sich in der Musik und Malerei zu vervollkommen. Der Aufenthalt in Potsdam, wo Friedrich die durch geistreiche Schriften und dreiste Meinungen sich besonders auszeichnenden Männer seiner Zeit versammelt hatte, trug dazu bei, seinem Geiste und Charakter jenen erhabenen Schwung zu geben, der ihn nachher auszeichnete. So verlebte der Prinz die sieben ersten Jahre nach dem Frieden; im Jahr 1752 vermählte ihn sein Bruder mit der Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Cassel, und ließ ihm ein Palais in Berlin erbauen. Zu derselben Zeit empfing er die Domaine und das Schloß Rheinsberg, welches Friedrich als Kronprinz bewohnt hatte, und das durch den Aufenthalt dieses Prinzen noch berühmter werden sollte. Wenige Jahre darauf begann der siebenjährige Krieg, und in ihm fand der edle Fürst Gelegenheit, seine Talente zu entwickeln und jene gelehrten Theorien anzuwenden, die er während des Friedens studirt hatte. In der Schlacht von Prag war es Heinrichs unerschütterlicher Muth, sein unter allen Gefahren und Zufälligkeiten fester und sicherer Blick, wodurch dieser glänzende Tag entschieden wurde. In der Schlacht bei Rossbach erhielt er eine ehrenvolle Wunde. Nach diesem merkwürdigen Siege ließ der König seinen verwundeten Bruder in Leipzig, und gab ihm das Commando über die wenigen Truppen, die in dieser Gegend zurückblieben; bald darauf aber stellte er ihn an die Spitze seiner zweiten Armee, und seitdem lenkten beide heldenmüthigen Brüder durch die Wechselwirkungen ihres Genies und ihrer entgegengesetzten Eigenschaften die Begebenheiten dieses Krieges, in welchem sie die Hauptrollen spielten; und wie ihre Sache gemeinschaftlich war, so wurde es auch ihr Ruhm. Im Jahr 1758 hatte Prinz Heinrich den Auftrag, mit einer Armee von 25,000 Mann, Sachsen, Hannover, Braunschweig und Hessen, folglich auch die Mark Brandenburg und das Herz der preussischen Staaten zu decken. Einem weit überlegenern Feind gegenüber, mußte er durch kluge Manoeuvres, und indem er durch partielle Gefechte, in denen er immer den Vortheil hatte, seinen Gegner ermüdete, die Fortschritte desselben zu verzögern und so viel Zeit zu gewinnen, daß der König seine Zwecke erreichen und ihm zu Hülfe kommen konnte. Den glänzenden Feldzug von 1759 eröffnete er mit der Offensive. Er drang in Böhmen ein, zerstörte die Magazine der Oesterreicher, und wandte sich hierauf gegen die Reichsarmee, die in Franken stand, wo er ein gleiches that. Er mußte durch richtige Combinationen die Plane der

Feinde zu vereiteln, und ohne einen von dem Könige begangenen Fehler würde dieser Feldzug auf das glänzendste geendigt haben. Im Jahr 1760 gab ihm der König das Commando einer Armee von 10,000 Mann, welche bestimmt war, den Russen die Spitze zu bieten. Nach mehreren geschickten Märschen entsetzte der Prinz Breslau, und zeigte eben darin die Ueberlegenheit seines Talents, daß er seine Zwecke erreichte, ohne eine Entscheidung zu wagen, die ungünstig für ihn hätte ausschlagen können. Weniger glänzend, wiewohl höchst ehrenreich für das Studium, war der Feldzug von 1761, in welchem sich der Prinz durch die Schwäche seiner Armee ganz auf die Defensiv beschränkt sah. Im Jahr 1762 hingegen eröffnete er den Feldzug durch mehrere wohlberechnete Angriffe, in denen er die Oesterreicher zurückschlug; diesem glücklichen Anfange folgten einige Unfälle, die man jedoch nur der geringen Anzahl seiner Truppen zur Last legen kann, mit welchen er eine sehr ausgedehnte Linie besetzen und vertheidigen mußte. Aber der Angriff und die Eroberung des Lagers bei Freiberg, und der Sieg, den der Prinz hier ersocht, hatten die wichtigsten Folgen, denn sie trugen nicht wenig bei, den Frieden herbeizuführen. Kaum hatten die kriegsführenden Mächte sich zu Hubertsburg ausgedöhnt, als Prinz Heinrich von den Heeren, die er rühmlich angeführt hatte, in den Schooß der Ruhe zurückeilte. Das Schloß zu Rheinsberg wurde durch ihn der Sitz der Philosophie und der Musen; aber sein zu großes Vertrauen auf Personen, die dessen unwürdig waren, verursachte ihm häusliche Verwirrungen, die seine Ruhe störten, und ihn veranlaßten, eine Gemahlin von sich zu entfernen, die wenigstens seine Nachsicht zu verdienen schien. Als mitten unter den Genüssen des Friedens Rußland, Oesterreich und Preußen sich mit einer Theilung Polens beschäftigten, wurde Prinz Heinrich mit den Verhandlungen über diesen Gegenstand beauftragt, und Friedrich II. verdankte ihm Vortheile, die er kaum hatte erwarten dürfen. In dem kurzem bayerschen Erbfolgekriege befehligte der Prinz eine Armee, welche im Juli 1778 nach Dresden marschirte, sich daselbst mit den Sachsen vereinigte, und in Böhmen einfiel. Der Mangel an Lebensmitteln nöthigte ihn zum Rückzug, und der im folgenden Jahre unterzeichnete Friede machte dem Kriege ein Ende. Im Jahr 1784 ging der Prinz Heinrich nach Paris, unter dem Vorwande, den glänzendsten Hof von Europa zu sehen, eigentlich aber, um eine Verbindung vorzuschlagen, welche die Vergrößerungspläne Oesterreichs einschränken möchte. Die Unentschlossenheit des Cabinets von Versailles ließ diesen Plan fehlschlagen, der Prinz kehrte zurück, und der Tod des großen Königs veränderte die Gestalt der Dinge. Friedrich Wilhelm entfernte seinen Oheim von den Geschäften, welcher geneigt war, sich nach Frankreich zurückzuziehen, als die innern Unruhen dieses Landes ihn daran verhinderten. Er lebte daher aufs neue zu Rheinsberg und tröstete sich für die Undankbarkeit seines Neffen durch den Umgang mit Philosophen, Gelehrten und Künstlern. Der Krieg, den Preußen gegen Frankreich unternahm, hatte nicht die Beistimmung des Prinzen, dessen Erfahrung jedoch nicht gehört wurde. Schon alt und hinfällig bedurfte er der Ruhe, und so erwartete er in Abgezogenheit und süßer Muße das Ende eines Lebens, das dem Glücke des Staats und allen geselligen Tugenden gewidmet gewesen. Er starb zu Rheinsberg im August 1802. Er hatte seines Lebens mit Mäßigkeit genossen, sah ohne Reue sich altern und blickte dem Tode mit gefaßter Seele ins Auge. Wir glauben die Charak-

teristif dieses großen und liebenswürdigen Fürsten nicht besser zu schließen zu können, als wenn wir die Grabchrift herlesen, die er selbst für sich verfaßt hatte, und welche also lautet:

Jetté par la naissance dans le tourbillon de vaine fumée

Que le vulgaire appelle

Gloire et grandeur,

Mais dont le sage connoit le néant,

En proie à tous les maux de l'humanité,

Tourmenté par les passions des autres,

Agité par les siennes,

Souvent en proie à la calomnie,

En bute à l'injustice,

Et accablé encore par la perte

de parens chéris

d'amis sûrs et fidèles;

Mais aussi souvent consolé par l'amitié,

Heureux dans le recueillement de ses pensées;

plus heureux

Quand ses services purent être utiles à la patrie

ou à l'humanité souffrante;

Tel est l'abrégé de la vie de

Frédéric Louis Henri,

Fils de Frédéric Guillaume I., Roi de Prusse,

et de Sophie Dorothee,

Fille de George I., Roi de la Grande-Bretagne.

Passant!

Souviens-toi, que la perfection ne se trouve point sur la terre:

Si je n'ai pas été le meilleur des hommes,

Je ne suis point au nombre des méchans.

L'éloge ou le blâme

Ne touchent point celui qui

Repose dans l'éternité.

Mais la douce espérance

Embellit les derniers momens

De celui, qui remplit ses devoirs;

Elle m'accompagne en mourant.

Né le 18. Janvier 1726. Décédé le 3. Août 1802.

Friedrich II. (Wilhelm Carl), der funfzehnte regierende Herzog von Württemberg seit dem 23ten December 1797, hierauf im Jahr 1803 Churfürst, endlich seit dem 1ten Januar 1806 der erste König von Württemberg, gest. den 30ten Oct. 1816, war geboren zu Treptow in Hinterpommern, den 6ten Nov. 1754, vermählte sich 1780 mit Auguste Caroline Friederike Luise, Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel, die ihm 2 Söhne (seinen Nachfolger Wilhelm I., zu Euben in Schlesien den 27ten September 1781) und 2 Töchter gebar. Sie starb im Jahr 1787. Hierauf vermählte er sich 1797 in London mit der Kronprinzessin von England, Charlotte Auguste Mathilde, der jetzt verwittweten Königin. Da sein Vater, Herzog Friedrich Eugen von

Württemberg, im siebenjährigen Kriege unter den Selben Fried-
 rich des Großen mitsocht, leitete die Erziehung des Prinzen Fried-
 rich in jener drangsalsschweren Zeit mit unendlicher Sorgfalt; und
 kreuzte seine Mutter, Sophie Dorothea, Tochter des Markgra-
 ven von Brandenburg-Schwedt, eine am Hofe ihres großen
 Vaters zu Berlin durch Kunstsinne und wissenschaftlichen Geist ausge-
 bildete Fürstin, deren entschiedene Vorliebe für die französische Sprache
 auch auf ihren Sohn überging. Da sie mit ihren Kindern bald nach
 Schwedt, bald nach Stettin, bald nach Berlin sich flüchten mußte,
 so konnte der Vater erst nach dem Frieden 1763 die Erziehung seines
 Sohnes regelmäßiger ordnen, wobei er ihn vorzüglich zum strengsten
 Gehorsam anhalten ließ. Auch fragte er den Verf. des *Emil* um seinen
 Rath, allein Rousseau's Antwort, die mit den Worten begann: *Si j'avois
 le malheur d'être né prince*, war unbefriedigend. Der Prinz besaß die
 außerordentlichsten Fähigkeiten; doch lernte er mehr mit dem Gedächtn-
 nisse. Ob er gleich, selbst in spätern Jahren, Stellen aus römischen Dichtern
 hersagen, und u. a. über lateinische Denkschriften im Cyparissstil rich-
 tig urtheilen konnte, wie die von ihm verfaßte Inschrift am Inva-
 lidenhause zu Stuttgart beweist: *Laeso aut exhausto defensori
 patria*, so gewann dennoch das classische Alterthum keinen tiefern
 Einfluß auf seine Bildung als Mensch. Sie war größtentheils fran-
 zösischer Art, und wurde es noch mehr während seines vierjährigen
 Aufenthaltes in Lausanne. Er schrieb und sprach französisch mit voll-
 endeter Fertigkeit. Indes achtete er die vaterländische Literatur und
 Sprache, und drückte sich im Deutschen nicht weniger zierlich und re-
 chelfest aus, wie im Französischen. Seine angeborene Beredsamkeit
 in beiden Zungen ward durch das reichste Orts- und Sachgedächtniß
 unterstützt: denn er hatte nicht bloß in der Mathematik, Naturkunde,
 Geschichte und Erdbeschreibung vorzügliche Kenntnisse sich erworben,
 sondern auch, besonders auf seiner Reise in Italien im Jahr 1782,
 einen Kunstgeschmack eben so scharf als fein ausgebildet. Dies be-
 wies er in der Folge, als er Kunstwerke aufstellen ließ, auch durch
 die Würdigung vaterländischer Künstler, z. B. gegen Danniker. Al-
 lein zu lebhaft für das besonnene Prüfen, faßte er leicht und schnell
 von Gegenständen des Wissens und Thuns irgend eine Ansicht auf,
 und bestimmte darnach — beharrlich — sein Urtheil. Dies erklärt
 manchen Mißgriff seines späteren Lebens. Friedrich der Große war
 in Vielem sein Musterbild. Er trat daher, wie seine sieben Brüder,
 in preussische Kriegsdienste, und befand sich eine Zeitlang zu Pots-
 dam im Gefolge des Königs. Während des bayerischen Erbfolgekrie-
 ges ward er Generalmajor. Nach seiner Rückkehr aus Italien, wo
 er seine Schwester und deren Gemahl, den Großfürsten Paul von
 Rußland, begleitet hatte, stellte ihn Catharina als General-Lieute-
 nant und General-Gouverneur von Rußisch-Finnland an. Aber
 auch dieses Verhältniß löste er im Jahr 1787 auf. Er lebte jetzt
 zu Monrepos unweit Lausanne, dann zu Bodenheim bei Mainz.
 Von hier reiste er nach Holland und Frankreich. In Versailles war
 er Zeuge der ersten Verhandlungen der Nationalversammlung. Im
 Februar 1790 nahm er seinen Wohnsitz in Ludwigsburg. Nach dem
 frühvertheilten Ableben zweier Brüder gelangte sein Vater im Jahr 1795
 zur Regierung von Württemberg. Als nunmehriger Erbprinz stellte
 er sich im Jahr 1796 dem Eindringen der Franzosen entgegen, mußte
 aber der Gewalt weichen, und lebte ein Zeitlang in Ansbach, dann
 in Wien, und in London, von wo er mit seiner zweiten Gemahlin

im Juni 1797 nach Stuttgart zurückkehrte. Bald darauf starb sein Vater. Er trat jetzt die Regierung des schon damals im französischen Kriege hart mitgenommenen Herzogthums an, das auf einem Flächenraum von 153 Quadratmeilen etwas über 600,000 Einwohner zählte. In dem Kriege 1799 bis 1801 litt das Land noch mehr. Herzog Friedrich, der seine Pflicht als Reichsstand redlich erfüllte, und für britische Hülfselder noch mehr thun mußte, regierte dasselbe von Erlangen aus. In dieser verhängnißvollen Zeit entwickelte er große Regentengaben. Insbesondere mußte er durch seine Verbindungen mit den Höfen zu Wien und Petersburg, außer der Churwürde ein angemessenes Entschädigungsloos für sein im Reichsdeputationschlusse vom 25ten Februar 1803 zu erlangen. Seine aus ihm allein hervorgehende Staatskunst war mit Kraft und Klugheit gepaart, und zunächst auf die Erhaltung, dann auf die Vergrößerung seines Staats gerichtet. Mit Würde erhob er sich über den Dreck der Nothwendigkeit, und errang allmählig durch festes Anschließen seit dem 2ten October 1805 an Napoleons überwältigendes System, in und seit dem Preßburger Frieden, binnen 13 Jahren den Besitz eines unabhängigen Königreichs von 368 Quadratmeilen mit 1,350,000 Einwohnern. Die Zeit nöthigte ihn, seine ganze Kraft auf die auswärtigen Verhältnisse seines Staats anzuwenden, und wie er hier mit ungebundener Machtvollkommenheit so waltete, daß seinem Geiste und Charakter oft ehrenvolle Rücksicht von Mächtigeren zu Theil ward, so trug er dasselbe Streben auf die innern Verhältnisse über, welche er in Neu-Württemberg völlig unabhängig nach eigenem Ermessen feststellte, dann aber auch dieselbe in Alt-Württemberg durch Aufhebung der Stände und der von ihm beim Regierungsantritt beschworenen Verfassung im Jahr 1806 sich unterwarf. Er wollte die Umstände beherrschen, und im Bewußtsein angeborenen Vermögens sich mit den Monarchen Europa's durch Würde und Glanz mehr und mehr in eine Linie stellen. Darum bekleidete er seinen Thron mit dem vollen Prunke der Majestät; darum erhob er sein Heer zu einer der Kräfte des Landes übersteigenden Stärke; darum verwickelte er sich, besonders seit dem Tode seines edlen und geistvollen Freundes, des Grafen von Zepplin, in kühne Entwürfe, die er leidenschaftlich und gewaltsam verfolgte, und durch die er Alles neu gestaltete. Einreisen und Aufbauen folgten und wechselten unter seiner Regierung Schlag auf Schlag. Sein von keiner Erziehung überwältigter Naturzug, herrschen zu wollen, und sein Scharfblick, mit dem er die Folgen der französischen Revolution überfah, bestimmten seine Handlungsweise, von jeder fremden Ansicht unabhängig. Denn, wo nicht allemal an Geist und Kraft, doch immer an rascher Willensthätigkeit und stolzer Haltung seinen Umgebungen, die oft nur in Ausländern bestanden, überlegen, wollte er wie der große Friedrich, späterhin wohl auch wie Napoleon, Selbstregent sehn, und Volk und Staat durchgreifend maschinenartig handhaben, wie der Feldherr sein Heer. Die sittliche Natur des Staats war ihm, bei seiner französischen Welthildung und bei der Art seiner Menschenkunde und Lebensfreuden — ungeheure Prachtliebe, Treibjagd und griechische Genüsse — nie klar geworden. Es kam ihm auch nicht ein leiser Zweifel ein, das Recht möchte vielleicht nicht auf seiner Seite stehn. Vielmehr ging er überall von der unseligen Idee Friedrichs aus, daß keinem Menschen zu trauen sey. Daher demüthigte er ohne Schonung den einst reichsfreien Adel; daher versetzte er nach Willkür die so gering als möglich besoldeten Beamten

on einer Stelle in die andre; daher strakte er hart und schrecklich oft seine Versehen; daher belastete er sein entwaffnetes, von Abgaben erschöpftes Volk mit der Conscription; daher erlangten Günstlinge, die Dillen, solchen Einfluß auf ihn, daß Niemand ihm die Augen öffnen wagte. In seiner Glangsucht verlor sich selbst sein Gehm für die Kunst, welchen man in den Anlagen von Stuttgart, Ludwigsburg und Freudenthal nicht verkennt. Für Wissenschaften hat er Einzelnes, ohne das Edle der wissenschaftlichen Bildung ganz zu würdigen. Dabei übereilte er durch Leidenschaftlichkeit und Ungeduld oft selbst das Gute und Nützliche, was er thun wollte. Mit dem ernstesten Willen, gerecht zu seyn, entschied er bisweilen im Zorn, strenger als das Gesetz, oder ganz nach dem, was er gerade als recht und billig erkannte. Doch ersparte er seinem Volke manches Unheil durch die Entschlossenheit, mit der er Eingriffe der französischen Regierung in die innere Verwaltung seines Staates abwies, wie die ungesonnene Einführung des französischen Gesetzbuches. Auch das Regimentsedict vom 15ten October 1806, welches allen drei christlichen Kirchen gleiche Rechte zusicherte, war sein eigenes, löbliches Werk. Dem Rheinbunde mußte er sich anschließen. Doch bewirkte er in Frankfurt, daß kein Württemberger Spaniens Boden als Krieger betrat. Uebrigens hielt er so fest an dem ihm lieb gewordenen System Napoleons, daß er alle Kräfte seines Landes aufbot, um ihm in größerer Zahl als erforderlich tapfere Schaaren, gegen Preußen 806 und flg., gegen Oesterreich 1809 und gegen Rußland im Jahr 812 (15000 Mann), zuzuführen. Erst nach der Schlacht bei Leipzig fing er ungern an, sich den Verbündeten zu nähern. Aber der Minister, den er an sie abordnete, sollte ihm sogar noch ein Stück Land als Belohnung für seinen Uebertritt zu ihnen ausmitteln, und fiel in Unmuth, daß er ihm durch den Vertrag von Fulda vom 6ten Novemb. 813 bloß die Gewähr seiner sämtlichen Staaten und die Anerkennung seiner Unabhängigkeit verschafft hatte. Der neue Umschwung der Dinge, den im Herzen von Europa die begeisterte Kraft des Volkes hervorgebracht hatte, wirkte auch auf das Innere von Württemberg zurück. König Friedrich, der in Wien vergeblich sich mehreren Bestimmungen, in wie weit sie seine fürstliche Unabhängigkeit gefährdeten, überseht hatte, begriff endlich, daß auch er den Forderungen des niedergeborenen Völkerrechts nachgeben müsse. Doch zögerte er mit seinem Beitritt zur deutschen Bundesacte bis zum 1sten Sept. 1815. seinem Volke kam er mit einem von ihm ausgestoßenen Verfassungsgesetze, das er ihm wie Ludwig XVIII. als Ordonnanz ausdringen wollte, entgegen; allein zur größten Ueberraschung des in anderer Zeit so blinden Gehorsam gewöhnt gewordenen Fürsten wurde dasselbe einstimmig verworfen. Die versammelten Abgeordneten verlangten die alte Verfassung für Alt- und für Neu-Württemberg, zugleich schnelle Hülfe bei dem unglücklichen Zustande des Volks. Der König stellte nun wirklich manches Drückende ab, löste aber die Versammlung der Stände am 8ten August 1816 auf. Im Oct. berief er sie ein zweites Mal. Jetzt legte er ihnen mit unerwarteter Nachgiebigkeit, als Grundlage der neuen Verfassung für altes und neues Land, vierzehn Sätze vor, die in Württemberg einen günstigen Eindruck machten. Ein neuer Entwurf kam zu Stande. Aber noch ehe er ihn ganz geprüft hatte, starb König Friedrich. Von einem Krankheitsanfall kaum genesen, erkältete er sich, und nach sieben Tagen machte unerwartet ein Brustkrampf seinem Leben ein Ende. Die Nachwelt

wird seinem Geiste und seiner Charakterstärke, durch die er ~~sein~~ Staat rettete und vergrößerte, Gerechtigkeit widerfahren lassen; allein sie wird es auch bemerken, daß er sein Volk nicht glücklich zu machen verstand, weil er sich selbst nicht zu beherrschen wußte. Ihm fehlte auf dem Throne nichts als der rechte Begriff von der sittlichen Natur des Menschen und von der Heiligkeit des Völkerrechts in dem Verhältniß der Staaten. — Stand daher Friedrich II. durch geistige Kraft da als König, wenn er, frei von autokratischen Vorurtheilen, mit Dankenblissen das Nothwendige und Nützliche traf (wovon vieles Einzelne zeugt, wie die Ausbildung des Kriegswesens, die Verbesserung der Rechtspflege, die trefflichen Kunststraßen, die Posteneinrichtung, die Beförderung mehrerer Gewerb- und Kunstzweige, die Gründung einiger Lehranstalten, die Auszeichnung des einen oder des andern Gelehrten und Künstlers, die Unterstützung talentvoller Kunstgalerien, die Anlage des botanischen Gartens bei Stuttgart, die Obstbaupflanzungen an den Landstraßen, die hergestellte Gleichheit in Maß und Gewicht, die Züchtung des Pferdeschlags, die Erbauung von Friedrichshafen zur Beförderung des Expeditionshandels nach der Schweiz und Italien, u. a. m.) — so sank er dagegen nicht selten durch die Sucht, überall, auch im Kleinen und Unwesentlichen, groß, königlich und selbstartig zu seyn, bis zur Seltsamkeit herab. Nach seinen königlichen Handlungen darf man aber nicht den Menschen in ihm beurtheilen. Als Mensch war er, wie Männer bezeugen, die ihn lange in der Nähe beobachtet haben, nicht böse. Er wollte das Gute und Rechte und dennoch rissen ihn fast in Regel Leidenschaft und Verwöhnung zum Schlechten hin. Indes verlor er nie das sittliche Vermögen, wieder zu sich zu kommen, und das erkannte Unrecht gut zu machen. Durch dieses Gemisch von Größe und Niedrigkeit, von Hocht und Verirrung, erhält sein Leben ein räthselhaftes psychologisches Interesse. Was entzweite aber die edlere Natur in ihm mit seinem wilden Krafttriebe? Fand jene vielleicht in seinen Umgebungen zu wenig Befriedigung, oder reizten feindselige Umstände diese zu sehr auf, so daß das bessere Gefühl erstarrte, und die Kraft allein regellos hervorbrach? Unstreitig hatten der Gang seiner unsteten Bildung und äußere Verhältnisse mehr den Verstand in ihm entwickelt und geschärft, als das Gemüth erhoben. Im Kampfe mit der Außenwelt vergaß er den Kampf mit sich selbst. Das Ideal der Menschheit, die reine Form des Wahren, Guten und Schönen, war ihm nie klar geworden, um sein Streben auf das Höchste zu lenken. Daher verlor er mit dem Schwerepunkte der Sittlichkeit auch den Zügel des Maßes, und seine Größe versank in Schwäche. Doch ging sie nicht ganz unter. — Vergl. Zeitgenossen II, 3. und die Auff. im Morgenbl. und in der Zeit. f. d. eleg. W. 1817. R.

Friedrich (F. D.), trefflicher Landschaftsmaler, geboren 1776 in Greifswalde, begann seine Studien zuerst auf der Akademie in Copenhagen, ging aber bald darauf im Jahr 1795 nach Dresden, wo er sich noch gegenwärtig aufhält. An letzterem Ort hat er nie unter besonderer Leitung eines ältern Künstlers, sondern lediglich aus sich selbst, unter alleiniger Leitung der Natur, sich gebildet. Um sich mit neuen Ideen zu bereichern und Studien nach der Natur zu fertigen, unternahm Friedrich von Zeit zu Zeit Reisen nach seiner Heimath, nach der Insel Rügen, durch Böhmen bis Wien, auf das Riesengebirge und Harzgebirge. Italien hat er jedoch nie besucht: es tragen vielmehr alle seine Arbeiten einen nordischen Charakter an sich. Früher beschränkte dieser Künstler sich fast

gänzlich auf Zeichnungen in Sepia, die er ungemein sauber, zart und kräftig zu behandeln versteht, so daß er von wenigen der neuern Künstler darin übertroffen wird. Schon in den Jahren 1803 und den folgenden bewunderte man mehrere dergleichen Zeichnungen auf den Kunstausstellungen in Dresden. Erst in der Folge trat er mit Oelgemälden hervor, welche, bei dem ungemeinen Fleiß und der innigen Liebe, womit Friedrich arbeitet und sein Talent auszubilden treibt, immer mehr an Vollendung zugenommen haben. Unter ihnen verdienen die größte Auszeichnung: eine große Winterlandschaft, einen Kirchhof mit den Ruinen einer gothischen Capelle, die zwischen Felsen steht, vorstellend, welches Gemälde seine im Jahr 1809 erfolgte Aufnahme zum Mitglied der berliner Akademie bewirkte; ein Altargemälde für die Kirche in Zetschen, welches uns ein auf der Spitze eines Felsens stehendes Kreuz zeigt, hinter dem die Sonne aufgeht u. a. Mannichfaltigkeit in der Erfindung, Tiefe des Gefühls, Studium der Natur, Einfachheit und Einheit der Darstellung, ein meist düsterer, oft melancholischer Charakter, entfernt von aller Nachahmung und voll Originalität, sprechen sich in seinen Landschaften mehr oder weniger aus. Außerdem aber, daß sie schon beim flüchtigen Anblick als Gemälde jeden Beschauer anziehen, wohnt in ihnen doch ein ganz besonderer, poetisch-religiös anregender Geist. Friedrichs meiste Arbeiten haben nämlich noch eine besondere symbolische Deutlichkeit, einen mystisch-religiösen Sinn, welcher, streng genommen, dem Reich der Malerei gar nicht mehr angehört. So erinnert uns z. B. das auf der Spitze eines hohen Felsens aufgerichtete Kreuz, unter dem die aufgehende Sonne ihre Strahlen emporschießt, an das freuliche Licht, welches das Christenthum, die Einheit und Einzigkeit des Geistes verkündend, auf der Erde verbreitete; dort sehen wir uns, im tiefen Schnee bei nebligem Himmel verirrt und halberirrt, betend vor einem Crucifix ausgestreckt, und im Hintergrunde den Thurm einer hohen Kathedrale aus dem von den Sonnenstrahlen zerrissenen Nebel, als Zeichen naher gottgesandter Rettung, emporsteigen; oder wir erblicken heidnische Priester, die den Göttern opfern, der Opferdampf wird wie von höherer Macht Boden gedrückt, und in der Entfernung steigt ein hoher gothischer Thurm (das Symbol der christlichen Kirche), von den reinsten Sonnenstrahlen vergoldet, himmelan. Dergleichen vielfach den Geist beherrschende Ideen findet man in den meisten friedrich'schen Landschaften ausgesprochen, und hierdurch erhebt sich dieser Künstler fast zum Repräsentanten einer ganz neuen, durch ihn erst begründeten oder wenigstens ausgebildeten Gattung der Landschaftsmalerei. Denn wenn auch bei frühern, in Hinsicht des Technischen von Friedrich noch weitem nicht erreichten Künstlern, einem Claude Lorrain, Salvator Rosa, Ruysdael und Andern, eine leise Ahnung solcher Ideen berührt, so hat doch keiner sie so klar und bestimmt ausgesprochen, als Friedrich. — Seit dem Anfange des Jahres 1817 ist Friedrich bei der königl. Akademie der Künste zu Dresden als Mitglied mit Gehalt aufgenommen worden.

Fries heißt in der Baukunst der mittelste Theil eines Säulenhäufes zwischen dem Unterbalken und dem Kranze; bisweilen wird auch ein langer schmaler Streif so genannt, der in horizontaler Richtung oben an einer Wand herumläuft. Das toscanische Gebälk hatte gar keinen Fries; in dem dorischen Gebälke bekam er ungefähr eben die Höhe, wie der Unterbalken, und in ihm waren die

in gleichen Entfernungen aus einander stehenden Triglyphen angebracht, zwischen denen jederzeit ein viereckiges Feld war, was man Metope nennt (S. Triglyph, Metope). Das ionische Gebälk hat hohen Unterbalken und fast eben so hohen Fries, welcher mit Reliefs verziert ist. In dem corinthischen Gebälk wurde der Fries vornehmlich bei den Römern mit erhobenem Schnitzwerk verziert. Uebrigens schickt sich der Fries sehr gut zu Inschriften. Wenn man darin kleine Fenster zu den Halbgeshossen anbringt, so müssen sie länglich viereckig seyn. dd.

Friesel, eine Hautkrankheit, wo die Haut roth aussieht, rauh anzufühlen ist, doch gibt es auch ein weißes Friesel; sie sind die Erhabenheiten in der Haut wie geronnene Schweißtröpfchen anzusehen. Das rothe Friesel brennt etwas. Es kann an einzelnen Stellen der Haut, und über den ganzen Körper verbreitet seyn. Die Fiebererscheinungen sind oft ganz unmerklich. Junge Kinder haben es gewöhnlich, wo es von einer Säureerzeugung in ihren Verdauungsorganen abhängt, welche durch ein unzureichendes Verhalten der Mutter, als Diätfehler, Leidenschaften und Affecten, Erkältungen u. s. w. unpassende Nahrung für dieses zarte Alter, Unreinlichkeit verursacht wird. Sonst hat es weniger zu bedeuten. Geht es sich zu Krankheiten, so soll es Verschlimmerung und Gefahr bedeuten. Es tritt sehr leicht zurück. H.

Friesen, ein altes deutsches, zum Stamme der Friesen oder Fingavonen gehöriges Volk, das seinen Wohnsitz zwischen dem Mittelrheinarms, der Nordsee und Ems und auf den Inseln hatte, welche die Mündungen des Rheins und die noch nicht in eine zusammengefloßene Zundersee bildeten. Der eigentliche Rhein trennte sie von den Batavern, die Ems aber von den Chauern. Südlich gränzten sie an die Bructerer und Marser; nach der Vertreibung der letzteren aber an die Angrivarier und Chamaver. Wahrscheinlich wohnten sie früher auf der Bataverinsel, aus der sie aber schon vor Cäsars Zeit von dem mächtigen Volke der Bataver vertrieben wurden. Drusus und Germanicus, welche Roms Waffen nach Deutschland trugen, wurden von ihnen unterstützt gegen die Cherusker, deren Feinde sie waren; sie retteten die römische Flotte vom Untergange, der ihr an der Mündung der Ems drohte. Aber diese Freundschaft hörte in dem Augenblick auf, als es die Römer sich einfallen ließen, dies fröhliche lebende Volk als Unterthanen zu behandeln. Sie wurden sofort Roms erklärte Feinde, erwürgten die römischen Krieger, zerstörten die angelegten Festungen, und belagerten sogar eine derselben, was wohl vergebens. Unter Nero bemächtigten sie sich einiger hertrennter Länder diesseit der Zundersee, vielleicht auch der Insel, doch mußten sie dieselbe wieder räumen. Von der Zeit an schweigt die Geschichte von ihnen, und sie erscheinen erst wieder im vierten und fünften Jahrhundert, in dem großen Bunde der Sachsen. Damals wohnten sie von der Schelde bis an die Elbe und Eider längs der Seeküste, und es ist wahrscheinlich, daß ihr Name einen Bund von mehreren Völkern umfaßte. Man findet sie auch in Britannien unter den sächsischen Völkern. Unter dem Kaiser Julian eroberten sie die Bataverinsel und behaupteten sie seitdem; der fränkische Majordomus Pipin demüthigte sie hier zuerst, indem er ihren König Radbod schlug, und ihm das westliche Land bis an die Rheinmündungen entriß. Sein Nachfolger Poppo suchte das Verlorne wieder zu gewinnen, wurde aber von Carl Martell zurückgeschlagen. Carl der Große eroberte hierauf auch das östliche Reich der Friesen und ließ es durch eigene Herzöge regieren.

n ihrer Stelle entstanden in der Folge Grafen, welche später in den reichsfürstenstand erhoben worden, deren Stamm aber 1744 ausstarb, wodurch Ostfriesland an Preußen fiel, welches dasselbe seit 1814 mit dem Königreich Hannover abgetreten hat. Einen Theil des Landes, welches die Ostfriesen bewohnten, macht die jetzt zum Königreiche der Niederlande gehörende Provinz Friesland aus. In Ansehung der Lebensart, in der die alten Friesen den übrigen Deutschen ähnlich, schildert Tacitus sie als ein äußerst ärmliches Volk, das den Römern seinen Tribut nur mit Thierfesseln abzahlen konnte. Sie standen unter zwei Fürsten, die eine königliche Gewalt mit den bei den Römern gewöhnlichen Einschränkungen ausübten. Trotz ihrer Armut aber wußten sie, wie angeführt wird, bei ihrer Gesandtschaft nach Rom ihre und der ganzen deutschen Nation Ehre mit vieler Mühe zu behaupten.

Frigga, ursprünglich wahrscheinlich das Symbol der Mutter Erde und einerlei mit Pertha, nach der scandinavischen Mythologie eine Tochter des Fjorgner, welches auch ein Name der Erde, Gemahlin des Götterkönigs Odin oder Wodan, die Göttergöttin und erste unter den Göttingen, und Mutter der Asen Balder, Brage, Hermode und Tyr. Aller Menschen Schicksal ihr offenbar; sie sagt es aber keinem, wiewohl sie es vorher weiß. Sie theilt mit Odin seinen wunderbaren Thron Hlidskialf, von dem man in alle Lande sehen kann. Die Versammlungen der Göttingen hält sie in Vingolf, einem sehr schönen Palast, in welchem reist auch die Seelen aller guten Menschen mit Alfadur wohnen. Ihre eigene Wohnung heißt Faensal oder Fonsall. Ihre Dienerin ist Fulla und ihre Botschafterin Gaea.

Frischlin (Nikodem), ein guter Philosoph und Dichter des sechsten Jahrhunderts, merkwürdig wegen seiner Schriften und seines glücklichen Schicksals. Frischlin war den 22sten September 1547 in der kleinen Stadt Balingen im Württembergischen geboren. Von seinem Vater, dem Prediger des Orts, erhielt der talentvolle wißbegierige Knabe den ersten Unterricht, kam nachher auf die Schule zu Tübingen und dann in die Klosterschule zu Königsbronn, wo er bald die Aufmerksamkeit seiner Lehrer auf sich zog; denn schon als Knabe in dreizehn Jahren hatte er große Fortschritte in der griechischen und römischen Literatur gemacht, die auch in der Folge sein Hauptstudium blieben. Im Stifte zu Tübingen erhielt er seine weitere Ausbildung, und zeichnete sich hier so vortheilhaft aus, daß er im neunundzwanzigsten Jahre für würdig gehalten wurde, ein öffentliches Lehramt an diesem Institute zu bekleiden. Frischlin erklärte die classischen Autoren, besonders die Dichter, auf eine von der bis dahin gewöhnlichen pedantischen Methode ganz verschiedene Art, und machte neue Zuhörer mit dem Geiste der Alten selbst bekannt. Diese neue, schmackvollere Methode, sein lebhafter Vortrag und seine hinreißende Beredsamkeit verschafften ihm bald eine große Anzahl Zuhörer, selbst aus den vornehmsten Ständen. Aber eben dieser große Beifall regte auch die Eifersucht seiner Collegien, besonders seines ehemaligen Lehrers im Stifte, Grusius, der ungern den Jünger über den Meister erhoben sah, und wurde die erste Veranlassung zu seinen spätermaligen Unfällen. Frischlin vertheidigte sich wider die Angriffe, die auf ihn gemacht wurden, mit den Waffen des Wises, aber freilich nicht mit der gehörigen Vorsicht und Klugheit. Es war ihm unmöglich, irgend einen wüthigen Einfall zu unterdrücken, wenn er auch

noch so sehr beleidigen konnte; aber eben dadurch erbitterte er seine Gegner noch mehr, und vergrößerte ihre Menge. Frischlins Name war im Auslande vortheilhaft bekannt geworden, und er erhielt von mehreren Orten her einen Ruf zu Lehrerstellen. Als er im Jahr 1575 auf dem Reichstage zu Regensburg seine Comödie *Rebecca* dem Kaiser Rudolph vorlas, ertheilte ihm dieser den poetischen Lorbeer Franz — eine damals mehr, wie jetzt, gesuchte und bedeutende Ehren — nebst einem ablichen Wappen, und ernannte ihn später zum Pfalzgrafen, zur Belohnung für ein Lobgedicht auf die Kaiser aus dem österreichischen Hause. Diese Auszeichnungen erregten den Neids seiner Collegien, die ihm auf alle Art zu schaden suchten. Er konnte in seinem Vaterlande die Stellen, auf die er Ansprüche hatte, nicht erhalten; man beschuldigte ihn der Neuerungsucht, des Uebermuthes und der Völlerei. Der collegialische Streit erhitzte sich immer mehr, und Frischlin war zu feurig, um vorsichtig genug zu seyn. Eine Rede, das Lob des Landlebens, die er drucken ließ, und in welcher er die Sitten des damaligen Adels sehr ungünstig geschildert hatte, erregte auch den Haß dieser Kaste gegen ihn. Von allen Seiten gedrängt, nahm er (1582) einen Ruf als Rector der Schule zu Laybach im Krain an. Nach zwei Jahren gab er diese Stelle, in der er sich neuen Ruhm erworben hatte, wieder auf, und kehrte nach Tübingen zurück. Hier brachten es seine Gegner endlich bei dem Fürsten soweit, daß ihm aufgelegt wurde, entweder durch einen Revers sich zu einem ewigen Stillschweigen zu verbinden, oder für immer das Vaterland zu verlassen. Er wählte das Letztere, verließ (1586) Tübingen, und irrte einige Jahre in den Rheingegenden und in Sachsen umher, ohne Anstellung, immer beschäftigt mit literarischen Arbeiten, für die er Verleger suchte, und mit Beantwortung der Schriften seines Hauptgegners, Crusius, in Tübingen. Er wurde zwar (1588) als Rector am Martinusgymnasium zu Braunschweig angestellt, verließ aber auch diese Stelle nach 19 Monaten wieder, und ging in die Rheingegenden. Die Weigerung, ihm das rechtmäßige Erbtheil seiner Frau verabsolgen zu lassen, erbitterte ihn gegen die württembergische Regierung, die ihn, als einen ehrenrührigen Pasquillanten, durch einen Beamten in einem Gefängnisse zu Maynz aufheben, und weil er sich wegen seiner Befreiung an den Kaiser und andre deutsche Großen wandte, auf die Festung Hohenurach in engen Gewahrsam bringen ließ. Die Liebe zur Freiheit bewog ihn, einen kühnen Versuch zu seiner Rettung zu machen. In der Nacht vom 29ten zum 30ten November 1590 verfertigte er aus seiner Wäsche ein Seil, um sich an demselben herabzulassen. Gestützt durch den Schimmer des Mondes hatte er die gefährlichste Stelle gewählt, das Seil riß, und der unglückliche Frischlin fiel zerschmettert zwischen den zockichten Felsenwänden hinab. Sein Grab, das er auf dem Kirchhofe zu Urach erhielt, bezeichnet jetzt kein Denkmal. Frischlin war ein vielumfassendes Genie; in mehrern Wissenschaften hatte er sich, nicht ohne Erfolg, versucht. Seine Elegien und seine Hebraide — die Geschichte der jüdischen Könige — im 12 Büchern, die er noch im Kerker zu Hohenurach dichtete, geben ihm einen Platz unter den bessern neuen lateinischen Dichtern. Seine Tragödien sind ihm nicht gelungen; seine sieben Comödien enthalten wenigstens einzelne hervorragende Züge, wenn auch gleich ihre Anlage im Ganzen fehlerhaft ist. Seine meisten Schriften tragen freilich das Gepräge der Eil; andre Fehler derselben sind auf Rechnung des Zeitalters zu schreiben. Das Meiste hat er für die Grammatik geleistet; seine An-

erkungen über die Satyren des Persius, und die Bucolica und Georgica des Virgils, so wie seine lateinischen Uebersetzungen des Callimachus und Aristophanes, sind nicht ohne Werth. Alle diese Werke sind einzeln und an verschiedenen Orten gedruckt erschienen. Das Verzeichniß seiner sämtlichen Werke gibt Nicéron in den Nachrichten von den Begebenheiten berühmter Gelehrten. Th. 19.

Frifiren, ratiniren, heißt, an Tuchen und ähnlichen Fabrikaten die Wolle auftragen, und sie in Knötchen zusammenzudrehen. Dies geschieht durch eine Maschine, welche Frisirmühle genannt wird.

Frift, im juridischen Sinn, die durch Gesetz oder richterliche Vorschrift zu Ausführung einer Handlung gesetzte Zeit: sächsische Frift kommt von der alten dreimaligen Vorladung her, wovon eine die vierzehn Nächte in sich faßte. Man setzte in neuern Zeiten dreizehn Tage hinzu und sie macht nunmehr 45 Tage. Rothfrift: eine solche in den Gesetzen vorgeschriebene Frift, welche der Richter nicht verlängern kann; z. B. die zehntägige Rothfrift, fatale Decendium, welche von Eröffnung eines Urtheils von 12 Uhr Mittags des Publicationsstags bis 12 Uhr Mittags des zehnten Tags darnach läuft und binnen welcher ein Rechtsmittel gegen das Urtheil eingelegt werden muß, so bald es rechtskräftig wird. So z. B. das am ersten eines Monats eröffnete Urtheil wird mit dem Schlage 12 Uhr des ersten desselben Monats rechtskräftig. Verjährungsfrift, eine von den Gesetzen bestimmte Zeit, binnen welcher ein nicht gebrauchtes Recht verliert und ein angemessenes Recht gültig erworben wird. Jahr und Tag

eine Frift von einem Jahr, sechs Wochen und drei Tagen, d. i. ein Jahr und einer sächsischen Frift. Beweisfrift, binnen welcher eine Beweischrift zu den Acten gegeben werden muß. Die Fristen sind ein wichtiger Gegenstand der Prozeßgesetzgebung und in dem Umwesen, welches Richter und Advocaten damit treiben und nach der Gerichtsverfugung oft treiben müssen, liegt ein Hauptgebrechen der auf ältern Prozeßordnungen beruhenden Justizverwaltung. An sich scheint es sehr hart, daß das Recht an die Zeit gebunden seyn soll, allein ohne Bestimmung gewisser Fristen läßt sich keine zum Endzweck, d. h. zur Feststellung juribischer Wahrheit führende Rechtsflage denken. Neuere Prozeßgesetzgebungen, namentlich die preussische und französische, haben daher mit segensreichem Erfolge die prozessualischen Fristen sehr eingeschränkt, z. B. bei Handelsfachen und Concursen; allein in jedem Prozeß, wo schriftlich verhandelt wird, muß Richtern und Sachwaltern freie Hand bleiben, schädliche Ueberreilung zu verhüten. Besonders der sächsische Prozeßgang wird sehr durch die Fristen verlängert, so daß man kann, wenn man gleich nur die gesetzlichen Fristen berechnet, mit Gewißheit behaupten, „daß in den sächsischen Gerichtshöfen ein einziger Prozeß, wenn er durch alle Instanzen geführt wird, wenigstens vier bis sechs Jahr dauern müsse.“ Noch längere Fristen gab sonst bei dem deutschen Reichsgerichte, wo Prozeße, die mehr als ein Säculum erlebt hatten, nichts seltenes waren; weshalb Kästner Recht sagt: „Weglar ist der Olymp der deutschen Prozeße, denn im Olymp wohnen die Unsterblichen!“ A.

Fritta oder Fritte heißt die Glasmasse, woraus das feine Kristallglas bereitet wird, oder überhaupt die erste Vermischung der im Glase gehörigen Materialien zu allen Arten von Gläsern.

Frohn dienſte, Frohnen (von Frohn, der Herr), die aus den Feudalverhältnissen entsprungenen Dienste, welche die Bauern

(Fröhner) dem Gerichtsherrn oder Landesherrn durch den Besitz eines Bauerngutes unentgeltlich zu leisten verbunden sind. Im ersten Fall heißen sie gerichtsherrliche Frohnen; im letztern Landfrohnen, welche in Kriegsführen, Schanzarbeiten, Straßenbau u. s. w. bestehen. Die Frohnen werden mit oder ohne Zugvieh geleistet, und heißen hiernach Pferde- oder Handfrohnen. Nach sächsischem Recht verjähren sie mit 31 Jahren, 6 Wochen und 3 Tagen, wozu es aber der Frohnherr nicht leicht kommen läßt. — Daher auch das Wort Fröhnen, Frohndienste, Sclavendienste leisten — Frohnfeste das öffentliche Gefängniß.

Frohnleichnam, von dem altdeutschen Frohn (d. i. Farn) und Leichnam (d. i. Leib), der Leib des Herrn, in der Kirchensprache corpus Domini Jesu Christi, bezeichnet die zum heiligen Abendmahl geweihte Hostie, die nach dem Lehrbegriffe der catholischen Kirche durch die Consecration in den Leib Jesu verwandelt ist. Dieser schon im 12ten Jahrhundert herrschend gewordene Lehrbegriff hatte bald die Anbetung der geweihten Hostie zur Folge, welche man nun mit Recht als den wirklichen Leib Jesu verehren zu müssen glaubte. Daher fällt das Volk in catholischen Kirchen auf die Knie, wenn der Priester das Hochwürdigste (so wird die geweihte Hostie genannt) emporhebt und in durchaus catholischen Ländern, wie Spanien, Portugal, Italien u. s. w., wird das Viaticum (so heißt die Hostie, wenn sie einem Kranken oder Sterbenden zur Privatcommunion ins Haus gebracht wird) von jedem, der einen Priester damit gehen sieht, oder das Glöckchen des vorangehenden Chorknaben hört, ohne auf die Beschaffenheit der Straße mit demselben Zeichen der Anbetung begrüßt. Reitende und Führende steigen ab, um ihm diese Ehrfurcht zu beweisen; jedes Geschäft, jedes Gespräch, jedes Spiel und Vergnügen wird so lange unterbrochen, bis das Viaticum vorübergetragen ist. Die catholische Kirche hat der geweihten Hostie ein eignes Fest gewidmet, welches unter dem Namen Frohnleichnamsfest allgemein bekannt und berühmt ist. Der Ursprung dieses Festes schreibt sich von den Visionen her, deren sich zwei Nonnen zu Eüttich, Juliane und Isabelle, im J. 1230 rühmten. Die erste wollte dabei den Mond im vollen Glanze, jedoch mit einer Lücke an seiner Rundung gesehen und durch besondere göttliche Belehrung erfahren haben, dieser Mond bedeute die christliche Kirche und die Lücke den Mangel eines einzigen Festes, nämlich der Anbetung des Leibes Christi in der Hostie, welches sie zu feiern anfangen und der Welt ankündigen sollte. Hierdurch kam der damalige Archidiaconus Jacob zu Eüttich, der später unter dem Namen Urban IV. Papst wurde, auf die Idee der Einführung des Frohnleichnamsfestes, und ein Wunder, das Rafael Sanzio durch ein größeres, durch seine herrliche Messe von Bolsena (ein Frescogemälde im Vatican von unübertrefflichem Colorit) verewigt hat, bestärkte ihn darin. In seiner Gegenwart fielen einem Messpriester zu Bolsena, der noch nicht an die Verwandlung des Brotes in den Leib Christi glaubte, während der Consecration Blutstropfen auf sein Chorhemde und bildeten, da er sie in den Falten desselben verbergen wollte, blutige Gestalten einer Hostie. Das blutige Gewand wird noch jetzt zu Civita Vecchia als Reliquie vorgezeigt. Urban IV. erließ 1264, als in demselben Jahre, da dies geschehen war, eine Bulle, worin er das Frohnleichnamsfest für die ganze Christenheit auf den Donnerstag in der vollen Woche nach Pfingsten anordnete und den ihm bewohnenden Bußfertigen vierzig bis hundert Tage Ablass versprach. Erklärlich ist nun der Ei-

er, mit dem dies Fest seitdem als eines der größten und wichtigsten in der catholischen Kirche gefeiert wird. Wesentlich gehören dazu längende Prozeffionen, die jede Nation nach ihrem Charakter mit besonderm Gepränge schmückt. Chorknaben mit Fahnen und Geistliche mit brennenden Kerzen gehen über die Straßen dem vornehmsten Priester voran, der unter einem von vier weltlichen Standespersonen getragten Baldachin in der kostbarsten Monstranz die Hostie trägt, und in zahlreiches Gefolge aus der Gemeinde beschließt den Zug. In Spanien gehört es zum guten Ton, seine Kinder als Engel gekleidet mitziehen zu lassen, die Bruderschaften tragen ihre aus Holz geschnitten köstlich gepuschten Schutzheiligen vor dem Hochwürdigsten her, alles nimmt an dem festlichen Getümmel Theil, alles wird von der Pracht und Herrlichkeit der Insüge, vom bunten Schimmer der Farben, von Weihrauchwolken und rauschender Musik wie von der Andacht begeistert; es ist ein allgemeines Volksfest, wo es auch nicht an Stierhegen, Spielen, Tänzen und Lustbarkeiten jeder Art fehlen darf. In Sicilien erlaubt man sich dabei alle Maskenfreiheiten, Scenen aus der biblischen Geschichte werden im Zuge bargestellt, Menschen aus allen Ständen strömen ihm nach, Alles überläßt sich der ausschweifendsten Freude. Einfacher und würdiger wird das Frohnleichnamsfest von den deutschen Catholiken begangen und in protestantischen Ländern begnügen sie sich, in den Gängen ihrer Kirchen umherzuziehen und den Gottesdienst durch besondere Feierlichkeiten auszuzeichnen. E.

Fronde nannte sich die Partei, die sich während der Minderjährigkeit Ludwigs XIV. dem Hofe und dem Cardinal Mazarini widersetzte, welchen nach Ludwigs XIII. Tode (1643) die Regentin Mutter zum ersten Minister erklärte. Die Schagungen, die man dem Volke auflegte, waren ungeheuer, und da sich das Parlament weigerte, sie zu registriren, so wurden mehrere Male einzelne Glieder desselben verhaftet, welches nicht nur das Volk, sondern auch die Prinzen vom Beblüte und viele Große wider Mazarini, der sich unmäßig bereicherte, empörte. Allein der Ausgang dieser Händel diente bloß dazu, die königliche Macht noch mehr zu befestigen, die Ludwig XIV., den man sehr frühzeitig sein Parlament verachten lehrte, im J. 1652 in seine Hände bekam. Die Periode dieser Unruhen wird die Zeit der **Fronde** genannt. Jene Partei selbst hieß **Frondeurs** (Schleuderer), weil sie ihre Gegner, wie David den Goliath, zu Boden werfen wollte, und noch jetzt wird ein Tabler oder Krittler der Regierung **frondeur** genannt.

Fronsbberg (Georg von, Frundsberg, auch Freundsberg, Fronsperg), Herr zu Mindelheim, kaiserlicher Feldhauptmann, geb. 1475, starb zu Mindelheim 1528. Ein wackerer deutscher Ritter und berühmter Feldherr. Man kann ihn dem Bayard der Franzosen entgegenstellen; beide waren Ritter ohne Furcht und Tadel. Er stammte aus einem tapfern Geschlechte. Sein Vater Ulrich war wo nicht Urheber, doch erster Hauptmann des schwäbischen Bundes; sein Bruder Caspar zeichnete ein kurzes Leben durch tapfre Thaten als Führer im Bundeskriege aus. Georg von Frondsberg nahm an dem Zuge des schwäbischen Bundes wider den Herzog Albert von Bayern Theil; billete aber sein großes Talent für die Kriegskunst hauptsächlich in den Kriegen des Kaisers Maximilian I. gegen die Schweizer aus. Schon 1504 galt er für einen der tapfersten Ritter im kaiserlichen Heere. Seit 1512 stand er an der Spitze der kaiserlichen Truppen in Italien. Er diente mit gleichem Ruhme als Feldherr Maximilian I. und Carl V.;

für Letzteren half er (1525) die Schlacht von Pavia gewinnen. Als ein Mal führte er ihm Kriegsvölker aus Deutschland zu, wozu Grundbergs Name unter die Waffen rief. So hatte er im Jahre 1526 12,000 Deutsche auf eigene Kosten angeworben, durch welche er Carl von Bourbon's Heer so verstärkte, daß beide vor Rom ziehen, und es mit Sturm nehmen konnten. In der Folge führte Grundberg gegen Ulrich von Württemberg das Fußvolk des schwäbischen Bundes an, und im Kriege wider Frankreich diente er in den Niederlanden unter Philibert von Dranien. Er hat das Kriegswesen verbessert. Eine Truppengattung zu Fuß, welche von ihren Waffen, den Lanzen, Lanzenknechten, genannt, und in Regimenten getheilt wurde, gab den Schwägern an kriegerischer Haltung und Tapferkeit nichts nach. Grundberg besaß eine außerordentliche körperliche Stärke. Um Truppen für den Dienst des Kaisers zu werben, hatte er seine Güter verpfändet. Sein Andenken wurde noch lange nachher in einem Volksliede gefeiert. Auf dem Reichstage zu Worms 1521, wo Luther vor Carl V. und den versammelten Ständen sich verantworten sollte, machte der ruhige Blick des angefeindeten Mannes einen solchen Eindruck auf den alten Grundberg, daß er Luthern freundlich auf die Schultern klopfte: „Mundlein, Mundlein,“ sagte er zu ihm, „du gehst jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Oberster auch in der allerernstlichsten Schlachtordnung nicht gethan haben. Bist du aber auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort, und sey nur getrost! Gott wird dich nicht verlassen.“ — Vergl. Ab. Reißner's Historie Georgs und Kaspars von Grundberg. Frankf. a. M. 1572. Fol.

Fronte, die Vorderseite oder Gesichtsseite, z. B. eines Gebäudes. In der Kriegssprache ist die Fronte die dem Feinde, oder der Stelle, wo man sich den Feind denkt, entgegengesetzte Seite der in Schlachtordnung gestellten Soldaten. Fronte auf etwas machen, heißt gegen etwas gerichtet seyn. **Frontispice**, die Vorderseite eines Gebäudes; insbesondere der mittlere Vorsprung derselben oder die Giebelseite. Ueberhaupt dann die vordere in die Augen springende Seite eines Gegenstandes; desgl. auch das Titelblatt oder Titelfupser.

Frontignac, ein lieblicher süßer Muscateller-Wein, der bei Frontignan in Niederlanguedoc und insbesondere über Cette und Montpellier ausgeführt wird. Es gibt rothe und weiße Sorten, und wird derselbe von den Feinschmeckern insbesondere zu einigen Fischarten genossen, wie in Holland zu den sogenannten Wasserbarschen.

Frontinus (Sextus Julius), ein Römer von niedriger Herkunft, der sich aber durch seine Verdienste zu den höchsten Staatswürden empor schwang, unter Domitian Prätor und vier Jahre darauf Consul ward. Als solcher war er bis zum neunten Jahre des Vespasian Feldherr in Britannien, und führte mit vielem Ruhme die römischen Waffen. Vom Nerva erhielt er die Aufsicht über die Wasserleitungen, über welche er auch schrieb (ed. Adler 1792. 8.) und starb unter Trajan im Jahre 106 nach Christus als Augur, in welcher Würde ihm der jüngere Plinius folgte. Er war zugleich ein großer Rechtsgelehrter und stand bei seinen Zeitgenossen im höchsten Ansehn. Er verlangte in seinem Testamente, daß ihm kein Grabmal nach seinem Tode errichtet werden solle, weil sein Andenken, wenn er es verdiene, auch ohnedies fortleben werde. Von seinen zahlreichen Schriften im Fache der angewandten Mathematik sind die meisten verloren gegangen. Be-

hant sind seine vier Bücher de strategematibus (ed. Wiedemann 1792. 8.), wovon das vierte Buch von der Kriegsdisciplin handelt.

Fronto (Marcus Cornelius), ein berühmter Redner und Lehrer der Beredsamkeit zu Rom. Er war aus Cirta, einer römischen Colonie in Numidien, gebürtig und lebte unter den Kaisern Marcus Aurelius und Lucius Verus, die er Beide in der Redekunst, erstern auch in der philosophischen Moral unterrichtete. Aus Dankbarkeit ließ ihm Marc Aurel eine Ehrensäule errichten, auch rühmt dieser Kaiser in seinen Selbstbetrachtungen mit ehrenvoller Anerkennung den von Fronto empfangenen Unterricht. Ob er auf zwei Monate das Consulat bekleidet und wann er gestorben, ist ungewiß. Von den Schriften dieses Redners, den die Alten mit dem Cicero, Plinius und Symmachus vergleichen und dessen Schüler und Nachahmer sie mit dem Namen Frontonianer auszeichneten, besaßen wir bisher nur zwei kleine grammatische Schriften, de differentiis vocum, und exempla elocutionum oder elegantiae latinae, die sich in Putsch Sammlung befinden. Alles übrige schien verloren, bis im J. 1815 der italienische Gelehrte, Angelo Maio, Bibliothekar der ambrosianischen Bibliothek zu Mailand, mehrere Werke von ihm auffand und zuerst bekannt machte, nämlich ein Buch lateinischer Briefe an den Kaiser Antoninus Pius, zwei Bürger Briefe an den Kaiser L. Verus, Briefe an Freunde, zwei Bücher Einweisung zur Beredsamkeit, gerichtet an Marcus Antoninus, einige Fragmente von Reden, noch einige Briefe, Auszüge aus dem Gallust, ein langes Trosts Schreiben an Marc Aurel über die Niederlage im parthischen Kriege, Fragmente einer Geschichte desselben, ein paar scherzhafteste Schriften, laudes fumi et pulveris und laudes negligentiae, endlich die Fabel vom Arion und ein Buch griechischer Briefe an Marc Aurel. Der ersten 1815 zu Mailand erschienenen Ausgabe dieser Schriften, die allerdings wenig befriedigt, ist, außer einem correcten Abdruck, im J. 1816 eine kritische Ausgabe von Niebuhr mit Anmerkungen von Buttmann und Heindorf gefolgt, die aber auch noch viel zu thun übrig läßt. Wir lernen hier Fronto als Briefsteller, weniger als Redner kennen, aber den gehegten Erwartungen entspricht er nicht. Zwischen ihm und Cicero ist ein zu mächtiger Abstand, um ihn romanae eloquentiae non secundum, sed alterum decus zu nennen, wie Maio thut. Eben so wenig aber dürfte er die Herabsetzung verdienen, welche ihm Niebuhr widerfahren läßt. Die richtigste Ansicht ist wohl, daß Fronto und Symmachus so gut als Cicero und Plinius die größten Redner ihrer Zeit waren; natürlich aber steht jeder Spätere dem Frühern so weit nach, als der Geschmack und die Bildung des Zeitalters, in welchem er lebt.

Froschmäusler, s. Rollenhagen.

Frost nennen wir den Zustand unserer Atmosphäre, in welchem das Wasser in Eis verwandelt wird. Der Grad der Temperatur, bei welchem dies geschieht, ist überall einerlei und also ein fester Punkt, der den Namen Eis-, Frost-, oder Gefrierpunkt hat. Die erkältete Luft entzieht dabei dem Wasser den Wärmestoff, auf welchem seine Flüssigkeit beruht. Die Gewalt des Frostes ist unermesslich. Die organischen Körper leiden durch ihn jedoch nicht in gleichem Maße, und viele sind so organisirt, daß sie auch die stärksten bekannten Grade desselben aushalten können. Den Gewächsen sind heftige Fröste bei gehdiger Trockenheit nicht so nachtheilig, als wenn sie kurz auf Regen und Thauwetter folgen. Die Ursache davon ist wahrscheinlich, daß bei nasser Witterung selbst im Winter die zarten Gefäße und Canäle der Ge-

wächse mit Fluiditäten angefüllt und dann bei heftigem Froste durch die Ausdehnung des Eises gesprengt werden. Dadurch leidet denn der ganze innere Bau derselben eine völlige Zerrüttung. Das Kraut selbst der festesten Eichen bei heftiger Kälte hat gewiß keinen andern Grund. Auch den Menschen und Thieren sind starke Fröste gefährlich und tödlich. Sie scheinen alle Reizbarkeit des thierischen Körpers zu zerstören, und rauben demselben alle innere Wärme. Der Mensch fällt sich von einer so unwiderstehlichen Neigung zum Schlafen befallen, daß er einschläft und in diesem Schlafe ohne alle Empfindung erstarrt. Bringt man einen so eben auf diese Art entschlafenen Menschen in ein warmes Zimmer, so erwacht er nie wieder; der plötzliche Uebergang aus der Kälte in die Wärme tödtet ihn vielmehr gänzlich: scharrt man ihn hingegen in Schnee ein, so erholt er sich oft wieder. Gleiche Verwandniß hat es mit erfrorenen Gliedmaßen der Menschen und Thiere, welche nur durch ein langsames Aufthauen, besonders im Schnee, gerettet werden können. Der Frost wirkt auch auf gewisse Nahrungsmittel der Menschen und Thiere sehr nachtheilig. Alle wässerigen Früchte verlieren durch ihn ihren angenehmen Geschmack und ihre Nahrhaftigkeit, und gehen nach dem Aufthauen bald in Fäulniß über. Selbst Fleisch, welches durch den Frost vor der Fäulniß ziemlich bewahrt wird, löst sich nach dem Aufthauen bald auf. Flüssige Sachen, z. B. Biere, verlieren durch den Frost den Wohlgeschmack. Starke Winde vermindern allezeit die Kälte der Luft einigermaßen; übrigens sind nicht die Nord-, sondern die Ostwinde gemeiniglich die kältesten.

Frostableiter sind Seile von Hanf oder Stroh, die über Blumenbeete gezogen oder an Bäume befestigt und mit dem andern Ende in ein Gefäß mit Wasser geleitet werden, um hierdurch den Frost von den Pflanzen und Bäumen abzuleiten und dadurch selbige vor dem Erfrieren zu schützen. Es ist indeß ausgemacht, daß diese Vorkehrung unnütz ist, da sich der Frost dadurch nicht leiten läßt.

Frostig nennt man in Darstellungen der Poesie und Beredsamkeit alle jene Stellen, wo beim Ausdruck des Gefühls Mangel des Gefühls im Darstellenden sich äußert. Das Gemüth wird dadurch nicht bewegt, weil nichts zum Herzen geht, als was vom Herzen kommt. Horaz sagt deshalb sehr richtig: Willst du, daß ich weinen soll, so zeige mir deinen eignen Schmerz. Wenn Telephus und Pelens, die Helden zweier Trauerspiele (so führt er zum Beispiel an), im tiefsten Elend, dürstig und verbannt aus ihrem Vaterland, des Hörers Herz mit ihren Klagen rühren wollen, da werfen sie die hohen Stelzen und die ellenlangen Wörter weg. Horaz hätte auch noch hinzufügen können: sie mahlen keine langen Gleichnisse aus, haschen nicht nach Wiß, kurz sie thun nichts, wozu eine ruhige Stimmung und längere Ueberlegung erfordert wird. Nicht aber bloß Stellen werden durch mangelnden Gefühlsausdruck frostig, sondern ganze Darstellungen können es werden, wenn der Dichter oder Redner (denn den Philosophen und Andere geht dies nichts an) statt sich an die Einbildungskraft, und durch sie an das Gefühl zu wenden, nur zu dem kalt prüfenden Verstande spricht, wodurch besonders mehrere didaktische Gedichte so starr geworden sind, daß den Leser, aus Mangel belebender Kraft, wohl bei ihnen frieren könnte. dd.

Frucht heißt in der Botanik der Theil eines Gewächses, welcher sich aus dem schon in der Blüthe sichtbaren Fruchtkern bilden, oder der vergrößerte und ausgewachsene Fruchtkern. Den wesentlichen Theil jeder Frucht macht der Same aus, wodurch das Gewächs sich fortpflanzt. Dieser liegt entweder bloß, d. h. ohne Bedeckung, oder, was bei den

nehrsten Gewächsen der Fall ist, er ist in einem Behältniß befindlich, welches das Samenbehältniß heißt. Die vorzüglichsten Arten dieser Samenbehältnisse sind die Kapsel, die Schote, die Hülse, der Fruchtalg, die Steinfrucht, die Kernfrucht, die Beere und der Fruchtzapfen. Zum Theil liefern sie den Menschen eine sehr wohlschmeckende und gesunde Nahrung.

Fruchtbringende Gesellschaft, oder Palmenorden, ward 1617 zu Weimar von Casper von Teutleben, Hofmeister des Prinzen Johann Ernsts des jüngern, zur Erhaltung und Wiederherstellung der Reinheit unserer Muttersprache gestiftet, welche damals noch sehr rauh war, und durch Einmischung fremder Wörter und Redensarten überdies alle Originalität zu verlieren schien. Die Gesellschaft stieg zu einem außerordentlichen Flor, und bekam selbst Reichsfürsten und sogar Carl Gustav, König von Schweden, zu Mitgliedern. Die Einrichtung derselben war größtentheils nach den italienischen Akademien geformt; man hatte z. B., um allen Rangstreit zu vermeiden und bürgerliche Mitglieder den höhern gleich zu machen, jedem einen Namen beigelegt, dessen er sich in der Gesellschaft bedienen mußte. Jedoch versiel man hierbei in Lächerlichkeiten; und noch sonderbarer sind die Gemählde, Wahlsprüche und Namen von Gewächsen gewählt, die neue Mitglieder zum Symbol und Unterscheidungszeichen erhielten. So hieß z. B. der zweite Director, Wilhelm, Herzog zu Weimar, der Schmachthaste; sein Sinnbild war eine Birne mit einem Wespenstich, und der sogenannte Wahlspruch: erkannte Güte. Andere hießen der Saftige, der Nährende, der Bittersüße, der Steife u. s. w. Bei Verbesserung der deutschen Sprache verbannte sie die ausländischen Wörter zu sehr, und erfand statt derselben seltsame deutsche; auch nahm sie in der Orthographie auffallende Aenderungen vor. Ueberhaupt ist zu bedauern, daß sich nicht die ganze Gesellschaft zur Herausgabe einiger Werke über die deutsche Sprache vereinigte, und daß zu wenig große Gelehrte an ihr Theil nahmen; denn in beiden Fällen hätte ihr Nutzen ungleich beträchtlicher seyn können, als er war. Sie dauerte 63 Jahre, bis 1680, und hatte jedesmal einen regierenden Herrn zum Oberhaupt.

Fruchstück, ein Gemählde, auf welchem Garten- oder Baumfrüchte dargestellt sind. Sie erhalten durch Anordnung, Farbengebung und Beleuchtung ihren vorzüglichsten Reiz, und sind wegen der Einfachheit ihrer Form und der größern Dichtigkeit ihrer Farben weniger schwierig, als die Blumenstücke. Die vorzüglichsten Fruchtmahler waren de Heem, Mignon, Gillemans, Verbruggen, van Royen, van Huisum, Rachel Ruysh.

Fruchtwein. Er heißt auch Cider, Ciderwein, Obstmost, Obstwein, Kesselwein, Birnwein, Johannisbeerenwein, Palmwein, Rosinenwein, Kirschwein etc., je nach dem die Früchte bekannt sind, woraus er bereitet wird. Er ist ein aus süßen oder schleimicht süßen, viel schleimicht zuckerartige Bestandtheile enthaltenden Früchten verschiedener Gewächse und ihren andern gleich zuckerartigen Theilen gewonnener Wein oder weinartiges Getränk, welches durch Gährung bereitet wird. Die Bedingungen der Gährung sind a) ein gehöriger Grad der Wässerigkeit, nach welchem sie weder zu sehr, noch zu wenig mit Wasser verdünnt sind; b) eine Wärme von 55 bis 70 Grad nach Fahrenheit's Thermometer; und c) der Zugang der respirabeln Luft. Der beste Fruchtwein ist der, welchen man aus dem ausgepreßten Saft der Weintrauben oder aus dem Moste erhält, und daher auch immer schlechtweg Wein genannt wird. Da nun der Zuf-

Ferstoff des Pflanzenreichs es nur allein ist, welcher die Weingährung erleiden kann, so muß auch der Wein desto geistreicher, angenehmer, besser und vollkommener seyn, je süßer der Most ist. Den süßesten Most gewinnt man unter den wärmern und heißen Himmelsstrichen in nicht sehr regnigten Jahren auf mehr trockenem, steinigem, kalzigem und sandigem Boden, worin die Trauben zeitig reif werden. Angenehmer und besser aber wird der Wein, je sorgfältiger man das Auspressen der Trauben vornimmt und je weniger von den Kernen, Schalen oder Häuten und Kernen mit ausgepreßt wird. Am vollkommensten endlich erhält man den Wein, wenn der zuerst gelinde gefilterte Most von dem nachher ausgepreßten Moste abgesondert wird, für sich allein die Gährung macht und in besondere Fässer aufgefüllt wird. Unter gleichen Bedingungen verändert sich in mehreren heißen Ländern der zuckerichte Saft verschiedener Palmarten durch die Gährung zum Palmwein, und der ausgepreßte Saft des Zuckerrohres zum Vin de Canne. Aus Rosinen läßt sich wegen des in ihnen befindlichen Zuckerstoffs durch Einweichen mit der gehörigen Menge Wasser oder Wein durch Gährung der Rosinenwein (*Vinum passum* der Alten) verfertigen; wenn z. B. auf 20 Pfund reingeseleene abgestielte Rosinen 8 Pfund Farinzucker, 50 Kannen Landwein genommen, nach 3 Tagen 40 Tropfen zerfloßenes Weinsteinalz und gleich darauf 30 Tropfen Vitriolöl dazugemengt, die Masse in ein Faß gefüllt und gut zugespündet wird. Das Faß setzt man nach starkem Hin- und Herschütteln an einen gemäßigt warmen Ort, verstatet daselbst dem Gemenge noch einige Zeit den gehörigen Zugang der Luft, setzt nach 4 Wochen abermals 4 Pfund und nach 6 Wochen wieder 4 Pfund Farinzucker zu und läßt diese Masse 8—10 Wochen die Weingährung machen. Dann wird dieser Wein von den Hefen abgefüllt, mit Hausenblase geschönt und in Flaschen oder einem andern Fasse aufbewahrt. Zum Aepfelweine und Birnweine, oder dem eigentlich sogenannten Cider (*Vinum pomaceum*) nimmt man vollkommen reifes, reines, nicht durch Fäulung angegriffenes Herbst- oder Winterobst, befreit dasselbe von Schalen und Kernen, zerstampft oder mahlt es auf der Weitmühle, preßt den Saft aus und läßt denselben wie den Traubensaft gähren. Stärker wird der Wein daraus, wenn man den ausgepreßten Saft erst durchs Gefrieren vom überflüssigen Wasser befreiet, aber auch noch Zucker zusetzt. Schwächern und schlechtern Cider aber erhält man, sobald, anstatt den Saft aus dem Obste anzuwenden, dasselbe bloß zerquetscht und mit Wasser überlassen, oder auch mit Wasser zum dünnen Brei gekocht, und dann mit Wasser mittelst eines hinzugesetzten Gährungsmittels, z. B. Hefen, abgegohren wird. Uebrigens ist noch zu bemerken, daß jede Sorte Obst für sich allein bleiben muß. Auf ähnliche Weise läßt sich aus den Nüßchen, Pflaumen, Kirschen, Schlehen, Quitten, Erdbeeren, Himbeeren, Johannisbeeren ein weinartiges Getränk bereiten. Der eigentliche Cider oder Fruchtwein wird in Deutschland nur wenig, in England und Frankreich aber häufig gemacht, und man behauptet, daß die Einwohner der Normandie die Erfinder des Ciders gewesen sind, weil sie wegen ihres kalten Himmelsstriches wenig oder gar keinen Weinbau treiben können. Mäßig genossen, ist der Cider der Gesundheit keinesweges nachtheilig, im Uebermaß genossen aber um so mehr, da er sehr berauscht.

X.

Frühling, bekanntlich die anmuthige Jahreszeit, welche den Uebergang aus dem Winter zum Sommer bildet. Er fängt von dem Tage an, an welchem die Sonne beim Aufsteigen in den Aequator

tritt und endigt mit dem Tage, an welchem sie zu Mittage ihren höchsten Stand im Jahre erlangt. Bei uns bestimmt der Eintritt der Sonne in den Widder den Anfang und ihr Eintritt in den Krebs das Ende des Frühlings. Jener geschieht um den 22sten März, dieser um den 21sten Juni. Auf der südlichen Halbkugel fängt der astronomische Frühling um den 23sten September an und endet um den 21sten December; fällt also in die Zeit, wo wir Herbst haben. Unter dem Aequator, und überhaupt in der heißen Zone lassen sich die Jahreszeiten nicht so abtheilen, wie in den gemäßigten. Man unterscheidet daselbst die trockene und nasse Zeit. Auch bei uns bezieht sich im gemeinen Leben die Benennung der vier Jahreszeiten mehr auf Temperatur und Witterung, als auf den Stand der Sonne, und wir haben fast allemal Ursache, den Anfang des astronomischen Frühlings von dem Anfange des Frühlings, d. i. der angenehmen und milden Witterung, zu unterscheiden, da letztere in der Regel später eintritt.

Frühlingsnachtgleiche (aequinoctium vernalis), heißt jene Zeit, zu welcher die Sonne in ihrem Aufsteigen den Aequator erreicht, in allen Orten der Erde Tag und Nacht völlig gleich macht und bei uns den Anfang des Frühlings bestimmt. Die Sonne steht um diese Zeit in einem Punkte des Aequators selbst, beschreibt ihn als ihren Tagkreis und ist daher, weil ihn jeder Horizont zu gleichen Theilen schneidet, überall auf der Erde zwölf Stunden sichtbar und zwölf Stunden unsichtbar. Der Punkt, in welchem sich Aequator und Ekliptik schneiden, und in welchen die Sonne bei ihrem scheinbaren jährlichen Umlauf um den 21sten März oder beim Anfange des Frühlings tritt, indem sie aus der südlichen Halbkugel in die nördliche aufsteigt, heißt der Frühlingspunkt. Ehemals stand an dieser Stelle das Sternbild des Widbers. Daher man den nächsten 30 Graden der Ekliptik von diesem Punkte an, gegen Morgen hin, den Namen des Widbers beilegte. Hieraus erklärt sich die Benennung Widderpunkt, erster Punkt des Widbers, für den Frühlingspunkt, welcher beibehalten worden, obgleich der Punkt selbst schon längst die Sterne des Widbers verlassen hat und jetzt unter den Sternen der Fische steht.

Fuder, hat mehrere Bedeutungen, die im Adelung und Campe zu vergleichen sind. Wir nehmen hier nur die als Maß zu flüssigen Dingen auf, wo es sechs Ohm bezeichnet.

Fuentes (Don Pedro Henriquez d'Alveado, Graf von), ein großer spanischer General und Staatsmann, geboren zu Valladolid 1560. Seinen ersten Feldzug machte er 1580 in Portugal, als der Herzog von Alba dieses Reich für Philipp II. eroberte. Der Muth und die Klugheit, welche Fuentes bewies, erwarben ihm die Gunst des Feldherrn, der ihm eine Compagnie Lanzenknechte anvertraute. Eben so zeichnete er sich in der Folge in den Feldzügen in den Niederlanden unter dem großen Alexander Farnese, und später unter dem Marschese Spinola, besonders bei der Eroberung von Ostende (1604) aus. Er wurde nachher zu wichtigen Sendungen an verschiedne Höfe gebraucht. Als ein unversöhnlicher Feind der Franzosen, gegen die er im Kriege (1598) mit Glück commandirte, suchte er ihnen auf jede Art Abbruch zu thun, und es war nicht unwahrscheinlich, daß er an der Verschwörung des Marschalls Biron gegen Heinrich IV. Antheil genommen. Unter Philipp III. war er Gouverneur von Mailand, und machte sich den italienischen Fürsten und Republiken, denen er die spanische Uebermacht fühlen ließ, verhasst. Er legte (1603) auf einem Felsen beim Einflusse der Adria in den Comer-See, an den Grenzen des Veltlins, eine Festung an, die

nach seinem Namen Fort de Fuentes genannt, und von den Grallos-
nern sehr ungern gesehen wurde. In dem für Spanien unglücklichen
Kriege, der 1635 mit Frankreich ausbrach, trat auch Fuentes mehr
auf den Schauplatz. Spanien wollte den Tod Ludwigs XIII. von
Frankreich und die Minderjährigkeit seines Nachfolgers benutzen, und
schickte (1643) eine Armee in die Champagne, welche Rocroy belagern
sollte. Der zweiundachtzigjährige Fuentes war ihr Anführer. Aber der
junge, muthige Herzog von Enghien — nachmals unter dem Namen
des großen Condé bekannt — griff (den 19ten Mai 1643) mit einer
weit schwächeren Heere die Belagerer an, drang mit seiner Reitere in
die seit Karls V. Zeiten so berühmte und bis dahin für unüberwind-
lich gehaltene spanische Infanterie ein, und richtete sie fast gänzlich zu
Grunde. Fuentes, von Wundschmerzen geplagt, hatte sich in einem
Sessel in das Schlachtgetümmel tragen lassen, und fand hier einen
rühmlichen Tod durch die feindlichen Schwerter. „Ich würde, sagt
Condé, als er seinen Tod erfuhr, wünschen, so gestorben zu seyn, wenn
ich nicht gesiegt hätte.“

Fuge, ein mehrstimmiges Tonstück, in welchem ein melodischer Satz
herrschend ist, welcher abwechselnd von einer Stimme nach der andern
auf mancherlei Art (z. B. durch Umkehrung) und in verschiedenen In-
tervallen wiederholt wird. Die Anzahl der Stimmen (die aber nicht
nach verdoppelter Besetzung oder nach den begleitenden Instrumenten
beurtheilt werden darf) ist willkürlich, und hiernach heißt eine Fuge
zwei-, drei-, vier- oder mehrstimmige Fuge. Bei der Fuge kommen
hauptsächlich in Betracht 1. der Hauptsatz oder das Thema, Sub-
ject, auch der Führer, dux genannt; 2. der Gefährte, comes, die
Antwort, d. h. die ähnliche Wiederholung des Thema's in einer andern
Stimme, und auf Stufen der Tonleiter; 3. die Gegenharmonie, der
Contrasubject, eine Melodie, die sich jederzeit, wenn diese oder jene
Stimme den Hauptsatz vorträgt, in einer andern Stimme hören läßt;
4. der Wiedererschlag, repercussio, die Ordnung, in welcher Führer und
Gefährte sich in den verschiedenen Stimmen hören lassen; 5. die Zwischen-
harmonie, kurze Sätze, während der Hauptsatz schweigt.
Kommt in einer Fuge nur ein einziger Hauptsatz vor, so heißt
sie eine einfache Fuge, gibt es aber in ihr mehrere, so heißt sie
Doppelfuge, drei-, vierfache Fuge. Streng ist die Fuge
oder obligat (fuga ricercata), in welcher nur ein Hauptsatz in allen
möglichen Gestalten, nebst seinem Contrasubject vorkommt. Eine Fuge
aber, in welche Zwischensätze verwebt sind, deren Notenfolge nicht aus
dem Thema entlehnt ist, heißt eine freie Fuge (fuga libera), z. B. die
Ouverture von Mozarts Zauberflöte. Der Fuge liegen die Regeln des
Canons und doppelten Contrapunkts zum Grunde. Eine anzunehmende
Melodie, Schwung im Thema, Anordnung der Harmonie zu demselben
haben auf eine Art, daß es bei allen möglichen Nachahmungen, Verände-
rungen, Umkehrungen und canonischen Behandlungen immer singbar
bleibe, Wahl des Gegenfuges, so daß dieser auf der einen Seite nicht
ganz trockene Behandlung sey, auf der andern aber auch dem Thema
nicht vorzuziehen, gehöriger Eintritt der Stimmen, gehöriges Verhält-
niß derselben bei ihren Vermischungen gegen das Thema, eine Be-
gleitung, bei der immer die Hauptstimme gehörig hervorstechen, diese
und andere nur durch Geschmaack und Uebung zu erlangenden Eigen-
schaften müssen, außer den allgemeinen Erfordernissen der Harmonik,
eine Fuge beleben, wenn sie nicht ein künstliches musikalisches Rechen-
exempel, sondern ein ästhetisches Product seyn soll. Rousseau's Fuge

Spruch: „Eine schöne Fuge ist das unbauhbare Meisterstück eines guten Harmonisten,“ gilt übrigens nur dem oberflächlichen Kunstbilletanten, nicht dem geist- und gemüthvollen Kenner. Ueber das Technische der Fuge belehrt Marpurgs Werk (über die Fuge).

Füger (Friedrich Heinrich), geboren zu Heilbronn 1751, eines Predigers Sohn. Bereits in der Schule trieb ihn seine Neigung an, Alles nachzuzeichnen, und schon in seinem elften Jahre malte er, ohne Anleitung gehabt zu haben, kleine Bildnisse in Miniatur. Allein der Einblick von Audrans Schlachten Alexanders nach le Brun, das Leben eines großen Künstlers, und sein Hang zur historischen Lectüre bestimmten ihn zur Geschichtsmahlerei. Ein angesehenener Verwandter in Stuttgart brachte ihn in die dortige Schule von Guibal, wo er, aller Aufmunterung seines vortrefflichen Meisters ungeachtet, halb allen Muth verloren hätte, in der Kunst etwas Großes zu leisten. Wirklich ging er nach Halle, um dort die Rechte zu studiren, wo Klog ihn aufs neue entfeuerte, seinem ersten Lebensplane nicht ungetreu zu werden. Hier nach setzte er seine Zeichenstunden ein Paar Jahre zu Dresden fort, und begab sich alsdann 1774 nach Wien, wo die Bekanntschaft mit dem würdigen Hofrath von Birkenstock ihm den Vortheil verschaffte, daß er von der Kaiserin Maria Theresia als Pensionär nach Rom geschickt wurde. Nach einem siebenjährigen unablässigen Studium daselbst (1775—1781) ging er 1782 nach Neapel, wo der dortige kaiserliche Gesandte, Graf von Lamberg, ihn zwei Jahre lang in sein Haus nahm, während welcher Zeit er Anlaß hatte, durch drei große Frescogemälde in dem deutschen Bibliotheksaal der Königin zu Caserta (ohne vorher in diesem Kunstzweige einige Uebung erlangt zu haben) und durch ein sehr gelungenes Bildniß dieser Monarchin, seine vorzüglichen Talente zuerst öffentlich an den Tag zu legen. Im J. 1783 erhielt er eine Einladung, in russisch-kaiserliche Dienste zu treten, zog aber aus Dankbarkeit eine andere fast gleichzeitige des wiener Hofes vor, wohin er als Vicedirector der dortigen Maler- und Bildhauerschule 1784 berufen wurde. Anfänglich mußte er sich daselbst, vielleicht wider seinen Willen, fast einzig mit Miniaturbildnissen beschäftigen, die er aber ebenfalls in einer kühnen, eines Historienmalers würdigen Manier behandelte. Allein in der Zwischenzeit bildete er sich nicht minder in der Delmahlerei mit dem besten Erfolge aus, wovon z. B. sein vortreffliches Bildniß Josephs II. und sein Tod des Germanicus in dem Versammlungsaal der wiener Akademie zeugen. Unter den vielen Kunstwerken, die er geliefert hat, zeichnen sich besonders aus: die Porträts Josephs II., der Erzherzogin Elisabeth, Laudon's und der Frau de Witt; unter den historischen Gemälden: Prometheus, der das himmlische Feuer entwendet, für den Grafen von Sinzendorf im Schlosse zu Ernstbrunn; Philipp und Crassistratus in der Gallerie des Grafen von Fugger; Orpheus, der von Pluto die Rückgabe der Euridice erbittet; Dido auf dem Scheiterhaufen, letzteres für das fürstlich-königliche Cabinet; die ersten Kelter bei Abels Leiche, für seinen Freund, den Herrn von Raith; das Urtheil des Junius Brutus über seine Söhne, und als Seitenstück den Tod der Römerin Virginia, beide in der Kunstsammlung des Grafen von Fries; Semiramis, welche an ihrem Puh die Empörung der Babylonier wider sie erfährt, und endlich Sostrates vor seinen Richtern. Von seinen Miniaturbildnissen, welche sich durch ihre charakteristische Aehnlichkeit, durch das Graziose ihrer Zeichnungen und durch wahre und kräftige Färbung vor allen andern Arbeiten dieses Kunstzweigs auszeichnen, erwähnen wir hier nur das vom

Kaiser Joseph II. (des einzigen wahrhaft ähnlichen dieses Monarchen, von John gestochen) und ein anderes der Gräfin Nzewuska, in ihrem Cabinette von ihren Kindern umgeben. Nicht minder merkwürdig sind 20 Handzeichnungen, welche dieser Künstler während einer lange anhaltenden Unpäßlichkeit, nach Klopstocks Messias, auf blaues Papier mit Kreide und Tusch, weiß aufgehellt, versfertigt hat. Einige davon sind zu der neuen Leipziger Prachtausgabe dieses Gedichts, ebenfalls von John, in punktirter Manier (so gut es dieselbe und das alte Format zuläßt) gestochen worden. Neben diesem haben vorzüglich folgende wiener Künstler nach ihm gearbeitet: Barisch, Beckenkam, Gager, Jakobe, Kintinger, Pfeiffer, Rhein und Wrenk. Von Fugger sind gedruckt seine erwähnte Semiramis, eine Vergötterung des Hercules und eine Allegorie auf die Malerei. Eine seiner neuesten und schönsten Arbeiten ist der im Jahre 1804 für die kaiserliche Hofcapelle gemahlte Johannes in der Wüste, welches Blatt mit 1000 Ducaten bezahlt wurde.

Fugger, das Geschlecht, der. Ein edles deutsches Geschlecht Schwaben, das zwar viel von seinem ehemaligen Glanze verloren hat, aber noch immer mit Achtung und Dankbarkeit erwähnt wird. — Der erste bekannte Ahnherr dieser Familie war Johannes Fugger, Webermeister im Dorfe Graben oder Göggingen, unweit Augsburg im ehemaligen bischöflichen Gebiete. Sein ältester Sohn Johannes ebenfalls Webermeister, erheirathete (1370) mit Klare Widolp die Bürgerrecht zu Augsburg, und trieb neben der Weberei einen Schwandhandel in dieser damals so berühmten Handelsstadt. Nach seiner ersten Gattin Tode ehelichte er Elisabeth Gfattermann, eines Rathsherrn Tochter (1382). Zwei Söhne und vier Töchter entsproßen dieser Ehe. Johannes Fugger ward in der Weberzunft einer der Zunftführer, die mit im Rathe saßen, und Freischöffe der westphälischen Bedme. Dreitausend Gulden, ein großes Capital für jene Zeit, hatte sich erworben, als er 1409 starb. Sein ältester Sohn, Andre, wucherte mit seinem Antheile so, daß er bald vorzugsweise der reiche Fugger hieß. Barbara, aus dem alten Geschlechte der Stammler vom Aste, ward sein Gemahl, und mit ihr stiftete er die adelige Pfarre der Fugger vom Reh, so genannt von dem Wappen, das Kaiser Friedrich III. den Söhnen gab, die aber 1583 ganz ausstarb. Glücklicher war in seiner Nachkommenschaft Johannes zweiter Sohn, Jacob, der zuerst unter den Fuggern in Augsburg ein Haus besaß, zwar ebenfalls noch Weber war, aber schon eine ausgebreitete Handlung hatte. Drei Söhne Jacobs unter elf Kindern, Ulrich, Georg und Jacob, erweiterten durch seltenen Fleiß, Geschicklichkeit und Redlichkeit ihre Handelsgeschäfte außerordentlich, und legten den Grund zu dem großen Flor der Familie; sie verheiratheten sich mit Frauen aus den ersten Geschlechtern, und wurden vom Kaiser Maximilian in den Adelsstand erhoben. Die Fugger dienten mit Rath und That, durch die Mittel, die ihr großer Reichthum ihnen gab, dem Hause Oesterreich mehr wie ein anderes Geschlecht, und Maximilian, der oft Geld bedurfte, fand immer Hülfe bei den Fuggern. Für 70,000 Geldguld verpfändete er ihnen die Grafschaft Kirchberg und Herrschaft Weizburg auf zehn Jahre, und nur acht Wochen waren den Fuggern obliegen, um die 170,000 Ducaten Subsidien zu zahlen, womit Papst Julius II., im Vereine mit den Königen von Spanien und Frankreich (Ferdinand und Ludwig) den Kaiser Max zum Kriege mit Venedig (1509) unterstützte. Um die Absicht, Papst zu werden, welche nach

Maximilian heimicht, zu erreichen, negociirte er bei den Fuggern 300,000 Ducaten, und wollte ihnen dafür seine besten vier Truhen sammt Kleinodien und das erzherzogliche Lehnsgewand versetzen. Jacob's Söhne begründeten des Geschlechtes Ruhm jeder nach seiner Weise, doch handelten sie gemeinsam in Fällen, wie wir eben gedachten. Ulrich allein widmete sich dem Handel, den er mit Oesterreich eröffnete. Bei der Zusammenkunft Kaisers Friedrich III. mit Carl dem Kühnen, Herzog von Burgund, zu Trier (1473) übernahm Ulrich die Lieferungen für den kaiserlichen Hof; seine Schreibstube hieß die goldene, und war weit und breit berühmt. Es gab keinen Handelsgegenstand, den Ulrich nicht berücksichtigt hätte; selbst Albrecht Dürers Kunstwerke gingen durch seine Hand nach Italien. Jacob hatte sich dem Bergwesen gewidmet; er pachtete die Bergwerke zu Schwaz in Tyrol, und gewann dadurch außerordentlichen Reichthum, von dem die Erzherzoge von Oesterreich 150,000 Gulden als Darlehn erhielten, und das prächtige Schloß Fuggerau in Tyrol entstand. Jacob starb zu Hall in Tyrol (1503); Kaiser Max begleitete in Person seine Leiche; unter dem Schuttbogen vor der Pfarrkirche zu Hall war dieses sonst in einer Grabkrist zu lesen; doch der Sturm, der 1809 Hall und Schwaz verwüstete, hat auch dies Monument zerstört. Die Fugger setzten diesen Bergbau und die Gruben in Ungarn, Krain und Kärnten fort, und gewannen dadurch immer größern Reichthum. Auch ihr Handel breitete sich immer mehr aus; nach allen Gegenden und Länden gingen ihre Waaren, und fast jede Straße, jedes beschiffte Meer trug fuggerische Lastwagen und Schiffe. Den höchsten Glanz errang das Geschlecht unter dem Kaiser Carl dem Fünften. Ulrich Fuggers Söhne waren ohne Erben gestorben. Jacob hatte gar keine Kinder hinterlassen, und so beruhte der Stamm und Glanz des Geschlechtes auf Georg, er mit der edeln Regina Imhof zwei Söhne, Raimund und Anton, zeugte. Als Kaiser Carl (1530) den denkwürdigen Reichstag zu Augsburg hielt, wohnte er Jahr und Tag in Anton Fuggers prächtigem Hause am Weinmarke. Anton hatte freien Zutritt zu dem stolzen Spanier, denn die Fugger kamen dem kaiserlichen Beutel oft zu Hülfe, und auf ihre Unterstützung rechnete der Kaiser wohl noch viel, wie ihm denn auch in der Folge zu seinem Seezuge nach Tunis (1573) noch geschah. Da erhob der Kaiser seinen Hausvirth und Raimund, dessen Bruder, in den Grafen- und Pannerstand (am 14ten Nov. 1530), gab das noch verpfändete Kirchberg und Weinhorn ihnen erb- und eigenthümlich, nahm sie auf der schwäbischen Grafenbank unter die Reichsstände auf und begabte sie mit einem Siegelbrieфе, der ihnen wirklich fürstliche Gerechtsame verlieh. „Noch niemalen habe ich dergleichen verliehen, und bin auch nicht gesonnen, jemalen dergleichen wieder zu thun!“ sprach Carl — aber noch waren seit jenen Worten nicht fünf Jahre verflossen, als er ihnen das Vorrecht gab, goldne und silberne Münzen zu schlagen, das von ihnen fünf Mal ausgeübt worden (in den Jahren 1621, 22, 23, 24 und 694). Auch saßen Anton und 12 seiner Nachkommen in dem geheimen Rath, der an die Stelle des künftigen Regiments der Reichsstadt trat. Dieser Anton hinterließ 6 Millionen Goldkronen baar, Kostbarkeiten, Juwelen und Güter in allen Theilen Europa's und beider Indien, und von ihm soll Kaiser Carl, als er den königlichen Schatz zu Paris besah, gesagt haben: „zu Augsburg ist ein Leinweber, der kann das alles mit eigenem Golde bezahlen.“ Kaiser Ferdinand II. erhöhte noch der Fugger hohen Glanz, indem er bei der Bestätigung

des von Carl ertheilten Gnadenbriefes den Grafen Hanns und Hieronymus Fugger die sogenannte große Comitie mit allen Rechten für die beiden Ältesten der Familie ertheilte, wodurch sie berechtigt wurden, Bergwerke in ihren Herrschaften anzulegen, Freiren, Jahr- und Wochenmärkte aufzurichten, Lehn und Afterlehn zu reichen, Unterthanen zu beerben, oder deren eingezogene Güter zu nehmen, zu jagen, zu fischen, Mühlen und Schenkstätte anzulegen, und Umgeld, Aufgeld, Ein- und Abzug zu fordern. So nahmen die Fugger zu an Geld und Ehre, doch auch des Himmels Segen ruhte auf ihnen sichtbarlich in ihrer Nachkommenschaft. „In fünf Hauptstüben (sagt der Spiegel der Ehren) zweigte der edle Stamm so aus sich, daß er im Jahre 1619 bei sieben und vierzig Grafen und Gräfinnen, und jungen und alten Nachkommen beiderlei Geschlechts, so viel, als das Jahr Tage zählte.“ Auch als Grafen setzten sie die Handlung fort, und erwarben so viel, daß sie binnen 94 Jahren an liegenden Gütern für 941,000 Fl. zusammengekauft, und im J. 1762 noch 34 ganze Grafschaften, sechs Herrschaften und 57 andere Ortschaften besaßen, ohne die Häuser und Grundstücke in und um Augsburg. Die besten und vornehmsten Stellen im Reiche waren mit Fuggers besetzt, und mehrere reichsfürstliche Häuser rühmten sich der Verwandtschaft mit den fuggerschen Geschlecht. Bei ihnen fanden sich Sammlungen aller damaligen Kunstschätze und seltener Schriften; Mahler und Musiker wurden von ihnen besonders unterhalten, Künste und Wissenschaften mit Freigebigkeit von ihnen unterstützt. Ihre Wohnungen und Gärten waren Meisterstücke der Architektur und des damaligen Geschmacks, und so konnten sie wohl mit Anstand des Kaisers Majestät bei sich beherbergen; auch verliert, unter diesen Umständen, die Erzählung das Unglaubliche, daß, als Carl der Fünfte nach seinem Zuge gegen Tunis bei Graf Anton eingekehrt, dieser im Kamine ein Feuer von Zimmetholz angezündet und zu Ehren des Besuchs die große Schuldverschreibung des Kaisers in das Feuer geworfen habe. — Jetzt kann und mag es keiner dem Anton gleich thun! — Doch wenn wir der Fugger Industrie, Klugheit, Ehre und Einfluß rühmen, so dürfen wir nicht der Milde vergessen, der Fürsorge für Bedürftige, des Eifers, der sie befeelte, mit Worten und Thaten Gutes zu stiften, und jeglichem beizuspringen in Stunden der Noth und Verlegenheit. „An den edeln Fuggern,“ sagt der Spiegel der Ehren, „ward erfüllt des Heilands Aussage: „„gebet, so wird euch gegeben.““ Ulrich, Georg und Jacob, des wohlthätigen Jacobs Söhne, kauften in der jacobischen Stadt zu Augsburg Häuser, ließen sie niederreißen und bauten 106 kleine, die sie armen Bürgern gegen geringen Zins überließen; so entstand die Fuggerei, die unter diesem Namen, mit eigenen Mauern und Thoren versehen, jetzt noch besteht; Jacob stiftete auch noch besonders das sogenannte Holzhaus für 32 an den damals sehr wüthenden Plattern leidende Fremde; Hieronymus Fugger vermachte den Armen 2000 Fl. und ein Legat zu einem Hospital für 500 fuggersche Unterthanen zu Waltenhausen; Anton stiftete eine Schule, ein Stipendium für Studirende, ein Legat zur jährlichen Aussteuer drei junger Mädchen, das Schneidhaus auf dem Roßmarkte; seine Söhne errichteten das Holzhaus am Gänsestübel für venerische Kranke. Als treue Söhne der sogenannten allein seligmachenden Kirche waren sie besonders beflissen, auf dem Altar des Herrn große Opfer niederzulegen, und als die Reformation die Grundfesten ihrer Kirche erschütterte, da wirkten die Fugger mit allen ihren Kräften für die Sache ihres Glaubens. Sie

waren es, die zuerst die Jesuiten nach Augsburg riefen, und mit Gelden für Collegium, Kirche und Schule und reichlichem Golde beschenkten, wie denn auch viele andere geistliche Orden und Bruderschaften von ihnen mit Gut und Geld unterstützt wurden. Und ein frommer Glaube, ein heiliges Vertrauen sah in dem Reichthum und der Macht des Geschlechtes nur des Himmels sichtbaren irdischen Gegenstand für so viel Milde, Biederkeit und Güte. Nach den vorerwähnten Brüdern, Raimund und Anton, hat sich das Geschlecht in zwei Stämme getheilt, in die raimundische und Antonius-Einie. Jede hat sich achtmals wieder in mehrere Aeste getheilt, aber alle schreiben sich: Brasen Fugger von Kirchberg und Weißenhorn. Die raimundische Hauptlinie hat sich mit Raimunds zwei Söhnen wieder in zwei Aeste verbreitet: Johann Jacob der ältere stiftete die pfirtische, und Georg die kirchberg-weißenhornische Linie. Von der erstern (pfirtischen) ist nur noch der franz-bennoische Ast zu Götersdorf vorhanden; zwei andere sind erloschen. Die kirchberg-weißenhornische Linie blüht ebenfalls noch; ihr gehören die Grafschaft Kirchberg und noch vier Herrschaften mit überhaupt 14,000 Seelen und 10,000 fl. Einkünften. Die Antonius-Einie hatte drei Nebenlinien, die marr-, hanns- und jacobische. Die erstere ist seit 1676 im Mannestamme erloschen; von der hanns-fuggerschen Linie gibt es noch vier Aeste, nämlich Fugger Glött, Fugger Dierenheim, Brandenburg, Fugger Kirchheim und Fugger Nordenborn. Die letzte einer drei Einien, die jacob-fuggersche, blüht jetzt nur noch in der babenhausischen Branche, nachdem die wöllenburgische erloschen ist, und nach dem Absterben der hooßischen Nebenlinie sämtliche Besitzungen in jene Branche gekommen sind. Graf Anselm Maria Fugger von Babenhausen wurde vom römisch-deutschen Kaiser Franz II. am 1ten August 1803 nebst seiner männlichen Descendenz nach dem Rechte der Erstgeburt in den Reichsfürstenstand erhoben, und die Reichsherrschaften Babenhausen, Boos und Ketttershausen, unter der Hauptbenennung Babenhausen, zu einem Reichsfürstenthum erhoben. Das Fürstenthum Babenhausen, dessen Hauptort der Marktflecken Babenhausen an der Günz ist, enthält 6 Quadratmeilen, 11,000 Einwohner, und trägt 80,000 Gulden Einkünfte. Durch die Errichtung der Rhein- und des Rades (1806) kam sowohl dieses Fürstenthum, als die andern fuggerschen Besitzungen unter die Souverainetät des Königs v. Bayern; doch sind ihren Besitzern viele Vorrechte von Seiten der Krone Bayerns, durch besondere Verhandlungen, zugestanden worden. Den Flächeninhalt der gesammten fürstlich und gräflich fuggerschen Besitzungen, die zum Theil zerstreut liegen, schätzt man auf 21 Quadratmeilen und die Volksmenge auf 40,000 Seelen. Längst ist die Asche der alten Fugger erweht, doch unvergänglich ist der Ahnherren Ruhm, gegründet durch Thatkraft und Weisheit.

I.

Fühlhörner oder Fühlspigen nennt man die an dem Kopfe der Insecten, z. B. der Schmetterlinge, befindlichen gelenkigen Werkzeuge, welche halb faden-, bald federartig sind, und von Manchen für Werkzeuge des Gefühls gehalten werden.

Fühl- oder Sinnpflanze (*mimosa pudica*), faltet ihre Blätter zusammen, wenn sie berührt wird, allein ohne Berührung faltet sie dieselben den Tag über nicht. Hierher gehört auch die Kleeblattflappe (s. v. Art. *Dionaea*), bei welcher sich eine ähnliche Erscheinung zeigt.

Fulda, im ehemaligen oberrheinischen Kreise, war ursprünglich eine Abtei Benedictiner Ordens, im J. 799 vom heil. Bonifacius gegründet. Im J. 1752 wurde diese Abtei von dem Papste zu einem Bisthum erhoben. Im J. 1802 wurde es secularisirt, und dem Prinzen von Nassau-Oranien als ein Theil der Entschädigung für den Verlust der Statthalterschaft und seiner Domainen in den Niederlanden, überlassen. Nach der Schlacht von Jena ließ es Napoleon in Besitz nehmen und provisorisch administrieren, vereinigte es aber im J. 1810 mit dem Großherzogthum Frankfurt. Nach den Ereignissen am Ende des Jahres 1813 wurde das Land eine Zeit lang unter das von den verbündeten Mächten zu Frankfurt errichtete General-Gouvernement gestellt, durch den Beschluß des wiener Congresses aber größtentheils dem König von Preußen (den 1sten Juni 1815) überlassen; ein Theil davon ist später an Churhessen gekommen, und in demselben eine der preussischen ähnliche Organisation eingeführt worden. — Das Land hat ungefähr 37 Quadratmeilen Flächeninhalt und 90,000 Einwohner; die jährlichen Einkünfte wurden ehemals zu 525,000 Gulden angegeben. Es ist größtentheils mit hohen Bergen durchschnitten, hat große Waldungen, doch aber auch verschiedene fruchtbare Thäler, in welchen Getreide gebaut wird; außerdem wird viel Flachs erbozt, welcher als Garn und Leinwand verarbeitet, nebst dem Holz das Hauptproduct der Ausfuhr ist; einige Gegenden haben auch guten Weinbau, und die Viehzucht wird ebenfalls ein Gegenstand des Handels, so wie die Versendung des brückenauer Mineralwassers. Salz ist nothdürftig vorhanden. Die Stadt Fulda liegt an dem Flusse gleiches Namens, hat schöne öffentliche Gebäude und nach den neuesten Angaben 8157 Einwohner. Außer dem Feldbau ist der Garnhandel ein Nahrungszweig für die Stadt. In der Nähe liegt die Fasanerie, ein schönes Lustschloß.

Fulda (Friedrich Carl), ein scharfsinniger und origineller deutscher Sprach- und Geschichtsforscher, geboren den 13ten Sept. 1724 in der ehemaligen Reichsstadt Wimpfen in Schwaben, studirte zu Stuttgart, dann zu Tübingen und später (1749) zu Göttingen, und war zuletzt Pfarrer zu Engingen im Württembergischen. Ein Zufall führte ihm (1762) die deutsche Grammatik von Wopowitsch zu, die er sehr fehlerhaft fand, und dieser Umstand weckte seinen Forschungsgeist, der bald große Fortschritte machte. Die Beweise davon gab er zuerst durch die Abhandlung: Ueber die zweien Hauptdialecte der deutschen Sprache, welche 1771 von der königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen den Preis erhielt, und 1773 zu Leipzig im Druck erschien, dann durch sein größeres Werk: Sammlung und Abstammung germanischer Wurzelwörter nach der Reihe menschlicher Begriffe. Halle 1774., auf welches er die Grundregeln der deutschen Sprache, Stuttgart 1778, folgen ließ. Später erschien sein: Versuch einer allgemeinen deutschen Idiotikensammlung, Berlin 1788. Mehrere einzelne Abhandlungen von ihm über die deutsche Sprache sind in dem Deutschen Sprachforscher enthalten, den er gemeinschaftlich mit Rast in Stuttgart herausgab. In allen diesen Schriften zeigte Fulda philosophischen Scharfsinn, ausgebreitete Kenntniß der Sprachen und der Geschichte, und den mühsamsten Fleiß im Forschen. Seine Schreibart ist äußerst gedrungen und kurz, und gränzt oft selbst an das Räthselhafte. Die häufigen Lücken, die sich in der Reihe seiner Gedanken finden, erschweren das Lesen seiner Schriften, und haben selbst veranlaßt, daß man verschiedene seiner Sätze als willkürlich und unermessen an-

Lebte den Sprachen beschäftigte sich Fulda auch mit Untersuchungen historischer und antiquarischer Gegenstände; mehrere einzelne Abhandlungen darüber, z. B. von der Gothen Herkunft, von den Gottheiten der Germanen u. s. w. sind von ihm in verschiedene Sammlungen eingereicht worden. Seine historischen Kenntnisse und seinen Ueberblick der Geschichte bewährte er durch ein Werk, das die Frucht eines zwanzigjährigen Fleißes war: Geschichtskarte, in 12 großen illuminirten Blättern, Basel 1782, und Ueberblick der Weltgeschichte zur Erläuterung der Geschichtskarte, Augsburg 1783. Bei allem Scharfsinn, mit welchem dieses Werk abgefaßt worden, ist es doch zum wirklichen historischen Gebrauch nicht ganz geeignet. Seinen Commentar über den Alphilas, nebst der lateinischen Interlinearversion, einem daraus gezogenen Glossar und einer mosogothischen Grammatik, hat Zahn in seiner Ausgabe des Alphilas 1805 bekannt gemacht, und zugleich Notizen über Fulda und seine hinterlassenen Handschriften mitgetheilt. Fulda war übrigens ein äußerst thätiger und in seinem ganzen Wesen originaler Mann. Die Lehrbücher, deren er sich beim Unterrichte seiner Kinder bediente, schrieb er selbst. Dabei beschäftigte er sich viel mit mechanischen Arbeiten, und die gewöhnlichen Zimmergeräthschaften in einem Hause waren größtentheils von ihm selbst, oder doch nach seiner Angabe und durch Werkzeuge von seiner Erfindung, verfertigt. Er starb zu Enzingen am 11ten December 1788 im 64ten Jahre seines Alters.

Fulton (Robert), ein berühmter Mechaniker in Nordamerika, Erfinder der Dampfböte, geboren in der Grafschaft Lancaster in Pennsylvania 1767, gestorben den 24ten Februar 1815. — Franklin's Bligableiter und Fulton's Dampfboote sind zwei wichtige Fortschritte in der Cultur, welche die alte Welt der neuen bis jetzt schon verdankt. — Der junge Fulton, dessen Vater unbemittelt war, wurde nach Philadelphia bei einem Goldschmidt in die Lehre gegeben. Er zeigte hier viel Talent und Geschmac im Zeichnen; seine Armuth würde ihn jedoch verhindert haben, sich zu heben, wenn nicht ein glücklicher Zufall ihm durch einen seiner Landsleute die Mittel verschafft hätte, sich nach London zu begeben, um daselbst unter dem berühmten West, einem gebornen Americaner, die Malerei zu studiren. Nachdem Fulton hier einige Jahre sehr fleißig studirt hatte, war er selbst mit seinen Fortschritten in der Kunst wenig zufrieden, und gab alle Hoffnung auf, je ein berühmter Maler zu werden. Er beschloß daher, seine Talente auf andere Gegenstände zu wenden. Er kam in Verbindung mit einem seiner Landsleute, Ramsay, einem sehr geschickten Mechaniker, der in der Absicht nach London gekommen war, die Dampfmaschinen und andere nützliche Erfindungen kennen zu lernen, und sie in sein Vaterland, Virginien, zu verpflanzen. Fulton warf jetzt den Pinsel weg und widmete sich ganz dem Studium der Mechanik. Während er sich damit beschäftigte, bewog ihn sein Landsmann Barlow, nachmaliger Gesandter der nordamerikanischen Staaten in Frankreich, nach Paris zu kommen, um da an einem Panorama zu arbeiten. Diese Arbeit verschaffte ihm Ansehn und Verdienst; er konnte nun länger in Paris bleiben und sich den mechanischen Studien ausschließend widmen. Barlow, der ihm selbst sein Gedicht, die Colombiade, zueignete, brachte ihn in Verbindung mit einigen Mitgliedern des Nationalinstituts und mit verschiedenen französischen Ingenieuren; der Umgang mit diesen Männern und ihre Schriften erweiterten den Kreis seiner Ideen, und aus dieser Periode rühren die Erfindungen her, die er in der Folge bekannt

machte. Es sind folgende: 1) eine Mühle, um Marmor zu flach und zu poliren. 2) Ein System, die Canäle schiffbar zu machen, welches er unter dem Titel: Ueber die Verbesserung der Canalschiffahrt, London 1796. 4. mit 17 Kupfern herausgab. 3) Eine Maschine, um Seile und Taue zu machen; der einfache Mechanismus dieser Maschine kann durch Wasser in Bewegung gesetzt werden, erfordert wenig Raum und nur einen Arbeiter. 4) Ein Kahn, um unter dem Wasser zu schwimmen. 5) Der Torpedo, eine Maschine, um feindliche Fahrzeuge im Wasser in die Luft zu sprengen. 6) Das Dampfboot. Fultons wichtigste Erfindung, und die seinen Namen unsterblich machen wird, ist unstreitig das Dampfboot (s. den Art. Dampfboot). Er bot diese Erfindung in Frankreich und England an, aber vergebens. In Paris machte er auf der Seine den ersten Versuch damit; aber vielleicht lag es in der Beschaffenheit des Flusses, daß selbst ausgezeichnete französische Mechaniker keinen großen Erfolg von dieser Erfindung erwarteten. In London lehnte man es, vielleicht aus Stolz, ab, Gebrauch davon zu machen, den man später, nachdem man den Vortheil eingesehen, gern davon gemacht hat. Fulton wendete sich nun zu seinen Erfindungen in sein Vaterland, Nordamerika. Das erste Dampfboot wurde unter seiner Anleitung zu Newyork von Brown im Jahre 1807 erbaut. Seitdem sind die Dampfboote fast auf allen großen Flüssen in Nordamerika eingeführt worden, und der große Vortheil, den diese Fahrzeuge in einem Lande, das, wie Nordamerika, mit schiffbaren Flüssen durchschnitten ist, gewähren, ist nicht zu berechnen. Fulton hatte das Schicksal vieler andern Erfinder. Zwölf Jahre hindurch hatte er sich in Europa und Amerika bemüht, den Gebrauch der Dämpfe bei der Schiffahrt einzuführen; aber er fand fast überall Schwierigkeiten, kalte Aufnahme, leere Versprechungen. Endlich überzeugte er die Regierung seines Vaterlandes durch die imponirenden Resultate seiner Versuche. Der Congress erteilte ihm ein Patent, auf den größern Flüssen Amerika's die Dampfschiffahrt allein während der, für die Dauer der Patente gesetzlich bestimmten Zeit betreiben zu dürfen. Aber Fulton, arm wie Columbus, war durch Geldverlegenheiten gezwungen, sein Privilegium für die mehrsten amerikanischen Flüsse um heringe Preise zu verkaufen. Nur für zwei Flüsse hatte er noch das Privilegium, als er unter Nahrungsorgen und in dem Unmuth starb, seiner Familie eine Schuldenlast von mehr als 100,000 Dollars hinterlassen zu müssen. Fulton hatte im J. 1810 von dem Congress eine Summe von 5000 Dollars erhalten, um seine Versuche, die Zerstörungsmaschine, Torpedo, zu vervollkommen, fortsetzen zu können. Was er hierin geleistet habe, ist nicht öffentlich bekannt geworden. In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte ihn hauptsächlich der Gedanke, ein Kriegsschiff mit einer Dampfmaschine zu erbauen. Die Ausführung entsprach seiner Idee vollkommen; der Congress unterstützte ihn in diesem Projecte, und befahl, daß nach seiner Angabe zu Newyork ein solches Kriegsschiff (Dampfregatte, steam frigate), 145 Fuß lang und 55 Fuß breit, erbaut werden sollte. Fulton starb wenige Tage vor der gänzlichen Vollendung dieses seines letzten Werks; sein Tod wurde als ein Verlust angesehen, und seine Beerdigung zu Newyork geschah sehr feierlich. Fulton fand, ehe er seine Erfindung zu Stande brachte, Hindernisse und Widersprüche aller Art; aber auch, nachdem seine Versuche fast über sein Erwarten gelungen waren, er allgemeinen Beifall erhielt, und verschiedene gelehrte Gesellschaften seines Vaterlandes ihn als Mitglied aufgenommen hatten, mußte er doch

den letzten Zeiten seines Lebens mancherlei Kümmernisse erfahren. Besonders trankte es ihn tief, und war vielleicht die entfernte Ursache seines Todes, als, bei Gelegenheit eines Processes über das Privilegium der Dampfschiffahrt auf einem der nordamerikanischen Flüsse, der advocat der Gegenpartei ihm die Ehre der Erfindung streitig zu machen suchte. Es waren allerdings schon früher ähnliche Ideen vorgebracht worden. In einem italienischen Werke (*Lettere di Fisica sperimentale di Serrati, Firenze 1787*) ist ein kleiner Feuerkahn beschrieben, der, ohne Hülfe des Windes, durch sich selbst geht. Im Jahre 1783 hatte der Marquis Jouffroy auf der Saone bei Lyon häufige Versuche mit einem Kahne gemacht, der durch eine Feuerpumpe in Bewegung gesetzt wurde. Wie aber auch immer diese Ideen und Versuche beschaffen gewesen seyn mögen, so bleibt doch Fulton immer das Verdienst, daß er der Erste gewesen, der die Schwierigkeiten zu heben wußte, welche der Ausführung bis dahin im Wege gestanden hatten, und daß er ein neues Fahrzeug hervorgebracht, dessen große Vorzüge nicht zu verkennen sind und das in der Folge gewiß noch sehr vervollkommenet werden wird (s. auch d. Art. Dampfboot).

Fundamentalbaß (von Fundament, Grund, Grundlage), der Grundbaß in der musikalischen Begleitung, welcher gesunden wird, wenn man eine Harmonie auf ihren Stammaccord zurückführt, welchen der Generalbaß lehrt. S. Grundbaß.

Fundirte Schuld, **Funds** oder **Stocks**, heißen diejenigen englischen Staatsschulden, deren Zinsenbezahlung durch Anweisungen auf erlassene Taxen sicher gestellt sind. Es gibt derselben verschiedene, und sie werden entweder nach den festgesetzten Procenten (3 Proc. Stocks) oder nach andern Umständen (z. B. nach den Jahren, da sie erborgt worden) benannt. Das Steigen und Fallen dieser Papiere ist der Gegenstand eines sehr ausgebreiteten Handels, der nicht selten in Bucher Stock-Jobbery) ausartet. Eine andere Gattung der Staatsschulden sind die nicht fundirten oder Interimssicherheiten, Navy, Vicualing und Transportbills, Exchequerbills (Schatzkammerscheine, zu deren Einlösung jährlich eine gewisse Summe bestimmt wird) u. a. Diese werden, wenn ihr Betrag zur Reife gelangt, consolidirt und ebenfalls in Stocks verwandelt. Aus der fundirten, nicht fundirten Schuld und den Annuitäten (wenn durch Bezahlung der Interessen in bestimmten Jahren zugleich das Capital abgetragen wird) ist die Nationalschuld Großbritanniens zusammengesetzt. (S. d. Art. England und Fonds.)

Fungiten sind Korallenschwämme, den Schwämmen ähnliche Versteinerungen.

Für und vor. Die häufigen Verwechslungen dieser beiden Wörter veranlassen uns, den Gebrauch jedes Einzelnen etwas bestimmter anzugeben. **Für**, eine Präposition, die immer mit dem Accusativ der vierten Beugungsfall verbunden wird, bezeichnet 1. dasjenige Verhältniß zweier Dinge, da das eine anstatt des andern da ist; a) von Personen und Sachen, wenn die eine die Stelle der andern vertritt, für anstatt; b) im Handel und Wandel, wo es dem Preise oder Belde vorgesetzt wird; c) wenn eins anstatt des andern ist, der Beschaffenheit nach, sie mag die wahre seyn oder nicht, in welchem Falle man zuweilen als dafür setzen kann: z. B. er gilt für gelehrt; ich halte es für Pflicht u. s. w. Hieher gehört auch der Gebrauch, für mit dem fragenden Fürworte was zu verbinden, um nach einer Beschaffenheit, zu fragen oder eine Verwunderung auszudrücken, z. B.

was für Leute sind es? 2. Bezeichnet für den unmittelbaren Gegenstand einer Handlung oder Wirkung, oder auch eines Zustandes und eine gewisse Beziehung auf denselben; z. B. ich zittere für dich, für die Zukunft sorgen; ich hege Ehrfurcht für den Redlichen. Besonders häufig bezeichnet für den Gegenstand eines Nutzens, Vortheils, Vergnügens, Nachtheils u. s. w., in welchen Fällen man oft den sogenannten Dativum commodi dafür setzen kann, z. B. der Rock ist für mich zu groß, oder der Rock ist mir zu groß. Tadelnswerth und zu vermeiden ist der Gebrauch des Wortes für statt wider, gegen; z. B. ein Mittel für das Fieber, allenfalls noch vor das Fieber. Nicht sagt man: das schützt für Durst, sondern vor Durst; Alter schützt vor Thorheit nicht. Dagegen sagt man: etwas für die lange Welt thun. 3. Oft dient für zur nähern Bestimmung der Person, von der die Rede ist; z. B. ich für meine Person, für mein Theil. 4. Auch dient es zur nähern Bestimmung der Zeit und des Orts; z. B. für jetzt, für heut, fürs erste, Mann für Mann, Stück für Stück. Selbst unsere besten Schriftsteller verwechseln zuweilen für mit vor; solche Beispiele dürfen nicht irre führen, und wenn Schiller z. B. sagt:

Was grau für Alter ist, das ist ihm heilig,

und Göthe: der ernsthafteste Römer, der sich das ganze Jahr sorgfältig für jedem Fehltritt hütet, so ist das ein Eigensinn, der nur solchen Meistern zu üben verstattet ist. Die Präposition vor, welche bald mit dem Dativ, bald mit dem Accusativ verbunden wird, hat folgende Bedeutungen. Mit dem dritten Fall, wo es den Begriff der Ruhe hat: drückt es aus: 1. Ein Erscheyn der Zeit nach, z. B. eine Stunde vor Tage; er starb vor ihm (früher als er); vor dem Bruder etwas bitten (früher als der Bruder oder in seiner Gegenwart). 2. Eine Ortsbeziehung; z. B. vor einem stehen, knien, vor der Thüre sitzen. In uneigentlicher Bedeutung bezeichnet vor a) einen Vorzug: z. B. das ist mir vor allen lieb, das hat er vor ihm voraus; b) eine Gegenwart, z. B. vor meinen Augen; Gott vor Augen; schäme dich vor mir, vor einem verstummen; vor einem fliehen; sich vor einem versieken; vor etwas sicher seyn; endlich c) eine wirkende Ursache, wobei zugleich die Wirkung bezeichnet wird, welche sie hervorbringt; z. B. vor Hunger sterben, vor Durst schmachten, vor Angst vergehen, vor dem Tode beben. Mit dem Accusativ bezeichnet vor eine Bewegung oder Richtung nach dem vordern Theil eines Dinges, so daß es dem Raume nach und in Bezug auf den Sprechenden eher kommt als jenes Ding, im Gegensatz von hinter. Dahin gehören auch die Redensarten: die Sache geht vor sich, ich kann nichts vor mich bringen u. s. w. Im Allgemeinen ist zu bemerken, daß vor und für einetlei Ursprungs und eigentlich einerlei Wort sind, so daß man sie ehemals ohne Unterschied für einander gebrauchte. Da man aber mehr Bestimmtheit in die Sprache brachte, unterschied man sie, wie billig, weil der Sinn sehr verschieden ist zwischen: vor jemanden in den Tod gehen und für jemand in den Tod gehen, vor jemanden und für jemand sprechen u. s. w. Vor hat die eigentlichen und einige der nächsten uneigentlichen Bedeutungen von denen, welche beiden Wörtern sonst gemeinschaftlich waren, behalten, die weitem uneigentlichen aber sind dem Worte für zu Theil geworden. Nur in Einem Falle, wenn es mit gewissen Substantiven eine Ordnung bezeichnet, scheint es zweifelhaft, welches richtiger ist, denn man sagt: Tag vor Tag, Mann für Mann, Schritt vor Schritt u. s. w. Doch neigt sich das Ueber-

erwicht auf die Seite des für. Haben wir eben einige Beispiele eines solchen Gebrauchs des für angeführt, so können wir es in gleichem Sinne von vor thun. Klopstock sagt unter andern unrichtig:

Dir nur ist es bekannt, mit was vor Eignuth wir damals,

Du, mein Vater, und ich und der Geist die Erlösung beschlossen.

Furca oder Gabelberg, ein 13,171 Fuß hoher Berg im Walliserlande, der deshalb so genannt wird, weil das Land, von ihm erabgesehen, einer Gabel gleicht, da die Berge sich auf beiden Seiten hinziehen, wie die Zinken einer Gabel. Nach Anderer Auslegung hat er diesen Namen von seinen zwei höchsten Spitzen. Er liegt auf der nordöstlichen Seite vom Walliserlande, und macht den Hauptmittelpunkt der hohen Alpen. Von Südwesten her zieht sich bis zu ihm die höchste Kette, welche Wallis und Piemont trennt, und von ihm erstreckt sich die fast eben so hohe Kette gegen Westen, durch welche das berner Oberland an Wallis gränzt. Auf der Ostseite schließt er sich an den St. Gotthard an, und das Hauptgebirge erstreckt sich von da seinen weitem Zug längs der Sudgränze von Graubünden fort. Auf der walliser Seite entsteht aus dem von zwei Gletschern kommenden Wasser die Rhone, welche ihren Lauf südwestlich nimmt. Auch entspringen auf dem Gebirgsstocke, dessen Mittelpunkt die Furca macht, die nach verschiedenen Richtungen strömenden Flüsse Reuß, Aar, Rhein und Ticino. Auf dem höchsten Gipfel der Furca bezeichnet ein Kreuz die Gränzscheide zwischen Wallis und dem Thal Urseren im Canton Uri.

Furcht ist lebhaftes Besorgniß der Gefahr, oder jedes (oft nur eingebildeten) Uebels, dem wir unsre Kraft zum Widerstande nicht gewachsen fühlen. Die Grade derselben sind Bangigkeit, Angst, Grausen und Entsetzen. Wem die Fertigkeit, zu fürchten, beivohnt, der ist furchtsam; wer sich leicht faßt, die Gefahr mit Ueberlegung zu bestehen, muthig; wer nicht leicht in Furcht gesetzt werden kann, unerschrocken. Wem der Muth mangelt, der ist feig; wem Unerschrockenheit mangelt, schüchtern, d. h. er kann durch Furcht erregende Vorstellungen oder fremde Benennungen leicht erschreckt werden. Diese Schüchternheit ist ein bleibender Zustand, das Erschrecken hingegen ist vorübergehend; auch der Muthigste kann in Schrecken gesetzt werden. Es ist daher ein Unterschied unter Furcht und Furchtsamkeit. Jene gehört zu den Affecten, welche der Hoffnung entgegensteht, und wirkt oft unwillkürlich, aber auch nur vorübergehend, diese liegt im Charakter, und ist bleibend. Wer sich fürchtet, thut es beim Anblick der Gefahr, der Furchtsame in weiter Entfernung von ihr, denn sie konnte ja näher kommen, er flieht, und glaubt ihr kaum entfliehen zu können. Furchtsamkeit ist eine Folge physischer Eindrücke auf unser Empfindungsvermögen, durch körperliche Beschaffenheit und Erziehung verstärkt und befestigt. Eine ängstliche Betrübsamkeit charakterisirt das ganze Betragen des Furchtsamen, herrscht in seinen Reden, seinem Gange, seinen Bewegungen und seinem Gesichte. Seine Stimme ist verzagt, leis, ängstlich, eben so sein Gang. Im Umgange ist er mehr kriechend als höflich, denn er glaubt, sich nicht genug vorsehen zu können, damit er Andere nicht reize.

dd.

Furchtbar ist ein Gegenstand, wenn man ihn so beurtheilt, daß, im Fall man ihm Widerstand leisten wollte, aller Widerstand doch vergeblich seyn würde, oder wenn seine Vorstellung wenigstens lebhafteste Furcht erregt. So können imposante Massen, die den Ein-

Furz brohen, Verbunkelung des Himmels bei einem aufziehenden Gewitter, furchtbar seyn. Im Aesthetischen erregt das Furchtbare bisweilen den Eindruck des Erhabenen. *S. Pathos.* dd.

Furien, s. Erinyen und Eumeniden.

Furioso bezeichnet in der Musik nicht sowohl eine Art von Bewegung, als Charakter im Ausdruck, und wird daher auch nur als Beiwort gebraucht, z. B. Allegro furioso. Das Wilde und Rasende, worauf dieser Ausdruck hindeutet, wird nicht durch eine übermäßige Geschwindigkeit, wie man irriger Weise glaubt, bestimmet, sondern ein wilder und rauher Accent im Vortrag entscheidet hier mehr als Bewegung, und dieser wird von Seiten des Compositors in Absicht auf Ausführung besonders begünstigt durch fremde harte Ausweichungen, aushaltende Dissonanzen, Forzato's, unerwartete und plötzlich eintretende Forte's, chromatische Fortschreitungen im Einklang und ähnliche Hülfsmittel mehr.

Fürst. Das Wort ist abgeleitet von der Partikel Für, in so fern dadurch etwas Vorderes, Früheres, in einer Reihe Vorrangstehendes bezeichnet wird (s. h. Art. Für). In der Steigerung (dem Comparativ) hatte die altdeutsche Sprache Furica, d. i. früher, eher. In der höchsten Steigerung (Superlativ) Furist und zusammengezogen: Fürst, das Allerfrüheste, Erste in der Reihe, Höchste. (Bei den Engländern noch First, das Erste; bei den Holländern de Voorst.) So kommt ein gefürstetes Dach vor, ein sehr hohes Dach, das höchste Dach; des Hauses fürstlicher Theil, der Giebel des Hauses. Fürst selbst als Substantivum (daher Forst) hat die Bedeutung des Giebels, Gipfels. In der Sprache der Franken kommt es als Bezeichnung einer persönlichen Würde vor, und bedeutet den, der im Kriegsheer voransteht, den Heerführer, Herzog (Heer:zog), wodurch er zugleich ein so hohes Ansehen gewann, daß er auch im Frieden als der erste galt. Was er im Kriege gewesen, ward er auch im Frieden, Befehlshaber, Regent. Als die Franken unter den germanischen Stämmen der vorherrschende wurden, erhielt dieses Wort eine allgemeine Gültigkeit, und man bezeichnete damit jedes Staatsoberhaupt. Wer sieht nicht, daß in der richtig verstandenen Etymologie dieses Wortes die Geschichte der Entstehung der Fürstenwürde liegt, wenigstens bei uns Germanen! Mit nur geringen Modificationen aber auch bei andern Völkern. Zufall und Umstände stellten in jedem größern oder kleinern Menschenverein einen an die Spitze, der sich durch Körper- und Geisteskraft auszeichnete, oder durch Reichthum ein Uebergewicht erhielt. Die Würde des Fürsten veranlaßt nicht bloß eine staatsrechtliche, sondern auch eine historische Untersuchung, und auf diese beschränken wir uns hier. Wir sehen, daß Fürst ein Allgemeinbegriff ist, denn es gibt Fürsten von verschiedenem Grad und Rang: Kaiser, König, Churfürst, Erzherzog, Großherzog, Herzog; souveraine und nicht souveraine Fürsten. Woher kommt dieser Unterschied? In der alten Geschichte findet er sich nicht. Da kennt man bloß Eine Art von Monarchen, die Könige, und bei den Römern, als auf den Trümmern der Republik ein Fürstenthum aufgebaut wurde, die Cäsaren, nach dem ersten der die ganze Folge veranlaßt hatte, Julius Cäsar benannt; nur ein anderer Titel statt des königlichen, den die Römer hatten. Der Unterschied ist also bloß in der neuern Geschichte begründet und hier zwar durch die mächtige Nation der Germanen, die in Europa

ersiehend wurde, und deren Stämme nach Italien, Frankreich, Spanien und Britannien drangen. Wenn wir die Römer von Königen und Fürsten der Germanen reden hören, so müssen wir uns hüten, solche Begriffe damit zu verbinden, als jetzt gewöhnlich sind. Ein solcher König ist nur den Rariken zu vergleichen. In Kriegszeiten, so mehrere Stämme gemeine Sache machten, folgten sie einem gemeinschaftlichen Heerführer, dem Herzog, der auch Fürst hieß, als der Vorderste. Mit dem Kriege hörte sein Befehl auf; im Frieden war jeder Stamm wieder für sich. Hier wählte die Volksversammlung in voller Versammlung sich einen Häuptling (Hovetling) und in Urkunden des 15ten Jahrhunderts), rex und princeps von den Römern genannt. Die Erbstätte des Gewählten hieß der Hof Reichthof, Hauptthof), an welchem die öffentlichen Versammlungen gehalten wurden. Man sollte meinen, daß man zu Häuptlingen vornehmlich Männer von Jahren und Erfahrung gewählt haben werde; auch hat es nicht an solchen gefehlt, die behaupteten, Männer, in Beschäften grau geworden, habe man dazu erwählt, und sie deshalb Grau, Grave genannt (graviones), woraus das heutige Wort Graf erwachsen. Doch scheint es, könne man das nur mit einiger Einschränkung annehmen. Ausdrücklich sagt Tacitus (Germ. .): „die Könige (Häuptlinge) nehmen sie ihres Adels, die Herzoge ihrer Tapferkeit wegen.“ Weiß man nun, was Tacitus unter Adel meint (c. 25.), so sieht man leicht ihren Ursprung aus Reichthum und Landeigenthum hervorgehn. Wahrscheinlich aber erweiterte sich das Ansehn, wo König und Herzog, der adeliche Reiche und der tapfere Heerführer, sich in einer Person vereinigten. Indem nun ein Stamm, eine Gemeinde, die mit andern in Fehde war, diese überwältigte, verschmolzen beide in Eins, und es entstanden größere Gebiete. Daraus erklärt sich, was Tacitus anderwärts sagt (c. 12.): „auf den Volksversammlungen habe man auch die Fürsten gewählt, wie in Gauen und Flecken Recht gesprochen.“ Diese scheinen demnach unter den Fürsten gestanden zu haben, und wenigstens die Folgezeit spricht dafür, daß diese Unterrichter Grafen gewesen. (S. Gau-Graf). Allmählig sieht man die meisten kleinen Nationen, die Tacitus anführt, verschwinden und wenige größere treten auf, in welche wahrscheinlich die überwältigten einverleibt sind. Am meisten ragen die schon unter Gordian (237 — 244) in Gallien treifenden Franken hervor, deren Ruhm die übrigen deutschen Völker verbunkelte. Tramer mehr vergrößerten die Fürsten ihr Ge-
folg, und bildeten dadurch gleichsam ein stehendes Heer gegen die Nation selbst. Wir finden in den Formeln des Markulph und mehreren Stellen bei Gregorius von Tours, daß bei den Franken der Eid der Treue eingeführt wurde, welchen nicht bloß das Gefolge, sondern auch das Volk selbst, daß jedoch immer noch die gesetzgebende Gewalt hatte, dem Fürsten ablegte. Hiedurch änderte sich bald manches in der Verfassung, und als eine Hauptveränderung muß man es ansehen, daß die Herzoge und Grafen nicht mehr von dem Volke gewählt, sondern von den Fürsten, die jetzt schon mit größerem Rechte Könige hießen, eingesetzt wurden. Die fränkischen Könige setzten Herzoge in die aus mehreren Gauen bestehenden Provinzen, als Kriegswesen darin zu besorgen, und die Einwohner zur Kriegszeit in das Feld zu führen. Grafen wurden über die Gauen als Richter gesetzt, und sprachen das Recht, nicht in eignem, sondern in des Königs Namen. Im Jahr 486 vernichtete der fränkische

König Chlodwig durch den Sieg bei Soissons den Rest der römischen Herrschaft in Gallien, welches fortan den alten Namen zu dem des Franken-Reiches (la France, Frankreich) austauschte. Chlodwig (Ludwig) wurde Stifter der fränkischen Monarchie. Er und seine Nachkommen vergrößerten dieselbe; doch war ihre Größe wechselnd. Theils durch öftere Theilungen, theils durch innere Kriege, welche die fränkischen Könige immerwährend führten, enkräfteten sie sich. Alle Staatsgewalt kam endlich in die Hände des Major Domus, und einer derselben, Pipin der Kleine, bemächtigte sich 752 des Throns der Franken. Unter seinem Sohn, Carl dem Großen, stieg das Reich der Franken zu dem Gipfel seiner Hoheit und Macht. Am 25ten December des Jahres 800 setzte Papst Leo III. dem mächtigen Carl in Rom die alte Krone der Cäsaren auf das Haupt, und als römischer Kaiser beherrschte dieser nachher das Reich der Franken, Italien, einen Theil von Spanien, Deutschland, Böhmen und einen Theil von Ungarn. Hatte einer den Wunsch, allein zu herrschen, so war es Carl, und er erlaubte nichts, was zur Befriedigung seines Wunsches führen konnte. Da er einsah, daß die Macht der Herzoge dem Monarchen gefährlich werden könne, ließ er diese nach und nach eingehen, und sicherte dadurch den Thron. Aber nur die Würde Carls erbte in seinem Stamme fort, nicht sein Geist. Was er vereinigt hatte, vermochten seine Nachfolger nicht zusammenzuhalten. Zwar vereinigte der unselige Carl der Dicke auf kurze Zeit fast das ganze fränkische Reich wieder unter seinem Scepter, aber mit seiner schimpflichen Absetzung im J. 887 zerfiel das Reich wieder in seine vorigen Theile, und die fränkische Kaiserwürde ging auf Deutschland über. Während der Zeit hatten die Einbrüche fremder Völker in dieses Land die Einführung der Herzoge, wenigstens in den Grenzprovinzen, wieder nöthig gemacht. Schon im J. 847 war von Ludwig dem Deutschen ein Herzog in Thüringen, zur Beschützung dieser Gränze gegen die Sorben-Wenden, und ein eigener Herzog in Sachsen, eingesetzt; um 907 erhielten Bayern und das rheinische Franken Herzoge. Da diese Herzoge und Grafen an Macht jetzt immer wuchsen, so fingen beide an, ihre Ämter erblich zu machen, sich der Gewalt der Kaiser zu entziehen, und die ihnen verliehene Macht nicht als kaiserliche Beamte, sondern als ein eigenthümliches Recht auszuüben. Bald mußten sich die ehemaligen Vasallen und abhängigen Beamten des Kaisers auch an, die Nation zu repräsentiren. Es mußte ihnen von den Kaisern zugestanden werden, sie in ihren Rechten und Würden zu schützen, ihren gemeinschaftlichen Rath in Staatsangelegenheiten zu gebrauchen, und sie als wahre Rathgeber in Reichsgeschäften anzusehen. Der coblenzer Vertrag von 860 wird deshalb als eins der ersten Reichsgrundgesetze, zu Begründung der, durch Reichstände eingeschränkten, deutschen Reichsverfassung angesehen. Ein Uebergewicht mehr erhielt dieser Herrenstand noch, als nach dem Tode Ludwigs des Kindes zu Anfang des 10ten Jahrhunderts Deutschland aufhörte, ein Erbreich zu seyn, und seit Konrads I. Regierung (912) ein Wahlreich wurde. Schon unter der Regierung der sächsischen Kaiser, die auf Konrad folgten (919 — 1024), zeigten sich die Folgen davon; denn wir finden, daß die Fürsten ihre Lande, zwar nur noch als des Kaisers Vasallen, aber doch erblich besaßen, und daß ihre Stimmen auf den Reichsversammlungen, bisher bloß beratend, fortan entscheidend werden. Unter

den fränkischen Kaisern (1024 — 1125) versammeln sie sich zwar noch am Hoflager, um als Vasallen dem Reichsoberhaupt ihre Dienste zu erweisen, entziehen sich derselben aber immer mehr, bis sie unter Heinrich IV. (1056 — 1106) fast die schuldige Achtung verlegen. Unter diesem Kaiser war es auch, daß die Herzoge und Grafen anfangen Landeshoheit auszuüben, womit es bald so weit gedieh, daß sie unter Lothar II. von Sachsen (1125 — 1137) als wirkliche Landesherren ihrer Provinzen erschienen. Die Vorrechte nun, welche die Fürsten in der Periode der fränkischen Kaiser ertrugt und erstritten, bisher aber doch nur usurpirt hatten, fanden sie Gelegenheit, unter den nachfolgenden schwäbischen Kaisern bestätigt und für rechtmäßig erklärt zu erhalten. Die geistlichen Reichsstände gingen voran, die weltlichen folgten. Im Jahr 1232 ließ ihnen Friedrich II. eine Urkunde ausfertigen, nach welcher jeder Fürst alle Freiheiten und Gerichtsbarkeiten nach der Gewohnheit seines Landes ruhig haben sollte, er möge damit belehnt seyn, oder es als Eigenthum besitzen. Von dem Datum dieser Urkunde an waren die bisherigen Usurpationen in wohlgegründete Rechte umgeschaffen. Jeder Fürst, Graf und Herr war in seinem Lande, jeder Abt und Bischof in dem zu seinem Stift gehörigen Gebiete wahrer Regent. Auf diese Weise wurde Deutschland ein Innbegriff einiger hundert besonderer Staaten, an Größe, Namen und Verfassung eben so sehr als durch ihre Regenten verschieden. Diese Menge von Staaten mit unvollkommenen Souverainetätsrechten, durch ein gemeinschaftliches Oberhaupt unter einander verbunden, machten einen Staatskörper aus, das deutsche Reich genannt. Da es ein Wahlreich war, so erhielten die Stände dieses Reichs natürlich das Wahlrecht, das ehedem dem ganzen Volke zugestanden hatte. Bald kam aber dieses Geschäft unter der Gestalt einer Vorberathschlagung in die Hände einiger wenigen Fürsten, die hernach nur die Zustimmung der übrigen erwarteten. Die Wahl fiel an die Fürsten und Bischöfe, welche Erzämter bekleideten, die sich seit Otto I. (936) im stillen Gange der Zeit gebildet hatten, so daß die geistlichen Fürsten, als Kanzler, Staatsbedienungen, die weltlichen hingegen Hofbedienungen als Erzämter hatten. Hierdurch traten die drei Erzbischöfe von Mainz, Trier und Eöln, und mehrere weltliche Fürsten in eine größere politische Wichtigkeit. Bei der Wahl Friedrichs I. (1152) wird ausdrücklich erwähnt, daß sie von sechs bis acht Reichserzbischofen geschehen sey. Bei jeder neuen Kaisermahl wurde der Antheil der übrigen Fürsten geringer; in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts wurden sie selbst von der Vorwahl ausgeschlossen, und die sieben Stimmführer versammelten sich allein zur Wahl oder Chur, wovon sie Churfürsten hießen. Durch den Churverein im Jahr 1338 und die goldne Bulle Karls IV. vom Jahr 1356 wurde das Churcollegium vollends ausgebildet. Auf solche Weise entstanden die verschiedenen Fürstentitel. Nur die Churfürsten waren Deutschland ausschließlich eigen, in andern Ländern findet man die andern Titel auch, weil fast alle großen Staaten erst in der Folge der Zeit aus kleineren zusammenfloßen.

Fürstenberg, (Friedrich Wilhelm Franz Freiherr von), Domherr zu Münster, aus einem der ältesten Geschlechter des westphälischen Adels, das den hohen Domstiftern viele Mitglieder und einige Fürsten (z. B. den trefflichen Bischof von Paderborn, Ferdinand, den Verfasser der für die deutsche Geschichte wichtigen Mo-





sollte die österreichischen Niederlande, mit Ausnahme von Eurenberg und Namur, unter dem Titel eines Königreichs von Burgund erhalten. Der Churfürst ward von dem österreichischen Gesandten, Freiherrn von Lehrbach, der Herzog von Zweibrücken, als präsumtiver Erbe, von dem russischen Gesandten, Grafen von Romanzow, zu diesem Zweck beauftragt, und dem Churfürsten und dem Herzoge, auf jener Abtretung, noch die Summe von drei Millionen Gulden des Oesterreich versprochen. Zugleich erklärte man dem Herzoge, daß nur der Einwilligung des Churfürsten versichert wäre, und daß die Sache auch ohne ihn zu Stande kommen würde. Der Herzog aber erwiderte, er werde nie in die Vertauschung der Länder seiner Vorfahren einwilligen, und wandte sich deshalb von neuem an den König Friedrich II. von Preußen. Dieser unterstützte sogleich das von dem Herzoge an die Kaiserin Catharina von Rußland erlassene Schreiben mit allem Nachdrucke, und erhielt die Erklärung, daß die Kaiserin diesen Tausch als nützlich für beide Theile betrachtet habe, daß aber derselbe von dem freien Willen beider Theile abhängen müsse. Ob nun gleich auch Ludwig XVI., als Mitgarant des tetschner Friedens, und der den vorgeschlagenen Tausch nicht billigte, dem König von Preußen versicherte, daß Joseph II., sein Aelter, dieses Project wegen der Widersprüche des Herzogs von Zweibrücken aufgegeben habe; so weigerte sich doch der wiener Hof, darüber eine bestimmte und befriedigende Erklärung zu geben. Friedrich II. lud deshalb im März 1785 die beiden Churfürsten von Sachsen und Hannover zu einem Bunde ein, welcher die Erhaltung der Integrität und Verfassung des deutschen Reichs zum Zwecke haben sollte. Aller Gegenbemühungen und Röm Oesterreichs und Rußlands ungeachtet, wurde zu Berlin am 23ten Juli 1785 dieser sogenannte Fürstenbund von Brandenburg, Sachsen und Hannover unterzeichnet, in welchem sich diese drei Churfürsten zur Aufrechthaltung und Vertheidigung der deutschen Reichsverfassung, dem westphälischen Frieden und den folgenden gültigen Friedensschlüssen, der kaiserlichen Wahlcapitulation und den übrigen Reichsgesetzen gemäß, vereinigten. Die Maßregeln gegen die Vertauschung Bayerns waren in einem geheimen Nebenartikel enthalten. Binnen einigen Monaten schlossen sich diesem Bunde an: der Churfürst von Mainz und sein Coadjutor Dalberg, der Churfürst von Trier, der Landgraf von Hessen Cassel, die Markgrafen von Anspach und von Baden, und die Herzoge von Zweibrücken, von Braunschweig, von Mecklenburg, von Weimar und Gotha, so wie der Fürst von Anhalt-Deßau. Oesterreichs Absicht war durch diesen letzten öffentlichen Act des Königs von Preußen vereitelt, und Rußland und Oesterreich gaben nun diese Sache ganz auf. Ueber diesen Fürstenbund, welchen man zu seiner Zeit als eine sichere Stütze der deutschen Verfassung für die Zukunft betrachtete, erschienen eine Menge Schriften, unter welchen die von Christ. Willh. Dohm, über den deutschen Fürstenbund, Berlin 1785, und von Johannes Müller, Darstellung des Fürstenbundes, Leipzig 1787, von bleibendem Interesse sind. Man kann über diesen Gegenstand vergleichen: Neuf deutsche Staatskanzlei, Th. 13, S. 195 f. Q.

Fürstenrecht bedeutet im deutschen Staatsrecht die dem Kaiser zustehende Gewalt, in Sachen, die eines Reichsfürsten Leib, Ehre oder Lehnenschaft betreffen, entscheidenden Ausspruch zu thun. Ueber den Ursprung dieses Rechts weiß man nichts Gewisses, und die Publicisten tritten nicht nur darüber, ob es der Kaiser allein, oder mit Zugiehung

Der übrigen Reichsfürsten ausüben könne, sondern auch darüber, ob es überhaupt noch Statt finde. Dieses verschollene Fürstenrecht darf man nicht verwechseln mit dem Privatifürstenrechte, d. h. den Befugnissen, welche ein Regent in seinen Privatverhältnissen zu beobachten hat, oder vielmehr den Befugnissen, die ihm in diesen Verhältnissen, oder den Hausangelegenheiten, im Gegensatz der Staatsangelegenheiten, zukommen. Ein förmliches Gesetzbuch gibt es hierüber nicht; man nimmt gewöhnlich als Norm an. Successionen, väterliche Gewalt, Vermählungen, Vormundschaften, Gerichtsstand, und überhaupt Familiengesetze sind der Gegenstand dieses Rechts.

Fürsten- oder Landschulen. Diese wichtigen Lehr- und Erziehungsanstalten des Königreichs Sachsen wurden im J. 1543 von dem Churfürsten Moriz gestiftet, welcher die Gebäude aufgehobener Klöster zu Pforte, Meissen und anfänglich zu Merseburg, nachher zu Grimma für Schulen bestimmte, die er mit den zum Theil sehr ansehnlichen Klostergütern so freigebig ausstattete, daß mehrere hundert Knaben, größtentheils ganz unentgeltlich, zum Theil für ein sehr mäßiges Kostgeld, darin unterhalten und unterrichtet werden konnten. Von ihrer Entstehung an zeichneten sich die Fürstenschulen sehr vorthellhaft durch ihr festes Streben nach gründlicher und gelehrter Bildung aus; und dieser Charakter ist ihnen auch jetzt geblieben, wiewohl die Fortschritte in der Zeit bedeutende Veränderungen in ihren ursprünglichen Einrichtungen nöthig gemacht haben. Dabei gewähren sie die wichtigen Vortheile, daß die Zöglinge, die mit den Lehrern gleichsam eine große Familie bilden, unter einer beständigen und sorgfältigen Aufsicht stehen und den ganzen Tag über nützlich beschäftigt werden können, ohne darum viele Stunden hinter einander im Hofsaale unbeweglich stehen zu müssen. Die größte, frequenteste und berühmteste der Fürstenschulen ist Pforte oder Schulpforte, ehemals ein Cistercienserkloster, $\frac{1}{2}$ Stunden von Naumburg, ganz abgesondert in einer ruhigen Gegend gelegen. Der Einweihungstag war der 1ste Nov. 1543. Anfänglich war die Zahl der Alumnen auf 100 bestimmt; aber Churfürst August, Morizens Nachfolger, fügte noch 50 hinzu, und ließ das Schulgebäude vergrößern. Dabei war die Einrichtung getroffen, daß jede der chursächsischen Städte eine bestimmte Anzahl Stellen zu besetzen hatte, die sie auch, in Ermangelung Einheimischer, Fremde vergeben konnte. Dasselbe Vorrecht erhielten auch einige adeliche Familien. Unter den 50 neugestifteten Stellen waren auch 20 sogenannte Koststellen für Ausländer, welche jährlich 25 Gulden enthielten, und dafür ebenfalls, wie die Alumnen, alles frei erhielten. Eine Art von Uniform (der sogenannte Spanier, eine runde Mütze von schwarzem Zeug mit bunten Bändern, und der Schulrock, ein kurzer schwarzer Mantel, der kaum den Rücken bedeckte) machte die Zöglinge als Fürstenschüler kenntlich und wurde erst in den neuesten Zeiten abgeschafft. Die alte Schulordnung ist aus Bertuchs Chronicon Portense kennen zu lernen. Erst im J. 1780 nahmen unter dem Rectorat des verdienstvollen Weisler viele wichtige Verbesserungen ihren Anfang, unter denen die wesentlichste war, daß die obere Etage des Schulhauses in einen Schlafsaal umgewandelt wurde, da bisher zwei und zwei Zöglinge in einer Zelle zusammen gewohnt und geschlafen hatten. Dagegen konnten jetzt auf jeder Zelle drei und mehr Schüler, unter denen es in der Ordnung, der Aufsicht und des Unterrichts bei der alten Einrichtung

blieb. Bald aber fühlte man, daß auch diese Veränderungen noch nicht genügten, und verwandelte die Zellen in Stuben, so daß nämlich Alumnus jetzt in zwölf geräumigen Stuben wohnen; zwischen zwei derselben bewohnt jedesmal ein Collaborator ein eigenes kleines Zimmer und führt die Aufsicht über dieselben. Die Bewohner der Stuben schlafen auf einem eignen Saal und der Collaborator bei ihnen in einem abgesonderten Cabinet. Eine fast eben so veränderte Schule erhielt der öffentliche Unterricht; aber erst im J. 1808 wurde von dem ausdrücklich deshalb nach Pforte gekommenen Oberconsistorial-Präsidenten von Rostiz-Jankendorf die neue Schulordnung, und zugleich der neue Lehrplan öffentlich bekannt gemacht und bald in Wirksamkeit gesetzt. Die aus 4500 Bänden bestehende Bibliothek ist den Schülern zwei Mal wöchentlich geöffnet; auch können sie an derselben Bücher auf längere Zeit zum Gebrauch erhalten. Die Schulzeit ist eigentlich auf sechs Jahre bestimmt; um früher abgethan zu können, bedarf es der königlichen Erlaubniß. Außer dem Rectat sind noch sieben Professoren, ein Lehrer der Tanzkunst und ein Lehrer in Schreib- und Zeichnungskunst angestellt. Die Einkünfte verwaltet der Rentmeister, der zugleich als Schulverwalter die Oekonomie unter sich hat. Von 1543 bis 1814 haben in Pforte mehr als 8500 Jünger Aufnahme und Unterricht erhalten, und unter diesen Männer wie Scivius, Ernesti, Klopstock, und unter den noch Lebenden, Schneider, Breßlau, Mitscherlich, Sartorius, Eichstädt, Seidensticker, Böhmig, Krug, Biener, Pfotenhauer, Langguth, Steinhäuser, Heubner, Sonntag, Huschke, Döring und viele Andern. Die Fürstenschule zu Meissen, Afranum genannt, wurde den 3ten Juli 1543 eröffnet und hat 18 Stellen. Die Schüler wohnten bis auf die neueste Zeit in zwei sogenannte Schlafhäuser vertheilt, je vier und vier beisammen in Zellen, und schliefen in besondern, gegenüber liegenden Kammern. Bei den geringern Einkünften wurde es erst im J. 1812 möglich, die Zellen in Stuben umzuwandeln und einige Collaboratoren anzustellen. In hier ist eine aus mehreren tausend Bänden bestehende Bibliothek vorhanden. Den Unterricht besorgen sieben Professoren und ein Schrift-, Sprach- und Tanzmeister. Von den Jünglingen dieser Schule nennen wir Lessing, Gellert, Rabener, Klop, und unter den jetzt Lebenden Nitzsch, Zacharia in Heidelberg u. A. Die dritte Fürstenschule endlich, die bis jetzt noch ihre altklosterliche Form behalten hat, ist zu Gramma, in einer angenehmen Gegend an der Mulde. Hier, in einem maliges Augustiner- Eremitenkloster, wurde von Merseburg, wo es nicht wohl gedeihen wollte, die dritte, auch im J. 1543 errichtete Fürstenschule im J. 1550 verlegt und den 14ten September daselbst eingeweiht. Die Schule besteht aus 35 Stellen, die wie bei Meissen und Pforte, größtentheils Frei-, zum Theil Koststellen sind. Sämmtliche Schüler sind in vier Classen getheilt und werden von fünf Professoren und noch einigen andern Lehrern unterrichtet. In den Zellen wohnen drei und drei beisammen. Auch hier sind wichtige Verbesserungen vorgenommen worden, und die alte Form hat sich im Aeußern nur darum erhalten, weil auch die Schule keine ansehnlichen Fonds hat, so daß sie bisher, wie das Afranum, von Pforte einen Zuschuß erhalten muß. Die Bibliothek ist 4000 Bände stark. Hier studirten Samuel und Elias von Pufendorf, von Cramer (Kanzler in Kiel), Hederich, Litzmann (in Dresden) und andere berühmte und verdiente Männer. Uebrigens ist noch zu bemerken, daß die Zahl der Schüler auf den Fürstenschulen

Ich nicht auf die Zahl der Stellen beschränkt, sondern daß mit königlicher Erlaubniß auch Extraneer an dem Unterricht Theil nehmen können. Schließlich nennen wir noch die Klosterschule zu Rosleben, deren Stunden von Pforte, die eine mit den Fürstenschulen ähnliche Einrichtung hat, und dreißig Frei- und dreißig Koststellen enthält, und die von Ernst Georg im J. 1577 gestiftete hennebergische Land- und Fürstenschule zu Schleusingen, zwei Institute, die ebenfalls zahlreiche und zum Theil ausgezeichnete Schüler gezogen haben.

Fürwort, s. Pronomen.

Füselier heißt eigentlich ein mit einer Flinte oder leichtem Gewehr (fusil) bewaffneter Soldat, zum Unterschied sowohl von den Lanzenknechten, als von den Musketieren. Heut zu Tage aber bezeichnet man damit eine gewisse Gattung leichter Infanterie, deren Gewehr etwas kürzer und leichter ist, als der Musketiere.

Fuß nennt man in der Verskunst eine, nach der Zeitmessung aneinander beigeordnete Mehrheit von Sylben (s. Zeitmessung), die zu einander in einem Verhältniß von Länge und Kürze stehen. Der Fuß ist demnach in der Verskunst ganz das, was der Paß in dem Tanz, der Tact in der Musik. Man weiß, daß die Musiker den ganzen Tact in zwei halbe, vier Viertel, acht Achtel, 16 Sechzehntel, 32 zwei und dreißig Theile u. s. w. eintheilen. Auf gleiche Weise, nur nicht so mannigfaltig, lassen sich der Paß und Fuß im Tanz und Vers eintheilen. Bei der Eintheilung des Pases legt man den gewöhnlichen Gang zum Grunde, der aus zwei Tritten besteht, die einen Schritt ausmachen. Diese zwei Tritte des Schrittes können nun entweder beide gleich fest, oder der eine weniger fest seyn als der andere, gleiche Zeit erfordern oder nicht, oder sie lassen sich auflösen, beide entweder in vier halbe, welches ein vollkommenes Hüpfen, oder in einen ganzen und zwei halbe (z. B. im englischen Paß), welches halbes Gehen, halbes Schweben ist, u. s. w. Wäre hier keine gleichmäßige Dauer, so entstünde ein Schüpf ohne Ordnung und Eintracht, wie in einem Tonstück, wo mehrere zusammen spielen und nicht Tact halten wollten. Die Sprache der Poesie nun ist ein Sylbentanz oder eine Sylbenmusik, und sie muß deshalb in ihrer Aufeinanderfolge ebenfalls nach der Zeit gemessen werden, damit Eintracht und Ordnung in sie komme. Was in dem Tanz die Tritte, in der Musik die Noten sind, das sind hier die Sylben, die einander nicht gleich sind, weil einige zum Ausprechen eine längere, andere eine kürzere Zeitdauer erfordern, einige wegen des Accents gehoben und länger ausgehalten werden müssen; während andere accentlose sich senken und schneller vorüberreichen. Wenn ich sage: Liebliche, so erfordert die erste Sylbe gerade eben so viel Zeit, als die zwei letzten; in dem Wort Erhebung hebt und verlängert sich die betonte Sylbe *he* in eben dem Maße, als sich die voranstehende und folgende senken und verkürzen. Man mißt deshalb die Sylben eben so, wie die Schritte und Noten. Es gibt lange und kurze Sylben; jene deutet man durch einen Querstrich —, diese durch ein Kesselfchen *o* an. Daher die Fußzeichen. Die lange Sylbe läßt sich in zwei kurze auflösen, lange und kurze lassen sich auf verschiedene Art mit einander verbinden und mischen, je nachdem im Klang des Verses das Feste oder Schwebende, oder Hüpfende u. s. w. ausgedrückt werden soll. Solcher Sylbenzusammenstellungen hat man 124 mögliche Arten, die Verskunst zählt also 124 verschiedene Füße. Da indeß alle aus zwei-

oder dreisylbigen zusammengesetzt sind, so braucht jeder, dem es nicht gerade um das tiefste Studium der Verskunst zu thun ist, nur diese zu kennen. Sie sind folgende: 1. 4 zweisylbige, nämlich *Pyrrhicus* (Eäufer), z. B. a ber in u u; *Spondäus* (Schritt), — —, *Iambus* (Schrei; *Tambus*, (Schleuderer), u — hinauf; *Trochäus*, (Wäger) — u Himmel. 2. 3 dreisylbige: *Tribrachys* u u u (der da Mal kurze); *Mollossus*, — — — (Schwertschritt), *Anapaestus* u u — (Fingerschlag) Liebliche; *Anapaestus* u u — (Gegenschlag), hingelockt; *Amphimacer*, — u —, (zweilängiger) Abendstern; *Bacchius* u — —, (Stürmer), hinausstrebt; *Palimbacchius* — — u, (Schwerfall), Sturmbräusen; *Amphibrachys* u — u, (zweigezügelter), Geliebte. Mehrere sind unter den zwei- und dreisylbigen nicht denkbar, und dies sind die einfachen alle. Aus der vier zweisylbigen entstehen 16 viersylbige, aus den dreisylbigen 64 fünsylbige, und aus den zwei- und dreisylbigen 32 fünsylbige, im Ganzen also 124. S. Metrik und Prosodie. dd.

Fuß (auch **Fuſton**), bei den Orgeln ein gewisses angenommenes Längenmaß bei Orgelpfeifen. Eine Orgel, deren Stimmung nach der Höhe und Tiefe der menschlichen Stimme eingerichtet ist, oder der gewöhnlichen Stimmung der Instrumente gleichkommt, heißt **achtfüßig**, weil dann die Pfeife des großen C acht Füße lang ist. Verdoppelt man dieses Maß, und gibt mithin den Octaven die Hälfte dieses Maßes, dann heißt sie **sechzehnfüßig**. Beim gegenwärtigen Orgelbau findet man sich nicht mehr an dieses Längenmaß, sondern kürzt zu bequemer Einrichtung die Länge der Pfeifen ab und ersetzt diesen Abgang durch die Weite.

Fuß oder **Schuh**, **Werkschuh**, ist ein gewisses Längenmaß, das man allenthalben findet, welches aber so verschieden ist, das man bei der Anwendung desselben im Längenmessen allemal erst anzeigen muß, was für ein Fuß gemeint sey, wenn die Rechnung ins Kleine geht oder sehr genau bestimmt werden soll. Er hat seinen Namen wahrscheinlich von dem Fuße eines erwachsenen Menschen erhalten, dessen Länge er ungefähr ausmacht. Aus dem Fuße sind die größern Maße, als Elle, Ruthe, Klafter, Meile &c. zusammengesetzt worden. Das Zeichen des Fußes ist in Schriften (.), z. B. die Scheuer ist 44, tief. Der Fuß wird überhaupt in den geometrischen und in den gemeinen Werksfuß eingetheilt. Der geometrische oder mathematische Fuß wird wegen der Bequemlichkeit im Rechnen überall in 10 Zoll oder Daumen abgetheilt, weswegen er auch besonders der **Decimalfuß** heißt, und 10 solche Füße machen eine geometrische Ruthe. Der gemeine Werkschuh hingegen hat am gewöhnlichsten 12 Zoll und heißt davon **Duodecimalfuß**; aber auch in einigen Ländern und Orten enthält derselbe bald mehr, bald weniger als 12 Zoll. Die drei vorzüglichsten Füße sind der englische, französische und rheinländische Fuß. Den englischen Fuß, welcher in den vereinigten Königreichen Großbritannien und den dazu gehörigen Nebenländern und Inseln der gesetzliche Fuß ist, haben die Mitglieder der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften gegen den pariser oder fran-

französischen Fuß, verglichen, wornach man ihn zu 135,16 französische Linien Länge annehmen kann. Dieser englische Fuß, auch londoner Fuß genannt — Foot — wird in $\frac{1}{2}$ Span, 3 Hand, 4 Palm, 12 Inches oder Zoll, 96 Parts, 120 Linien, 1200 Theile getheilet. Jeder Zoll hat 10 Linien und jede Linie hat 10 Theile. Es vergleichen sich hiernach 35 englische Fuß mit 34 rheinischen Fuß; und 49 englische Fuß mit 46 französischen Fuß. Legt man jedoch diejenigen englischen Fußmaße zum Grunde, welche die englischen Commissionäre sonst beim Holzhandel in Deutschland anwendeten, so zeigt sich jederzeit, daß dasselbe nur 11 Zoll 3 Linien oder 135 französische Linien lang ist. Nach diesem Verhältnisse vergleichen sich 844 gemeine englische Fuß mit 845 gemeinen Füßen; 34 gemeine Füße mit 33 rheinischen und 16 gemeine Füße mit 15 französischen Füßen; und noch genauer bestimmt ist der alte französische oder pariser Fuß, sonst auch der königliche Fuß genannt; dieser hat 12 Zoll, 144 Linien und zu 10 gerechnet 1440, zu 12 aber 1728 Theile der Linien, so daß sich 37 französische mit 59 rheinischen Fuß vergleichen lassen, und von 1440 Linientheilen gehen 1355 auf den englischen und 1391 $\frac{1}{2}$ auf den rheinländischen; oder 15 französische geben 16 englische, und 27 französische geben 28 rheinländische. Der in Deutschland endlich allgemeinste und bekannteste Fuß ist der rheinländische, welcher 12 Zoll, 144 Linien, 1440 Linientheile enthält. Von diesen Füßen gehen 12 auf eine rheinländische Ruthe. Allein die Goldschmiedmeister rechnen bei geometrischen Messungen die Ruthe zu 10 Fuß, 100 Zoll, 1000 Linien und 10.000 Scrupel. Der Flächenfuß ist zweierlei, nämlich der Quadrat- oder Kreuzfuß, d. h. 1 Fuß lang und 1 Fuß breit; und der Riemenfuß von 1 Fuß Länge und 1 Zoll Breite. Der körperliche Fuß endlich ist dreierlei: der Kubikfuß, d. i. 1 Fuß lang, breit und hoch; der Schachtfuß, d. h. 1 Fuß lang und breit, aber nur 1 Zoll hoch; und der Wallenfuß ist 1 Fuß lang, aber nur 1 Zoll breit und hoch. Eine allgemeine Vergleichung der meisten Füße befindet sich im 1ten Theile des Hausvaters von Münchhausen, woraus sie in Krünig's Encyclopädie und viele andere Werke entlehnt worden ist.

Fuß bezeichnet auch im Bergbau die unterste Fläche eines Stollens, worauf das Wasser abläuft: in der Baukunst den untersten Theil jedes architektonischen Werkes außer dem Grunde; vorzüglich den untersten Theil der Säulen und Pilaster, der auch das Schaftgestirn oder die Base, und wenn er ganz einfach und platt ist, eine Plinthe genannt wird. Im Münzwesen, die Einrichtung des innern Gehalts der Münzen, Münzfuß. Bei der Färberei, die erste Farbe, die man einem Zeuge gibt, ehe er mit einer andern gefärbt wird, z. B. blau, ehe die schwarze Farbe darauf gefärbt wird. Die Färber sind daher verbunden, am Rande eines Zeuges so viel Farben oder Fußrosen zu lassen, als er Füße hat, damit man beurtheilen kann, ob sie ihm die gehörigen Farben gegeben haben. Der Ausdruck: auf einen großen Fuß leben, schreibt sich von einer Sitte des vierzehnten Jahrhunderts her, nach welcher die Länge des Schuhs den Rang der Person anzeigte. Fürstliche Personen trugen Schuhe von $\frac{3}{4}$ Fuß, Freiherren von 2 Fuß und gemeine Edelleute von 1 $\frac{1}{2}$ Fuß Länge.

Fußwaschen, war bei den Orientalen eine Pflicht der Gastfreundschaft, welche der Wirth den bei ihm ankommenden Reisenden entweder persönlich, oder durch seine Diener leistete. Nach der Erzählung des

Evangelisten Johannes Cap. XIII. wusch Jesus Christus seinen Jüngern am Abende vor seinem Todestage die Füße, um ihnen durch die symbolische Handlung Demuth zu lehren. Daher rührt noch die in der catholischen Kirche herrschende Sitte, daß Monarchen, z. B. der Kaiser von Oesterreich, der König von Frankreich u. a., am großen Donnerstag zwölf Armen die Füße zu waschen pflegen. Auch bei den Missionen wird dieser Gebrauch gefunden. N.

Füßli, ein Name, den verschiedne schweizerische Künstler geführt haben. Die vorzüglichsten darunter sind folgende: — **Johann Caspar Füßli**, geboren zu Zürich 1706, gestorben am 6ten Mai 1782. Er lernte die Malerei bei seinem Vater, der nur ein unbedeutender Künstler war, bildete sich aber nachher auf seinen Reisen, besonders in Wien. Seine Porträts fanden vielen Beifall, und sind von Haub, Preißler u. a. radirt worden. Er stand mit den ersten deutschen Künstlern und Kunstkennern in freundschaftlichen Verbindungen, und war Schriftsteller im Fache der Kunst. Von ihm ist: Geschichte und Abbildung der besten Künstler in der Schweiz, 4 Theile, 1755 — 1774. Raisonnirendes Verzeichniß der vornehmsten Kunstwerke und ihrer Werke, Zürich 1771. Sammlung von Winkelmanns Briefen an dessen Freunde in der Schweiz, 1778. Auch gab er des Ritters Mengs Gedanken über die Schönheit und den Geschmack in der Malerei, welche dieser ihm in der Handschrift zugesandt hatte, mit einer Vorrede, 1762 heraus. Nach seinen Zeichnungen sind die Umrisse der Hedlingerschen Schaumünzen von Haub gestochen worden. Sein edler moralischer Character, und sein Eifer, jungen Künstlern fortzuhelfen, werden mit rühmlichem Lobe erwähnt. Alle seine fünf Kinder hatten das Kunsttalent ihres Vaters geerbt, aber nur der zweite unter den Söhnen — **Heinrich Füßli**, geboren 1742, hat sich ausschließend der Kunst gewidmet. In England, wo er schon früher gewesen war, ließ er sich, nach einem sechsjährigen Aufenthalt zu Rom, im Jahr 1778 für immer nieder. Seine zahlreichen Gemälde, deren Gegenstände meistens aus Shakespeare, Milton und Dante genommen sind, haben mehrere englische Künstler in Kupfer gestochen. Er hat sich auch als Schriftsteller im Fache der Kunst bekannt gemacht, war Professor der Kunstakademie zu London und einige Zeit hindurch Präsident derselben. — **Füßli** (Johann Rudolf), geboren zu Zürich 1709, gestorben 1793, studirte zuerst die Kunst bei Melchior Füßli, und dann bei Boucherbourg dem ältern in Paris die Miniatur, in der er sehr vollkommen war; auch hat er gute Zeichnungen in schwarzer Kreide nach Raphael und andern großen Meistern geliefert. In der Folge beschäftigte er sich mehr mit der Literatur der Kunst, und gab das Allgemeine Künstler-Lexicon, 1763. zuerst in 4to heraus, worüber er dreißig Jahre hindurch gesammelt hatte. Die neue Ausgabe in Folio erschien 1779 und ist von seinem Sohne Heinrich, der sich selbst einen bloßen Kunstbilletanten nennt, von 1806 an fortgesetzt worden.

Fußage, die Einfassung von Waaren, oder das Gefäß, worin Waaren enthalten sind oder versandt werden. **Fußi** ist in der Kaufmannssprache der Abgang der Waare, der für Beschmutzung oder Beschädigung gerechnet wird. **Fußrechnung**, die Abgangsrechnung, oder die Rechnung über das Zerbrochene, Verdorbene oder Mangelhafte der eingehandelten Waaren, wofür auch die Kaufleute die Wörter *Refacti* und *Gerbelur* gebrauchen.

Fusti, hat im Handel eine verwandte Bedeutung mit **Tara**. Diese bezeichnet das vom reinen Waarenbetrage abzuziehende Gewicht des Gefäßes (der Kisten, Fässer u. s. w.) und der Emballage; jenes bezeichnet den fernern Abgang, das für Verschmutzung oder Beschädigung der Waare gerechnet wird. Für **Fusti** gebraucht man auch in der Handelssprache das Wort **Refactie**.

Fustians werden in England alle diejenigen baumwollenen Zeuge genannt, welche man in Deutschland **Manchester** nennt. Man theilt sie ein: 1) in **plain fustians** oder glatte Manchester (wo der Faden nicht aufgeschnitten ist), als wie **Jeanets**, **Ribs**, **Settinets** u. s. w.; 2) in sogenannte **heavy goods** oder **Fustians** im engeren Sinne, oder in schwere Manchester, als **Belverets**, **Belveteens**, **Thickets** und wie die Namen weiter lauten. Es hat bis jetzt nicht gelingen wollen, diese Waaren in gleicher Güte den Engländern nachzumachen.

Futurum in der Grammatik die zukünftige Zeit. Siehe **Verbum**.

Verzeichniß

der

im dritten Bande enthaltenen Artikel.

D.	Seite		Seite
Da Capo	—	Dame, Damenspiel, Damen-	17
Dach	—	brett.	
Dach (Simon)	2	Damiat, Damiote, Dami-	18
Dachstuhl	—	ette	
Dacier	—	Damiens (Robert Franz)	—
Dacier (André)	—	Dämmerung	19
Dacier (Anne Le Fevre)	3	Dämmerungsfreiß	—
Dactyliographiè	4	Dämmerungsbdgel	—
Dactyliothek	—	Dämon, Dämonisch, Dämo-	
Dactylologie	6	nologie, griechische und orien-	
Dactylus	—	talische	—
Dädalien, Dädalos	—	Damon und Pythias	23
Dädalisch	7	Dampf, Dämpfe	—
Daendels	—	Dampfbad	24
Dagg	8	Dampfboot	—
Dagobert I.	—	Dampfbuchdruckermaschine	28
D'Aguesseau	—	Dampfkugel, f. Dampf	29
Dairi oder Dairo	10	Dämpfer oder Sordine	—
Dalai: Lama	—	Dampfmaschine, Feuerma-	
Dalayrac (Nicolaus)	11	schine	29
Dalberg (Geschlecht der Frei-	12	Dampfmesser	31
herren von)	13	Dampfwagen	—
Dalecarlien	14	Dampier (Wilhelm)	—
Dalin, Olof von	—	Danae	—
Dalmatica	—	Danaiden	32
Dalmatien	—	Dancourt, Carton	—
Dal segno	16	Dandolo (Andr.)	—
Dalton, John	—	Danebrog: Orden, f. Orden	—
Damaſcenus, Joannes	—	Dänemark	—
Damaſciren, Damaſcirung	—	Dänen	39
Damaſk	17	Daniel, der Prophet	—
Damaſt	—	Daniel I. (Gabriel)	40
		Dänische Sprache, Cultur und	
		Literatur	41

Danischmenb	Seite	44	Decimiren, Decimation	Seite	75
Dank	—	—	Decision, Decisio, Decisum	76	—
Dankelmann (Eberh. Christ. Balth. Freih. von)	—	—	Decius I., Mus (Publius)	—	—
Danneker, in Stuttgart	45	—	Decke, Deckengemälde, Deck- fenster, Plafond	—	—
Dante (eigentlich Durante)	—	—	Declamation	77	—
Danton (George Jacques)	48	—	Declinat-ion, -or, -orium	80	—
Danzi (Franz)	50	—	Decorateur, Decoration	—	—
Danzig	—	—	Decrescendo	81	—
Daphne	53	—	Decrete	—	—
Daphnis	—	—	Deduction	82	—
d'Arblay (Mrs. Francisca)	—	—	Defension	83	—
Dardanos (Dardanus)	54	—	Defensiv-Alliance	—	—
Dardanarius	—	—	Desfilé	—	—
Dardanellen	—	—	Definiren	—	—
Dares	55	—	Degen	84	—
Darjes (Joh. Georg)	—	—	Degerando (J. M.)	—	—
Darius	56	—	Degradation (nach dem Kriegs- recht)	—	—
Darlehn, Darlehnsvertrag	58	—	Dehnbarkeit	85	—
Darm, Darmkanal, Gedärme	59	—	Dei gratia	—	—
Darmstadt (Hessen)	—	—	Deich—band—bandsgenossen— bau—buchgeschworne—graf- schau—last—recht—wesen	—	—
Darre, Darren, Darrofen	60	—	Deidameia	86	—
Darstellung	—	—	Deiphobe	—	—
Daru (Pierre Graf)	63	—	Deismus, oder Theismus	—	—
Darwin (Erasmus)	—	—	Dejanira (Dejaneira)	87	—
Dasymeter (<u>dasymetrum</u>)	63	—	Dejeuné	88	—
Dataria	—	—	Dejoces	—	—
Datum	—	—	Dejotarus	—	—
Daubenton, oder d'Aubenton, (Jean-Louis-Marie)	—	—	Delware	—	—
d'Aubigné (Theodor Agrippa)	65	—	Delegatus	—	—
Daun (Leopold Jos. Maria, Reichsgraf von)	—	—	Delft	—	—
Dauphin	66	—	Delia, s. Delos	89	—
Davenant (Sir William)	—	—	Delille (Jacques, auch Delisle, de Lisle)	—	—
David, König in Israel	67	—	Delphi	94	—
David (Jacob Louis)	—	—	Delphin	95	—
Davila (Arrigo Caterino)	69	—	Delta	96	—
Davis (John), Davisstraße	—	—	Deluc (J. R.)	—	—
Davoust, Marschall	—	—	Demagog (Volksleiter)	—	—
Davy (Sir Humphry)	71	—	Demarcationslinie	—	—
Dezincourt (Jean-Bapt.)	—	—	Demerary	—	—
débandade (à la)	72	—	Demeter, s. Ceres	97	—
Debatte, Debatten	—	—	Demetrius	—	—
Debûre (Guillaume, François)	—	—	Demiurg	98	—
Deca-de-di-disches-System.	—	—	Demokratie	—	—
gramm.-litre.-metre.-re	—	—	Demofrit	—	—
Decagon (decagonum)	73	—	Demonstration	100	—
Decan, Decant, Decent	—	—	Demontiren	—	—
Deciffirkunst	—	—	Demosthenes	101	—
Deci-are. - gramm. - litre.	75	—	Demoustier (Charles-Albert)	103	—
- metre.	—	—	Denar, (Denarius)	—	—
Decimalrechnung	—	—			
Decime. Decimale	—	—			

Dendriten	Seite 103	Deutsche Poesie	Seite 145
Dendrometer	—	Deutsche Prosa	151
Denham (John)	—	Deutsches Recht	152
Denina (Giacome Carlo)	104	Deutsche Ritter	—
Denis (Abt v. St.)	105	Deutsche Schule	153
Denis (Michael)	106	Deutsche Sprache	154
Denken	—	Deutsches Theater	155
Denkfreiheit	107	Deutschland (Germanien)	163
Denkmale (Monumente)	108	Devaluation der Münze	175
Denkmünzen	110	Devise	—
Denkschriften (mémoires, pro- memoria)	111	Devolution	176
Denkwürdigkeiten	—	Den	—
Denner (Balthasar)	—	Diaconus	—
Dennewig (Schlacht bei)	—	Diadem	—
Demon (Bivant)	113	Diagnosir, Diagnose	177
Departement	—	Diagonal-Linie, Diagonale	—
Dephlogistisiren	114	Diagoras	—
Deployiren	—	Diajustir	—
Deponens	—	Dialect	—
Deportation	115	Dialectik	—
Depot	—	Diallele	178
Derwisch, Derwisch, Dervis	—	Dialog	—
Desair (Louis, Charles, An- toine)	116	Diamant oder Demant	179
Descartes (René des, Rena- tus Cartesius)	117	Diameter	181
Deserteur, Desertion	118	Diana	—
Deserze	119	Dinnenbaum (Silberbaum)	183
Deshoulières (Antoinette)	—	Diaphanometer	184
Desilles	120	Diät	—
Desmologie, s. Anatomie	—	Diatonisch	—
Desmoulins (G. Camille)	—	Diaz	—
Desorganisiren	121	Dibdin I. (Charles)	—
Despotismus	—	Dichten	185
Desfalines, s. Domingo	—	Dichtigkeit (Densität)	—
Desfau (Anhalt)	—	Dictator	—
Desfert	122	Dictatur	186
Destilliren, Destillation	123	Diction, s. Schreibart	—
Destouches (Philippe Meri- cault)	124	Dibactil	—
Detaschement	—	Dibactische Poesie, s. Lehr- gedicht	—
Detail	—	Dibaskalien	187
Determiniren	125	Diberot (Dennis)	—
Determinismus	—	Dido	188
Detmold (Lippe)	—	Didot (François Ambroise)	189
Deukalion	126	Dibotische Lettern	—
Deutsche Baukunst	—	Dibymäus (Zwilling)	—
Deutsche Bundesversamml.	127	Diebstahl	—
Deutsche Industrie u. Kunst	131	Dienstbarkeit, s. Servitut	190
Deutsche Literatur	133	Diäten	—
Deutsches Meer	142	Dieppe	—
Deutsche Musik	—	Dietrich (J. W. L.)	—
Deutsche Philosophie	144	Djezzar (Achmet)	191
		Diffamationsklage	192
		Differenzialrechnung	—
		Diffession	—

igesta	Seite 192	Discortionsgelder	Seite 211
igestion	—	Discretionstage	—
igitarien	—	Discursio	—
ijambus	—	Discus	—
ion	—	Disjunction, Disjunctio	—
ite, f. Astrea und Horen	193	Disparat	212
ilemma	—	Dispensation	—
ilertant	—	Dispensatorium	—
iligence	—	Dispondaus	—
imension	—	Disputation	—
im. d. i. diminuendo	—	Dissenters (wörtlich Wider- sprechende)	—
iner	—	Dissidenten	213
ing	194	Dissonanz	214
ingliches Recht	195	Distanz	—
inte	—	Distesa (canzone distesa)	—
inten (sympathetische)	196	Distychon	—
io Cassius	—	Distoniren oder Detoniren	—
idces (Dioikesis, Didcesis)	197	Distribution	—
iodorus	—	Dithyrambus	215
Diogenes Laertius	—	Ditters v. Dittersdorf (Carl)	—
Diogenes aus Synope	—	Divan, Diwan	—
Dioiletian (C. Valerius)	199	Diversion	216
Diomedes	—	Diversissement, ital. diverti- mento	—
Dion	200	Divivende	—
Dionae, Venus-Fliegenfalle	—	Divination, f. Ahnung	—
Dione	201	Division	—
Dionysien oder Buchanalien	—	Dnieper	—
von Dionysos oder Bacchus,	—	Dniester	—
f. d. Art.	—	Dobberan	217
Dionysius von Halicarnas	—	Docke (Dockformel)	—
Dionysios der Aeltere	—	Docktormürde. Promotion	—
Dionysos und Dionysien, f.	203	Doctrin	218
Bacchus	—	Dodona	—
Dioptr	—	Doge	—
Dioptrif	—	Dogma	—
Dioskuren	—	Dogmatik	—
Diphthong, Doppellauter	—	Dogmatismus, auch Dogma- tismus	219
Diplom	—	Dohm (Chr. Wilh. von)	220
Diplomatie	—	Dolce, Carlo	223
Diplomatik	205	Döll	224
Diplomatisches Corps	208	Dollar	—
Dipodie, oder Enzygie	—	Dollond (John)	—
Dippel (Joh. Conr.)	—	Dollmetscher	—
Diptychon, Diptychum	—	Dolomieu (D. G. E. R. Gra- tet von)	—
Directe Abgaben	209	Dom	225
Directorium	—	Domainen, von domaines, domania	—
Dis, f. D.	—	Dombrowsky	226
Dis, f. Pluto	—	Domcapitel	227
Discant, f. Sopran	—	Domenichino, f. Zampieri	—
Discantschlüssel, f. Schlüs- sel	—		
Disciplin	210		
Discontiren	—		
Discordia, f. Eris	—		

Domherren	Seite 227	Draper (Elisabeth)	Seite 248
Domicilium	—	Draperie	—
Dominante (Musik)	—	Draht, Drahtzieherkunst	249
Dominium	228	Drayton (Michael)	250
Domingo, St. (Sant), Hi-	—	Drebbel (Cornelius)	—
spaniola)	—	Drehelen, Drehelerkunst	251
Dominicaner, f. geistliche Dr-	—	Dregg	—
ben	231	Dreibecker	—
Dominicus de Guzman	—	Dreieck, Triangel	—
Dominique, Dominica	232	Dreieinigkei	252
Dominiken	—	Dreiklang, trias	—
Domino	—	Dreißigjähriger Krieg	252
Domitianus (Titus Flav. Sa-	—	Dreistimmig	255
binus)	—	Dreizack	256
Don (bei d. Griech. u. Röm.	—	Dreschen, Dreschmaschine	—
Tanaïs)	233	Dresden	—
Donatisten	—	Dreyer (Joh. Math.)	264
Donische Kosaken, f. Kosaken	—	Driller, oder Drillhäuschen	—
Donatus (Aelius)	—	Droits d'Aubaine, f. Aubaine	265
Donau	234	Droits réunis	—
Don gratuit	—	Drontheim	—
Donner (Georg Raphael)	—	Drosometer	—
Donner	235	Drost	266
Don Quixote, f. Cervantes	236	Drottingholm	—
Doppelflinte, Doppelbüchse	—	Drouais (Jean Germain)	—
Doppelhafen	—	Drouet (J. B.)	—
Doppelschlag	—	Drouet	267
Dorat (Claude Joseph)	237	Druck	268
Dordrecht	—	Drucken	—
Doria (Andreas)	—	Drucker	—
Dorisch	238	Druckfreiheit	269
Dörnberg, ob. Dörrenberg	—	Druckwerk	—
Dorpt od. Dorpat	240	Druiden	—
Dorset (Charles Gæville,	—	Druse	270
Graf v.)	—	Drusen	—
Dortmund	—	Drüsen	—
Dosso, Dossi	—	Drusus	271
Douane, Douaniers	241	Drynaden	272
Double, der	—	Dryden (John)	—
Doublir, oder Duplirschrift	—	Dschingis-Chan, f. Gengis	—
Douchebäder	242	Khan	274
Dover	—	Dualismus, Dualist	—
Dow, auch Douw (Gerard)	—	Dublin	—
Doyon (Gabriel François)	—	Dublone	—
Drache	243	Dubois (Guillaume)	—
Drachma	244	Dubos (Jean Baptiste)	275
Draco	—	Ducaten	276
Dragoman	245	Ducaton	—
Dragoner	—	Duchêne (André)	—
Draße (Franz)	—	Duchesson (Demoiselle)	—
Drakenvord (Arnold)	246	Ducis (Jean François)	277
Drama, dramatisch, Dra-	—	Duclos (Charles Dineau)	—
molet	—	Du-Deffand (Marie de Vichy-	—
Dramaturgie	248	Garmond, Marquise)	278

Duenna	<u>E. 279</u>	Düres (Albrecht)	<u>E. 296</u>
Duell	—	Duroc	<u>297</u>
Duero oder Douro, sonst Du-	—	Dürrenberg	<u>298</u>
rius	<u>280</u>	Dürst	—
Duett	—	Duich (Joh. Jacob)	<u>299</u>
Dufresne (Charles)	—	Duffel (Joh. Ludw.)	—
Dufresny (Carl Riviere)	<u>281</u>	Düsseldorf	<u>300</u>
Dugazon	—	Dusal	—
Dughet (Gaspard)	—	Dyer (John)	<u>302</u>
Duguau-Trouin (René)	<u>282</u>	Dyff (Anton van)	—
Duhamel du Ronceau (Henri	—	Dynamik	—
Louis)	<u>283</u>	Dynast	<u>303</u>
Dujardin (Carl)	—		
Duisburg	—	E.	
Duldung (Toleranz)	—		
Dulon	—	E.	<u>305</u>
Dult oder Indult	<u>284</u>	Elbe und Fluth	—
Dumas (Mathieu)	—	Ebenbaum	<u>306</u>
Dumesnil (Marie)	<u>285</u>	Eberhard (Joh. August)	<u>305</u>
Dumouriez (C. F.)	—	Eberhard, im Bart,	<u>306</u>
Dumpler, Dunter	<u>287</u>	Egersberg	<u>314</u>
Duna	<u>288</u>	Ebert (Joh. Arn.)	<u>315</u>
Dünen	—	Erechomo	<u>316</u>
Düngung	—	Echelon	—
Dunkel, s. Licht	—	Echiniten	<u>317</u>
Dunkirchen	<u>289</u>	Echiquier, en	—
Dunois (Joh. v. Orleans)	<u>290</u>	Echo	—
Dünste	—	Eckell (Joseph)	<u>318</u>
Dünstkreis	<u>291</u>	Eckmühl (Schlacht bei)	<u>319</u>
Dünstmesser, s. Hygrometer	—	Electiker	<u>320</u>
Duodezimalsystem, s. Zahlen-	—	Ecole polytechnique	—
system	—	Edam, Stadt in Holland	—
Duodecime	—	Eda	<u>321</u>
Autodrama, s. Melodrama	—	Edelink (Gerard)	<u>322</u>
Du Paty (Jean Bapt. Mer-	—	Edeisteine	—
cier)	—	Eden	<u>324</u>
Duplicat	<u>292</u>	Edgeworth von Firmont	—
Duplicität	—	Edgeworth (Maria)	<u>325</u>
Dupliſ	—	Edict	—
Dupliren (verboppeln)	—	Edinburgh	—
Dupont de l'Étang	—	Edinburg Review	—
Duquesne (Abraham)	<u>293</u>	Edict von Nantes	<u>327</u>
Dur (durus) hart	—	Eduard (der Alte)	<u>329</u>
Durante (Francesco)	<u>294</u>	— (der Jüngere)	—
Durchbrechen der feindlichen	—	— (der Befenner)	—
Schlachtlinie	—	— I. (Kön. v. Engl.)	<u>330</u>
Durchbringlichkeit	—	— III.	—
Durchgang	—	— Prinz v. Wales	<u>331</u>
Durchlaucht	—	— (Carl)	—
Durchmesser, s. Diameter	<u>295</u>	Effetenhandel	<u>333</u>
Durchschnitt, s. Profil, Riß	—	Effendi	<u>334</u>
Durchsichtigkeit	—	Egede (Hans)	—
Durchzeichnen	—	Egeria	<u>336</u>
Durchziehen der Treffen	—	Eginhard (Einard)	<u>337</u>



Embruo	<u>G. 399</u>	Entrecasteaux	<u>G. 450</u>
Embs	—	Entsch	—
Emden	—	Enponés	—
Emeritus	—	En de Beaumont	—
Emigranten	—	Eos, i. Aurora	<u>453</u>
Eminenz	401	Epacten	—
Emir	—	Epaminondas	—
Empebolles	—	Epaulette	455
Empfängniß	402	Epée (Charles Michael, 1766	—
Empfindsamkeit	403	de l')	—
Empfindung	—	Epernay	—
Emphasis, emphatisch, f. Nach-	—	Ephemeriden	<u>456</u>
druck	—	Ephesus	—
Emphyteuse	—	Ephorus, Ephoren	—
Empirie	<u>404</u>	Epictet, Epictetos	457
Empörung	—	Epicur	—
Incriniten	—	Epicuräer	458
Encyclopädie	—	Epichiel	—
— französische	<u>406</u>	Epidemie	459
— der Wissenschaften	407	Epidermis	460
Endemie	<u>410</u>	Epigenese	—
Endossiren	412	Epiglottis	—
Endreime	—	Epigonen, f. Heben und Alc.	—
Endymion	—	maon	—
Energie	—	Epigramm	<u>461</u>
Engel	—	Epigraphe	—
Engel (Joh. Jacob)	<u>413</u>	Epilepsie	—
Engelsburg	<u>414</u>	Epilog	<u>462</u>
Engbien (Louis Antoine Henri	—	Epimēnides	—
Bourbon-Perz. v.)	—	Epimetheus, f. Prometheus	—
England	<u>415</u>	Epiphania	—
Englische Gärten, Anlagen, f.	—	Epiphomēm	<u>463</u>
Kunstgarten	427	Epiphora	—
Englisches Horn	—	Epirus	—
Englische Kirche und Staats-	—	Epische Dichtungsart	—
religion	—	Episcenium	<u>464</u>
Englische Krankheit	—	Episcopalen	—
Englische Literatur, Wissen-	—	Episode	—
schaft, Poesie u. Theater	—	Epistel	465
Englische Sprache	443	Epistolae obscurorum viro-	—
Englischer Tanz, f. Angloise	<u>444</u>	rum	—
Englische Waaren	—	Epithalamium	466
Enharmonisch	<u>445</u>	Epöche	—
Enkaustik, Wachsmahlerei	446	Epöde	—
Enneper Straße	<u>447</u>	Epopee, f. Epos	—
Ennius (Quintus)	<u>448</u>	Epopten	—
Ensemble	—	Epos	—
Enterbung	—	Erasmus (Desiderius)	469
Intern	<u>449</u>	Erato	470
Entführung	—	Erbach	—
Enthusiasmus	—	Erbämter	<u>471</u>
Entoilage	450	Erbeinigung	—
Entomologie	—	Erbfolge	—
Entraigues, f. Antraigues	—	Erblehen od. Erbzinsgut	<u>472</u>
Conv. Lex. 4te Aufl. III.	—	<u>61</u>	—

Erbpacht	E. 472	Erctisch	E. 499
Erbfünde	—	Erpenius (Thomas)	—
Erbunterthänigkeit	473	Erregungstheorie	500
Erbverbrüderung	—	Erzengenschaft	505
Erbvertrag	—	Ersehnung	—
Erçilla y Juniga	—	Erstine, Lord Thomas	—
Erdäpfel	474	Erzina	—
Erdachse, s. Erde und Achse	—	Erzmannthos	—
Erdbeben	475	Erzschthon	—
Erdbeschreibung, s. Geogra-	—	Erz (Metall)	504
phie und Erde	476	Erz (von d. griech. <i>αργε</i>)	—
Erdbohrer	—	Erzählung	—
Erdbrand	—	Erzbischof	—
Erde	—	Erzgebirge	505
Erden	479	Erziehung	506
Erdenge	—	Erziehung (physische)	507
Erdferne	—	Eichen (F. A.)	509
Erdfette, Erdharze	480	Eichenbach (Wolfram von)	510
Erdgürtel, s. Erdstrich	—	Eichenburg (Joh. Joachim)	—
Erdmannsdorf (Friedr. Wilh.	—	Escobiquiz, Canonicus	511
Freiherr von)	—	Escorial (El Escurial)	—
Erdstrich, Erdgürtel, Zone	—	Efelsfeste	—
Erdzunge	481	Eslimors	512
Erebus	—	Esmerard (J.)	—
Eremt	—	Esoterisch	513
Erfahrung (Empirie)	—	Espagnolet	—
Erfahrung in der Arzneikunde	482	Espinasse (Julie de l')	—
Erfahrungsseelenlehre, s. Psy-	—	Esplanade	515
chologie	484	Espréménil (Jacq. Dubal v')	—
Erfindung	—	Esprit de vin	516
Erfurt	485	Esquire	—
Erhaben, s. Schön	—	Es (Carl und Leander van)	—
Erhard (Christ. Daniel)	487	Eßlingen, s. Aspern	—
Erich	488	Essenz	—
Erichthonius	—	Eclair (Ferdinand)	—
Eridanus	489	Essäer	518
Erimnen	—	Essen	—
Eriphyle	—	Essen (Hans Heinrich, Gr. v.)	—
Eris	490	Essex (Robert d'Essex, Graf	—
Erkältung oder Abkühlung	—	von)	519
Erkenntniß	—	Essig	520
Erklärung	491	Estaing (Jean Bapt. Charles,	—
Erlach	—	Graf von)	521
Erlangen	492	Este	—
Erlaubt	493	Estocq (Joh. Hermann v')	—
Ernährung	—	Estocq (Anton Wilhelm v')	522
Ernesti (Joh. August)	494	Estrées (Gabriele d')	523
Ernst I. (der Fromme, Herz.	—	Estrées (Louis César, Her-	—
z. Sachsen, Gotha u. Al-	—	zog von)	524
tenburg	459	Etappen	—
Ernst II. Ludwig, Herz. z.	—	Ethil	—
S. S. u. Altenb.	497	Ethnographie	—
Eroberung, Eroberungsrecht	499	Etienne, s. Stephanus	—
Eros	—	Etienne (Gyr. Guillaume)	525

titette	S. 525	Twig	S. 545
truria, s. Wedgwood	—	Twige Einkünfte, ewige Cam-	—
trurien, auch Pettrurien	—	pe, ewige Messen	—
ymologie	527	Twiger Friede	546
ucharistie	—	Trantheme	—
uclides	—	Trarchus, Trarchat	547
udämonismus, Eudämono-	—	Trception	—
logie	528	Traguer	—
udiometer	—	Trcommunication	—
ugen (Franz Eugen von Sa-	—	Trcussion	—
voyen, bekannter unter dem	—	Trcution	—
Namem Prinz Eugen)	—	Treregese	548
ugen Beauharnois	530	Trerquien	—
ule	531	Trerhaustion	—
ulenspiegel (Zim)	—	Treril	—
uler (Leonhard)	532	Trerorcismus	—
umeniden	533	Treroterisch	549
unomia	—	Treransion	—
unuch, Verschnittener	—	Trerplorator	—
upen	—	Trerpllosion	—
uphemismus	534	Trerponent	550
uphon	—	Trerposition	—
uphonie	—	Trerxtension	—
uphrat	—	Trertersteine	—
uphrosyne	—	Trer Boto	—
urhythmie	535	Trernt (Hubert u. Joh. von)	—
uripides	—	Trerlau (Schlacht bei)	—
uropa	537		
uropa und Europäer	—		
urōtas, s. Eacedāmon	542	F	652
urus	—	Fabel	—
urnale	—	Fabius Maximus (Quintus)	554
urndice	—	Fabliers und Fabliaux, s. d.	—
urnynome	—	Art. franz. Poesie u. Trou-	—
urnstheus, s. Hercules	—	badours	—
usebia	—	Fabre d'Églantine	—
usebius	543	Fabricius (Gajus)	—
ustachi (Bartholomäus)	—	Fabricius (Joh. Albert)	556
ustathius	—	Fabrik	—
uterpe	—	Fagade	—
uthanasia	—	Facette	557
utin	—	Fachingen	—
utropius (Flavius)	—	Fächler	—
va, s. Adam	544	Fackeltanz	—
valuation	—	Fac. Simile	—
van	—	Factor	—
vangelium	—	Factur	558
vergeten, Evergetā	—	Facultäten	—
viction	—	Faden	—
videnz	—	Fagott	—
volutionen	—	Fahne	—
volutionstheorie	—	Fahneneid	559
vremont	541	Fahrbüchse	—
wald (Johann)	—	Fahrenheit (Daniel Gabriel)	—

Falir	Seite	559	Fata Morgana	Seite	582
Falconet (Etienne)	—	—	Fatum	—	—
Falerner Wein	560	—	Fäulniß	583	—
Falt (Joh. Daniel)	—	—	Fauna	584	—
Faltenbeize (Kalkonirer)	561	—	Faunen	585	—
Falkiren lassen	—	—	Faust	—	—
Falklandsinseln	—	—	Faust (Th. Sp.)	587	—
Fall der Körper	562	—	Faustina	588	—
Fallgut, Fallehen	563	—	Faustrecht	—	—
Falliment	—	—	Favart	590	—
Falsarius	568	—	Farardo (Diego de Saavedra)	—	—
Falsch	—	—	Fanance	—	—
Falsches Licht	—	—	Fanette (Marquis de la)	591	—
Fallschirm	—	—	Fanette (Marie Magdelaine	—	—
Falset, f. Fiffel	—	—	Gräfin la)	592	—
Faltenwurf, f. Gewand, Dra-	—	—	Fea Carlo	—	—
perie	569	—	Febre (Franz Joseph Fe)	—	—
Falter	—	—	Feborius, f. Ponthheim	593	—
Fama	—	—	Fecialen	—	—
Familiaren	—	—	Fechtkunst	—	—
Familie	—	—	Feder	—	—
Familienrath	—	—	Federharn	594	—
Fanal	570	—	Federici (Camillo)	—	—
Fanatismus	—	—	Federkraft, f. Elasticität	—	—
Fandango	571	—	Feen, Feenmärchen	—	—
Fanfane	—	—	Fegeseuer	596	—
Fang	—	—	Fehde	597	—
Fantasse, Fanfasi, Fantom	—	—	Fehmgericht, f. Behme	—	—
Fantasma, Fantasmagorie	571	—	Fehrbellin	—	—
Farao, Faro	—	—	Feigen	—	—
Farbe	—	—	Feierlich	598	—
Färbekunst, Färberei	572	—	Feldgeschrei	—	—
Farben der Pflanzen	—	—	Feldmarschall, Generalfeld-	—	—
Farben zum Mahlen, f. Mah-	—	—	marshall	—	—
lerfarben	—	—	Feldmessen	—	—
Farbengebung (Colorit)	—	—	Feldschwacht	599	—
Farbenlehre	573	—	Felicitas	—	—
— göthische	575	—	Fellenberg (Philipp Emanuel)	—	—
Färbestoffe	—	—	Felloplastik	602	—
Farce	—	—	Felonie	—	—
Farinelli (Carlo Broschi)	576	—	Felsen	—	—
Farnese (Peter Alons)	578	—	Felude	—	—
Farnesischer Pallast	—	—	Fenelon (François de Salig-	—	—
Farquhar (Georg)	—	—	nac de la Motte)	—	—
Fasanerien	579	—	Ferdinand, römisch. deutscher	—	—
Fasces	—	—	Kaiser	604	—
Fasch (Carl Friedrich Chris-	—	—	Ferdinand IV. König. von	—	—
tian)	—	—	Neapel und Sicilien	606	—
Faschinen	580	—	— V. König von	—	—
Fasching, f. Fastnacht	—	—	Aragonien	607	—
Fasten u. Carnaval	—	—	— VII. (Mar. Franz)	608	—
Fasti	—	—	— (Friedrich Christ.	—	—
Fastnacht, Fastnachtsspiele	—	—	Ludwig)	611	—
Fatalismus	582	—			

ferdusi (Hassan Ben Sheriff- shah)	Seite 612	Figur, figürlich, figurirt, Fi- gurant, Figurine	Seite 641
ferre Champenoise	613	Filament	643
ferguson (Adam)	614	Filangieri (Gaetano)	—
fermate	—	Filet	—
ferment	—	Filial	—
ferne, s. Perspective	—	Filgrain = Arbeit	—
fernen	—	Filtriren	—
fernow (Carl Ludw.)	—	Fils	644
ferrohr (auch Perspectiv, Sehrohr) Telescop. und Tubus	617	Finale	—
feronia	619	Finanzwissenschaft	—
ferrara	—	Findelhäuser	646
ferro	—	Fingal	647
fersen (Arel Graf von)	620	Fingalshöhle	—
fescennische Verse	621	Fingersehung (Applicatur)	—
fesch (Cardinal)	—	Finiert:rrä	—
fes oder Fes und Marocco	—	Fink	—
fesler (Ignaz Aurelius)	622	Finkenstein (Carl Wilhelm, Reichsgraf von)	648
fest- und Feiertage	623	Finnen, Finnland	—
festigkeit	—	Finsterniß	649
feston	624	Finstere Kammer, s. Camera obscura	650
festung	—	Finte	—
fetfa	625	Firma oder Raggione	—
fetischismus	—	Firmament	651
fett	626	Firman	—
feuer	—	Firmeln oder Firmen	—
— (das griechische)	—	Firmian (Carl Jos. Graf und Herr von)	—
feuerbeständig	627	Fis	652
feuerdienst, Feuerverehrung	—	Fiscal	—
feuerflugel	—	Fisch	—
feuerland	—	Fischart (Johann)	654
feuerprobe	—	Fischbein	655
feuerspeiender Berg, s. Vul- cane	—	Fischerring	—
feuersteine	—	Fischhaut	—
feuersversicherung	628	Fischwaarenhandel	—
feuerwerkertunst	—	Fiscus	656
feuilleton	—	Fistel, Falsch	—
fevre (Robert Le)	—	Fistel (Krankheit)	—
fiacre	629	Fir	—
fibel	—	Firsterne	657
fiber, Fibern	—	Flach	658
fichte (Joh. Gottlieb)	—	Flächsen	—
fichtelberg	631	Flagellanten	—
fidalgo	—	Flageolet	659
fideicommiss	—	Flagge	—
fides	—	Flamändische, oder flämische Schule	660
fidibus	632	Flamen	—
fieber	—	Flämisch	—
fiedern, gestebert	637	Flamme	—
fiedling (Henry)	—	Flamsteed (Johann)	—
fiesco	638		

Flanke	Seite	661	Fluß oder Strom	Seite	682
Flasche (leybener oder elec-			Fluß	—	—
trische	—		Flußgalle	—	—
Flaschenzug	662		Flußgebiet	—	—
Flaßan	—		Flüssigkeit, Fluidität	—	—
Flau	663		Flüte die, das Flüttschiff	683	
Flarmann	—		Fluth, f. Ebbe	—	—
Flachier (Esprit)	—		Fluthen, Noachische Fluth	—	—
Flachten	—		Flunz, Flinz	—	—
Flack (Joh. Frdr. Verb.)	664		Flu, Fluë, Flui	684	
Flacken	—		Focus, f. Brennpunkt	685	
Fleisch, f. Nacktes	—		Föderativsystem	—	—
Fleisch	—		Foe, oder de Foe (Daniel)	690	
Flemming (Paul)	—		Foir (Germain François	—	—
Flesche	665		Poullain de Saint)	692	
Fletscher (John), f. Beau-	—		Folard (der Chevalier Char-	—	—
mont und Fletcher	—		les de)	—	—
Fleurieu	—		Folie (Blatt)	693	
Fleurus	666		Folio	—	—
Fleury (André Hercule de)	667		Folter, f. Tortur	—	—
Fleury (Claude), Abbé	668		Fonds (öffentliche)	—	—
Fleury	—		Fontaine (Jean La)	694	
Flibustiers	—		Fontainebleau	696	
Fliege	670		Fontana (Domenico)	—	—
Fliegenb.	—		— (Felix)	697	
Fliesen	671		Fontanelle	698	
Fließend	—		Fontanes (G. v. Riort Gr.)	—	—
Flinders (Matthew)	—		Fontanges (Herzogin von)	—	—
Flinte	672		Fontenay	699	
Flintenstein, f. Feuersteine	673		Fontenelle (Bernard le Bo-	—	—
Flintglas, oder Kieselglas	—		vier de)	—	—
Flittergold, Flittersilber,	—		Fontinalien	—	—
Flittern	—		Foot (Samuel)	700	
Flügel (Carl Friedrich)	—		Forbans	701	
Flor, Gaze	674		Forcellini (Egidius)	—	—
Flora	—		Forbyce (Georg)	702	
Florence	—		Forelle, die	—	—
Florentiner Arbeit	—		Forioso	—	—
Florentiner Pack	—		Forfel (Joh. Nicolaus)	—	—
Florenz	675		Form	—	—
Florétt	—		Formale	703	
Florian (Jean-Pierre Cla-	—		Formen (Joh. Heint. Sam.)	—	—
ris de)	—		Forstäl (Peter)	704	
Florida	676		Forst, Forstwesen	—	—
Florida, Blanca (Graf von)	677		Forster (Johann Reinhold)	708	
Floris (Franz)	678		— (Joh. Georg Adam)	710	
Flöße	679		Fort (Franz Jacob le)	714	
Flöte	—		Forfdauer nach dem Tode	715	
Flott	680		Forfe	716	
Flöß	—		Fortepiano	—	—
Flüchtigkeit	—		Fortification	—	—
Flühe (Nicolaus von der)	—		Fortiguerra (Niccolo)	717	
Flügel	681		Fortuna	—	—
Flurbuch	—		Forum	718	

Fossilien	Seite 719	Französische Sprache	G. 806
Forthergill (Johann)	—	— Staatskunst	808
Fötus	720	Französisches Theater	<u>814</u>
Fouché (Joseph)	721	Franzweine	<u>818</u>
Foulis (Robert u. Andreas)	725	Frascati	—
Fouqué (Heinr. Aug., Frei-	—	Frauen	<u>819</u>
herr de la Motte)	—	Fraueneis	<u>823</u>
Fouqué (Friedr. Bar. de la	<u>726</u>	Frauenglas	—
Motte)	—	Frauenhaar	—
Fouquier: Dinville (Antoine	<u>728</u>	Frauenlob (Heinrich)	—
Quentin)	—	Frauensommer	—
Fourcroy (Antoine François)	—	Frauenvereine	—
Fourier	730	Fräulein	<u>826</u>
Fox (Georg)	—	Frei égonde	—
Fox (Charles James)	<u>731</u>	Fregatte	<u>227</u>
Fracht	<u>735</u>	Freiberg	—
Fracastora (Giralamo)	736	Freibeuter	—
Fractur	—	Freibriefe (Lizenzen)	—
Fra Diavolo (Bruder Teufel	—	Freiburg	828
Fragmente (Wolfenbüttel-	<u>737</u>	Freicorps	—
sche)	—	Freidank	829
Fragonard (Nicolaus)	—	Freie Künste, s. Kunst	—
Fraiß, Fraisch, hohe Fraiß,	<u>738</u>	Freiesleben (Christ. Heinrich)	—
fraißliche Obrigkeit	—	Freie Städte	<u>830</u>
Franc	—	Freigeding, Freigericht, Frei-	—
François (von Neufchateau)	—	graf, s. Wehngericht	831
Frank	739	Freigelassene	—
Frank (August Herrmann)	—	Freigut	<u>832</u>
Frank	<u>743</u>	Freihafen	—
Franken	—	Freiheit	—
Frankenberg (Sylvius Fried.	—	— (kirchliche)	<u>833</u>
Ludwig, Freiherr von)	—	Freiheitsbaum	<u>837</u>
Frankenhausen	<u>744</u>	Freiherr (Baron)	838
Frankenweine	—	Freimaurer, Freimaurerbrü-	—
Frankfurt	—	derschaft	—
Frankfurt am Main	<u>746</u>	Freimüthige, der	850
— an der Oder	<u>747</u>	Freinsheim (Johann)	<u>852</u>
Franklin (Benjamin)	—	Freisasse	<u>853</u>
Frankreich	750	Freistatt	—
Franz von Assisi	<u>783</u>	Freiwilligen, die preussischen,	—
Franz L. König v. Frankreich	<u>784</u>	auch freiwillige Jäger	<u>854</u>
— II. — — —	<u>787</u>	Frejus	857
— L (Stephan) deut-	—	Fremdenbill, Alienbill	—
scher Kaiser	—	Freret (Nicolas)	—
Franz L (Jos. Carl) Kaiser	<u>788</u>	Fréron (Elie Catherine)	<u>858</u>
von Oesterreich	—	Fréron (Stanislaus)	859
Franz (Leopold Friedrich)	790	Fresco	—
Franzband	792	Freudenpferd	860
Franziscanerorden, s. Orden	—	Frena	—
Französisches Decimalsystem	—	Friaul	861
Französische Schule oder Mah-	<u>793</u>	Frickthal	—
lerei	<u>797</u>	Friction	—
Französische Musik	801	Friede	—
— Poesie	—	Friedensfürst, s. Alcubia	—

Friedensgerichte, Friedens-		Froschmäusler, s. Rollenba-	
richter	S. 861	gen	Seite 923
Friedensschluß, Friedens-		Frostableiter	924
unterhandlung	—	Frostig	—
Friedensschluß (die wichtig-	863	Frucht	—
sten)		Fruchtbringende Gesellschaft	925
Friedland (Schlacht bei)	874	Fruchtsüß	—
Friedland	875	Fruchtwein	—
Friederike (Sophie Wilhel-		Frühling	926
min.)	876	Frühlingnachtsgeleihe	927
Friedrich I. der Rothbart	—	Fuder	—
— der Gebissene	878	Fuentes	—
— VI. König von Dä-		Fuge	928
nemark	879	Füger	929
Friedrich Wilhelm (der große		Fugger	930
Churfürst)	880	Fühlhörner oder Fühlspigen	933
Friedrich III. (Churfürst von		Fühl- oder Sinnpflanze	—
Brandenburg)	883	Fulda	934
Friedrich Wilhelm I. König		Fulda (Friedr. Carl)	—
von Preußen	885	Fulton (Robert)	935
Friedrich II. (König v. Pr.)	887	Fundamentalbaß	937
Friedrich Wilhelm II. (König		Fundirte Schuld	—
von Preußen)	895	Fungiten	—
Friedrich Wilhelm III. (Kö-		Für und vor	—
nig von Preußen)	899	Furca oder Gabelberg	939
Friedrich Heinr. Ludwig (Pr.		Furcht	—
von Preußen)	907	Furchtbar	—
Friedrich Wilhelm Carl II.		Furien, s. Grinnyen	940
Kön. von Württemberg	910	Furioso	—
Friedrich (L. D.)	914	Fürst	—
Fries	915	Fürstenberg	943
Friesel	916	Fürstenbund (deutscher)	945
Friesen	—	Fürsten- oder Landschulen	947
Frigga	917	Fürwort, s. Pronomen	949
Frischlin (Nicodem)	—	Füselier	—
Frisirer	919	Fuß	—
Frist	—	Fuß (auch Fußton)	950
Fritta, oder Fritte	—	Fuß oder Schuh	—
Frohendienste	—	Fuß	951
Frohenleichenam	920	Fußwaschen	—
Fronde	921	Füßli	952
Frondsberg	—	Fußage	—
Fronte	922	Fusti	953
Frontignac	—	Fustians	—
Fronto	—	Futurum	—
Frontinus (Sextius Julius)	923		

Nachricht für die Herren Buchbinder. Um bei dem neuen und noch frischen Drucke das Abschwärzen zu verhüten, darf nicht versäumt werden, beim Schlagen zwischen jeden Bogen Maculatur zu legen. Ferner bittet man zu bemerken, daß von den zwei Titeln und dazu gehörigen Schmutztiteln, immer der eine oder der andere Haupt- und Schmutztitel zu cassiren ist, nach der beliebigen Bestimmung des Eigenthümers. Auf den gewählten Haupttitel folgt das Privilegium, dann der Text u. s. w.

Literarische Anzeigen.

Anzeige die „Zeitgenossen“ betreffend.

Zeitgenossen. Biographien und Charakteristiken.
No. VI. (ober II. Bandes 2te Abtheilung.)

Inhalt von No. VI.

Wilhelm I., König der Niederlande. Von J. v. Arnoldi. —
Ludw. Timoth. Freih. v. Spittler. Von R. F. v. Woltmann —
Gottfried August Bürger. Von O. R. L. — August Wilhelm Iff-
land. Von P—S. — Andeutungen zu Biographien und Cha-
rakteristiken der Zeitgenossen: — Erzherzog Johann von Oester-
reich. — Sulpiz und Melchior Boisseree und Johannes Ber-
tram. — Johann Gabriel Marquis von Chasteler. — Franz,
Freih. von Sager. — Anton Schneider. — Ernst von Pfuel. —
Joseph von Hammer. — Joseph Ludwig Stoll. — Anton Gram-
berg. — Friedrich Buchholz. —

Man bittet, die „Zeitgenossen“ keinesweges als ein bloßes Journal zu betrachten, sondern als ein biographisches Werk ersten historischen Charakters, welches für die Geschichte unserer Zeit die reichsten Materialien enthält, und sich von andern ähnlichen, von einem einzelnen Redacteur aus jedermann schon zu-
länglich gewesenen gedruckten Quellen der deutschen Literatur flüchtig compilirten Sammlungen, insbesondere auch dadurch auszeichnet, daß hier die Verfasser — größtentheils Helden unserer Literatur — in der Regel Männer sind, welche die Dargestellten genau aus eigener Anschauung gekannt haben oder kennen. Darnach ist auch vom Herausgeber die äußere Anordnung getroffen worden: die Hefen bilden Abtheilungen und vier solcher Abtheilungen machen einen zusammenhängenden Band mit Register. Eine erste Folge des Werks wird auf alle Fälle mit 6 Bänden geschlossen und als ein selbstständiges Ganze mit einem Repertorium begleitet seyn. Es gibt dreierlei Ausgaben. Auf Druckpapier kostet jede Abtheilung von 12—13 Bogen 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Kr. Auf Schreibpapier kostet sie die Hälfte mehr; und auf Velinpapier das Doppelte.

Die nächste Abtheilung dieses Bandes oder das VII. Heft wird unter andern enthalten;

Friedrich II., König v. Württemberg. — Leopold Friedrich Franz, Herzog von Dessau. — Franz, Freiherr von Sager Altensteig. — Ulrich Jasper Seezen. — Gallerie der Pariser Theater u. A.

Altenburg in Sachsen, den 21sten April 1817.

J. A. Brockhaus.

Anzeige wegen der Allgemeinen Medicinischen Annalen für das Jahr 1817.

Von den Allgemeinen Medicinischen Annalen sind die ersten 3 Monatshefte dieses Jahres erschienen. Sie verfolgen unverrückt die dieser Zeitschrift von dem Jahre 1816 an (das in Hinsicht ihrer eine neue Periode anhebt) gegebene umfassende Bestimmung: eine möglichst vollendete Darstellung des Zustandes der Heilkunde und der Heilkunst, wie sich dieser in der fortschreitenden Zeit darstellt, zu gewähren, und zugleich zu einem Vereinigungspunct zu Belehrung und Berständigung über wichtige Gegenstände der Wissenschaft und der Technik für Aerzte und Wundärzte, welche nach höherer Geistesbildung streben, zu dienen.

Es werden daher ferner, wie bisher, in dieser von nun an völlig regelmäßig erscheinenden Zeitschrift in den unterschiedlichen Ausgaben derselben, nach Maßgabe des ihr zu Grunde gelegten, und im Januarheft der Allgem. Mediz. Annalen 1816 ausführlich enthaltenen Plans, 1) neue medicinische Theorien, Ansichten, Erfahrungen und Vorschläge gewürdigt werden, 2) einzelne Theile der medicinischen Wissenschaft in eignen Aufsätzen Aufschlüsse und Bereicherungen erhalten, 3) die Früchte der neuesten wissenschaftlichen Cultur der Medicin in Auszügen aus in- und ausländischen Schriften gemeinnützig gemacht, 4) durch medicinisch-practische Beobachtungen und Bemerkungen aller Art eine lehrreiche Correspondenz unter den ärztlichen Kunstgenossen unterhalten, 5) Ideen, Wünsche und Vorschläge zu Abhülfe medicinischer Kunstgebrechen in ihr niedergelegt, 6) von neuen medicinischen Schriften literarische Anzeigen gegeben, und zugleich 7) vermischte literarische Notizen aller Art, wie auch 8) topographische, biographische und überhaupt Local- und persönliche Notizen, welche das ärztliche Publicum näher interessiren dürften, beigelegt werden.

Die noch wenigen Vorräthe der vollständigen Suite dieser dem laufenden Jahrhundert gewidmeten Zeitschrift können, so lange sie ausreichen, um die bisherigen Preise, nämlich von 1798, 1799 und 1800, als Einleitungszeitschrift, und 1801—1815 oder den drei ersten Quinquennien der eigentlichen Allg. Mediz. Annalen nebst Supplementen, in allem 19 Bände um 24 Thlr. (die Suite von 1806—1815 um 16 Thlr., und die Suite von 1811—1815 um 12 Thlr. bare Zahlung durch alle solide Buchhandlungen bezogen werden. Der Jahr

gang 1816 kostet, so wie der begonnene des Jahres 1817, 6 Thlr. 16 Gr., wofür ihn alle solide Buchhandlungen, so wie auch die nähern Postämter liefern.

Altenburg und Leipzig, den 26sten April 1817.

Brockhaus.

Verzeichniß derjenigen Artikel, welche im Laufe von 1817 bei F. A. Brockhaus in Altenburg erscheinen.

I. Fortsetzungen.

- * Pierers Allg. Med. Annalen des 19. Jahrhunderts für 1817. 6 Thlr. 16 Gr.
- * Olens Isis, (in Commission.) 6 Thlr.
- * Pierers Realwörterbuch der Anatomie und Physiologie. 2r Bd.
- * Zeitgenossen, vom 6ten Hefte an. Jedes Hest oder Abtheil. 1 Thlr.
- Conversations-Lexicon, 9r und 10r Theil.
- Urania für 1818.
- Venturini's Befreiungskriege. 3r Bd.
- von Schlieben, Elemente der Mathematik. 2r und 3r Theil.
- Deutsche Taschenencyclopädie. 3r und 4r Theil.
- Saalfelds, Friedr., allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit 1789. Zweiten Bandes 1. und 2. Abtheilung.
- * — — — — — Geschichte Napoleon Buonaparte's, oder Grundriß der Geschichte unserer Zeit seit dem Jahr 1796. Zweite ganz umgearbeitete Auflage. 2r Theil. 3 Thlr.
- * — — — — — Dasselbe. Zweiter Theil zur ersten Auflage. 16 Gr.
- * Bibliothek neuer englischer Romane. 5r. und 6r Theil. 3 Thlr.
- * Europäische Constitutionen in den letzten 25 Jahren, mit historischen Einleitungen. 2r Theil. 2 Thlr. 12 Gr.
- Dante, übersetzt von Kannegiesser und Hain. 3r Theil.
- Fortschritte der Nationalökonomischen Wissenschaft. 28 Bänden und folgende.
- Woltmann's Blicke und Berichte. 2r Theil.
- Simondi Literatur. 2n Bandes 2te (und letzte) Abtheilung.

II. Neuigkeiten.

- * Eschenmayer's, Kieser's und Rasse's Archiv für den thierischen Magnetismus. 18, 28 Hest u. Forts. Jedes Hest 18 Gr.
- Rosenmüllers, D. J. G., Handbuch eines allgemein-faßlichen Unterrichts in der christlichen Glaubens- und Sittenlehre, nach seinem christlichen Lehrbuche für die Jugend. In 2 Bänden. gr. 8.
- Depping, Sammlung alter spanischer Romanzen; mit einem Commentar.
- Petrarca's Leben von Fernow, mit Zusätzen von Hain.
- Petrarca, übersetzt von Prof. Carl Förster. 2 Theile.
- * Kriegsgeschichtliche und Kriegswissenschaftliche Monographien aus der neuern Zeit. 6ter Theil, mit 3 Plänen und 1 Bign. 2 Thlr. 16 Gr.

- * Sedendorf, G. von, Grundzüge der philos. Politik. 20 Gr.
 Rötke, D. F. A., das Jahr 1517 oder Geschichte der Reformation.
 Handbuch der ital. Poesie, von Ludw. Hain. 2 Bände.
 M. Ebert, bibliographisches Lexicon.
 Opiz, Gemählde von Paris. In 24 Blättern, mit einem Commentar.
 * Curt Sprengel, Geschichte der Botanik, fortgeführt bis auf die
 neueste Zeit. In 2 Bänden. Erster Band mit 3 illum. Kupfern.
 2 Thlr. 16 Gr.
 * Tagebuch eines reisenden Gallo-Amerikaners über England.
 2 Theile. Erster Theil mit 3 Kupf. 2 Thlr.
 Handbuch der classischen römischen Poesie, von Prof. Messer-
 schmidt. 2 Bände.
 Handwörterbuch über Handlungs-, Comptoir- und Waaren-
 kunde, mit einem Anhang, Literatur, Buchhaltungs-
 kunde, Formulare und ein Europäisches Handlungs-
 Adreßbuch enthaltend. 2 Bände.
 Europa's Gestaltung. Erste Abtheilung: Europa im Jahre 1792.
 Mit einer historischen Karte.
 Meineke, technologisches Hand-Lexicon.
 * Schottische Lieder und Balladen von Walter Scott. Ueber-
 setzt von Henriette Schubart. 1 Thlr.
 Kreyßig, D. und Hofr., Klinisches Handbuch.
 Neue Sammlung der classischen Dichter Italiens, mit Commen-
 taren, besorgt von Ludw. Hain. (im Wetsteinschen Format)
 Supplemente zum Conversations-Lexicon.
 * Chateaubriand, Souvenirs. Neue Aufl. 1 Thlr. 3 Gr.
 * Isidorus, Rosengarten, enthaltend romantische Dichtungen und
 Märchen. In 2 Theilen. Erster Theil. 1 Thlr. 16 Gr.
 * Gemmen, erläutert von Arthur v. Nordstern. gr. 4. 1 Thlr.
 Böttiger, Chr. Aug., Vorlesungen und Aufsätze zur Alterthums-
 kunde. Erster Band mit 6 Kupfern.
 — — — Die Dresdner Antiken-Gallerie.
 Murhard, D. Carl, Theorie des Geldes und der Münze.
 Schopenhauer, Johanne, Reise an den Rhein, im Sommer des
 ersten friedlichen Jahres.
 Jeanne d'Arc. Tragödie in Tamber. In 5 Akten. Von Wezel.
 Mit einem Kupfer.
 Der Traum und das fieberhafte Irreseyn. Von D. G. F. G.
 Greiner.
 Weimarische Nächte.
 Das Heer von Inner-Oesterreich unter den Befehlen des
 Erzherzogs Johann im Kriege von 1809, in Italien, Tyrol
 und Ungarn. Von einem General-Officier des K. K. General-
 Quartiermeister-Stabs.
 Histoire de l'Economie Politique. 2 Vol. (Ist ein Ori-
 ginalwerk.)
 D. und Prof. Puchelt, medizinisch-chirurgisches Handwörterbuch.
 In zwei Bänden.
 * Preußen über Alles, wenn es will. Von einem Preu-
 ßen. 20 Gr.
 * Mahnung der Zeit an die protestantische Kirche u. s. w. 8 Gr.
 J. von Arnolbi, historische Denkwürdigkeiten. 1r Bd.
 * — — — Wilhelm I., König der Niederlande. (Aus den
 Zeitgenossen abgedruckt.) 8 Gr.

- * Friedrich II., König von Württemberg. (Aus den Zeitgenossen abgedruckt.) 8 Gr.
- John's Handwörterbuch der allgemeinen Chemie. 1r Theil, mit 5 Kupfern.
- * Gernar's Reise durch Dalmatien und das Gebiet von Ragusa. Mit 9 illum. Kupfern und 2 Charten. 2 Thlr. 16 Gr.

Conversations-Lexicon. Vierte privilegirte Auflage. I—VIII. auch unter dem Titel: Allgemeine Handwörterbuch für die gebildeten Stände. In 10 Bänden. I—VIII. Bd. (Wird zur Jubilate-Messe in drei Ausgaben fertig.)

NB. Die mit einem * gezeichneten Artikel waren bis zum 30sten Juni an alle deutsche Buchhandlungen versandt.

E r k l ä r u n g.

Die von mir in der Beilage zum Oppositions-Blatt No. 23. vom 24sten März geforderte Erklärung, über die dem 4ten Bande des Macklot'schen Nachdrucks des 3ten Aufl. des von mir herausgegebenen Conversations-Lexicons vorgedruckte Anzeige, gebe ich bereitwillig mit Folgendem:

Macklot in Stuttgart machte im verwichenen Jahr den Anfang, dieses Werk nachzudrucken. Eine von mir eingeleitete Unterhandlung zur Unterdrückung oder Beseitigung des Nachdrucks hatte keinen Erfolg, denn die Unternehmung war nicht bloß aufs Gerathewohl angefangen, sondern der verstorbene König von Württemberg hatte nach seiner Ansicht, daß der Nachdruck eins der heilsamsten und für die Aufklärung eines Volks ersprießlichsten und fruchtbringendsten Mittel sey — (welche Ansicht noch jetzt einzelne königliche Räte theilen, die in Fleischhauer, Macken, Schmieder und andern dieser Spießgesellen die vorzüglichsten Hebel für die Volksaufklärung in ihrem Lande finden) — dasselbe förmlich in Schutz genommen und darüber ein Privilegium gegeben.

Bei dieser Lage der Sachen, und da sich nicht erwarten ließ, daß M. aus reinmoralischen Rücksichten auf die Vollenbung der von ihm einmal unter Autorisation der Geseze seines Landes begonnenen weit-schichtigen Unternehmung verzichten oder sich zu einer Entschädigung verstehen würde, blieb mir als Privatmann nichts übrig, als nach den Umständen zu handeln, um wenigstens einem wiederholten Nachdruck vorzubeugen, und die Unternehmung wieder ganz in meine Hände zurückzubringen.

Die Möglichkeit dazu fand ich in dem Königl. Württembergischen Geseze über den Nachdruck selbst, in welchem bestimmt ist, daß eine neue wesentlich verbesserte Aufl. eines Originalwerks, wenn auch dessen vorhergegangene Aufl. im Württembergischen mit Privilegien nachgedruckt ist, ein neues Privilegium erhalten kann. Eine solche wurde also von mir veranstaltet und ich erhielt darüber von Sr. jetzt regierenden Königl. Majestät unterm 14ten Jan. d. J. ein Privilegium auf 6 Jahre.

Dieses Privilegium über meine neue vierte Aufl. hob aber Macklot's früheres Privilegium für den Nachdruck der dritten Aufl. nicht auf, indem ausdrücklich bestimmt wurde, daß er solche

müsse vollenden dürfen und können. Allein — ich konnte meinerseits durch Aufopferungen und verschiedene Maßregeln Maclot'en, der erst bis zum vierten Bande mit seinem Nachdruck vorgerückt war, seine Continuationen abzuschneiden, die Fortsetzung seines Unternehmens dadurch zu hemmen oder doch zu stören suchen und ihn wahr- scheinlich in bedeutenden Schaden bringen.

Indem ich ihm diesen meinen Entschluß bei meiner persönlichen Anwesenheit in Stuttgart mittheilte, entstanden Unterhandlungen zwischen uns, die zur Folge hatten, daß ich auf diese meine Pri- vatgenugthung Verzicht leistete, wogegen Maclot mir ei- nen Theil meiner seitherigen Honoreare ersetzte und nach Verschleiß seiner gemachten Auflage auf eine Wiederholung derselben verzichtete, auf welches Arrangement ich aus hier nicht weiter zu entwickelnden Klugheitsgründen einging und um so mehr eingehen konnte, da das Publikum selbst auf keinerlei Weise dabei beeinträchtigt wurde, oder dabei Interesse hatte.

Es war bestimmt, daß vor dem 4ten Bande des Nachdrucks von mir über diese Verhältnisse dem Publikum mit Discretion Nachricht gegeben werden sollte. Anstatt aber meine zu diesem Endzweck ein- gesandte Anzeige abdrucken zu lassen, hat Maclot eine das Publi- cum allerdings irre führende Anzeige der meinigen substituirt, wes- halb ich auch gleich nach Einsicht derselben mich beeilt habe, solche durch eine in die vorzüglichsten deutschen Blätter eingerückte Erklärung vom 15ten März zu berichtigen. Wenn Maclot unser Arrange- ment in seiner Anzeige ein freundschaftliches (richtiger hieße es ein gütliches) nennt, so kann er dies nur in so fern, als es die Folge von Privatverhandlungen gewesen und nicht im juristischen Wege erzwungen worden ist, weil dieser Weg nicht eingeschlagen werden konnte. Indessen wollen wir billig genug seyn zuzugestehen, daß wenn der Raub eines Eigenthums den Beraubten auch zur bittersten Beschwerde gegen den Räuber führen darf, ja zu Scheltworten gegen ihn führen kann, — doch jene Regierungen, welche den Raub auto- risiren, und selbst in Schutz nehmen, weit mehr anzuklagen sind, als die einzelnen Individuen, die das Landesgesch für sich haben, welches dann ihr moralisches Unrecht wenigstens zu einem bürgerlichen Recht stempelt.

Ich habe von diesem allen in der Vorrede zur 4ten Auflage, die auch als „Bericht“ besonders abgedruckt und in allen deutschen Buchhandlungen einzusehen und gratis zu erhalten ist, umständ- liche Nachricht gegeben, worauf ich mich hier fürs weitere beziehe.

Hoffentlich wird sich der deutsche Bundestag bald mit den Rech- sen der deutschen Verleger und Schriftsteller beschäftigen; auch darf man es von Sr. Majestät dem jetzt regierenden Könige von Württem- berg erwarten, daß er diesem schändlichen, vorzüglich in seinem Staate eingenisteten ehrlosen Nachdruckergewerbe mit Kraft entgegenzutreten werde, besonders da andre Staaten die Württembergischen Untertha- nen (wie sich in Preußen Gotta gegen Spitz dieses Schutzes zu erfreuen gehabt hat) in ihrem Eigenthume ungetränkt erhalten — und sich nicht denken läßt, daß er die unwürdigen Ansichten der vori- gen Regierung darin theilen wolle. — Baden wird dann wohl auch folgen und dadurch dem Nachdruckergewesen in den Staaten des deutschen Bundes größtentheils gesteuert seyn.

Altenburg, den 15ten April 1817.

Brockhaus.

